

Zulus.

Eine

Lebensgeschichte

aus der Zeit.

Von

S. A. Märker.

Berlin, 1829.

Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

MONACENSE

Der Widerspruch, in den ein dichterisches Gemüth mit der äußerlichen Gestaltung der Dinge tritt, hat sich besonders in unsern Tagen an manchem traurigen Beispiele gezeigt. Daher waren uns die Briefe und das Tagebuch eines jungen Mannes, der diesen Kampf erlegen ist, von besonderem Interesse, und indem wir beides in einander verwebten, wie es Zeit und Stimmung herbeigeführt zu haben scheint, und die Lücken, nach eingezogenen Nachrichten, so gut als möglich, durch unsere Erzählung ergänzten, glaubten wir vielleicht hie und da Theilnahme zu erwecken. Viele Aeußerungen stehen abgerissen da, und wir konnten den Ereignissen, durch welche sie herbeigeführt sind, nicht mehr auf die

Spur kommen; doch klingen sie wohl bei manchem an, und wir mochten auf keinen Fall auch nur ein Wort eines Mannes unterdrücken, der sich das hohe Ziel gesteckt hatte, unserer Zeit die ihr gehörende Richtung zu geben. Es ist ihm nicht gelungen, und schmerzlich müssen wir es beklagen; aber seine Worte ermutigen und erregen vielleicht manchen, dem Ziele nachzustreben, und auszuführen, was ihm nicht vergönnt war; vielleicht erhebt sich über seinem Grabe die Sonne eines schöneren Tages.

Erste Abtheilung.



..... den 8ten März 182.

Wüßte ich nur, liebe Wilhelmine, was sich in mir regt, was mich unfähig macht, irgend etwas außer mir zu ergreifen! Meine Augen sind blind, meine Ohren hören nicht, wie ein scheues Wild irr' ich in den Wäldern. Stundenlang sitz' ich oft ohne mich zu regen, sehre dann plötzlich auf wie ein Fieberkranker um Mitternacht, und mir dünkt, ich käme aus einer fernen Welt. Wortesungen kann ich gar nicht mehr besuchen; mich erstelt das Wesen an. Von der Höhe des Lehrstuhles wird mir die Weisheit zugeworfen, die ich nicht mag. Costlose Worte. Wie eifrig ging ich daran, wie vertrauensvoll schrieb ich! Erwarte nur das Ende, sagte ich mir, wenn sich mein Innerstes dagegen regte, — nun ertrag' ich es nicht länger. Menschen suche' ich und finde Steine; mein Herz erstarrt an dem Eise. Die

kann ich es gestehen, Schwester; hier möcht' ich es keinem sagen, die gläubigen Schüler ächteten mich. Keulich wagt' ich meinem Nachbar einen Zweifel ins Ohr zu flüstern; er stierte mich an wie einen Wilden und schlang gierig weiter. Als er sich voll gesogen, blickte er mittheilend lächelnd auf mich, und eilte von dannen. Unbegreiflich ist mir nur, wie sich ein Mensch so opfern kann, noch unbegreiflicher freilich ist ein Moloch, der sich solcher Opfer erfreut. Du weißt, mit welchen Gefühlen ich Dich das letzte Mal verließ, wie ich mein Haupt emporhob, daß ich würdig war, als Jünger einem Meister nachfolgen zu dürfen. Ich hatte im Anfange wirkliche Achtung vor der Hohenheit, kaum wagt' ich die Augen den Worten entgegen zu heben. Jetzt sag' ich mir: das kann es nicht sein; diese Härte, diese Starrheit, sind sie menschlich? Wär' ich nur bei Dir, Du Geliebte, da fühlte' ich doch ein warmes Herz an dem meinigen schlagen. Danach seh'n' ich mich, 'saß möcht' ich sagen, zum ersten Male. Ich hab' ein Verlangen nach einem Menschen, daß ich eine Laterne anzünden möchte ihn zu suchen. Dieses Geschlecht ist herzlos, aber sein Loos wird ihm werden.

Meine wenigen Bekannten seh' ich selten, ich habe ihnen nichts zu sagen. Einer scheint an mir zu hängen, er möchte mich gern bewundern, und da hab' ich den guten Jungen so unsanft zurückgewiesen, daß er mich fast unter Thränen verließ. Mir that es leid einen Augenblick; er wäre für mich durch's Feuer gegangen, und ich muß ihn von mir stoßen.

Wenn Du vor mir stehst, Wilhelmine, im lichten Kleide, wie der Mond, wie kommt es, daß ich da aller Schmerzen vergesse? Mir ist, seitdem ich es vermocht die Feder anzusehen, so wohl, daß ich nicht begreife, was mich beunruhigen konnte. Wenn Du bei mir sein könntest, es wäre mir besser.

Julius.

Die Ruhe der Nacht, ein Spaziergang in die frischen Felder haben mich wunderbar gekräftet. Ich fühle eine selbständige Kraft in mir; alles Fremde wäre mir unerträglich.

Eine Familie erhalten, seinen Kindern Vater sein — Vater, dein Brief hat mich gelehrt, was das heiße! Meine Augen fielen auf die unvollen-

der zurückgelegten Hefte. Siehe auf ihn, sag' ich mir, rechtfertige sein Vertrauen.

Kann ich? Woher dieser Silberflocke? Ich möchte selbst etwas sagen, nur weiß ich, nicht was; oder etwas ist es. Was mir gesagt wird, ist es nicht.

Sollte denn alles, alles schon da gewesen sein? Ich auch? Wozu erschein' ich noch einmal? Irgend etwas müßte sich doch finden, was noch keiner gesagt, irgend etwas, worin ich original wäre. Der Eine ist es im Thun, vielleicht bin ich es im Leiden.

Diese Thränen, in denen ich mich überrasche, diese Wehmuth! mir ist wie dem Kern in der Schale. Er fühlt eine Sonne, und müht sich umsonst, jene zu durchbrechen. Ich rege mich, rüttele mich, und versinke dann wieder. Ein Wogenstoß hebt mich und fast bewußtlos bin ich der alte.

Siehe die Morgensonne, höre wie die Lerche ihr entgegen steigt, singe ein Lied!

Die Sonne geht auf, wo bleibt der Tag?
Ich zünde Licht an, es leuchtet nicht. Wo ist
meine Sonne, mein Tag? In der Brust wogt
ein Meer, es schlägt gegen die Felsen und zer-
schellt das schwankende Herz.

Hätt' ich nur ein Mittel auszudrücken, was
ich nicht weiß, zu sagen, was ich nicht kann!
Ein Gemälde fängt an, mir deutlich zu werden;
ihm fehlt Wort und Musik, wie mir. Da hab'
ich ein Bild eines geschlagenen Kaisers im nächt-
lichen Bidouat, das sagt mir zu, und es thut
mir wohl, daß ich es wiederfinde, wie ich es ver-
lassen. Wie im Traume lauf' ich, daß ich durch-
näht bin, und kann nicht von der Stelle.

Die Stetigkeit eines Gemäldes ist mir höch-
lich unangenehm; Musik, Fortschritt will ich.
Wenn ich in höchster Bewegung im Zimmer auf
und ablaufe, sehen mich meine Bilder immer mit
denselben ruhigen Gesichtern an. Ich mußte sie
heut alle umkehren. Ein Schlachtfeld, einen
bethlehemitischen Kindermord wüß' ich ertragen,
und kaum giebt es ein Bild für dieses Treiben.
Die Malerei vermag es nicht. Da find' ich eine

Beethoven'sche Symphonie angekündigt, eben ist es noch Zeit; ich fühle sie schon.

Den 13ten März. Abends.

Einmal leben wir nur, und sollten nicht das Höchste erstreben! Einmal haben wir uns nur, und wir sollten nicht alles an uns setzen! Rein, Schwester, zur Bescheidenheit sind wir nicht geboren; wir können und sollen das Höchste wollen, was uns zu Gebote steht. Wenn ich im guten Glauben die alte Straße fuhr, und plötzlich höre, Columbus schiffe, eine neue Welt zu entdecken, soll ich ihm nicht folgen? War er unräthlich am Versuche gescheitert? Das Ei steht, im Westen liegt ein Land, auf rüestet euch! Ich stimme dem nicht zu, was mir neulich ein Lehrer sagte, das einmal Gefasste müsse man fest halten. Siehst Du wohl, wie das jüdisch ist! Bis auf das Blut lasse ich mich peinigern, gehe lieber zu Grunde, eh' ich dem Hergebrachten entsagte. Ehre dem Acker gebührt, ich will nichts gegen diese Beharrlichkeit sagen; Brutus bleibt ein ehrenwerther Mann. Wer sich aber dem neuen Lichte anschließt, wer sich auch nur nach ihm sehnt, ist er es minder? Ist ein Prophet nicht auch etwas?

Swar er hat nichts, und er weiß nichts; aber in seinem ahnungsvollen Dunkel fühlt er den jetzigen Mangel, und verkündet laut den Erbsfer. Niemand hört ihn, das gehört eben dazu. So möchte ich Dir mein Inneres schildern. Ungewissheit, Leere, aber Vertrauen, es wird kommen. Gebe nur der Himmel, daß ich es erlebe, und daß ich vertraue bis an das Ende.

Mit meinem Stubensitzen ist es jetzt aus; Dein fleißiger Julius ist ein Landstreicher geworden, und die Wirthe der Umgegend sind schon gesprächiger. Ein Plätzchen ist mir vor andern werth geworden, ein einsames stilles Plätzchen, mitten in den Bergen. Wie es mir nur so lange verborgen bleiben konnte! aber die Augen sehen nicht, nur der Sinn.

Zum Thore hinaus zieht sich eine junge Akazienallee, die ich jeden Morgen wie junge Krieger begrüße; so herrlich stehen sie da, bereite den Blätterharnisch gegen den ersten Sonnenstrahl anzulegen. Sie begleitet die Straße eine halbe Stunde weit, und wenn ich sie verlasse, ist mir wie einem Mädchen, das ihre Gespielen um den Mann verläßt. So wehmüthig geh' ich durch einige Dörfer bis nach Morbach, am Fuße eines

sich weit verbreitenden Bergrücken, der die Stadt im Westen und Süden umschließt, und die herrlichsten Ausichten auf sie, denweiten Strom, und in die fernern Ebenen gewährt. Mein Weg richtet sich nach dem jedermann offen stehenden fürstlichen Garten, und freilich nicht auf der gepflasterten Straße, sondern durch ein Hinterpförtchen bin ich gleich mitten unter den großväterlichen Bäumen. Von dort winden sich die Steige dem Berge entgegen, und hoch oben öffnet sich gegen den Felsen ein einsamer Gang. Als ich das erste Mal davor stand, zweifelte ich einen Augenblick, und folgte dann dem schmalen oft schroffen Pfade fast dreiviertel Stunden aufwärts. Irrendwohin muß er dich führen, und ich fand mich oben zwischen den Bergen auf einer Meierei. Ein Mädchen öffnete die Gartenthür, fragte, wo ich mich niederlassen wollte; jung, mit lebhaften Augen, wer hätte sich nicht von ihr führen lassen? Ich setzte mich, wo ich einen Blick auf die fernern Schneekuppen hatte, erquickte mich an der frischen Milch, und ließ mir von Ranny erzählen. Sie sei hier zur Unterstützung ihrer Pflegeältern, komme selten nach der Stadt, und auf sich beschränkt, sei ihr manchmal recht einsam, wenn sie

nicht ihre Kühe und ihre Blumen hätte. Der Ort ist wenig besucht, und ich gehe selbstem oft hinaus, schon mit dem Tage. Du glaubst nicht, wie wohl es mir ist, da zu sitzen, in zwei Mädchenaugen zu blicken, ihre Blumen begießen zu helfen, und von der Welt nichts zu erfahren. Wie eine Arche liegt diese Meierei, und jene soll ja auch auf einem Berge gelandet sein. Sem, Ham und Japhet des Alten Edhne, sind ausgezogen nach allen vier Winden; ihm kann ich es nicht verdenken, daß er darin sterben will. Seine Frau mocht' er begraben, äußerte er, sie erträgt es nicht. Nun hab' ich ihm aber die Geschichte von Philemon und Baucis erzählt, wie sie an demselben Tage die Puth der Götter erfahren. Dem alten Manne traten die Thränen in die Augen; er rief seine Mutter, ich mußte es wiederholen. Zwei Stämme aus einer Wurzel, sagte diese, und drückte dem Waldmeister die Hand. Nanny wollte zur Quelle werden unter ihrem Buße.

Bin ich nicht ein Glied meines Volkes, trag' ich es nicht in mir? Bin ich nicht ein Mensch, trag' ich nicht die Menschheit in mir? Und es

sollte mir genügen nur zu lernen, was andere gewesen? Aber kann es, ohne selbst etwas zu thun?

Mein Vater klagt, ich habe die Empfehlungsbriefe nicht abgegeben. Was soll ich dunkler Mensch bei den Leuten? Wenn ich diese Ruhe, diese Klarheit überall sehe, werde ich irre an mir, überrede mich wohl gar, es sei Thorheit mit diesem wirren Streben, ich müsse nur zusehen. Spricht dann vollends die Eitelkeit mit, daß ich doch auch nicht grade vernachlässigt sei, und hier und dort wohl manchen Kellern übersehe, so renne ich erst gar hinein. Alle Blindheit ist mit einem Male zurückgelehrt, und es kann mich rasend machen, daß ich in den Tisch hineinkrage, — da, da muß es liegen!

Etwas ist es, ja es ist etwas! aber was? und wie? und wo? Ich verzweifelte daran.

Fehlt mir in der That ein Sinn? Wenn ich etwas unternommen, ist es mir gelungen; andere haben sich bei mir Rath, Belehrung geholt, und

ich bin hohl wie eine Seifenblase, und willenlos wie ein Kind.

Meinem Volke muß ich etwas sein, eine Säule am Tempel seines Ruhms. So viel ist mir zum Bewußtsein gekommen; nachbeten kann ich nicht.

Ich pflegte sonst wie die Pythagoräer am Abende Rechnung zu ziehen, jetzt wüßte ich nicht wie. Meine Vergangenheit gilt mir nichts, eine Zukunft habe ich nicht, vom Jetzt weiß ich nichts. Auf die einfache Frage, was will ich? finde ich keine Antwort; und doch will ich etwas, und etwas sehr Bestimmtes; in keinem Gegebenen erkenn' ich mich. Auf heute hatt' ich gehofft wie auf den Tag der Erlösung, und hatte darauf mein Alles wie auf eine glückliche Karte gesetzt. Thöricht sagte mir eine Stimme, merk' auf das erste Wort, das dir entgegenklingt, und dieses Wort war: Ich!

Ich? ich? das ist ein verzweifelltes Wort; so nichts sagend, so allbe deutend. Wer kann sagen: Ich? Eine wunderbare Kraft liegt in dem Worte. Wie ich es ausgesprochen, fühl' ich mich erfüllt,

fühlte darin mein ganzes Wesen bis in die Fußspitzen zusammengefaßt. Das Wort giebt mir Kraft wieder unter die Menschen zu treten. Ich fühlte eine unenbliche Sehnsucht, mein Ich zu betheiligen.

Briefe von Vater, Mutter und Schwester. Ihr Lieben, Guten, jetzt kann ich euch hören; ich habe für mich, für euch alle den Mittelpunkt gefunden in dem allmächtigen Ich.

Nachts.

Mich will ich, mich, ruf' ich fast sinnlos, und ich weiß nicht, was ich will. Die Br'ese hatten mich erquickt, froh will ich an das Werk gehen, da steh' ich, weiß nicht an welches. Was will ich? thut es aber und abermal, daß ich mich in den Schlaf vertriebe; umsonst, das Wort will Antwort; Gott, und ich habe keine!

Ich kann nicht zurück; weiter, weiter! Irrendwo muß es sich finden.

Man erzählt viel von einem Doppelgänger. Fände ich doch den meinen, daß ich fragen könnte, ob er weiß, was ich will.

Den 18ten März.

Da bin ich wieder, geliebte Wilhelmine, von einem Auszuge nach J. zurückgekehrt, den ich, wer weiß wie, gemacht habe. Meine Unruhe ließ mich nicht rasten, noch in der Nacht nach Deinem Geburtstage trieb sie mich zum Thore hinaus. Zwei Stunden eilte ich unaufhaltfam fort, hab' nete eben der Wirth in Sichterthal seine Thüre. So früh schon bei uns, junger Herr, begrüßte er mich, gleich werd' ich für Caffee sorgen. Die Nacht war sehr frisch. Wer konnte dem ausweichen? ich trank ihn auf dem Balkon, der nach der fernern Stadt blickt. Wie ein Kerker lag sie im Morgennebel; mir war wie einem entronnenen Gefangenen. Frei athmet' ich auf, es wäre mir unmöglich gewesen zurückzukehren; sie ist das Grab aller Freuden, wer kann in ihr gedeihen? So eilt' ich davon, fort und fort in verschwimmender Seligkeit, bis ich am Abende sechs Meilen von M. sehr ermüdet in P. anlangte. Nach länger Zeit genoss ich einmal wieder eines köstlichen Schlafes, und frisch setzt' ich am nächsten Morgen den Wanderstab weiter bis nach J. Alles blühte und grünte in mir, ich wußte nicht, was mir je habe fehlen können; so wohl, so leicht

war mir nie gewesen. In H. fiel mir ein, ich sei in der Nähe unseres Betters, der mich wiederholt auf sein Landgut eingeladen, und bald war ich auf dem Wege und dort. Oben fuhr er mit Frau und Kindern in den Hof, als ich eingetreten ihn begrüßte, und fast ehe ich mich namhaft gemacht, am Gesicht erkannt wurde. Alle hießen nun den neuen Beter willkommen. Einige Tage hatt' ich in dieser glücklichen Häuslichkeit zugebracht, da sollte ich meinen Frieden wieder gestört sehen: sie haben ja was ich vergeblich suche, wonach ich renne und laufe, ohne es zu erfassen.

Ich konnte mich nicht niederlegen, schrieb dem Beter, und fand die Sonne schon hinter dem Eichwalde, der sein Gut vom nächsten Dorfe trennt. Alle Leere war plötzlich zurückgekehrt, kaum wagt' ich die Augen zu erheben, kaum in eine Gaststube zu treten. Nicht Regen, nicht Sturm hielten mich auf, ich freute mich des sendenden Betters und war glücklich genug, in finsterner Nacht die Stadt und mein Haus erreicht zu haben. Immer bin ich noch auf demselben Punkte. Könntest du dies Herz sehen, Wilhelm! Himmel, wie wird das enden?

* * *

Wenn es nur Nacht bliebe, bis es auch für mich tagt! Nur in der Nacht wag' ich mich aus dem Hause, scheu entweichend vor jedem Menschen; man sollte mich für einen Dieb halten. So irre ich nächtlich durch die Berge; nichts schreckt mich, alle Schauer wohnen in mir.

Gäbe mir nur jemand zu thun, forderte mich zu irgend etwas auf, ich wüßte es festhalten, wie der Schiffbrüchige die letzte Planke.

Unglück macht mich neidisch, grausam. Aus dem Herzen eines andern könnt' ich den Kern wühlen, der mir fehlt, rauben könnt' ich die Feder, die meinem ganzen Wesen Spannkraft geben sollte, wüßte ich sie nur zu finden.

Was sollte mir gelten, der ich so nichts bin, und so nichts? Was ist dem Verzweifelden heilig? Davids trieb der Hunger zu den Schaubroten.

Es kommt in der That nicht darauf an, was man wählt, wenn man nur Eins hat. Daran

liegt es, ohne Scrupel Eins zu erfassen, und zu leben so gut es gehen will. Allen Verirrungen aber zu entgehen, ist Bestimmwerden das Beste. Die vielen wird es, eine freie Wahl glücklich zu Ende zu führen, und wer dankt es ihnen?

Ohne den Willen ist nichts. Alles gesät ohne ihn, wie er alles sammelt und erseht.

Unrecht schadet weniger als Unentschiedenheit.

Den 20ten März.

Ich will, liebe Schwester, und ich will mich! Das will wenig sagen. Ueber die rohe Menge erhebt mich mein Geist; sein Adlerflug hat kein Felsenest, und ermattet sink' ich auf den Boden. In mir fühl' ich eine Kraft, eine Welt zu bewegen; ich finde keinen Punkt den Hebel anzusetzen. Gebt mir einen festen Punkt außer der Erde, sagte Archimedes, und ich hebe sie aus ihrem Angeln. So fühl' ich, was geschehen könnte, ich ahne was geschehen muß und vermag kein Ueb zu regen. Ich lebe mit den Helden aller Zeiten, könnte Alexander, Cäsar, Napoleon wie meine Brüder umarmen, dazu fühl' ich mich groß; und

such' ich nun, was mich würdig macht neben ihnen zu stehen, schwind' ich pldglic in ein Nichts zusammen, und liege wie ein Sklave zu den Füßen Dschingis-Chans. Was verbindet diese Pole? Meine Welt liegt noch im Chaos, Nord und Süd haben sich noch nicht geschieden, der Nabel fehlt ein fester Punkt, und der Schiffer ist dem Winden preis gegeben. Wieb's eine größere Qual als das Höchste zu wollen und nichts zu können, mit einem Sinne begabt zu sein, den nichts unterstüzt? Kergeres hat Cassandra nicht gelitten, schmerzlicher können die Götter keinen strafen. Warum habt ihr mir den Geschmack an dem Gewöhnlichen verleidet, ohne mich einen Ersatz finden zu lassen? Hiel dem Kinde, das sehnend nach dem Himmel blickte, ein Nektartropfen auf die Lippen, daß irdische Speise ihm nicht behagt? Vielleicht wollt ihr an mir ein warnendes Beispiel geben; wehe, daß gerade mich eure Wahl traf!

So weit, meine Schwester, ist es mit mir gekommen. Warum fehlt mir der Trost deiner Briefe?

* * * *

Nicht vorübergehenden Klang erstreb' ich, nicht den Beifall der Menge, sie hat kein Urtheil;

ausprechen möchte' ich mich, wüßte ich nur wie,
und ehe ich das nicht gethan, ist keine Ruhe.
Nicht einen Augenblick kann ich meine Augen fest-
halten, kaum daß ich zwei Zeilen gelesen, ent-
sinkt mir das Buch, ich fahre herum, als hätt'
ich es nun, als steh' es mir klar vor Augen, ich
sammle mich, schüttle das Haupt, und bin ein un-
glücklicher Mensch.

Könnst' ich nur Liebes, Freundliches verges-
sen! Man kommt mir entgegen, ich muß zurück-
treten, eine Rose blüht auf den Lippen, ich kann
sie nicht pflücken.

Eine Geburtstagsfreude machen, ich weiß
nicht wie ich es anfangs. Glück wünschen mußte
ich, ich vermocht' es nicht. Stumm stand ich da,
eine peinliche Minute. Zum Glück kam jemand.
Ich will mich empfehlen, setze rückwärts an einen
Punktisch; hundert Sachen an der Erde, zerbro-
chen, verflummelt. Armer Julius, hieß es; ich
weiß nicht, wie ich nach Hause gekommen.

Den 23ten März.

Noch immer keinen Brief von Dir, Wilhelmine. Vater schreibt nicht, daß Du krank bist. Gibe mir Nachricht zu geben; ich bedarf dessen. Schicke mir nur bald, bald, wie ungeduldig erwart' ich es, Dein Bild, daß ich doch in ein liebliches Menschenantlitz schaue, daß ich zu Dir flüchten kann, und mich aufrecht erhalten, wenn alles um mich zusammenbricht, daß ich in der Stunde der Verzweiflung doch einen Menschen sehe, der mich liebt, einen Mund, der mir lächelt. O, daß ich Dir in die Arme sinkte, und weinen könnte, weinen an der Brust meiner Wilhelmine.

. . .

Man hatte mich zu einem Balle geladen. Ich konnt' es nicht abschlagen, drückte mich in den Ecken herum, mochte keine Dame berühren, mich auch nicht berühren lassen. Man bittet mich einen Tanz aufzuführen; ich war außer mir, ordnete Touren an wie Höllengesister sie tanzten. Alle gehorchen meinem Worte, die Ausführung ist gut, ich ernte Beifall. Es war zum Bergehen; ich eilte durch eine Hintertür in's Freie. Die hergebrachten Bistken gar sind mir ein Uebel.

Alle Augen glänzen in Freude und Borne:
Friederike lächelt ihrem Geliebten; Otto wird für
seine Artigkeiten durch einen Blick belohnt; Hein-
rich scherzt mit Auguste; die älteren Damen sitzen
selbstgefällig auf dem Sopha; ein Brautpaar in
der Fensternische, und mir fehlt der Schlüssel zu
dem allen. Eine Kreuzspinne nur freut' mich
dort in der Ecke, ein alterndes Fräulein mit
lauernnden Augen. Sie fühlt jede Bewegung in
ihrem Reize, und fertigt jeden, der sich ihr nähert,
kurz ab. Dabei schießt ihr das rothe Kleid
wie Feuerflammen unter dem schwarzen Spencer
hervor. Mir ward unheimlich.

Wie ein Dreiaekstakt unauflösbare Umfasse-
sen gefällig machen kann, begreif' ich nicht. Das
ist Macht der Musik. Für mich hat der Walzer
etwas ungraziöses Barbarisches.

Bin ich nicht gar so unliebendwürdig, wie
ich mich zuweilen herabsetze, warum liebe ich
nicht? warum fühlt' ich mich zu keinem hingezo-
gen, dem ich angenehm sein würde?

Ich hätte nicht das Herz ein Mädchen an mich zu ketten, ihr Gatte zu sein, nicht einmal ihr Verführer, und was begegnet mir neulich? Ich hatte eine Gaststube aufgefunden, wenig besucht am Morgen, mit einer jungen, bleichen Wirthin. Ohne mit ihr zu reden nahm ich mein Frühstück; sie saß am Fenster, still in sich gekehrt, und nähte. Das war mir lieb, ich war zufrieden, daß man mich in Ruhe ließ, und neulich sangt sie an mir von ihren unglücklichen Verhältnissen zu erzählen, wie sie ihr Mann roh behandelte, wie sie einen andern geliebt, einen Mann von Bildung, und jenen zu aller Welt Erstaunen nur geheirathet, weil er sich einmal ihrer angenommen gegen eine Beleidigung. Angst überfiel mich, ich versuchte ihr Einhalt zu thun, vergebens, sie mußte vollenden: so geh' es ihr, und sie habe mir das sagen müssen. Bis jetzt war es mir wohlthuend gewesen, mit einer still leidenden Frau zu verweilen, seitdem sah ich sie nicht wieder.

Ich verlange nur von den Leuten, daß sie mich bestehen lassen; ihre wohlmeinenden Rathschläge helfen mir zu nichts. Ein alter Freund

meines Vaters, dem ich neulich Mittheilungen machte, sagte: Ich müßte mir klar werden, müsse alles bei Seite legen, um ausbrüderst mein eigenes Brod zu essen; in den Ruhestunden möge ich meinen Gedanken nachhängen. Verstand, wie bist du unverständlich! Nach dem Gewitter kommt Ruhe, das weiß ein Kind; Den zuckenden Blick kann die Wolke nicht bis zur geeigneten Zeit zurückhalten: Sie kommt nie, und er fährt zu seiner Zeit herab.

Wer in jener Zeit, heißt es, auf dem Felde ist, der gebe nicht heim seinen Mantel zu holen. Augenblicklich muß die Rettung sein; Aufschub verschlimmert.

Mit dem heutigen goldenen Morgen, an welchem ich mich in himmlischer Klarheit und Reinheit fühlte, wollte ich ein neues Leben beginnen; das Vergangene sollte vergangen sein. Der Glückliche fängt eine neue Zeitrechnung an. Könnten nur unglücklich gewordene Staaten auch so ihren Kalender ändern; ein schwarzbezeichneter Tag bleibt schmerzlich für den spätesten Entschluß, und das heutige Datum zerstört mir schöne Minuten.

Den 25ten März.

Ich durchlaufe das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeit, und, Wilhelmine, ich finde nichts, woran ich mein Leben setzen möchte. Da oder dorthin gestellt, würde ich meinen Platz ausfüllen; selbst kann ich keinem den Vorzug geben. In alle Ecken den! ich mich hinein, an vielen Orten würd' ich segensreich wirken, überall mein' und anderer beste Einsicht zu Rathe ziehen, mein Herz wäre nirgend, mein ganzes volles Herz hätte keinen Theil daran. Seh' ich auf die unmittelbar ins Leben greifende Thätigkeit, wie glücklich preiß' ich jeden, der für das Wohl seiner Mitmenschen Sorge trägt, der sie leitet und führt, dessen Leben es ist, ihre Erkenntniß zu mehren, ihre Herzen voller, weiter, für großartige Gedanken sie empfänglich zu machen, sie begeistert nach einem schönen Ziele mit fortzureißen; und blick' ich dann wieder in die Tiefen des Geistes, auf die stillen Bemühungen sie zu durchforschen, der menschlichen Entwicklung sich durch Jahrtausende nachzuarbeiten, kann es etwas Höheres geben, das so seinen Sohn in sich selbst trägt? Und siehe, schon hier beginn' ich zu schwanken, schon hier dreit' ich die Arme nach beiden Seiten, und fühle mich zer-

rissen. Wäre ich nur hineingeworfen in Eins oder das Andere, mit allen Andern hätte ich mich angesetzt, ein herrlicher Baum ständ' ich da. So aber, bald hier bald dort eingepflanzt, gewinn' ich keine Festigkeit, meine Kraft zerrinnt aufgelöst, und kommt die Zeit der Erndte, findet man keine Frucht. Wenn dann der Erlöser käme und suchte mir, ach, ich würde vor Schmerz verdorren! Irrend etwas, glaubt' ich, würd' ich erwählen können, wie Kartenhäuser stürzt alles zusammen. O, Wilhelmine, da wird mir zuweilen recht bang ums Herz.

* * *

Ich beneide jemand der betteln kann, der, ohne ein Wort sich eine Gabe kann zuwerfen lassen, woran der Geber den Himmel nicht verdient, ein Mädchen, das sprechen kann: lieber Herr, einen Pfennig. Es ist doch ein Wunsch, ein Streben wonach. Ich kann keinem Bettler etwas geben; er ist reicher als ich; ich verhungerte lieber.

Die ihr die Völkerschlacht geschlagen, euch preiß' ich glücklich; ihr fandet eine Zeit, die euer bedurfte, euch trug! Hätte mich das Schicksal in

eine Revolution geworfen, in einen Freiheitskrieg, ich hätte Partei ergriffen mit aller Gluth eines Parteihauptes, und wäre gestorben mit Ehre. Jetzt thnen mir die Glocken wie zu meiner Leiche; wie ein großes Grab, wie eine Unterwelt scheint mir diese Erde. Die Sonne ist nur ein bleicher Schatten, alles wandelt blutlos unter einander; sie haben aufgehört zu wollen, das Erdenziel, das Grab, ist für sie nicht mehr; phantastisch ahmen sie die Lebenden nach, aber ihr Kuß ist kalt, ihre Umarmung ist ungefüßt.

Ist denn niemand auf der ganzen weiten Erde eines Menschen bedürftig? Sind Menschen so wohlfeil zu haben wie faule Makrelen? Ist kein Vaterland, wo ein Bürger seinen Platz hätte? Hat keiner einen Wärter nöthig? Ich will sein pflegen bis er hinübergeht.

Thurmwächter zu St. Stephan möcht' ich sein! da sah' ich hinaus auf den Strom, in das weite Land, richtete die Uhr, und wenn alles unter mir lebt und treibt, hinge ich das Feuerzeichen aus und adge die Sturmglocke. Würhend wälzt sich der Brand über die ganze Stadt, ängst-

Ich rettete jeder das arme, nackte Leben, und ich
Hände droben, hinunterschauend von der höchsten
Spitze, bis ich mit ihr in das Feuermeer hinab-
stürzte.

In einer Gesellschaft wurde ich einer Dame
vorgestellt, auf deren Bekanntschaft ich mich lange
gefreut, da sie hartes Geschick mit scheinbarem
Gleichmuth erträgt, und meine Erwartung hatte
mich nicht getäuscht. „Sie erscheinen freudig,“
äußerte sie, „ich zweifle, daß Sie es sind.“ Die
Gesellschaft sieht das Feiertagskleid, erwiderte
ich. Seitdem sah ich sie öfter, Stunden, gar
viele Stunden lang, und ihre Klagen, ihre Er-
zählungen rühren mich menschlich, daß ich neulich
nieder sinkend ihre Hand küßte, und sie an mein
Herz drückte, wie den ersten Menschen. Durch-
dring nur die Verkalkung der Welt, drinnen wohnt
ein Mensch, der nur an das Licht zu treten
scheut, und sich freut, wenn ein anderer ihm in
sein heiliges Dunkel folgt.

Im einsamen Gebirge könnte ich einer Dorf-
gemeine vorstehen. Sie sollten an mir einen
treuen Vater haben; reinigen wollte ich ihre Her-

gen, sie trösten und ermahnen; Friede und Freude sollten überall herrschen, nur mein Haus wäre leer, und segenspendend in tausend Quellen, wäre ich selbst ein unwirthlicher Fels, ein nie ergührender Mont-Blanc.

Wissen denn andere, was sie thun? Könnst' ich doch in solch ein Herz sehen! Der klärste Verstand, der jemals da gewesen, Napoleon, wußte er, was er that? Er that, ohne es zu wissen, wie er selbst sagt. Das Kind träumte noch nicht vom Kaiser; je n'étais qu'un enfant obstiné et curieux, und Einer sollte sich klar werden? Dahin mücht' ich es bringen, den Augenblick nach seiner höchsten Gabe zu fragen. Klarheit überlaß' ich schon der Nachwelt, die eben so wenig davon wissen wird.

Die Eitelkeit erhebt mich oft so einzig, daß ich wie Agamemnon aus dem Kreise der Fürsten rage. Dann wieder flieg' ich wie ein Gott über die Erde; nichts ist meiner Brust zu groß, nichts meinen Armen zu mächtig; Perseus erschein' ich Andromeda zu befreien, Jupiter die Titanen zu erschmettern, Das sind Augenblicke himmlischer

Hohheit, in denen die geharnischte Tochter aus dem Haupte springt. Fühl' ich dann meine gefesselte Nacht, so erwacht Prometheus, dem Himmel und der Erde Trost bietend. Wer bändigt den freien Mann? Unausstößlich ich seh' ich meine Leber zerfressen, und ließe mich in Stücke zerhacken wie ein Märtyrer, ohne nur eine Miene zu verziehen.

Die dunkelsten Sterne ärgern mich; ihre Augen spielen und glänzen, und immer stehn sie in derselben Ferne. Stockfinstere Nacht ist mir lieb, daß ich bei jedem Schritte an einen Baum stoße, mich verirre und zuletzt auf der kalten Höhe den Morgen erwarte. Wenn mein Blut zu Eiszapfen gefriert, und der Frost mir alle Glieder lähmt, das ist Nahrung für meinen Grimm.

Wie ein Räderwerk werd' ich umgeworfen; immer neue Gedankenwellen stürmen heran, nur abfallende Tropfen heb' ich heraus, und neue und neue Bogen stürzen mich wieder in die Kluft. Daher eine große Vergesslichkeit, ein Phantastisches wichtiger Dinge; im Augenblick ergreifen sie

mich, und hinunter brausen sie wie der Wasserfall über den Felsen.

Es wäre Zeit für die Deutschen, ein allgemeines Grab ihrer großen Männer anzulegen, ein Pantheon, einen Père la Chaise, eine Westminster-Abtei. Herrliche Namen wären in den Stein zu hauen, herrliche Bilder hinein zu stellen. Der Tempel müßte in einem heiligen Haine auf dem Rabel von Deutschland stehen, ein Vereinigungspunkt seiner Jugend, seiner Helden und Künstler, und Friede herrschen im ganzen Reiche während der heiligen Kämpfe. Wer aber soll Deutsche vereinen? Wo ist unser Herakles, unser Iphitus? Versallen sind wir wie die Hellenen, aber nicht verbunden wie sie.

Wunder nimmt es mich, daß meine Gesundheit nicht leidet in diesem Drange. Tag und Nacht umgetrieben nun seit Wochen, ohne Arbeit, ohne Ruhe; was kann ein Mensch ertragen?

Den 27ten März.

Ist es verwerflich, Wilhelmine, daß ich mir ein hohes Ziel gesteckt? daß ich nach Selbstbefrei-

bildung strebe, kannst Du es verdammen? Kann ich anders, als nun alles daran setzen, bis ich sie gefunden? Ich schreibe Dir, daß ich mein Haupt nicht eher nieder lege! Obst man die klugen Leute, lautet es freilich anders. Habe die Stirn irgend etwas zu bekennen, und du bist gewiß, zu etwas zu kommen. Darauf gehen alle Rathschläge hinaus, das ist das Ziel alles Kennens und Tarens. Selbst etwas zu werden, sich aufzubauen, wer denkt daran? Darum wird auch das Treiben so nichtig, so schaal, daß es ekelhaft ist, darum findet sich auch so gar keine Begeisterung, weil jeder nur an das liebe Brod denkt, und keiner groß genug ist, sich einem Entschlusse zu opfern, dessen Rechnung nicht gleich zu ziehen ist. Diese Krämmernaturen zerstückeln alles in Pfennige und Hellertheile; für ein großes Ganzes haben sie keinen Sinn; sie sind ohne Freiheit im Geben wie im Nehmen. Das ist eine Zeit, in der man irre wird an sich und an ihr selbst, eine Zeit, die alles unwiderstehlich nieder schlägt, während in einer begeisterten auch die Wittere ihr Scherlein opfern kann. Vereinzelung, Zurückziehen auf sich, das sind ihre verderblichen Zeichen. Wenn die Sturmglöcke läutet, wenn das Horn ertönt, kennt
je

jeder Bürger, jeder Soldat seinen Platz, jeder sammelt sich zu seiner Fahne; wo ist meine Fahne, unter der ich sterben möchte, wo ist das Wort, das der Scheidende noch begeistert ausspricht? Vaterland, Liebe, Freiheit, die Worte haben Zeitalter bewegt; welches ist das Wort unserer Zeit? Beschränkung, versammelst du Heere, sähest du Völker zum Siege? Eigenwille, steht nur Einer für dich ein? England allein möchte jetzt großartig politische Elemente tragen; in diesen Inseln steckt eine ganze Welt, deren Grundgesetz freies Aufnehmen ist, und mehr und mehr werden wieder, ohne durch nüchternes Registerwesen allen Aufschwung in der Geburt zu ersticken.

Ich bin wieder weit abgekommen, liebe Schwester, von dem, was ich Dir sagen wollte, und kann nun den Faden nicht wieder finden. Du mußt es schon so hinnehmen; diese Gedanken besetzen mich jetzt ganz, und Dir kann ich ja alles mittheilen.

* * *

Krieg und Kriegesgeschrei hat Europa lange genug erfüllt; ein anderes Element muß es jetzt in Bewegung setzen. Jahrhunderte können sich sättigen an den letzten dreißig Jahren; was uns

aber einen neuen Anstoß geben soll, ist nicht abzusehen. Kommen wird er, so gewiß ich lebe! Woher, und wie? frage keiner, sondern jeder sei auf seiner Hut, daß er nicht im Schlafe überfallen werde, noch in verderblicher Sicherheit; blicke jeder umher, daß er nicht plötzlich sich am Abgrund finde, den Edwen im Rücken.

Als Granate möchte ich in ein Quarzé fahren und hohnlachend das zerfahrende zerreißen; als Wesuv die Leichtgläubigen anlocken mich zu bebauen, und dann berstend und feuerströmend sie und ihre Erndten verschlingen; als Bliz in eine andächtige Kirche schlagen, und so vernichtend vernichtet sein: dann hätten diese Qualen ein Ende.

Wie es in dem hochtrobenden Philister aussieht, möchte ich wissen: alles Form und immer die Form. Wie lächerlich eine Autorität, die sich nur darauf stützt.

Ein Bekannter erzählte mir gestern: im Zweifel, auf welchen Theil der Wissenschaft er legen solle, habe er einen Lehrer befragt:

Er hab' seine Ansichten über dieses und jenes ausgesprochen und eine Entscheidung erwartet, sei indeß von jenem unter Billigung seines Eifers mit allgemeinen Worten entlassen. Ich sagte ihm, die Entscheidung müsse von ihm kommen.

Wie viele Schlachtopfer sind unter diesen gepukten Mädchen? wie viele die ihres eigenen Perzums oder der Herzlosigkeit anderer? Alles wird zur Schlachtbaut geführt: es ist ein seelenzerreißender Anblick.

Was für ein jämmerliches Blatt! zusammengepöchte Nachrichten, zusammengebettelte Notizen! kein Funken von Geist, kein Sinn für die Geschichte, für das Reges der Zeit, für Vaterland, für alle großen Interessen der Menschen! und das ist das tägliche Brod eines ganzen Volkes, dem die kräftigste, die gesündeste Nahrung ge- reicht werden sollte! Denn wie viele mühen an den Quellen der Wissenschaft und Kunst sich erfrischen; Sorge für den Leib zehrt die meisten hinweg. Und woher sollen sie auch, nach der ermüdenden Anstrengung für den langweiligen Beruf, die Kraft nehmen, die schwierigen Gebirgs-

pässe in die herrlichen Thäler Griechenlands zu übersteigen, und aus dem frischen Lebensbrunn zu schöpfen? Sollen nicht die, denen es vergönnt ist, täglich mit den Göttern der Erde zu Tische zu sitzen, für ihre Erhebung sorgen? So kam Addison dem Verlangen entgegen! Die Erinnerung an den rheinischen Merkur ist noch nicht bei allen erloschen, deren Geister er bewegte, und sollte nicht den Fürsten vor allen, als den Hirten, den Seelen der Völker, jede geistige Regung und Bewegung willkommen sein? Aber ich weiß nicht, fehlen diesen Seelen ihre Leiber, oder gehören diese Leiber nicht zu jenen Seelen? Mit bloß gehorhamen Unterthanen ist es nicht gemacht; die Geschichte verlangt mehr. *

Ist man zum Thore hinaus, dann steht die Welt offen.

Eine unburchbringliche Langenreihe drängt auf mich heran: wie Arnold Winkelried sah' ich keine Rettung, als sie zusammengefaßt in mich hineinzuleiten. Vielleicht erkämpf' ich so die Freiheit.

Alle Spannkraft verliert sich, sogar die Sorge für den Leib; für die Umgebungen hatt' ich schon lange nicht mehr. Dabei freu' ich mich über ein altes Mütterchen, das mir gegenüber den ganzen Morgen lehrte und häßte, und sich dann appetitlich wie ein Ei an das spiegelblanke Fenster setzt. Was hat sie davon?

Ein Gedanke senkt mir den Kopf, ich will ihm nachhängen, sinne, fahre auf und bin tausend Meilen weit entrückt, will ihn wiederfinden und habe keinen Faden durch dies Labyrinth. Mir träumte einmal, ich stiege auf einer Leiter empor, jede überfliegene Staffel fiel prasselnd herunter; höher und höher treibt mich die Angst, da bricht oben die ganze Leiter mit mir zusammen. Erwacht lieg' ich am Boden: alles ist verschwunden. So find' ich niemals den Weg zurück. Ich durchjage die ganze Welt nach dem Gedanken; umsonst ich kann ihn nirgend antreffen, und habe das Suchen aufgegeben; es verdrehte mir den Kopf. Ganz zufällig bietet er sich dann wieder, ich erkenne ihn. Eine Wahrheit, denk' ich, eine wahre Empfindung bleibt mir unverloren.

Als Feldherr könnt' ich in die Schlacht geh'n;
als Soldat hätte ich keinen Mut.

Den Hoffen Wärg.

Das ist es nicht, liebe Schwester, nach Ruhm
und Ehre dürstet mein Geist nicht, am wenigsten
nach kriegerischem. Schön ist es als Triumphator
in die jubelnde Stadt einziehen, herrlich thut uns
der Rame Erreter in das Ohr; doch auf dem
Capitol selbst wäre ich berauscht, nicht befriedigt;
eine Königskrone auf dem Haupte könnte mir
nicht genügen, nur ich selbst. In den Tagen der
Kindheit, als ich die Männer sah in den Kampf
ziehen, sagte ich wohl unwillkürlich nach dem
Schwerdte; Abends beim Namensaufrufe hoffte
ich immer den meinen einmal zu hören, und als
die Glocken den Sieg durch das ganze Land rie-
sen, stieß ich in der Kirche stumm; ich konnte
nicht beten, nicht danken; ich hatte nicht mitge-
kämpft. Mit den Griechen zog der Jüngling
nach Marathon und Plataea, mit Alexander ge-
gen den Ganges; es war ein Gefühl überschwen-
gender Wonne an seiner Seite die Heere zu über-
schauen, in ihm eine neue Zeit versammelt zu se-

hen. Ich blicke umher unter den Lebenden, da war alles geschehen; die Acker blutig gedüngt, borgen den Saamen einer reichen Zukunft. Wir müssen ruhig sein und Seligen erwarten.

Ein Feldherr, ein Kriegsgott, das Schicksal von Millionen in der Hand zu tragen, durch ein Wort Tausenden ihr Ziel zu geben, mit Adlerblick ihren Siegen voran zu eilen, und ungebragt von diesen Waffen mit sicherer Hand diezüge des gewaltigen Spiels zu thun, die größten Lebensverhältnisse wie eine algebräische Gleichung zu lösen: ich bewundere die Hohenheit; noch jetzt schwillt mir die Brust, wenn ich diesen Jugendträumen nachflüge, wenn ich mich den freien Herrscher eines freien Volks denke. Heber Sciaoven, Schwächlinge wär' es ein Ekkel zu herrschen, und mit Tiberius wär' ich rufen: ihr Menschen zur Knechtschaft geboren! Ein anderes Volk hätte ihn anders gefunden.

Auf dem Markte stehen die Bilder der Helden, die Königen Land und Herrschaft erhielten; schau blick' ich zu ihnen auf; sie wollen keinen Schmeichler, keinen Nachahmer; lähn lönt es von der ehernen Lippe: führt eure Zeit vorwärts! Sie hören einen mächtigen Ruf aus den Grä-

bern ihrer Brüder; unsere Ohren sind taub, ob-
uns erkante kein. Zuruf. Wer sammelt unsere
Zeit unter seine Fahnen? Spreche nur Einer das
Wort, aus allen Häusern werden seiner Harrende
hervorstürzen, aus den innersten Schluchten des
Gebirges wird es widerhallen, und die beklem-
mene Brust befreien. Andere Zeiten waren glück-
licher: Gott rief den Knaben im Tempel, seinen
Sohn ließ er die Fischer rufen, der Mund eines
Mönches sprach das Wort des Mittelalters. —
Wie heißt das unsrige? Spricht es keiner aus?
Knechtlich sorgt jeder nur sich sicher zu stellen,
und vernichtet mehr als sich selbst. Tritt her-
vor, der du es sprechen kannst, die Zeit ist bei-
ner gewärtig, du trägst die Schuld, wenn sie
zersfällt! Ein großer Gebanke muß in die Zeit
gehaßt werden; es genügt ihr nicht an der Ver-
gangenheit zu zehren; ihre Brust ist erfüllt, auch
ihre Herzen schlagen warm, auch sie will ihre
Früchte tragen; die Enkel sind Männer ge-
worden.

Einem Mann, der sich zu allem drängt, was
einen Namen hat, der eine Null ist, wo es etwas
gilt, hab' ich gestern kennen gelernt, und doch ist

et ein notwendiges Glied der Gesellschaft. Und sind nicht Hunderte so, und besteht nicht aus ihnen am Ende die Gesellschaft?

Das jesuitische Wesen, im ganzen Bereiche alles gleich zu bestimmen, ist erdödtend und unwürdig. Der wahre Mensch, der würdige, will Freiheit haben, will sich auf seine Art geltend machen, und gar vieles kann und muß neben einander bestehen, um jeder Seite entwickelnd entgegen zu kommen. Wichtigkeit zerstört alle Phantasie. Für ein modernes Heer findet sich kein Homeros, für unsere Lieben, für unsere Epigonen wie für unsern Freiheitskampf kein Aeschylos.

Einen Achill hätten wir, Priamischem Herrscherungsglück weiht mancher eine Thron, Pecuba und Aftanar sind nicht fern; aber es ist alles ganz anders.

Hätten wir nur Brod und Sonne, ich wollte mich nicht um Gegenwart und Zukunft kümmern. Ich söge den Honig aus der Blume der Gegenwart, länze mit Anakreon: was kümmern mich Sygys Schätze, und wäre ein glücklicher Mensch.

Hob ist recht das Bild eines Juden: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Er hat die Gebote gehalten und nun müsse es ihm gut gehen, troge er. So denkt noch mancher, wer etwas sei, müsse auch etwas haben, und darum allein müsse man trachten etwas zu werden; an diesem Barometer zeige sich der innere Gehalt. Sie können es nicht verwinden, daß sie bloß haben und nicht sind. Ihr Segen ist auf die Feiden gekommen; Elihu schon hätte sie Besseres lehren können.

Die Franzosen können, was sie wissen; die Engländer wissen, was sie können; wir wissen und können nicht.

Wir wollten immer vorsichtig erwarten bis die Zeit verstrichen war, und wir dem Sieger in die Hände fielen. Entschieden, das ist die Hauptsache; wer beides sagt, erhält keins, und ist beidem bloß gestellt.

Keine Wahl sei eines Mannes würdig; Richter ist der Erfolg, er steht bei Gott. Der Schwankende richtet sich selbst.

Den 2ten April.

Es ist mir lieb, Wilhelmine, daß Du unserer Abrede getreu, den Eltern meine Briefe nicht mitgetheilt. Meine Mutter sähe mich gern als geheimen Rath, und mein Vater, die pünktliche Ausführung seiner Befehle gewohnt, möchte es übel deuten, wüßte' er, ich hätte seine Bestimmungen für diese Zeit unerfüllt gelassen. Ihr jetzt mag es so hingehen; er hätte mich gern in Sicherheit, und alles kann sich ja noch zu seiner Zufriedenheit wenden. In seinem letzten Briefe fragt' er, was ich vorhätte. Ich weiß nicht, welche Worte ihm unverständlich geblieben; denn ich bemühe mich immer so klar als möglich zu schreiben. Sieht er das Gesicht unter der Maske? Wüßte' ich klar, was ich vorhabe, er ersüßte' es werth; so muß ich den Punkt übergehen, und vielleicht dacht' er bei jener Frage etc. was ganz anderes.

Ich weiß selbst nicht, woher mir seit einigen Tagen diese Ruhe, Sicherheit, ich möchte sagen Gewißheit gekommen ist: ein Kind spielt' ich auf einer blumigen Wiese, Prosperina scherzt' ich mit den Geiseln, ohne Ahnung des räuberischen Plütons. Wenn' er mich entführte und meine

Mutter suchte mich, und müßte hinabgehen, mich zu finden, sie klagte nicht so wortreich wie Schiller, sie trug es nicht. Ich weiß, auf mich, den einzigen Sohn, setzt sie alle ihre Hoffnungen. Könntest Du ihre Briefe lesen, empfändest Du es wie ich, wie sie unter meinen Zeilen das Gesicht sieht und jeden leisesten Zug versteht, wie sie jedem Wunsche, der kaum wie ein Keim das Beet lockert, entgegenkommt, Du lägest an ihrem Halse, küßtest sie und weintest: liebe Mutter. Zu meinem Geburtstagsgeschenke hat sie mir ein Verschen gemacht, ich möcht' es in Glas und Rahmen fassen, wenn ich es nicht auf dem Herzen trüge.

Gibt es in der Welt eine höhere Liebe als die einer Mutter, eine Liebe, die so rein, so uneigennützig wäre? alles, alles giebt sie unter der Seele weg für ihre undankbaren Kinder. Schwermüder, könnten wir sie täuschen? Du schreibst einmal: es sei so viel schwerer den Vater zu lieben als die Mutter, als es schwerer sei Protestantin zu sein; nur der Gereifte könne den Vater lieben. Ach, Du hast wohl recht! Eine Mutter schließt das Kind an den warmen Busen, läßt es unter ihrer Pflege gedeihen, und man kann sich

ihr so ruhig in den Arm legen, daß es dem gepreßten Herzen eine Wonne ist; der Vater will Klarheit, Ziel, bestimmtes Aussprechen, und ich lasse noch wie ein Kind, suche Blumen an der Mutter Hand, und hänge mich fest an sie, sobald uns wer entgegenkommt. Eine Stiefmutter vermöcht' es nicht; alle Kunst wird keine Natur, und wiederum erzeugt nur die Liebe Kunst.

Abends.

Ich mußte heute früh abbrechen, ein Bekannter kam mich abzuholen. Lange Weile, die süße Gewohnheit hatten mich wieder in die Vorlesungen geführt; freilich nicht in die vorgeschriebenen; ich fürchte, sollt' ich mein Gedächtniß mit den Formen belästigen. Menschen will ich, Menschen, sinnverlebte, geistvolle Worte, nicht mühsam zusammengestoppelte Citate, und gar zu lernen um ein Examen zu machen, es ist mir in der Seele zuwider. Könnte ein solches nur nach vier Wochen wiederholt werden? So werden die Leute abgerichtet. Das ist mir auch klar geworden, daß ich zu einer praktischen Thätigkeit nicht taugte, sie hat zu viel gefleißtendes, und lieber im geistigen Kampfe zu Grunde gehen, als verfaulen und verdorren. Die Melancholie vieler

Praktiker ist nicht ohne Grund; der Geist will Fortschritt in ewiger Arbeit, und sie müssen den Karren der Wißbrüche ihr Leben lang weiter ziehen, bis andere in das Joch gespannt werden.

Mein guter Genius, der mich nicht wie der Sokratische abhålte, sondern mich immer an den unrichten Ort fhrt, brachte mich zuerst in einige historische Vorträge; da dachte ich, müßte ich Menschen finden. Ein kleiner Tacitus unterhielt uns mit allerlei Kurzweil, Scherzen und Curiosa; darin sprche sich der Volksgeist am meisten aus. Auf die Umgebungen müsse man achten, die Vertrauten, die Hausthiere! Bucephalus gilt ihm mehr als Alexander; Darius sei durch sein Ross zum Könige gemacht. Vor allen aber seien die Aegyptier bewundernswürdig in ihrer Anerkennung dieses mächtigen Einflusses, durch Verehrung aller Thiere, besonders des Apis; er repräsentire seine Zeit. Darin fehlten meistens theils die Historiker, fügte er hinzu, und ich merkte erst später, daß dies auf den Mann ginge, zu dem ich nun kam, und daß jener ein kleiner Catpircus gewesen. Dieser Zweite wollte alles aus dem Begriffe construiren, in gleichmässigem Fortschritte selbst der Stürme und Erdbeben.

Darius, Xerxes mußten scheitern, sonst hätte Alexander nicht kommen können, der wieder zwei und dreißig Jahr alt sterben mußte; denn kein Mensch flieht vor der Zeit: Jedem sei seine Aufgabe gestellt, die müsse er erfüllen. Dabei kam ein Einzelner so wenig in Betracht, daß mein Herz sich unwillig zu regen anfang, und seine Freiheit behauptete. Mathematische Studien haben solche Constructionen entstehen lassen, und der Mann beweist nichts, indem er alles beweisen will. Nothwendiger Fortschritt im Großen und Ganzen ist wohl anzuerkennen; aber jeder hat auch ein Herz und einen Arm. Ein Schüler wies sogar nach, jener Dichter habe diese Stücke schreiben müssen, und fährt jetzt zu allen kranken Posten umher, Recepte für Trauer- und Lustspiele zu schreiben, die in der spanischen Kothke gemacht werden; die englische ist in Verfall gerathen. Ein dritter Historicus, zu dem ich der Zahl wegen noch ging, zeigt die Rehrseite aller Uebergänge, wie vielfaches Verderben sie über die Menschheit gebracht, und wie das Bestehende das Beste sei. Ich verdank' es dem vornehmen Manne nicht. Historische Würde aber, gepaart mit des Lebens Lebendigkeit, habe ich nirgend ge-

funden, und ein Historiker muß, wie alles Große, geboren werden. Einige Chronisten, die über den Verlust der libri lintei und der perischen Hofschriftenten untröstlich sind, hätte ich Dir noch nennen können; sie kaufen auf Auctionen einige alte Häuser und mauern ein neues darauf. Genug, wer steht auf dem historischen Richterfuße? — Die Zeit!

Den 3ten Morgens.

Wenn ich einen Freund hätte, dem ich das alles sagen könnte, erfährst Du wahrlich wenig von mir, liebe Wilhelmine. So muß ich mich aussprechen, und Du sitzt mir in der Ferne, wie eine Muse am castalischen Quell, die ein Gott begabt hat, daß man ihr alles sagen kann. Vater uns gesagt, ich fange erst jetzt an, den tiefen Sinn weiblicher Musen zu fühlen; früher begriff ich nicht, warum die Griechen dem Apoll nicht einen Männerchor gegeben hätten. Ich kann Dich auch noch lange nicht entlassen; die Zeit fängt an mir Vertrauen zu erwecken. Höre nur, Wilhelmine, eine Vorlesung besuch' ich regelmäßig und mit Eifer, mein Garten fängt an zu grünen und zu duften, ich gewinne neue Spannkraft, und blühte heute wieder freudig zur Sonne auf.

Deine

Deine Worte, es scheint Dir in allen Jahren so viel gethan, daß wir nur zu sehen, nur anzuwenden hätten; wohin man auch blicken möchte, trete uns ein bedeutender Name entgegen, und wir müßten wiederholen, nachahmen, haben mich einige Tage niedergedrückt; jetzt bin ich darüber beruhigt. Vor hundert Jahren priesen die Krieger Marlborough, dann Friedrich den Großen, in unsern Tagen Napoleon; jeder hielt, was er erlebt, für das Höchste, und sollten wir leer ausgehen? Wir werden auch unsere Zeit haben, die vielleicht wieder jene überbietet, und nur das Alter will nicht daran glauben. Hat Sophokles den Shakespeare unmöglich gemacht, Luther den Calvin: so werden wir das Unfrüge sehen! Was es ist, weiß ich nicht, aber es wird kommen, ohne daß wir unsern Enkeln etwas rauben. Gehen wollen wir ihnen, wie gute Hausväter ihnen ein schönes Erbtheil hinterlassen.

Es ist eine andere Frage, ob etwas zu thun ist, und ob ich es thun kann; jenes ist gewiß: wer aber nichts zu thun weiß, verhalte sich ruhig und quäle seine Natur nicht; die Museen der Geschichte enthalten der Mißgeburten ganz andere, als sie Horaz beschreibt.

Nachmittags.

Doch ich hatte angefangen, Dir von etwas anderem zu erzählen. Es betrifft die Vorlesungen eines Mannes, der uns täglich werthen wird. Eben komm' ich von ihm, und denke Dir meine Freude, ich habe jemand gefunden, mit dem ich reden kann.

Sehet, ein Mensch! sagt Pilatus: ich rief: Christus, der Gottessohn! und finde jetzt, wie bedeutungsvoll jene Worte sind. Das ist ein Mensch, so laßt uns menschlich sein, und mit reinem Herzen das rein Menschliche begrüßen, wo es uns entgegen tritt. Das ungefähr säßt ich bei den naturphilosophischen Vorträgen jenes Mannes, des Ersten, der mein Herz erwärmt hat. Eine meiner Lieblingsidern war es längst, die Vorstellung eines allen Weisen unter seinen Schülern zu verwirklichen, und wenn auch der freie Umgang nicht statt finden kann, doch die freie Rede in ihre Rechte gesetzt zu sehen. Ein Heft ist unfruchtbar, das Material findet jeder zu Hause, aber der Anregung bedürfen alle; der Sinn muß geweckt werden, lebendig muß alles vor uns treten, die Wirkung des Lehrers muß andrerseits, verzeihe das Wort, auf das Ethische

gehen. Hat jeder seinen Mittelpunkt gefunden, drängt es ihn, selbst sich umzuschauen, quillt es von innen heraus, dann ist etwas zu hoffen.

Wenn ich nun solch einen Vortrag finde, der mich täglich wie ein warmes Bad erquickt, und einen Freund und gegenseitiges Verständniß, kannst Du Dir da wohl denken, liebe Schwester, daß eine neue Zeit für mich anhebt?

Julius.

K. S.

Die Zeit ist unwirthlich, aber nicht die Dierthe. Zur Stadt hinaus über die Brücke, rechts am Flusse, ist ein Balcon über diesen hingebaut — dahin gehen meine und Carl's Spaziergänge; dort sitzen wir bei gutem Caffee, und plaudern und wandern oft bis in die sinkende Nacht. Mir ist zu Ruche wie einem Flusse, auf dem sich das Gie zu regen anfängt; sein Rufen schwillt, er stößt die Schollen krachend von sich, und schmückt seine Ufer mit Bäumen und fettem Wiesengrün. Jetzt muß ich nur schließen, sonst bin ich wohl mädchenhaft genug, noch die Ränder zu beschreiben.

Den Stern April.

In meinem Geburtstage konnteß Du mir keine größere Freude bereiten: mit Deinem Bilde ist der Engel des Friedens in mein Zimmer einbezogen. Am heitern Morgen, am kühlen Abende weilt' ich nun bei Dir, wohin sich auch mein Blick verirrte, er trifft auf den Deinen und weiß sich heimlich; Deine Tügel, Du Geliebte, sind ein sicherer Hafen geworden allen Gedanken, die sich in das hohe Meer wagten, und immer wieder an die Küste zurückgeworfen werden. Stärkte, erfrische nur die muthigen Segler; einß, wenn sie den Ocean durchschiffen, reichen sie Dir die schwelenden Früchte des Südens, und schmücken Dein Haupt mit Perlen, die sie von fernen Küsten geißt. Hinans nur, hinans! Schwester, Du machst mich des Gelingens gewiß.

* * *

Das war mein Geburtstag! Ich ärgere mich fast, daß er mit dem eines großen Mannes zusammenfällt. Alle Tage und Stunden, alle Wege und Stege von großen Reuten besetzt! Gehört uns auch nicht diese Minute? Trei' ich mit jedem Schritte in fremdes Gebiet? Laß glaub' ich, daß bei diesem Drängen mein Triß nicht ein-

mal mir gehöre. Was rettet man da? — den Himmel! Ein schlechter Trost.

Ob alles, was geschieht, gut ist, kümmert mich wenig, wenn nur etwas geschieht.

Sind das Menschen dort in den Elen, die Journale in der Hand? Ich rede: eine kurze oder keine Erwiderung; nur Platttheit findet Beifall; sie scheuen ein freies Gespräch; vor der lebendigen Rede, vor einem Menschen müssen sie sich verkriechen; es fehlt ihnen an aller Theilnahme. Kaum reden Bekannte miteinander; ein Unbekannter, an wen wendet er sich? er schweigt, sieht er die abweisenden Miene. Wie schön, wenn der Abbe unbekannt in das Schiff tritt, von allen freundlich aufgenommen, und das Spiel theilt! wie schön, wenn Wilhelm mit dem Unbekannten redet! Sie finden sich als Menschen; heut' aber soll jeder aussehen wie Hans oder Kung, nach Philinens Ausdruck: wer sieht einen Menschen an? Wahrlich, Humanität und Urbanität werden uns fremd bleiben, wie die Worte.

Unterstützt die Gemeinheit nicht, und sie ver-
schwindet. Den Sinn müßt ihr ändern!

Den 5ten April.

Das ist ja vortrefflich, Schwester, Du hast
mir einen frohen Tag gemacht! Du liebst, und
ohne ein begleitendes Wort schickst Du mir Dein
Tagebuch. Du hättest nicht zu erröthen ge-
braucht; schlage nur die Augen auf, und vertraue
mir! Dein Geliebter soll mir willkommen sein.
Ich habe alles zwei ja dreimal durchgesehen, —
doch still, das Geheimniß ist noch zwischen uns;
Du wirst scheitern, ich möchte Dich verrathen.
Wenn der Geliebte in das Zimmer getreten, als
ich eben von ihm gelesen, er hätte sich eine Um-
armung müssen gefallen lassen. Glück auf, liebe
Schwester! ich möchte Dich lassen aus diesem
Briefe. Deine Bogen erfolgen noch nicht zurück,
eile nur bald das Nähere zu berichten.

Den 7ten.

Du findest einen Geliebten, ich einen Freund;
da werden unsere Mittheilungen seltener werden,
und Carl ist wie der Erwartete. O, Wilhelm!
mine, nun glaub' ich, daß alles sich erfüllen wird!

Ist es aber nicht Unrecht von Dir, ein Geheimniß so lange mit Dir zu tragen? Doch kein Vorwurf; ich ehre Deine Zweifel, und freue mich Deiner Gewißheit, daß Du für ihn geboren bist.

Dein Tagebuch ist mir auch in anderer Beziehung lieb geworden: es weckte mir viele vergessene Erinnerungen, und rief mir unsere goldene Kindheit so lebendig zurück, daß ich fast bedauerte, die Puppe nicht mitgenommen zu haben, die Du mir mitgeben wolltest. Sie war Zeugin unserer schönsten Tage, sie wohnte unter uns wie Amor unter Liebenden. Mancher träuben Tage gedenkst Du auch; doch seitdem wir uns als Geschwister erkannten, habe ich Dich nimmer wehe gethan; nicht, Wilhelmine?

Wie oft ist auf Tagebücher gescholten! gewissenhaft geführt, ohne Schminke und Uebertreibung, geben sie mir das reinste Bild eines Menschen; und Mißbrauch darf den Gebrauch nicht aufheben.

Carl kenne ich nun seit wenigen Monaten, (er ist Secrétaire der hiesigen * * ischen Gesandtschaft) und wie werth ist er mir geworden! Unsere Plätze in der Vorlesung lagen neben einander; ein Gespräch nach der ersten, in einen Spa-

giergang ausgebehnt, näherte uns; mehrere andere überwandten ein angebornes Mißtrauen, das durch ungerechte Behandlung, Zurücksetzung und tiefe Wunde in das Herz noch vermehrt ist, und er freut sich auch an mir jemand gefunden zu haben, dem er sich frei mittheilen kann, für ihn der einzige Weg zu gedeihen. Auch ich habe mich unumwunden gegen ihn ausgesprochen, und er läßt mich gelten, wenn ihn gleich manche Aeußerungen überraschen. Fest behauptet er seine Art, mit Anerkennung des Fremden; und weiter ist nichts zu wünschen. Neulich folgte ich ihm auch in die Kirche zu unserem achtbarsten Prediger, und zum ersten Male war ich mit Bewußtsein darin; denn seit Jahren war ich der Kirche wie mir selbst abgekehrt, und wären mir nicht die Augen aufgegangen, hätte ich den alten Weg verfolgt. Wilhelmine, ja wahrlich! komme was da will, nie wird es mir leid thun von diesem abgewichen zu sein, und ist mein Heiland geboren, dann hab' ich ein Licht, daß Höllenschauer mich nicht erschüttern. Kampf und Arbeit wird es noch kosten; aber ich hoffe zu Gott, ich werde überwinden, und ein Jahr des Lebens wiegt mir dann zehn des Leidens, wiegt mir ein gebeugtes

Menschenalter auf. Durch die Wüsten der Wüste muß ich ziehen, tausend Gefahren drohen, werd' ich die Quelle erreichen? Die Camelle sind frisch, sie werden den Weg finden, und angelangt wollen wir Hütten bauen und selbstbewußt in ihnen wohnen; sie sind ja erkämpft und nicht ererbt.

Seit Jahren veräumt Carl nie diesen Presdiger, er scheint ordentlich darnach zu dürsten; doch läßt er zuweilen bei seinem Namen einen kleinen Ingrimme laut werden, mit noch unverständlich, wie eines Geduschten. Hat er ihm theure Hoffnungen unerfüllt gelassen, hat Carl ihm zugetraut, was er nun nicht leistet? Ich werde nicht lange ungewiß sein. Soll ich Dir sagen, was er mir für einen Eindruck macht, so scheint ihm das Können nicht verlichen zu sein, die großartige Kraft, die den Mann des Jahrhunderts auszeichnet, mit einem Worte, die Begeisterung. Mehr als irgend ein anderer giebt er Dir, aber es ist rohes Metall, Du mußt es münzen; er zeigt Dir die Erzgruben, aber Du mußt das Erz zu Tage fördern; er kann nicht sprechen: Hier bin ich! das allgewaltige Wort, dem sich die Völker anschließen. Ob auch Carl darauf gehofft, wag' ich nicht zu entscheiden.

Noch bin ich ohne Nachricht über den Tag
Deiner Verbindung. Welche dieser Ungewissheit
bald ein Ende. Schwester, wie sind die Nächte
jetzt so süß, meine Träume so blumig und golden,
daß ich verklärt wie ein Engel emporschwebe,
oder als voller Mond Ruhe in Dein bewegtes
Herz lächelt. Blicke nur auf zu ihm, er lächelt
und heilten.

Die englischen Dichter in ihrer tiefen Melancholie ziehen mich an; Byrons wilde Phantasie weist mich durch Uebermaß auf mich selbst zurück.

Wenn jeder die Aeneas hätte, nichts sein zu wollen, was er nicht ist, änderte sich das Angesicht der Welt.

Ich bin nichts, und habe nichts, und kann nichts; es ist eine verzweifelte Geschichte.

Kuhte der Blick auf mir? Kann ich das augenblickliche Verweisen auf mich deuten? Es durchjuckte mich wie ein elektrischer Schlag, und ich kann das Bild nicht aus der Seele verlieren.

So war es gestern den ganzen Tag. Woher diese Unruhe? aus dem Schlafe trieb es mich auf; tausend und aber tausendmal verweile ich auf demselben Augenblick. Und in der Nacht gar ein Sonett, zum ersten Male, und in vollendetester Form. Wer löst mir diesen Räthsel?

Meinem Vater kann ich nicht entgegenkommen, muß ihn hintergehen. Wüßte ich nur tragend einen Ausweg, mein Leben wäre mir nicht zu theuer! Gott, ich bin ein elender Mensch! so hat es noch nie von allen Seiten auf mich eingestrahlt. Fort ist die Ruhe, fort ist die Freundschaft, ich wünsche mir den Tod.

Der Blick eines Vorübergehenden macht mich mißtrauisch. Will er Deiner spotten? Gegen den gutgemeintesten Scherz fahre ich auf, und muß dann zu meinem Aerger meines Irrthums inne werden. Hatte schon jemand ein so zerrissenes Herz, ein so geängstigtes, gequältes? Es ist ein Jammer, wie man sich und andern jede unbefangene Freude raubt. Carl habe ich es nicht verkehrt; er wußte nicht, woran er mit mir war. Ich habe ihn hineinblicken lassen in den

Abgrund, er schauderte; ich sah, wie er dagegen ankämpfte. Himmel, welch einen unglückseligen Menschen haßt du an das Licht gestellt!

Den 9ten April.

Sage mir nur, liebe Schwester, wie ich den Vater zufrieden stelle. Sein Freund hat ihm geschrieben, ich gehe zu niemand, und nun mahnt er mich Brief über Brief, die Gesellschaft nicht zu vernachlässigen, und wiederholt fast zum Ueberdruß, wie viel auf gesellschaftliche Gewandtheit ankomme. Mir kommt nichts darauf an; die Gesellschaft vernichtet mich, ich bin überflüssig darin, wohl gar störend, nehme nur auf, kann nicht an die Leute hinan kommen. Meist bin ich mißgestimmt, und so steh' ich zurückgedrängt in trüben Betrachtungen. Es gelingt mir wohl heiter zu sein, doch das hängt alles von Stimmung ab, von Laune, wenn Du willst, und auch da ist meine einzige Rettung zu scherzen. Wenn ich nur die Linie halten könnte, die scharfe Grenze des Freundlichen! Hab' ich oft Stundenlang gestanden und mich endlich überwunden den Mund zu öffnen, da erstirbt mir schon wieder das Wort;

ich wollte durch Scherz aufmuntern, und das wird dann so bitter, so bitter; ich wollte wichtig sein, und verlege so tief, schneide bis ins innerste Mark, daß die Gesellschaft erschrickt und ich in steigender Verwirrung mich höher und höher treibe, und von meinen Sinnen nichts weiß. So geschah's gestern; zum Glück half mir der Wirth freundlich auf dem rechten Weg; aber die Bescheidung blieb, ich konnte die Augen nicht mehr aufschlagen, und entfernte mich bald. Das ist ein unglückliches Treiben! Ich kann keinem sagen wie mir ist, bin zu stolz, meine Ungeschicklichkeit zu bekennen. Dann wieder erschein' ich ganz angenehm, in glücklicher Stimmung, im günstigen Momente, bis mich der Dämon beslechts, daß ich jedes Wort, jeden Blick auf mich deute, daß ich meine, die kalten Gräulein verlassen mich. Aber noch Worbach trag' ich dieß volle Herz, les' in Hannys Augen die Freude über mein Kommen, und an sie gelehnt, blick' ich der Sonne nach über die Berge. Du, Du, Wilhelmine, erscheinst mir dann, wie Du im Schleier des Abendrothes dahin ziehst, und ich seufze über mich, daß ich noch keiner mich zeigen mochte. Schlägt ein anderes Herz in dieser Jungfrauen Brust, Schwester, als

in der Deinigen? Ich weiß es nicht — die
Fahheit an der sie sich erfreuen, die Bilder ihrer
Heimlichkeiten, immer von neuem ausgemalt, al-
les, alles treibt mich von ihnen zurück, ich ent-
fliehe zu Dir, auf die Sprache der Liebe Deines
leuchten Mundes zu lauschen, und sehend blick'
ich hinüber zu ihr, an deren reinem Busen ich
einst meiner selbst vergessen kann.

Nachts.

Was fange ich an in dieser kalten Nacht?
Wie ein Schatten wankt' ich in den Gassen um-
her, der Wind zerschneidet mir die Hände und die
nackte Brust. Die Thore alle verschlossen. Schlaf,
Schlaf! rette mich von diesen Qualen; sage mir
nur ein Traum warum ich leide, ich trag' es ohne
Murren. Es regen sich böse Leidenschaften, aus-
schweifen möchte' ich — mir fehlt die Luft. Ist es
jemals einem Menschen so ergangen? Die Augen
versagen mir; gebe der Himmel Ruhe!

Einem starken Körper ergreift ein Krampf
heftiger, sagen die Ärzte; ist es dasselbe bei
einem starken Geiste? es wäre ein geringer Trost.

Auch die Ordnung waffnet sich gegen meine Freuden. Ich erfreute mich einer so schönen Umordnung und die Ragd hat alles hinweggeräumt, bis auf die Dintenflecke, aus denen ich mir eine ganze Bildergalerie geschaffen hatte.

Nein, das ertrag' ich nicht! Haß du schon den Teufel lachen hören? Ruhig hatt' ich mich niedergelegt; da schallte bald hier bald dort aus der Stimmerede ein furchtbares Hohngelächter, es packte mich an allen Gliedern, ich künde Licht an, und kann kaum meines Schreckens Weisser werden.

Gibt es etwas Ueberdes auf der Welt, als einen Menschen, so schmeichehaft ausgestattet und so schrecklich bloß gestellt. Ringen, Streben muß er sein Leben lang, und dann erringt er ein narbiges Alter, in dessen Hütte er die Trümmer seines Herzens rettet.

Die Wasser brausen über das Fels, angstvoll steh' ich auf der letzten Spitze, sie fassen schon nach mir. O, erscheint kein rettendes Boot!

Du, du bist es, Wilhelmine, zu der allein
ich mich flüchten kann, du verstehst es allein,
wenn ich mich überall verachtet, verspottet glau-
be, mich durch einen freundlichen Blick, durch ein
liebes Wort mir zurückzugeben.

Mein Vater war gekommen, mich zum Feste
nach Hause mitzunehmen. Ich hätte es der lie-
ben Mutter wegen gethan, die mich mit Thrä-
nen vermissen wird; ich höre die Freude dreier
geliebten Menschen, und konnte mich nicht abrei-
ßen. Als der Wagen fortrollte, eilte ich ihm
nach, änderte im Augenblicke meinen Entschluß;
zu spät, und nun sitz' ich sinnend und schwan-
kend, schmerzlich bewegt, und weiß nichts anzu-
fangen.

Zuweilen ist mir, als wolle die Schale bre-
chen, als wäre draußen eine lichte Welt; mit al-
ler Macht arbeit' ich gegen die Wände. Mir ist
wie dem gefesselten Muccephalus, der des Alexan-
ders wartet, ihn zur Schlacht, zum Siege zu
tragen.

Den 11ten April.

Carl ist eben von mir gegangen, und o weh, Wilhelmine, er hat mich beschenkt! Ich weiß nicht wie er gemeint, heute sei mein Geburtstag; sollt' ich ihn in dem Irrthume lassen? Was Du, was die lieben Eltern mir bringen können, ich bin ihre Sohn; Carl ist mir gut von Herzen; ich wußte kein Wort zu sagen. Die Aufklärung war beiden peinlich, und kaum, daß er mich verlassen, treten die Kinder meiner Wirthin herein, Emilie und der kleine Hugo, mich zu ihrer Mutter hinunter zu laden. Sie hielten mit den großen Augen vor mir, und baten: Julius, komm und nimm unsere Geschenke; Mutter bittet auch gar schön. Hugo schmiegte sich dann an mich, kletterte an mir herauf, und Emilie, in weißen Kleide mit blauer Schärpe, sah mich so bittend an, ohne sich zu regen, daß mir wohl und weh ward um das Herz. Komm Julius, sagte Hugo, und sie zogen mich fort wie ein Kind, bis ich sagte: ja ich komme. Sie sprangen hinunter, und ich muß nur ausgehen, den Kleinen etwas zu kaufen. Bald bin ich wieder bei Dir, liebe Schwester, und erzähle Dir dann bis in die späte Nacht, daß Du an meinem Herzen entschliffst.

Um 10 Uhr.

Hier ist für Frau und Kinder zu sorgen, es wäre ganz anders: ich müßte leben, und es würde mir erträglich gehen. Die Kleinen springen um den Vater herum, und ist ihm auch das Haupt schwer von Sorgen, er lächelt doch, wenn er sie sieht, und arbeitet gern für sie, die ihn lieben. Ach! ohne Liebe zu sein, Wilhelmine, theure Schwester! ohne Liebe sein zu müssen, in-
deß man so gut daran sein könnte, wie mancher Philister, der eine Frau heimführt, und keine Hoffnung zu haben, daß es sich je ändere, glaube mir, darunter bricht das Herz. Du empfindest jetzt in voller Seligkeit, was das sagt, ach, und wie habe ich mich so nach Liebe gesehnt, als in dieser Zeit; selbst kann sich niemand genügen. Bleibe Du mir nur eine treue Vermittlerin zu den Menschen, daß, wenn alles abgeschnitten wird, ich auf dieser Brücke mich retten kann, und Schwester, wenn Du jetzt glücklich bist, vergiß meiner nicht in Ottos Armen, laß es Dir nicht leid thun um Deine Liebe zu mir.

Das sind nun freilich keine Festbetrachtungen; ich sollte sie zurückhalten, daß Otto keine Wolke über Dein Antlitz ziehen sieht, und ängstlich be-

besorgt nach der Ursache fragt, die er nicht sein kann. Aber verschließen? — einem Manne kann man nicht alles sagen, und Du bist ja stark Dich zu beherrschen, und mir heimlich und unvermerkt mit der Hand über die Stirn zu streichen, wenn Geswitterwolken sie verhüllen, wie das ferne Gebirge. Männerfreundschaft ist kein Band der Natur; und wenn auch Carl mich lieb gewonnen, wenn er mich trägt, und mir wohl thut, können wir nicht morgen getrennt sein? Wie edel er ist, können sich nicht morgen unsere Wege scheiden? Wenn er sich bald verheirathet, wie es den Anschein hat, bin ich dann nicht verlassen ohne Dich? Ahu mir das nicht Schwester! Gott erhalte Dich und Deinen Gatten.

* * *

Wahr, weher haßt du diesen Himmel genommen? Diese Augen leuchten beseligend in meine Brust. Er kommt, er wird mich erretten! Bilderstürmer, schüttsamer waret ihr als die Tiger; oder schlugt ihr mit abgewandten Blicken solche Klarheit zu Boden? Gegen Bilder konntet ihr euch hassen?

* *

Der Morgen bricht an, die Glocken rufen
über das Land: der Herr ist auferstanden! Eine
kurze Ruhe hat mich gestärkt, wunderbar selig
schweb' ich durch die Himmel. Alle Wunden sind
geheilt, alle Thränen getrocknet; in die alte
Nacht ist ein Licht gesetzt, zu erleuchten alle Wöl-
fer. Wie in einer Kirche wandl' ich heut' in mei-
ner Brust; heiliges Dunkel überschattet mich, der
Morgengruß schallet vom fernen Chore, ein Licht-
strahl zuckt herüber, er ist es: mein Erlöser, mein
König, ich grüße Dich!

Wer nahm von mir die Lasten, die meine
Brust bedrängte? Wer goß Balsam in das wunde
Herz? Wer stärkte mich mit Lebensmuth Kühn
hinauszutreten und den Kampf zu wagen? Wer
besiegte die Zweifel? Mit diesem Tage beginnt
die Aukunft meines Lebens.

Den 14ten April.

Freue Dich, Wilhelmine, mit mir; Triumph,
Triumph, ich habe mich selbst gewonnen! Trost
hab mir die Festtage verstrichen, ein himmlisches
Feuer glüht in meinen Augen, Lebenskraft und

Lebensfrische sind zurückgekehrt. Seit ich das Wort gesprochen: ich will, seit ich mich in der innersten Seele erfasst, sammelt sich alles Zerspreute wieder und ich fühle meine Obmacht. Carl ist glücklich über die Veränderung, und er hat daran nicht den kleinsten Antheil; noch mehr aber als er, wirkte ein unbekanntes Engelbild, nicht blond zwar, wie man sie bildet, schwarz, mit tief dunklen Augen, eine mächtige Erscheinung. Sie schritt allein neben einem ältlichen Manne; ich blickte zu ihr auf, wir schienen uns schon zu kennen, eine ferne Erinnerung schien zu erwachen, und ich bin nun wie umgewandelt. Die Arbeit geht frisch von der Hand, ich habe nun meinen Mittelpunkt gefunden. Ich bin so selig, wie der Liebende, der das Jawort empfangen hat. Blüht' ich nur, wer sie ist! Am Ende des Spazierganges bestiegen sie einen Wagen; noch ein Blick, und ich hatte sie verloren. Mein Zimmer ist zu einem Putzzimmer geworden, alles geordnet, spiegelhell; einem Blumenmädchen nahm ich den ganzen theuren Vorrath, und nun blüht und duftet es um mich, daß Hugo beim Hereintreten ganz stumm wurde, sich den Glanz meiner Augen nicht deuten konnte, und fast erschrocken war, als ich ihn auf

den Arm nahm und herzte und küßte wie mein eigenes Kind. Das war ihm von mir nie da-
gegnet, und als Emilie auch kam, und ich beide
mit Blumen beschenkte, gingen sie vorlegen fort.
Was werden sie ihrer Mutter von mir erzählen?
— mag es sein, bin ich doch ein andrer Mensch
geworden.

• • •
Eine Gattin, ein Haus voll Kinder, und ein
Freund, der sich dessen mit ruhigem Gemüthe er-
freut, danke Gott auf den Knien; er ist ein glük-
licher Mensch.

Die Außenwelt bleibt dieselbe, Sonne und
Mond wandeln in denselben Bahnen; aber der
Sinn ist neu geworden, und mit ihm alles. So
trat' ich in mein neues Jahr, und will mich an-
kleiden, in der Kirche zu Gott beten um seinen
Segen, und dann bei allen Bekannten gut ma-
chen, was ich nun seit sechs Monaten an ihnen
vernachlässigte. Ein schmerzlicher Ton mischt sich
darunter; ein lieber Schulfreund ist seitdem hin-
übergegangen. Ich wußte von seiner Krankheit,
hörte von seinem Tode, und konnte nicht einmal
seiner Beiche folgen. So geht die Zeit, und sie.

hen wie den Augenblick vorüber, ist er für ewig verloren, ein untröstlicher Schmerz.

Hat ein Mensch, in der Blüthe seiner Jahre abgepfückt, voll von schönen Entwürfen, ein ganzes Leben in der Brust, und eben im Begriff hinauszutreten, die Aufgabe seines Lebens erfüllt? Zehn andere hätten zu bauen an diesen Entwürfen, und wo ist seine Zukunft? Da stehen wir und können nicht weiter; alle Einsicht scheitert an dem Punkte: Gott wird alles gut machen, das ist unser einziger Trost.

Den 17ten April.

• Dem nützt fremde Erfahrung, Wilhelmine? kaum nützt die eigene. Was in uns vorgeht, diese gewöhnliche Entwicklung, Millionen haben sie durchlaufen wie wir, Millionen haben empfunden, gedacht, gehofft wie wir, und keiner ist frei von der Stilleit, wie ihm, sei es noch keinem jemals geworden. Vor langer Zeit sagte mir ein wohlmeinender Mann alles voraus; ich achtete nicht auf ihn; ich würde selbst sehen, dachte ich. Nicht, daß ich mich jetzt darüber beärgere, ich habe

noch nichts verloren, bin durch den eigenen Kampf vielleicht kräftiger geworden; aber diese Erregung ist mir zuweilen empfindlich, kränkt mein Selbstgefühl, und immer wieder arbeitet sich der Gedanke hervor: wie ich sei nicht ein jeder; ein Gedanke, der durchaus störend auf mich wirkt; denn mit sich führt er den Wunsch, auch nicht die gewöhnliche Straße zu gehen, sondern mir einen eigenen Weg zu suchen. So lange ich schwankte, hatt' es damit nichts zu bedeuten; nur seit ich einmal mit Glück einen eigenen Weg eingeschlagen, seit ich vergebens nach dem Ausdruck von Gedanken gesucht, die mich bewegen, und es mir gelungen ist mich auszudrücken, daß ich mir Beifall gebe, fängt es an gefährlich zu werden. Siehst du, sagt dann das selbstgefällige Herz, du bist nicht zum Nachsprechen geboren; versuch' es nur selbst zu sprechen, es wird gelingen. So schick' ich Dir hiemit eine Anzahl Sonette, und andere Kleinigkeiten, die Carl gebilligt, und glaube mir besonders Deinen Dank zu verdienen durch die eigene Abschrift; denn ungern komm' ich auf etwas Vergangenes zurück, und in einer andern Stimmung, spricht mich oft ein ganz Anderer daraus an. Nur in der Gegenwart erkenn'

ich mich ganz, in ihr faß' ich mich, sie ist meine Götzin. Dieses Entfremden geht oft bis zu Haß und Verachtung, daß ich die Sachen ingrimmig in das Feuer werfe, und mich freue, wenn es seinen Schleier darum schlägt: und nur in ruhigen Augenblicken lächelt mir dies oder jenes Wort wie Sphère, deren Gemahl jene Brandopfer empfängt. Um Eins bitt' ich Dich, verbrenne alle Trauer- und Lustspiele, die wir als Kinder zusammen gedichtet; die Kindereien sind mir oft verdrießlich, und könnten einmal in unrechte Hände fallen:

•
•
•
Vor ein Publicum zu treten, diesem kalten Egoisten, wenn er selbst nichts empfinden kann und will, sein Heiligstes hinzugeben, ist ein trauriges Loos; sein Lob ist ärgerlich und sein Tadel tränkend. Nur ein Neuling kann sich um seine Gunst bemühen; dem andern spricht das eigene Herz und der Freund.

Das Urtheil des Publicums muß durch die tiefsten Geister gebildet werden, denen das Höchste vor Augen liegt; ein Pessing muß auf dem Richtersthule sitzen, der ein entscheidendes Wort spricht, denn darauf warten alle. Eine kritische Kammer

für alle Meinungen zu eröffnen, und jedem laßt das Urtheil zu überlassen, verwirrt nur die Menge, ein Blatt muß eine entschiedene Farbe haben, muß wie jeder Einzelne, der etwas wirken will, Partei nehmen, und es ist ein thörichtes Streben, alle Ansichten der Welt in sich vereinigen zu wollen. Lessings Stuhl ist noch unbesetzt.

Hatz ist jetzt mein Dichter, seine Worte wiederhol' ich mir Tag und Nacht; ich jauszte, trinke, und klage mit ihm, und diesen meinem Frähsing säet eine Ceres, die ich noch nicht wiedergehen, und seit jenem Spaziergange vergebens überall gesucht habe.

Den bösen Dämon deckt nur wenige Erde; fest muß ich ihm den Fuß auf den Nacken setzen. Wie ich in Sicherheit zu sein glaube, rüttelt er sich und ich irre dann wie ein Pestkranker, der den Gordon zu umschleichen gesucht, und der am Morgen entdeckt, vor den drohenden Läusen zurückfährt, und sich in seine vier Wände verkrümmt. Verrettet bin ich noch keinesweges.

Den 21sten April.

Griechenland ist meine Heimath, und er,
Hellas Liebling, Wolf, der Schiffer, der mich
hinübergeführt. Erkenne dich selbst, tönt' es mir
von Delphis Heiligthume, Apoll antwortete gün-
stig, und ich habe meine Wanderung durch seine
Gesilde angetreten. Von Arkadien folgt' ich dem
Laufe der Flüsse von Lacedämon, Elis und Ar-
gos. Welcher Götterreichthum, welch ein Leben,
welch ein Jubel in diesem Lande, in diesem ewi-
gen Frühlinge unseres Geschlechts! Ueber Me-
gara, Eleusis nach Athen, o wie schlägt mir das
Herz! Pallas Athene, Schützerin des Bodens,
empfang' mich gnädig! Das ist eine Vorzeit,
das sind mahnende Denkmale; Heiden und Dich-
ter, nur Hellas, nur Athen wußte zu ehren!
Hellas, Blume des Festlandes, Sonne aller Zu-
kunft, dein Glanz, deine Jugend lehren nie wie-
der! Aber begrüßet seid, Nachkommen des glück-
lichen Geschlechts, wenn auch kein Pindar deine
Götter wieder zum Chor versammelt, wenn auch
kein Alexander euch den Erbfeind zu Füßen legt!
Denn Freiheit wollt ihr, und würdet sie, wie eure
Vorfahren, hinter hölzernen Mauern suchen. Ge-
lingen würd' es euch, denkt an die Millionen

des Herzes, wären eurer Freunde nicht zu viel und zu mächtige; den Feinden ist noch kein Feind unterlegen.

Ja, meine geliebte Schwester, dort quillt ein Born des Lebens, dort erquicken die Bergbächen, die schattigen Thäler, die lauen Winde vom Meere herüber, und mit trunkenen Augen schau' ich von Achaja auf den belebten Meerbusen, den ferne Berge umschließen, höher und höher bis zu dem eisigen Kranze aufsteigend. Dann nach Jonien hinüber, an unzähligen Inseln vorbei, nach dem glücklichsten Klima von Jonien; keine Stadt, kein Vorgebirge ohne Erinnerungen! Wahrlich! wir sind Bettler in unsern weiten Fläichen, wir haben nicht Sonne, nicht Meer, nicht Hellas heimische Götter, und zehren kümmerlich von seinem Abfalle. Meinen Homer hab' ich wieder hervorgeholt, mit Pindar wandr' ich wieder von Fest zu Fest; ich sitze mit ihm bei den Weinigen zu Tische. Hellas, du konntest singen; deine Deyer konntest du mit Freuden von der Wand nehmen; du sahst Helden, deine Fürsten wandelten unter deinem Volke, dein Homer hatte Theil an der persischen Siegesbeute. Und ist der Glanz abgestreift, kaum giebt es noch ein unbekanntes

Land, kaum eine dunkle Region; der Gott ist aus den goldenen Wolken verschleucht, wir haben den Sand unserer Meere gezählt. Gelingt es auch einem Einzelnen sich dahin zu träumen, einen gefährvollen Weg nach den Gärten der Hesperiden zu finden, um ihn ist alles kalt und todt; er müßte begeistern, um begeistert zu werden. Eine Gegenwart haben wir nicht, unsere Dichter zu nähren; nur ihrem Muthwillen, ihrer freien, ja frechen Laune dient sie, und bis er dahin gelangt, sich aus dem dunkeln Quell der Vergangenheit zu kräftigen, ist die Jugend aufgezehrt, und er sieht sich gelähmt von dem jaghaften Alter. Ein Jüngling wagt, der zwanzigjährige Alexander steigt durch Asien auf den Fittigen seiner Adler; denn er allein glaubt, liebt und hofft, und der Erdkreis faßt seine Wünsche nicht. Wir werden alt geboren, unsere Ammen schlüpfen uns ein, unsere Kindheit sieht sich beengt, unsere Jugend gedrückt; es fehlt ihr ein Marsfeld, es fehlen die Kriegsjahre, in denen wir uns fühlen lernen. Auf darum, dreimal glückliches Hellas, öffne mir deine Pforten, laß mich hinziehen nach Olympia! Herodot erzählt deine Großthaten, du rußt ihm Beifall, und Thucydides ist begeistert!

Wie hoffnungslos auch der Gedanke sein mag, wie sehr ich vermeide ihm nachzuhängen, er begleitet mich wie ein Etern, der durch die Pforte einer schönen Zukunft blüht, daß wir noch eine glückliche Zeit sehen werden, und daß auch ich berufen bin, dazu mitzuwirken. Wenn ich mich nun erfüllt habe an der Vorzeit, erwacht in mir die Sehnsucht nach warmen Lippen; alle meine Sinne sträuben sich dagegen, daß ich selbst nichts thun sollte, und selbstvergessen ruf' ich dann: sie kommt! Deine Zukunft, Wilhelmine, ist zur Gegenwart geworden; wird sie auch mir in der Braut erscheinen? meine Gedanken fähren mich oft darüber hinaus.

* * *

Sind' ich meine Unbekannte nicht, wird der Platz nie besetzt. Er hätte sich doch erfüllen können.

Ein dumpfes Ach, wenn unsere Unterhaltung stockt, ein unruhiges Hin- und Herlaufen, zeigt Carl noch zuweilen, daß nicht alles beruhigt sei; aber dies verdoppelt seine Aufmerksamkeit; auf jede Weise sucht er mich zu zerstreuen, und in meinem Fleiße zu bestärken. Seine Erfahrungen

erleuchten mich mehr und mehr, sein ganzes Streben geht dahin, das rein Menschliche in ihm und andern hervor zu bilden.

Wenn es nur anders wäre! besser bräuhet es nicht zu sein. Geht mir nur zu thun!

Den 24ten April.

Die Hellenen waren Menschen; keine anderen waren es wie sie; unverhohlen liegt alles Menschliche bei ihnen zu Tage. Launisch, nichtswürdig, Verräther, sind sie immer Menschen, immer lebenswürdig, und ein Kleibiades möchte nicht wieder geboren werden. Sie halten die schöne Mitte zwischen Ungeheuern und Idealen, daher wer einmal in ihren geweihten Kreis getreten, nirgend anderswo Befriedigung findet. Eine Entwicklung geistiger Kräfte, wie Hellas sie gesehen, findest du nicht wieder in der Geschichte. Wird Amerika in seinen Waffen sie uns wieder darbieten? Das Feuer der Westa erlosch im Ehebruche der alten und neuen Zeit.

Wie in die Tempelhallen der Akropolis, wie vor das Minervensbild trete ich ehrfurchtsvoll vor

die ewigen Gestalten des Keschylus, des Sophocles. Seitdem hat keiner so göttlich gesprochen, keine Sprache ist seitdem mit solch einer Macht erklungen wie im Prometheus, daß man noch jetzt vermeint, die Erde erbebe. Ein Volk, dem solches geboten wurde, ein Volk, das Pindaros Adlersfluge folgte, wie muß es gewesen sein? Das Theater heilig, ein Wüthersitz; zu den Festen erscheinen die Heroen, ja die Götter selbst sprechen von der Bühne. Und Furcht und Mitleiden bewegen die Seelen; aber gereinigt und geläutert verläßt man diesen Götterdienst, und einen Dichter setzt man zum Heerführer, weil er ein Menschenführer ist, vor eines Dichters Worten weichen die Wälder zurück: dieser legt die Waffe können sie nicht widerstehen. Das war ein Volk, das war Poesie, von den Spartanern selbst über das Grab hinaus verehrt! Und von dem allen bleiben uns nur die Leichensteine, mit ihren zerissenen Aufschriften in Wort und Bild; die ganze Musik dieses Volkes ist mit ihm zu Grunde gegangen, und wir sammeln nur Kehren auf dem reichen Saatselde eines Götter- und Titanengeschlechts. Tausende von Statuen zu Olympia, zu Athen, überall durch das ganze Land, alles Ge-

genthum der Hellenen, alles unmittelbar vor ihren Augen; jetzt bis auf wenige vernichtet, die schon einzeln ein Haus, eine Stadt berühmt machen! Ihre Heldengedichte, Lieder und Dramen, ein unabsehbarer Säulenwald, sie bieten das Bild eines zertrümmerten Tempels. Einzelne Säulenschäfte zerstreut auf dem Rasen, Gesimse und Kapitäl zerbrochen, von heiligen Gefäßen keine Spur, die Götterbilder vernichtet bis auf wenige Bruchstücke, wir wie Bettler darunter, die Erdboden nach Kostbarkeiten durchwühlend; und wir wollen daraus ein thönendes, harmonisches Leben herstellen? So bedürftig aber sind wir, so bettelarm, daß dies unser schönstes Erbtheil ist; oder können wir dem tragischen Siebengestirn des Sophokles etwas entgegenstellen? Unsere schönsten Dramen in Musik und Wort sind Nachklänge aus jener fernen Zeit, von einigen griechischen Geistesvernommen, und uns zu ewiger Bewunderung und Sehnsucht hingestellt.

Das ist kein einladendes Bild, Wilhelmine, das ich Dir da vorgezeichnet; doch wie wenig Du davon kennst, an dem Wenigen selbst wirst Du es bestätigt finden. Ich erinnere mich, als ich Dir vor langer Zeit Homerische Verse recitirte, wie

Du ihrem unverstandenen Zauber aus meinem rauhen Runde lauschest, und unwillig aufsprangst, als ich unvermerkt einiges Englische dazwischen warf. Wie muß es in dem Hellenischen, von der Muse gebildeten Runde geklungen, haben! Vergiß mir nur die Antigone nicht! Die Iphigen, sagte neulich jemand, opferte das Leben für ihren Bruder. Konnte dem Todgen das nützen? Was meinst Du? Er hat gewiß keine Schwester wie Wilhelmine.

* * *

Hätte man in der Welt nur nicht gegen Dummheit und Gemeinheit zu kämpfen: alles andere ließe sich ertragen.

Gymnasien müssen eingerichtet werden, öffentliche Wettkämpfe, den Leib in seine Rechte einzusetzen. Schon die Niederkehr der heiligen Spiele allein erhielt in Griechenland eine geistige Anregung, die dem Schoßenden Lebenselement ist; sich selbst überlassen, verklümmert er: in das Leben des Volks muß er seine Wurzeln treiben.

Den 26ten April.

Ich habe Dich noch nicht von einem Ereigniß unterrichtet, das sehr erfreulich in mein aufstrebendes Leben hinein scheint. Einige Schulfreunde, von G. zurückgekommen, suchten mich auf, fanden mich verlassen, saß auf Carl's Umgang beschränkt, und da ich dem Einen noch öfteren Besuchen auf seine Fragen sagte, ich wagte noch keinen Schritt in die Gesellschaft, erlaubte er, ich sei ein Mensch, der sich auch könne sehen lassen. Ich besah mich zum ersten Male vom Kopf bis zu den Füßen, und seine Aufmunterungen haben einen guten Erfolg gehabt. Er hat mich in verschiedene Häuser eingeführt, und zuletzt veranlaßt, daß wir uns wöchentlich ein Mal zusammenfinden. So habe ich jetzt öftere Einladungen, lerne mich ein wenig mittheilen und bin eines vergnügten Abends gewiß, wenn wir nicht als Doctoren und Räte, sondern als Menschen zusammen kommen. Mein Leben gestaltet sich nun immer thätiger, frischer; die Sonne ist nur noch unter dem Horizonte; meine Unbekannte ist noch immer nicht erschienen.

R. S.

Meine poetische Ader fließt reich, ich kann

Die schon wieder einige Kleinigkeiten beklagen, und denke nächstens ein größeres Stück folgen zu lassen. Wißt Du es versuchen und den lieben Eltern etwas davon mittheilen, ihu es; ich stelle es Deinem Urtheile anheim; nur laßt es nicht weiter bekannt werden. Meinen Bekannten selbst etwas vorzulesen, war mir bisher nicht möglich.

Meine ganze Vergangenheit hab' ich hinter mir niedergebrannt, wie Hannibal von der Spitze der Alpen nach den reichen Gefilden Italiens gezeigt, wie Cortez seine Schiffe versenkte, um vorwärts zu müssen.

Drei Wünsche, äußerte neulich ein Mädchen, hätte sie; ich erwiderte, ich habe nur einen: zu leben.

Den 30ten April.

Daß ich in die Welt gekommen, daß ich als Kind sie angelächelt, als Jüngling sie mit glühender Liebe zu umfassen strebte, und nun als Mann darin wirken soll, ruhig und besonnen, daß ich nun thatkräftig eintreten soll, um auch

meinen Platz in dem wunderbaren Gebilde auszufüllen, um selbst, so viel an mir liegt, einzugreifen in das große Räderwerk, oder wenigstens als ein neues Rad eingepaßt zu werden, bis ich dann nach kurzer Zeit zerfalle, oder als nutzlos ausgestoßen werde — sieh, Wilhelmine, das ist mir alles so wunderbar, das ergreift mich so greifhaft, daß mir die Sinne vergehen, und ich schwindelnd wie an einem Abgrunde stehe, in welchem tief unten der Strom der Zeit ewig gleich fortbrauscht. So lange du den Schritt nicht gewagt, so lange du noch nicht mit sicherer Hand nach einem bestimmten Ziele gefaßt, so lange du es noch nicht ausgesprochen, waltet immer noch ein Zweifel in dir, ob es dir möglich sein werde zu vollbringen, was der heftigste Wunsch deines Herzens ist, ob dir gelingen werde das Werk, wozu alle Fibern dich treiben, wovon allein du dein Leben zurückgegriffen siehst. Viele scheitern an diesem Zweifel, und unmöglich ist es ihnen, jemals den Fuß hinauszusetzen; jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick wirft sie umher wie ein sturmbezwegtes Schiff, und läßt sie vielleicht versinken, weil sie die Pole nicht finden, in denen sich ihre Achse dreht. Umsonst ist es, ihnen

anzurufen; sie hören es nicht in dem heftigen Wraufen, sie wagen es nicht den Wogen entgegen zu halten, und wohl ihnen, wenn ein rettendes Schiff in seinem sichern Busen ihnen Ruhe giebt; wenn sie, fortgeführt wie ein Pfeil, einen Leuchthurm im Auge behalten, der auf den Felsen gegründet, ihnen den Weg zeigt.

Um etwas zu thun, muß man wollen, muß fest halten an Einem, muß allen Zweifel, daß dies das Rechte sei, überwunden haben, und nun kühn einen ersten Schritt wagen, überzeugt, es ist der rechte; der Zweifler erreicht nichts, Lobe die Hölle um dich, achte nicht darauf; hinaus, du kennst dein Ziel! wage den ersten Schritt und augenblicklich ist alles beruhigt; es empfängt dich ein heiliger Hain, vor welchem die Grinnyen dich verlassen. Feiste Winde wehen in den Wipfeln, du weißt nicht, ist es ein Traum, ist es Wirklichkeit; ein allerquickender Schlaf stärkt den Ermatteten, im Tempel wartet sein eine rettende Gottheit.

So haben mich, den Jugendmörder, unahndlich die Nachschwestern verfolgt, keine Rache, keine Mäß mir gegönnt; aber eine Hoffnung lebte im Wus, sie hielt den Verzweifelden, wenn alles

um ihn zusammenfügte, wenn Dein Bild selbst nur wie ein ferner Schatten im Nebel verschwand; und es lebten mir ja ein Freund und eine Schwester! Könnt' ich euch nur erst sein, was ich so gern möchte, könnt' ich euch alle Liebe, alle Rücksicht vergelten, könnt' ich erst offen vor meinen Vater treten! Ja, Wilhelmine, Du hast viel ertragen müssen! aber Geduld nur, Liebe! Geduld, es wird alles gut werden.

Wie ein Gymnaseist hab' ich zuweilen gar kein Gefühl von Zeit, und wieder schlägt jede Minute mit ihrem Stachelgürtel mir in das Herz. Nur ein Gott vermag Ruhe der Betrachtung und quälenden Thatenrang in demselben Moment zu vereinen.

Den 3ten Mai.

Was für ein Thor ich bin, liebe Wilhelmine! da sitz' ich und betrachte mich mit kindischer Eitelkeit, blättere, lese, blättere weiter, sinne der Vergangenheit nach, und lächle wie ein Mädchen, das Bild ihres Geliebten in der Hand. Sie mustert es von allen Seiten, immer ist es ja, und

selbstvergessen drückt sie gulegt einen Kuß auf das kalte Glas, kaum seine Kälte fühlend. Im Augenblicke des Abwendens von meiner Vergangenheit war ich erbittert über mich, wüthete mit Feuer und Schwert, begriff nicht, wie ich wagen könne, jemand die Hand zu reichen, und jetzt, da ich auf einiges Gerettete hoffe, will es mir fast leid thun, daß ich alles vernichtet. Die Sachen sind wirklich nicht schlecht, mein Herz steckt ja in ihnen, und das war nie verächtlich. Auf einem Zettelchen steht:

Ich auch Stückwerk mein Beginnen,
Wartet doch die Liebe drinnen.

Ich habe dies als Motto, ich weiß nicht worauf geschrieben, und dieser Gedanke ist es, der mich mit meiner Vergangenheit versöhnt, der sie mich nun ruhiger betrachten läßt, und mir nur vorstellt, wie ich ein Kind, ein Schulknabe war, unartig, leichtsinnig, trozig, und wie sich Verstand und Ueberlegung erst nach und nach hervor- gebildet. Und ist es zu verwundern, daß ein Kind kindisch, ein Knabe knabisch ist, daß ein Jüngling nicht mit dem reifen Urtheile des Mannes verfährt, sondern erst durch vielfache oft wehe Erfahrungen geweckt, gereinigt werden muß?

Echelte Streiche würden mich immer emporen;
die andern ungraziöfen Sprünge vollenden mir
nur mehr und mehr das Bild eines Menschen;
ruhig heb' ich den Schleier, und bin von der Ge-
stelltheit zurück gekommen, gleich ein vollendeter
Mensch zu sein. So denke ich es auch stets zu
halten, man hätte sonst nur ewig zu verdammen
und von neuem anzufangen, und käme nicht zum
Leben. Wenn Du daher noch nicht vernichtet haß,
was Du von mir besiegest, laß es ruhen, wie ein
Kinderbüchlein, in dem wir einmal Hand in Hand
durch die engen Gassen unserer Vaterstadt stol-
gierten.

Julius.

Denke nur an Narcissus, und wie alles, was
die Neben Alten bildeten, so schön menschlich ist.

Den 7ten Mai.

Das Gesellschaftsfever hab' ich überwunden,
nicht mehr fürcht' ich den Bann der Schwelle;
bis an die Thür des Saales, selbst bei einiger
Unterhaltung, kann ich meinen Gedanken nachhän-
gen, und bin ich ertrunken, ist alles so gleich
verschwunden, daß ich ruhig wieder in meine Be-

hausung trete, ohne mich verloren zu haben. Früher glaubt' ich, mich fortwährend erinnern zu müssen; doch man vergißt nichts, am wenigsten sich selbst. Ein leiser Zweifel, irgend ein auf mich gedutetes Wort trieb mich sonst in alle Schwankungen zurück, während ich jetzt über mein Innerstes, mein Heiligstes so ruhig bin, daß ich es gegen eine Welt behaupten könnte, selbst ohne heißtällige Aufmunterung, die ich von einigen Seiten her erfahre. Auch ein Publicum schreckt mich nicht mehr; es giebt und nimmt mir nichts, und in seinem Weisalle mag es sich selbst ein Gemüthe thun. Ich kenne meinen Weg, den werd' ich gehen; will ihm einer ohne Heißtälligung zusehen, der thue es für sich; achte keiner dare auf, ich weiß, daß Anerkennung kein Maasß des Werthes ist. Einen Richter erkenn' ich, das ist Gott: er sieht mein Streben; und ein Gericht, das sind meine Freunde: sie urtheilen, ob die Ausführung mit dem Gedanken übereinstimmt. Das Weitere hab' ich nicht in meiner Hand, und es kümmert mich auch nicht, sonst müßte ich um die Laune jedes Einzelnen besorgt sein. Ein Feldherr zieht aus mit seinem Heere, es thut was er thun muß, und selbst das gespannte Europa

kann ihn wohl besuern, aber nie anders bestimmen; es wäre sein Verderben; er würde nach allen Seiten umherblicken und seinen Punkt aus dem Auge verlieren. Die Jugend achtet es sehr für das Höchste, im Munde des Volkes zu laiden, und was wäre dann der Privatmann, der in der Stille ein ganzes Leben führt? Anerkennung ist wünschenswerth, sie giebt Muth und Vertrauen, und läßt uns nicht erschaffen, und ihr Mangel hat manchen in ein frühes Grab gestürzt; wer aber von sich überzeugt ist, wird sich nicht scheuen in eine Kasse hineinzurufen; er wird wie Gato und Willberforce, sein Leben an den ungewissen Erfolg setzen, in der Gewißheit einer Anerkennung, wenn auch nach dem Tode. Helfensfest muß indeß die Ueberzeugung sein, klar müssen die Sterne bei Tage leuchten, daß man nicht müde wird zu rufen, und das fehlt den Meisten; sie ermatten, wenn sich die Bequemlichkeit kräut. Große Werke zumal, große welterschütternde Gedanken wollen ihre Zeit haben, bis sie in die Geister eingehen, bis sie schon mit dem Kinde geboren werden, wie der einzige Gott, wie das Feststehen der Sonne. Alle erheben sich dagegen, keiner unterflügt den Columbus, bis das

Land vor Augen liegt, und nun alles vorüber
nieder sinkt. Es sagte mir Wolf, daß seine An-
sicht über die Homerischen Gesänge erst nach zwei-
hundert Jahren allgemein anerkannt sein würde;
eher könnte sie, die allen Jahrhunderten entgegen-
trente, nicht durchgedrungen sein. Schiffbrüchig
auf dem Meere, im Augenblicke des Ertrinkens,
würde ich mit der Ueberzeugung hinuntersinken,
daß ein großer Gedanke in mir nicht verloren
gehe; denn Gott weiß ihn, und wird ihn zu sei-
ner Zeit hervortreten lassen. Darum grüßen sich
die großen Geister über den Gräbern, darum er-
kennt das Heidentum im Plutarch seine Brüder,
und Pythagoras hatte Recht, sich für die Seele
eines Homer zu halten gegen die ungläubige
Menge, die das freilich nicht begreift. Oft schon,
wenn ich in der Dämmerung sinnend da lag, ge-
gen so beskreubete Geisterhöre von meinem Bü-
cherbrette an mir vorüber, mein Herz schlug hö-
her, sie grüßten mich, und nur einige blickten
ernst, wie abmahnend, bei noch ungeprüften Kräf-
ten; aber ich komme, ich komme! rief es in mir,
und mit ausgebreiteten Armen aufstehend, blickte
mir ein schöner Stern ins Auge, der eben aus der
Flaschennis auftauchte.

Julius.

Wenn Du weißt, was ich neulich mit dem Narcissus meinte, wird Dir erklärlich sein, daß er die Echo verschmähte, und sich selbst genügte. In solchem Herzen findet ein anderer wenigstens nur auf Augenblicke Platz, und im eigentlich schöpferischen Momente versinkt er so im Anschauen seines eigenen Bildes, ist so selbstvergessen, daß es gar nichts Großes ist, noch ihm die Hände auszustrecken, und in der That zu versinken. Sieh nur die schöne Blume seines Lebens und seiner Liebe.

* *

Jetzt muß es biegen oder brechen! In meinem Zimmer bin ich so ruhig, pflege meiner Blumen wie ein treuer Gärtner; auf Spaziergängen in die einsamsten Gegenden ist mir so wohl, ich rauche mit der jungen Luella, treibe Blätter mit den Blumen, und sonne mich behaglich wie Diogenes, bis mir jemand begegnet, und mich auf den einen Punkt zurückweist, den ich mein nenne, bis mich Hirt und Pflüger an meinen Acker treiben. Sie kennen den übrigen; ich wähle in einem amerikanischen Urwalde, und muß

halb Herkules, halb Theseus gegen Schlangen
und Räuber kämpfen.

Wie herrlich ist das Zusammenfallen des
Prometheus und der Io, der rastlos Irrenden
mit dem trohenden selbstbewußten Manne. Io,
das Weib, bedarf der Stütze; er steht auf sich,
und kennt die Irrfale eines suchenden Gemüthes.

Den 9ten Mai.

Der Frühling ist da, mit ihm meine ganze
Kraft! Sieh nur, wie unter der erweichten Decke
tausend Keime lauschen, die alle hervor wollen!
Das ist ein Drängen und Treiben, ein Loden und
Arbeiten — die Sonne kehrt zurück, ruft es über
die Wiesen und Wälder; öffnet euch, ihr Spiegel
der Seen und Flüsse, schmückt euch, ihr Gärten
und Felder, die Königin zieht herauf! Da spinn-
nen Rosen und Lilien ihre Festkleider, das Bo-
gelorchester stimmt wild durch einander, wie Hee-
redrus schallt es die Reihen hinab; Alles ist Hül.
Da erscheint die Morgenröthe, ihre Botin, und
sie selbst, ihren Tag zu schauen. Zuerst das
Wagion der Heerden und Landleute, dahinter

zußend die Violinen der Cherken in unabsehbare Höhen, und das ganze Gewoge der Abgel und springenden Fische in allen Meeren und Teichen, und endlich der Lobgesang erwachter Millionen: das ist die Ouvertüre des großen Sonnenbrenna, dessen sie sich in ewigem Wechsel seit Jahrtausenden erfreut. Vor ihr steht die Nacht, wie die Mauern des rothen Meeres, durch das Moses zieht mit dem erretteten Volke, und muß sie scheiden, stellt sie ihre Sternwachen aus, zum Schutz und Troste der Sterblichen.

Auch in mir fühlt' ich jetzt ein solches Treiben und Wogen; überall welken sich Keime, ich kann ihre Menge kaum fassen, und wenn ein Traum beruhigend wie der Mond über dem Ganzen aufsteigt, lieg' ich am Bache unter den hohen Buchen, Du mir gegenüber, wir wollen uns die Hände reichen und die kühle Gluth umfängt uns. Gestärkt erwach' ich am frühen Morgen; alle Gedanken schlafen noch in ihren Betten, und dies ist die Zeit, wo ich mich am freiesten fühle, wo ich wie Napoleon allen Begleitern entrückt, auf den Gefilden meiner Kindheit wandle, mit meinem Lämmchen spiele, die Schulbücher zusammen suchte, oder mit unserm Jäger dem Wilde nach-

gehe. Erinnerst Du Dich wohl noch, als ich die erste Taube geschossen? Ich zielte, traf, und die Kugel entfiel meinen Händen, daß sie todt dalag. Weinend bracht' ich sie Dir, und wir begruben sie. Ist denn ein Kind glücklich, oder ist es der Erwachsene, daß er ein Kind gewesen?

Nachmittags.

Ich halt' es hier nicht mehr aus; fort muß ich, fort! Wohin? weiß ich selbst noch nicht; aber es treibt mich in die Berge, dorthin den Ruf des Frühlings zu tragen. Mir ist jetzt so wohl, ich habe eine solche Lust am Augenblicke, daß mir alle Arbeit zuwider ist. Wandern, scherzen, lachen, essen und trinken, das ist jetzt meine Wonne; mir brennt es unter den Sohlen, ich muß fort und zu Fuß; im Wagen zu sitzen wäre mir unerträglich.

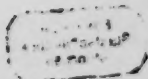
Abends.

Morgen geh' ich in aller Frühe; meine wenigen Bedürfnisse sind geordnet, und ich will ausziehen durch Städte und Dörfer, ob mir irgend ein freundliches Plätzchen winkt, ob mich irgend ein Paar freundliche Augen einladen auszurufen, wie Dein liebes Bild mich jetzt in den Schlaf zieht, als wollte es mir ungefähr ein nicht länger

ger zu vergebens Geheimniß anvertrauen. Vor meiner Zukunft schreib' ich nicht; ich wünsch' einmal wie ein Fremdling zu wandeln, ein Himmelsbote, der freundlich über dem Thun der Menschen waltet, den noch keiner gesehen, und doch erscheint er jedem ein lieber Bekannter. Lebe wohl, liebe Schwester, tausend Küsse für Dich an Deinen Onco. Auch Carl bittet, einen Gruß anzunehmen. Du wirst es nicht ausschlagen; er kennt meine Schwester.

An Deffentlichkeit fehlt es uns nicht, an Beförderungsmitteln der Mittheilung, an Anstalten des Lebens, aber an Leben; wir haben keinen Ort, an dem wir uns als Mitglieder eines Volkes fühlen, und kleine Versuche dem abzuhelpen, wie die deutschen Naturforscher sie machen, zeigen, daß dies Bedürfniß allgemeiner gefühlt werde; und vielleicht folgen dieser einzelnen Erscheinung bald andere Zusammenkünfte, worin sich mehr die ganze Nation erkennt. Jetzt ist der einzige jedem offenstehende Ort die Kirche, und dies Gefühl wirkt mächtig mit bei dem erhebenden Eindrucke, den Kirchengesang und Predigt auf mich haben.

Eine feststehende Agende könnte leicht zur leeren Form werden, und die Leute bei dem Mißverständnisse der Worte und des Eindrucks irt machen. Man muß zu einem Prediger das Vertrauen haben, daß er seine Gemeinde kenne, und nach den Erfordernissen des Augenblicks am besten zu unterscheiden wisse, was am segensreichsten und belebendsten auf sie wirken müsse, ohne ihn durch Fesseln in Widerspruch mit sich und der Vorschrift zu bringen. Unsere evangelische Freiheit will ja gerade den Pharisäismus der Formen verbannen, und die schöne Mannigfaltigkeit hervorrufen, in der es jedem freisteht, nach seiner besten Einsicht zu handeln, und in der jeder an den Früchten erkannt wird. Ein jeder möge in seiner Art und Weise geehrt werden, indem gerade der Eine Zuschnitt diesem oder jenem nicht passen, ja vielleicht seine ganze Thätigkeit hemmen kann. Freilich müssen dann auch Vorsteher gesetzt werden, die nicht nach Formularen, sondern im Geiste das Ganze überschauen. Aus diesem Leben, durch solche Thätigkeit, läßt sich ein freies Geistesleben ziehen, aller Zukunft ein leuchtendes Bild. Wenn verweilt das Auge darauf; immer ist seine Aufmerksamkeit gefesselt, während es sich von hinten



sischen Maschinen unwillig abwendet und ihre
Jahraufende in eine Tabelle ordnen kann.

Wer das Gute auch nicht einmal seines gu-
ten Namens wegen thut, ist wirklich beklagens-
werth.

Die Alten sind nicht verloren; auch die Sehns-
ucht ist etwas; danach ist das Licht erschienen.

Bei den griechischen Heeren ist es so schön,
daß jeder seinen eigenen Willen hat, und daß
durch Wort und Ueberzeugung gewiekt werden
muß. Ihr Feldherr hat allerdings einen schwe-
ren Stand; besitzt er aber seine Leute, er kann
mit solchen Männern Wunder thun; Simon, Xe-
nophon, Alexander überzeugen uns davon. So
hat der Krieg selbst etwas Menschliches, während
er bei persischen Heerbannern nur barbarisch ist.
Napoleon ist auch in dieser moralischen Einwir-
kung auf die Seinen ein großes Beispiel; die
hatterie des hommes sans peur und seine herr-
lichen Proclamationen sind ihm ewige Denkmale.

Der Verständige begreift oft nicht, daß der Unverständige so weit, und dieser wundert sich, daß jener nicht weiter komme.

Ein Mann des Volkes darf sich ihm nicht entziehen: seine Häuser und Gärten muß er ihm öffnen wie Simon; aber unbefriedigt wird der heimkehren, der im Schlafgemache die unsichtbaren Stiegen zu entdecken glaubt, auf denen er sich emporgehoben. So zerschneit jemand einen Weinstock, weil er die Kraft der Beere nicht begriff.

Einem Schriftsteller, der den Baum seiner Werke aus den edlen Säften seiner Zeit erzieht, kann dies nur zum Vortheile gereichen; nichts erquickt wie das unmittelbare Leben. Daher Platon's ewige Jugend. Einer Abstraction fehlt die Frische. Christophanes und Sokrates, der ruhig forttrinkt unter den Schläfern aus dem größten Becher, dann sich badet und ins Lyceum geht, sind herrliche Bilder.

Arbeite für die Welt, doch deinen Freunden gehört dein Herz.

Alles begegnet mir lieblich, und was kann ich den Freunden bieten? In mein Kämmerlein will ich mich schließen, und arbeiten, ihnen auch etwas sein zu können.

Mein erster Gang in die Kirche; Carl fehlte nicht. Wie freute ich mich, ihn wieder ans Herz zu drücken! Die frischen Reiserinnerungen erquickten uns bei köstlichem Cäster bis in die späte Nacht; die Morgensonne überraschte uns, als wir die Thüren öffneten. Vor dem Thore alles lebendig, viele in Sonntagskleidern, aus einem Garten schon Muff. „Die große Gemeinschaft der Geister macht uns fähig, Gottes würdig zu wandeln; im geistigen Paradiese müssen wir Früchte tragen verschiedener Art,“ sagte der Pfarrer. Wie stimmte das zu den überall in mir hervorbrechenden Tönen, und durch volle Accorde, in schönen Uebergängen, in meinem ganzen Wesen beseligt, drückte ich unwillkürlich Carls Bruderhand, und rief mit dem alten Sänger:

Nichts, wie ich suche, begegnete mir, das ich könnte
vergleichen

Einem Getreuen, in dem keine Verstellung
sich zeigt.

Den 26ten Mai.

Freue Dich mit mir, geliebte Schwester! meine Unbekannte ist gefunden, und heiße Elise W.....! Das ist die erste Nachricht, die Dich für mein langes Schweigen entschuldigen mag. Alles ist nun Klarheit und Sonne; mein Leben hat sich erfüllt; sie hat die Feder in mein Uhrwerk gesetzt, sie war das verschleierte Bild auf meinem Gemälde, unter dem ich jeden Tag etwas anderes suchte. Der Schleier ist gehoben: Elise ist mein, mein für ewig! In der Anlage habe ich Dir eine Stelle aus Platons Gastmahl über-
setzt, die schönsten Worte, welche je ein Mensch über die Liebe gesagt. Lies sie, denke an Deine Sehnsucht nach Otto, und urtheile dann, was mir in Elise zu Theil geworden. Meine Poesie hat jetzt ihren Gegenstand gefunden, mein Streben seinen Mittelpunkt, meine Sonne ist aufgegangen, und bald, bald — eben lauter es in die Frühmesse, meine Gedanken verschwimmen, mein Kahn trägt mich über einen spiegelhellen Bergsee, die Klüber brechen ihn kaum, drüben unter den hohen Felsen winkt sie vom Balcone, ich sehe Hero — nein, um Gotteswillen, — ich will Dir erzählen.

In ein Titanenland himmelsürmender Gebirge trug mich mein Fuß. Dorthin strebt die Jugend, sie glaubt mit ihnen den Himmel ersteigen, die Götter stürzen zu können, die unerreichbar über den Sternen thronen, und ich habe ihn erreicht, auf schwindelndem Felsenkegel, in Gasse — doch keine Unterbrechung, Du sollst alles von Anfang hören, wie es sich zugetragen, und wie Tullus seine Geliebte fand.

Die Berghäupter tauchten sonnenbeglänzt schon am zweiten Morgen am südlichen Horizonte hervor in dichten, zerfließenden Massen; wer sie zum ersten Male sieht, hätte sie für Wolken gehalten, wie auch dem Seefahrer die ferne Küste erscheint. Nur sie hat' ich im Auge, und konnte schon, wie die Gipfel mehr und mehr hervortreten, die einzelnen Klüfte und Schneegruben unterscheiden. Rossig liegen die Massen da in der Morgensonne, unwillkürlich ziehen sie das Herz in diese Waterstadt, und, wie eine Henne ihre Küchlein, rufen sie die Menschen unter ihre Wolkenfügel. Im flachen Lande weiß man nicht, woran man sich hängen soll, wenn es nicht ein lieber Mensch ist; die Häuser und Palläste sind Gänge und Gefängnisse, oft mit kaum hundert

jähriger Erinnerung; aber dort oben auf den uralten Felsen, deren Felsen Gott selbst gegründet, in leichter Mooshütte, mit weitenweitem Blick in die Fläche, ober im Thale heimlich und freundlich, wie das eigene Herz — o, das schafft andere Menschen, das trägt kein flaches Geschlecht; denn tausendjährige Wälder der Natur bieten hier, wie die heilige Bibel, die tägliche Unterhaltung, und machen das Herz zu groß für den Alltagskram flacher Städte. Daher die tiefe Innerlichkeit eines Gebirgsvolkes, dem Leichtfertigkeit unerträglich scheint. Von dem höchsten Berggipfel hob ich mich dann mit dem Seyer in die Wolken, und schaute nach Italien, und die Augen gingen mir über vor Wonne, daß ich einmal seinen Boden betreten würde. Weißt Du wohl, wie wir als Kinder zusammen reisten? langsam, langsam durch das öde Tyrol, von dem wir nur die Berge sahen, aber dann mit einem Sprunge von Trient auf das Capitol, und wie ich Dir von den Römern erzählte, von den Galliern und den Vandalen, von den Scipionen, Marcellern und allen den alten Geschlechtern bis hinein in die späteste Kaiserzeit? Das sind unsere Wiegenlieder; auf das Forum führt man den Knaben ihm die männ-

liche Toga anzulegen, und Roms Metuern und Richtern dahin zu folgen; und wir sitzen dann im Nebel, und sehen uns am Ende auch einmal nach unsern nächsten Vordrtern um, mit denen wir weniger verbunden sind, als mit Römern und Griechen. Da treibt es uns fort in die Gebirge, dort die Sige der Väter aufzufuchen; denn dort haufen sie noch in Hünengräbern und Felsmauern, und in unzähligen Sagen, die Die jeder Bettelbude erzählen kann. Die Leute scheit das Aberglauben, und wissen nicht was sie wollen, wenn sie nun ihre Kinder lehren: Hera war die Gemahlinn des Zeus.

Das sind meine Betrachtungen, Wilhelmine, am zweiten Tage, die sich im Zimmer etwas anders ausnehmen, wenn man alle Bequemlichkeiten des flachen Landes um sich versammelt sieht; die sonnigen Schneegipfel im Auge, hättest Du sie selbst gemacht.

Am dritten Tage machte ich Mittag in einer Dorfhente, in der ich viele Landleute, Weib und Kind, um einen Sänger versammelt fand, daß ich kaum in die Stube treten konnte. Seine schöne Bruststimme überraschte mich, fast noch mehr seine feine Gesichtsbildung bei einem schlans

ten Körperbau. Sein schwarzes, schlichtes Haar hing nachlässig herunter bis tief in den Nacken, die sehnfüchtigen Augen schienen noch innen gewandt, die bleichen Wangen zuckten unwillkürlich, fast krampfhaft, alles deutete auf heftige Bewegung. Er sang:

Könnst' ich weinen nur und klagen!
O! die Thränen sind versiegt;
Keiner naht, mich zu fragen,
Was mir auf der Stirne liegt.

Sa, ich schien einmal zu träumen,
Daß ein Mädchen mich geliebt —
Ach! in allen Weltenräumen
Keiner Herz mir Antwort giebt.

Ich war gegen den Schluß eingetreten, hatte von den Worten, der Melodie, wenig mehr vernommen, aber sein ganzes Wesen fesselte mich so magisch, daß ich kaum die Zeit erwarten konnte, da er nun geendigt, die Laute auf die Knie sinken ließ, und die Augen schloß, während die Handleute wenigstens in die neben ihm liegende Hölze legten. Er schien zu träumen; die Leute verloren sich, und als er die Augen aufschlug, fand er sich mit mir allein. Haß unwillig sam-

setzte er die Gaden, warf die Laute über die Schulter und setzte sich, mir im Rücken, in die Ecke, wo man ihm aufgetragen hatte. Ich war in Verlegenheit, wie ich ihn anreden sollte, da er es zu vermeiden schien: so jung, und so gestört! Daß' ich, seine letzten Worte mir wiederholend:

Ich! in allen Weltenträumen

Keiner Herz mir Antwort giebt.

und es vergingen einige bange Minuten.

Laßt uns unsern Wein zusammen trinken, sagt' ich endlich: er nickt an, ohne ein Wort zu sagen; eine Thräne stand in seinem Auge. Wollen wir zum Weine nicht ein Lied singen, sagt' ich fort; er stimmte die Laute, und sang das folgende mit einer Seele, mit einem Ausdruck seines ganzen Wesens, unter einer Melodie, daß mir am Schlusse die heißen Thränen über die Wangen rollten.

Was verweist du, blonder Knabe?

Bin ich traurig anzuschau?

Wohnt der Gram auf meinen Wangen?

Ich, du ahnest, scheinst zu bangen!

Fürchte nichts, du kannst vertraun!

Reiche, reich mir eine Gabe.

Meinen Dank du lieber Knabe;
Du verstehst die Thräne nicht;
Steige nie in deinen Busen,
Höre nie Sirenenmuseu,
Daß dir nicht das Herz zerbricht,
Daß du dankst für solche Gabe!

Er stand auf, ohne weiter auf mich zu achten, und wollte das Zimmer verlassen; da wagte ich noch einmal zu sagen: Wollen wir nicht zusammen gehen? Wohin gehst du, fragte er? „Ich weiß nicht.“ Diese Antwort machte ihn einen Augenblick stutzen, dann reichte er mir die Hand und sagte: Bruder, wir wollen zusammen fort; du scheinst ein braver Kerl. Laß uns gehen.

Wir schritten in gleichgültigen Gesprächen eine gute Stunde neben einander her; da entschlüpfte mir ein Wort über die Bewegung in den jungen Gemüthern unser Vaterlandes, und ich äußerte, mit Anerkennung der großartigen Gesinnungen einiger Häupter, wie sich darin ein nothwendiges Bedürfniß der Zeit ausgesprochen, und wie eine Aufregung, die einen Kaiserthron gestürzt, darnach einen andern Kanal gesucht, ein

anderes Feld sich zu bethätigen. „Du hast Recht,“ sagte er, „G... besonders ist eine großartige Natur; meine Verehrung für ihn ist unbegrenzt. Ich lern' ihn erst im Gefängnisse kennen, aber für mein Leben gehö'r ich ihm.“ Darauf begann er zu erzählen, wie er harmlos die Schule verlassen und unbestimmt fort gearbeitet, bis ihm G... seine Richtung gegeben; mit ihm habe er seine Wurzel verloren. Er zog ein Büchlehen aus der Tasche. „Kennst du das,“ fragte er? und reichte es mir. Es war die bekannte Liebersammlung, die ich nie in Händen gehabt. Ich durchlief sie und recitirte die bedeutendsten Sachen, welche eine ungeheure Kraft athmen, ein Drängen, eine Mannheit, daß ich in Affect gerieth, und wie ich las, sprach er mit lauter Stimme die schönsten Stellen mit, daß ich den Widerhall in den fernen Bergen zu hören glaubte, wie fernen Kanonendonner. „Behalte das,“ sagte er, „zum Andenken, ich weiß es auswendig;“ mir brannte es wie Feuer auf dem Herzen. Dann fuhr er fort zu erzählen: „ich legte mich nun auf die Theologie, dort meinen Heiland zu finden, mein übriges Wissen war Fragment;

aber ohne Begeisterung dafür, fragte ich mich jeden Tag, wo das hinaus sollte? und jeden Morgen beantwortete ich mir die Frage anders. Mein Herz fand keine Befriedigung; ich wollte eine warme Menschenseele, ein unmittelbar Gegenwärtiger fehlte mir, und so verließ ich eines Tages die angenommene Lehrerstelle, nur fort, nur hinaus zu gehen, allein, mit dieser Laute und diesem Kittel. Wohin? wußt' ich nicht, und weiß ich nicht; aber das Wanderleben sagt mir zu: ich dicke mir Kleider, setze sie in Musik, und singe sie für meinen Unterhalt, wie du gesehen hast." Ich bat ihn, mir noch eins mitzutheilen, und er recitirte mir, während ich schrieb, diese drei Strophen, einzelne Accorde dazwischen angedeutend:

Sagt, wo find' ich meine Heimath?
Zeiget mir den Weg dahin!
Jahre such' ich nun vergebend;
Wem ich auch begegnet bin,
Keiner nannte mir die Heimath.
Wie ein Flüchtling umgetrieben,
Mußt' ich hassen, die mich lieben,
In Verwirrung meines Strebens.

Mädchen, weißt du meine Heimath?
Sind' ich Ruh' an deiner Brust?
Streiche nicht die bleichen Wangen!
Sauge Tod nicht unbewußt
Aus dem Schatten ohne Heimath!
Er entreißt sich deinen Armen;
Ach, sein Herz kann nicht erwärmen,
Bis die Heimath ihn umfassen!

Leher, du bist meine Heimath!
Meine Heimath du, Gesang!
Worte sind mir nicht verständlich:
Ton, der fern herüber drang,
Kommst vom Oberlein meiner Heimath?
Leher laß die Saiten schwingen!
Meine Sehnsucht will ich singen;
Ihre Heimath ist unendlich!

„Mißbrauch' es nicht,“ setzte er hinzu, „es
hieß Spott mit dem Heiligsten treiben. Jetzt
muß ich dich verlassen; ich wandre nicht länger
als einen Tag mit jemand. Denk' an mich.“
Damit drückte er mir leicht die Hand, und schlug
links einen Seitenweg ein. Ein Erlengebüsch ent-
zog ihn bald meinen Blicken, und als ich nach-
denkend meinen Weg fortsetzte, klangen noch ei-

nige verhallende Lautenthöne in mein Ohr. Von seiner Familie hatte er kein Wort erwähnt; seine Bildung deutete auf vornehme Herkunft.

Am andern Morgen befand ich mich am Fuße der Berge, die nun in herrlichen Gruppen, wie eine Patriarchenfamilie vor mir lagen, mit ihren Heerden und Brunnen, das ich mich an den Jordan hinüberträumte, und hier und dort einen Onkelvater, Söhne, Knechte und Mägden gebietend, zu erblicken glaubte. Handelsleute zogen des Weges mit Karren und Maulthierern: sie konnten den Joseph von seinen Brüdern erkennen; er ist ja nicht der Letzte, den man dem Fremden verkauft. Daß Gott nachher alles zum Besten kehrte, mildert die Schuld nicht. Vielleicht lebt unter den Engländern jetzt mancher verkaufte Joseph, und wird seinem, durch Hunger vertriebenen, Halse stehenden Kelch von dort aus Heil bringen; denn unter einem Handelsvolke hat wie in einem Waarenlager alles Platz neben einander, alle Tugenden und alle Laster, und es kommt darauf an, welche Waare sich gerade am vortheilhaftesten absetzen läßt. Daß da manche Kollisionen vorkommen, die andere ehrliche Leute in Verlegenheit setzen, natürlich; es genügt aber die

die Form aufrecht zu erhalten, in die man willkürlich alles einschachtelt, bis der Krug einmal bricht, und dann keiner weiß, wer Koch und wer Kellner ist.

Der höchste Berggipfel erschien heute wie der König bedeckten Hauptes; einige Granden hatten auch Urlaubniß sich zu bedecken, die fernem Hügel und das weite Land erwarteten ruhig, was ihnen bereitet werde, und blickten nur ängstlich wie Küchlein nach den blühenden Augen ihres Herrschers, der heut ein großes Strafgericht halten zu wollen schien. Zeus, der Olympier, trat mir deutlich vor die Seele: ich wanderte gegen den quellenreichen Ida, und in mir wagte das ganze Griechenheer, Fürsten und Völker, die sich zum Kampfe rüsteten; denn bald, bald sollte ich ja meiner Helena theilhaft werden. Lebhafter als je stand meiner Unbekannten Bild vor mir; verschleiert näherte sie, wie Helena den Alten auf dem städtischen Thore, und über alles gern hätte ich wie Priamos bei ihr nach den Berghäuptern geforscht, nach Namen und Herkunft, bis mir einige Knaben ausliefen, Carl und August, Söhne eines Schuhmachers aus dem benachbarten Orte, in dem ich heute zu übernachten gedachte.

Zum Steinhäuser B. hinaus ruhte ich Nachmittags im Schatten eines mächtigen Erlenbaums, den man am Wege aufgestellt, und ich mochte einige Zeit geschlafen haben, als ich durch kleine Stimmen hinter mir geweckt wurde. Die Iren leuchteten sie, von dem Steine verdeckt, und sagten dann: Sie hätten gewartet, damit mir niemand im Schlafe meine Mütze genommen. Ich fragte um den Stein, und Carl erzählte: Vor langen Jahren wurde ein Mädchen von ihren Eltern nach B. geschickt, Brod zu kaufen. Unterm Wege hörte sie um sich eine Musik, von der sie nicht wußte, woher sie komme; aber unwillkürlich ergriff sie die Lust zu tanzen. Die Eltern hungerten, das trieb sie Brod zu kaufen; doch konnte sie dem Verlangen nach einem Paar neuen Schuhe nicht widerstehn. Sie wollte nach Hause zurückkehren, da vernahm sie vor der Stadt dieselbe Musik, und an dem Flecke, wo der Stein steht, wurden die Töne so mächtig, daß sie die neuen Schuhe anlegte, das Brod vergaß, und tanzte, bis sie todt niederfiel. Man begrub sie an derselben Stelle, und das Brod wurde in den am Wege stehenden Stein verwandelt.

Durch mehrere Dörfer führte uns der Weg

an einem runden Thurne vorbei hart an der Straße, ohne Zugang, der Hohnßig eines umreisenden Predigers, der die Leute irre führt in dem kalten Winterächten, wenn sie nach dem Wege fragen. Er reitet auf einem weißen Gaul, trägt einen langen weißen Mantel, und leidet nicht, daß einer in den Thurm steige; mehrere, die es wagten eine Leiter anzusehen, seien mit dieser zu Boden gestürzt. Unserem Vater ist das selbst begnügt, sagte August; er kam von H., der Schnee hatte alle Wege bedeckt, die Nacht überfiel ihn; da sieht er einen Reuter auf sich zukommen; er fragt nach dem rechten Wege; der Reuter sagt, er wolle ihn führen, und begleitet ihn bis gegen Mitternacht. Mit einem Male steht er mitten auf dem Felde allein, und als er am Morgen ein Dorf erreicht, ist er viele Meilen von Hause entfernt.

Oben Kalkfelsen gelangt man zu einem Teiche; unter ihm liegt ein verschüttetes Dorf. Ein alter Graf hat es ausgraben lassen; da saßen noch alle Leute in der Kirche, aber als man sie anredete, zerfielen sie in Staub. Noch jetzt hört man über dem Wasser zuweilen das Geräusch der Glocken.

Das sind einzelne Erinnerungen eines Nachmittags, und ich theile sie Dir nur mit als Beispiere von dem, was in einem Gebirgslande steckt. Beschränkt sind die Bewohner, wenn man will; aber was haben wir durch Begehrklären gewonnen? Alles das wird so treuherzig erzählt, daß man nicht daran zweifeln mag, so wenig wie an den Febern des Perobot, die Sarmatien unzugänglich machen, oder an Homers Schattenreich. Schelmerei macht einen Menschen widerwärtig; und man sollte keinem einen guten Glauben nehmen, wenn man ihm nichts Besseres zu geben hat, sondern ihn auf das Trockene setzen muß. In diese Reihe bringt nun einmal kein Auge, und mir ist es weit lieber, wenn jemand ein wahrer Mystiker ist, als wenn er als Nationalist nur anerkennt, was in seinen engen Verstand hineinpaßt, und gleich verneinend gegen alles auftritt. Wer die Mystiken nicht begreift, sollte doch eine gewisse Ehen davor haben; sie wollen etwas. Uebrigens gesteh' ich, daß ein Theologe jetzt einen schwierigen Stand hat, da ihm das Entgegengesetzte mitgetheilt wird; ein junges Gemüth weiß nicht, wozu es sich wenden soll, besonders bei persönlicher Achtung vor einem Lehrer, und

wenige kommen damit auf das Meins. Räckerlich ist es mir oft, oft betrübend gewesen, wie mancher sich ein Meinungsbüchlein aus hundert verschiedenen Schriftstellern zusammengelesen, und nun wieder erzählen kann, ohne Sinn und ohne Irrthum, um nicht zu sagen ohne Glauben; denn er ist das Erste und Letzte. Da kann allerdings eine Hierarchie nöthig scheinen, welche vorschreibt, daß die Laien wenigstens nicht irre geführt werden. Widerlich ist solch ein saft- und markloses Holz.

Meine Knaben bogen links um den Teich. Als sie ausgegangen, war ein Karpfen auf den Weg gesprungen; dem hatten sie eine Wassergrube gemacht, und wollten ihn nun der Mutter bringen; die Pictät kennt keinen Diebstahl. Vor der Stadt traf ich noch einen Landmann, der mir eine Beschreibung von dem Unglück machte, das ihm und der ganzen Gegend ein Hagelwetter verursacht: die Schlossen fielen so hart, daß die Felder wie geschoten waren, daß sich das Vieh vertrocknete, und daß die Bäume wie Besen ausfielen. Die einfachen Bilder sind immer die stärksten.

Die ganze Stadt war noch voll von der Finte

richtung der Weberin einer Pfliegerkinder, deren sich die Mutter durch alles ihr Jahre lang auf-erlegte Elend nicht entleiben konnte, und die sie endlich in eine Grube gestürzt. Die Knaben hatten mir schon mit Abscheu die ganze Geschichte erzählt, bis auf die Execution, der Carl beisteht. „Der gedölkste Mensch ist wingig,“ meinte er, „wenn ihm der Kopf fehlt; wie ein Messer klappert er zusammen.“ Wie lange wird man Hinrichtungen noch zu Volksschauspielen machen? abgeschreckt haben sie noch keinen. Wozu wandern wir zu Griechen und Römern, wenn wir nicht Menschlichkeit dorthin mitbringen. Man denke sich einen verstümmelten Sokrates, an dessen heiligen Leib ein Henker die Hand legte. Galgen und Armesünbergschächeln sind barbarische Zeichen, und Verbrecher sollten nicht eine ganze Stadt in Bewegung setzen. Im Thurm liegt ein Postträger, auf dessen letzte Stunde sich die guten Bürger schon wieder freuen.

* Es ließe sich fragen, warum das Schreckliche mehr Theilnahme hat, als das Edle, warum Mörder mehr Gefallen an gladiatorischem Morden als an Dramen hatten? Sollte das einen Maßstab für die Bildung, für die Höhe eines Vol-

Les geben? wie hoch stehen dann wieder die Griechen!

Im Wirthshause war frohe Gesellschaft. Ich konnte mich unter sie mischen; mein Nachbar, der Schloßverwalter, befreundete sich mit mir, und als man sich trennte, bat er mich, den Abend in seiner Familie zuzubringen. Mutter und Tochter empfingen uns, und eine Schaar kleiner Korbolde hing sich an den Vater, alle so ähnlich, daß ich mich wunderte, wie sie nicht vor einander erschranken; mich wenigstens machten sie mehrmals irre. Die Familie schien gewohnt Fremde einzusetzen zu sehen, nur einer weißen Tante genügte nicht die kurze Erklärung des Verwalters: ich sei ein Fremder. Sie machte mehrere Versuche, ein Näheres von mir zu erkundigen, und da ich ihr auswich, suchte sie Gelegenheit, sich bald zu entfernen, unter dem Vorwande, ihr sei nicht wohl. Kurz darauf kam ein Brief von ihr an den Herrn Verwalter. Wir saßen gesamt um den Theetisch, ich zwischen Luise und Adelheid, und er reichte mir den Brief, indem er es mir anheim stellte, ihn mitzutheilen. Ich nahm keinen Anstand, denn er enthielt nichts mehr und nichts weniger, als eine genaue Erkundigung nach

mir, meinem Namen, Wohnort, selbst die Frage, ob ich verheirathet sei? Augenblicklich that Adelheid den Vorschlag, wir wollten den Brief jeder nach Gutdünken beantworten, wo möglich in Versen, und ich selbst solle der Tante Antwort bringen. Papier und Federn wurden gebracht und eine nachdenkliche Stille trat ein, in der man nur das Rieseln des castalischen Quells vernahm, aus dem unsere Dinte offenbar geschöpft ist; freilich vielfach verfälscht: jedes Dichtertein glaubt, es könne Dintenpulver machen, auf das denn doch der Dichtersfürst ein Monopol hat. Die Verse waren fertig bis auf einige Nachzügler, die Adelheid sammelte, welche in den übrigen mich als einen Beter und Boten des kommenden Julius darstellte, mit allen Blumenguirlanden ihres Gartens geziert; Luise gab einige Ballfränge, das andere Mädchen hatte die Herbarien geöffnet, und nur die Mutter reichte eine Rose, wie sie am Busen einer Jungfrau erröthet. Ich selbst hatte einen Prolog gemacht. In alle Taschen, in den Kragen und die Weste wurden nun die Briefchen gesteckt, und so ausgeschmückt führte man mich bis an die fragliche Zimmertür. Ich klopfte, trat ein, die Mädchen lauschten. Die Tante saß

nachdenklich in ihrem Sorgenstuhle; ich näherte mich ihr ohne ein Wort zu sprechen, ohne Verbeugung. Sie rückt tiefer in die Ecke, richtet verwundert das Haupt in die Höhe, und ich hebe pathetisch; an zu sprechen. Fast wäre es mir leid geworden, ich schien ihr gespenstlich vorzukommen; sie wollte das Licht puzen, und konnte die Lichtpuze nicht in die Höhe bringen; aber es mußte nun zu Ende gespielt werden, und nach und nach überreichte ich ihr alle Briefchen. Sie wagte sie kaum mit den Fingerspitzen zu berühren, war durch ihren Inhalt nur verwirrt geworden, und nach einigen Worten ging ich ohne Verbeugung. Herrlich, herrlich! riefen die Mädchen als ich heraustrat: ich hatte Mühe sie zu beschwichtigen, bis wir wieder bei den Eltern angelangt waren, und ich den Hergang erzählte. Das ist ein gutes Mittel für ihre Reuegierde, sagte der Verwalter. Am andern Morgen fand er sie kumm in ihrem Sorgenstuhle. „Es ist doch Schade, um den jungen Mann,“ sagte sie, „was mag ihn verwirrt haben?“ Das war ein fast nachtsicher, Hebe Schwester, ich will ihn aber nicht wiederholen; die Alte hätte den Tod haben

können, und die Strafe wäre für und beide zu hart gewesen.

Sie müssen einige Tage bei uns bleiben, sagte der Verwalter; wohnen Sie bei uns; im Hause haben wir Platz genug. Morgen wech' ich Sie mit dem Tage, da wollen wir die Gegend durchstreichen, und ich kann Ihnen die Burggruben und Hünengräber in meinem Revier zeigen; ich kenne die Gegend zehn Meilen in der Runde, und lasse keinen Ort unbeforscht, der Ausbeute verspricht. Damit führte er mich in sein Cabinet, um mir die Sammlung ausgegrabener Waffen, Ausrüstungs- und anderer Geräthschaften zu zeigen, und mir eine Karte vorzulegen, worin er alle merkwürdigen Punkte eingetragen. Jetzt erinnerte ich mich auch, Aufträge von ihm in den Abhandlungen deutscher Alterthumsfreunde gelesen zu haben.

Kaum graute der Morgen, so standen wir schon, mit Stöcken versehen, in der Pauschüre, und richteten unsere Schritte durch das Dickicht einem Berge entgegen, nach dem hinteren Thalgrunde, wo sich die Ruinen einer Kaiserburg finden. Alle historischen Notizen waren dem Verwalter gegenwärtig, und mir war es unter seinen Gesprächen, als ob die Riesengeister

aus dem Boden aufliegen, als ob ich sie im Nebel des Thales kämpfen und wogen sähe. Nach Ziffen wanderten wir nach einem aufgehobenen Kloster, den Bach entlang, eine Stunde in das Land hinein gelegen, mit herrlicher Aussicht. Solch ein Aufenthaltsort ist unheimlich anguschaun, wie ein gescheitertes Schiff; glücklich hat es Tausende durch die Stürme des Lebens getragen, ruhig konnte mancher Lebenssatte hier sein Ende erwarten; nun wird es mit einigen Bewohnern, denen vergbaut ist darin zu sterben, den Wellen überlassen. Der Trübsal soll ein Kloster nicht dienen; ein Ort indeß eingerichtet, Leute aufzunehmen, die ihre Rechnung mit der Welt geschlossen, wäre manchem eine erwünschte Zuflucht. Die schöne Gegend verlor für mich ihren Reiz in einer Ruine an der noch Menschen hängen, und erst, als uns auf dem Heimwege Mutter und Töchter entgegen kamen, vergoldete sich meine trübe Stimmung, wie die Wolken im Abendrothe. Mit freudigen Gefühlen verließ ich am dritten Tage einen Mann, der mir recht zeigte, was es heiße, im Kleinen tren sein, und dessen Familienleben in klarer Einsicht da steht, wie eine Haydn'sche Messe. Die Töchter schieden

am Ausgange des Parks, der Vater geleitete mich bis gegen das nächste Dorf, dessen Häuser schelmisch und neckend durch das Gebüsch guckten, wie Kinder, die Versteckens spielen.

Wenn Gulliver berichtete: ich kam durch ein Land, wo die landesherrlichen Hunde von den Unterthanen beföstigt werden müssen, dann in ein Bob, wo man auf jeden neuen Ankömmling wie auf die erste Schwalbe hoffte, weil der Arzt mit langer Weile curirte, oder wo die Regierung sich jeder Verbesserung widersetzt, um nicht zu viel Gäste zu haben, würd' ich ihm sagen, daß ich dies alles selbst gesehen, und ihn bitten, mir zu glauben, was ich ihm nun erzählen will, ohne darum in ein Fabelland zu reisen. Mir ist das alltägliche Leben der größte Fabel, und seit Kessels Zeiten brauchte man nur zu wandern und Augen zu haben, um ein Fabelland der Schönheit wie Plato, oder der Verkehrtheit wie hunbert Satyrer zu finden, die lieber unsere Rehrseite sehen; der Mensch leiht sich zu allem, und alles kann man durch ihn begründen. Abends nämlich als ich im Wirthshause saß, saß mich die schwarzäugige Tochter mit einem Male bei der Hand, und sagt: „Eiher Herr, nicht wahr,

Sie kennen meinen Franz?" Wohl, erwiderte ich; der Junge ist treu und ordentlich, und sein Hauptmann mit ihm zufrieden. „Sieht sie, Mutter," wandte sie sich darauf rasch gegen diese, „sie wollte es immer nicht glauben; aber als ich die Stadt hörte, sagte ich es ihr gleich." Franz ist nämlich Burische des Hauptmanns B. und hat uns oft aufgewartet. „Ja," fuhr sie fort, „wir wollten uns bald verheirathen, und nun haben sie ihn mir genommen, und wenn es Krieg giebt, Krieg' ich ihn am Ende gar nicht." Ich tröstete sie und sagte, ich wollte einen Brief an ihn besorgen, den sie mir dann auch unter vielem Pandelassen, dem ich nicht wehren konnte, eingehändigt hat. Denk, meine Wilhelmine, wenn man Dir Deinen Otto nach Amerika entführte, so weit scheint dem Mädchen etwa die kurze Entfernung, und es brächte Dir jemand unversehrt gute Botschaft, würdest Du lang sein mit einem Kusse?

Nun aber geht es unaufhaltsam im Sonnenglanze den Berg hinauf, dort den Himmel in einem Mädchen zu finden, im Herzen einer liebenden Elise. Das hohe Reiseziel, das meilenweit dem Wanderer entgegen-leuchtet, der Regen und das Verberben ganzer Provinzen, die er mit sei-

nen Wasserstraßen durchführt, durfte ich nicht unterstiegen lassen, wär' es auch nur, um ihn ansteigen zu haben, wie man einen großen Mann besucht, ungewiß, ob nicht ein trüber Tag die Anstrengung der ganzen Reise vereitelt. Rauhe Wege kühlten den Eifer etwas ab, noch mehr aber menschliche Gleichgültigkeit, die am Fuße lebt und stirbt, ohne den Gipfel gesehen zu haben. Wie müssen so einem Manne die Schaaren der Reisenden erscheinen, soß wie den Dienern eines Großen; doch das sind mehr die Führer, welche die Verlangenden hinauf geleiten zur Morgens- und Abendsonnenandacht. Sie sprechen gar ehrerbietig von ihrem Gebieter, und haben allerlei häusliche Curiosa zu erzählen, allerlei Saunen, die sie dem Alten abgemerkt, beständers aber Verirrungen und sehlgeschlagenes Streben, wenn jemand sie habe übergehen wollen. Nun, die Leute haben Frau und Kind, und wollen leben, und wissen auch dafür einige Heimlichkeiten von dem schönen Bache, der uns entgegenfällt, und von dem schönen Hirtenmädchen und dem verirrten Hengste, den jene in ihre Hütte aufnahm: sie war ein Bild von Schönheit, und wurde natürlich seine Frau. In einige Berge hinauf zu fahren, und zu sehen,

wie mühsam man ihnen das edle Metall abzwingt — denn sie haben es öfter versteckt und sind hartnäckiger als irgend ein Weizhals — sehten mir Laune und Kenntniß. Was ist erforderlich zu diesem Raufwurfsleben; und wie Perseus in die Unterwelt zu steigen, seinen Birgit, seinen Homer im Kopfe, und eine schöne Frau zu retten, oder wie Odysseus das Ende seiner Irrfahrten zu erforschen, vielleicht vom Kias nicht eines Wortes gewürdigt zu werden — dazu gehört eben Laune, zumal da ich meine Herrin schon auf dem Berge wußte. Einen Augenblick zweifelte ich; sie konnte selbst eingefahren sein, und ich sie, ein glücklicherer Orpheus, heraufgleiten; doch die Leiter hinauf, ohne sich umzuschauen, — Orpheus, du konntest nicht anders! und ich trieb meinen Führer vorwärts, da ein Knabe berietete, die Damen seien nicht hinein, sondern hinauf gestiegen.

Der Tag nämlich neigte sich schon, als ich hart am Fuße des Berges anlangte. Unschlüssig, ob ich hier die Nacht zubrückte, ersahre ich vor nicht gar langer Zeit, hätten vier Damen, nur von einem Führer und einem Diener begleitet, ihre Wanderung auf den Berg angetreten; ein

stlicher Mann habe sie hier verlassen, und sich um den Berg herum gegen I. gewandt, sie dort wieder zu empfangen. Ich stand in der Hausthüre und blickte zu dem Altvater auf; da trat ein Landmann auf mich zu, drückte mir herzlich die Hand, und freute sich über alle Maßen, mich wieder zu sehen, und mir einen Dienst erweisen zu können. Was meinst Du, Wilhelmine, wen ich fand? Ich hatte vor einem Jahre etwa, als ich in einem Personenwagen nach dem zwei Stunden entfernten fürstlichen Schlosse fuhr, einen Landmann bemerkt, der die Pöcker in allen Taschen zu suchen schien, und für ihn bezahlte: er war es, und erbot sich sogleich zu meinem Führer. Ohne Kasten trieb ich ihn fort, wo es sich thun ließ die Querswege durchschneidend, und schon glaubte ich die schöne Beute entronnen, als ich über einen Bergvorsprung Hüte und Federn hervordrücken sah, und bald die ganze Gesellschaft überschaute. Wie ich die kahlen Berge überstiegen, wie ich die steilen Vorsprünge erklimmen — ich rastete einen Augenblick und begriff es kaum; jetzt mußte ich athmen und Besinnung gewinnen, und Fassung, wenn sie es nicht war, deren Bild mir, wie der Engel des Loblaß, seit meiner Abreise zur Seite ging.

ging, deren Blick und Wort, wie eine goldne Wolke, mich umfleidete, und nur sie mich schauen ließ. Kurz vor dem Eingange eines Gehäuses besaßen sich die Reisenden, drei Damen und zwei Begleiter; sie hörten mich hinter ihnen, und schienen ihre Schritte zu verdoppeln. Die Mutter sagte nachher, es sei aus Furcht geschehen vor Räubern, für die sie uns gehalten. Wie ich näher gekommen, begrüßte ich die Damen, und sie schienen sich zu beruhigen; ihre Gile ließ nach, und die Tante äußerte Verlangen, ein wenig zu ruhen. Die beiden ältern Damen schienen Schweflern, wie sie waren; die jüngere, vielleicht 16 Jahr alt, mit schwarzen geschittelten Haaren, Locken hinter den Ohren, war der einen Tochter. Die Mutter erzählte: ihr Mann habe ihnen abgerathen den Berg zu ersteigen, ihre Tochter aber darauf bestanden, und da er sich der Nacht- und Morgenluft nicht aussetzen könne, habe sie es durchgesetzt allein zu gehen; zehnmal sei es ihr leid geworden, und meine stürmische Gile hätte auch das ihrige dazu beigetragen. Ist das die Percine, deutete ich auf die seitwärts hinabsehende Caroline? Nicht sie, sagte die Tante, sie ist uns vorangereilt, wie Hippolyta; wenn ihr

nur nichts begegnet! Gehen wir, sagte die Mutter, und Elise, Elise! rief sie in das Gehölz; keine Antwort. Ich bat um die Erlaubniß, sie begleiten, vielleicht die Vorangeeilte einholen zu dürfen; sie bewilligte das erste, und lehnte das zweite ab, und wir stiegen langsam, Rann für Mann, den schmalen Steg hinauf. Eine peinliche Ungewißheit bemächtigte sich meiner; ich bedauerte gefragt zu haben, und mußte nun zurückbleiben. O, sie hat vielleicht den Gipfel schon erreicht! und sind wir nachgeschlichen, hat die Sonne ihr Auge geschlossen, und ich harre ihrer und Elises eine lange Nacht hindurch. Wir langten endlich unter dem letzten Kegel an, und droben stand Elise, sie hatte die Sonne noch erreicht, aber nur in einem scheidenden Blicke. Die Nacht quoll aus dem Bergen; wie einer Gefordenen schaute sie sich der Sonne nach, glaubte sie immer noch in dem glühenden Abendrothe zu finden: da stand ihre Mutter hinter ihr. Böses Kind, umarmte sie die geliebte Tochter, wie konntest du uns solche Angst ausstehen lassen. „Märne mir nicht, Mutter; ich flog der Sonne nach, und liebend begrüßt sie mich noch hier auf dem Berggipfel; sie geht, meinen Schwestern den Tag in

die andere Welt zu tragen, und läßt uns unter, daß die Großmutter Nacht mit ihrem Sternenschleier, daß sie uns mit Ammenmärchen einwiege; morgen aber, morgen lausch' ich auf den ersten Strahl der Sonne, daß sie mir von dräben erzähle, und mir den Saum ihres Ordenskleides zum ersten Male enthülle." Unbemerkte hat' ich ihr bis dahin zugehört. In den Bergen war es, wie wenn nach einer beseligenden Oper das Haus leer dasteht, wenn die Instrumente in ihre Behältnisse zurückgelehrt sind, und nun die letzte Lampe ausgeblüht wird; wie nach einem rauschenden Feste, wo Wirth und Wirthin allein zurückgeblieben. So standen wir eine Zeit lang stumm, und blickten aus dem Himmel auf die fernern Wohnungen der Sterblichen unter uns, auf die alle nun die weite Nacht friedbringend sich hinabsenkte. Es wurde kühl, es hatte sich ein kalter Wind erhoben, einzelne Sterne flammten auf, und leuchten flimmernd wie Irlichter unsere Blicke nach oben. Die Mutter hatte mich unterdeß ihrer Tochter bekannt gemacht als einen schützenden Begleiter, bis sie dem Vater wieder gefunden, und sich mich freundlich ein, mit ihnen zu Nacht zu essen. Daß hat' ich es augenblick-

lich ausge schlagen; aller Farbenglanz war mit einem Male von meinem Gemälde genommen, alles schien mir so alltäglich, mir hingen die Fik-
gel wie einem geädhten Adler. Als hätte ich
meinen Himmel mit der Erde ver tauscht, und
sehnte mich nun zurück nach meinen englischen Ge-
schwistern, als hätte mich der Tod eines lieben-
den Vaters verwaist gelassen, so traf mich die
Einladung; meine Phantasie hatte mich zu weit
geführt, 'ein Eterblicher hatt' ich eine Himmels-
leiter gebaut, und nun fehlte mir der Muth hin-
auf zu steigen. Muß der Mensch Berge über sich
sehen? können nur die Götter auf Bergeshäup-
tern wohnen, frei durch den Aether ziehen, und
das Höchste erfassen, ohne daran zu verzagen,
ohne mit dem nächsten Schritte wieder in die
Tiefe zu lenken? Ich entschuldigte mich für jetzt,
und bat, man möchte mir erlauben mich nachher
einzustellen. Die Damen gingen auf ihr Zimmer;
ich konnte mich kaum aus meiner Erschlaffung
aufraffen, und begriff kaum, ob ich hier sei, noch
weniger, wie ich hergekommen. Da blickte es
auf am fernen Horizonte, und wie ein Wetter-
strahl durchzuckt' es mich kramphast als spaltete
sich mein innerstes Wesen: es war der hervordre-

Gedde Keim, der den Kern spaltet und vergehen läßt, um die Pflanze zu erziehen. Ein Augenblick hatte mich zum Manne gereift; wie Schuppen fielen mir die Kinderjahre von den Augen, und mit männlichem, ruhigem Blicke fühlte ich mich, und sah die Erde wie zu den Füßen ihres Beherrschers. Das hatte mich aufgewühlt, und ein neuer Mensch trat ich in mein enges Zimmer. Kindliches Hinausgreifen, alle kleinlichen Wünsche hatten für mich ihren Werth verloren: ich fand mich am Eingange des Lebens und sah schrecklich einen Abgrund vor mir, den kein Gurt ausfüllte, sah mit einem Male alles fordernd auf mich einkürmen, und mich in meiner eigenen Familie, in meinem eigenen Herzen einen Vertriebenen. Wie das Gewitter heraufzog, wie die Blitze aus den Wolkenherzen drachen, wie der ferne Donner zu rollen anfing, begann auch in mir der Sturm; Himmel und Erde waren im schrecklichen Kampfe verthüllt, und betäubt sank ich auf mein Lager; mir schauerte, ich glaubte vergehen zu müssen. Das Gewitter war vorüber gezogen; draußen hing der Mond wie ein Siegel an dem Buche meiner Zukunft, und nirgend Hoffnung, nirgend Erbsung? Der Wind strich kalt,

wie der Prediger im weißen Mantel, vorüber; ich fuhr zusammen, schwindelnde Träume schloffen mir die Augen, ich gewann eine kurze Ruhe.

Eine einsame Nacht hat etwas grauenhaft Furchterregendes; ein ganzer Mann gehet dazu ihr zu trohen, ein Mann mit festem Vertrauen auf sich oder einen andern; der Morgen mit seinen Eilen findet uns wie die Kinder bei freischem Ruthe: wir verstehen unsere Nacht nicht, und wie frohen Gespielen eilen wir den rasigen Morgenstunden entgegen. So fand ich mich, als mein Führer mich spät weckte: er habe mich nicht gestört, weil ein dichter Nebel auch nicht eine Hand breit hinaussehen lasse. Rasch war ich angekleidet; Elise blühte wieder als Rose in meinem Garten, und an ihrer Seite hatt' ich meine ganze Zukunft in der Hand. Ich begrüßte die Damen bald im Gesellschaftszimmer, von Elise die Bewürfe der Mutter abzulenkten suchend, daß sie den Weg so vergebens unternommen. Elise drückte auf zu mir wie die Morgensonne; meine Kraft war wieder gewonnen, und ich bot alles auf, den kleinen Kreis zu erweitern.

Von Caroline hatt' ich bisher kein Wort vernommen, sie war still, in sich gekehrt; im Auge

meinen Gespräche aber schien sie die zweite Blöthe, die nur ihren Stützpunkt haben will, um selbst zu reden, und sie entsaltete da eine Heiterkeit, wie ich sie in diesem Körper nicht vermuthet hatte. Auch die Tante, bisher etwas steif, fing an zutraulicher zu werden, und versicherte mich nun einmal über das andere, es sei ein Glück, daß ich sie begleitet, sie hätte sonst ihre Angst nicht bemeistert. Wie ich andere durch mich gestärkt sah, gewann ich an Sicherheit, erzählte Schwänke, sagte Caroline aus den Kasten, ein böses Geschick warte über ihrem Tändchen und ihrem Rosenstrauch, theilte Stellen von Homerischem Rebel mit, in den die Götter ihre Lieblinge verhüllen, in den sie sich selbst vor den Menschen bergen, und machte sie durch meine glückliche Lage aller Traurigkeit vergessen.

Wir waren weit in den Morgen hineingerückt, da begann es zu tagen. Elise eilte mit dem ersten Sonnenstrahl aus dem Zimmer, die andern saßen, nähere Nachricht abzuwarten; ich selbst hing auf die Worte. Um mich, unter mir wogte der Rebel, wie ein Geisterkampf, aber die Sonne durchbrach ihn, er sank, und wie Kassandra sah ich Elise aus ihm auftauchen, und

durfte sie einladen heraufzusteigen. Sie that es williger als ich gedacht, und nun stand sie neben mir, alle ihr bekannten Punkte mir zu zeigen, wie sie nach und nach aus dem Nebel hervortraten. Drinnen im Zimmer habe sie nicht reden können, die Junge sei ihr gebunden bei älteren Damen; wer jung sei, verlange, sich jüngeren mitzutheilen.

Es giebt eine Ahnung, Wilhelmine, und eine wahre Sehnsucht bleibt nicht unerfüllt. Plato hat Recht zu sagen, wir seien schon einmal vereint gewesen, und sänden uns nur wieder, und wie eines Traumes des frühern Zusammenseins erinnernd. Elise stand neben mir, wie eine längst bekannte; ich sah sie, und hatte ihr nichts zu sagen: Durch den Kampf, durch die Verwirrung der Nacht war ich für sie gereinigt, und, daß ich es Dir gestehe, wenn nichts anderes mich am Leben hält, wenn alles schaal, matt, nicht der Anstrengung werth erscheint, wenn in einem Augenblicke alles um mich zusammenstürze, ich würde meinen Arm nach Elise ausstrecken, und an ihrer Brust ruhig das Ende erwarten. Sie ist der Mittelpunkt meines Lebens geworden; ich weiß nun, auf wen ich alles zu beziehen habe. Schilt

mich nicht, daß ich der Erzählung so vergesse,
mein Herz ist zu voll, ich konnte es Dir nicht
länger zurückhalten. Jetzt folge mir wieder hin-
ab in das untere Zimmer, und träume Dich mit
mir hinüber in glückliche Augenblicke. Ich denke,
das genügt Dir für heute.

* * *

Schöne Tag' hab' ich gesehen,
Himmelstluft hab' ich empfunden;
Ihr schnell, wie Sturmes Wehen,
Jagen hin die goldenen Stunden.

In der Kammer sit' ich einsam,
Laß' Erinnerung mich umgaukeln;
Denn' und Klage nah'n gemeinsam,
Sanzt in Träume mich zu schaukeln.

So nichtbedeutend ist ein Leben, das man an nichts setzen kann, so ungebehrlich die Nahrung, welche nur dem Leib erhält, daß ein ehrlicher Mensch mit Gleichmuth möchte verhungern können, ehe er nichtsfruchtendes Brod isst. Aber so bittelhaft erbärmlich sind wir, daß wir auch ein zugeworfenes Stück Brod nicht verschmähen können, und wie Achten Jahrhunderte lang in Stein lebten. *Misérables hommes que nous sommes! faiblesse et erreur c'est notre devise* — schreibt Napoleon 1808 einem Könige; und nichts bei' ich so mit ganzer Seele, als: Gott sei mir Gütiger gnädig!

Das bekannte Diktum von Glücke auf Hunde und Menschen muß man wie alles an sich selbst erfahren haben, um es zu verstehen und zu unterschreiben. Wohl dem, der sich aus Ueberzeugung dagegen setzen kann! er war nie in einer Lage, unsere Schattenseite kennen zu lernen.

Jeder nährt sich an seinen Werken; die Welt ist Gottes Nahrung!

B e h e r s i g u n g.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steh', daß er nicht falle.

Horch! der Vater ruft: es werde!
Und hervor tritt eine Welt.
Seht! wie prangt das Sternenzelt;
Schauet an die Pracht der Erdel
Auf die Alpen eilt die Heerde,
Tänzend von des Hirschhorns Schalle;
In der weiten Marmorthalle
Wird ein Götterbild getragen;
Doch wird alles Eins dir sagen:
Eines schickt sich nicht für alle!

Denn den Menschen frei zu machen,
Vor des Schöpfers hoher That;
Ihn zu ziehn zu freier That,
Dessner er des Teufels Rachen.
Jeder soll für sich hier wachen,

Keiner kam zum Zeitvertreibe;
Daß er sich Gesetze schreibe,
Wähle was für ihn mag taugen,
Ist er hier, mit eignen Augen,
Sehe jeder, wie er's treibe!

* Gott hat keinem vorgeschrieben,
Welchen Weg er solle gehn.
Auf dir selber sollst du stehn;
Dich wie deinen Rädern leben.
Ob du dann dich fortgetrieben,
Ruhig dich gesetzt dem Weibe,
Ob dich selbst die Welt vertreibe,
Wird der Vater nie dich hindern;
Denn er sagte seinen Kindern:
Sehe jeder, wo er bleibe!

Doch wer sich für Eins entschieden,
Wer sich das Recht' erfaßt,
Winne sich nur keine Rast!
Keinen Stillstand giebt's hienieden.
Alles ist dir nicht beschieden,
Wohnt du auch in hoher Halle;
Denn das Ganze tragen alle.

Wer sein Schiff hinaus will lenken,
Mag des Sturmes auch gedenken,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Ich stehe vor der Thür eines köstlichen Gartens; wann werd' ich unter den Beeten selber wandeln können?

Den 1ten Junius.

Neseda, Veilchen, Tulpen und Rosen blühen wieder an meinem Fenster; meine Kanarienvögel singen, Hugo sitzt zu meinen Füßen, freut sich über schöne Bilder und lächelt zuweilen zu mir herauf, und ich bin glücklich im ungehörten Gedanken an Dich, meine Schwester, und an Elise. Bin ich es denn werth, daß ich so zum Kinde geworden, daß meinen reinsten Spiegel auch kein Hauch trübt? Schwester, das ist das Heerliche schwerer Kämpfe, daß nachher diese himmlische Seligkeit über uns kommt, diese klare Durchsichtigkeit unseres ganzen Wesens, daß wir einen Augenblick glänzen, wie ein Diamant vom reinsten Wasser. Alles ist abgethan, und in solchem Moments zu entschlummern, wie Epaminondas im

Siege, wie Pinbar in den Armen seines Lieb-
lings, o, diese Seligkeit ließe hundert mühselige
Jahre uns vergessen! Iphigeniens Hain wecket
mir Kühn zu, ein unbefleckter Tempel ruht das
Himmelsgeist über mir, mein Kusen ist rein,
eine heilige Jungfrau zu herbergen, einem
Kinde, dem blonden Knaben zu meinen Füßen,
ein blumiges Lager zu bereiten. Wie ein Ge-
bet flieg' ich hinauf zum Throne des Ewigen,
und droben umarmen wir uns in heiliger Drei-
heit: Elise, Wilhelmine, Julius. Laß uns so
die Himmel durchziehen, in Sternenumkreisen,
und laß uns, zu einem goldenen Ronde vereint,
himmlische Ruhe lächeln in die Seelen bedrängter
Sterblichen. Hugo blüht ernsthaft zu mir auf
und faltet still die kleinen Händchen: ob er mich
ganz in meinem Antlitz liebt, ob er die Heilige-
keit meines Innern durch keinen Laut unterbro-
chen will? Ich fürchte, einen Schritt zu thun;
denn mit dem nächsten ist alles dahin, mit dem
nächsten sehe ich mich wieder unter die Wolken,
unter die lastenden Nebel unserer Mutter Erde
versetzt — die Vögel empfangen mich, meine Blü-
men duften, Hugo lehnt seinen Backenkopf an meine
Arie, und ich will fortfahren Dir zu erzählen.

Lebende Wesen muß ich um mich sehen, wenn ich selbst leben soll; und hätte ich auch, wie jener Gefangene, nur eine Maus und eine Spinne, so fühl' ich doch sich etwas regen. Kinder wirken da auf mich am wohlthuendsten; sie sind so klar und abgeschlossen, wie es uns nachher nur in Momenten zu Theil wird, und alles Unmenschliche in mir tritt schon vor ihnen zurück. Hugo und Emilie sehr' ich allerlei, erzähle ihnen von fremden Ländern und Völkern, und lasse sie kleine Liebchen lernen; aber ich gestehe Dir, oft mit innerlichem Widerstreben, bei des Knaben ungeduldigem Haschen und Emilien's stillem Nachdenken, daß ich nicht einmal die Knospe gebrochen und die Blätter nun allen Winden Preis gegeben sehe. Wer hilft ihnen dann, wer wird sie aus dem Kampf' erretten? Ich weiß recht gut, daß dies meine Sorge nicht ist: sie stehn in Gottes Hand; aber besorgt macht es mich alle Tage, daß ich dann wieder den Knaben heftig nach allen Seiten hinziehe, um mich nur erst seiner Neigung zu vergewissern, und zu sehen, wo ein Hebel anzulegen wäre. Ich klage über Flüchtigkeit und trübe den Augenblick, der mein ist.

Der Nebel war gewichen, ein starker Wind

hatte ihn nach Osten über das Land getrieben, als ich mit Elise in das untere Zimmer trat, und die Gesellschaft aufforderte, sich zum Hinabsiegen anzuschicken. Der Vater wartete mit seinem Wagen in J. und hätte nicht ohne Besorgniß die Nacht einbrechen sehen. Dies bewog uns zu eilen, und die Aussicht auf einen ungewissen zweiten Tag gab den Ausschlag. Es wehte ein eisiger Wind; jeder hüllte sich dicht in seinen Mantel: so machten wir uns auf den Weg. Caroline voran, dann die beiden ältern Damen mit dem Diener und Führer, zuletzt Elise und ich. An den Eisgruben und Schneefällen zog sich der schlüpfrige Pfad hin, Bäche hatten den Schnee unterwühlt und zu Brüchen gestaltet, aus denen sie hervorschoßen; es bedurfte aller Aufmerksamkeit, den Uebergang ohne Unfall zu bewirken. Große Beispiele erheben uns am meisten; sie zeigen, was Menschen leisten können, und wecken die Kraft eines jeden für seinen Kreis; Feigheit schwindet vor Alexander und Cäsar, ein Verräther erröthet vor Kristides; Homer, Ariost dulden keine Erbärmlichkeit, und wer es wagt, zu dem Hochzeitsmahle der Erdengötter ohne hochzeitliches Kleid zu treten, wird von den Dienern in die äußerste Hin-

Zinfernif geworfen. Ueberall sollten uns Denkmale begegnen; kein Tag sollte vorüber gehen, an dem wir uns nicht, an einem großen Manne erhoben, an Platon, an Göthe, kein Tag, an dem wir nicht etwas ausgeführt, ohne im andern Falle zu sprechen: Freunde, ich habe einen Tag verloren! Wie oft hab' ich Hunger und Kälte bemerkt in Gedanken an die zehntausend Griechen auf Armeniens Schneegebirgen, wie oft den Schlaf abgewiesen in Gedanken an Napoleon vor der Schlacht bei Wagram! Freilich wußte ich dann, wofür ich wachte; sonst helfen alle großen Beispiele nur, uns elender zu machen.

Elise begann sagklich zu werden wegen ihrer gestrigen Beharrlichkeit: sie sah die Gefahren des Hinabsteigens für Mutter und Tante, die auf dem schmalen Strge oft nicht unterstützt werden konnten. Nun erzählte ich viel von Hannibal und Napoleon, daß sie sich zuletzt ganz unbedeutend erschien, wie sie sagte, und zu Hause gar nicht erwähnen wolle, sie sei Veranlassung gewesen. Ihre Heiterkeit kehrte zurück, und nach einer Stunde fanden wir uns schon auf ebenem Wege, an einem Bache, dessen Lauf wir nun wieder eine Stunde, unter steter Abwechslung der

kleinen Wasserfälle, zu verfolgen hatten. Dessere Ruhepunkte machten die Mittheilung allgemeiner; die älteren Damen erhielten sich nach und nach, und Caroline fing schon an, ihrer Schwester Lobsprüche zu sagen, daß sie etwas bewirkt, woran die andern nie gedacht hätten, und daß sie sich unendlich freue, diese Partie zu Fuße gemacht zu haben; sie könne sich dessen gegen einige Freundinnen rühmen, die sich auf ihre Wanderungen viel zu Gute thäten. Gott sei Dank, daß es vorüber ist, sagte die Tante; es soll mir eine Lehre sein, nicht mit der Jugend wetzeln zu wollen. Wüßte nur irgend einer, versetzte die Mutter, was ihm die Jahre zu thun verflatterten! Alles wollen wir bis auf den letzten Tropfen genießen, und keinem ein Feld räumen, auf dem wir einmal geglänzt. Schwierig ist auch, sagte die Tante, ein freiwilliges Aufgeben dessen, was man noch behaupten könnte, und Selbstmühsamkeit, oder gar Leute wie Carl V., hab' ich nie begreifen können. Mich erfüllt es mit der höchsten Bewunderung, entgegnete die Mutter, wenn jemand seine Grenzen so genau kennt, daß er sagt: bis hieher und nicht weiter! Vollständig ist das auch nur Einem zu Theil geworden, der

zu den verlorenen Schaaßen Israels gesandt war; indessen möchten sich unter Frauen mehr Beispiele solchen Selbstbewußtseins finden, als unter Männern, denen die Welt offen steht, die nichts für unerreicht, die unmöglich für kein Wort halten, bis sie durch ihren Sturz belehrt werden. Uns ist ein engerer Kreis angewiesen, und unsere Stellung zwingt uns, von Kindheit an auf uns in jeder Beziehung zu wachen. Wir wissen genau, was uns zukommt; aber das bessere Bewußtsein wird gar oft durch Eitelkeit zum Schweigen gebracht, und in so fern steht ein Mann höher, den sein unbegrenztes Streben zu weit führt. Diesmal, sagte die Tante, sind wir glimpflich unter einiger Angst daren gekommen, und wir sind ja selbst am wenigsten Schuld. Wir hätten uns ja widersetzen können, meinte die Mutter! Worin, schloß die Tante, willfahrt eine Mutter nicht ihrer aufblühenden Tochter: das Mutterherz zuckt ja freudig bei jeder Bewegung des lieben Kindes. Denke nur, wie du die lange Weile eines Abends erträgst, wenn die Töchter tanzen. Und nun für dich, Elise, die im engen Thale noch nichts fest sein konnte, deren Blicke nur mit Sehnsucht den Lerchen folgten, wenn sie sich in das reine Blau

singend verlieren können. Damit drückte sie Elise freundlich lächelnd die Hand, und wir machten uns von neuem auf den Weg.

Unterdeß hatte ich mit Caroline umsonst die Forellen im klaren Bache zu erhaschen gesucht. Ihre Zurückhaltung verlor sich immer mehr, und nach langem Umherirren schlossen wir uns lachend und scherzend dem Buge wieder an. Elise folgte ihm still in sich gekehrt; sie konnte ihre gestrige Lebendigkeit nicht wieder gewinnen. Während des Gespräches zwischen Mutter und Tante hatte sie geschwiegen; es schien ihr nicht angenehm, und besonders die letzte Wendung verletzte sie; sie glaubte ihre kühnen Entwürfe alle gescheitert zu sehen und sang an das Loos eines Mädchens zu beklagen, die nichts allein zu Ende führen könne, und irdem sie sich nothwendig andern anschließen müsse, sich deren Stimmungen und Fähigkeiten unterwerfe: ein Mann vermöchte alle dem die Stirn zu bieten, und habe innerliche Festigkeit und Gewissheit, sich nicht durch jedes Wort bewegen zu lassen. Sie sehe wohl, wie äbel angebracht ihre Empfindlichkeit sei, aber — sie habe doch nicht Gewalt genug über sich, dennoch heiter zu scheinen. Die Worte meiner Mutter, fuhr sie

fort, weisen mich in die Grenzen eines Mädchens zurück, und es ist mir schmerzlich, sie heute fast zum ersten Male zu empfinden. Meine Mutter hat wohl gethan, mir in dieser Rücksicht nie willkürliche Schranken zu setzen, sondern immer zu erwarten, daß ich sie selbst finden würde, und ich glaube, Sie haben Unrecht, jenes Gespräch absichtslos zu nennen; meine Mutter kennt mich zu gut, um nicht zu wissen, was wohl in mir Wurzel schlagen möchte. Charlotte Corday, das unternehmende Mädchen, habe ich immer vor Augen gestanden: sie zeige, daß ihr Geschlecht einer männlichen Begeisterung fähig sei; aber freilich sehe sie jetzt, wie sie auch darin beschränkt gewesen sei, und wie Brutus und Harmodius einen andern Dolch erhoben hätten. Droben dies alles zu gestehen, sei ich unmöglich gewesen, und wie sie auch ihr Unrecht einsehe, von ihrer Mutter habe sie nie Verzeihung erbitten können. Den Eltern genügt jenes, versetzte ich. Wie danke sie ihrer Mutter, fuhr Elise fort, daß sie nicht gescheut, zur Belehrung ihrer Tochter sich selbst einer solchen Anstrengung zu unterziehen, da der Vater ihr angeboten sich tragen zu lassen. Die gänzliche Verfassung würde immer einige Bitter-

keit zurückgelassen haben, während die Bergluft sie gereinigt, und sie ihren lieben Eltern so ganz zurückgebe, daß auch nicht das höchste Geschenk eine solche Hingebung in ihren Willen hätte bewirken können. Dieses gesagt, eilte sie mir voran, an der Seite ihrer Mutter zu gehen, und sie bewies ihr fortan eine solche Aufmerksamkeit, daß ein Engel sich daran erfreut hätte.

Wir verließen jetzt den Bach, der sich links um einen Berggraben wendet, und zogen uns rechts am Berge hinauf durch dichten Tannenwald, wo uns leichte Regenwolken erteilten, und uns mehr an uns selbst denken ließen. Jeder ging stumm in Anstrengung des Kletterns, und ich unterhielt nur die Konte und Caroline, zu denen ich mich gesellt hatte, hie und da mit den brüthchen Sagen: von dem unterirdischen Pallaste, von der Liebe des Baches und eines Prinzen, von Lösung des Zaubers, und was sich mehr bot, bis wir auf dem Rücken des Berges angelangt, an die Stelle kamen, wo er sich gegen das Thal öffnet, und in schroffem Abfalle sich wie in ein Meer senkt. Ein Kreuz ist hier aufgerichtet, das mußten wir besuchen. Eilie konnte doch nicht unterlassen, die Höhe desselben zu erklimmen, ich

lehnte mich von der andern Seite daran, die Frauen blickten stumm zu uns herauf und in unendlicher Seligkeit ruhte mein Auge auf der glühend Hinausblickenden, in der in diesem Momente die ganze Wust ihrer Jugend wieder zu klingen schien. Beim Herabsteigen zerriß der Saum ihres Kleides; sie wollte es lösen, und riß sich die linke Hand, daß Blutropfen hervordrangen. Mutter und Tante gingen ohne es zu bemerken; Caroline war beschäftigt ihren Namen in das Geländer zu schneiden, und so blieb mir die Pflege der Verwundeten, die ohne ein Wort zu sagen, sich verbinden ließ, und den Rest des Weges wie in sich erlöschend zurücklegte, daß sie mehreremal fast bewußtlos an schwierigen Stellen mir die Hand reichte. Ihre Jugend lag in Trümmern um sie zerstreut, sie erholte sich schwer und schien die härtliche Umarmung ihres Vaters kaum erwiebern zu können. Er ließ sie, und bat mich, der ihm als treuer Begleiter vorgestellt wurde, später mit ihnen zu Tische zu sitzen.

Nachdenkend saß ich in der Gartenlaube, meine Blicke kreiften über den See am Fuße der Berge hin; ein leiser Wind zitterte in den Erlen und Pappeln am Ufer, und trieb leichte Wellen

gegen die Laube heron, sie suchten das Ufer zu fassen, ihre Hand glitt ab, und immer neu erlief der Wind daher, dasselbe zu versuchen und dasselbe zu leiden. Ich bedurfte der Erhellung, und trübe Bilder knüpften sich an den schaukelnden Kahn, an die Wellen, an das rieselnde Rohr; da kam Caroline mich aufzusuchen, und scherzte: was mir und ihrer Schwester geschehen sei; diese scheine meine Stimmung mit mir zu theilen. Sie könne nicht zugeben, daß wir die Laune der ganzen Gesellschaft fürbten, und werde ihrem Vater sagen, er möge mich nicht einladen, ihnen auf das Gut ihres Oheims zu folgen, wenn ich so erübsinnig sein wollte; ihrer Schwester dürfe sie das nicht sagen; sie heile sich am leichtesten, wenn man sie ganz sich überlasse. Die Schmeichlerin zog mich fort, sah wie ich mich erhoberte, lächelte in sich, und wollte mir den Grund nicht gestehen, schüttelte das Bodenköpfchen, lächelte wieder, und kispelte: was wird Vater sagen? Sie eilte voran und rief: „ich habe ihn gefunden! Tante glaubte, er hätte den braven Mann spielen wollen; ich sag't's gleich.“ Ich entließ unterdeß meinen Führer, der mir herzlich die Hand drückte, und meinte: wenn Sie wieder zu

uns kommen, sind Sie verheirathet. Hättest du ihm verweisen sollen, Wilhelmine?

Der alte Staatsrath nöthigte mich freundlich, mich neben seiner Frau niederzulassen, bedankte sich für meine Aufmerksamkeit und fragte nach mir und meiner Familie? Ich genügte ihm in allem, und es freute ihn, als er meinen jetzigen Aufenthaltsort erfuhr, daß er mich in seinem Hause sehen werde. Für jetzt trage er mir an, ihm nach H. auf das Gut seines Bruders zu folgen, wenn mein Reiseplan mich nicht anders bestimme, und dort die Pfingsten mit ihnen zu verleben; er übernehme es mich dort einzuführen. Caroline richtete einen forschenden Blick auf mich, dann auf Elise, und fuhr betroffen in die Höhe, als ich bedauerte, für jetzt sein gütiges Anerbieten nicht annehmen zu können; wollte er es aber übernehmen, meine Dreistigkeit zu entschuldigen, so würde ich mich vielleicht in einigen Tagen einstellen. Caroline blickte zweifelnd vor sich nieder: sie wußte nicht, wie sie das deuten sollte; die Tante bat, ich möge doch ja kommen.

Es ist schwer, wenn man aus dem Reflektanz der Unbekanntheit herausgetreten, und nun in seinem Hausrocke vor der Gesellschaft da

fißt, sich selbst auf der Höhe zu halten, da die man sich unwillkürlich versetzt glaubt; eine Personenbeschreibung wirkt unwiderstehlich niederlegend, und es gilt nun, einen ganz andern Ton anzuklimmen. Wie ein Mädchen, ein junger Mann, vor dem Brautstande von allen beachtet werden, bis die Entscheidung die Wolke zerstreut, so ist es einem Reisenden, dem dann sein bestimmter Platz angewiesen wird, und der sich nun nicht mehr so frei über alles verbreiten kann. Ehe sich dann jeder gefunden, vergehen wohl Minuten, und oft ist mit dem Namen die ganze Illusion verschwunden. Du kennst mich genug, liebe Schwester, um zu wissen, daß ich nicht zu erdethen brauchte, die Maske abzunehmen; unangenehm war es mir einen Augenblick. Glisse saß stumm in heftiger Bewegung; sie vermied die Blicke der Anwesenden, und mochte Carolinen so bedenklich scheinen, daß sie nicht den leisesten Scherz wagte, wozu sich bei Mittheilung unserer Abenteuer wohl Gelegenheit geboten hätte. Nach Tische sollten wir uns trennen, indem der Staatsrath noch heute P. zu erreichen gedachte. Die Pferde waren frisch, und der Mond leuchtete ihrer Fahrt. Was ich empfand, weiß ich nicht

zu sagen: es war die dumpf ungewisse Stimmung vor einer bedeutenden Entscheidung, in der sich alle Gefühle durchkreuzen; als wir aber geschieden waren, und das Rollen des Wagens sich in der Ferne verlor, leuchtete mir, wie ein ferner Blick, die Hoffnung des Wiedersehens auf, und des Staatsraths freundlicher Gruß: nun, Sie kommen doch, erwachte in meinen Ohren. Den Tag blieb ich in I.

Es war ein feuchter nebliger Morgen, in blickten Massen hatten sich die Boiken auf die fernen Gebirge gelagert, ein kühler Wind saufte durch die Eichen- und Buchenwälder, die sich vom Thale an die Berge hinaufziehen. Oben begann es etwas zu regnen, als ich in die wogenden Nebel heraustrat, und langsam um den Fuß des Berges meine Schritte nach B. lenkte. Das Wetter war mir wenig unangenehm; die Ereignisse der nächsten Vergangenheit nahmen mich ganz in Anspruch, und was sich rasch gefolgt war, trat nun immer lichtvoller auseinander. In meiner Hand schien es jetzt zu liegen, die Focse nach Gefallen zu werfen: das verlangte meine ganze Besonnenheit. Elise hatt' ich gefunden, wie ich nur erwarten konnte; es ich aber selbst mich

ihr bieten dürfe, ob ich meiner Zukunft so gewiß sei, daß ich wagen könne sie daran zu ketten, darin hing ich an, wieder meine ganze Unsicherheit zu fühlen. Und einer so köhnen Jungfrau Gemahl zu werden? — nur ein Ablerflug konnte ihr genügen. Ich war genöthigt mich in den geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen, und fand, meine Hoffnungen, meine Wünsche ungerechnet, wenig Tröstliches. Gethan war nichts, worauf ich fußen konnte; und jene Kreichen vor der einfachen Frage: was essen wir? die Segel, sobald man für einen andern einsteigen soll. Auf dem ganzen Wege bis nach B. hatten mich diese Gedanken nicht verlassen, und immer schloß ich, es müsse etwas geschehen! Mit dem festen Entschlusse dazu, und mir der Mahnung an mich selbst, den nächsten Tag für sich sorgen zu lassen, und in jedem Augenblicke mein Bestes zu thun, trat ich in das Wirthshaus. Das Zimmer war einsam, das Abendessen lockend, das Clavierpiel einer angenehmen Tochter beruhigend, und doch war mir so unheimlich, alles was auf der Welt kriecht und fliegt, galt mir so gleich, daß ich nicht rufen konnte. Eine fürchterliche Leere stellte sich ein, ein Abgrund öffnete sich, wie die ausge-

höchste Erbe, ohne Mond, ohne Sterne; selbst
Eisens Bild konnte mich ihm nicht entreißen.
Ich fragte nach einem Führer über die Berge nach
B., und eilte mit ihm durch die unerquickliche
Nacht. Er führte mich einen unwegsamen Gang,
den Schleichhändler zu nehmen pflegen, durch
Biesen und Bäche, über Felsen und Geklüfte
ohne Ruhe, bis ich, auf dem höchsten Rücken
angelangt, um zwei Uhr am Morgen endlich das
brausende Stürmen des Bildbaches vernahm, der
dampfend durch die zerrissenen Felsenklüfte bricht.
Der hohe Tannenwald wogte schauerlich im star-
ken Nordwinde, der Mond zog wie ein Geister-
bild durch vorüberfliegende Schleierwolken: da
stiegen wir den letzten Felsenhang gegen den wilden
Bach hinab, hier den Ausgang der Sonne zu
erwarten. In einem engen Felsenrunde besaßen
wir uns, von spritzenden Tropfen der sausen-
den Wellen erreicht, einsam in grauenhafter
Nacht, daß ein Ruhiger sich gefürchtet herab zu
steigen, daß ihn das einstimmige Toben der Wäse
ser hätte wahnsinnig machen können. Der Mond
wandelte auf seinem Berge und sank allmählig,
einzelne Lichter der ausgegangenen Sonne zeigten
sich in der schwarzen Höhe, als ich auf dem schroffen

fen Gesteine der Morgensteite einen Menschen sich fortwinden sah. Kühsam kletterte er sich an brechendes Gestrüpp, bis er einen Vorsprung erreicht; an ihm klammerte er schwindelhast herab. Mein Führer ward ängstlich: in jene Höhe hatte sich nie ein Mensch gewagt, dieser Vorsprung war von den kühnsten Jägern nie betreten; da vernahm ich bekannte Lautentöne, da hörte ich mit herzzerreißender, hinweisender Stimme:

Ach, mein Herz kann nicht erwärmen,

Bis die Heimath mich umfassen.

Die Laute zerfiel herabgeworfen gellend am Felsen, und im Augenblicke stürzte lautlos der Säng' er nach. Mich überließ ein eifriger Schauer; die Stimme war verhallt; gräßlich wüthete der Bach. Mein Führer hatte mich allein gelassen, aus dem nächsten Orte Hülfe zu holen, und eine wirre Stunde verging mir, bis er zurückkam. Es war Tag geworden, so viel die tief hereinhängenden Wolken es verhielteten; die Landleute eilten über den Bach zu setzen; es gelang endlich, und an den Felsen empor sammelte man einige Gliederreste, ein schauerlicher Anblick. Vom Kopfe keine Spur, das Hirn an dem scharffen Gestein gespritzt, Arme und Beine zertrümmert; so

schaffte man ihm fort. Ein Grab wurde bereitet, und von Holzschlägern besattelt, ruht er auf der Höhe des Gebirges. Ein Kreuz durfte man ihm nicht errichten; nur eine Gedenktafel erhebt sich über der kahlen Fläche.

Die Nacht war hell; mir war es unmöglich mich in ein Zimmer zu schließen. Meine eigene Bewegung hatte mir in der vergangenen Nacht keinen Schlaf gebracht, und meine Hoffnung, die Ruhe werde sanft mein Inneres wieder erheitern, wie sie sich in eine Felsenklucht hinabsenkt, und das nächtliche Brausen in der Tiefe mildert, war leider nicht in Erfüllung gegangen, trotz aller Schauer einer solchen Wanderung. Die ganze Last des Elendes meines unbekannten Sängers hatte sich nun noch auf mein Herz gewälzt; ich hatte keine Thräne für ihn, kumm sah ich ihn einsinken wie mich selbst. Gleichgültige Fremde sah ich um das Grab versammelt; es ward genehmet; das zerrissene Herz eines Menschen hatte ausgeschlagen, sein Schmerzensschrei war im Sturme verhallt, eine schöne Form war gebrochen; kein Freund, der den letzten Seufzer eines Gequälten, Umgetriebenen empfing. Gott, vergißst du sein? Wie ein aus dem Grabe Erstans

denen wandert' ich um Mitternacht die einsamste Straße: aus den Bergen klang die erste Stunde, ich glaubte, sie würde mich verschlucken. Ein Mensch sank hinab in der Blüthe seiner Jahre, und wie viel ist ein Mensch! Die Jahresrechnung des Colen an Christus auf ihn angewandt, daß kein Tag, keine Stunde der andern gleiche, daß ihre Bilder oft so schroff sich entgegentreten, wie hier in dem Unbekannten die Stunde der Jugend der des Todes, — welch ein Wechsel! welch ein Sturm, daß unser Leuchtfener erlischt, daß unser krenndes Schiff am Felsen zerfällt!

Der Mond erblähte vor der Sonne und jagt
sich wie ein Lichtes Blitzen am Himmel fort.
Ich war tief bis in das Gebirge gerathen, hatte
den Weg verloren, und mußte einem schmalen
Fußwege durch dichtes Gestrüch folgen. Eben hatte
ich mich eine steile Felswand herausgearbeitet, da
gewahr' ich tief unter mir auf grüner Matte ein
Hütchen an einem herabstolenden Bache, rings
zwischen den schroffen Bergen, wie himmlisches
Blau, wie ein Stern mir durch schwere Wolken
entgegen leuchtend. Die großreiche Schlucht zieht
sich rechts tiefer in die Berge hinein, dicht mit
Bächen bedeckt, in großen Massen über einander

lagernd, und weithin durch eine rauhe Felskluppe begränzt; um die Hütte selbst ist der Wald etwas gelichtet, und am Bache hinunter zieht sich ein reicher Weideplatz, auf dem das Wild von den Bergen herabkommt, und sich auf wenige Schritte der Wohnung nähert. Mühevoll und gefährlich hatt' ich den steilen Gang unter den brockenden Steinen mich hinabgewunden, und saß vor der Hütte unter einer mächtigen Eiche, als die Thür sich öffnete, und ein alter Mann von starkem Ueberbau und immer noch kräftigem Ausdrücke des Gesichts heraustrat, und mir ein Willkommen bot. Er sagte, wo ich mich befände, und versprach, mich nachher auf den rechten Weg zu bringen. Seine Hütte war die letzte Wohnung, in welche sich sein Leben zurück gezogen.¹ Mehrere Heibjüge hatte er mitgeschickt, war dann in die Dienste des Grafen getreten, und verdankte nun dessen Gnade diesen Wohnplatz und das Amt eines Wildwärters. „Dort unter der Eiche liegt meine Aite begraben, und dahin sollen sie mich auch legen; ohne das Wild wär' ich auch schon längst hinder.“

Ein Jäger, von der andern Seite herabgestiegen, hatte sich unterdeß zu uns gesetzt.

Der Märtel trieb allerlei Kurzweil mit ihm, von Kriegen, und wie er sich habe setzen lassen, und geleitete mich dann über den Berg gegen das Schloß, wo ich den rechten Weg wieder gewann. Seine Freierkeit hatte mich gekräftigt: ich sah, wie man in dem kurzen Leben zwar nicht viel, oder doch vieles erreichen könne, und mit dem frischesten Lebensmuth wandert' ich nun nach H.

Die Sonne war hinabgesunken, die Heerden: glöden verloren sich von der weiten Aue gegen die Dörfer, einzelne Wagen fuhrten in der Ferne rasch vorüber, die summenden Stimmen des Abends erhoben sich in der Tiefe: immer konnte ich den Schloßthurm noch nicht erblicken. Wie Sie auf der Höhe jenes Hügel's angekommen sind, hatte mir ein Mädchen, die auf dem Berge nach ihrem Geliebten ansah, gesagt, liegt der Ort vor Ihnen. Sie stand noch jenseits der Aue auf dem Hügel, ein weißes Sternchen; ich sah zum letzten Male nach ihr zurück, und bei der Wendung erschien mir der dunkle Thurm: auf einem Hügel, um den die Häuschen lagerten wie Schwärme, hebt er sich hoch über den Grund. Noch eine Stunde, und ich bin dort! So sieht man sich

langsam einen beschwerlichen Weg hinauf, bis das ersehnte Licht erscheint, woh' allen Lebensgeistern eine neue Spannung giebt. Sechs Meilen, die ich den Tag zurückgelegt, hatt' ich vergessen: sie nur stand vor mir: meine Entfernung hatte mir die Kraft gegeben, sie zu beßigen. Eine unendliche Sehnsucht hemmte sich meiner wie der Sehtausend nach dem Meer. Dort, dort liegt mein segelbereites Schiff! sie ist das heilige Feuer, mit dem ich ausziehe, meine Wohnung zu gründen; sie verleiht den Haden der Kriahn, der mich sicher aus labprinthischen Verirrungen zurückführt. Unglücklich erschien mir, wer kein Weib gefunden, keine Stütze seines Lebens, keine Mutter hoffnungsvoller Söhne und Töchter. Ja, rief es in mir, das Leben ist lebenswerth!

Mit der heringebrochenen Nacht waren im Amtshause die Lichter in viele Zimmer vertheilt; ich war unschlüssig, sollt' ich noch diesen Abend mich anmelden? Den Morgen so nah am Ziele zu erwarten, hätte mich in alle Zweifel zurückgeführt. Ich trat in den dunklen Hausflur, von der Frau des Hauses einigermaßen befreundet empfangen, bis ich meinen Namen nannte. Eine freudige Bewegung schien durch das Haus zu ge-

ten; die Staatsrätthin empfing mich herzlich-
mend, und Carolinens heiteres Wesen bewog
mich bald die Befangenheit, mit der ich eingetre-
ten. Sicher haben Sie geschwärmt, scherzte sie.
Wenn ich Ihnen nun erzählte, was auf dem
Berge für ein unheimlicher Thurm steht, von
dem man eine freie Umsicht über die ganze Ge-
gend genießt, würden Sie ohne Zweifel dort
Ihre Wohnung aufschlagen, bei der heiteren Ster-
nennacht. Glise sitzt noch oben im Garten; die
älteren Töchter des Hauses in das Ohr.
Jene trat herein und man ließ sie ruhig ihren
Platz nehmen, als sie ausblickend mich erst ge-
wahrte, und mit großer Freundlichkeit an dem
Gespräche theilnahm. Seit ihrer Rückkehr hatte
man das nicht an ihr gesehen, und es erfreute
alle, wie die erste Rose. Vielleicht löste der Geis-
terthurm auch Ihre Räthsel, wandte sich Caro-
line wieder an mich. Ich bat sie, mir in der Geis-
terstunde den Weg dahin zu zeigen, und wenn
sie es wage, selbst dahin zu folgen; vielleicht ver-
müde er sie von ihrem Unglauben zu heilen. Mit
Ihren niemals, versetzte sie, Ihre Karten haben
mich erschreckt; Sie müssen mit einem Geiste im

Bunt. kein. Nicht mehr als irgend ein andrer, lenkte ich ab. Unglücksprophet! hieß es, mein Läubchen ist wirklich gestorben und mein Rosenstock verwelkt. — Starben Sie, es wäre nicht auch ohne mich geschehen? — Wie konnten Sie es wissen? ich hatte Ihnen nie davon erzählt. — Woher mir die Stimme kam, weiß ich nicht; doch kenn' ich, eine erfüllte Vorhersagung ist nichts Unerhörtes. Im Reime sehen Sie den Baum, und ein wahrhafter Prophet muß nur ein Auge für die Gegenwart haben. Hätten Sie nie aus einem Blicke prophezeit? — Wollen sie mich gar zur Pythia machen, liebe Mutter! — Es erregte Lachen, daß sie wirklich auf einem dreifüßigen Cesset Platz genommen, und man bat sie, die Stelle zu übernehmen, und uns Antwort zu erteilen. „Sie wissen, daß die Pythia durch das Loos gewählt wurde; so kann ich es nicht annehmen.“ Man loos'te, und Elise fiel der Ehrenplatz zu. Wer aber ist Priester des Apoll, fragte diese, mir die Verse zu machen? in Prosa darf ich nicht antworten. Man wählte mich, da die ältern Herren es ausschlugen; wir errichteten unsern Tempel, erhielten die Anfragen schriftlich, und erteilten räthselhafte Antworten, welche laut

vergetragen, die Gesellschaft in die heiterste Laune versetzten. „Was ist uns das Mühsenswerthe?“, hatte die Staatsrätzin geschrieben, und Elise antwortete:

Aus dem Bogen deiner Jugend
Rettet sich ein Götterbild,
Das zur Einheit dich gefaltet:
Aus dem Bunde deiner Jugend
Wiederum das All entfaltet;
Sei's wie Mutterliebe mild.

Die zwölfte Stunde war unvermerkt heran gekommen: man wollte noch eine Probe meiner Kartenkunst sehen; aber Caroline warnte alle, die ihre Lieblinge lieb hätten, und mir war es angenehmer, so entrinnen zu können. Denn unschuldige Scherze, so unterhaltend sie oft sind, bieten verlangt kaum dem Gewandtesten Gelegenheit allseitiger Unterhaltung; der Erwartende sieht sich getäuscht. Der apollinische Opferrauch wehte noch in allen; Pythia sah sich reich beschenkt, und „viele Abende wie der heutige!“ war der allgemeine Wunsch, als sich die Gesellschaft trennte. Wenige Abende sind mir so verstrichen, in keiner Sommernacht träumte ich wie in dieser.

In den aufgethürmten Trümmern der römischen Weltburg erscheint verachtet an den Grenzen, unter einem verachteten Volke, ein neues Licht; König und Volk waffnen sich zu seiner Unterdrückung, die Erde erbebt, die Sonne verfinstert sich, der Vorhang im Tempel zerreißt, man glaubt es erlöschcn; noch einmal scheint es aufzulobern — es verschwindet, und der Phönix der alten Welt scheint keinen Sohn nachzulassen, der die verirrten Menschen sammelt, der auf der zerfallenden ein neues Leben gründet: da bricht mit einem Male das Licht wieder hervor aus dem Hellsphume, dem es vertraut ward; die Winterstürme haben ausgetobt, die Zweifel des Frühlings sind gebrochen, blumengeschmückt erscheint die weite Erde, und aus allen Tiefen erhebt sich der Lobgesang wiedervereinter Menschen. So erschien uns nach einigen frohen Tagen das lichteste aller Feste, das liebe Pfingsten. Auf dem Berge empfingen wir die Sonne; auf allen Höhen, in allen Thälern sahen wir freudige Menschen, und uns alle umschlang ein Band so liebender Vereinigung, daß nur Du gefehlt hättest, meine Innigstgeliebte, Deinen Blick über alle die strömenden Menschen, über die morgenduftenden

Gefilde schweifen zu lassen, und Deiner inneren
Seligkeit aus unseren Augen wieder zu begreifen.
Wenn alles um uns so spricht, wenn Bild und
Musik uns so entrücken, in der höchsten Andacht
und Hingebung haben wir selbst keine Worte,
kaum einen Gedanken, der nicht heilige Musik
ist; unter Höchstem ist dann der Blick nach oben,
oder über dem Altare der Natur auf ein Raphael-
sches Bild, auf die Keinheit einer Jungfrau:
und wie konnte mein Blick heute einem reineren
begegnen, wie konnte er sich andächtiger verlie-
ren, als im Antlitz der selbstvergehnem Götze.
Wie ein Engel stand sie neben mir; ihre Wangen
röthete die hervorgetretene Sonne. Das war ein
Augenblick himmlischer Seligkeit, wie ich ihn nicht
empfunden, wenn Palästrinas Meisterwerke aus
der tiefen Nacht eines uralten Domes hervorbran-
gen, ein Augenblick, dessen Bersäuber ich fürchete,
wie das erste Scheiden von der Madonna des
Raphael. Auch wurde die Klarheit nicht plötzlich
getrübt, sondern die Stunde verschieb, wie die
letzte Rose, unter dem Kusse des Frühlings, und
ließ ein Andenken zurück, ein verklärtes Bild,
das, in meinem Allerheiligsten aufgestellt, ein
Ruhepunkt für mein ganzes Leben sein wird, eine

Quelle von Bauckluse, an deren Rande ich gern die Hütte stiller Abgeschiedenheit aufbauen will. Erst nach einem weiten stummen Spaziergange durch die Laubgänge des Gartens und die daran stoßenden Wiesen und Felder bis zu den Erken des Baches hinab kehrten wir in das Amtshaus zurück, und kein Tag konnte uns besser vorbereitet finden, eine schöne Pfingstpredigt zu hören. Der blumige Tag verging so ruhig, so wonnenvoll, auch nicht der kleinste Unfall trübte seine Heiterkeit, daß ich ihn den glücklichsten meines Lebens nenne. Wie war mein Inneres so beruhigt, nie empfand ich weniger, daß ich ein Mensch sei in Kämpfen und Verirrungen, und diese Stunden gaben mir einen Vorgeschmack des Himmlischen, des geistigen Paradieses, in das wir alle einst zurückkehren müssen. An einem solchen Tage fühlt man keinen Gegensatz, nur Vereinigung: wie bei einer Friedensbotschaft sinkt man allen Brüdern in die Arme; jeder ist ein Glied der großen Kette, jeder fühlt sich Eins mit der ganzen Welt. Kein Wort mahnte uns heute an Beschränktheit; sie sammelten sich wie Schiffe bei einer Windstille vor der Ueberfahrt über einen großen See. Selbst Carolinens Heiterkeit scheute

sich heute zu erscheinen, wenn auch widerstrebend, besonders als wir den Caffee in der Laube unter dem Thurne tranken.

Ihre Schwester feierte einen schönen Sieg über sich selbst, der nicht getrübt ist, wie der Triumph eines Bürgers über den andern, und reiner als der über den Erbfeind. Schöne Tage und Jahre, die man daran setzte, betrauert man wohl, wie liebe Brüder; aber sie verklären sich im Andenken wie jene, und im freundigen Bewußtsein kann man ihnen einen Denkstein setzen. Das that sie heute. Ihr ahnungsvolles Aufstreben hatte einen Vereinigungspunkt gefunden: sie freute sich ihrer bisherigen Anrückgezogenheit, die ihr von Allen so oft für Stolz ausgelegt war, da sie nun mit Bewußtsein unter die Menschen treten konnte; und schon am Abende meiner Ankunft habe sie einen nicht wenig überraschenden Beweis gegeben, indem es ihr gelungen sei, freundlich an der Unterhaltung Theil zu nehmen: früher war es ihr unmöglich gewesen. Oft habe sie Ältern und Geschwister betrübt; sie freute sich so nachsichtige zu besitzen, freute sich, Ältern in die Arme eilen zu können, deren Güte sie häufig mißverstanden, die sie, aufgeregt, nicht selten hart beunruhigt habe.

Alles, alles wolle sie ihnen nun vergelten, und dem Bilde immer ähnlicher zu werden suchen, das ihr als Ideal, sie wisse selbst nicht in welcher Gestalt, vor schwebe.

Diese Gespräche hatten uns in einen einsamen Gang weit abgeführt; es war Abend geworden, und als wir auf den Berg zurückkehrten, war die Gesellschaft verschwunden. Kneisewagen im Hofe, Bediente darum beschäftigt, sagten uns, daß Fremde eingetroffen seien. Der Himmel nahm wie ein Hoherpriester sein bilderreiches Gewand, und schloß es mit der Spange des Kreuzes. Wir sahen auf zu den Sternen und durchliefen die Bilder, wie der Mensch sie im Laufe der Jahrhunderte dorthin versetzt, den Wolkern zur Verehrung, bis auf Friedrichs Thron. Ein Gewitter hatte sich am nördlichen Horizonte gebildet; wir sahen es aufleuchten, wie eine ferne Schlacht, und der rollende Donner schloß uns näher an einander. Hier und dorthin sahen wir die Blitze fallen; jeder erneute Schlag ließ die Stimmen von tausend besorgten Menschen in uns widerklingen: da erleuchtete ein Blitz, wie ein ausbrechender Vulkan, die dunklen angstvollen Gesichter; ein fürchterliches Krachen, als zerriße

ein Felsen in den Grundfelsen, folgte ihm. Wil-
fens Augen waren geblendet; sie barg sich an
meinem Herzen, und faßte zitternd meine Hand.
Ein heftiger Wind trieb das Gewölz schnell her-
auf, einzelne Tropfen begannen zu fallen; die
Erstreckte fing an sich zu erholen, und wir stie-
gen langsam die Stufen hinauf in den Hof. Es
begann stärker zu regnen; wir hatten das Haus
gewonnen.

Berwandte und Freunde des Hauses waren
noch zum Feste eingetroffen; der Raum schien be-
schränkt, und das wilde Treiben einiger jungen
Leute sagte mir wenig zu. Ruhig konnte ich ab-
reisen. Der frühe Morgen des andern Tages
fand mich auf der Straße in Begleitung der bei-
den Väter; den Frauen hatt' ich mich noch am
Abende empfohlen. Sehen Sie noch einmal zu-
rück, sagte der Amtmann, als wir auf der Spitze
eines Hügels angelangt waren; dort hinter dem
Berge ragen die Thürme von B. hervor, links
liegt A., dort unten mein Vorwerk, und dieser
Ager zu unsern Füßen zieht sich meilenweit in
das Land. Heerden von Kindern, Schaaßen und
Hirschen gaben dem Ganzen ein sehr belebtes An-
sehen. Auf der andern Seite öffnet sich ein schö-

nes Thal, von einem Bache durchwässert, wie ein grüner Teppich, und aus den schönen Baumgruppen blickten bald einzelne Hütten, bald ganze Dörfer. Zur Rechten verbreitete sich weithin das alte Gebirge mit seinen dunklen Fichtenwäldern, von Wolken bedeckt, durch die nur zuweilen die Sonne brach und die Schneegipfel lichtete. Dort schied ich von den Alten. Reisen Sie glücklich, sagte der Staatsrath, und entließ mich mit einem Händedruck; ich eilte den Hügel hinab; ein Wersprung desselben entzog die Zurückkehrenden bald meinen Blicken. Nun war ich wieder allein in dem wogenden Thale; der Wind rauschte durch die Blätter der hohen Pappeln, und im Grase lag ich auf der weiten blumigen Wiese. Weiter und weiter muß ich, Elise! wann sehen wir uns wieder? Jedem Wanderer gab ich tausend Grüße an sie, an Berg und Garten mit, und meine Sehnsucht blickte aus einer Thräne hinüber, als ich von einem fernen Hügel nun auch die Spitze des Thurmes, in die sich alle schönen Tage gesammelt hatten, hinabsinken sah. Durch die Pfingstfreude vieler Städte und Dörfer führte mein Weg, durch bekränzte Bäume, Musik und Tanz und Kuß des Landvolks; überall freundlich

empfangen, und zur Theilnahme aufgefordert,
daß ich wie ein Fürst mit meiner Herrin durch
Blumenporten zog, und aus allen süßen Kräu-
mern erst nach vielen Tagen in meinem Zim-
mer erwachte. Meine Blumen duften, meine
Vögel singen, Hugo und Emilie sitzen am Bo-
den, mit Puppe und Goldaten, und ich meine,
ich sei durch ein arabisches Märchen aus tausend
und einer Nacht gewandelt.

• • •
Wäre Elise nur erst hier! zwischen Zweifeln
gibt nicht die Entfernung Raum!

In der Weltgeschichte steht es; wer es nur
finden thante! unter den Fellen muß es stehen.
Wie die Flammen über Hamlets Geist schlägt es
auf, hier und dort; ich versuch', es zu fassen,
und kann es nicht; mir glitzern die Krme vor
Grimm!

Ich bin es der es ausführen wird, es ist
keine Täuschung! Hätt' ich nur den Punkt, ich

wollt' ihn fassen mit eiserner Gewalt. Komm
nur Elise, du meine Hoffnung! in diesem Kampfe
muß ich vergehen ohne dich! — Sie ist in das
Bab, dann raubt sie mir noch eine lange
Reise.

Ich will ja ruhig werden, wenn ich den
Punkt erst habe, will nichts übereilen, und in
mich hinabsteigen; aber von der Seite muß ich
gesichert sein, daß ich nicht bei jeder Zeile auf-
springen muß und händeringend umherkriechen, daß
ich das Ersehnte immer noch nicht gefunden. Wenn
ich das einmal erreicht habe, sollt ihr alle Freude
an mir erleben.

Es ist eine Wonne an den reichbesetzten Ta-
feln der Griechen und Römer sich zu laben, und
drängt das eigene Herz einmal, sich selbst auszu-
sprechen — die eigenen Worte klingen ganz anders
in das Ohr! Wie gefangene Vögelchen hüpfen sie
mir im Busen, bis ich sie befreie. Durch diese
kleinen Versuche lern' ich viel für fremde Kunst.

werke, und sehe an meinen stümperhaften Arbeiten, was ein Meister thut. Bleiben sie dann nur in ihren Grenzen, so hat es nichts auf sich, und den Verständigen werden sie nur immer bescheidner machen.

Ich möchte Elise dichten, und thu' es alle Tage; aber dann häng' ich an der Form, die Worte wollen sich nicht fügen; ich werfe die Feder weg, eile hinaus ins Freie, und im Grase liegend am Rande des breiten Stroms träum' ich von ihr.

Meine Trägheit ist widerlich; ist das ein Leben? lauter Flickwerk! Werde endlich ein ordentlicher Mensch, und gestalte deine Thätigkeit mehr zu einem Ganzen.

Sie ist da! ich habe sie gesehen! ich hätte ihr an den Hals fliegen können, ich hätte sie küssen und herzen mögen. Alles nimmt eine erfreuliche Wendung, und dann hat dieses Herz einen

nen Ruhepunkt gewonnen, auf den es das Ge-
blüde seines Lebens gründen kann.

Soll ich mich bemühen, jedem dasselbe von
mir auseinander zu setzen? und ist's geschehen,
was fruchtet es? Dadurch werd' ich auch nicht
einen Schritt gefördert.

Ich komme zu nichts, und doch Carl mag
ich es nicht gestehen, mag ihm nicht sagen, daß
ich mich unglücklich fühle, suche gegen ihn mehr
und mehr sicher zu erscheinen.

Die Thränen stehen mir in den Augen, ich
stampfe mit dem Fuße vor Verzerr, und ich weiß
nicht, was ich will. Mein Kopf ist verwirrt, und
ich habe niemand, an dem ich mich hielte. Wenn
nur Wilhelmine Wort hält mit den Eltern; da
hab' ich doch ein Herz, an dem ich mich auswei-
nen kann. Komm, Wilhelmine, meine Schwester!
sieh mich unglücklich, weil ich etwas will, zer-
rissen und geschlagen von allen Seiten, verkannt

und bejweifleit. O, daß ich verfinfen könnte auf der Stelle, tief, tief in die Erde! Denn die es am besten meinen, können auch nichts thun, als mich anhdren. Mein Gott, warum muß ich das alles leiden? Ist es so strafbar, daß ich nicht ging wie die andern, daß ich vermeinte, auf meinem Arm sei gerechnet für eine schöne Zeit? Um dankbares Loos, etwas thun zu wollen! alles legt man^s daran, allen Entbehrungen giebt man sich preis, giebt das Leben hin, andere genießen zu lassen, und legt sich selbst in die Grube, ohne nur gekostet zu haben. Wahrlich, da seufzt man aus der gramvollen Brust:

Ach! was soll der Mensch verlangen?

Freundlichkeit drängt mich in mich zurück; jeder unschuldigen Freude tret' ich vernichtend in den Nacken. Ich sehe die Leute in starrender Verlegenheit, werde hochmüthig, herrisch, wenn ich mit jemand an einander gerathe; ich vergälle ihnen die Unbefangenheit. Ist es Mißgunst, Neid, Aerger, daß mir unbefangenes Hingeben nicht gelingt? Das ist gewiß, es verbirbt meine Ungebungen, trifft alles, was mir nahe kommt, mit

glistigem Haupte. So geh' ich heut' ingrim-
mig durch ein fernes Dorf; hinter einer Hecke
schäkern zwei Mädchen, lachen mir im Rücken;
ich wende mich, lasse sie hart an; sie fliehen, und
ich Rehe nun und mache mir Vorwürfe, daß ich
im Stande wäre, einem spielenden, freundlichen
Kinde ins Gesicht zu schlagen.

In meiner Ungewißheit vermeide ich jeden;
ich ertrage den Schimpf nicht, auf die einfachsten
Fragen nicht antworten zu können, nicht einmal
das Examen eines Wirths zu bestehen. Fliehen
möcht' ich, wüßte ich nur wohin!

Morbach und seine Bewohner verbarg ich
anfangs eifersüchtig, aber ich konnte doch den
Verrath an meinem Carl nicht begehen. Gestern
hab' ich ihn unvermerkt hinausgeführt; er war
überrascht, und da er hörte, ich kenne den Platz
schon seit Monaten, mußte ich ihn sagen hören:
„ja, so messen Sie mir alles zu, wie es Ihnen
gut scheint; immer noch entziehen Sie sich mei-
nem klaren Blicke.“ Ich beschwichtigte ihn mit

Nähe, und weiß Gott wie es kommt, wie be-
gegnen und nun mit minderm Vertrauen.

Die Noth war groß; du, Wilhelmine, hast
mich gerettet!

Zweite Abtheilung.



Den 13ten Junius.

Wie sehnsuchtsvoll, mein Innigstgeliebter, eilt ich über Städte, Berge und Flüsse zu Dir, und hing schon an Deinem Munde, als ein Brief und nöthigte umzukehren. Wie hätte ich gewünscht, daß Deine Augen mich wiederhergestellt gesehen, daß ich Deinen mündlichen Glückwunsch zu meiner Verheirathung empfangen. Das alles ist nun dahin. Ich fürne Dir nicht über Dein Ausbleiben zu diesem Tage; wie konntest Du rasten, wie ruhig genießen, ehe Du selbst Ruhe gewonnen hast? aber wehe thut es mir, Thränen preßt es mir aus, bitterere Thränen, daß es so sein mußte. Otto theilte meinen Schmerz, den ich ihm nicht gestanden; er sollte mich nicht weinend in sein Haus führen. Wenn Du mir sonst nicht beistimmen wolltest, in meinem Wunsche ein Mann zu sein, ein freier, schaffender Mann unter freien

Freunden, glaubte ich Dir nicht: jetzt folge ich gern meinem Otto in eine stille Häuslichkeit; dort ist mir ein Stück bereitet, wie es hundert Frauen in der Welt, wie es unzählige Männer vergebens suchen. Den Glanz des Lebens hab' ich gesehen; im Bade haben wir an Schauspielen, Concerten, Bällen und Soireen Theil genommen, haben ~~gesehen~~ ^{genußt}, was Kunst und Natur in der herrlichsten Gegend boten, und alles verlor seinen Reiz für mich; verlassen, unbesriedigt stand ich in aller der Pracht und Herrlichkeit ohne Elise. Ja, kannte nur, ich kenne sie, und nie hat ein Mädchen so mich angezogen. Wir hatten uns schon einmal gesehen, unterhielten uns gern mit einander; da hörte sie meinen Namen, und umarmte, küßte mich wie eine Schwester. Täglich, stündlich waren wir fortan bei einander, und keine hat mich jemals verstanden wie sie, vor keiner konnte ich so meine geheimsten Gedanken ausschütten. O Bruder, es waren seltsame Augenblicke, voll Sonne, voll regen Lebens, wie im Hafen bei frischem Winde. Einem Manne, meinem Otto, Dir kann eine Frau vieles vertrauen, alles aber nur sich, oder einer Freundin wie Elise. Sage, hat Dein Herz Raum für

alle die Eitelkeit? Selber mußten wir uns bald trennen; aber mit inniger Freude seh' ich dem Augenblicke des Wiedersehens entgegen. Ein Briefwechsel, mit dem ich schon den Anfang gemacht, wird uns in etwas entschäligen.

Wilhelmine.

Wie die Welle greif' ich in die Lüfte, und
schäume hinabsinkend gegen mein Geschick.

Einzelne Lichtblicke geben noch keinen Sonnenschein.

Stellt mich in eine andere Umgebung, ich
werde anders sein; schaffet mir ein Zusammen-
wirken, da werd' ich meinen Platz ausfüllen.

Giebt es einen größern Schmerz, als wenn
Anstrengungen, heisse Bestrebungen keinen Fort-
gang haben?

Was beginn' ich in der Verzweiflung, mich
aus diesem Waldgebirge zu retten? Immer ein
neuer Fels stellt sich entgegen, immer drauf't ein

neuer Gießbach daher. Nicht zurück, nicht vorwärts, und immer gequält von den nagenden Sorgen um meine Zukunft, die wie reisende Thiere aus dem Dickicht auf mich stürzen.

Den 18ten Junius.

Ob ich gelebt, geliebte Schwester, ob ich
Nacht gethan, wer will es sagen? Auch der Aus-
gang kann unser Richter nicht sein; Tod ist so
keine Strafe! Ich habe gethan, was ich thun
mußte; mein Leben sag' ich an Glise, die mein
Leben ist, ohne weiche die Erde mit aller Herr-
lichkeit zum Schatten zusammenstößt. Wär' es
anders, könnte mich Vorwurf treffen; aber wer
will Romeo vorwerfen, daß er Juliett liebte, wenn
dunkel es hart, daß er mit ihr den Tod erliefet?
Sie haben gelebt, sie haben das Höchste gekostet;
was kann ihnen die Welt noch bieten? Arm ist
die Erde, Bettler sind Peru's Goldgruben; er
mag sie nicht, er hat Juliett! Oderum für einan-
der, mußten wir uns erkennen; sollt' ich zusehen,
daß ein anderer sie erwarde? Nein ist sie, auf
euch mein; ihre Lippen haben es gesprochen und
mir hat sie eine Nacht gegeben, sie sicher durch

ein brennendes Ilion zu tragen. Höre nun:
Meine Lage ist unsicher, meine Zukunft im Kei-
me, meine Brautgabe ein welterfchütternder Ge-
danke. Sollte ich Elise Karan leiten? Es kann
mir gelingen den Sieg zu sehen, es kann mir ge-
lingen zu schaffen, was mir in Nebelgöttergestal-
ten ahnungsvoll vorschwebt! Ich sehe in tiefer
Ferne ihren furchtbaren Zug, Männer und Frauen,
Götter und Menschen, und ich zittere vor der
Macht ihrer Weisheit. Wenn ich sie herauf be-
schwöre, wenn ich das Zauberwort finde, das
Zeichen, dem sie gehorchen, werde ich vermögen
sie zu leiten, werd' ich nicht ein Phaethon den
Sonnenwagen bestiegen haben, und bedend vor
dem schrecklichen Scorpione zurückfahren? Was
sie tragen, weiß ich nicht, ihre Namen sind noch
nicht genannt; aber es sind die Weinigen, es sind
Geister unserer Väter, die mir winken, die mir
gehorschen wollen; mit Lebensblut soll ich sie trän-
ken, dann werdet ihr ihre Stimme vernehmen,
und Elise heiße die mächtige Gottheit, die allein
mich beschützen kann auf der gefährvollen Wan-
dererschaft in Plutons Reiche. Das alles aber sind
Träume, liebe Wilhelmine, ich kann nichts auf-
zeigen, das sie bekräftigte, und in den Ruinen

eines Dichterhimmels ist es über, als in der ver-
 mischten Campagna. Wenn ich da sitzen müßte
 am Wege, und die Vorübergehenden sähen
 ein gramvolles Weib, und ich hätte die Rose
 freventlich gebrochen, die Blätter in alle Winde
 zu zerstreuen, oder der Jammer hätte mich gebien-
 det, und sie zeigte auf mich? — am Strande
 würde meine Stimme das tobende Meer über-
 schreien, ich würde sprechen: das hab' ich gewollt!
 und man lachte über den Bettler, über den alten
 Graukopf, der als Dictator Rom zum Siege ge-
 führt hätte. Weinst Du wohl, Schwester, daß
 ich es ertrüge? Sie ist jung, schön, was sag'
 ich, sie ist Elise, von vielen begehrt — ich habe
 lange geschwankt; keiner erfreut sich ihrer Günst;
 ihrem Vater sagte sie neulich unter Thränen, er
 möcht sie nicht verstoßen; er ist alt, wünschte
 den Trost noch mit in das Grab zu nehmen; wie
 eine Wessalin sieht sie sich in der ganzen Stadt
 verehrt. Gott, es waren schreckliche Minuten,
 wo ich ausgesprochen: nie seht' ich sie wieder! Ich
 sank in ein Nichts zurück, irrte träumend meh-
 rere Tage umher; die Erde war eine Sahara ge-
 worden, in deren Tiefe nur räuberische Gräben
 herbesten, und ich saß regungslos darin, hatte

nicht mehr die Kraft, nach einem Wassertropfen zu lechzen. Carl fand mich wie einen Abwesenden; ich erkrankte; er nannte Elises Namen, und mir war, als hört' ich ihn nie gehört. Am dritten Morgen drang mir ihre Stimme in das Ohr, daß ich erschreckt aufahre, im Zimmer umherblühe; ich war allein, der Zeiger stand auf fünf, ich sank in den Schlaf zurück. Die Stimme erschallt mächtiger als das erste Mal; mein Diener tritt herein, fragt ob ich gerufen. Mein ganzes Wesen war in Aufruhr, aber ich fühlte mich wunderbar gestärkt: da fiel mir das Briefchen von Elise in die Hand, das Du mir geschenkt, und, wie durch die erschöpften wankenden Reihen der Britten der Ton der preussischen Trompete, rief in mir die bekannte Stimme: Alle Erinnerungen erwachten, alle Blumen der Freude erblühten; sie ist dein, durchhefte es mich, und ich fühlte Kraft, sie mein zu nennen. Jetzt sie verlassen, die alles auf dich baut, sie, die alles um dich leidet? nimmermehr; jetzt fliehen wie ein Zeiger vor dem Siege? nein, das hatteß du nie gedacht. Wie ein Gensener begrüßt ich die Sonne; ich eilte zu ihr, sie war allein. Ich habe schwer von Ihnen geträumt, begann sie;

thun Sie mir das nicht. Auf einer blumigen Wiese wandelten wir; ein Bär bricht aus dem Gebüsch; Sie fliehen, ein Unbekannter rettet mich; ich stoße ihn zurück, eile Ihnen nach, finde Sie auf der ganzen Erde nicht, blicke empor, und sehe Sie in einer Wolke vorüberziehen, rufe und erwache. Ich erzählte Ihnen das, um Caroline zuvor zu kommen, die Sie fragen wollte, ob Sie nichts gehört; zweimal, sagt sie, hätte ich laut gerufen. — Und ich habe es gehört, und — Schergen Sie nicht, fiel sie ein. — Zweimal rief mich Ihre Stimme; es war gegen Morgen; gürnen Sie nicht, daß ich gehorcht. — Ich sehe Sie gern wieder; doch wie find' ich Sie verändert! — Ich schwieg, und sie fuhr fort: Ihre Heiterkeit hat Sie verlassen, die suchen Sie wieder zu gewinnen; Sie haben zu angestrengt gearbeitet, eine Weile wird Sie stärken. — Sie sind härter als Sie denken; ich kann nicht fort. Ein Ort ist, wo ich Leben gewinnen kann; sagen Sie nicht, ich möge verreisen. — Lassen Sie uns scheiden für heute. Was ist Ihnen, was heissen Sie Ihre Plüde auf dem Boden? — Mädchen, sagt' ich, kein Leben ohne Dich! Glücke, Ihnen gehöre ich, in Ihre Hand leg' ich mein Schicksal.

„Lange hab' ich gekämpft, nun muß es gesprochen sein das Wort. Hören Sie mich! nur Sie können mich retten. — Verwirrung hatte sich ihrer bemächtigt; lassen Sie mich, Julius, wehre sie ab; Sie erschrecken mich. — Elise, ich bin Ihrer Liebe werth; mein Herz fühlt, daß es Ihnen alles sein wird. — Julius, flüsterte sie, Grausamer! eine Wehrlose haben Sie angegriffen. Sie sank in den Sessel zurück unter heftigen Thränen, ich kniete zu ihren Füßen, ihre Hand mit meinen Küßen bedeckend. Hören Sie mich, sagt' ich leise; ohnmächtig sank sie mir in die Arme. Das erbleichte Antlitz, die stochenden Pulse — o meine Geliebte, rief ich, entfliehst Du mir? Angstvolle Minuten vergingen, sie erholte sich schwer. Elise, sagt' ich, ich bin bei Ihnen, Ihr Ruf traf kein fremdes Ohr. Sie schlug die Augen auf, aber die Blässe blieb. Sie ging an meinem Arm' auf und ab im Zimmer, erhob das Auge zu mir, und „Julius,“ sagte sie dann, „sein Sie ein Bräutigam wie ein Bruder! Ihre Schwester ließ mich in Ihr Herz blicken.“ Ich fühlte ihr Herz an meiner Brust; ein ewiger Ruf vereinte uns.

Wähl' ich, und treffe das Rechte nicht auf
den ersten Wurf, bin ich fest gerannt, und kann
mich nicht wieder herausfinden.

Ich muß vorwärts und kann nichts lernen.

Julia ist die höchste weibliche Natur; kein
Mädchen sinkt durch Hingebung an den, für wel-
chen sie geboren ist. Schuldig wäre sie, nähme
sie Anstand, Romeo wieder zu sehen, glaube sie
sich der Gefahr des Verlassenwerdens ausgesetzt.
Diese Furcht kennt sie nicht; Romeo und Julia
sind für einander.

Das Theater muß gereinigt werden; es ist
ein heiliger Ort für die Helden unseres Geschlechts.
Christus müßte nicht scheuen, darin zu erscheinen;
und das Wort ist heilig wie der Gesang. Wür-
dig kann es nur der Staat ausstatten; sein Ver-
gang muß die alles vernichtende Eugheryigkeit
verbannen.

Ein Freund macht mir den Antrag in eine
Erziehungsanstalt einzutreten, aber der Vorste-
her ist ein Tyrann, will überzeugen, duldet kein
freies

freies Nebeneinanderstehen; ich spreche meine Meinung aus und versteht mich einer, finden wir uns zusammen.

Gehorsam bin ich nur der Sache, und als Lehrer würd' ich dahin wirken, keinen durch Autorität zu unterdrücken, sondern in freier Entwicklung alles Tüchtige hervor zu ziehen, ohne an mich zu denken. Kann ich nicht dagegen bestehen, so werd' ich einem Besseren den Platz räumen.

In Dingen scheitert der Versuch, bis es Luther ausführt; doch jene sind nicht verloren: Gott führt alles zum Ziel.

Die Erzieher unterdrücken, statt anzuregen, statt Begeisterung zu erwecken, durch die allein etwas geschehen kann; Freiheit eröffnet eine neue Welt. — Ein Erzieher muß sich zuvörderst selbst erzogen haben, dann nimmt er jeden nach seiner Individualität, erträgt und bildet Fremdes.

Napoleon, aus dem Volke, zeigte, daß er ein Volk repräsentiren könne, und zwang die alten

Herrscherhäuser, ihn anzuerkennen. Das ist Platon's Lehre, daß das Edle herrsche, und dies We. wußte, daß im Volke durch ihn erwacht; er schuf eine neue Zeit. — Natürlich wird ein Herrscher trachten in seiner Dynastie fortzuleben, und das Volk hängt daran, so lange sie es repräsentirt; fühlte es das Gegentheil, so wird Kampf einen neuen hervorrufen.

Die römische Kirche steht auf dem Verläugner des Herrn. Das scheinen viele ganz vergessen zu haben, die ein Geschrei erheben über eine Verläugnung. Sehet an den Fels, auf den er seine Kirche gründete! Christus kannte sie alle.

Die Herrlichkeit des Herrn, die den Paulus umleuchtete, ist sehr verschieden von dem lebendigen Worte, das die Jünger hörten.

Sähe ich nur eine Fuge für mich in der Welt wie sie ist! Viele werden noch daran zertrümmern. Einen Herrn könnt' ich ertragen, aber nur einen, der mich kennt.

In *Strophe's Stella* liegt dasselbe Verhältniß zum Grunde wie in den Wahlverwandtschaften. Wer es nicht versteht, muß es nicht lesen; es ist nicht für ihn. Moralisten und Frauen verdammten *Eduard* und *Delilie*; mir ist *Charlotte* das hemmende Princip. Sie, der Verstand, hätte ihn gar nicht heirathen müssen; da galt es verständig sein, oder sich scheiden lassen. Nehlen jene, sie leiden auch dafür.

Ergiehung, Selbsterziehung, muß etwas Positives im Menschen begründen, einen Mittelpunkt, um den alles anschießt. Dahin gehen alle meine Bestrebungen.

Begünstigen von allen zeigt absolute Schleichheit, gegen die jeder Philosoph ein Damm sein sollte wie *Nichte*, der kein *Asyl* um sich eröffnete, nicht ahnete, daß sich verbrauchte Tharkraft ihm angeschlossen. „Ihr könnt nicht denken!“ schreckte er Unwürdige zurück.

Keiner bringt es weiter, als das zu leisten, wozu er Instinkt hat.

Die Negative zu halten, alles zurück zu weisen, überall die schwachen Seiten aufzuzeigen; dann wieder in sich zu triumphiren, und siehe man, es gehe so nicht, Klageklänge laut werden zu lassen: das erregt Erwartungen, die nicht erfüllt, die Menschen irre machen, und sie am Ende dahin bringen, einem Manne, der so verfährt, entgegen zu treten, und ihm zu zeigen, was er verabsäumt.

Gibt es, wie Paulus sagt, Gefäße der Ehre, wo bleibt Zurechnungsfähigkeit?

Gottes Seligkeit ist es in sich zu ruhen, und zu schaffen, wenn es an der Zeit ist; wir sind verhindert, wollen wir schaffen, und schaffen, wenn wir ruhen sollten.

Wir lernen Geschichte, sehen Menschen und Völker, aber wir verstehen ihr Leben nicht; nicht einmal meinen Nachbar verstehe ich. Selbst müssen wir leben, und zu Hause; nur da verstehen wir es. Auch andere Sprachen klingen

und fremd in das Ohr; die Menschen fehlen und
dazu. Singe und spreche ein jeder die seinige.

Den 22ten Julius.

Ruhe im Besitz scheint nur einem Gotte ver-
gönnt; ihm nur scheint es gegeben, sein Ziel fest
im Auge, alles dahin zu lenken, mit unendlicher
Langmuth einem zerreißenen Faden einen andern
folgen zu lassen, und durch keine überschrittene
Stufe seinen Blick getrübt zu sehen. Er freilich
kennt sein Ziel, er weiß wo alles hinaus will,
und uns bildet es sich erst im Ringen danach.
Es ist kein Endziel, das wir verfolgen: eins ist
erreicht, da erscheint ein höheres weiter und wei-
ter. Daher halten wir uns nicht in unsern Gren-
zen, oder begnügen uns auch mit dem niederen.
Wär es mir schon gelungen, die Säule meiner
Kennbahn, die Länge meines Strabiums zu be-
stimmen, glaube mir, Wilhelmine, ich würde nicht
rücken; so indeß, in diesem dunklen Emporgreifen,
findet mich jeder Morgen anders, und alle weit
aussehenden Pläne sang' ich an dem Bedürfnisse
des Augenblicks zu opfern. Ich bin an Elise ge-
kettet, vielleicht zu meinem Glück, bin gewun-

gen für jemand mehr als für mich zu sorgen, und das macht mich, wenn Du willst, zu einem gewöhnlichen Menschen, nur darum besorgt, seinen eigenen Herd zu gründen. Nicht, das mich Glisse niederbrückte: — sie ist meine einzige Freude; an ihrem Herzen quillt mir der Genesungsquell von aller Last des Tages, sie ist die einzige Blume eines Gartens, der anfängt zu welken. Abendsgewollt ruhe' ich in meiner Nacht unter tausend Sternen; alle blinken mir, jeder versprach mir einen Tag; ich zweifelte, schwankte, und fiel nieder vor der Sonne, die alle meine Sterne vertreibt. Sie schweben in der tiefen Bläue, die Sphärenmusik entzückt noch zuweilen mein Ohr; ihr Licht ist erloschen; ich muß ausziehen mein Feld zu bauen. Mich schauerte fast vor dem Gedanken, ein Philister zu werden, und ich bin es, gehe gern in die Rosenketten, werde feige um mein Hab' und Gut besorgt, arbeite für den Gewerth, und suche zu genießen, wo sich etwas bietet. In meiner Bequemlichkeit lächle ich dann über einen Künstler, der Tag und Nacht in Arbeit ist, in beständiger Aufregung, um nur seine Schöpfungen hervortreten zu lassen vor uns, die wir ruhig da sitzen, und die Ohren klapeln lassen,

und zu Hause gleichgültig zu Nacht essen; ein Ungelegener kann uns zur Last fallen, aber den göttlichen Schlaf lassen wir uns nicht rauben. Solche Veränderung kann ein Moment bewirken. Ohn, heißt es, du hattest nichts in dir; es hätte sich Bahn gebrochen. Thörichte Medien! Geht nichts zu Grunde? Zehrt die Welt den Geist des Menschen so bis auf die Fesen auf, daß kein Erbspöken zurückbleibe, auch nicht einmal das, woran er stirbt? Etwas Wahrhaftes hätte sich nicht lähmen lassen! Sie wissen nicht, was sie wollen, und lägen nicht Geschäftsbriefe vor mir, ich möchte mich aufmachen ihnen mein Herz zu zeigen, das sich gewaltig zu regen anfängt. Es will etwas, und ausgeführt wird, was es will; selbst sieht es sich leider gehemmt. Das stüchtige Ross ist durch seine Bitten zum Kameel umgestaltet, zu einem Schiffe der Wüsten des bürgerlichen Lebens. Jeder neue Colonist baut sein Ackerchen, und geht er wieder, zerfällt die Hütte in Trümmern, und das Unkraut wuchert auf dem Felde. Ich bin ruhig geworden, Wilhelmine, ein Kasthier; der ewige Garten der Kunst mit seinen Tempeln, Bildern und Tönen suchte mir sonst noch in allen Gliedern, und ich wollte doch sehen,

wie es sich unter Unsterblichen wandeln läßt. Man spricht wohl auch von Staatskunst, aber ich hab' kein Auge dafür; von dieser Seite weiß ich kein neues Leben zu erschaffen; blind steh' ich da vor, wie vor einem künstlichen Räderwerke, und einen Mann, wie Ganning, verehr' ich mehr, als daß ich ihm nachahmen könnte: er gab, was andere sich nehmen lassen. Kriegskunst, das ginge schon eher; da hab' ich Menschen unmittelbar in der Hand, und ein lebendiges Wort an sie sänb' ich schon in meiner Brust. Doch, liebe Schwester, das alles liegt hinter mir. Ich habe mich um eine Anstellung beworben, die mir bei einer Last von Geschäften mein Auskommen sichert; Elise wird meine Hausfrau, und sehen wir uns einmal, Du Herzensmädchen, und Du suchst unter alten Papieren, da lächeln wir über unsere hochstrebende Jugend, die es nicht weiter gebracht hat, als irgend ein anderer. Klage kann sich darunter nicht mischen; ich habe ja Elise erworben, und sollt' es mir nicht genügen, für einen Menschen gelebt zu haben? Ich muß jetzt ihrer Ungewißheit ein Ende machen, und wir sorgen dann, wie Du, für eine Ausstattung. Wie freu' ich mich auf alle die Häubchen und Rüdchen mit und

ohne Strich. Du hast Unrecht, wenn Du schreibst, die Poesie des Brautstandes ende mit dieser Sorge; mir scheint, sie beginne erst damit.

* * *

Machte nur einer den Anfang, fortführen will ich schon!

An Stoff fehlt es nicht, er muß nur gesammelt und gebildet werden.

Soll ich mich quälen, um einem Publicum zur Last, um Freunden mit meinen Absichten beschwerlich zu fallen, und sie alle Mühe aufzuwenden zu lassen, mich meinem nutzlosen Treiben zu entreißen? In meinem stillen Kreise werd' ich erheitern, und angenehm sein, und keiner hört mich ungern anklöpfen.

Ich habe lange geschwankt, in das Leben einzutreten, in dem Gedanken, es müsse mir noch irgend etwas aufgehen, das mich dazu befähigte, irgend eine Kraft von oben müsse mir kommen; so wie ich war, wie ich bin, hielt ich mich auf keine Weise fähig dazu. Nun ich hinein getrieben bin, nun ich krampfhaft pldglichs darnach ge-

sozt habe, bin ich über mich selbst erkaunt, daß ich meinem Amte vorzustehen vermag, und noch mehr, daß ich es mit Auszeichnung thue. Ich öffne die Augen, sehe um mich, und finde mich besser gerüstet als viele, finde mich einsichtiger, und verstehe nun noch weniger, wie die Menschen nur so in den Tag hineinlaufen. Erreicht ein Mensch nichts Höheres? bin ich noch vor andern begabt? und ist das alles, was ich erreichen werde? werd' ich nicht einmal hindurchblicken in die ewige Klarheit? Früher verträstete ich mich, wenn ich eine Stufe überschritten, auf eine höhere; immer schien ich mir nicht das zu sein, was mir andre auf derselben geschehen hatten; ich hatte ja nichts und wußte nichts, und erschrak, als mir jemand erzählte, die Schüler der untern Klassen hätten einander aufmerksam gemacht, wenn ich vorübergegangen, von den Lehrern würd' ich noch jetzt als Muster aufgestellt; und nun ich das Höchste gesehen, was Menschen hervorgebracht, hab' ich noch nichts, und bin immer noch nichts, und harre noch immer des Lichts, das mir soll geboten werden. Ich weiß nicht, ist das Menschenloos? Ich irre und irre, und wenn ich die Erde umtreibe, find' ich den Ort nicht, wo mir Aufschluß ertheilt

wird. Ich will in den Tempel des Apollon treten, da leß ich: *γῆθησθαι αὐτὸν* und, im Boden fest gewurzelt, sind' ich keine Antwort.

Sauve qui peut! ist unser Lösungswort.

Hänge nun gar jemand an, von inneren Kämpfen zu erzählen! — Kämpfe sie durch, mache dich klar und thue etwas; wir haben das alles durchgemacht. Schütte dies Jugendtreiben ab, und willst du, tröste dich mit dem, was Cicero nach Aristoteles sagt: *Omnes ingeniosos esse melancholicos*.

Einen gutmüthigen Freund, der mich immer fragte: ob ich denn nicht bald zu Stande käme, habe ich nun auch zufrieden gestellt. Theilnahme kann lässig werden. Jetzt weiß er, woran er sich zu halten hat.

Hinter dem Vorhange eines Amtes kann ich die ganze Welt spielen lassen; keiner belümmert sich darum. Einen Menschen mögen die Leute nicht sehen, und drängen ihn so lange, bis er seinen herunter gelassen! „Er ist Fußfänger.“ Gut.

Was lebt er aber? „Was geht das uns an?
Er lebt.“

Ein Handwerk hat einen goldenen Boden;
wählt' ich nur eins, ich wollte wahrlich die Wie-
nen des Präsidenten nicht verzeihen. Mich um
ihn zu bewerben, steht er mit nicht hoch genug.
Ich thue meine Pflicht und gehe keine Schleich-
wege; aber das genügt den Herren nicht: man
soll ihnen unterthänigst aufwarten; dann wird
man befördert. Gott, welch eine Kirgisfende-
schränklheit steckt in solch einem Collegium! zu
allen slavischen Tugenden seh' ich die Originale
vor mir. Gute Leute, aber dumm! und spricht
man ein Wort zu ihnen, sehen sie einen so ver-
wundert an, daß man lachen, oder die Hand ge-
gen sie erheben könnte. Hätt' ich nur irgend ei-
nen Stützpunkt! Und doch, wollte ich nicht einen
Ausbruch vermeiden, ich ginge noch heute fort!

Die Römer haben keine Benennung für
Mannesalter; unsere Kinder überspringen die
Jugend, welche die ungercimte Jugend bald
ganz verlassen wird. Sie vermählt sich andern,

und Schwefel Virtus geht wieder zu den Männern.

Guter Rath ist nicht theuer. B. rieth einem jungen Künstler, sein Talent müsse eine entschiedene Richtung gewinnen. Sein Zudaskopf hätte sie bald entschieden.

Die Wirthin bat um Erlaubniß für einen jungen Mann, der eine Tragödie vorzulesen wünsche. Alles erschrak, einige entfernten sich, und er las bis spät in die Nacht vor Beifallnickenden! Um ein Uhr sagte er: nur noch eifrig Weiter. Wir erwachten; eine Dame nahm sich heraus aus dem wirksamen Schluß zu loben, und wir hörten ihn nicht in dem allgemeinen Aufstande. Wäre er doch Holzhacker geworden!

Diese Schneidernaturen messen ihren Puppen einen Wortrock an, manövriren sie auf die Bühne, und meinen, sie haben eine Tragödie geschrieben.

Ich will etwas; aber von diesen Leuten, meinen Kollegen, haben viele nie einen Gedanken ge-

habt, und ich erkaune, was in den Menschen in Masse für unfreies Wesen steckt! Ginge es mir nicht über alles, Kenntniß von den Menschen zu gewinnen, ich stieße sie alle von mir; aber so sitz' ich und lese auf dem Gesichte jedes Eintretenden die Familiengeschichte und setze ihr ganzes Leben in den Köpfen vor mir herumtanzend. Wäre nur die Heiterlichkeit meiner Einführung überstanden! Dieses leere zur Schau stellen ist mir in der Seele zuwider. Ich war bisher nicht ordentliches Mitglied, und wollte mich nicht hinaus lassen, aber nun werd' ich es nicht länger hinausdrücken können.

Auf den besten Fall unterlieg' ich, Gott, rette nur sie!

Zu fragen: „was will der Mann?“ eine Frau — „das Mädchen?“ einen Mann, den sie liebt, weil er sie zur Frau macht, ihr ihre Stimmung giebt, und hinzuzufügen: dies sei die Hauptsache, wogegen alle Particularitäten verschwinden müssen — das sind entzerrnde Gedans

ken; der Einzelne empört sich gegen solch eine Richtung.

Gott sei Dank, das wäre vorüber! und jetzt des Wortes fast eine Dummheit! daß alle die Freiheit vor mir zusammenfiel. Ich sprach und erhielt nur einen gnädigen Gruß, und lachte recht innerlich über die Erbärmlichkeit, mich bei Tische absichtlich frei ergehend und in meiner vollen Glorie zeigend, da ich sonst gewohnt bin, fast gar nicht zu sprechen. Doch nun ich dies überstanden, will ich trogen, will unverholen meine Meinung aussprechen, und erwarten, daß man mich hinwegweise, um den Herrn sagen zu können: Sie seien nur meinen Wünschen zuvorgekommen. Gegen den guten D., der so gern den Protector spielt, habe ich mir Lust gemacht, und er versprach, er wolle über meine Zurücksetzung gegen den unwürdigen F. mit dem Präsidenten sprechen; mag er es thun, ich war nie so ergeben in mein Schicksal! Ich weiß, daß mich die Obern nicht leiden können, und vermute, der Schlag gegen mich werde einmal noch anders weher geführt; warum aber sind es gemeine Naturen? Lassen Sie uns einander alles in Liebe sagen, heißt es bei

glücklich, und meine Nagelspitze beißt mehr der Liebe als die ganze Eippchaft. Ha, wie sie sich der niedrigen Anspielungen freuten, die Mannschaften, die wir einen Sohn erzeugten! Es ist wahr, der Präsident ist fleißig, arbeitet Tag und Nacht; aber das kann mir nichts helfen, und er schreibt und spricht in den längsten Reden, es müsse beim Alten bleiben. Ich sehne mich nach Ruhe; die Geschäfte gewähren mir nur eine kramphafte Erholung. Den ganzen Kram muß ich von mir stoßen! Hier bin ich durchaus nicht an meinem Plage, bin kein Geschäftsmann, das räum' ich gern ein, und das Höchste was man mir zeigen kann, als Frucht jahrelanger Anstrengungen, ist, wenn ich es noch erreichte, kein Lohn für ein Leben, ist eben so wenig das Meinige: ich mag es nicht!

Ich lächle über glückliche Beschränktheit, aber wie ein Verzweifelter, der sich ihr umsonst zu entreißen strebt.

Mein Leben wird so einseitig und reizlos, daß mir zu Muth ist, wie einer Brandstiftung.

Aus ihren Gräbern schreien die Grimmerung-
'gen, ich habe sie lebendig begraben: sie durch-
brechen die Pfote, Vernichtung drohend räumen
sie auf mich ein.

Zur Hochzeit ward ich geladen; ich ging auf
meinen Acker: nun schickt der König seine Knech-
te, mich zu verderben und den Acker zu ver-
wüsten.

Wer bist denn du, daß du dich zu den Geis-
tern jener Helden aufschwingen willst? Dein
Hochmuth verderbt dich.

Die innere Stimme kann nicht lügen, aber
alles ist Lug und Trug.

Ich dränge die Wasser in das tohrende In-
nere, bis sie einmal den Damm durchbrechen.

Schmerzdurchwehtes enges Menschenleben!

Liebe tödtet meine Sehnsucht!
Meine Sehnsucht war mein Leben,
Meine Sehnsucht ist mein Tod;
Tod erfüllt Lebenssehnsucht.

Ein Mensch ohne Gegenwart, ohne Zukunft,
wohin soll er sich retten? Die Vergangenheit
ist ein Schauergericht, und es eckelt, sie immer wie-
der auszufangen.

Und ich ärgere mich über meinen Strohkehl,
der, wenn ich hoch entzündt, wenn ich am tiefsten
ergriffen bin, ganz gedankenlos ist. Kommt mir
ja ein Gedanke, ist er unpassend oder gehört
nicht mir.

Es ist schwerer, sich aus Erniedrigung zu er-
heben, als erhöht zurück zu treten.

Alle meine Arbeiten sah ich in Flammen
aufgehen mit einer Freude, als habe ich mein
Haus, aus dem man mich vertrieben, in Brand
gesetzt.

Es waren andere Zeiten, wo man lebte, und irrte.

Ich sehe so verhöret aus, sagte sie, sie könne mich nicht ansehen.

Schadet es der Entwicklung, wenn uns alles entgegen kommt, so schadet es noch mehr, wenn uns alles niederbrückt. In jenem Falle ist es doch möglich, Festigkeit zu gewinnen, aber wo Aufschwung fehlt, ist gar nichts zu hoffen.

Den 27ten Junius.

Denke Dir, Blüthenmännchen, wie der arme Mann geschehen ist! Ich wandte mit Carl nach Nordach, da find' ich sie mit verweinten Augen in ihrer Kammer. Die Alten hatten mich schon vorbereitet, und mich gebeten, nach der Ursache ihres Schmerzes zu fragen; sie habe seit vielen Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Lange konnt' ich sie nicht bewegen mir zu erzählen; ihre Hand lag in der meinigen, und sie ließ nur eine kleine Seufzer vernehmen, bis sie endlich begann: „Wenn Sie einst hören, daß ich todt bin, sagen

Sie, sie ist zur Ruhe gekommen. Hier sind ich sie nicht; Tod ist mein einziger Gedanke." Sie wies einen Pächter zurück um einen Knecht, der sie nun verlassen hat. „Ich sehe, es wäre mein Unglück gewesen," fuhr sie fort, „und doch wünscht ich, es wäre geschehen. Ich war so verzweifelt, daß ich mich verwünschte: da rieth mir Mutter, zum Abendmahle zu gehen. Ich sagte ihr: ich würde keine Andacht haben, aber sie brachte mich dazu. Ach! da lernte ich Gott erkennen. Doch was hilft es mir; ich kann die Gedanken nicht aus der Brust reißen. Hätt' ich ihn nimmermehr gesehen! Nun sitz' ich so gern allein — o, ich bin ein unglückliches Mädchen!" und dabei preßte sie sich die Hände vor die tropfenden Augen. Ich ermunthigte sie, aber sie sagte weiter: „Für mich ist nun alles dahin. Mit Gleichmuth werd' ich mein Schicksal ertragen; nie wird das eine Bild aus Kopf und Herzen zu vertilgen sein. Was reden Sie mir zu? es ist mein Schmerz, ich will ihn tragen!" Sie ging hinaus, verrichtete ihre Arbeit, ohne einen Laut vernehmen zu lassen, und schmerzlich sah' ich die Fülle des Lebens in diesen Brüsten mehr und mehr zusammensinken. Die Alten sind ganz trostlos, und er klagt sich an,

daß er nicht härter gewesen gegen den Knecht, der öfter in das Haus gekommen sei, und mit Manny gescherzt habe, ohne daß man etwas hätte ahnen können; doch ließ er die Tochter nichts empfinden wie die Pflegemutter, die ihren Born nicht unterdrücken konnte. Mit Mühe stellte ich den Frieden wieder her; aber Erbitterung färbt ja das geringste Wort, und die guten Leute gehen jetzt stumm an einander vorüber.

Für Carl hat Manny jetzt noch größeres Interesse gewonnen, und er ist, wie sonst nie, allein nach Morbach gegangen. Er gestand mir dies fast im Kerger und meinte: er habe sich umsonst bemüht, vor mir ein Geheimniß zu haben, und wolle es auch nur ganz aufgeben. Daß es ihm schlecht vergolten würde — nun, er müsse sich mit dem allgemeinen Loos trösten. So reihen wir uns jetzt an einander. Ich fühle, wohin er will, und kann ihm bei meiner Unklarheit nicht Webe stehen; aber ich hoffe, ihn zu besänftigen, bis er dann in mein volles Herz blicken wird.

Ist das ein Leben zu nennen, was ich führe! abgeschnitten von allem Umgange, ohne irgend eine geistige Berührung? Ich dachte es durchzu-

sehen — irgendwo muß man doch zu Grunde gehen — und sehe mich nun dennoch genöthigt fortzugehen, was Carl's Besonnenheit vor wenigen Tagen verhietherte. Es gilt mir gleich, — aber der Augenblick wird kommen, und ich werde meiner nicht Herr sein; dann bricht es furchtbar!

Ich habe kein Interesse. Hab' ich mehrere Tage fleißig gearbeitet und frage: wozu? dann sinkt mir plötzlich der Muth, und ich laufe zerflört in der Stube auf und ab. Meine erste Karriere hätte nicht gebrochen werden müssen! Nun seht mir positive Kenntnisse, und das Besuchende hab' ich in mir. Gott muß ein Wunder thun; wie soll das enden?

In die Welt will ich laufen, broh' ich mir alle Tage; mir fehlt die Kraft, und ich schäme mich vor mir selbst meiner unausgeführten Vorsätze. Andere seh' ich schon lange nicht mehr; bald werd' ich mich vor mir selbst verbergen.

Ein Mensch, ein Mensch! mit dem man leben könnte, der mich mit hinauf löge!

Ich stehe an einem merkwürdigen Abendabschnitte: es drängt sich alles zusammen wie Heeresmassen; aber Gott ist gut, schickt nichts, ehe man es tragen kann.

In meiner schwankenden Lage muß ich in sehr guter Stimmung sein, um zu Leuten zu gehen, muß mich mit tüchtiger Ironie waffnen, um mich auch frei hinzustellen, sonst übermannt mich alles, und ich kann mich nicht regen.

Gegen Götze konnt' ich mich einmal rächen, ich würde mich nie langweilen, und jetzt arbeite, laß ich nur, um der langen Weile zu entinnen.

W. beugt sich nur denen, die sich seinem glänzenden Verstande nicht unterwerfen. Ich muß die Zeit vor ihm streichen, denn bei mir geht alles vom Herzen aus; doch durchgeführte, kommt auch das zum Ziele: freilich überall gestossen und geschlagen. Darum schauert mir vor jenem, der alles außer sich in Trümmern legt, wie es in ihm ist.

Es muß sich ändern; das ertrag' ich nicht länger! Auf Discretion würd' ich mich ergeben.

Man kann von einem Dorn verlangen, daß er ein Auge für den Menschen hat. Für alle conventionellen Verhältnisse bin ich todt; wo aber der Mensch zum Menschen steht, geist' ich und finde Anerkennung. In welchem Zustande sind mir die Sachen überliefert, und in welchen Zug habe ich sie gebracht; wie hab' ich die Leute jetzt an der Hand, welchen Sinn habe ich in ihnen geweckt! Darauf aber steht niemand; schwarz auf weiß soll alles zu Tage liegen vor diesen Buchstabenknechten, daß sie damit prangen können vor den Räthen des Königs. Das ist dieser verderbliche Geist, der alles auf Parade und Ausstellung berechnet, und dem es nicht einfällt zu sehen, was für ein Kern in den Leuten steckt.

Unterlassen ohne Trieb kann keinem angerechnet werden; positiv muß es sein; negative Treue, Zurückhaltung, wenn man vor den Schranken zittert, acht' ich gar nicht. Treue muß die Frucht sein der Liebe. Untreue mag Verbrechen sein, aber Zusammenleben ohne Neigung ist ein eben

so großes: das ist Ehebruch! denn nimmst du das Weib nicht dem, für den sie bestimmt ist? und wenn Ehen im Himmel geschlossen werden, brichst du sie nicht dadurch? Bleibt einander lebenswütig und immer neu ohne einzuschlafen, so sucht keiner einen andern. Mag es Sünde sein, alles was dahin führt, „ist so lieb und so gut.“ Die meisten thun den Falsch, wenn er an sie kommt, und empfinden nachher den bitteren Jammer; der wäre mir fremd: daß jene es thun, muß doch etwas Positives zum Grunde haben. Ich kenne die andere Seite sehr wohl, und weiß, daß Schranken bestehen und beachtet werden müssen, aber ausgezeichnete Naturen bilden sich die übrigen selbst. Gegen die Tugend erkläre ich mich nur, die sich scheut die Gränzen zu überschreiten, weil Garten treu sein sollen. Was du nicht bist, sollst du auch nicht sein. Gefüht die ein anderer, tritt ihm näher, und ist er nichts werth, wiest du erfahrener zurück, wenn wir für einander geschaffen sind. Andere kennen und Einen lieben, von allen zu ihm zurückkommen als zu dem Einzigen: das ist ein wahres Verhältniß, und Eifersucht verfehlt ihr Ziel. Wir schwanken hier, bis wir erfahren werden; einst

werden wir alles ohne Schwanken thun; noch ist kein Gedanke daran.

Der ganze Eindruck, den meine Einsegnung auf mich gemacht, ist mir verischet, und ich wünschte schon lange, ihn durch den Anblick anderer in mir wieder zu erwecken. So führte mich der Zufall heut' in die Kirche, und ich sah die Confirmanden um den Altar versammelt. Welch ein Anblick! und der Prediger befragte die Kinder über die Mysterien der Religion, daß ich mir die Stirn rieb und an meinen Sinnen zweifelte. Hab' ich auch einmal so eingelernte Worte nachgesprochen? Mich faßte eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Knaben saßen starr, einige Mädchen weinten, und ich hing an einem Engelsbilde, das in Thränen zerfloß. Mir wurde so wohl und so weh; ich hörte die Stimme des Predigers nur noch wie in weiter Ferne. Die Augen gingen mir über, und ich begann bitterlich zu weinen, bis der himmlische Segen lindernd in meine Seele troff.

Je mehr ich hineinsah, desto mehr sah' ich, wie weit wir noch vom wahren Christenthume

entfernt sind; aber es wird kommen! An die Facta hält man sich, ohne ihre höhere Bedeutung zu suchen, ihr Zusammenwirken auf das Ganze.

Die katholische Kirche verstatet die Bibel nicht jedem; sie will herrschen. Sehet wie Gott herrscht! er giebt seine Natur einem jeden, und keiner hat die Verantwortung hierin für den andern zu sorgen; da sind wir alle gleich. Soll ich sagen, wir bedürfen eines neuen Luther?

Ein Mensch ist nicht zu beugen; immer er steht er wieder.

Wer einen Entschluß fassen könnte! ich muß mich treiben lassen in meiner Verstimung. Unglücklich bin ich, weil ich nun nichts will. Ich bin einer Entwicklung nahe, und Carl steckt mich noch an mit seiner Zweifelsucht.

Ein merkwürdiges Sprüchwort: „Fürchte Gott und scheue niemand!“ worin soll ich Gott fürchten als im andern? — Auch an unserm Prediger hab' ich das Interesse verloren; bald wird es aus

sein mit mir. War' er auch Seelsorger, wie er Prediger ist, gegen dieses Leben erhält sich nichts.

Er könnte es erhalten; aber er ist kein freier Mensch. Er versucht auf mannichfache Art sich zu erheben; aber er verbeißt sich in der Fessel, statt sie zu brechen. Darum erscheint er überall gezwungen, und demonstriert wie aus einem Gefängnisse. Man sieht, wie alles auf seinem Geiste lastet und vernimmt mit Unbehagen seine gesprochenen Worte, wenn man an einen Menschen denkt, der in Jugendtage emporfuhr, und der sich nun mehr und mehr drückt, da es ihm nicht gelang hinauszutreten, einen Menschen, der so viele Jahre rehet, den man mit aller Anstrengung nach dem herführenden Banner fassen sieht, ohne daß er Begeisterung erregen könnte. Die entmuthigenden Jahre kommen über ihn, und ohne Befriedigung geht er hinab, bis ihn der einst emporrichtende, der in seinem Namen den Paraisch bricht, und der aus seinem gelungenen Werke wird zurückhauen lassen auf alle, die dem Streben nach einem gleichen Ziele unterliegen. Ja, der hat sich auch geirrt in den Menschen!

Armes Mädchen, das sich nicht verheirathet!
soll sie unter fremde Leute gehen? Und sie wä-
ren noch eher zu ertragen; Eltern, Verwandte
sind ein beständiger Vorwurf. Kannst vergeht.

Carl mag sich gern mit ihr schrauben, und
ängstigt sie oft so, daß sie ihn vermeidet, und
neulich, da ich allein kam, mir nach langem Zö-
gern um den Hals fiel und gestand, so wahr es.
Ihm kann ich es nicht sagen; er glaubt sich gern
gesehen, und so verwickeln wir uns immer mehr,
daß er mir im bitteren Scherz heute Kannst
Hinneigung zu mir vorhält, und überhaupt alles
aufsucht, unser Verhältnis auf eine Spitze zu
treiben. Hätt' ich nicht einigermaßen Unrecht
gegen ihn, ich bewältigte einmal mein Herz, und
ließ' es dazu kommen.

Unglückliche Stimmung! doch das Leben bies-
tet in allen Gestalten so viel, daß man es un-
gern verläßt; der Weg ist ja immer offen! Man
hat Napoleon vorgeworfen, daß er nicht seinem
Leben ein Ende gemacht; ich sehe keinen Grund
dafür. Und doch — um jeden Preis mücht' ich
mich verlaufen; dieses Leben hat mich schon er-
bittet. Es muß sich ändern, und sollt' ich an

diesen Aufführung meine letzte Kraft setzen! Wenn ich so mittheilend zu Carl komme, ist er mir ein wahrer Freund.

Ich klammere mich fest an einem Abhänge, strecke die Hände zuweilen aus mit der Gefahr hinunter zu stürzen; das Leben bietet mir nichts mehr von selbst. Ich sehe das Ende voraus.

Alles Irdische ist nichts, und wenn ich die Welt verlasse, es wäre mir nichts. Christus ist unser einziger Port, und alles, alles will ich daran geben, ihn zu gewinnen; er allein kann mich erlösen, in ihm allein lebe ich, und durch ihn allein wird es mir gelingen, das Fleisch zu unterwerfen.

Von jedem Menschen kann man sagen, er klinge mit dem Tone eines Instrumentes. Bieleicht klinge ich mit dem unerfundenen; unter den vorhandenen giebt keine den Ton meines Vergens an.

Schiffbrüchig heffe ich mich, und wär' es auch nur mich, zu retten, in mir heffe ich einen Ort

zu finden, wo ich allein Herr wäre, und nun ist alles zertrümmert. Wo find' ich mich jetzt?

Nun ich geh', wollen sie mich halten, und ich freue mich, daß ich ihnen den Stuhl vor die Thüre gesetzt. Keiner rührt sich, wenn es nicht auf das Aeußerste kommt, und dann wundern sie sich.

Den 17ten Julius.

Nein, nein! *Wilhelmine*, länger ertrag' ich es nicht, mich in dieser Abgeschiedenheit hinschwinden zu sehen! ich mußte mich aufraffen und begünne einen Kampf auf Leben und Tod, gegen ein Leben, das keins ist, um ein Leben, an dem ich sterben werde. Herrlich hatt' ich mir alles aufgeschmückt; Zimmer und Gäle glänzten, in jeder Stunde hing wie ein prächtiger Vogel in seinem Ringe eine Freude, ein Genuß, wie sie Natur und Kunst nur immer bieten können; und das alles wurde hohle Form, das alles begann mir Ekel zu erregen, ohne den Kern, ohne den belebenden, durchbringenden Geist, der aus jeder Verzierung hervorpringen muß, um das Ganze

lebenbig zu erhalten. Wie in Brahmgewölben wanderte ich in den prunkenden Gemächern, alle Schönheit verlor ihren Reiz; wie jenes bezauberte Mädchen sehnte ich mich aus dem Tempelpalaste nach einem klopfenden Menschenherzen in meiner Brust, und mit dem aufhörenden Streden begann selbst Elises Liebe mir stoßig zu erscheinen. Perus Gold, Indiens Schätze, können dich die nicht ersetzen; aller Genuß ist nichts ohne eigene That. Ein Bürger in der Stille zu leben, in fremden Tönen mich zu verausachen an der Seite solcher Gattin, wie Elise mir zu werden verspricht — das träumt' ich mir ein Ebitterleben, und nun drängt sich alles auf das ungedaute Heiß der eigenen Brust zusammen; das ist die Feste, in der du die Welt erobern mußt. Unter solchen Oberen konnt' ich nicht länger bleiben; diese Formen, dies erldbende Einerlei, dieser nichtsagende Hochmuth hätten mich erstickt wie die Dornen, und ich sehnte mich nach Bergesfreiheit. So geschah es, daß ich nach vergeblichen Versuchen, einen bessern Geist in dem Ganzen zu wecken, lieber den einträglichen Plag, lieber eine sichere Zukunft aufgab, als mich. Kenne das nicht unbesonnen, schilt mich nicht, daß ich Elise wieder
allen

allen Schwankungen preis gebe; ich trage eine noch gewissere Zukunft in mir, und sie strebt mächtig sich zu gestalten. Dazu kommen die Versuche anderer aufstrebenden Geister, einer besseren Zeit den Weg zu bahnen. Sie fanden mich in meiner Trägheit, sie lenkten mein Auge wieder auf alles Gute in mir, zeigten mir die Felder, die anzubauen, verfallene Mauern, die neu zu beleben seien, und ich wagte es, mich aus mir zurück zu ziehen. Heiterkeit und Frische sind seitdem wiederkehrt, die Lebhaftigkeit des Geistes ist wieder erwacht, meine Sätze, meine Tugenden sind neu belebt, und wie ein Gefangener, dem man die Freiheit geschenkt, trat ich zu der Geliebten, der ich meinen schrecklichen Kampf verborgen hatte. Sie hatte mich ermatten, unregsam werden sehen, ich hatte sie beschwichtigt — nun stand ich wie ein Verkündeter vor ihr, und sah sie auch unseren nächsten Entschluß hinausgerückt, konnte ich ihr doch ein besseres Loos versprechen, in einem fruchtbringenden Manne, als in einem hypochondrischen Arbeiter. Auch Elise hat neue Regsamkeit gewonnen; mein Leben hat sich dem ganzen Hause mitgetheilt, und wo ich sonst mürrisch ganze Abende verträumte, herrscht jetzt eine nie gesehene

Munterkeit. Ich bin entschlossen: Natur und Menschenleben, dahin zieht mich Neigung, Du, süß! Herz — alles, alles; darin bin ich mein eigen. Von der Erde zu schreiben, ohne die großen, verwandten Geister aller Jahrhunderte hergrüß zu haben, ist mir gar kein Gedanke; ich muß sie sehen, ich ahne sie! Wie sich das alles gehalten werde, weiß ich noch nicht; aber es wird sich gehalten, besser bin ich gewiß, wie meiner selbst. Ein Deutscher will ich den Deutschen sein; ihr Leben drängt es mich, wie es auch sei, ihnen vor Augen zu stellen. Ob ich dabei an Kunst denke, frage mich nicht; ich bin jetzt so im Gebränge, daß ich kaum ein Auge schließen kann, und freue mich darüber. Einige Versuche in Bild und Wort haben Beifall gefunden, und meine guten Ältern werden noch mit mir zufrieden sein, wenn auch dieser neue Anschluß von ihnen mit Zweifel angesehen wird. Dir kann ich es gestehen, Schwester, ich habe keinen Fehlgriß gethan: so viel, so Herrliches regt sich im Busen, so viele Gedanken schießen wie Sonnenpfeile durch den Kopf, daß ich ihnen gehorchen muß; sie werden Stetigkeit erzwingen, und bald, bald wird es mit vergnügt sein, mich Dir und meinem Augapfel zu

zeigen, wie ich es wünsche. Schwer ist, was ich unternehme; aber der Himmel wird dem, wem er hohe Gedanken in die Brust legte, auch die Kraft verleihen sie auszuführen. Schon hat sich mein ganzes Leben umgestaltet; unbekümmert um die lastende Mühsal der Tage kennt der Adler seinen Sitz am Throne des Jupiter. Welche Blume die Knospe trägt, muß ich erwarten, ohne sie vorzeitig zu zerstreuen; sie wird sich öffnen, wenn es an der Zeit ist. Ich fühle sie täglich schwellen, und pflege ihrer mit mütterlicher Sorgfalt.

Der Schlange danken wir unsere ganze Entwicklung.

Nun kann ich nicht zurück! — Ich weiß, was die Leute von mir sagen, ich habe eine gute Schule. Ob ein entscheidendes Werk da steht, müssen sie sich freilich an das Aeußere halten, und in Bezug auf Nachahmung und Entlehnung kann man immer Plutarchische Parallelen ziehen. Ein großer Nachahmer und Nachsetzer muß doch auch reich ausgestattet sein, und ist dadurch eigenthümlich, des Landes und der Zeit Beschriebener.

zeit ungerechnet. Ein bloßer Uebersetzer gehört nicht hierher, und auch der will gehören sein.

Der Künstler erhebt seine Zeit zu sich, schafft und bildet sie, und die Kunstwerke an der Tagesordnung gestalten das Publicum ganz anders. Vor nicht langer Zeit ward es durch Emilia Galotti bewegt, immer gegeben, immer angeführt, jetzt fast vergessen; andere Künstler schufen eine andere Zeit, und gleich es einem erhabenen Gedanken? Die höchsten Geister sind die, aus denen jede Zeit sich neu gestaltet, die Werke für die Ewigkeit schufen. Was bedarf es der Namen? Leuchtet nicht Odthe voran?

Die Zeit pflanzt auf ihrem gewaltsamen Fehredzuge die Leiden der Widerstrebenden als blutige Warnungszeichen am Wege auf; wer sich aber von ihr tragen läßt, die schäumenden Rasse nicht thöricht hemmen will, sondern nur lenkt, den führt sie im Triumph durch die Wüster, die ihren Helden erkennen, zu einem unbekannten Ziele. Der Feind der Zeit stirbt mit ihr; die neue treibt den übrigen.

Ein Freund schreibt mir: „Unsere Zeit ist eine kritische; dahin haben wir unsere Kräfte zu lenken; dort ist ein sehr großes Feld, so vieles aufzuklären, zu untersuchen, festzustellen. Die Schöpferkraft ist erloschen, jedes Talent zu dauern, das in diese Zeit trifft; es kann nur Fehlgelburten machen; es bricht sich an der Zeit. Dichten Sie sich aus, aber klagen Sie nicht; um etwas zu wirken, hätten Sie zwanzig Jahre vorher kommen müssen; jetzt kommt niemand auf. Früher dachte ich wie Sie, als ich noch glaubte, etwas leisten zu können. Wenn Ihnen die Zeit nicht gefällt, gehen Sie fort; aber man lebt doch recht gern, besonders wenn man einmal an einem Faden gehangen hat. Außerlich muß man gedrängt und gestossen werden, dann macht man sich nicht selbst Sorgen mit sich. Werden Sie ein Dichter, treten Sie in ens Fußstapfen; nur er macht Glück. Ich bin schon so alt geworden und weiß nicht, was das Schicksal mit mir will; nach dem Tode werden Sie es wohl erfahren.“

Wenn es ihm nicht gelang, sollte ein anderer nicht den Punkt finden, auf den es ankommt, und im Augenblicke sagen: dort ist der Schlüssel? Man

muß an die Zeit glauben; sie wird sich erfüllen!
Stehen unsere Freiheitskriege nicht den grie-
chischen würdig an der Seite? und welche Zeit
sah Hellas nach ihnen?

Den 19ten Julius.

Wir lauschen auf die Töne der caldonischen
Harfe; ganz Europa hat sie vernommen, in Ame-
rika hallen sie wieder; überall haben sie ein
Heimweh nach vergangenen Jahrhunderten er-
weckt. Die Völker sehen sich losgerissen von dem
heimathlichen Boden; ein Weltenkürzer hat sie
furchtbar durch einander geworfen; die Herzen
fühlen den unendlichen Mangel, und stimmen ein
in den gewaltigen Klagelaut; jeder sucht ein Was-
terland, und wendet sich in die dunkelen Reiche
andächtiger Ergebung, wenn er es draussen ver-
gebens gesucht. Ein weiches mattes Wesen zieht
über die Geister; sie irren da und dort, und hän-
gen sich an alle, die ihnen droben eine Stütze
zeigen. Die Kraft des Wortes zieht sich ver-
drängt, nur von Tönen getragen, findet es Ein-
gang; jeder glaubt im weiten Reiche der Musik
seine Primath zu finden. Wenn es nur klingt,

sind alle entzückt, wenn sie sich nur erschüttert und gedemüthigt sehen, sind sie zufrieden gestellt; sie fühlen ihre Nichtigkeit, es fehlt ihnen der edle Kern, sich gegen Verabsehung zu behaupten: zerknirscht, vernichtet wollen sie sein, und in dieser Zerknirschung glauben sie alles gethan zu haben, was Gott wohlgefällig sein kann. Wo ist aber der, welcher sie aus dieser Vernichtung rettet? wo ist der, welcher sie wieder aufbaut, welcher Gottes Ebenbild in ihnen hervorrufen? So verworfen sind wir nicht, so erbärmlich ist ein Leben nicht, für welches Christus starb, nicht um uns zu tödten, sondern uns lebendig zu machen! Unter Jöllnern und Eüßern saß er zu Tische, sie zu erheben, ein edles Menschenbewußtsein in ihnen zu erwecken, nicht sie in den Staub zu treten, und er konnte es. Die Pharisäer traf er mit dem härtesten Worten; das zerknirschte Rohr hat er nicht gebrochen. Wo ist Einer unter uns, der den Strebenden Zinken in und aufsaßt, der uns frei macht, daß wir die Augen zur Sonne zu erheben wagen, der uns woffnet, der Welt die Stein zu biegen, wo ist Einer, der auf die Zerknirschung die Erhebung, die Wegrüstung folgen ließe? jene allein thut es nicht, allein ist sie

eines Menschen unwürdig; diese nur vermag Hades zu erschaffen. So lange indes die Menschen dem Gedanken entwichen sind, so lange sie das Wort nicht ertragen, so lange sie nicht fühlen, daß alles durch das Wort gemacht ist, was gemacht ist, so lange hören die Worte nur Pfeile sind gegen ihre Wunden gerichtet, ist wenig Hoffnung, daß sie die Feitheit eines griechischen Tempels ertragen lernen, daß sie Klarheit an die Stelle ihrer Dämmerung setzen. Wer sollte das Licht in ihnen auch entzünden? Ihrer Unwürdigkeit sucht das Dunkel; sie sündigen ohne Freiheit, um gereinigt zu sein. Helas, Helas! du sahst schöne Menschen, (hinauf aufstehend wir deine Eulen! wir suchen den Boden, und wagen nicht frei neben einander zu stehen. Monarchische Thurmgeister nur spizen sich disharmonisch in die Lüfte, und nähren das Volk unter ihnen mit der Milch, die sie an den Brüsten des Himmels saugen. Zeige dich nur bald der, der uns wie der Galatener heimathliche Knecht erweckt; in der deutschen Vorzeit schimmert ein unendlicher Reichthum! nur fehlt es keine Schwärze, Nachklänge, sondern lebendige deutsche Bilder, von einem unkräftigen deutschen Geiste aufgefaßt. Er wird

Kommen, Wilhelmine, ich seh' ihn, o könnte ich
ihn schon an meinen verlangenden Augen drücken!
Überall seh' ich junge Weiber um mich aufsprie-
ßen; Thränen der Freude rollen über meine
Wangen; ja, Schwester, wir werden eine schöne
Zeit sehen!

* * *

Wer sich nur auch ausdrücken könnte wie
Wertheim; ihm ist es gelungen; seine Blige ha-
ben sich die Wahn gebrochen in dem Donner sei-
ner Ähre; meine schlagen in mich hinein, und ich
liege zerschmettert.

Mit Lebenden sich zu befassen, ist den Täu-
ten zu beschwerlich; sie möchten jede freie Ent-
wickelung hemmen, und wären gern aller Mühe
überheben.

Daß doch überall Rücksichten genommen wer-
den, daß nie die Sache hervortritt und selbst
spricht! Da werden die Andern geschaut, dort
wird ein Nemißen ersehnt.

Bei Glise haben Sie also auch die Reihseite
gesehen, sagte Carl.

Il m'arrive quelquefois de douter de la fidélité de mes plus anciens compagnons d'armes: mais alors la tête me tourne de chagrin, et je m'empresse de repousser de si cruels soupçons. Napoleon. Das ist mir recht aus der Seele gesprochen! und der Mann soll nicht menschlich gefühlt haben!

In deinen Papstern vernichtest du deine Vergangenheit nicht. Auch können die aufgeschriebenen Ermahnungen dir nicht helfen: dein Sinn muß sich ändern! ●

Die Natur des Weibes ist, zu empfangen. Eprödigkeit rächt sich an jeder selbst.

* Man beurtheilt eine Sache ganz anders, wenn man draußen steht, als wenn man darin ist: so die Katholiken Luther.

Es giebt kein höheres Princip als das Christliche, Gott in allem zu sehen, ihn in sich darzustellen: das ist die Frömmigkeit, und wer das durchaus thun konnte, ist Gottes Sohn. Jede Secte ist einseitig.

Wenn es nur nicht mein Unglück ist, keine vorwiegende Richtung zu haben!

Bis zum Ende der Tage wird sich alles fort-
gefallen; wie kann jemand jetzt alles aus einem
Princip heraus beurtheilen? Das hieße sich Gott
gleich stellen, und wir sind einseitige Menschen.

Mußt mich einer, bin ich da, und ersättige
mich an ihm; aber wo ist meine Bestimmung?

Noch so jung bin ich, und doch so mißtrauisch!
Dem Alter pflegt man es seiner Erfahrungen
wegen nachzugeben; aber ich fand in mir noch
nichts, um vertrauen zu können; mir fehlt der
feinsteste Faser, und der macht mich gegen den
unschuldigsten Scherz, gegen die leiseste Andeutung
empfindlich wie ein Mädchen, das unverheiratet
steht. Allen Bekannten begegne ich hart, er-
scheine verschlossen, weil ich ihnen nichts zu sagen
weiß, und mein Inneres nicht gern aufdecken
möchte aus Eitelkeit, bis ich etwas, ein Bestimm-
tes darin zeigen kann. Darum ist mir das Auf-
gehen des Amtes jetzt sehr verdrüsslich, denn je-
der sagt: was werden Sie beginnen? und weiß

ich's? Diese Unbestimmtheit kann nur ein Weg heilen, der mich bestimmt, und dessen warten gar viele. Ist es meine Schuld, daß ich den Punkt nicht finde? wenigstens Ruhe ist es, das ich die Unbestimmtheit immer mit mir herumtrage.

Hieberhaft irr' ich umher, suche jeden zu vermeiden, und geht es nicht, trotz' ich, oder bestürme ihn, daß keiner weiß, was er aus mir machen soll. Eine krankhafte Reizbarkeit setzt sich immer mehr fest; das geringste Verdrüss geht mir durch Mark und Bein. Die Tharabde vermied ich und höre schon die Eeylla. Ich fürchte, ich gehe einem frühen Tode entgegen.

Auch meinen Spiegel hab' ich verhängt; der Affe darin ist mir unheimlich: ich kann mich selbst nicht mehr sehen, ohne mich zu häßnen, ohne einen Menschen zu verachten, der bei tausend guten Vorsätzen nichts erreichen kann. Ist mir etwas gelungen, da geht's; aber will es nicht fort, erwachen alle Zweifel, und ich glaube mich unfähig zu allem, bis von ungefähr mir et

was Gutes begegnet, und ich mich wieder beschwichtige und mir schmeichle wie einem Kinde. Das ist ein verzweifelter Leben!

Man könnte das Publicum die Frau eines Künstlers nennen; sein Werk wird aus ihm geboren, erzogen und verzogen. Anerkennung ist die Vaterfreude des Künstlers. Die Ehe ist frei; jeder gift dem andern, so lange er Lebenswerth ist, und nur bei langer Dauer erkennt man die unechten Kinder. Die unmittelbare Freude ist dem Musiker und dem dramatischen Dichter bereitet.

Soll ich aber den Freunden etwas vorfügen? und ob ich die Wahrheit reden möchte, ich kenne sie nicht, und was ich ihnen sagen könnte, sie würden es nicht. O, was ist ein Mensch für ein erbärmlich Ding!

Den 31sten Julius.

Was soll ich Dir sagen, Wilhelmine? O, meine Schwester, das ist eine traurige Zeit! Ich will nichts, ich habe nichts, und was ich habe, sinkt

unter die Erde. Gedankenlos, erschlagen lag ich — o wärst du bei mir, mich, was alle aufzurichten! Krank bin ich bis zum Tode, ohne Wunde, vernichtet bin ich ohne Trümmer: wären's Wunden, wären's Trümmer, ich könnte mich trösten, ich könnte zurückblicken auf meine Vergangenheit; aber ich darf nicht einmal klagen, ich muß die wüthenden Stacheln nach innen kehren; ich habe ja nichts verloren. Alle Schuld lastet nun auf mir, auf einem unglückseligen Menschen! Wer das Seine verliert, ist demitleidet; wer nicht erreicht, was er nicht konnte, ist verachtet. Niemand ahnet, daß es so steht: ich muß es mir selbst verbergen; man hat eine gute Meinung von mir, man hofft: das allein erhält mich aufrecht. Ich möchte nicht gern jemand täuschen, und geschieht es, muß ich einst meinen Glauben, meine Hoffnung opfern, dann vergeh' ich aber der Schmach.

Ich hatte mich vor einigen Tagen eben zur Ruhe gelegt, als ich unten ein Klopfen, heftiges Tragen, Zurechtweilen und ungestümes Herausfeilen nach meiner Thüre vernahm: eine Wags kam im Todesangst, mir zu sagen, der Staatsrath läge im Sterben. Er hatte noch am Abende bei

Kiſche geſcherzt, dann plötzlich eine Bedängſtigung geſpürt, die ihm den Athem nahm, und ſoſt bewußtlos nach mir gerufen. Einige Gegenwort des Geiſtes, die Eliſe ließen mich die Beſinnung nicht verlieren; Caroline, die Mutter, kürzten mir bleich wie der Tod entgegen; Eliſe ſaß am Bett. Man hatte noch Aerzten geſchickt; der Hausarzt erſchien; es war Hinderung eingetreten; der Kranke beruhigte ſich, und verſank in Schlaf. Der Arzt tröſtete, und bemog die Mutter und Caroline nach Mitternacht ſich zur Ruhe zu begeben; ich übernahm es mit Eliſe zu wachen. Es war eine ſtürmiſche Nacht, die Wolken jagten ſich am Himmel, der Wind trieb präſſelnd Steine von dem Kirchenbache und brach ſich pfeifend an dem hohen Thurm; ſtumm blickten wir nach dem Lager, auf welchem ein wiederkehrender Anſatz in zwei Augen unſere ganze Zukunft verdunkeln konnte. Eliſe ſahnte meine Bewegung; heute hatte ſie keinen Troſt für mich. Mein kranker Körper, mein wie die Wetterfahne im Sturme umgetriebener Geiſt, meine Lage, in der ich mich kaum ſelbſt erhielt, trieben mir eine wilde Jagd an mir vorüber. So heiß habe ich nie für die Erhaltung eines Menſchen gebetet; ſeufzend rich-

sete ich die Augen gen Himmel: da schien ein heftiger Windstoß den Schlafenden zu wecken; krampfhaft fuhr er empor, und regungslos sank er in die Kissen zurück; dem Mute war der Weg zum Herzen verschlossen: es schlug zwei Uhr. Sprachlos neigte sich Elise über den erbliebenen Vater; ihre Pulse klopften; ich raste sie auf; ein Gieberschauer ergriff sie, wie wahnsinnig umflammerte sie mich, und die stieren Augen auf mich geheftet, schrie sie mir in die Ohren: „Julius, wo ist mein Vater?“ Kaum entwand ich mich ihren Armen; „wo ist mein Vater?“ schrie sie, als umfasse sie seinen Mörder, sein Grab. Ich hatte ihren Arm gewonnen: da wick der Krampf, die Augen irrten suchend umher; Elise, sagt' ich, liebe Elise! — meine Stimme erweckte sie ganz und ein Strom von Thränen brach nun hervor. „O Julius,“ sagte sie, das ist mein Vater? Durch den heftigen Schrei war der im Nebenzimmer schlummernde Arzt herbeigerufen: er sah den Todten, nahm meine Hand und sagte: Menschliche Hülfe hatte sich erschöpft; eine Wiederkehr des Zufalls von gestern Abend mußte unwiederbringlich ebdelich werden. Umsonst hot ich alles auf, die Tochter von dem Leichname zu entfernen; sie

[39]

saß hinstarrend am Bette. Der Sturm hatte sich gelegt, die Wolken waren gewichen; ruhig hing die Leuchlampe im hohlen Beisengrabe; alles war still um uns her, wie ausgestorben; der uns feindlich nachrückende Tod hatte einem Geiste die Sinnenwelt geschlossen, der mir sein Vermächtniß in seiner Tochter zurückgelassen.

Von ihm selbst hatte ich kein Wort mehr vernommen; nur in seinem Händedruck süßte ich die Hand seiner theuern Gatte; gelobend gab ich ihn zurück — da schlief er beruhigt ein.

Gegen Morgen hatte Angst Caroline und die Mutter zu dem Lager des Vaters getrieben; er war ihnen entflohen. Schwester, wer noch niemand begraben hat, kennt nicht den höchsten Schmerz dieser Erde; der eigene Tod kann so furchtbar nicht sein, als das Losreißen eines geliebten Lebens von uns, eines Vaters von der Gattin, eines Vaters von den Kindern! Und diesen blüht doch die Hoffnung auf das eigene Leben; wer aber im Vatten sein eignes Leben sterben sieht, wenn nun nichts bleibt, als ihm nachzufolgen, und die Gattin sieht ihn dann hinaustragen, und findet die Orte leer, wo sie gewohnt war ihn zu suchen, alles verfallen, das er verein-

nigt, wie ist sie zu trösten? Darüber hinstehen kann die Wittve; Trost giebt es nicht bei un- vermeidlichem Geschick; die Lücke bleibt; uner- seglich ist, was eine Wittve in dem Hatten ver- lor. Trübe darum Deine glücklichen Tage nicht, meine geliebte Schwester, aber denke daran, daß wir dem alle unterworfen sind, daß nach hundert Jahren dieses ganze Geschlecht hinabgesunken sein wird. Wir haben den Vater versenkt, es war ein trüber Morgen; die Töchter klammerten sich jammernd an die trostlose Mutter, und vom Grabe kehrte ich zu den Weinenden zurück, als wär' ich mit ihm ausgegangen, und könnte nun nicht sagen, wer ihn mir entriß. Am andern Tage saßen wir fast in der Dämmerung nach dem Grabe des geliebten Vaters, setzten uns dar- auf, bekränzten es mit Blumen, und konnten ihn doch nicht mit zurücknehmen. Daran hab' ich meine letzte Kraft erschöpft; meine Brust leidet, mein Kopf ist verwirrt, ich muß das Zimmer hüten, und hätte jetzt alles, alles aufzuwenden, um meine Ehre zu retten: heftige Fieberanfälle fesselten mich sogar Abends an das Bett, daß ich zweifelte, Dir so bald Nachricht geben zu können. Mit welcher Ungeduld ich mich so gebunden fühle,

kannst Du Dir vorstellen, und was alles in freien Momenten auf mich einströmt, ist unsäglich. Der Arzt war heute bedenklich, untersagte mir alle geistige Anstrengung, und scheint seinen Patienten besser zu kennen, als ich dachte. Ich fühle, was mich dieser Brief gekostet hat, doch er theilt meine Sorge mit Dir. Die Eltern laß nicht von meiner Krankheit wissen; sie ängstigen sich, und können auf solche Entfernung nicht helfen.

* * *

Alles zerstört mein Unglaube; dem zitternden Zweifler glaubt niemand, man hält ihn für verrückt: nur der Ueberzeugte überzeugt, nur der Glaube erschafft. Kommt und seht! muß ich sprechen, dann wird eine widerstrebende Welt mich nicht erschüttern. Gelungene That erweckt Vertrauen; wem aber noch nichts gelungen ist, und er sieht sich noch fortgerissen in den vernichtenden Strudel der Zeit, wo ihm nichts auffordernd entgegen tritt, wo alles darauf hinarbeitet, sich und alles aufzulösen, und außer der Vernichtung nichts anzuerkennen: wie soll es ihm gelingen, sich Vertrauen zu erwerben? Wahelich, nur ein Auserwählter des Herrn vermochte sich

dem felsenfest entgegen zu stellen, nur ein Wagniß vermöchte zu leuchten in diesem Sturme.

Ich verstehe diese Gleichgültigkeit an mir nicht; jeder andere würde in meiner Lage ver-
zweifeln; aber ich bin geistig und körperlich nicht
zu tödten. Es wird sich wohl noch eine Thür
öffnen; doch wo ich noch hineintrat, gleich war
ich wieder draußen. Andere haben einen Rück-
halt; mir ist es unmöglich, gegen Thoren und
Narren mich zu verstecken; alle Leute hab' ich
vor den Kopf gestoßen, muß nun nach allen Sei-
ten sehen, kann mich nirgendhin zurückziehen.

Griechen sollen wir gar nicht sein; uns ist
durch das Christenthum eine viel höhere Aufgabe
gestellt.

Was der Mensch als Bibliothek gewinnt,
verliert er an Sinn für's Leben; er wird me-
lanchois. Die Menschen müssen da noch eine
ganz andere Auffassung gewinnen; Leben und
Wissenschaft dürfen sich nicht widersprechen!

Was fang' ich mit meiner Zeit an? an nichts
bin ich so reich!

Alles ginge, wenn ich ergänzt würde, wenn
ich mein Gefühl irgendwo packen könnte! so hab'
ich gar keinen Halt.

Ja wohl: Dummheit ist auch eine Sünde!

Nächstens gebent' ich abzureisen; mir ist noch
nicht klar, wie es geschehen kann: ich möchte ei-
nige Tage ruht sein! Allen Sorgen hab' ich mich
wieder überlassen; nun kommt die Strafe, und
auch diese Tage müssen verbraucht werden.

Wer die Gottheit in seiner Brust fühlt, darf
sich nicht scheuen hervorzutreten, und selbst das
Schwerdt in die Welt zu bringen gegen die be-
stehende Ordnung; sich zu beugen, wo ich ein
neues Leben erwecken kann, wäre eine Sünde ge-
gen den heiligen Geist! Das Göttliche darf sich
der Welt nicht unterordnen! mit Gefahr seines
Lebens muß es sich ihr entgegenstellen und sich
behaupten! Und wer sagt vor einer solchen
Trennung? es muß geschehen! — Ja! Chri-

aus hätte sich wohl auch beugen sollen unter die Hohenpriester? Sie waren noch nicht die Schlechtesten; es ließ sich unter ihnen noch viel Gutes thun; er aber setzte keinen neuen Glücken auf ein altes Kleid! *

Wär' ich niederrlich, da hätt' ich doch etwas zu thun!

Für unsere Zeit gehbet es, stark aufzutragen, sich immer mit Anführungszeichen hinzustellen.

Meer und mehr seh' ich, ich bin kein Mensch, der sich selbst genügen kann; an ein warmes Herz muß ich mich klammern!

Es ist ein Triumph für mich, wenn ich es über mich gewinne freundlich gegen jedermann zu sein, gleichgültige Worte zu reden.

Ich träume jetzt so lebhaft, daß ich oft zweifeln, ob die Sache mir wirklich begegnet sei.

Ich mag kein Du mit jemand, wenn es nicht
von selbst auf die Zunge komme. Gott hab' ich
es für jeh. abgeschlagen.

Ich möchte, der Teufel holte mich! doch dann
ist es auch nicht besser.

Rette mich, Gott! rette mich aus dieser
Verzweiflung!

Meine Freunde verbitter' ich, meine Familie
wend' ich von mir ab, und mich und alles, was
an mir hängt, verderb' ich!

Von innen heraus bin ich nicht viel getrie-
ben; die Sache muß mich heben und tragen!

Diese Qual nun seit Jahren! so viele Tage,
so viele Stunden, sie wollen durchlebt sein; und
wann seh' ich das alles enden? Auf einer Spitze
seh' ich, rings von Abgründen umgeben; nur ein
glücklicher Sprung kann mich retten. Hinein!
dann ist es aus:

— — — ἡλιόθεν γὰρ εἰσπαλὲς θανάτου,
ἢ τὰς ἀνάσας ἡμέρας πάσχειν μακρῶς.

Wer kann sich rühmen durchgemacht zu ha-
ben was ich? Zuweilen feier' ich einen stillen
Triumph.

So viel eigenen Jammer hab' ich, daß für
fremden kein Raum ist, daß mich ein Trauerspiel
anwideret; mein Gegentheil such' ich in rasendem
Tanze, in Lächerlichkeiten; reine Freude ist mir
vergällt, verbittert für immer!

Einen Augenblick ruhig sitzen — ich herbe; ja-
gen wie ein Pferd, Klettern wie ein Alpenjäger;
das erleichtert mich, wenn ich da liege und nach
Nihem schnappe.

Ein Sterbender Freund streckt die Hand nach
mir aus, sie einem Freunde zum letzten Male zu
drücken; ich kann sie ihm nicht reichen, kann kein
Freund sein, und erschwere einem Freunde die
letzte Stunde. O Gott, das ist um wahnsinnig
zu werden! Bratet mich vier und zwanzig Stun-
den lang, so weiß ich doch, es hat ein Ende!
Armes Mädchen! und dich verzehrt die Liebe zu
dem, welchem keine ward, welchem, wie welchem
Thon, der Augenblick ein anderes Gefühl ein-

drückt. Auch zum Hass bin ich zu erbärmlich;
nichts kann ich: um mich zu leben, müß' ich
leben!

Platon rettet mich, entreißt mich meinem
Grabe durch himmlische Klarheit; ich erwache un-
ter Blumen und Gesängen, die Herrlichkeit Got-
tes umleuchtet mich!

Den 10ten August.

Das war eine böse Zeit, liebe Schwester!
ich habe viel Schmerzen ausgestanden; aber mein
Geist ist erkrankt. Die langen, langen Tage, die
schlaflosen Nächte, einige Wochen, die mich an
das Bett fesselten, die Sorge für ein Leben, nach
dem ich zum ersten Male ängstlich sahste, haben
mich zum ruhigen Nachdenken geführt; die Theil-
nahme aller nahen und fernem Bekannten hat
mich ermutigt; und o der Sonne! als ich wie-
der in den Garten gehen konnte, und unter einem
Baume mich der erste Sonnenstrahl traf. Wie
ein Traum tritt meine Vergangenheit zurück; ich
bin zum Leben erwacht! aus jeder Blume, aus
jedem leisen Wehen spricht mich ein liebender Aus-

gel an. Abends in der Kühle st' ich genesen
unter dem laubigen Baume mitten im Garten,
und die Kinder kommen und drängen sich liebend
an mich, und Emilie bringt mir eine Rose, die
sie habe auf mein Grab pflanzen wollen; sie
kennt das Sterben noch nicht. Alles weget da
um mich in dem großen Aufstrome, in dessen Kie-
sen wir haften wie Perlen, bis uns der Taucher
Tod an die Oberfläche der Finst'el emporhebt,
und die Hölle dem mütterlichen Grunde über-
löst. So rein, so klar, so himmlisch ergeben,
blick' ich jetzt auf zu den Sternen: der Taucher
wird mich zu Tage heben, und bis er mich vom
Felsen löst, werd' ich tragen, was ich in seiner
Erwartung tragen muß.

Was diese Krankheit in mir angeregt, was
die nächsten Monate zur Reife bringen werden,
erschüßst Du bald; Großes ist es und Herrliches,
ich habe mich nicht geirrt; nur ist das Metall
noch so vergraben, daß lange Zeit und Arbeit es
erst reinigen können. Zuweilen aber blickt mich
aus dem umhüllenden Erdbreiche eine so geliebene
Goldkuste an, daß ich gebendet über den Gang
zurücktrete, bis ich sie mit hoher Freude aufsehe,
sie einst zu einem Götterbilde zu verwenden, zu

einer Athene Pollas, die ihre Lanze bis über
Union hinausstreckt. Für jetzt ist mir eine län-
gere Reise angerathen, die ich morgen in aller Frühe
antrete. Du bist die Letzte, von der ich scheide; hier
trenne' ich mich zuletzt von Elise ohne einen förmli-
chen Abschied; wir hätten ihn beide nicht vertragen.
Ich habe den ganzen Nachmittag in der einsigen Fam-
ilie zugebracht; o, es wird nicht jedem zu Theil, die
Tochter solcher Mutter sein zu nennen! Groß-
haste Dinge hatten wir zu besprechen; aber ich
erhielt es von ihr, unsere Verlobung bis zu mei-
ner Zurückkunft geheim zu halten: die Reise, der
täglich erneuerte Schauplatz, die unzahligen An-
regungen würden mich reissen, und nie würde es
sie gereuen, das Glück ihrer Tochter in meine
Hände gelegt zu haben. Der Gesellschaft kann
sich Elise so viel als möglich entziehen, und das
bitte Jahr, welches sie jetzt durchlebt hat, die
trüben Stunden, denen ich sie unvermeidlich ent-
gegen gehen sehe, ich werde sie wiedergekehrt aus-
gleichen. Welche Ueberwindung es mich gekostet,
ein Mädchen so zu verlassen, welche Festigkeit sie
gezeigt hat—das, Wilhelmine, haben nur wir ge-
fühlt, und ich verhehle ihr nicht, in welch eine
schwierige Lage ich sie versetzte. Die Mutter

schlug vor, einen Spaziergang zu machen, und in einer belebten Gegend von einander zu scheiden. Wir gingen dem Fluß hinauf, bis nach dem Lusthause, genossen der herrlichen Aussicht auf den breiten Strom, auf die ihn begrenzenden Berge, Wälder, Wiesen und Gärten, mieteten ein Boot nach der Stadt zurück, und schieden still ohne Wort, ohne Blick. Erst als ich in meinem Zimmer anlangte, und mein Auge auf Elises Bild fiel, löste sich der Schmerz, und eilen muß ich, eilen die Stadt zu verlassen, daß ich nicht immer noch einmal zurückkehre, daß ich nicht am Hause vorbei, in dem sie schläft, aus dem Wagen springe, mich nie von ihr zu trennen.

Carl, der mich in der ganzen Krankheit nicht verlassen, suchte mich noch am späten Abend auf, mich aufzurichten und des Abschieds vergessen zu lassen. Er hat alles gethan, was Liebe thun könnte, und wenn wir zuweilen in hartem Gegenfaze bei einander waren, wenn jeder den andern etwas fragen zu wollen schien, und einem Ausbruch unterdrückend sich abwendete, lag es wahrlich nicht am dem Eifer, den er mir bewies. Wir waren unerklärlich die Worte gebannt; auch er schien seine Meinung über mich geändert

zu haben, und so schieden wir wehmüthig aufgehend, nur mit einem sorglichen Händedrucke. „Wir sehen uns gesund wieder,“ sagt' ich. Ich glaub' es nicht, sprach Carl leise, und als er hinausgegangen, stand ich noch lange auf demselben Plage; er war mir ein lieber Freund.

N. E. Ich versuchte, mich niederzulegen, habe aber keine Ruhe; lesen, schreiben, nichts gelingt mir. Elises Bild steht vor mir; ich verschließ' es, und zieh' es wieder hervor, und streue mich an einer verschiedenen Beleuchtung, am Kälte und Ferne, daß ich eben versunken darauf zugeeilt bin und es mit Küssen bedeckte.

Ich bin mit Elise übereingekommen, daß meine und ihre Briefe durch Deine Hand gehen. Schreibe nur recht oft; ein Namenszug von geliebter Hand ist uns in der Fremde ein ganzer Mensch. Ein Wort des Trostes, der Aufmunterung werden nach meinen Briefen zumest Deine Lippen geben können. Die Sonne kommt; Geliebte, nimm diesen Kuß; der Himmel schütze Dich und das Kind unter Deinem Herzen!

Im Postwagen saßen ein unverheiratheter Kaufmann, ein verheiratheter Krämer und ein

Reisenden; der erste wollte nicht leben, ohne Natur und Kunst im vollsten Maasse zu genießen; der zweite pries den kleinen Erwerb und das Glück ein Weib zu besitzen, die uns alles gern entbehren ließe; der dritte war froh, seinem eigenen Geschäfte vorzustehen: er kenne sein Einkommen, und wo es sich böte, könne er sorgenfrei genießen. Sie gerietzen heftig an einander; der Kaufmann meinte, solch ein Krämerleben in einer kleinen Stadt folge gleich nach dem Erhängen, und am Ende blühe jedw. auf seiner Meinung. Den Krämer empfing bald seine harrende Frau, sein Kind auf dem Arme, das der Vater herzte und küßte, und wir zogen weiter in die Welt.

Wir hängen an dem Krame vergangener Jahrhunderte, und zerßte ihn nicht das Feuer zuweilen mit einem Schlage, wir könnten und nicht davon losmachen!

Wie sehr arbeitet sich ein jeder selbst entgegen! und schreitet er wirklich eine Zeit lang vorwärts, soßt ihn unerträgliche Unruhe, und zwingt ihn, wie mit Blindheit geschlagen, sich dem Tode

set selbst in die Arme zu werfen. Wie bei jener Procession die Hüpfenden immer drei Schritte vorwärts und einen zurück hüpfen, scheint es uns bestimmt, nur durch beständiges Schwanlen und fortzuhelfen. Glücklic ist der, für den das Schicksal es übernimmt, diese Kämpfe immer neu zu erregen, und ihm kaum Besinnung zu lassen, daß er nicht sich selbst hineinstürzend am Ende sein eigener Ankläger werden muß, da er doch nur das allgemeine Menschenloos theilte.

Seine Worte lauten: „Stellen Sie das nicht als Lebenszweck hin: ich will ein Dichter sein; geben Sie ruhig, was Sie geschaffen, nicht zu ängstlich, nicht zu sicher, und denken Sie, was unsere Dichter geforscht, gearbeitet haben. Ein Dichter von Profession ist nichts.“

Bis ich aber das alles ruhig kann geschehen lassen, muß ich den Sturm meiner Jugend überwältigt, muß ich den Glauben errungen haben.

Ein mir nachgesandter Brief von H. enthält: „Du behandelst uns rücksichtslos, besonders L., denn Du bist nicht offen. L's Zustand hättest Du erkennen und ihm helfen müssen. Wir wolle

ten, daß Du Dich mittheilst, und wenn Du Klage
hast, sie ausschüttest. Ich halte Dich unfähig, ei-
nen Freund zu haben; Dich interessieren bestimmte
Seiten an jedem Menschen.“

Wer ist Freund eines Unglücklichen? Demits-
leicht will ich nicht sein. Mit einem Biele werde
ich Freunde haben; in mein Elend darf keiner
blicken.

Sacht erzählt im Wesan:

Ich hörte, daß Togbru in einer Winternacht
zu einem Indier kam, der vor dem Feuer saß —
Der Indier halb erfroren zu sich selber sprach:
Im g. : Glück, o Glück, vergaßst Du mich

Armen,

Indessen Du den Liebling hieltest in den Armen.
In Laß und Freude gehet Dir die Nacht vorbei;
Weißt aber Du, welch eine Nacht dies für mich sei?
Dich trägt das Kameel in leichtbeschwingtem

Schritte,

Was kümmern Dich der Reisenden zu Fußs Tritte?
Was wissen wir, so vollen Rauchs sich blähen,
Von denen, die indeß aus Hungernöth vergehn?

Same

Hammer's persische Medakünfte haben mir die
Leere Xiens, den Raum von Jahrtausenden
erfüllt.

„Noch drei Jahre Jurist,“ sagte mir ein
Schulfreund den ich aufsuchte, „und ich bin reif
für den Rathenthurm!“

Alles muß auf das Extrem kommen, um sich
dann in sein gehöriges Verhältniß zu setzen.

Bruchstück aus einem Reisebericht.

Ich war vom Wege abgekommen, und hatte
mich sinnend in die verschlungenen Pfade eines
Buchenhains verloren. Ich kletterte von Hügel zu
Hügel; immer tiefer gerieth ich in das Dickicht,
Kugeln begann mich zu überfallen: da hatte ich
mich mit aller Mühe durch dicht verwachsenes Ge-
büsch gearbeitet, und stand an einem Abgrunde,
konnte keinen Schritt rückwärts thun.
Einen Theil meiner Kleider hatte ich eingeknist;
die Dornen saßten darnach wie Kläuber, und vor
Unmuth mochte ich fast weinen. Da gewahrte

ich rechts von mir einen Stein, an dem ich unvermerkt vorbeigekommen; es kostete die letzte Mühe, und den hinabstürzenden Fels, und ich stand ermattet an einem Fußwege, an welchem ich hinankam und einschlief. Doch bald erweckte mich der Schritt eines Wanderers, und einzeln ausgekostete Worte, unter denen ich bald die des Fremden erkannte:

N' sont point-à-demi.

Paillasse! mon ami:

Saute pour tout le monde!

und um die Wendung des schroffen Felses trat eine hohe Mannesgestalt, vielleicht fünf und dreißig Jahr alt, im schlichtesten Anzuge. Ihm schien plötzlich eine Erinnerung durch den Kopf zu schweben, er griff in die Tasche nach einem Buche, und las:

Non, le monde ne peut me plaire,

Dans mon coin retournons rêver.

Mes amis, de votre galère

Un forçat vient de se sauver.

Dans le désert, que je me traite,

Je suis libre comme un Bedouin.

Mes amis, laissez-moi, de grâce.

Laissez-moi dans mon petit coin.

den Schußworts wiederholend, indem er fort-
schritt, leiser und leiser. Ich erkannte das Lied
von Wöringer, *mon petit coin*. So war er am
mich gekommen; ich stand auf, und sagte:

Wohin führt der Weg? „Ich weiß nicht.“ Und
du verfolgst ihn?

Zeige den rechten! „Erwählt ist es der rechte,
für dich.“

Ich sagte; er sah mich an, seine Stirn versin-
kerte sich; ich glaubte einen Krieger zu erkennen;
er murmelte: „Ich werde Sie führen.“ Ich er-
zählte ihm, wie ich hierher gekommen, in Gedan-
ken an meine Falsche; und, sagte ich scherzend hin-
zu, die Vorsehung läßt mich heute noch entrin-
nen: vielleicht bedarf sie meiner für die Zukunft.
Er hatte bis dahin mich ruhig angehört; jetzt
stand er plötzlich still, seine Blicke ermunterten
mich, und ich sprach ihm von meinen Hoffnungen
und Entwürfen, und wie wir eine andere Zeit
sehen müßten. Rasch fuhr er mit der Hand über
die Stirn, schüttelte das Haupt, und ich begann
das Loos derer glücklich zu preisen, denen ver-
günnt war im Freiheitskampfe sich zu betheiligen,
und Deutschland im Frankenfute gesund zu ha-

den. „Sie sind ein junger Mensch,“ versetzte der Krieger. — Können fünf und dreißig Jahre schon Muth und Fassung nehmen? — „O ich kenne auch die Begeisterung der Jugend,“ sagte er, „auch mich hat sie fortgerissen; alles setzte ich daran, und glaubte, das Schwert in der Hand, uns ein neues Leben zu erkämpfen. Und was hilft es uns jetzt, da alles von uns abgerissen wird, da man die Begeisterung jener Zeit fast verläßt? Welch einen Sturm der Aufregung werden Sie nicht erleben; und welch eine Muth gehörte dazu, Napoleon zu stützen! Mit dem guten Willen der Jugend denken Sie mehr zu erreichen, als wir? Sehen Sie umher auf die Reste der Helden einer großen Zeit. Tausende wurden hineingerissen in den Strom, er durchbrach die Eisendämme fränkischer Ehre, Napoleons Riesengeist konnte ihm nicht widerstehen, — da sollte er plötzlich gehemmt werden; — er schien geschrumpft, und Leute, die alles gehabt, sollten nichts haben. Viele fanden da ihre Stelle nicht wieder; der Rußigere resignirte, aber der Begeisterte glaubte durchzudringen, sagte Piche, und so folgte jene gewaltige Reaction; denn ein solches Leben konnte nicht ohne Kampf wieder zur-

Ruhe kommen, eine solche Bluth konnte nur allmählig erstickt werden. Wir haben ein anderes Leben gesehen, eine andere Zukunft ward unseren Opfern verheißen, unter anderem Rufe schloß der Gefallene das Auge, als der Heimziehende, dessen Ruhm es ist, seine Pflicht erfüllt zu haben, und der nun den Jugendträumen entsagt. Lassen Sie sich dadurch nicht irren, junger Mann," fuhr er ruhiger fort, „kürzen Sie hinein in das Leben, geben Sie sich hin für eine gute Sache! Sie trägt ihren Lohn in sich, und wenn ich jetzt kalt erscheine, so ist die Begeisterung meiner Jugend die Sonne meines Lebens. Wahrheit hat uns verbunden, sie muß bestehen!"

Unterdeß waren wir über einen Bergrücken bis zu einer freundlichen Wohnung gelangt, mitten in den Bergen; ein Diener kam seinem Herrn, dem Major, daraus entgegen: „Treten Sie ein," sagte dieser; ich hatte kaum die Kraft einen Schritt weiter zu gehen, so hatten mich seine Worte gelähmt. Mechanisch folgte ich ihm, und da mein Blick auf einige Reliquien aus dem Kriege fiel, sagte ich: Wie schmerzlich muß dem enttäuschten Manne die Erinnerung an eine fruchtlose Begeisterung sein! Der Major öffnete eine

sahr und legte einige Denksteine gefallener Freunde, Haxtloken, dem Erschoffenen abgesehten, fliegende Blättchen, und den Gürtel eines geliebten Mädchens auf den Tisch. „Ich sahe das nach langer Zeit einmal wieder hervor,“ sagte er, „ich ärgere mich darüber, mag die Zeiten einer schöneren Zeit nicht ansehen; alles lebt wieder in meiner Hand, ich höre wieder den Ruf, der unser harrendes Ohr traf, und hier sitze ich nun entfernt von allen im Walde, und“ — er krampfte die Hände zusammen, und schlug auf seine Knie, — „Gott, ja, das müssen wir erleben! wir müssen sehen, daß alles darauf hinarrbeitet in diesen Tagen, den Menschen niederzudrücken. Doch wie jene Zeit, trifft eine jede im Oberhaupt zusammen; man will es von oben herab. Es giebt vielleicht keinen Menschen“ fuhr er fort, „der wie ich mit mehreren Tüden mit der Welt zusammenhängt, und doch so überall abgeschnitten ist. Frage aber ich die Schuld? Ein König soll das Volk erregen, soll Leute um sich versammeln, in denen ein Kern steckt; jetzt sind sie alle ohne Kern, bloße Harnische; hat man die durchhauen, stehen sie wehrlos da. Doch sie mögen zusehen; es wird bald eine Zeit kommen, wo

jeder auf sich bestehen muß, wo er sich nach allen Seiten hin zu decken hat; Europa's Lage ist sehr prekär."

Unter solchen Gesprächen über Vergangenheit und Zukunft, besonders über den Willen Napoleons, den der Major von Tag zu Tage mehr verehren lernte, verstrich uns der Tag; ich blieb bei ihm, denn auch ohne Einladung, hätte ich nicht gewußt, wie ich fortkommen sollte. Ist das der Welt Rehn, dachte' ich, wofür sollst Du leben? Am andern Morgen gab ich meinem gastfreien Wirth die folgenden Verse:

M u s s i c h t.

Trübselig fand den Freund ich, es ruhte sein
Gramvolles Aug' am Boden, und festgebannt
Lag tiefe Wehmuth auf der Lipp' ihm,
Lag in den Furchen der hingewellten

Erhab'nen Stirn. „Was sinnest Du?“ fragt'ich ihn;
„Ist jetzt nicht Zeit zu freuen sich? Schau empor,
„Im Osten steigt die Morgenröthe
„Glühend herauf, und erweckt die Völker.

„Der ganze Erbkreis gährt; in die Dunkelheit
„Ziel schon ein Lichtstrahl, ach! und es sehnen sich
„Die Herzen kranker Millionen
„Groß den erneuerten Tag zu grüßen.“

Das ist ein Trugbild, sagt' er, vertrau' ihm nicht.
Feh' auf den Arm der Jugend nicht vor der Zeit!
Sieh nur, wie alles tappt im Dunkeln,
Wie die verworrene Kraft hervorbricht!

Hürwahr des Jünglings Loos wie beneidenswerth,
Der jetzt die frische Kraft in dem Busen trägt;
Sein Auge wird die Saaten schauen,
Wogend im Felde, die uns verborgen

Des frischen Regens harren; er treibt sie auf,
Er schmückt die ideo Fluren mit neuer Pracht,
Und Dankgebete gehn zum Himmel,
Welcher das durstende Land erfrischt hat.

Wohl hat auch uns die Jugend geküßt, es hat
Auch uns ein heilig Feuer entzündet, als
In unsres Vaterlandes Gauen
Herrlich erklangen der Ruf nach Freiheit.

Und nicht umsonst ward ehern die Stimme laut;
Nie traf vergebens noch sie ein deutsches Herz;
Verwüstend scholl des Krieges Donner,
Eiserne Fessel zerbrach: wir wollten!

Doch ach! was Deutschlands Ehre mit Blut
erlöpft,
Der heilige Vorbeer, den sie zurückgebracht,
Ward von der Stirn aus frech gerissen,
Und es vermodern die schönen Kräfte,

Die niemand nützt; es schreckte des Feuers Glanz,
Die es entzündet; sie besten, es möchte sich
Zerschürend auf sie selber wenden,
Ach! und sie konnten es nur zerschellen!

Mein Auge blickt; doch sicherlich kommt die Zeit,
Da richten wird der Herr, da der faule Knecht
Empfängt das Urtheil, der nichts konnte,
Als das vertraute Pfund vergraben.

Der Major nahm die Verse, ohne ein Wort
zu sagen; aber am Nachmittage gab er mir sol-
gendes Gedicht, und fügte nur hinzu, das Bild sei

ihm in den Träumen dieser Nacht vorüberge-
zogen.

Das Bild der Zukunft.

Eine Sage des Morgenlandes.

— 3. —

Im Schlafe lag der Kaiser, da trat ein Geist
In seine Pfort', und rühet mit dem Stab' ihn an:
„Erwache! spricht er, eh die Dämmerung
„Blutig geröthet, eh Tag uns bringet

„Die Sonne Freiheit, wenn sie des Strahlenwurfs
„Vernichtung siegend bohrt in die Brust der Nacht,
„Daß nimmer uns erschreckt ihr Dunkel,
„Nimmer in Osten es wild herauszieht.“

Der Kaiser bebt, er ruft, er erweckt das Haus;
Er läßt den Alten suchen; man sieht ihn nicht,
Und durch das ganze Land verkündet
Seine Gestalt er, und heißt ihn bringen.

Und an den fernern Grenzen erkundet ihn
Ein Kaiserdiener, heist aus der Höhl' ihn gehn,
Wohin er längst der Welt entflohen,
Bringt vor den Kaiser ihn; der ergöttert,

Wie er eintritt. Aber der Kaiser winkt
Und heist die Fürsten gehn, es verbleibe allein
Der Greis und redet mit dem Kaiser,
Daß er dem Volke gewähre Freiheit!

Die Rede traf den Kaiser, man sieht ihn tief
Nachsinnend oft; doch er fürchtet der Fürsten Macht.
Und Jahre fliehn, da hhet er Starrend,
Daß im Gebirge das Volk sich rege.

Er sendet eilig Diener dem Alten nach.
Der war gestorben, und in der Höhle saß
Sie grauser Schrecken eines Wildes,
Welches die Warnung des Alten nachließ.

Sie fliehn, es zagt zu melden ihr Sklaveninn,
Wie blutigroth im Wilde den Morgen sie
Aufleuchten sahn, und wie die Kaiser
Bebend entfliehn vor der Völker Nacht.

Da stürmt es lauter her von den Bergen und
zu beten eilt der Kaiser, um Hüfte steht
Er Gott; sein Auge blickt nach Oben,
Siehe, da trifft er das Rachebildniß!

• Verderben drohend leuchtet der Morgen ihm,
Wahnfinnengriffen sieht er die Fürsten fliehn,
Und schreiend flieht er vom Altare:
Fürchtet Tyrannen der Böcker Rache!

Gegen Abend geleitete mich der Major auf
den rechten Weg: wir sprachen noch viel über
menschliches Streben und menschliches Glück, und
wie und wo es uns am meisten zu Theil würde.
„Liebster Freund,“ sagte er da, „die Hauptver-
hältnisse im Leben bleiben dieselben: ein Stück
Brod zu essen, ein Lager sich Abends darauf zu
legen, ein Mund zum Küssen, und ein Freund
sich mitzutheilen: das sind die vier Hauptfor-
dernisse.“ Daraus drückte er mir väterlich die
Hand, und „möge es Ihnen gut gehen!“ sagte
er sich zurück wendend. Ich schlich langsam durch
die Dämmerung, und in B. angelangt blühte ich
aus dem Fenster des Gasthauses noch lange hin-

über nach dem Dunkel des Gebirges, das ich verlassen, bis der volle Mond sich darüber erhob, und bis ein Blick auf Elises Bild Muth und Vertrauen mir zurückgab.

So sieht man lange Anstrengungen durch eine unglückliche Minute vernichtet!

„Sie haben den Leuten jetzt zu zeigen,“ schreibt P., „daß Sie sich nicht unterufen an die Poesie gemacht. Ihre Poesie ist die eines jeden Jünglings; aber es kommt nun darauf an, ob es Ihnen möglich sein wird, Gestalten hinzustellen.“

Die wahre Naturbetrachtung bleibt nicht bei den Formen stehen; sie sucht in allem die höhere Beziehung und begründet den Zusammenhang des Schöpfers mit dem Geschöpfe.

Alles hat sich verwandelt seit meiner Abreise; Mutter und Schwester haben sich gegen Elise gekehrt, bestürmen sie mit täglich erneuerten Klagen. Die Pension ist gering; sie scheinen einen

Katrag für sie einleiten zu wollen. In ihrer Kammer schreibt sie vor der Nachtlampe am Stuhle knieend, von Thränen unterbrochen. Sie ist in einer verzweifelten Lage, und ich kann noch nicht zurück; ich muß hart sein.

Das Wort gewinnt immer mehr Gestalt und Leben für mich.

Ich gebe nichts auf dergleichen; aber das Zerbrechen des Glases über dem Bilde, und das Zerbrechen der Tasse an einem Tage, ist mir im höchsten Grade unangenehm. Das Holz habe ich gezogen, sagte der Glaser; es war ein Knall, daß ich aus dem Schlafe auffuhr, zum Fenster hinaus sah, alles durchsuchte, und erst als ich Elise meinen Morgenruß bringen will, seh' ich den häßlichen Sprung über das rechte Auge, quer durch den Mund, an den erhobenen Finger, an dem sie meinen Ring trägt. Ich kann es nicht aus dem Gedächtnisse bringen, und habe im Zorger ein zweites Glas zer schlagen: unter dem dritten gefällt mir das Bild auch noch nicht; es ist matt, wie eine dritte Liebe. Alle ihre Briefe habe ich durchgesehen, und

es blüht keine Freude darin. Wilhelmine sollte mich nicht so lange ohne Nachricht lassen: die Scherben mit den verschlungenen Bogen kommen dazu — risse mich doch einer aus dieser peinigenden Fuge! Es ist eine Lücke entstanden, und wer hätte die schon segensreich ergänzt? Gips, Kalk und Sand sticht man in penthelischen Marmor, wenn man sie nicht gar offen läßt wie eine Wunde, oder durch sie in eine Herenküche blickt. Verdammte! mir tanzten so viele Figuren vor den aufgeregten Sinnen, bald hier, bald dort zischelt mir eine unsichtbare Stimme in die Ohren, daß ich mich augenblicks aufsetzen möchte, sah' ich nicht, daß am Ende alles auf ein versprungenes Glas hinausläuft.

Belebt, aufgeregt muß ich werden: vieles gerlingt mir im Kerger, und mancher Anstrengung unterzieh' ich mich nur um den Leuten zu zeigen, daß sie mich falsch beurtheilten. Geschmeichelei darf mir nicht werden, da erschlaß' ich; ungerechte Behandlung aber richtet mich empor, daß die Leute dann staunen, weil sie sich dessen nicht von mir versehen.

Die Leute halten mich für verdreht, und sie haben Recht; wer kann aber dafür, wenn ihm das Schicksal das Gesicht nach dem Rücken dreht? Weiß ich, wohin ich blicken soll? Ich mache mir nichts aus den Leuten; sie freilich auch nichts aus mir.

Wer kann von sich sagen: ich bin Gottes Sohn? Abgesehen von allem Streite muß das Herz sagen: er ist's.

Zuvörderst kommt es darauf an, was heißt: Christus ist Gottes Sohn?

Schlafen möchte ich vierzehn Tage, dann würd' ich gestärkt sein!

Ich fange an hypochondrisch zu werden: in-
grimmig setzt ich mich in den Schloßgarten, und
jeder Vorübergehende war mir ein Schnitt in die
Seele. Ich elender, kranker, schwacher Mensch!
Ich kann fast nicht mehr allein aus dem Hause
gehen.

Wiederholt war ich in der Kirche. Der Prä-
biger zieht mich an, aber um mich an ihm zu rei-
ßen;

ben; er scheint weniger zu geben als er hat, und niemand hält ihn für aufrichtig. „Geist, der Mund der Wahrheit könne uns die Sachen nur von einer Seite geben,“ sagt er, „für unser beschränktes Fassungsvermögen.“ Diese Aeußerung schlug mich, denn ich bin ihr schnurstracks entgegen, möchte mich einmal ganz hingeben. Jener herrscht mit dem Verstande und keiner kann ihn fassen; oder laß dich fassen! Höheres kann keiner erlangen, als sich hinzugeben, und dann glänzend unterzugehen! Höheres hat Christus auch nicht vermocht — der hatte keinen Rückhalt!

Kann man einen Weg gehen, der entdeckt und schlecht ausgelegt werden könnte? In der bösen Zeit, da ich allem feindlich gegenüber trat, hab' ich, meinem Glimme nachgebend, einen argen Fehltritt gethan, und fast die Schaam verläugnet. Ich wollte mich auf die Spitze treiben, und da man mich mein Vergehen empfinden ließ, wollte ich trotzen — ach, was ein böses Gewissen macht! Ich fühlte, ich habe Unrecht, war gereizt gegen jeden, der mich ansah, und erst jetzt gleicht sich das aus, nachdem ich den Bekannten

gestigt, daß ich nicht ganz verächtlich bin. Quere Briefe haben die gute Wirkung nicht verscheit; ich werde freier, und bin ich wieder bei euch, will ich euch ganz gehören!

In dem Reichen wandte sich Christus nicht; da hätte er sein Ziel verfehlt. Wie er, sollte jeder Seelsorger die Verkörner um sich sammeln, in ihnen eine Kirche gründen. Wie viele, wie wenige er dann die Seinen nenne, darauf kommt es nicht an. Der Erfolg steht nicht in unserer Hand; oder die Seinen zu finden, und ihnen sich hinzugeben, darin liegt es.

Wer sind Sie? wovon leben Sie? die Fragen begegnen mir höchst unangenehm, und treiben mich nach Hause, sie zu beantworten: mir fällt es nie ein darnach zu fragen. Gleich wollen die Leute den Bürger haben, und alle poetische Aufassung fehlt, den Menschen anzuerkennen. Durch mein Schwanken glaub' ich auf der andern Seite sehr gewonnen zu haben, und die letzte Karte ist noch nicht gespielt; indeß will ich jeden warnen, vor meiner unversessenen Weisheitshebel.

Die Sache ist tragisch; mir ist es komisch,
wie sich ein Mädchen in mich verlieben kann.

Beweis will er für alles. Der Weizen wächst;
das Vieh fehlt uns. Er will Sachen begreifen,
die nicht zu begreifen sind, und so hat er gar
nichts; er glaubt nichts, will alles sehen, und
sieht man dann etwas? Aus dem Hause des
Ophirao sieht niemand, wie der Geist darauf
einwirkt. Kein Reich ist viel weiter.

... den 29ten August.

Des Antheiles versichert, welchen Sie an
ihrer Familie nehmen, bin ich so frei, Ihnen im
Auftrage der Frau Staatsrätin meine gestern
gefeierte Verlobung mit deren ältester Tochter
ergebenst anzuzeigen. Sollte es Ihre Gesundheit
erlauben, so bitte ich, uns bei der in der Mitte des
folgenden Monats zu feiernden Hochzeit durch
Ihre Gegenwart zu erfreuen.

Der Oberamtmann Ludwig M.

Ich klag' nicht; es giebt eine Nemesis, ich empfind' es täglich mehr. Starr sah ich gestern, gedankenlos; ich könnte leben. Elise und Ludwig, Klingt's anders, als Elise und Julius? O Gott! meine Geliebte in den Armen eines andern, und ich, ein verflohenes Weiritter! Dich klag' ich nicht an, o du meine Geliebte; mich trifft es; es giebt eine Nemesis!

Mein ganzes Wesen hat die Nachricht in Aufrehr gebracht; die ganze Nacht hab' ich von ihr geträumt wie niemals.

Hier im Zimmer ist's kühl und gut; draußen vergeh' ich.

Den 2ten September.

Bess' ich etwas, meine Wilhelmine, den Verlust hätte ich nicht ertragen! Nichts scheint mir so zu gehören, daß ich es nicht in Ungewissheit überlasse, fällt jemand ein es anzudeuten, von nichts bin ich so überzeugt, daß, wollte mich jemand beschuldigen, ich wagen würde ihn kräftig zurück zu weisen. Die Leute nennen mich ungerath, eitel; man besticht mich durch Einbruch:

ich verhalte mich ruhig, ich bin es, und des Geräubten halte ich mich nicht werth.

Wenn ich Dir noch diesem Eingange mittheile, daß mich der Bräutigam meiner Elise zur Hochzeit einladet, wirst Du es nicht auffallend finden, daß ich ernsthaft daran denke, zu der festgesetzten Zeit zurück zu kehren. Ich stehe und weine wie ein Knabe, der erwacht und sein Lämmchen nicht mehr findet, und der rathlos ist, an wem er sich wende. Leben möchte er fragen und scheut es zu thun; die Leute wissen nicht, wie lieb er es hatte, wie es am Morgen und am Abend seine einzige Freude war. Er tritt, und sinket es auf den Knien eines großen Mannes, und wagt nicht zu sagen: das Lämmchen ist mein; das Lämmchen sieht den Knaben, möchte dem lieben Jungen entgegen hüpfen; ein strenger Blick hat es verschüchtert. Hätt' ich Kraft es wieder zu erlangen, wie könnt' ich es beantworten, sie ihrem Unglücke zu überlassen; mich liebt sie, ist auch in Ludwigs Armen mir bis in den Tod treu; wie könnt' sie ihren Julius vergessen, ihren unglücklichen Julius, der nichts für sie vermag? Nein ist Elise, und wie Ludwig möchte ich sie nicht beßern. Sie besucht eine Freundin

auf dem Lande: er, ein Beamter der Gegend, sieht sie, steckt sich hinter Mägen und Bänke, läßt sie zurückreisen, durch einen Freund schriftlich anhalten — o wenn ich das je vermocht hätte! Blick und Kuß und Händedruck sagten mir: Elise gehört mir; und er will sie so erwerben!

Den ganzen Porgang theilte mir ein Bekannter mit, der anfangs nicht mit der Sprache heraus wollte; man hatte geglaubt, die Nachricht würde mich erschrecken, und er meinte, ich sei in Elise verliebt; nun, ich möchte mich fassen als Mann. Ich war ruhig; in alle Freigleiten ist sie mein, und die guten Leute möchten mich schonen, meinen, ich sei in sie verliebt! Ist es doch gut, daß kein Mann weiß, was für eine Vergangenheit er in einem Mädchen umarmt, welches Bild mit in sein Haus zieht. Viele wollen es nicht wissen, ein Thor glaubt, seit Anfang in diesem Herzen gewohnt zu haben, und gerade wenn ein Mädchen Herz voll ist, steckt als das trojanische Pferd, täuscht es am leichtesten. Man hört das Wasser gekürr bei jedem Schritte, Warnung wird von den Schlangen ertönt, der Verblendete reißt die Mauern nieder, Ilion steht in Flammen, und Helios empfängt die Eeligen zurück. Es hat

einen Weiz, mit seiner schönen Frau allein im Zimmer zu sein, und in dem Gedanken verbindet Amor viele mit seiner Binde; für mich ist es ekelhaft. Gott, und Elise so hinzugeben, die Würde ihrer Jugend einem alten Leckerjahn! Wilhelmine, ich schüttelte wie ein Gefangener mit meinen Ketten, wie ein Held, der eingesperrt sein Volk die Freiheit erkämpfen sieht, von Schlachten und kühnen Thaten hört, und ergrimmt über sein Geschick, den Schädel gegen die schwarzen Thurmmauern zerbricht. Hätte ich ruhig fortgelebt, hätte ich mich nicht selbst dem Boden entrißen, sie wäre jetzt mein Weib, und ich — wäre unglücklich, und sie härmte sich ab, daß sie mir nicht helfen könnte, und die Kinder hätten nicht Vater noch Mutter. O, meine Schwester, es ist ein verderbliches Schicksal das mich verfolgt! meinen Punkt zu finden, fordert mein Leben, und bis das geschieht, wird alles von mir gerissen, wofür ich einmal leben möchte. Ich ahne mein Geschick, ich sehe, wie ich geschlagen, ohne mein Ziel zu erreichen, bald ganz allein da stehen werde, ein warnendes Beispiel, wie man es nicht machen müsse. Mein Vater fragte mich als Kind, was ich werden möchte; ich sagte: ein

großer Mann, aber nichts! er lachte mich aus und sagte zur Mutter: Julius spricht wie ein Kind. Das geht nun alles in Erfüllung! Alle die Lieben sinken vor mir dahin; wer sollte auch der Letzte sein? —

Julius.

Das Ticken der Uhr ist mir unangenehm; ich mag nicht hören, wie mir die Zeit zugemessen wird.

Ich kenne vielleicht zwei Menschen; alle Begegnende sind mir verschlossene Bücher; wie vor fremden Christzügen steh' ich vor ihnen, finde nicht Ton, nicht Wort, nicht Bedeutung. Gott kennt sie alle, alle, und sie wohnen in seinem Herzen; er sieht durch unser Willensgehäuse das Bild, welches jeder verschließt.

Das Zusammenordnen der Gegenstände ist ein anderes für jede Kunst. Alle streben sie dahin, ihre Schöpfungen in sich zu vollenden, und nur das gehört für eine jede, was sie ohne fremde Beihülfe durch ihre Mittel dem Beschauer klar darstellen kann; eine wirkliche dramatische Scene

kann nicht eben so gemalt werden; sie bedürfte des Wortes, der Erklärung. Das Drama stellt eine ganze Entwicklung als Einheit hin, bringt dem Geiste eine Idee zur Anschauung. Dies ist die höchste Kunstschöpfung; wir sehen darin den ganzen Menschen in seiner Beziehung zur Welt.

Die Namen, wie sie ganze Menschen, Völker, Völker in sich fassen, in ihren tausend Beschäftigungen, in ihrer wegenden Gedankenwelt, erhalten für mich Bedeutung.

Ich sehe wie das Leben in die Sprache gefaßt wird, und eine Grammatik ist mir ein köstliches Buch; unter jedem Worte blickt ein Gesichts hervor, und ich lerne erst jetzt das A b c.

Ein Wort, „Haus“, wie umfassend, wie schwankend! alle die unzähligen Häuser tragen denselben Namen. Diese Unbestimmtheit allein macht die Sprache fähig zum Austausch der Gedanken, obgleich dadurch wieder bedingt ist, daß keiner den andern versteht, weil jeder dem Worte einen andern Gegenstand, einen andern Gedanken, unterschiebt. Besonders auffallend ist dies bei

den alten Sprachen. Wähtlich, wir kann sich von unsern Vorstellungen los machen, wenn wir das ganze alte Wesen Fleisch und Blut? Die fremde Wärmegruppen steht dies alles vor uns, und wer es am weitesten bringt, steht Schönheit der Formen. Andächtig niederzinsen vor einem Götterbilde — es wäre lächerlich! Auch der Geist steht; wir tragen den unseren in die Form.

Was ist nicht alles unter der Gegenwart Christi im Abendmahle verstanden!

In die Sprache begräbt sich die ganze Welt eines Volkes; wir müssen sie herausgestalten, die Wortorganismen neu beleben, daß sie ihre Glieder regen. Aus dem Worte treten die Gestalten hervor, durch die ich dann wieder zu jenem zurückkehre; die ganze Welt muß ich durchlaufen, um zum Worte zu kommen.

Zum wahren Gottesdienste gehören alle Künste. Soll ich die Tanzkunst ausnehmen? die unsrige gewiß. Geh' aber nach Hien, und sch' wie die

Derwische ihren Schrein umkreisen. Eine heilige
Zangensuß dieht noch zu wünschen.

Ueber die andern Künste erhebt sich das
Wort; es befruchtet den Geist, und stützt ihm
seine eigentlie Nahrung zu. In der Gesammt-
heit der Sprachen müßte die ganze Welt liegen;
die Sprache jedes Einzelnen umfasse sein ihm er-
worbenes Gebiet. Die Unbegrenztheit des Worts
des bechränkt jeder durch seinen Gebrauch, und
erwirbt sich so das allgemeine Gut; der aber
kann es nur sein eigen nennen, der nur eine
Herrschaft darüber führen, der in diese Hölle
sein Leben ergießt. Die Sprache ist ein Schatz,
nicht durch einen glücklichen Durs zu gewinnen,
sondern mühsam zu erarbeiten, da mir kein Wort
gehört, das ich nicht zu erfüllen vermag; sie ist
nur das Ergebnis der Gegenstände, deren Ge-
danken ich erkannt habe.

Den höchsten Genuß haben wir im Reiche des
Gedankens

Ein Volk muß auch zum Genuße des Höch-
sten befähigt sein. In Griechenland blühte das

Theater in der gebildetsten vielseitigsten Stadt; in Rom unterlag es unter Decorationen und Prunktügen. Vielleicht ist der Deutsche durch seinen ernsten Sinn und seine mannigfache Ausbildung am meisten geeignet zur Tragödie, wenn wir nur erst statt der Stubenluft heitere Lebensluft athmen; und gehört das Reich des Gedankens vor andern! Freilich hat er uns auch auf viele Irrwege geleitet; denn überall, wo oft nicht in der rechten Form lassen wir ihn hervortreten, und werden dadurch unfähig etwa Geschichtsschreiber zu sein: Gedanken über die Geschichte sind keine Geschichte.

Erholung ist das Theater keinesweges, sondern Arbeit, Aufregung des Geistes, ein Fest, eine Feier für denselben.

Flieht der Gedanke, so rächt er seine Achtung durch des Volkes Entartung.

Ph. schreibt mir: „Es ist ein Fluch, der auf allen unsern Productionen ruht, daß wir uns nirgend versuchen können, ohne daß sich uns bedeutende Vorbilder aufdrängen, deren Einfluß

aufzuheben eine seltene Energie erforderlich ist. Die Lyrik erlaubt hier immer noch das freieste Zeigen der Individualität, wenn sich jemand rein auszusprechen vermag. Neue Gedanken muß man nicht erwarten, denn was da zu sagen ist, möchte wohl gesagt sein; aber es kommt dabei nicht so wohl darauf an, wenn sie nur nicht ganz gewöhnlich sind, als auf Form, Zusammenstellung und schöne Auffassung; die machen den Künstler!"

Musik erlaubt jedem hineinzutragen, was er mag und kann, erschafft leicht und zwingt nicht wie der Gedanke. Daher verbot jemand seinen Schülern das Erlernen der Musik.

Shakespeare stellt keine schlechten Tagediebe hin: nur ein niedriger Künstler kann seine Figuren niedrig fassen, und bei Hallstaf alles im Bauche suchen. Darin liegt es nicht, der braucht ihn nicht zu einem Monstrum zu machen, und wie wird ein Feind sich unter gemeines Gesindel stellen? aber so weit ist es gekommen!

Ein Künstler liebt Menschen; überall glaubst du, könnten sie dir begegnen, und doch sieht er

ſie nur; nur im Traume erſcheint dem Raphael die Madonna!

Der größte Künſtler iſt der, in dem ſich die ganze Menſchheit erkennt, in deſſen Geſang die ganze Welt einſtimmt!

Der Bildhauer ſtellt dem Volke ſeine Helden vor Augen, die ein jeder im Herzen trägt, wie die Griechen ihre Götter.

Was die Künſter in ſich tragen, muß an das Volk geſiegt kommen, und dies iſt Sache des Künſtlers; er blickt dem ganzen Volke in das Herz. Durch den Genius erhält dann das Natürliche ſeinen Adel.

Die Kunſt wirkt nur durch die, denen ſie das Siegel ihrer Herrſchaft anvertraut hat, jeden falſchen Abgeſandten in der erſten That entlarvend. Ein echter Künſtler iſt vor allen ein Gottgeſandter, ein Seher ſeines Volkes, und iſt auch immer als ſolcher verehrt worden; ihm iſt ein Bild in den Himmel und in die Hölle vorzudrängen. Der Dichter ſteigt in die tiefeſten Abſenken ſeiner

Geistseigenthümlichkeit, und klärt uns auf, indem er uns unerwartet in uns hineinblicken läßt, indem er plötzlich an das Licht hebt, was unbewußt in uns schlummerte: das macht ihn zum Bildner seiner Zeit!

Am Herzen ist jeder zu erfassen, daß er sich rege, und die Augen öffne; der Dilettant spielt um den schlafenden Gott. Der Poete muß bekennen: ja, das ist, was ich ahnte! Die gewöhnlichen Worte sind es, und doch konnte sie niemand aussprechen; nun ihnen der Stempel eingeprägt ist, weiß sie ein jeder.

Das Maaf hat und giebt der echte Künstler; die Kunst ist geabelt in allen ihren Bewegungen. Der Poete scheut den verdorbenen Geist; der Künstler kennt ihn.

Die englischen Wörter sind zusammengeschrumpft wie Großmütter; aber sie haben Jahrtausende gesehen und wissen indische Märchen zu erzählen; die griechischen sind schöne Jungfrauen! man sieht das Blut unter der feinen Haut, sie

haben ein Schicksalsgefühl bis in die Fußspitzen.

Kann denn niemand einen modernen Prometheus schreiben?

Die Tragödie ist das wahre Lustspiel; ich sehe darin Menschen strebend, ringend, scheiternd; das sogenannte Lustspiel aber, falsche, halbe Richtungen, Aufgeblasenheit, lächerlicher Ernst, kann nur Trauer erregen, kann nie Reinigung des Gemüthes bewirken. Himmlische Heiterkeit, göttliche Lust herrschen in der Tragödie; es ist ein Schauspiel für einen Gott, einen leidenden Menschen zu sehen, das heißt einen strebenden. Der Tragödie hat glänzende Reinheit des Gemüthes; der Lustspielbichter ist ernst und verstimmt über die Thorheiten der Welt. In einer wahrhaft kernigen, streubigen Zeit wird sich die Tragödie ausbilden unter den Flügeln des Friedens; in einer sinkenden, zerreißenen, betrübten die Komödie. Alle Thoren mit Wänschen und Bestrebungen können sich da ergehen, während sie die Höhe einer großen Zeit nicht erreichen, darnieder gehalten werden, und erst wenn die Fohrie flakt, auf-

austauschen. Der ernste Mann lehrt sie da kennen; den Philosophen drängen sie zurück, den Dichter treiben sie, seinen Unmuth über die Zeit in trübem Bildern und Hinzustellen. Unsere Zeit, die nach solchem Aufschwunge sich plötzlich gehemmt sieht, und in Fathheit zu versinken droht, weil sie nicht fortschreiten kann, wie Griechenland nach seinen Befreiungskriegen, ist leider in einem unglücklichen Schwanke befangen: es zeigt sich keine echte Begeisterung — wohin sollte sie führen? und auch kein Hinarbeiten auf ein anderes Extrem. So lange wird sie beschwichtigt werden, bis sie nach einer oder der andern Seite ausbricht, einen Aufschwung nimmt, der alles mit sich fortreißt, und für den sie reif ist, oder in Elend versinkt, wie es auch nicht geringen Anschein hat. Auf jenem Wege kann es Tragödie geben; versinkt sie, so werden Lustspielmacher und Philosophen, die Götter einer umnachteten Zeit, nicht ausbleiben, und ihr den Grabgesang anstimmen!

Sie haben die Weisheit und wissen es nicht,
Sie sprechen das Wort und verstehen es nicht!

Kriener wagt ein großes Wort zu sprechen, in der Furcht doch nicht durchzubringen.

Allen Künsten fehlt es jetzt an einem recht begeisterten Vorwurfe, und nur aus sich kann ein Künstler nicht schöpfen. Auf der andern Seite thun es wieder nicht die Modelle allein; beides muß zusammen kommen: dem Sinne des Künstlers bietet die Welt den Gegenstand.

Ich lebe der Gegenwart, freue mich wenn es grünt und schneit; bleibe mir diese Freude nicht, dann werde ich aus der Vergangenheit schöpfen.

Jeder Mensch bewahrt in seinem Heiligthume einen gordischen Knoten; es wird ihm ein Pfund vertraut, er erhält die Fäden zu seinem Lebensgewande. Mit diesem Pfunde wuchert er, diese Fäden webt er; jener Knoten aber enthält sein Schicksal; an seine Lösung ist sein Leben geknüpft, und nicht leicht ist seine Verschlingung zu entwirren. Es gehört viel dazu um zu sterben! Lösen sich aber die Bande, werden sie zerhauen, dann ist der innere Mensch abgestorben, der Leib stirbt nur schneller oder langsamer dem Geiste nach.

Der Mensch stirbt an der That seines Lebens;
dem Dichter aber ist wie Alexander das Schwert
in die Hand gegeben.

Ein Kind pflege, einen Knaben hute, einen
Mann laß für sich selbst sorgen.

Keine Kunst kann an die Stelle der andern
gesetzt werden; ich kann kein Gebieth malen: der-
selbe Gedanke kann zum Grunde liegen; für die
verschiedenen Künste gestaltet er sich verschieden.
Ein Bild des Narcissus möchte denselben Ein-
druck machen wie Goethe's Fischer; der Maler
kann ihn nicht mit der Angelruthe an das Was-
ser setzen: das feuchte Weib erkenn' ich im Ge-
sichte des Versinkenden. Claude Lorrain macht
jeden Fischauer zum Fischer.

Jeder Mensch ist ein Mikrokosmos; Thiere,
Pflanzen erheben sich nicht über ihren Gattungs-
begriff. Der Maler hat in diesen die ganze
Gattung aufzufassen und zur Anschauung zu
bringen.

Jedes Instrument ist eine Person. Wie im Drama steht sich jedes frei; aber es gäbe kein Kunstwerk, stelte sie der Componist nicht neben einander. In dem Tone eines Instruments kommen indeß die verschiedensten Charaktere zusammen.

Der Ton ist das Ketzerische, Göttliche in den Gegenständen, ihr innerstes aller Aufhängigkeit entkleidetes Wesen, giebt nur den reinsten Gesichtspunkt an.

Die in den Tönen verborgenen Gestalten treten uns an wie Geister; dem Verständigen sind sie nicht sichtbar; sein Auge reicht nicht in jene Welt.

Haydn hält in den Jahreszeiten die scharfe Grenze der Musik; Beethoven in der Schlacht von Vittoria überspringt sie.

Haydn arbeitete auf Bestellung — wo bleibt da die Nothwendigkeit in seinem Schaffen? Wenn er anknüpfte, war es da: eine echte Künstlernatur.

Musik drückt nicht das Wort aus, sondern was dieses nicht auszudrücken vermag; sie sehnt sich aber nach dem Worte.

Das Wort stellt die Sachen hin, was darin für Bilder für Musik enthalten sind, erkennt der, dem es gegeben ist.

Die Tragödie führt uns das Leben vor, in so fern eine höhere Leitung darin besonders sichtbar wird: die Gottheit, in der Stimme des Volks erscheinend, bildet ihren Grund.

Ruhig wohnen die Wölker wie das spiegelglatte Meer, in dessen Tiefe sich unzählige Geschöpfe regen, das unzählige Schiffe trägt. Der Sturm kommt, tausend und aber tausend Wellen steigen empor; doch wenn er ausgetobt, sinkt alles in der Mutter Busen zurück, und herrlich geht die Sonne unter über den beruhigten Klüften. So versöhnt muß der Zuschauer entlassen werden.

Poesie ist der Gedanke, welcher Gegenstände zu einer Einheit durchbringt: auch der Philo-

soph, der die ganze Welt zur Einheit durchbeugt,
ist ein Künstler, und zwar der wahre Mal-
künstler.

Tragödie stellt den Kampf des Himmels mit
der Starrheit der Welt dar; der Künstler läßt
in allem Irdischen seinen Himmel erglänzen.

Der Bildhauer schafft die Form, der Maler
legt die Seele in sie, der Musiker weckt den da-
rin schlafenden Ton, der Dichter verleiht ihr
Sprache: man könnte ein Märchen daraus ma-
chen, daß Zeus die Künste auf die Erde gesandt,
sein höchstes Kunstwerk einen Menschen zu bilden.

Der Uebergang vom Stille zum Tone ist
schwer zu finden; es fehlt die Verbindung wie
zwischen gesprochenem und geschriebenem Worte.

Gedichte sind die Grabchriften entschlafener
Tage.

Der Tod in der Tragödie muß notwendig
sein; jeder muß die Unmöglichkeit fühlen, daß das
Leben fortbauere. Romeo konnte ja den Brief

erhalten, aber sein Leben war erfüllt in der Liebe zu Julia: durch die Starrheit der Welt wollten beide ihren Himmel geltend machen und scheiterten an ihr. Antigone als höchstes Muster hinzustellen, ist einseitig, führt leicht zu Berechnungen; Oedipus ist eben so gut Muster.

Der Künstler steht über seinen Figuren nicht als Despot, sondern wie ein Fürst, der seiner und seiner Untertanen gewiß ist.

Die Jugend mag der Künstler bilden; das Alter hat gewählt.

Kann eine menschliche Form dies fassen, oder sind Halbgötter oder Ungeheuer dazu erforderlich? diese Frage wehret dem Uebermaße. Menschen laß sich frei entwickeln, und ordne sie als Künstler; doch es giebt nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Gnade.

Die Kunst ist unsterblich wie das Leben, und frisches Leben wird auch Kunst erzeugen. Dies Leben hervorzurufen liegt in der Thatkraft von Männern, die alles in Bewegung setzen; wie der

Winter über die Länder fallen, oder eben dann
Feierzeit und Frühling erwecken.

Es giebt keine absolut komische noch tragische
Szene; die Stellung macht sie und der Dichter
ist der *noyveau*. Ein Todesfall wird hier be-
trauert, dort bejauchzt; Sokrates eine komische
Figur; Antalkidas machte die Perser lachen über
Leonidas und Kallikratidas. Absolutes muß sich
überall auf gleiche Weise geltend machen.

Jeder entwickelte sich frei in den ihm gezei-
ten Grenzen; sein Leben gebe wie das des So-
krates eine reine Harmonie; er wußte was er
war und was er wollte.

Den 11ten September.

Der Angriff, geliebte Schwester, galt mei-
nem innersten Leben! Nun ist ihn glücklich über-
standen, fühlt ich mich frei und leicht, und von
all dem Lärmen und Tögen der Gedanken in mir
ist nur eine leichte Wallung noch zurück, ein Er-
zittern, das mich an die Ruhe nicht glauben läßt,
wie nach einem heftigen Schmerz. Der Nerven

müß' ich ein Liebes opfern, daß sie meine Klarheit nicht trübe — ach, Wilhelmine, sie hat es vorweg genommen! ich darf dem Schleier nicht wegziehen, den ich wie eine kernlose Regennacht darüber gelegt. Jetzt, da ich in mir erstarrt bin, fangen die Wunden zu bluten an, und ich muß wie ein Verjagter die Augen abwenden von den weinenden Bewohnern, die einem andern Herrn zufallen. Kann ich es aussprechen, ich möchte sagen, dieser Verlust sei eine Schilzung höherer Hand, mich zu beschränken auf die Mittel, denen ich gewachsen bin. Dahin hab' ich mich in diesen Wochen mit allem Eifer, mit aller Festigkeit eines neuen Aufstrebens gewandt, und bin hoch erfreut, endlich mich an einem Punkte ergaßt zu haben, der mein Lebenspunkt scheint. Alle andern Anregungen lassen mich, wenn nicht kalt, doch unbefriedigt; ich erkenne mich nicht in denselben. Große Bauwerke, die sich wie große Gedanken über uns wölben, die dem fernen Wandler wie ein himmlischer Gruß begegnen, unter denen Jahrtausende hinglehen, erfüllen meine Seele mit Ehrfurcht vor einem Manne, dessen Größe den spätesten Enkeln eine Stätte weihet, vor den Schauern einer Heiligkeit, denen der

Herzhafteste nicht widersteht, und schon bald ich hinüber nach dem warmen Herzen dessen, der allen Reiden und Freuden vieler Geschlechter einen Ruhepunkt gab. Der Keinerne Mann steht noch jetzt liebend auf die Vereinzeltstehenden, und jeder, dem hier musischer Balsam lindernd in die Seele troff, blickt dankbar zu ihm auf. Wenn Fürsten und Völker Gott ihr Innerstes erschließen, wenn sie ihre heiligsten Handlungen vereicheten, für Sieg und Errettung danken wollen, eilen sie zu ihm; der Mensch von der Wiege zum Grabe in seinen höchsten Momenten gehdrt ihm, der zu schaffen mußte, was unseres Vaters im Himmel ist. Diesen Grund alles gesellschaftlichen Lebens, dem sich alles andere bekleidend und ersüllend anschließt, such' ich unter allen Völkern zuerst, und verweile heiter oder ernst unter den leichtesten Säulenhallen von Pellás, oder in der jenseitigen Dämmerung unserer Dome. Beide stehen genügend da; aber was bleibt uns? Zusammenfügung, Mischung aus diesen entgegengesetzten Elementen? wir haben gesehen, wohin sie geführt hat: reines Wiederherstellen des einen oder des andern Styles? wie ist das möglich? Griechische Bauwerke bedürfen eines griechischen Him-

meis; gothische sind das Werk einer großen, ahnungsvollen Zeit, sind die Schöpfungen von Riesengeistern. Es giebt ein Drittes, Keines, einen Styl für unsere Zeit, es giebt einen Baumeister, der sie begründen wird, der ihr die Lagerstätten anweist; mir fehlt der Blick dafür; aber Kirchen, Palläste, Theater wollen jetzt ganz anders gebaut sein, und was wir sehen, zeichnet sich mehr durch Schönheit des Schmuckes, als durch großartige Auffassung des Ganzen aus. Allen Fieiß sehen wir auf jenen verwandt, als fürchtete man, daß einfache Größe nicht anerkannt werde, als wäre man nur bedacht die Leute zu blenden, statt sie durch ein schönes Ebenmaaß zu erfreuen, statt sie durch jene einfache Größe zu erheben. Freilich gehört Resignation dazu, um groß zu sein, und ein Vertrauen, von dem wenige eine Ahnung haben. Bravourarien möchte ich viele Bauwerke nennen; der Kenner durchschaut sie eben so sehr, wie ihm die feinste Andeutung eines Meisters nicht entgeht; der Kenner weiß, was dazu gehöre, ein Werk hinzustellen, und der Unverständige sieht es zu seinem Schrecken, sobald er sich vermißt, selbst Hand an etwas zu legen. Citiere

zeit nur unterhält uns von ihrer Größe und führt den reinen Genuß.

Was ich Dir da erzählt, Wilhelmine, magst Du auch auf Sculptur, Malerei und Musik beziehen. Alle Meisterwerke, deren hier nicht wenige versammelt sind, hab' ich wiederholt und immer von neuem betrachtet, habe viele treffliche Musikstücke gehört, und was das Alte und Neue betrifft, ziemlich dieselben Bemerkungen gemacht. Obster in den Stein zu hauen, ist nicht an der Zeit, große Basreliefs mit Triumphbögen fernere Asien haben nicht unser Herz, und einfache, allgemeine menschliche Darstellungen wie Tag und Nacht von Thorwaldsen rühren am meisten; das Ansehn wollen wir, unsere Helden, unsere Großen lebendig auf allen Plätzen, unsere Heeresszüge in Eisen gehauen unter den Thoren und Hallen, wie in den indischen Bergtempeln, daß sich das Volk darin erkenne, daß es dem Engel zeige: der führte uns zum Siege! Manches ist darin geschehen; wie unendlich vieles bleibt noch zu thun? Heiligenbilder, Madonnen — man möchte sagen, die wären gemalt, Oratorien wären componirt; ein Tu es Petrus bleibt uns ohne Wirkung: eine evangelische Kirche muß gebaut werden, zu der

Alle evangelischen Künste sich vereinen. Jetzt ist alles aus katholischen, lutherischen, protestantischen, bischöflichen und was noch für Elementen zusammengelegt; keiner weiß, woran er ist; es fehlt ein gemeinsames, alles durchbringendes Element, das allein harmonische Schöpfungen hervorrufen kann, es fehlt dem deutschen Worte eine dramatische Musik, wie sie das französische in Glück gefunden hat. — Doch, wie das alles werden kann, weiß ich nicht; wem es gegeben ist, der wird es finden, und hat er dann Kraft zur Ausführung, wird er es ausführen. Kommen muß es, davon können wir überzeugt sein; denn es fehlt, und unendlich viele ahnen den Mangel, ohne sich seiner recht bewußt zu sein: sie sehen eine Unzweckmäßigkeit, fühlen ein Mißbehagen, eine Leere, deren Grund sie nicht recht angeben können. Es muß eine Thür geöffnet werden, und ich höre schon die Bauleute hämmern, und die Propyläen zu eröffnen und das harrende Volk die reine Jungfrau erblicken zu lassen, die aus dem Haupte des Zeus sprang.

Werin ich mich aber erkenne, meine Schwester, das ist das Menschenleben; da hinein fiel der Blick auf dieser Reise; der Menschen Unters

einandersehen, ihr Ringen und Streben, das fesselt mich, das verlangt mich auszusprechen: dem Worte, dem gesprochenen Worte möcht' ich sein Recht wieder geben, den Menschen in seiner Ganzheit handelnd einführen. Das Theater ist mein Gotteshaus! Als Kind schon ging ich mit Ehrfurcht vorüber, als Jüngling begrüßt' ich meine Thungen in einigen Gestalten, die seitdem verschwanden, und mir ein Verlangen zurückließen, dramatische Künstler hervorzurufen, das sich nur stillen wird, wenn die einst erstanden sind, deren Gestalten mir jetzt schon verschweben. Jetzt treibt es mich mit allen Kräften zurück zu meinen Freunden, ihnen mich darzulegen, und mit ihnen zu vollbringen, was meines Lebens Aufgabe scheint. Reißende Thiere nur brüllen heut durch die Wildniß; die Menschen scheinen gewichen, und lassen sich staunend erzählen, wie herrliche Städte dort begraben liegen.

Den 17ten September.

Daß die unsrige eine kalte Stadt ist, hab' ich nie lebhafter gefühlt, als da ich wieder durch die Häuserreihen wie durch eine Reihe Soldaten

schrift; alle sind so gerade aufgestellt, kein einladender Blick aus den Steinmassen, und die wenige Erinnerung für mich zu trübe. Die Kadern an Cliffsens Wohnung waren geschlossen, als habe sie die Auentlieber zugebracht, zum Schlafe, zum Tode; der Garten ist öde, Geister schienen darin umzugehen: nur der alte Thürsteher grüßte mich freundlich, und Hector sprang auf mich los, daß er sich in dem Kettenbunde beinahe ersäuft hätte. Der Alte faßte meine Hand, lächelte wehmüthig und schien erzählen zu wollen; aber er vermochte sie nur wiederholt zu drücken und sagte: „vorigen sind die Herrschaften auf das Land gerückt. Ihm, setzte er kopfschüttelnd hinzu, wir hatten anders gedacht, und wer die Braut gesehen! — Das nimmt kein gutes Ende.“ Damit wandte er sich traurig von mir weg, und mir vergingen Tag und Abend über dem Bilde der weinenden Braut in ihrem Kämmerlein.

Carl hatte ich kurz vor meiner Rückkehr noch geschrieben; aber als ich ihn am Tage meiner Ankunft unerwartet auf einem Spaziergange treffe, und ihm freudig überrascht in die Arme laufe, hatte er den Brief noch nicht gelesen; „er habe nicht gewußt, was er enthalte.“ Dies hielt uns

einige Augenblicke kalt, bis ich mein Herz nicht länger zögerte, und ihn mit Hinausfog zu einer himmlischen Berausung, in der wir uns verklärte wieder erkannten, und uns nun unentbehrlicher sind als je.

* * *

Eine Reife schafft menschliche Berührungen, und die meinige hat mir dieselben zum Lebensbedürfnisse gemacht. Höre ich dann hier die Leute sich glücklich preisen, daß ihnen vergönnt sei ruhig zu bleiben, fühlt ich mich unwohl über die Unbereitsamkeit, die sich in einen Winkel versteckt, und keinem Bruder die Hand reichen mag. Wie ist das in meiner Heimath so ganz anders, wie sammelt sich da der Nachbar zu dem Nachbar unter der Linde mitten im Dorfe, oder im Winter um den gastlichen Herd. Sie kennen sich alle, und stehen für einander, und eine tüchtige Zeit kann rechnen auf ihre Männerherzen. Zu kämpfen haben sie freilich gegen Himmel und Erde, gegen die Wetter und gegen die Wasserfluthen; aber da können sich Menschen zeigen; die Hilfe folgt der Noth, und jeder fühlt sich arbeitsam, wenn er den Tod nicht scheuen konnte für Weib und Kind in ihrer Bedrängniß; jeder tritt mit

mit Freuden; er kann zurückblicken auf seine Jugend, und sein Name lebt in der Erinnerung schöner Sagen, in Liedern und Gesängen feiern ihn die ersten Meister, wie Bürger den braven Mann, wie Götze Johanna Sebus. Selbst einem Mächtigeren zu unterliegen, wird ihnen nicht unehrmlich; die ihr euch aber vereinzelt, ihr fallt, wenn die Stunde schlägt, eine nichtgeachtete Brute!

Dem andern, denkt man, werde alles so klar sein, wie man es im Innern gefast hat, und der Mißverstand beginnt mit dem ersten gesprochenen Worte. „Ich hätte nur einen Blick für das Schlichte,“ meinte der Hauptmann; „mein Feuer würde sich abkühlen! Die Jugend dünkt, so könne die Welt nicht einen Tag bestehen, und wenn sie am eifrigsten geredet, müsse sie ruhig in das Alte eintreten. Im Alter sah man, es ginge nicht anders, und es wäre alles recht gut.“ Am Abend saß ich zu Hause, lernte Jo ho, und legte mich dann ruhig nieder.

Sprachformen muß man in einer Zeit lernen, wo man sich nicht viel dabei denkt; amo,

ami, amo, ist mir jetzt ein ganzes Leben. Ich
hänge meinen Gedanken nach, und lerne nichts.

Den Vffen September.

Der Wald ist entblättert, meine Klagen ster-
ben traurig kahl, der Wind führt über die Eiden
Nester — wär' ich ein Stoppelfeld, ich wäre doch
gewesen; so bin ich nichts, und abermal nichts!
Manchmal ist mir's, als wär' ich auch kein Bru-
der, aber ich ertrag' es nicht; Thränen brechen
hervor, und ich liebe Dich, Wilhelmine, Du mein
einziger Treß! Na mir selbst hab' ich keinen.
Bleibe Du nur treu, vielleicht, daß alles noch
gut geht.

Nach Morbach komm' ich selten; es ist kahl
und unersreulich. Eiß' ich einmal im Zimmer
bei den Alten am Tische, und lauscht Ranny auf
meine Erzählung, dann wird mir wohl einen
Augenblick leicht — wäre nur der Weg nicht so
kahl wie ich selber! Das hält mich im Zimmer.

* * *

Schlafen laßt mich, schlafen! Es ist etwas
Stilles um den Schlaf! jedes Wunsch's ver-

geht ich in ihm, — wie wäre es möglich, zu leben,
ohne den Schlaf!

Carl hat, ich weiß nicht ob absichtlich, ein
Blatt bei mir liegen lassen, auf dem die folgen-
den Worte stehen:

Unser Prediger ist ein Prophet! Was wa-
ren das wieder für Worte! Sie verdienen in
Stein gegraben zu werden. „Ein ruhiges Wohls-
befinden der Menschen sei sehr schön, aber es er-
wecke keine Freude im Himmel: das sei nicht unser
höchstes Ziel: in einem solchen Zustande könnte sich
der Mensch nicht in seiner ganzen Kraft bethätigen.
Ewiger Fortschritt, geistiger Kampf sei uns ad-
eulich, um zu erkennen, wie sein Sünder, um
Buße zu thun, und dann die höchste Freude im
Himmel zu erwerben.“ Ja, das ist es, worauf
alles hinarbeiten muß, „das sind die freuden-
reichsten Zeiten, in denen die Menschen auch al-
lein errettet werden können — über den Gerech-
ten ist keine Freude.“ Wenn es nur einer be-
herzigt, wenn es nur einer vernähme! Goldene
Worte sind es! aber unbewegt, blind gehen alle
wieder nach Hause, und er selbst mag vor Echn-
sucht vergehen, seinen Arm zu regen, seine Stimme

mächtig zu erheben. Seht ihr den Stern nicht durch die Nacht schimmern? Berreißet ihren Schleier, laßt die Sonne auch ins geblendete Antlitz scheinen; sprengt die Pforten der Eingeschränktheit, reiße auf deinen Busen, und zeige dem Volke die Arbeit des Wißes, schreie ihnen ins Ohr, daß sie erwachen, daß sie umherschauen, und schreite Du selbst lähm voran! — Ja, das ist es eben! Großer Gott, habe Erbarmen, errette uns! Laß die Wasser, laß die Felsen reden! die Menschen sagen oder sind eingeblendet — und ich vergehe, und du vergehst, der ich dich mit hinausführe, und er vergeht, der uns alle erretten könnte. O Gott, ehnt' ich ihm doch an den Sessel schreiben: „Alter, du schidst!“

So weit Carl, und er hat Recht. Dieser Mann ist nicht groß genug, sich hinzugeben, kann sich nicht als Mittelpunkt hinstellen: er wäre ein zweiter Luther geworden! so läßt er überall seinen Kerger und Kerkruß auf.

Den 26ten September.

Ich bete für Deine Rückkunft, theure Schwester. Wäre die Stunde vorüber! in ängstlicher

Beforgniß hatte ich des Augenblicks, der eure glücklichen Tage segnen wird. Wahrlich, wer ein Leben führt, einträchtig wie Du mit Deinem Otto, über dem wacht das Auge Gottes; er wird Dich alles glücklich überstehen lassen. Ein Weib, das nie geboren hat, ist eine Frühlingsblume; sie steht keinen Sommer: eine kinderlose Ehe wendet ab oder erschläft, und doch, wie wunderbar ist hier Gottes Fügung! Wenn dein Leben dich anlehnt aus den Augen deines Kindes, wenn du erst einmal gesorgt hast um das theure Kleinod in bangen Nächten, wendet sich dein Inneres; es ist ein fürchterlicher Moment, der des Weibens! Angst und Wonne bestürmen die Sinnen in schrecklicher Verelnigung; aber ein Kind ist die Zukunft des Hauses, und wer sich nie Vater, Mutter nennen hörte, wem nie die Elternliebe erwacht, der verliert auch die Gattenliebe. Mann und Weib machen sich da wohl zu Kindern; aber der Schwermuth ist nicht zu wehren. O wie freu' ich mich, Schwester, Dein Kind an das Herz zu drücken, wenn ich im nächsten Frühjahr mit den ersten Blumen und Schwalben bei Euch erscheine, und Euch dann meinen Frühling entfalten kann. Mit jedem Tage wächst meine

Hoffnung, und kaum weiß ich jetzt von Schlaf;
so lebendig schreit' ich vorwärts. Bald hoff' ich
Dir ein fertiges Werkchen zuzuschicken, und mir
und meinen Freunden mich zu bewähren in einem
Sohne. Ungern verlirr' ich jetzt eine Stunde;
die ganze Außenwelt, das unerspriessliche gesell-
schaftliche Treiben sind nicht für mich vorhanden,
und Freunde und Bekannte wissen kaum, daß ich
zurückgekehrt bin. Ich bin jetzt so in mich ge-
sammelt, daß nichts Fremdes Eingang findet, und
daß ich ohne Hartherzigkeit sagen muß: wenn
du mich liebst, was geh' ich an? Weiß Gott,
wie es zugeht, aber ich bin im Schaffen so selbst-
zufrieden, blicke so wenig umher, als gäbe es
niemand außer mir, und bietet sich eine Zer-
streuung, bin ich so zerstreut, daß ich manchmal
lebhafte zu träumen glaube, wenn ich mich sammle.
Mir ist dann, als steh' ich wie ein Fremdling un-
ter allen den Menschen, als sei ich ihnen selbst un-
sichtbar, und sie zögen nun an mir vorüber in
den Traum eines andern. Die Thüre im Rü-
cken, ist alles vergessen, wenn nicht ein Blick wie
ein Sonnenstrahl durch das dicke Land blinzelt:
so glücklich bin ich in meiner kleinen Welt; seh-
nüchtige Klagen überlass' ich dem Norden. Ge-

fern nur überwand mich diese Stimmung; es war Elises Geburtstag. Im ersten Eifer hatte ich alles, was an sie erinnern konnte, versiegelt, ihr Bild tief verpackt; ich erwachte und fühlte Kraft, alles zu sehen, enthüllte das Bild, bekränzte es mit Aehren und Cypern und genoß einen seligen Morgen, bis ich am Tage die Fenster öffnete, und die Lichter vor dem Bilde aufleuchtete. Alle Briefe hatt' ich hervorgezucht: alle Blumen und Schleißen, der Ring mit ihrem Haar, und die schwellende schwarzbraune Locke lagen um sie, und ich habe das Zimmer nicht verlassen bis zur eindringenden Dämmerung, wo es mich trieb, nach ihrer Wohnung zu gehen: die Staatsrätthin war noch nicht zurückgekommen. Wenn man Jahre nachher nach einem Gestorbenen fragt, wenn man in ein Zimmer tritt, das sonst liebe Freunde bewohnten, in dem man lange heimlich war, und nun nicht mehr erkannt wird, wenn man aus der Welt zurücktrat, und ihr fremd geworden ist, fühlt man sich so unheimlich wie ich, als ich durch eine Pinterthür in den wohlbekannten Garten trat, und verlangte in das einsame Stübchen zurückzukehren. Vorwärts muß man treiben unaufhaltsam; wer sich ans Ufer setzt, gewinnt den

Strom schwer wieder; keinen abgeliessenen Tag muß man zurückerufen wollen! Nimm, was der neue reißt, und du wirst ewig jung sein; wer sich zurückerhnt, verfehlt die Gegenwart nicht.

Diese Gefühle des Lebens erwahten in mir in den verlassenem Gängen, bis ich mich dem Gartenhause gegenübe in der Hauptallee fand. Da gedachte ich des schönen Tages, der uns begünstigte, als ich mich zum Geburtstage des Vaters zum ersten Male hier befand. Der Saal hing an sich zu beleuchten, es belebten ihn alle, die er damals glücklich umschloß, und auch da mußte ich mein Herz hinaustragen unter den vollen Sternhimmel, an welchen ich noch selbst ein Bild zu setzen hatte; dem Liebenden bot er keine dunklen Stellen, keine Nebelflecke, er bedurfte keines Herschelschen Telescop's, um überall neue Sterne zu entdecken. Gestern erschienen sie mir wie Berggipfel mit Gräbenlichtern; wie in einer erleuchteten Höhle wandelte ich, und freute mich, da ich zu Hause wie an das Tageslicht trat; aber erst heute gewann ich meine Heiterkeit wieder.

Mein ganzes Leben ist heute an mir vorübergegangen; nur Eins möchte ich daraus wegwüns-

schen. Es hat einen Grund; damals allmächtig;
aber ich hätte mich überwinden, reiner, edler da-
stehen sollen: dem Gebesserten ist es ein Vor-
wurf, dem Ruhenden ein Stachel, der ihn im-
mer wieder aufreibt, der ihm seine Schattenseite
zu mächtig vor Augen stellt. Darin seh' ich Kör-
ner, als irgend weran, daß ich eine Vergangen-
heit habe, die mir zuweilen ganz abgeschnitten
ist, — ob es sich noch versöhnen werde, ob es
mir noch einmal verderblich über das Haupt
wächst, unveröhnlich? ich zittere davor.

Dreßte, du bist glücklich, deinen Pylades ge-
funden zu haben! Solch eine Durchbringung der
Geister in der Freundschaft, danach glüh' ich, solch
eine Gemeinschaft der Willen, solch eine Klarheit
einer vor dem andern, das ist meine höchste Be-
friedigung! Aber Dreßte und Pylades sind ein
seltenes Beispiel; wir andern nähern und ent-
fernen uns, wie wir nun grade verlangen uns zu
ergänzen, oder in selbstständiger Kraft dazustel-
len. So hat ein großer Mensch Jünger, Gene-

raße, aber keinen Freund; diesem giebt es nich
für ihn.

Unser Erdenleben hat kein Ziel; ein Tag
bringt den andern, und es kommt zu nichts: das
ist das Höchste, daß man es für seine Ueberzeu-
gung einsehe!

Ich habe bisher nur geträumt; muß ich auch
jetzt in Peter Sorge sein, so lebe ich doch.

Das Glück zu leben, kann ich an mir noch
nicht bemerken; aber es ist etwas Großes, an
einen Abschnitt, an das Ende gekommen zu sein.

Ungerechtigkeit muß sein, sonst gäb' es keine
Tragödie; ist es nicht die höchste Ungerechtigkeit,
wenn ein Mensch das nicht erreicht, wozu er be-
stimmt war? Von der Rehrseite freilich mag es
gerecht erscheinen; denn jeder fällt durch eigene
Schuld!

In spätern Jahren kehrt man zu den Ideen
der Jugend und Kindheit zurück, und sieht, wie

wahr man geföhle hatte, und wie man nur dem hätte folgen sollen.

Seht nicht in einem Manne wie Columbus mehr unter, als er that, mußte nicht selbst Christus sagen: „ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen?“ Nur ein kleiner Theil kommt zur Erscheinung. Wie mag Alexander die Idee gehabt haben, Orient und Occident sind Eins? er sieht es jetzt! Die Welt aber soll noch länger bestehen; Einer kann nicht alles thun; sonst wären wir am Ende der Tage.

Für nichts muß sich keiner opfern, das ist Dummheit! Brutus wußte, wofür er starb, der letzte Römer.

Ein Fürst, ein Künstler, alle müssen geboren sein.

„Schicksalssterne in der Brust,“ und: „jeder ist seines Glückes Schmied,“ sind gute Lebensarten; ich weise sie geradezu von der Hand! Warum

hat mich denn das Schicksal nicht anders gemacht?

„Du wirst nicht glücklich mit Julius,“ hat die Staatsrätin ihrer Tochter gesagt: „er hat keinen Sinn für Häuslichkeit, und es kränkt tief, wenn man liebevoll alles thun will und dann zurückgepfossen wird.“

„Wie freue ich mich,“ schreibt Elise an meine Schwester, mit der sie in'sgeheim noch zuweilen Briefe wechselt, „daß es doch ein Herz auf der Welt giebt, in das ich mein schwerbelastetes ausschütten kann,“ und Wilhelmine kann mir gar die Freude nicht schildern, die ein unvermuthetes Zusammentreffen mit Elise in dieser erregt hat. Sie hing an ihrem Halse, kitzelte und küßte sie, und ihrer Ehre nicht mächtig drack sie in einen Strom von Thränen aus. Dann blickte sie auf zu ihrer Freundin, und schluchzte und weinte von neuem, barg ihr Gesicht in den Händen und verging vor Behmuth, bis sie rufen konnte: „o Gott!“ Sie waren allein im Zimmer, aber sie konnten überrascht werden, und meine Schwester wandte alles an, die Ermattete aufzurichten. Diese sammelte sich endlich, und da sie sich bald trennen mußten; legte sie ihr Tagebuch in die Hände meiner Schwester. Wilhelmine sendet mir nun einige Blättchen aus

Elisens Tagebuch.

Ich habe nur Trost in den wenigen einsamen Stunden.

Caroline ist heute zu einer Freundin auf das Land gereist; die Einladung dazu ging auch an mich, aber, weiß Gott wie es ist, ich kann die Stadt nicht verlassen; an einem fremden Orte wäre ich von meinem Leben abgeschnitten. Sie war heute ungewöhnlich ernst; beim Abschiede traten ihr die Thränen in die Augen; Julius geleitete sie bis an den Wagen. Lange blickte er ihr nach; er schien sehr bewegt, und da er zurückkehrte, sagte er zu mir: „ich habe nun keinen mehr, wenn Sie mir nicht Trost und Erholung geben!“ und da ich andeutete, ich wolle ihn erst kennen lernen, fährt er fort: „Sie haben einen schreckenerregenden Character; ich glaube, Sie könnten allem entsagen.“ Das schlug mich, und ich habe eine schlechte Nacht gehabt.

Was für eine Welt erschließt sich mir im Reiche des Gefühls! ich kann sie nicht erfassen, könnte leicht alles Irdische entbehren.

Ich möchte gern überall gleichförmig erscheinen: einige sehen mich stets heiter, andere stets ernst, und keiner denkt, ich sei anders.

Die Welt ist unangenehm; ich mag nicht hinausretren.

Gutlich hab' ich einen Schritt vorwärts gethan, konnte den ganzen Abend ausgelassen sein, und Julius verstand mich bei dem ersten Worte.

Verkannt, unbeachtet stand ich da; Julius trat mir zuerst freundlich entgegen. Immer hatte ich eine Ahnung von einer andern Welt, die mir in ihm verwirklicht erschien; aller Sinn für Schönes und Gutes ist mir durch ihn erweckt.

Er machte sich Vorwürfe, daß er ein junges Gemüth so ernst stimme. — Wie viel spricht man in weniger Zeit, wenn man sich versteht!

Wenige Mädchen verstehen Julius, einige verlassen ihn gar; bei mir änderte seine Abreise, ich faßte solch ein Leben begierig auf: mir sind Gespräche mit ihm, Gedanken an ihn, Freierstunden.

„Ich kann andere froh machen, selbst bin ich es nur im Gespräche mit Ihnen.“

Die Leute sprechen grob hinein in Verhältnisse, die sie nicht verstehen: sie kennen und wissen aber nichts anderes.

Ich verläugnete Julius gegen Ludwig; aber dann lag es mir wie ein Stein auf dem Herzen, und ich hatte die schrecklichsten Gewissensbisse, worüber ich mich nur durch Uebnahme seiner Vertheidigung beruhigen konnte. Ludwig kennt wohl mein Verhältniß zu ihm.

Das Verhältniß zu Ludwig ist mit unendlich peinlich; keiner kann dem andern nahe kommen. Ich glaube überhaupt, mir ist besser, nicht

zu heirathen; denn, wenn mich ein Mann nicht versteht, bin ich in kurzer Zeit nicht mehr.

Mein Verhältniß zu Julius war zuerst so
gart, ich war so glücklich, bis Caroline mir davon
sprach; da mocht' ich ihm nicht mehr unter die
Augen treten.

In dir find' ich mich wieder, Jean Paul!
ja, Julius, Wilhelmine und Jean Paul! die an-
dern lassen alle eine unbeschreibliche Leere in mir
zurück.

Eine ältere Freundin warnt mich: sie habe
alle glänzenden Anträge ausgeschlagen, sich ent-
führen lassen, und nun in beständigem Kummer
gelebt, ohne von ihrem Manne je ein Wort des
Trostes zu hören. „Man bot mir an, zurück zu
kehren; ich erwiderte: und soll ich am Wege mit
den Kindern betteln und jämmerlich umkommen,
ich kehre nicht zurück. Alles habe ich willig ge-
duldet, mich selbst getröstet an den Kindern, an
denen mein Mann keine Freude hat, und werde
tragen, was mir der Himmel auferlegt; ich habe
es gewollt! Um meine Kinder sind unzählige

Thedeen geflossen, und wie vieles muß eine Frau mit in das Grab nehmen, das sie niemand erzählen kann.“

Wenn ich Abends gebetet, kann ich ruhig einschlafen, und fürchte mich auch nicht.

Eiane zieht mich an, aber Jean Paul entzückt mich mit jeder Zeile mehr. Könnst' ich ihn einmal sehen! Solch einen Brief zu schreiben!

Ein Blick zum gestirnten Himmel hebt mich über alles hinweg. Mit einer Freundin möcht' ich dann wandeln.

Ein Mann würde erkennen über alle Kleinigkeiten, die ein weibliches Gemüth bewegen.

Im dunklen verhängten Zimmer ist mir wohl; ich bin mein eigen in meiner Welt.

Ohne Einwilligung der beiderseitigen Ältern vermählt' ich mich nie, daß ich mich nicht um Gottes Willen in eine Familie aufgenommen sähe.

• Ich werde mich an deinem Glücke freuen,
Caroline; selbst werd' ich nicht glücklich; ich bin
bald bei meinem Vater.

Meine Erwartungen von der Ehe werden nicht
in Erfüllung gehen.

„Deutet mir es nicht übel, sagte die Mutter,
wenn ~~ich~~ mich zuweilen ernst und verstimmt seht;
ihr wißt nicht, was alles schon dies Herz bewegt
hat. An eure Herzen mach' ich Anspruch.“

Thränen fließen — das ist der entscheidende
Tag! Kaum vermag ich Ludwig einen guten Vor-
gen zu bieten; alle Erinnerungen meiner Jugend,
alles, was längst vergessen war, trat in dieser
Nacht vor mich. Verschließen möcht' ich mich, o,
und ich muß fort!

Wie kehret die Freud' in das trauernde Herz;
Das arme erliegt dem verzehrenden Schmerz.

Denn je öder hier auf Erden,
Desto lichter dort der Glanz;
Eod's dort oben Frühling werden,
Welket hier der Blumenkranz.

Das war der Abend, auf den sich mein Jugend gefreut hat!

Wie leicht sind wir umzustimmen! Da nehmen wir uns vor, Vorwürfe zu machen, und ein einziges einschmeichelndes Wort — wir sind gewonnen.

Könnst' ich das alles Julius sagen! Die Achtung anderer ist das Einzige, worauf ich stolz bin, alle meine Bemühungen gingen darauf, sie zu erhalten, und nun vor Herrn von B. solch ein Scherz, der mich mit einem Male hinabsieht! Wie muß ich ihm jetzt erscheinen! und kann mich nicht rechtfertigen. Man sagt: das Gefühl der Unschuld erhebe über alles; aber die Meinung anderer ist auch etwas; ihre Liebe allein ist es, die mir das Leben annehm macht.

Daß die Mutter mich so hinweggeworfen! verächtlich erschein' ich mir. Mutter, Mutter! daß du mir das gethan! Mich durchdringt ein Gefühl, daß mich niederzieht auf die Knie — Gott! Mutter! einen so schrecklichen Tag hab' ich nie erlebt! Was hilft es mir, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe? es ist um so schrecklicher, daß wir durch fremde Schuld hineingezogen werden.

Wenn ich mir denke, wie das nun überall herum
getragen wird, es könnte mich zur Verzweiflung
bringen — das Schicksal hat mir gestern eine
Musik angestimmt, die mich rasen macht. Julius,
Julius, hättest du gestern gehabt! Komm
Julius, komm! nimm deine Hilfe wieder! Daß
ich mich vermählen mußte, der Noth, dem Gerede
zu entgehen! nimmer thät' ich es jetzt!

Ich fühle meine Schwachheit und bin doch
so stolz. Könnt' ich mich nur mehr beherrschen!

Man möchte oben hinaus, und fällt immer
wieder zurück.

Wenn ich so fühle, wie wenig ich bin, möchte
ich einer Freundin in den Arm, und wäre dann
glücklich, wenn sie mich küßte.

Ich bin im Hauskleide am glücklichsten; in
dem Hülterkaate bin ich nicht ich selbst; man er-
kennt sich darin nicht wieder. Sage nicht, daß
ich die im Puge gefalle; mein Julius sah mich
im Hauskleide am liebsten.

Wer nur der Zukunft lebt, lebt gar nicht.
Julius war meine Gegenwart; jetzt hab' ich nur
Vergangenheit.

Const kam ich weiter mit mir; jetzt geht es
alle Tage zurück; ich verzweifle an allem und an
mir selbst. Heute weiß ich nicht wo aus noch
ein; alle kleinen Teufel in mir sind losgelassen
und peinig'n mich. Gott, ich bin so unglücklich,
und nun kommt Ludwig!

Hätt' ich doch auch einen Bruder, der an mich
schriebe!

Das große Leben ist mein Tod.

Ich fühle, ich könnte eine Gattin sein, das
macht mich so unglücklich. Eine Möglichkeit giebt
es für mich, glücklich zu werden; sie ist mir uner-
reichbar, so möchte ich sterben.

Auf einem hohen Berge, im Angesicht des
ganzen gestirnten Himmels, und dann sterben!
Wie konnt' ich mich nur vor dem Tode fürchten?

Nach D. müßt' ich gehen, dort alles zu ver-
gessen! Dort hab' ich Bekannte, helfe meiner
Freundin, unterrichte ihre Tochter, und wenn
du mich nach einem Jahre suchst, Julius, zeigt
dir die Freundin mein Grab. Es liegt eine
dunkle Zukunft vor mir. Ludwig ist gut, und
verlaßt' ich ihn, würde es ihm ein harter Schlag
sein; ich werde vielleicht seine Mörderin, und
kann ihm nicht helfen. Das hab' ich gelitten,
gekämpft! nur Gott ist davon Zeuge; aber ich
hab' es jetzt über mich errungen; ich muß fort,
fort. Wär' es nur erst geschehen! Meiner Mut-
ter kann ich nichts sagen; es schmerzt mir die
Kehle zu.

Meine Mutter ist unglücklich über mein Ver-
hältniß.

Ein jeder geht der Heimath zu,
Und bittet den lieben Gott um Ruh.

Wessern übermannte mich der Schmerz; ich
theilte Herrn v. B. einiges mit unter Thränen.
Er war gerührt; ich sink' in seinen Arm, er küßt

mich. „Sehn Sie mich doch einmal an“ sagt er; ich konnt' es nicht. „Leben Sie wohl;“ er reichte mir die Hand; ich stürzte in mein Zimmer und weine, und scheue mich nun, ihn wieder zu sehen.

Ich bin nicht unzufrieden mit meinem Schicksale, sehe ich auch im Augenblicke nicht ein, warum es so sein mußte; Gott leitet es, sein Wille geschehe! In Erfahrungen bin ich reich geworden, und gilt es nicht gleich, wie man die Blume seines Lebens forterzieht? Sie steht im Garten des Vaters und ich warte Ihrer — ob es dann Freuden sind, womit ich Sie neße, ob Thränen, er wird sie sammeln zu seiner Zeit.

Ich habe wenig gearbeitet; wie hätte ich in der schweren Zeit über mich hinausgehen vermocht? Jetzt treten neue Werke hervor. Die Abwesenheit hat mir einen neuen Schwung gegeben, und ich muß aus meiner jetzigen Gestaltung etwas erschaffen, das mir dann eine feste Richtung giebt. Schon verweilt' ich betrachtend mit größerer Ruhe über mir, und sehe, ein Künstler muß sich selbst helfen: anregen, belehren muß ihn seine ganze Umgebung; das Beste, die endliche Schöpfung gehört ihm allein, und bei einem raschen Bildungsgange muß er frisch alles hinauswerfen; überschreitet er wichtige Stufen dazwischen, so bringt er Zwittergestalten hervor. An vielen meiner Producte habe ich selbst diese unglückliche Zwiesgalt gesehen, und erkläre mich ein für allemal gegen späteres Hineinarbeiten. Gebe ein jeder, was er im Augenblick auf das Höchste kann, und setze nicht fernerhin Farben hinein, die das Uebrige verdunkeln, noch lasse er, wenn einmal eine Form gefunden ist, alles hin-

einfließen, und verdecke ein schönes Geschäpfe nicht durch Außenwerke, die nicht um ihrer selbst willen da sind; die Poesie soll nur sich selbst dienen. Wissenschaftliche Werke vervollkomme man; aber man sehe eine Kirche, an die jedes Jahrhundert seinen Geschmack gesetzt hat!

Die Zeitungslibre im Meister ist widerwärtig; jeder giebt sich selbst seinen Lehrbrief! Wärme und Character gehören zu einem Kunstwerke; beides fehlt dem Meister. Philine möchte ich aufnehmen, und sie ist mehr ein Bild. An einzelnen Schönheiten ist er überreich, besonders im Abbrechen der Bücher und Capitel. Welch ein Abschnitt zwischen dem zweiten und dritten Buche! Das ist die einzige warme Stelle! Aber was sind Lothario und Yarno, die doch Göthe's Ideale zu sein scheinen, für Leute! Titan steht mir weit höher. So ist Epöhr immer lau und characterlos; urkräftiges Behagen muß man fühlen! Dachs Werke sind wie Predigten.

Ich besuchte heute eine Frau, deren Leiden mich sonst getröstet, aber meine gespannte Munterkeit gefiel ihr nicht. „Für Sie mag es besser

sein," sagte sie, „mir waren Sie sonst lieber; man sah, daß Sie mit sich unzufrieden waren. Sie haben eine große Veränderung erlitten, Steuern jetzt mit vollen Regeln, und passen nicht mehr zu einer stillen Frau, die je älter, desto unzufriedener wird, und nicht begreift, wozu man in der Welt herumsähet." Ich hatte meine Vergangenheit verachtet, und nun sind mir Zweifel an meiner Gegenwart erregt, auf die ich alles sehe.

Julius arbeitete nach seiner Zurückkunft mit dem angestrengtesten Eifer, und, was er früher nicht vermocht, verfolgte einen Gegenstand. So lange er noch sein Ziel weniger fest im Auge hatte, brachten ihn abmahrende Worte einiger Bekannten, ja ihre unverkennbare Freude, als er seine früheren Bestrebungen für Tändeleien erkannte, und versicherte einen andern Weg vertreten zu wollen, in immer neue Schwankungen; jetzt sah er, wie wenig lieblich eine Freude über gehemmtes Streben war, und hätte fast allen Untheilnehmenden Lebewohl gesagt; indes war er schon dahin gekommen, auch andere Ansicht gelten

zu lassen. Er fühlte selbst zu gut, was so ihm lebe, er war sich der Wahrheit seines Strebens zu sehr bewußt, um sich durch jene irren zu lassen: nur konnte ein näheres Verhältniß da nicht statt finden, wo jede Mittheilung über eifriges Verfolgen seines frühern Zieles unwillkommen war. Alle diese Leute haben Ansehen, sagte er, wollen Freunde sein, täuschen dich durch Anerkennung von irgend etwas Großem, und möchten dich so gern in einer ruhigen Lage sehen, den Jugendfehlern, wie sie es nennen, entwachsen; meinen sie es aufrichtig? Daran konnte er nicht zweifeln, und ihre Meinung bewegte ihn, bis sich sein Innerstes fest herausgearbeitet hatte, und er sie nun mehr für Eiferer erkannte, denn für umsichtig aufstrebende Geister, für freundliche Lehrer, die auch den geringsten Keim beachten, die sich einer strebenden Natur freuen. Er erinnerte sich dabei seiner ganz entgegengesetzten Handlungsweise an einem jungen Freunde, der einen eignen Weg suchte, der ihn zu finden im Begriff war, und auch durch besorgte Freunde in den gewöhnlichen Gang zurückgezogen, ihm da erst fremd wurde, als er auf alles Eigene Verzicht geleistet. War er selbst dessen fähig, er wäre sich unwerth

gerwerden, und selbst wenn er strebend unterlag, glaubte er sein Höchstes gethan zu haben. Durch dieses Zurückziehen erwuchsen ihm indes viele Unannehmlichkeiten, da er niemand noch bestimmte Rechenschaft geben konnte. Höchst unangenehm wurde es ihm, gute Menschen hinzuziehen, zu käufchen, ihnen Anlaß zum Mißtrauen zu geben, und er dachte selbst einen Augenblick daran, sich in eine stille Gegend zu begeben, um erst ein Werk zu vollenden, das ihm Anerkennung verschafft hätte. Der Umgang mit denen, die ihm am nächsten standen, vor allen mit Carl, hinderte ihn daran; denn ihre Ermunterung richtete ihn auf, ihre Einsicht belehrte ihn, und täglich sonderten sie sich ihm mehr aus der Menge, täglich sah er mehr, daß er und Carl für einander bestimmt seien, und nur in ihm konnte er sich erkennen.

Einige Dramen hatte er jetzt beendet; ihnen theilte er sie mit, und gingen auch seine Erwartungen nicht in Erfüllung, so fand er doch Beschränkung, und freute sich, sie als gute Studien ansehen zu können. Den ganzen Umfang seiner Ideen hatte er freilich noch keinem vertraut; er gedachte ihn nach und nach in seinen Werken zu

entfallen, und ließe nicht von unreifen Plänen zu sprechen; sie gestalten sich oft um, oft zieht man sich bewogen, sie aufzugeben, und erregte Hoffnungen bleiben unerfüllt. Vieles scheinbar Kluglose aber mit dem größten Eifer zu ergreifen und durchzuführen, bis die ersten Stufen überschritten sind, — was unangenehme Rückschläge zurück läßt, — und was dem Nichtausdauernden wohl gar hinderlich und entmutigend wird, seine höchste Schöpfung für eine gute Vorarbeit erkannt zu sehen, das trug Julius mit seltener Entfagung, und gewann es scharf über sich, sich in seinen Verirrungen, in seinen schwachen Leistungen zu betrachten, und so seinen Geist mit den Belüsten seiner eigenen Gedanken zu düngern. Seine Fehler wurden ihm förderlich, und erst nach und nach fing er an, die Meisterhaftigkeit der einfachsten Darstellung zu erkennen, während die Jugend alles im Glanze der Rede suchte, sich in feurige Monologen zu ergießen strebt.

Manches war so schon bei Seite gelegt, in mancher verfehlten Einzelheit waren ganze Gebilde zusammen gesunken; der Mann gewann mehr und mehr in Julius die Oberherrlichkeit, und aus der Jugendverwirrung arbeiteten sich

hohe Gegenstände immer reiner hervor, machten aber auch die Uebersetzung, er sei für diese geboren, immer fester. Gerade arbeitete er an einem neuen Drama, bald hoffte er, darin seine Freunde einen tiefen Blick in sein erfülltes Innere thun zu lassen, als er eines Tages zu Carl in das Zimmer trat, und diesen in der höchsten Aufregung fand. Hast ohne auf Julius zu achten, ging er heftig auf und ab, und jener errieth nur aus einigen Bemerkungen, was vorgefallen sein konnte. „Was triebst Du zu mir?“ begann er endlich. „Wißt Du Dich wieder an meinem Schmerze weiden? Länger ertrag' ich es nun nicht mehr. Kaum hab' ich eine Regung vor Dir verborzogen gehalten; von der Biege an kennst Du mich, und über Dich bin ich noch in der alten Ungewißheit! Wißt Du mich täuschen? es ist Dir gelungen; oder so, daß ich meine alte Meinung bestätigt finde: es giebt keine reine Zuneigung unter den Menschen. Dein Umgang hat mir wohl gethan, um mich an mir selbst irre zu machen, mich zu vernichten! Wär' ich ein Jüngling, ich hätte Dich ertragen, so bist Du mir unbequem, und Mißtrauen in Deine Lauterkeit zu legen, hab' ich vollen Grund. An Deine Unfä-

Herheit glaub' ich nicht; Du bist aufgetreten, daß ich mir wie ein Kind vorkam. Je mehr ich es mir überlege, seh' ich, daß ich Recht habe; ich seh' aus Deinem Lachen, daß Du mich verhöhnst."

Julius sah sich von diesen Worten plötzlich überschüttet, und konnte sich kaum ermannen, einiges zur Besänftigung des Gereizten zu thun, als dieser in ein anderes Zimmer trat und ihn allein ließ. Er zweifelte, ob er folgen sollte; Carl erschien nicht wieder, und Julius erholte sich kaum auf einem langen Spaziergange. Er fing an, sein Unrecht gegen Carl zu fühlen, und konnte es doch jetzt nicht wieder gut machen; seine Absichten waren rein, aber er konnte noch nicht hervortreten, da sie gar keine Begründung hatten, als in ihm, da er Carl nur auf die Zukunft hätte verweisen können. Mit Schrecken sah er sich durch diesen unerwarteten Schlag aus der ihm so nöthigen Ruhe gerissen, und sein Herz blutete, dachte er an die Trennung von einem Freunde, der ihm über alles theuer geworden. Gegen ein persönliches Zusammentreffen mit Carl setzte sich sein eigenes aufgeregtes Gemüth, denn er hatte ihn gekränkt, wie es keiner mehr konnte:
auch

auch mocht' er sich keiner zweiten Begegnung mehr aussetzen. Ein Brief schien ihm endlich das Beste. Er betheuerte darin die Reinheit seiner Zuneigung, erkannte, worin er geirrt habe, bat Carl, zu vergessen, und ihr schönes Verhältniß nicht so gewaltsam zu zerreißen. Am andern Tage schickte er in großer Bewegung diese Worte ab — er hätte selbst dem Geliebten in die Arme eilen mögen — aber sie trafen Carl nicht mehr. Langgenährte Verdrißlichkeiten über die kleinlichen Gesinnungen des Gesandten waren endlich in einem heftigen Wortwechsel zum Ausbruche gekommen. Der Gesandte sagte ihm: er möge gehen! Das werd' ich, sogleich, erwiderte Carl. „Was fällt Ihnen ein?“ rief der Gesandte dem Forteilenden nach: am andern Tage war er verschwunden. Die Stadt durchliefen außerdem Gerüchte über mysteriöse Vorfälle in dem Hause des Gesandten, die indess keine Sicherheit erhielten. Julius hörte nie wieder ein Wort von Carl.

Julius verlor in Carl seine Stütze, den einzigen Faden fast, durch den er mit der übrigen Welt zusammenhing, die Brücke, welche ihn weiter hinüber leiten konnte. Fast alle Bekannte

hatte er zurückgestoßen, ihre freundlichsten Anerbietungen verachtet, und sollte er jetzt reuig sie aufsuchen, ihnen die Waffen gegen sich in die Hand geben, von ihrer Herablassung jetzt erbitterten, was er geboten nicht hatte annehmen mögen? Unerträglich war ihm der Gedanke, unedlen Naturen verpflichtet zu werden, sich vielleicht gar sagen zu lassen, daß er es sei; er möchte keinen Stolz suchen, dessen er sich in sicherer Stellung entledigen mußte. Das Verlangen indeß nach einem Menschen siegte endlich, der gehemmte Strom der Mittheilungen bahnte sich einen Weg; aber er sah sich bald mehr als je auf sich beschränkt, und beschloß, es koste was es wolle, einem Zustande ein Ende zu machen, der ihm ein lebendiger Tod schien. Irgendwo wird doch eine Seele leben, die dich versteht; tritt nur hinaus, rufe sie zu dir; dein Ruf wird vernommen werden, du wirst erreichen, was du dir vorgesetzt.

Er hatte jetzt ein Drama geendet, das ihm der Darstellung werth schien. Ob er es einschickte, wollte er es dem Urtheile eines Bekannten unterwerfen, dem er früher nahe gestanden, und von dem er Aufrichtigkeit erwarten durfte.

Dieser hatte als Kritiker einigen Ruf erlangt, hatte poetischen Sinn, ein Kunstwerk nicht wissenschaftlich zu behandeln, und wenn auch ein einzelner kein Publicum ist, konnte Julius doch seine Billigung für ein gutes Vorzeichen gelten lassen. Er nahm ihn freundlich auf, beschied ihn wieder, machte einige Ausstellungen, die beide gemeinschaftlich änderten, und munterte ihn auf, das Stück dem Urtheile des Publicums zu unterwerfen: „dies sei seine aufrichtige Meinung; für den Erfolg könne er natürlich nicht stehen.“ Das Stück wurde eingesandt, angenommen, und der Tag der Aufführung angesetzt. Julius abgerte anfangs, seinen Namen dazu zu setzen, dann verstand er sich dazu, und sei es Reiz der Neuheit, sei es, was es wolle, das Haus war gefüllt.

Ein erstes Aufreten hat viel Besorgliches; es entfaltet die Blume, oder drängt sie vielleicht für immer zurück, von seinem Erfolge hängt, wenn nicht das ganze, doch das nächste Leben ab; die erste Schlacht gewonnen oder verloren, entscheidet viel, und ohne es sich zu gestehen, hatte Julius mehr daran geknüpft, als daran liegen konnte. Seinen Eltern entfremdet, der Welt abgewendet, nur von einer Schwester verstanden, hatte er sich

in diesen Punkt gesammelt; sein Leben stand auf diesem Boote, und gelang es ihm nicht, sich genügend zu rechtfertigen, wußte er seine nächste Zukunft nicht zu erleuchten. Mit ängstlicher Freude sah er die Zuschauer und stugte zum ersten Male vor einem Publicum. Tausenden etwas hinzustellen, kaum einen Bekannten herauszufinden, von ~~der~~ freundliche Rücksicht zu erwarten schien — der Augenblick griff ihm tief ins Herz: hätte er das Glück zurücknehmen können, er hätte es gethan; aber der Vorhang ging auf, und Julius saß fast bewußtlos hinter den Couliissen. Nach diesem Anblicke hatte ein Fall für ihn keine vernichtenden Folgen; er fühlte das Gewicht der Anforderung, die Aufmerksamkeit eines vollen Hauses auf sich zu lenken, und setzte sich nur um so fester vor, sein Höchstes anzubieten, um den Männern und Frauen seines Volks etwas Beachtungswerthes zu liefern. Drei Acte waren beendet; die Zeichen des Beifalls und Mißfallens bekämpften sich, bis gegen den vierten Act hin jene die Oberhand zu behalten schienen; aber Julius konnte im Theater nicht länger aushalten. Er überließ alles seinem Schicksale und eilte zum Thore hinaus, frei aufzuathmen, indem er sich

Berwürfe machte über seine Annahme, dem Publicum einen Jugendversuch darzustellen, und G., daß er ihm nicht davon abgerathen. Der Vortrag war gefallen; ein wildes Rufen und Schreien erhob sich nach dem Verfasser, nach einzelnen Schauspielern, unter heftigem Zischen und Pfeifen, bis endlich ein Liebling des Publicums erschien und sagte, der Verfasser habe das Haus verlassen. Das beschwichtigte den Lärmen, und nach einigen Wochen war das Ganze durch andere Ereignisse verdrängt.

Für einen gesicherten Autor ist die missgünstige Aufnahme eines Stückes weniger bedenklich: er kann sogar den Geschmack des Publicums verdammen und verfolgt ruhig seine Bahn. Taubert es ein Jahrgehend, das zweite wird es anerkennen, sich dazu erheben, bis er das Volk zur Aufnahme seiner Werke gebildet hat. Für Julius hätte ein offener Fall vielleicht entschieden; aber eine zweite Darstellung erfolgte nicht, und das Gute hielt dem Verfehlten und Mangelhaften in der That die Waage. Daran richtete er sich nach und nach wieder empor, und hörte nur mit desto empfänglicherem Gemüthe die Mahnungen, tiefer in sich zu gehen, sich durch einen

Gefährte nicht abschrecken zu lassen, und die Zeit der Reife ruhig zu erwarten; der echte Funke würde sich erhalten, und sein Innerstes könnte man nicht verlieren.

* * *

Ich bekomme unvershütet Schläge — auf der andern Seite kommt man mir unverbient mit Liebe entgegen: genug, ich versehe die Welt alle Tage weniger.

Wo find' ich Aufrichtigkeit? Carl, Carl, wie verlangt mich nach dir!

Die Sonnen kreisen ohne mich,
Die Erde schafft ohne mich,
Die Völker treiben ohne mich,
Und ich habe keinen Freund!

Ich bewundre den Maler seines eigenen Bildes; das meinige will mir nicht stehen, und der Spiegel allein thut es nicht.

Lieber will ich mich so aufreiben, als mich beruhigen; nur in diesem Kampfe erkenn' ich mich, und schon bin ich Ruine.

Ich verliere den Gefallen an den Griechen,
an Göthe; Dschaleddin Rumi entzückt mich.
Mit Widerwillen betrachte ich das Ausruhen im
Sinnlichen: das sind meine Dichter, die mir ein
Fernes, Geahntes geben. Beethoven ist mein
Rusler; er ist unsere mystische Zunge. Hinter
jenen Formen muß etwas anderes stecken; sie
kann Gott nicht gemeint haben! Irgend ein ah-
nungsvolles Stück müßt' ich schreiben, wie ein
Schleier, wie eine Nacht des Correggio, die un-
scheinbar ein Licht unterkrahlt, daß die Dichten
geblendet sehen. Mir ist es selbst nicht deutlich,
was, aber das ganze Geisterreich müßte dahinter-
stecken: Bild, Musik, oder Wort? Correggio
weiß, was ich meine! Gestalten müssen es sein,
und reden müssen sie; Augen? nein, nein: Worte
wie sie die Engel des Herrn sprechen am jäng-
sten Gerichte, wo alles offenbart wird: Gott,
Christus, Maria und die Erzengel und Engel,
und nun alle die Menschen! — Es giebt so ein
Bild! und ich müßte, wie der Sabitaner um
den Livius nach Rom, bloß dieses Bildes wegen
nach Danzig reisen, sehen ob es das ist, aber ob
sich ein jüngstes Gericht schreiben ließe, in Ge-
danken, daß Englands Flotten stüben wie schnee

Noch vor dem Sturme, daß Kaiser und Könige wie Kläuse sich verkröchen, und überall beleuchtete sie der Tag! — Es wäre eine Sonne solch ein Glück zu schreiben! Zum Singen hätte keiner den Muth; die Epithereklänge, die Chöre der Engel verklingen, wenn Gott sich herabläßt; ein dumpfes Stillstehen herrscht durch das Weltall, Christus lehnt sich schüchtern an den Vater, und er spricht! Malen kann man Gott nicht; mit den Wolken ist es Thorheit; singen kann er auch nicht, aber sprechen kann er; Maler und Musiker reichen nur bis zu seinem Sohne. Den Zeus Olympus im Haine des Apheus hätte ich sehen mögen: Homer hat den Phidias ahnen lassen. * Irdische Bilder! sie bedeuten nichts gegen das, was mir vorfährt; ein Mensch müßte gar nicht wagen, es auszusprechen; an Darstellung wäre gar nicht zu denken! Ein Mysterium müßte gegründet werden auf heiligem Boden, keinem Ungeweihten zugänglich, und hätte der Schüler alle Stufen durchlaufen, crete er zuletzt bellomen in das Allerheiligste, und sähe dort einige Bilder, wie Correggios Raub, die jetzt abseuslich hängt unter all dem weltlichen Kreame, und das jüngste Gericht, und würde umfassen von der

Rußt, wie ein Berg von der Morgendäthe, und vernahm dann jene Sonnenworte und schaute Gottes Herrlichkeit! — — Es sind die Stufen, die unser Geschlecht bis zum jüngsten Tage zu durchlaufen hat, und die Geschichte hat schon einen Theil meines Gemäldes vollendet; das übrige wird folgen bis an jenen Tag, da uns die Augen aufgethan werden — sehe ein jeder selbst! Ahnungsreiche Stücke aber sollten nicht so weggeworfen da liegen, heilige Bilder nicht in den Museen wie Grabsteine eines Kirchhofes aufgehäuft sein; Tempel und Vorhänge müßten sie umschließen.

Die französische Revolution erweckte in mir das Gefühl, ich sei auch ein Mensch, Kunstwerke läuterten, abelten mich, ich fing an zu wagen, zu vertrauen, und keiner sollte mir das Gefühl meiner selbst nehmen: dadurch ist die französische Revolution die der Welt geworden. Dörfer wurden zu Städten, die Herrschaft des Adels wurde gebrochen, und welche Contraste haben wir gesehen! Menschenrechte müssen nun unwiderruflich anerkannt werden, und werden sich immer klarer gestalten, bis die Hochwasser Aiens sich wieder

über das Rethen Europa's ergießen, und eine neue
Ordnung der Dinge herbeiführen. Wir sind dann
gerettet, oder retten uns nach dem menschenrecht-
lichen Amerika.

Die Geschichte besteht, wie das Leben jedes
Einzelnen, in Contrasten.

Wann ich das bedenke: mit allen den Neu-
ten war ich du und du, und wie sind wir aus-
einander gekommen. Sie haben etwas errichtet,
und ich sitze ihnen auf dem alten Flecke.

Dichter, zerbrich deine Leier! ich habe Pin-
dar gehört, da bin ich dumm geworden.

Ein idyllisches Leben will ich führen. Ich
fühlte, daß ich etwas werden müßte, um etwas zu
sein, und zog mich von allen zurück, maskierte mich,
stellte nur fremde Ansichten auf, habe nichts Ei-
genes. In Gesellschaft bin ich noch immer wie
im Starrkrampf; ich fühle, ich könnte etwas ge-
ben, aber ich kann die Hand nicht aufmachen.
Er ist es, Christus! von ihm soll ich ganz durch-
drungen sein, aber ich bin schlaff und abgestumpft,

habe keinen Wetteifer; ich kann nicht den ersten Schritt thun. Bin ich nun in das Reich der Ahnung hindurchgebrungen, und habe dann die Kraft verzehrt, und kann nicht mehr hinausretzen, — was denn?

Außere und innere Entwicklung hängen genau zusammen.

Es ist noch immer die alte Geschichte!

Das Wort drängt uns in einen bestimmten Kreis; die Musik giebt den verschiedensten Empfindungen Raum. Ueber Vorzug kann man da nicht streiten; indeß wird die Schärfe des Gedankens immer ihre Macht behaupten, die Empfindung wird immer zu ihm zurückkehren, und die Gabe der Rede als eine höchste geachtet werden.

Das Wort ist ein höheres Mysticism als der Ton; denn in jenem haben wir einen Schritt vorwärts gethan, und jeder weitere zeigt uns mehr unsere Beschränktheit. Das Geheimnißvolle der Musik springt mehr in die Augen.

Das Gefühl erzeugt den Ton, Vernunft die Sprache.

Das Wort rührt sich an seinen Berückten, freilich auch die Musik an den ihrigen; Einem indes ist nur Eins gegeben.

Daß jemand in gereizter Stimmung die Worte nicht wägt, ist noch kein Grund, ein jahrelang bestehendes inniges Verhältniß abzubrechen.

Du kannst jedem sein Recht nur andeuten lassen, wenn du ein eigenes Gebiet hast; denn ohne feste Grenzen giebt es kein Recht.

In Privatverhältnissen zu bleiben, wird niemand gedankt; man findet darin selten blühe Leute. Sie schätzen Seifensaprodukte, geistige Anstrengungen wie Waare, und magt einer seine Thätigkeit zu Tausend, der andere zu Hundert, hat jener den Vorzug. Wie glücklich ist der, welcher von Leuten nichts bedarf, bei denen es noch immer heißt: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, die für jeden Schritt ein öffentliches Anerkennung

nig wollen, denen nichts gilt, als was sie schwarz auf weiß sehen. Der ihnen die Zukunft verbrühen könnte, das wäre ihr Mann! Die Liebe seht.

Ein beständiges Insichversinken giebt dem Menschen eine üble Richtung, so daß es nachher schwer gut zu machen ist.

Den schönsten Theil meines Lebens vergeuß' ich! Mich freut, daß mich der steigende Druck meiner Lage treibt, mich herauszureißen.

Verrath schmerzt nur, ^{so} wenn man noch an diesen Menschen glaubte, nicht an die Menschen, und nun in jenem Glauben gestört wird, denn ob Einer, ob Hundert verloren gehen, der Glaube an die Menschheit bleibt.

Ich bin viel zu stolz, anzuerkennen, daß ich es hätte besser machen können.

Wüßte ich nur irgend einen Ausweg, ein Geschäft! Ich wollte Hausirer sein, Jude!

Es hat gewiß niemand ein solches Mißtrauen, wie ich; früher mißtraute ich nur mir selbst, jetzt allen, früher war ich nur mit mir selbst unzufrieden, jetzt bin ich's mit allem.

Ich hörte, einem Schulfreunde sei ein aufregender Gedanke durch den Kopf gefahren, den er seitdem festhalte, gehe theilnehmend zu ihm; er aber ist scheu, „ja,“ heißt es, „ich treibe das wohl ein bißchen,“ und ich sehe, meine Hoffnung war vergebens. Ich glaubte, er müßte ganz voll sein von seiner Sache, sie müßte überall hervorbrechen, und erfahre dann später, daß ein Verwandter, dem ~~er~~ ^{er} im ersten Anlaufe entdeckt, ihm verwundert zugehört, ihm die jugendlichen Träumereien ausgerebet und ihn bewogen habe, eine ruhige Stelle anzunehmen. Sein Feuer war ganz verschwunden, nachdem ihm noch ein Lehrer vorge stellt, wie schwierig sein Stand sein würde, wie viele Vorkenntnisse er noch einzusammeln hätte, und er möchte sich lieber mit seinen Verwandten nicht entziehen, und die dargebotene Stelle antreten. Von solchem Eifer sind freilich keine Leistungen zu erwarten.

„Ein Prediger,“ sagt man, „müßte seinen guten Ruf verwahren, sonst würde er ein Heuchler.“ Was heißt das, ein guter Ruf? Wen setzt du zum Richter über den Ruf eines Menschen? — Alte, frömmeliche Jungfrauen? Wo ist ihre Jugend? Wahrhaftig, sie würden die Welt reformiren, achtete man ihrer; die engherzigen Geier! Einen jungen Theologen hat so ein Frömmeling vor mir gewarnt; ich hätte keinen guten Ruf, sei unmoralisch! Ha, ha! du Theodor solltest mir eine Moral schreiben! Du haßt die Heinige, danach haßte dich; ich habe die meine, und die werd' ich vertreten! Freisinnige Weisung werd' ich achten, aber Weibergeschwätz ist durchaus lächerlich!

So war das Jahr beinahe verstrichen, und Julius sah sich Ratt der gehofften Ruhe in immer neue Kämpfe gestürzt. Dunkle Gestalten zogen seinem Geiste vorüber, die ihn alle Gegenwart vergessen ließen. Er reckte sich empor, sie zu fassen; sie öffneten ihm die Augen nicht, und eine ganze Unterwelt im Kopfe, sah er erst ermatet und verzweifelt, daß ja ein Erlöser seine

Nacht erhellten würde. Alles heidnische Dunkel, alle Geknecht, alles vergebliche Streben der alten Welt mochte in ihm, und ein lebendig Begrabener sucht' er oft in Todesangst die starren Mäunde zu durchbrechen.

• Was er bisher geleistet, schien ihm verwerflich; er sah Dichter, und konnte ihren Lebenspunkte nicht entdecken, die ewige Lampe, das verflüssigte Feuer im dichterischen Heiligthume, und so fand er wie jemand, der einen Tempel errichtet, und nicht finden kann, welchem Gotte er ihn weihe: die Maueru stehn, alles ist zum Empfange bereit, aber der Geist fehlt. „Dem unbekanntem Gotte“ hätte er darüber schreiben mögen; es war kein Licht, und alle Gebete an ihn fanden nicht den Weg aus der Brust. Es gab nichts für Julius, worin er sich hätte beruhigen können, als den Gedanken, ein Nachkündiger des heiligen Wortes zu sein, und dem Menschen ein Licht zu zeigen, — das er nicht konnte, sie einen Weg zu führen, — den er nicht wußte. Daran scheiterte auch das. Er hätte die Kanzel nicht betreten können, einer zahlreich versammelten Gemeinde zu sagen, was ihr seit Jahrhunderten erfolglos gepredigt ist, und in Einsamkeit zu sagen, seht ihr Kinder

liches Vertrauen. Sind die nach der Kirche Wollenden auch Suchende, haben sie ein Verlangen, wie du, dachte er, nach dem himmlischen Brodte, wie kannst du es ihnen reichen, wie kannst du dir anmaßen, ihnen voran zu gehen? Sie haben ja Christus und die Apostel: oder haben sie gefunden, und du Suchender sollst sie täuschen, durch Dreistigkeit? das jagte ihn in ein Labyrinth. Er besuchte mehrere Prediger; keiner konnte ihn befriedigen: er begrub sich in die heiligen Schriften, und die Herrlichkeit des Sohnes Gottes umleuchtete ihn, aber er verstand nun jene noch weniger. Zu suchen mit den Suchenden, wie Sokrates, wäre ihm allein möglich gewesen, zu rufen: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben; aber die Leute verlangen Gewißheit, die sie des Suchens überhebe, sie wollen eine Stütze, woran sie sich halten, sie wollen katholisch sein. Ein Sokrates müßte durch die Massen gehen und allen zeigen, wir wissen nichts, obgleich wir recht viel wissen; aber sein hohes Wort: „seine einzige Wissenschaft sei die Liebe,“ ist, wie oft nachgesprochen, selten begriffen. Ich weiß, ich bin es, der alles ergründet hat, ich kenne das Mysticism der Dreieinigkeit — das sind Worte für alle Zeiten;

oder mit einem Menschen, der nichts weiß, und der uns dasselbe zeigen will, wie sollen wir uns mit dem befaßen? Mit Recht gaffelt Trifstophanes den Sokrates, mit Recht verurtheilt ihn die Athener; er raubt ihnen die blinde Sicherheit. Sophisten, die einen Aufschnitt geben für alles, die sapfverachteten Wagner, sollen auf den Lehrstühlen sitzen; sie werden begierig gehört. Doch Sokrates wandelt noch unter uns, und zu ihm, in der urkräftigen Platonischen Gestalt, wandte sich auch Julius, an ihm ermannte er sich, und seine Poesie begann einen neuen Aufschwung zu nehmen in ahnungsvollen Gestalten. Aber seine äußere Lage wurde immer drückender, und der Wunsch, auf irgend eine Art sich selbst zu setzen, gewann bald in ihm die alleinige Herrschaft. Mit dem festen Entschlusse dazu traten ihm neue und neue Bilder aus dem Nebel hervor, zu dem beginnenden Kampfe stiegen die Olympischen herab, Zeus, in Wolken gehüllt, saß auf dem Ida und donnerte günstig. So lag Julius einmal, von Himmel und Erde durchdrungen, tief in der Nacht auf seinem Lager, ohne Ruhe zu finden. Der Mond schien matt durch die halbgeschlossenen Vorhänge und Wellenschatten trieben sich durch das

Zimmer, ihm sich immer neu gestaltend, daß endlich die Wände um ihn sanken, und er in einem weiten Saale sich zu befinden glaubte. Er hatte ihn nie gesehen, erkannte aber an dem nächtlichen Durcheinanderrennen der Dienerschaft, im Nebenzimmer müsse etwas Bedeutsames vorgehen. Keinen konnte er anreden; sie enteilten ängstlich; einige Minuten herrschte Todesstille; dann drach plötzlich ein Freudenschrei aus dem aufstöhnenden Gemache, die Thüre öffnete sich, eine wohlbekannte Gestalt wachte sich ihm. Sie stand an seinem Lager, legte ein Kind auf seine Knie, und „Wilhelmine!“ rief er, „theure Schwester!“ da zog sie sich schnell zurück; die Thüren schlossen sich, er war allein im mitterhellsten Zimmer. Ob er gedumt, ob gewacht, er wußt's nicht; aber ein Freudentaumel bemächtigte sich seiner, daß er sich aufrichtete, und der geliebtesten Schwester einen Glückwunsch sandte; so gewiß war ihm alles.

Mehrere Tage vergingen, er harrte ängstlich auf Nachricht, da schritt er eines Tages in großer Besorgniß die heimatliche Straße entlang, als ihm jemand auf die Schulter klopfte, und er die Worte köpeln hörte: „Lebewohl, Julius.“

Kasch wandte er sich um: „meine Schwester!“ — sie war im Augenblicke noch oben entrückt; und Karr blickte er dem Bilde nach, wie die Jünger der aufgenommenen Maria. Broden sah er sie hoch über den Wolken schwebend; der Himmel verhielte sich mit dichtem Schneegewölk, und er stand nun allein in einer Grabeshöhle. Bald lief die Nachricht von der Niederkunft und, fast auf dem Fuße ihr folgend, die von dem Tode Wilhelminens ein. Man hatte Hoffnung das Kind zu erhalten. Tag und Stunde trafen genau zusammen.

Was Julius in Wilhelmine befehlen, die ihn allein ganz verstand, die ihn trug, die seine Vermittlerin zu den Eltern war, sein letztes Band mit den Menschen, konnte nur er wissen. Ein dumpfer Schmerz bemächtigte sich seiner: Hugo lag auf seinem Schooße, und er presste ihn heftig an seine Brust, wie sein letztes Leben. Wen sollte er noch hören? Bis ihm verständlich sprachen, befoß er nicht mehr; in Hugo's Kinderaugen hätte er versinken, in diesem erstarren mögen, um mit einem neuen Geschlechte zu leben. Er verstand jetzt den Abschied von Fontainebleau; ruhig läßt sich der Kaiser das Schwert nehmen,

ohne die Jüngerer um sich zu versammeln; er konnte sie nicht und stirbt mit den Seinen.

Auch mit Julius war es geschehen; fürchterlich trat ihm der Gedanke an den ewigen Jüdem vor die Seele, und „Wilhelmine,“ seufzte er, „bald bin ich bei dir.“ Was er der Welt hätte sein können, war ihm entschwunden; er wußte kaum mehr, daß er einen Gedanken gehabt, und wenn sie ihm ausgezeichnet bezeugneten, lächelte er über die Thorheiten.

So verstrichen einige trübe Wochen in das neue Jahr hinein, ohne daß er es bemerkt hätte: er schlief nicht, er wachte nicht, er arbeitete nicht, und wäre ohne die Kinder und ohne die Theilnahme ihrer Mutter gestorben. Sie ermunterte ihn in einfältigen Worten: er habe sie so oft getröstet, und möge ihr auch ein Beispiel geben, sie beschenkte ihn mit Blumen und einer Nachtigall; er sah sie gleichgültig blühen und wellen, und verstreute nur die Blätter. Der Theilnahme einiger Bekannten aber entzog er sich ganz; was sie ihm an Erheiterungen boten, war ihm lässig; Carl allein hätte er gern gesehen. Auch schwebte ihm dieser beständig vor wie ein Gestorbenem, dessen Leiche man nicht gesehen, und von

dem man immer denkt, er müsse wieder eintreten; denn für solche Augenblicke gehören recht eigentümlich die Urväter aus unsern Freunden, deren Gestalt man sonnenklar unter der Erdenhülle erblickt, und die Seele will unter ihnen wandeln, wie im elyptischen Gefilde.

Julius sehnte sich nicht, wie ein Verlassener, noch einem Menschen die Hand zu drücken; verlassen wollte er sanft zurückgeführt sein. Da trat Hugo schüchtern zu ihm ins Zimmer, drängte sich an ihn, und „lieber Julius,“ sagte er, „was haben wir Dir gethan? Emilie möchte Dich gern besuchen, aber sie scheut sich, weil Du so verdrießlich bist. Kann ich sie nicht rufen?“ Julius holte sie selbst, die draußen wartete, und ein Sonnenstrahl fiel in seine Nacht. „Nichts, nichts, ihr lieben Kinder,“ sagte er, und Emilie hing an seinem Halse und küßte ihn, und legte ihr Köpfchen beruhigt auf seine Schulter. „Sieh,“ sagte sich da Hugo wieder, „diese Rose schickt Dir Deine Schwester aus ihrem Himmelsgarten,“ und blickte so liebend zu ihm herauf, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und daß er schluchzend den lieben Knaben an sein Herz drückte. „Sie ist ja bei Gott, wie kannst Du nur um sie

weinen? wenn Emilie stirbt, weint Hugo nicht.“
— „Ich weine doch, Hugo, wenn Du stirbst,“
sagte Emilie, „und wenn die schwarzen Männer
kommen und Dich wegtragen; Du bist gar kein
Bruder. Hugo muß seine Schwester lieben wie
Julius.“ Die Vögel hüpfen darein, und Julius
fühlt eine sanfte Regung in seinem Busen, wie
ein ruhiger See im Wehen des Morgenwindes.
Die Sonne blickte erquickend über die Berg-
gipfel, und unvermerkt führte ein Kahn ihn hin-
über nach der Insel der Sptigen.

* * *

Die Rose, wohin ist sie gegangen? Die Vö-
gel, wohin sind sie gezogen? Die Blüthen, wo-
hin sind sie zerstreut? Meine Doris, wohin ist
sie gegangen? Hier sitz' ich im einsamen Walde,
der Herdwind rieselt durch die Blätter, über den
weiten, kalten See hin erschallet mein Ruf; aber
meine Doris findet er nicht.

Wogen, brausende Wogen, sprecht, bespühlet
ihr drüben die Küsten eines gesegneten Landes?

Die geistige Nahrung ließ mich vergessen,
meine Existenz zu sichern.

Alles ist von mir gerissen, ich stehe allein in
der Welt, was hab' ich zu schonen, wenn es nicht
der gute Name meiner Eltern ist? und der ist
gut gewesen bis auf den unwürdigen Sohn, wel-
cher auch ihn von sich wirft, und nun alles in
den Roth treten muß. Mögen die Leute sau-
ner, mögen sie von mir lassen, wer hat etwas
an mir? Ich habe mein Ziel verfehlt, und will
trosten, von ihren Augen will ich die Schaam rei-
ßen, daß sie schauern vor einem Menschenge-
rippe. Im Schlamm will ich mich wälzen, als
sei er mein Element! und ist mir verwehrt, glän-
zend unterzugehen, mag der Teufel sein Spiel
haben!

Schändlich! wie man oft spricht, bloß um
ein Wort zu sagen.

Du blickst mich heute so ernst an, Schwester,
aus dem Milde, um deine Lippen spielt ein weh-
müthiges Lächeln; du wädest die Hand auf mei-
ne Stirn legen, und bist ungewiß, ob du es

thun sollen. Stehe ich nicht rein vor dir? Ich lese meine Schuld auf deinem Antlitz; dein Auge wendet sich ab von mir. O, verfluchen wir denn alles durch ein Betgehen? Ehen wir auch die Bande der Liebe durch einen Fluchen?

Mein Auge stirbt ab für die Welt, ich werde ganz blind.

Schon länger hab' ich mich nicht vor dem Tode gefürchtet, und nun hat auch die Furcht vor dem Sterben aufgehört.

Jeder giebt sich selbst seinen Werth; Titel und Orden sind Schein, und ich würde nie daran denken, soll' es nicht zu meinem Zwecke dienen.

Je weiter man kommt, in einem desto kleineren Winkel baut man sich an: früher hatte ich Plane für ein Heer von Arbeitern.

Die Frömmigkeit ist so wohlfeil zu kaufen: man lernt gewisse Sachen, glaubt etwa, daß Christus kein bloßer Mensch gewesen ist; was aber darin liege, darnach zu forschen, fällt keinem ein.

Der Sinn fehlt den Leuten! Was soll das heißen: Christus ist kein bloßer Mensch gewesen? darum dreht sich das ganze Geheimniß. Die Worte hätten wir wohl, aber die Bedeutung? Was ist er denn noch gewesen? Daran denkt niemand; sie sehen nicht das ewige Mysterium!

Seitdem ich die Furcht vor dem Sterben überwunden, habe ich mich auf einer andern er-
tappt, daß ich in einer ganz andern Lust zu sein
scheine, mich nicht rühren kann, daß mich Angst-
schweiß bedeckt, wie vor Wespenkern.

Jetzt tritt mir ein Wort von Carl klar
vor die Seele, der einmal von sich sagte: „ich
leckte an den Leuten wie Flammenspißen und
reize sie auf, aber ich verzehre mich selbst da-
durch.“ Denn Tod ist es, und ärger noch als
Tod, wenn man niemand hat, dem man sich ganz
mittheilen kann, niemand, von dem man nicht
fürchten mußte, verrathen oder verhöhnt zu wer-
den. Wer es nie empfunden, weiß gar nicht,
was leben heißt.

Mein Zimmer ist ein Bild des Jammers: ein dumpfes Lager, ein Schreibtisch und einige Stühle über den Tisch und in alle Ecken gestreut, sonst die kahlen Wände — alle Bilder heruntergerissen, die Gipsfiguren zerworfen — Schwämme überziehen die feuchten Winkel, die Gardinen von schmutzigem Staube ganz verdeckt — und Karls Bild dort am Boden wie eine Leiche mit dem Grabtuche verhüllt; hdb' ich die Decke, ich müßt' es zertreten!

Es ist unglaublich, wie man sich erst alles ablernen muß.

Ich bin jetzt todt, und weiß nicht, ob und auf welche Weise noch einmal das Leben in mir geweckt werden wird.

Ich wünschte, von den Leuten das Urtheil über mich zu hören, aber keiner sagt es mir rein heraus. Warum glebt man mir nicht Wahrheit, die reine, lumpige Wahrheit? O. schreibt: „ich solle an ihre Anstalt kommen, und den Augenblick nicht vorüber gehen lassen, dem mich anzuschließen, der ihn geleitet, in dem er sich erkennt

hätte.“ Ob er dem Vorsteher der Kasse meint?
mit ihm werd' ich mich nie befreundet: er dul-
det niemand neben sich, und W. ist gut genug,
sich ihm zu beugen.

Warum ich mich nicht auf Eins gesetzt? — alles
ist am Ende gleich gut und gleich schlecht, und
führt zu demselben Ziele.

Stille, der Mensch, ist es, nach dem alle
verlangen, er, die einzige Stille, auf der unsere
Existenz ruht. Die Jüngern halten sich der
eine an diesen, der andere an den, und sehen
nicht, wie sie alle erst durch ihn geworden, wie
sie ihn nur in sich genährt!

Früher oder später hätte ich kommen sollen:
so habe ich mit dreißig Jahren ausgeteilt. Ich
sehe das, weil alles, was ich mir gedacht, in das
Gegentheil umschlägt, wie es auch sein muß.
Die eine Schwingung ist abgelaufen, nun tritt
die entgegengesetzte ein, bis auch sie wieder um-
schlägt.

Ist schon oft vorbei geschossen, wird das Schwärze zu treffen erschwert oder gar unmöglich. So geht es mit Composition mancher Ender, zu denen am Ende jeder seine eigene Musse hat.

Es macht sich, aber auch wir müssen machen!

Ich beneide niemand, möchte auch kein anderer sein; vielleicht ein liebendes Mädchen.

Daß Sachen gemacht werden, wie die ... schön, daß Dornen gefallen wie die ... schön, sind schlechte Zeichen der Zeit, und in solcher soll ich nun hervortreten. So lange jenes für schön gilt, kann ich nicht gefallen. Ueberall liegt jetzt die Bollwerk am Tage! — Es macht mich nicht muthlos, aber ich kann meine Zeit nicht bilden, da ich auf der andern Seite wieder zu weit gehe, und nicht so vollkommen bin, daß ich sagen kann: kommt, hier steht es!

» Sich etwas vortragen zu lassen und ruhig zu bleiben, wenn die Leute eine Sache verderben, ist eine eigene Kunst.

Ich freue mich über die Leute, wenn ich einen Gedanken ausspreche, und sie fahren davor zurück.

Glück ist da gewesen, und antike Stoffe konnten im glücklichsten Falle nur dasselbe werden.

Einige unserer Künstler verdienen zu viel Geld, und das kann den Besten herunterbringen. Da lob' ich mir den Ausruf Hor's To poverty.

Es ist ein schönes Gefühl, sein eigenes Brod zu essen, besonders wenn man nicht nöthig hat, alle Wege zu benutzen, sondern nur Himmlisches herabholen kann, und nicht der Hölle verfällt.

H. schickt mir ein Buch zurück und schreibt: „Hiebei die ...schen Gedichte: was eine seltene Zeit vermittelt eines miserablen Kopfes Erbärmliches zu Tage fördern kann, ist darin enthalten.“

Ich kann nicht sagen: das will ich machen, wohl aber: das will ich nicht machen, obgleich es mir immer einige unglückliche Tage macht, wenn

ich sage: halt, das geht nicht, bis ich mich davon losmache.

Sonst wollte ich immer von Leistungen hören; jetzt bin ich zufrieden, wenn die Leute nur etwas wollen. . . . will etwas; aber die übrigen wissen nicht, was sie wollen.

Ich sehe die Gemeinde vor mir, sie steht — zu wem? und der Pastor erscheint und redet unverstandene Worte — woher? Die Gläubigen senken das mühselige Haupt, er segnet sie, und manches Auge schwimmt in Thränen, und manches Herz bricht, und sie wanken wieder nach Hause, und wissen nicht woher noch wohin.

Ich habe keinen Kreis, in dem ich mich könnte gehen lassen, krank bin ich auch, das halt' ich nicht länger aus!

Da ist ein Mensch in der Stadt, wenn ich ihn sehe, greift es mich mit eisernen Krallen in die Brust; er ist mein unglücklicher Geist; wie mein Schatten wandt er umher, und wenn ich ihn erblicke, sage ich; denn er deutet mir nichts

Gutes. Lange hat er mich gemieden, ich hatte ihn fast vergessen, da bog ich heute um die Ecke einer engen Gasse, und er steht vor mir; meine Haare kräuben sich, ich zittere, kann nicht an ihm vorbeigehen, will ihn niederrennen, und er ist verschwunden. „Julius, du folgst!“ — rief mir eine Stimme, wie Carls, aus der Ferne herüber, und mir ist nun, als sei ich wahnsinnig. Ich fliere Stundenlang auf einen Fleck, ohne einen Gedanken, und wenn ich aufahre, ist mir, als habe ich etwas verloren, und weiß nicht was.

Ich irre träumend durch den Tag,
Ich fahr' empor;
Ich sinne, was ich sinnen mag,
Und tangend such' ich durch den Tag,
Was ich verlor.
Ein Geisterchor
Dringt auf mich ein,
In Angst erkarrt des Herzens Schlag,
Ich bin allein!
Im Abend trübet sich der Tag,
Ich bin allein!

Ich irre wachend durch die Nacht,
Mir fehlt ein Traum!
Schweißkaltbedekt höhn' ich erwacht,
Und Stürze wild mich durch die Nacht
In iden Raum.
Des Morgens Saum
Senkt milthen Schein,
Er führt mich aus dem grausen Schacht;
Ich bin allein!
Und weinend geh' ich aus der Nacht,
Ich bin allein!

Ich such' umsonst durch Nacht und Tag
Ein warmes Herz.
Gins haben sie zur Ruh gebracht,
's war meine Freude Tag und Nacht,
Es ist mein Schmerz.
Das treue Herz
Ließ mich allein
Zu einer Klage Tag und Nacht;
Ich bin allein!
Zu meiner Klage Nacht und Tag,
Ich bin allein.

Kalte Ironie ist nur der Spiegel eines inneren Schmerzes.

Wenn man sagen kann: das Leben bestche in Mittheilung, so hatte Julius mit dem Tode seiner Schwester zu leben aufgehört. Früher verschlossen, in sich geketert, hatte er sich dann mit ganzer Seele hingegeben, sah sich oft mißverstanden, beleidigt; aber er achtete nicht darauf im Besitz einer Geliebten, eines Freundes, einer Schwester.

Bei einem solchen Rückhalte mag die ganze Welt zusammensinken, die Jugend hofft sie wieder zu erbauen; nachdem jedoch jener gesunken war, trat sein natürliches Mißtrauen wieder hervor; alle getäuschten Erinnerungen wurden geweckt, er glaubte sich überall von Tauschern, von Feinden umringt. Die Kinder gaben ihm den einzigen Trost, und auch hier fürchtete er täglich, sie möchten ihm entfremdet werden, sie möchten, wie alles, der Welt verfallen.

Ein Bekannter nur suchte ihn jetzt öfter auf; Julius näherte sich an seiner Unruhe, und die kalte Bitterkeit, der niederreißende Miß, die

erschütternde Selbstvernichtung dieses Mannes stimmten so zu Julius jehziger Tage, daß er zuweilen wider Willen in denselben Ton hineingezogen wurde. Ein näheres Verhältniß konnte zwischen beiden nicht Statt finden, und Julius wußte nicht, sollte er diese Zerissenheit gehäufte Unglücksfälle zuschreiben, oder annehmen, Giller wolle sich in eine künstliche Abgestorbenseit hineinreihen. Eine öffentliche Stelle, äußerte dieser, habe er nicht angenommen, um frei zu bleiben, und rücksichtslos den Leuten die Wahrheit sagen können; es sei unglaublich, was für Menschen in vollen Aemtern säßen. Kam er aus wahrer Theilnahme zu Julius, so war es diesem wenigstens zu verzeihen, daß er es in Zweifel zog, und wollte er sich nur aussprechen gegen jemand, mußte ihm dies natürlich noch unangenehm sein. Auf jeden Fall trug diese erneuerte Bekanntschaft nicht wenig dazu bei, ihn in seinem Entschlusse zu bekräften, einige Monate auf Reisen zu gehen, und trotz der rauhen Jahreszeit ließ er sich nicht davon abbringen; er mußte fort. Auch war die Staatsrätin zurückgekehrt, und er mochte Giller's Mutter nicht begegnen. Giller begleitete ihn an den Eilwagen, und Julius ließ

sich hinauszuführen, ohne selbst zu wissen, wohin; lieb war es ihm nur im Augenblicke, besonders von jenem sich los zu machen. Denn Gilder wurde mit jedem Tage aufmerksamer, und doch mußte Julius erwarten, hinter seinem Rücken sich mit demselben verhöhnenden Witze von ihm beurtheilt zu sehen, mit dem er noch keinen vor sichent hatte. Selbst Vater und Mutter waren ihm nicht entgangen, und wenn Gilder in Gesellschaft ging, äußerte er wohl: „Sie sollten mich sehen, wie ich den Leuten Schmeichelei auf die aufgesuchteste Art, und sie so verhöhne, und mich freuen, wenn sie die Schmeicheleien aufnehmen: Wie würden sich daran ergöhen.“ Auf sein frühers Leben schalt er, wie kein Vater auf das seines ungerathenen Sohnes.

Julius war nicht in der Lage, sich über ihn zu erfreuen: Gilders Ausdrücke linderten wohl seinen Schmerz, aber noch hoffte er sich durchzu- arbeiten. Ja dieser hatte ihn in noch größere Verwirrung gebracht, als er eines Tages zu Julius ins Zimmer trat, und mit trübem Augen sagte: „Ich komme eben von der Leiche einer Jugenfreundin; man muß sich doch einige Abwech- selung verschaffen.“ Das war ein Punct der Klä-

herung für Julius, und als sie nach einem langen Gespräche in erweichter Stimmung schieden, äußerte er: Oester, Sie sind mir heute um vieles lieber geworden. „Ja aus Mitleiden,“ erwiderte er, und ging ohne Graß zum Zimmer hinaus. Eine Thräne glänzte in seinem Auge; es wurde ihm schwer, seine Rührung zu bekämpfen.

In seiner alten Spannkraft hätte Julius vielleicht dies alles überwunden, und in ein warmes Herz unter Spigbergen gesehen; aber so tief herabgedrückt, wie er jetzt war, reizte ihn jedes Wort, jede Miene, und er freute sich recht eigentlich, jemand abgeschritten zu haben, um in seiner Verlassenheit doch sicher zu sein, und in seinen Wunden wühlen zu können; denn er hatte keinen, dem er hätte gesehen mögen: ich bin unglücklich!

An Oester fand Julius keinen Stützpunkt; lange indeß schwankte er in seinem Urtheile über ihn, bis er ihn endlich von sich wies, und die Gedanken an ein neues Werk, das sich durcharbeiten, hervortreten ließ. So hatte er tief nachsinnend W. erreicht, glücklich, von keinem gekannt, von keinem beobachtet zu sein. Die Aus-

nehmlichkeit der Stadt, ihre freien Gassen, und die Entfernung vom Gewühle der sich Drängenden bewogen ihn, dort einen Aufenthalt von mehreren Tagen zu machen. Seine Vergangenheit verklärte sich ihm in dieser Abgeschiedenheit, und er wollte hier ein neues Drama beginnen, geheimnißvoll wie das Myſterium der Dreieinigkeit. Die Personen sonderten sich, die Gedanken fanden wie reines Erz in seinen Gruben, und er war feig wie eine Mutter, der das Kind im Leibe häupte. *

Mebrere Nächte schon hatte er träumend daran verweilt, da hörte er um die erste Stunde eine Thür im Gange sich öffnen, ließ jemand den Gang herausschleichen, und seine Thür aufbrachen; sie war unverschlossen. Knechtlich trat ein Frauenzimmer im Nachtleide herein, leuchtete gegen das Bett, und setzte sich scheinbar beruhigt am untern Ende nieder. Julius war starr vor Entsetzen; Angstschweiß brach ihm über die Stirn hervor; er glaubte in den entsetzlichen Starrkrampf verfallen zu sein; seine Augen waren unverwandt auf das verschleierte, schlanke Frauenbild gefest. „Kennst Du mich nicht mehr, Julius?“ tönte es ihm wie aus dem Grabe;

er konnte nicht antworten. Sie schlug den Schiefer zurück, ihr Haupt sank auf den unterstützenden Arm, es war Elise.

Julius konnte sich von seinem Entsetzen noch nicht erholen, er wagte nicht, sich zu regen, glaubte mit dem Schlage der ersten Stunde sie verschwunden zu sehen; sie blieb, und er gewann den Muth, sich empor zu richten. „Dieses Andenken nimm von Deiner Schwester,“ sagte der Schatten einer Elise; ich stand ihr bei in der Todesstunde: selbst versprach ich es Dir zu reichen.“ Sie gab ihm einen Brief im Wette geschrieben, Wilhelmens Schreibegruß enthaltend, das letzte Wort kaum leserlich über die ganze Seite gezogen: ich sterbe. „Mein Auftrag ist erfüllt,“ sagte Elise, nahm das Licht und ging, als Julius, den aus dem Briefe, wie aus der Hand des Todes, eisfalte Schauer überliefen, aufsprang, die Wüthenden nach sich zog, und alles anwenden mußte, die Umarmte in seinen Armen zu halten. Sie war bleich, abgezehrt, ihre Kräfte schwanden; mit glühenden Augen blickte er in gräßlicher Aufregung in das kranke Antlitz; wie eine Sterbende sah sie, Erbarmung flehend, zu ihm auf, dann sanken die Augenlider, und der irre Blick haftete

am Boden. „Julius,“ flüßerte sie, ihn umschlingend, „o mein Geliebter, wer hätte mir das gesagt!“ Sie richtete sich langsam empor, starrte zur Erde, dann auf Julius, krampfte die Hände in einander, ein Seufzer, als hauchte sie ihr Leben aus, ein Blick gen Himmel — und Julius stand hart im Dunkeln. Die ferne Thür schloß sich; er konnte kein Glied regen; endlich fand er den Weg nach seinem Lager, und ein wirres Träumen warf ihn einige Stunden umher, bis er gegen Morgen in Schlaf versank. Nicht lange indes, so erweckte ihn der Ruf: Feuer, Feuer! Das ganze Haus kam in Bewegung, auf dem Gassen entflohen wilder Lärm und Durcheinanderschreien, Hörner und Trommeln riefen die Bewohner zur Hülfe; das Feuer war im Gasthause selbst. Schnell war Julius nothdürftig bekleidet, eilig stürzte er auf den Corridor; ein dichter Rauch schlug ihm entgegen und bedrückte ihn, daß er in das Zimmer gedrängt kaum noch das Gerücht erreicht und um Hülfe ruft. Es waren wenige Fremde im Hause; eine Leiter wurde gebracht; er fand sich auf der Straße.

Das Feuer schied seinen Heerd in einem Zimmer zu haben; ein Herr und eine Dame, seit

zwei Tagen angekommen, bewohnten es: die Flamme brach durch die Fenster; keiner der Bewohner erschien. Es ist Elise, Elisel rief es in Julius, und durch die Fliehenden, Rettenden bahnte er sich den Weg im dichtesten Rauche in das obere Stockwerk. Die Treppe war schon ergriffen, kaum löschte er mit den Händen seine Kleider. Aber in welchem Zimmer? Dort, dort hieß es! ein anderer war lähn mit ihm heraufgebrungen. Durch die Flammen stürzte er auf die Unbewegliche; sein Begleiter ergriff den Satz; seine Last hinderte ihn; Julius entkam noch über die einstürzende Treppe; der Retter und der Gerettete waren ausgeschossen. Doch im Hause bekannt, fand jener durch die Gluth einen andern Ausweg; er erreichte mit dem fast entseelten Ludwig ein Fenster, und man hing den Hinabgeworfenen in einem Tuche auf; selbst entging er dem Verderben durch einen lähnen Sprung.

Fast unverfehrt war Elise, wie von einem Engel beschützt; sie hätte sich retten können, ehe es auf das Äußerste kam; ohne Julius war sie verloren. Er hatte sie in ein brachbares Haus geborgen, und sie konnte nicht danken; in sich versunken, hätte sie vergehen mögen; ihr Retter

hatte keinen Trost für sie. „Ist Ludwig gerettet,“ fragte sie abgemeldet? Dann durchsuchte sie wie ein Blitz; sie richtete sich auf, als wollte sie ihm zu Hilfe eilen, und sank tiefsenkend in sich zurück.“ Auch gegen sich hatte sie keine Kraft.

Julius war mit Ludwigs Schicksale unbekannt; er hatte, wie ein Schiffbrüchiger, Noth am Meer gelitten, das Auge nur auf die Geretteten geheftet, und beide waren sich nichts.

Mit Andenken des Tages war man Herr des Feuers geworden; das Dach und das obere Stockwerk waren verzehrt, das untere war unbrauchbar; man mußte ein Unterkommen bei den Nachbarn suchen. Dahin war auch Ludwig gebracht, den die Flammen schrecklich verunstaltet hatten. Sobald Elise Nachricht erhalten von seiner Errettung, wich ihre Erschlaffung; mit furchtbarem Grusse drang sie in Julius, sie zu jenem zu führen, und wie gern er ihr den Ausblick erspart, er konnte sie nicht zurückhalten; ihre Augen trafen ihn hier, wie einer Wahnsinnigen. Ludwig lag soß demüthlos, als sie eintraten; mehrere Leute waren um ihn beschäftigt; mit einem lauten Schrei stürzte sie auf ihn, daß er in matter Re-

gung mit den Händen suchte, und das Haupt vergebens rührte. Das hatte Julius vorausgesehen, und gegen eine Unbekannte wäre er fester gewesen; jetzt war sie nicht mehr zu entfernen. Händeringend stand sie am Lager, blickte entsetzt auf irgend den an, der sie wegzuziehen versuchte, und wurde endlich nur so weit beruhigt, daß man sie auf einen Stuhl an das Bett setzte; die Hände auf dem Kniern saß sie bewegungslos da. Einige Tage verfloßen, die Aerzte verzweifelten an Ludwigs Aufkommen; man begann für seine Gattin zu fürchten; sie wich nicht von seinem Lager.

Julius, so in seinem Kustreben gehemmt, fand sich in der traurigsten Lage. Bleiben konnte er nicht: umsonst versuchte er zu gehen; die Pforte war ihm verschlossen; kein Freund, der ihn fortgezogen; er wünschte sich den Tod. Eine andere Umgebung hätte ihn vielleicht aufgerichtet; dieser vermochte er sich nicht allein zu entreißen. Er saß unschlüssig auf seinem Zimmer, da trat Oester herein. Der ganze Hergang war ihm zu Ohren gekommen, und keinen Augenblick hatte er angestanden, Julius nachzuellen und ihn mit sich zu nehmen. Ohne langen Rath zu pflegen, hatte

er alles eingelakkt, und wie herzzerstehend es jenem war, er fand sich nach einigen Tagen in weiter Entfernung von dem Unglücksorte.

In mannigfachen Zerstreuungen machte ihn Giller seines Unglücks in etwas vergessen, und vertief ihn nach Verlauf einiger Wochen, da ihn seine Geschäfte zurückriefen, unter dem Versprechen von Julius Seite, sich, sobald er es könne, auf den Rückweg zu begeben, und ernstlich an Ausführung seiner Pläne zu denken. Julius hatte ihm davon viel gesprochen, jener sie mit Geraden aufgenommen und ihm alle nur mögliche Unterstützung versprochen; er vermöge etwas, denn die Leute fürchteten ihn. Schon einmal habe er unbedungene Urtheile über Julius hart zurückgewiesen, und die Leute einen Menschen achten gelehrt, den er achte. Im Boden müsse man sie drücken auf jede Weise, und vor ihm solle sich die Erbarmlichkeit nie breit machen. „Lassen Sie das gut sein,“ sagte er, „ich weiß auch, was es heißt, Vater, Mutter, Weib verlieren; man hat mir übel mitgespielt; ich bin verkonnt, für schlecht gehalten, getäuscht, ich habe gefehlt, wieder eingelakkt, bin zurückgesetzt, wurde mißtrauisch und sagte am Ende: Hol' euch alle der Teufel! So

Reh' ich da wie geglätteter Granit, man könnte Funken aus mir schlagen, und nichts schent' ich den Leuten, die ins Kleinste lasse ich sie alles gegen mich erfüllen; sie wollen es nicht anders. Kommt dann einer, und entschuldigt sich höflich über eine Versäumniß, locht man ihn aus; aber so muß es sein. Auf der Schule sprach ich mit den Lehrern, als wären sie meine Schüler, und ich hatte Recht; sie ließen es geschehen: nur Cicer gebot mir Stillschweigen, indem er nichts durchzulassen pflegte, ohne die Worte: wenn Cicer nichts dawider hat? welche mich vor den Mitgeschülern bloß stellten. So bin ich in der Stadt verrufen, und auch bei Ihnen scheine ich darunter gelitten zu haben; aber sein Sie unbesorgt. Es ist wahr, ich achte wenig Leute; aber rüden Sie ihnen nur auf den Leib, stehen Sie in so vielen Beziehungen mit der Welt, wie ich, und lernen Sie sich in sie schiden, wie ich es thue, ohne kraftlos zu sein. Sie sind Einer unter Tausenden, und ich möchte sobald nicht der Berührung mit Ihnen entbehren."

Solche Worte konnten den augenblicklichen Eindruck auf Julius schwankendes Gemüth nicht verschleiern; er bedurfte fremder Hüfe und war zu

unerfahren, Cister gleich zu durchschauen, und zu fühlen, wie bei dessen Reizbarkeit ein inniges Verhältniß nicht eintreten würde. Sein tiefes Gemüth mußte sich dagegen hervorarbeiten, und ein erstes selbstständiges Auftreten gegen Cister sie auf immer von einander entfernen. Denn hatte ihm dieser auch gesagt, er wolle seine Freunde auf harte Proben, die erst Ciner bestanden habe nach einem gefühlreichen Bruche, so war doch Julius zu gut, um eine solche ruhig zu bestehen, und süßte sich selbst zu sehr, um sich wegwerfen zu lassen. Seine Natur wollte aufgenommen, nicht gereizt sein, wie dies bei Cisters Hochmuth und Ungerechtigkeit fortwährend geschah, der nur achtete, bis er unterdrückt hatte, und wo er seinen Fall vorausah, mit Anmaßung den verwegenen Angreifer zurückwies; und wer möchte einen fliehenden Feind auf das Heußerste treiben?

So lange Julius sich in Cisters Gesellschaft befand, und durch ihn von Raub zu Raub fortgerissen wurde, so lange er seinem Unmuth über sich und andere eine Ableitung gab, und beide in unstilliger Unruhe von Stadt zu Stadt eilten, konnte er sich seiner Lage weniger bewußt werden; als er sich aber wieder allein sah, fand er

nur eine desto größere Zerßbrung in und um sich und war durchaus rathlos. Er sehnte sich in die verzweifelte Lage nach dem Brande zurück; sie hätte ihn irgend einem Kneipstien zugeführt, wo er dem Schmerze erliegen konnte; jetzt war er beschwichtigt, ohne geheilt, herausgerissen, ohne wiederbegründet zu sein, und Elises Schicksal bekümmerte ihn auf das Tiefste. Wenn ihr Gatte erlag, und er konnte sie nun noch retten! — Diese Hoffnung besetzte ihn mit einem Male, sie weckte die Lebensgeister; was er beginnen wollte, trat ihm klar vor die Augen, und mit neuem Schwunge begann er das unterbrochene Werk fortzuführen. Seine ganze Seele legte er da hinein, und mißlang auch das, war sein Urtheil gesprochen.

Unterdeß weilte Elise noch immer in B. am Krankenlager ihres Vatten; keiner durfte ihm nahen, keinen ließ sie einen Dienst verrichten. In vielen Wochen hatte sie den Schlaf nicht gesehen, ihr ermatteter Körper drohte zu unterliegen; was sie wünschen konnte, wer mag es sagen? von ihr hörte niemand ein Wort der Klage. Ludwig hatte, ihr den einsörmigen Aufenthalt auf dem Lande etwas zu erleichtern, sie durch die

Winterfeste der Hauptstadt zu erheitern gewünscht, hatte ihr gern nachgegeben, auch in W. einige Tage zu bleiben, und konnte nun im glücklichsten Falle, bei einem solchen Körper, einem solchen Leben entgegen sehen. Wie das Feuer entstanden, konnte sie sich selbst nicht erklären. Die Leute schrieben es dem Kamine zu: wahrscheinlich aber hatte sie in jener nächtlichen Verwirrung des Lichtes nicht gewahrt. Als Erinnerung war ihr erloschen, wohin sie es gestellt, oder ob sie es gar nicht ausgelischt habe. Vielleicht war es ihrer Hand auf den Teppich entfallen; doch bleibt immer unerklärlich, wie sie in den Flammen unverletzt geblieben.

Seitdem meine Wilhelmine todt ist, erscheint mir der Tod ganz anders.

Meine Lage wird immer verweifungsvoller, und immer mehr seh' ich die Unmöglichkeit, herauszukommen. Eine Hoffnung nur hab' ich noch auf den Vorsteher der Lehranstalt in B.; schlägt sie fehl, weiß ich gar nicht, was ich machen soll.

Ich

Ich will mir nichts gegen ihn vergeben, aber wie er ein Wort sagt, bin ich da.

Ich komme mir oft so lächerlich vor in meinem Zimmer — was irr' ich darin herum? wozu bin ich hieher gesetzt? wohin führen mich Anstrengungen? Geh' es so, oder anders, es kommt wenig darauf an. Wie eine Hülse erschein' ich mir, wie eine Raupe in der Verpuppung: selbst ein gelungenes Leben bietet wenig Erfreuliches; das meinige geben mir jetzt nur die Zeitungen, zwischen denen ich liege wie eine getrocknete Pflanze.

Wo ist meine Redheit geblieben? Ich habe mich nicht verändert, ich bin geradezu mein Gegenteil geworden; an nichts liegt mir etwas.

Ich wünschte, ich hätte auch dein Bild nicht. Schwester! es verspricht der Sehnsucht Befriedigung — aber es hört nicht und süßt nicht, und mein Leben durchbohrend, mahnt es mich immer neu an meinen unerseßlichen Verlust. O Schwester, Schwester, wann sehen wir uns wieder?

Im Grab', im Grabe liegt die Brust,
Sie, meiner Sehnsucht Raub!
Die Arme breit' ich unbenutzt,
Sie an mein Herz zu pressen,
Und aller Schmerzen an der Brust
Der Kreuze zu vergessen,
• Wenn ich sorglos an ihr ruhe.

Das Herz erträgt die Lasten nicht,
Es stürmt sich auszuschütten;
Durch seines Kerkers Wand' es bricht,
Der Leiden Qual zu theilen;
Doch Mitleidsworte können nicht
Die Lebenswunde heilen,
Und es jagt sich auszuschütten.

Fließt nirgendwo ein Lebensquell,
Das Herz gesund zu baden?
Strahlt nirgend Lebenslicht so hell,
Nachtgeister zu zerstreuen?
Ach, durch den heißen Thränenquell
Werd' ich das Herz erneuen,
Und in Todesfluth es baden.

Das Jammerverschließen, das Selbstzerath-
sehen, die eigene Vernichtung, wohin hat mich das
alles nicht geführt? — Der Erhebung muß frei-
lich die Berkenrührung vorangehen.

Den Vater, den Fürsten, lieb' ich nicht als
solche.

Ich glaubte für eine triumphirende Kirche zu
kämpfen und sehe, es giebt keine, und einen an-
dern Weg kann ich mir nicht bahnen.

Ein geistreicher Christus unter den Reichen?
— Noch immer gilt es, den Armen soll gepredigt
werden; die Reichen müssen erkennen, daß sie
arm sind, dann erst kommt es an sie.

Wuß denn jeder etwas Erstes sein? In der
Kunst wie überall giebt es Diener, bis zum nie-
drigsten. Und wenn ich nun dieser einer gewor-
den bin, soll ich deshalb klagen?

Meine Gedanken verweilen jetzt so oft auf
meiner Mutter; ihr Bild war mir lange gan-
zschwunden; erst seit Wilhelmens Tode tritt

es wieder hervor; und alle Erinnerungen habe ich mir zurückgerufen, alle ihre Briefe durchgesehen, ihr Antlitz mir recht klar vor die Seele zu bringen.* So habe ich einige glückliche Tage verlebt unter Papieren, vor denen mir sonst graute. Meine Mutter ist eine eigene Frau; solch eine Mischung von Härte und Liebe kenn' ich an Keiner mehr. Was aber muß sie an dem Sohne leiden, an dem einzigen, lieben Sprößling! Sie sitzt allein bei dem trübsinnigen Gatten, o, o! — und ich vergehe, und sie kann mir nicht helfen.

Auch die Liebe muß ihre Zeit erleben.

Es ist aus mit mir, und wenn es einmal heißt: mein Urtheil ist gesprochen, sind alle Anhalten getroffen, daß ich mich selbst wundere. Möglich ist eine Wendung, aber woher soll sie kommen?

Ich könnte alles genießen, aber es hilft mir nichts; ich müßte auferstehen.

Die neueste Literatur zeigt viel Talent, aber keine Bildung: so Byron, nach dem ich ge-

stern in meiner Verzweiflung saßte; alles wies
man hinaus, wie es die Natur gegeben. Wenn
ich da bedenke, wie alles in Göthe durchgebildet
ist, jede Seite! komme ich immer wieder auf ihn
zurück; er hat an sich gearbeitet, und stellt alles
in ruhiger Klarheit hin. Walter Scott hat ein-
zelne schöne Figuren, wie Rebekka und Diana, und
besonders ist eine Seite, die der beschreibenden
Characteristik, in ihm anzuerkennen; aber er ist
kein Dichter, sondern ein Romanschreiber, und
muß viele seiner Sachen wie im Traume gemacht
haben: so sind sie hingeschüttet. Das ist eben
das Große in Göthe, daß er zu seinem Talente
die Bildung gefügt hat.

Das Lebensschwankt auf, ab, hin und her;
du halte fest an Einem.

Ein Künstler kann sich nicht auf den Umgang
mit einem Menschen beschränken; in der viel-
fältigsten Berührung muß er mit den verschiede-
artigsten stehen; er kann nicht alles in sich tra-
gen, muß vieles im andern anschauen: so mit
Männern wie mit Frauen; eine ganze Welt muß
auf ihn einwirken. Wer ihn deshalb für unzu-

verlässig hält, dem ich weiter nichts zu entge-
gen; er weiß nicht, um was es sich handelt: der
Freund und die Geliebte stehen auf einem andern
Felde; aber man wird nun einmal nicht ver-
stehen!

Die Bühne ist in so großem Widerspruch
mit den Forderungen dramatischer Dichter, daß
Gisler Julius den Rath gab, sein mitgebrachtes
Drama drucken zu lassen; er selbst nahm eine Ab-
schrift und konnte das Ganze nicht genug rüh-
men: das seien die Gedanken, welche ihn schon
so lange bewegt, und die er nur nicht auszuspre-
chen vermocht, und Julius könne eines großen
Erfolges gewiß sein. Er möge sich nur auf diese
Weise den Weg bahnen, und könne dann gereift
einmal eine Bühne schaffen, wie er sie wünsche.
Die Gemüther seien durch zu langes Ausruhen
vorbereitet, etwas Gutes zu empfangen, und das
Wahrfaste würden beide bald an die Stelle aller
heutigen Gaukelwerke treten sehen.

Das geß neues Leben in den Ermatteten,
und aller Leiden hätte er bei einer solchen Erfül-
lung vergessen. Er sammelte die nicht vergeßte

Kraft, um den Morgen nach der schrecklichen Gewitternacht zu erwarten, und dann dem ershönten Hasen zuzukauern, dessen Nähe ihm Elster glaublich gemacht hatte.

Wochen verfloßen über dem Drucke, und Julius sah sich merklich abgefühlt: wahr er nicht begonnen gewesen, er hätte ihn nicht fortgesetzt, und er konnte ihn mit gutem Gewissen nicht vertreiben. Elster redete zu, es war ohne sonderlichen Erfolg; das Drama erschien; niemand beachtete es; und Julius hintertrieb es, als jener darauf aufmerksam machen wollte. Nur einige Zeitblätter kündigten es an, als eine unreise und sehr unzeitige Erscheinung; in einem fand sich sogar eine Vorsschrift, wie man durch gehörige Mischung dieser und jener Elemente dergleichen leicht hervorzustellen könne. So unbegründet das alles war, so konnten doch Beispiele wie Beethoven, dessen erster Beurtheiler ihm rath, ganz von der Composition abzustehen, ihn wenig trösten. Er stand schon in reiferem Alter, alle Umgebungen erwarteten von ihm eine endliche Entscheidung, und er fand seinen Glauben unwiederbringlich erschüttert. Dieser war es, der bisher seine Hoffnungen, wie oft verdunkelt, immer wieder strahlend hervortre-

ten ließ; der Glaube wankte, Ob Julius zweifelte, daß er es sei, der den Vorhang wegziehen könne. Er sah, seine Poesie entspreche nicht seiner Thnung, und mußte sich allen denen gleichstellen, die nur arbeiten, um zu genießen, und in der Gamille ihre höchste Befriedigung finden. Freilich sprang er noch zuweilen unruhig auf, wenn sich in seinem Busen die alte Kraft regte; kühn hob er den Arm, aber schloß sank er zurück, und in Xerger verzehrte er seine Tage. Der Frühling war da; er entfloß ihm, und schloß der Sonne den Eingang: er glaubte, wie ein Gespenst umherzuwandeln, das unermartet wieder erscheint, und mit dem höheren Streben war ihm auch der niedere, unbesangene Genuß verleidet. Giffre versuchte es noch einmal, ihn in die Xbern der Stadt, in den allgemeinen Wirtumlauf zu führen; aber er sah bald, sein Bemühen sei vergeblich, und Julius besuchte auch ihn kaum um Mitternacht; so war er an den einen Fleck gebannt. Eine angemessene Thätigkeit hätte ihn vielleicht in seinen Sorgen gelindert, und Giffre verwandte sich angelegentlich für ihn, aber ohne Erfolg; denn, entgegnete man, nie werde er sich in eine Unterordnung fügen, und habe auch durch

zu freier Bitte öffentlich Anstoß erregt. So ward seine Lage immer dringlicher.

Unterdeß hatte Cissler einen unangenehmen Vorfall in einer angesehenen Familie veranlaßt durch ein heimliches Verhältniß mit der Tochter, die entdeckt und überrascht wurde. Er hatte sich gerettet und war durch einen glücklichen Zufall aus dem Hause entwischt. „Da habe ich wieder einmal die friedlichen Hütten in Brand gesetzt!“ sagte er äußerst verstimmt, als Julius zu ihm ins Zimmer trat, und reichte ihm einen Brief von seiner Geliebten, den er so eben erhalten hatte. Sie sagte, daß sie ihn nie verrathen würde; aber sie könne ihn nicht wiedersprechen; würde indeß ihre Gesellschafterin zur Verrätherin, so bliebe ihr nur das Keuserste übrig. Nach und nach erzählte Cissler, wie er die Eltern des Mädchens nie gesehen, jetzt aber durch einen alten Rath beobachtet, doch wie es schien, nicht erkannt sei, der um die Tochter anhalten werde. Er wäre in Verwirrung, was er thun solle, und fragte Julius um seine aufrichtigste Meinung. Auf Zustimmung der vornehmen Eltern und Verwandten war nie zu hoffen; den Rath zu fordern, war thöricht; das Mädchen zu entführen,

unheilbringend; und Mistrauen, wie weit das Verhältniß mit jenem früher schon gegangen sei, entschied endlich Cissler dahin, daß er sie nach ihrem Willen nicht wieder sah.

Julius erschien der Augenblick gänzlich, Cisslers gegen alles Bestehende gerichtete Stellung im Innersten anzugreifen, seine Selbstvernichtung zu hemmen, und ihm ein freundlicheres Verhältniß zur Welt zu geben; denn jetzt war er mit jedermann verfeindet. Cissler hörte ihn anfangs ruhig an, begann aber bald den Stuhl hin und her zu rücken, die Arme krampfhaft zu regen, und sprang endlich zornig auf: „Julius möge seine Worte sparen; er wisse selbst, was er zu thun habe, könne überhaupt nicht begreifen, was ihn zu ihm führe: sei es sein scharfer Wig, den möge er bei einem andern finden, und er hoffe, es werde Julius nie wieder gelücken, ihn zu besuchen.“ Jener schloß, was er angerichtet, und daß an eine Ausgleichung nicht zu denken sei, und ließ ihn, der wüthend im Zimmer auf und ab arbeitete. Hätte er gewartet und Cissler wie einen Fieberkranken behandelt, hätte er die Freundschaftsprobe bestanden, dieser wäre für immer der Seine gewesen, und hätte ihm sein Bleiben ewig ge-

danke. Jetzt da er fort war, freute Giller sich der Befreiung und sagte sich mehr und mehr, wie Recht er gehabt habe. Er setzte sich dann, einige Briefe zu schreiben, zerriß sie wieder, machte einen Spaziergang bis spät in die Nacht, legte sich nieder und sagte: „Giller, du bist doch wärmer, als du scheinst.“

Gegen Abend leuchtete ein Feuer am Himmel auf, und der Ruf, es sei in Mordach, durchlief gerade die Stadt, als Julius aus Giller's Hause trat. Unmittelbar folgte er dem wogenden Zuge: immer heller schlugen die Flammen empor, und im Dorfe angelangt, hörte er, es sei die im Walde gelegene Holländerei von ihnen verzehrt. Die beiden Alten hatten in den Flammen ihren Tod gefunden; Manny hatten sie in die Stadt gesandt; niemand wußte, ob sie zurückgekehrt; überall suchte man sie vergebens. Es war zwei Uhr, und Julius wandte sich nach der Stadt zurück, trat in den Gassen umher ohne Gedanken, gleichgültig; er wünschte, ein Weib trübe ihn mit einem Dachziegel. Als die Stadt sich zu beleben anfang, drängte ihn die Menge zum Bassethore hinaus, und demüthlos ging er den Strom entlang, wo einige Fischer, am Ufer

um etwas beschäftigt, seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er trat hinzu; man hatte Nanny leblos aus dem Wasser gezogen: bleich, verzehrt, an den Pfeilern der Brücke zer schlagen, das triefende Haar schmutzig über den kranken Busen sich schleifend, entblößt vor den Augen unsauberer Gesellen. Von der Nachricht des Brandes überrascht, hatte sie sich nicht zu helfen gewußt, war zu Julius geeilt, den sie nicht zu Hause gefunden, und war so verlassen in einer volkreichen Stadt, daß sie nur im Tode Rettung fand. Unversiebt im Hause, und der Pflegemutter Drohung, sie würde noch ihnen allen das Grab graben, ließen sie keinen Augenblick schwanken: verwehrt wühlte sie das Feuer selbst entzündet zu haben, und der Blick auf den rothen Widerschein am Himmel trieb sie, wie eine verfolgte Grinnye, in die kühle Tiefe. Julius stand bewegungslos vor der Erblüthen; der letzte Funke schien ihm zu erlöschen: „es muß alles brechen,“ seufzte er auf, als man Nanny fort trug.

In seiner Wohnung fand er einen Brief seines Freundes in H., mit einer Aufforderung in die Anstalt einzutreten, die auf Umwegen vom Vorsteher zu kommen schien. Das Julius immer

von der Hand gewiesen, jemand anzugehen, blieb ihm jetzt der letzte Ausweg, und der Vorfieber hatte auch hier wieder erreicht, was er nie anders that: er ließ die Leute kommen; dann hatten sie seiner nöthig, und er konnte herrschen.

Ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, folgte Julius einem unbestimmten Zuge; seine Sachen waren gepackt, oder seiner Wirthin übergeben, und am zweiten Tage war er auf dem Wege nach K, einem einsamen in den Bergen gelegenen Schlosse, das die Landesregierung zum Zwecke einer Erziehungsanstalt dem Vorfieber überwiesen hatte.

Was andere mir gelassen, habe ich mir selbst verderben, bin das Geruch der ganzen Stadt, und wo wirklich jemand für mich einschreiten wollte, wo ich selbst einen Schritt wagte, wird mir das entgegen gehalten: ein Flecken verdächtigt mich; man kann einem solchen Menschen nicht anstellen; und mein Trost hat nun gar dem Kasse den Boden ausgestoßen. Himmlischer Vater, du wirst gerecht sein! zu dir ist der Weg keinem abgeschnitten.

Ich erwache oft früh; aber das Mittel, aufzu-
stehen! in den Kissen ist mir so wohl; es ist so
schön, sich weich gebettet Vorwürfe zu machen,
wieder einzuschlafen, und wenn das Gewissen sich
regt, ihm zu sagen: still, du bist kein gutes Ge-
wissen!

Wenn Kirchen über der versammelten Ge-
meine zusammenbrechen, wenn die Erde erbebt,
und Städte spurlos verschlingt, wenn die Wasser
nächtlich hoch in die Wohnungen bringen und die
Schlafenden überfallen, das ist mir lieb! Die
Leute glauben sich so sicher; aber die Erde hat
auch ihren Kopf und nimmt ihnen den Boden
unter den Füßen weg. Darum freu' ich mich,
schändlich! über das Unglück, weil es dient, die
Wahrheit immer fester zu stellen, daß wir auch
nicht des nächsten Morgens gewiß sind, während
ich alle handeln sehe, als solle es ewig dauern,
und doch keiner in Schwankungen sich zu behaup-
ten weis. Daß ein Tag ein Reich löse, wer
denkt daran? aber es wird tagen!

Vierundzwanzig Stunden könnte auch ich
sehen, wie Sokrates: ich glaube, der hat auch
zur Schau gefunden!

Keine Hoffnung ist geheitert,
Keines Bleibens ist nicht hier;
Glaub' und Liebe sind gestorben,
Freunde, die ich mir erworben,
Alles, Was mein Herz erheitert,
Alles, Schicksal, nimmst du mir.

Vor der Welt bin ich gerichtet,
Was ich strebte, steht sie nicht;
Nur erreicht, was ich getrachtet,
Keiner hätte mich verachtet!
Eine Welt hält' ich gebietet,
Wie sie von der Bühne spricht.

Ist es schwer vom Leben scheiden,
Scheidest schwerer du von dir;
Alles, alles aufzugeben,
Was dir höher ist als leben,
Die Gedankenbraut zu meiden,
Ach, das treibt mich fort von hier!

Der Tod ist ein unheimlicher Gesanke: ~~W~~
den Baum schmerzt es, wenn er stirbt.

Die geringste Anstrengung macht mich jetzt
so irdenblau, daß ich eben vor mir erschrak, als
ich vor den Spiegel trat.

Nicht gekorben ist zum Beispiel der ewige
Jude; er stellt als Mythos die Geschichte seines
Volkes dar, das als das letzte übrig bleiben soll;
es soll alles in Erfüllung gehen sehen, und steht
als Fremdling unter den andern Völkern: der
Christ stirbt gläubig, daß sich alles erfüllen werde,
wenn auch nicht durch ihn.

Der Tod gleicht den Kampf des Lebens aus,
verwischt alle Furchen, welche dieser gezogen, und
stellt das Ideal des Geistes dar, wie Kaiser und
Bildhauer es auffassen und wiedergeben sollen.
Sie müssen heraus erkennen, was ein Geist
verschönt ist; durch den Kampf des Lebens, durch
seine Wunden müssen sie das Ideal schauen, und
sehen,

sehen, wie das Gesicht wäre, wenn es geworden,
was es hätte werden können.

Es ist eine Eitelkeit der Menschen, als Ich
fortleben zu wollen, nicht unterzugehen in der
Gottheit. Theologen, Philosophen, jeder malt
sich das aus; keiner weiß etwas. Wir müssen zu-
frieden sein mit dem was geschehen wird, und auf
Gott vertrauen; er wird alles gut machen. Hat
jemand eine andere Uebergzeugung, so ist mit ihm
nicht zu streiten.

Ich habe einen Traum, dessen Gestalten im-
mer wiederkehrend ich nie fest zu halten ver-
mochte, hinter dem sich aber irgend eine An-
deutung verbirgt. Anfangs machte er mich auf-
merksam, und jetzt fängt er an, mich zu erschre-
cken; denn mir ist, als sei er meine Ehefrau.
So ist er mir auch diese Nacht erschienen; ich
ahnete seine Annäherung, zitterte, da er vorüber
wandelte, und kann mich jetzt des Gedankens
nicht erwehren, daß ich um Vorabend Gott weiß
welcher Entscheidung stehe.

Ein theilnehmender Freund! — Das war eine
entsetzliche Nacht! ich bin in diesem Augenblicke
wie verrückt! oder Sie kommt nicht wieder.
Ein Mensch, der mich mit seinen Augen ansähe!

Emilie sagte: „nimm mich mit, Julius,“
und weinte. — Ich, das ist der letzte Balsam in
meine Wunden! und diese Thränen sind meine
letzte Erfrischung.

Au meiner Schwester hat sich mein Leben ge-
brochen. Müßt du mir erhalten, Wilhelmine!
ich hätte mich durchgearbeitet. Aber ach! auch
dein Bild hab' ich verloren. Gott, nun ist auch
der letzte Stern untergegangen; es war mein
letzter Trost, und auch den soll ich entbehren.
Nun lagert mit furchtbarem Grauen die Nacht
um mich, und kein Strahl der Hoffnung dringt
mehr in das stumpfe Auge: alles ist nun dahin!

Wie ist, als sei der jüngste Tag vor der
Thüre; ich mag keinen Fuß rühren: alles ist

vorbei; wie lange kann es noch dauern? und wer nicht gesammelt hat, lasse jetzt ab. So abgerissen von aller Welt, in gleichgültiger Trägheit will ich ihn erwarten, und siehe es, mich an irgend etwas zu hängen. Der Himmel entladet sich in Wolkenbrüchen, die Erde bebt; ich glaube schon die Posaunen zu hören. — Nun, sei es darum!

Der Tag und die Nacht.

Ein Gespräch.

Die Geschwister, welche über dem Loos der Sterblichen wachen, der ewigjüngere Tag und die uralte Nacht besprachen sich einst, und wetteiferten über ihre Vorzüge.

Reidest du schon wieder, begann der Tag, die Menschen um meine Geschenke?

Nacht. Ohne Reid seh' ich sie spenden; aber blitze um dich, wie mir alle Herzen entgegenschlagen.

Tag. Ungern sehn sie mich scheiden; angstlich blicken sie nach meinem immer tiefer sinkenden Auge.

Nacht. Sie harren des Augenblicks, da du ihnen Ruhe gönnst; sie bitten, daß ich ihnen meinen Sohn sende, sie zu requiden.

Tag. Wider Willen hemmst du alles; alle raffen nur und harren auf meine Wiederkehr.

Nacht. Alle arbeiten nur, sich meiner zu erfreuen, und deinem Geräusche entflohen, sammeln sie sich um den heimischen Herd zu ihren Frauen und Kindern.

Tag. Ich ließ sie handeln, ich sah Millionen streben und ringen, ich näherte sie ihrem großen Ziele.

Nacht. Glück und Unglück wogst du zu gleichen Theilen, und beides fließt, sich in mir zu bergen. Wiederrum ein Tag! seufzt mancher Verlassene.

Tag. O, und die Schrecken der Nacht! jammert der Verirrte, der Bequakte, der mich vielleicht nicht wieder erblickt.

Nacht. Deine Hülle zerstreut ihn, aber ich führe die Seele zu Gott; ich überschatte den Verwageten, und lasse ihn in sich zurückkehren.

Tag. Ich sehe die Früchte; in meinem Garten entfaltet sich tausendfältig die Blüthe alles Schönen.

Nacht. Ich erzeugte, ich nährte sie; mein sind Gedanken und Entschlüsse.

Tag. Ich muß sie krönen in schöner Vollendung, mir gehört das Leben.

Nacht. In mir ruht die Veröhnung, meine

Enkel sind die Träume; mir gehört das weite
Geisterreich.

Tag. Ich verheule seine Schreckbilder;
meine Tochter ist die Wahrheit; ich bin ein Sohn
des Lichts.

Nacht. Alle Mythen schweben in meinem
Dunkel; ich erschließe den Menschen das ganze
Reich der Ahnung.

Tag. Ich gebe ihnen die Wirklichkeit; meine
Werke nur vermögen dich zu verschönern.

Nacht. Du gibst ihnen die Wirklichkeit
der kleinen Erde; die tausend geahneten Welten
blicken durch mich in die schwellende Brust; in
Siriusfern entfalte ich die Herrlichkeit Gottes.

Tag. Ich werde jubelnd begrüßt, meine
Feuer flammen auf allen Berghöhen, wir singen
unzählige Stimmen in der ganzen Schöpfung.

Nacht. In mir blühen die Gebete, an mei-
ner kühlen Brust labt sich jeder Ermattete; die
Nachtigall wech' ich im Gebüsch, mein Mutter-
auge blickt liebend auf alle Geschlechter.

Tag. Ich entfalte die Farbenpracht; nach
mir wenden sich alle Blumen; Seen und Meere
erglänzen in meinem Bilde.

Nacht. In mir quillt die Musik; ich

schütze die Lebenden, ich wohne an dem heiligsten
Stätten.

Tag. Ich bin den Seligen verheißen; in
dich hinaus werden die Verdammten gestoßen.

Nacht. Der Gott der Liebe läßt sie Schutz
finden unter meinem Flügel, wenn du hartherzig
sie verfolgen möchtest.

Tag. Werde ich dich nie überwinden?

Nacht. Uns beide schuf ein liebender Vater.

Sie umfingen sich im Abendroth; der Tag
sank hinab, und ließ seine Schwester wachen über
den müden Menschen, bis er sie im Rufe der
Morgensonne sanft erwecken konnte.

Gedankenlos durch den Garten zu schleichen, ein wenig zu ruhen, und langsam, Schritt vor Schritt weiter zu gehen in der Kühle des Tages — das thut mir wohl. Ich habe keinen Plan, keine Absicht, keine Hoffnung für die Zukunft; Ruhe, Ruhe! das ist mein Wunsch.

Wir träumte in dieser Nacht, ich müsse sterben, und meine Mutter war bei mir und meine Schwester. Ich ruhte im Arme meiner Mutter, und meine Schwester kam und küßte mich. Da ward mir himmlisch wohl und leicht; fester drückte mich die Mutter an ihren Busen, und ich entschlief.

Wenn unser Leben sich erfüllt hat, sei es, daß ein Mensch sagen kann: es ist vollbracht! was nur der Sohn Gottes sagen konnte, oder daß er sieht, sein Leben habe aufgehört, und es bedarf nur noch, daß die Form nachsinke, so ruft er noch zum letzten Male: mich dürstet; die ganze Welt um ihn ist abgestorben, und der wenige Aether entflieht der matten Brust in erstikten Seufzern. So entschlummert er.

Julius war durch eine Reihe harter Schläge so aufgelöst, so vernichtet, daß es für ihn kaum mehr des Todes bedurfte; bei der geringsten Erschütterung mußte das morsche Gebäude nachsinken. Von dem Vorsteher der Anstalt, wohin er sich begeben hatte, sah er sich sehr zuvorkommend aufgenommen, und die wenigen Wochen bis zum Anfange des neuen Cursus verstrichen ohne irgend einen bedeutenden Vorfall. Denn zeigte sich auch bald der Abstand zwischen ihm und dem Vorsteher, drohte er auch einmal einen förmlichen Bruch zu veranlassen, Julius hatte nicht Eifer genug, sich mit Kraft entgegen zu setzen, und fand seine Erholung in der Entwickelung der Knaben. Jenem war in Julius ein feuriger Mann verheißen; er hatt' ihn bei einem früheren Besuche selbst als solchen erkannt, und war nicht wenig überrascht, ihn jetzt so gleichgültig zu sehen. Zuweilen regte sich noch die alte Ueberlegenheit, aber ohne sonderlichen Nachdruck, bloß in sehr gereizter Stimmung, und ohne die aufrichtende Mittheilung an den einzigen fühlenden Lehrer, mit dem ihn diese Stellung zusammen führte, hätte Julius auch nicht einen Tag dort ausgehalten. Die andern waren durchaus be-

schränkte Deute; sonst konnten sie einem tyrannischen Vorsteher nicht anhängen, und Julius sah, daß ein Mensch sein besseres Theil opfern müsse, um unter solchen Umgebungen sein Leben zuzubringen.

Dem Vorsteher war es gelungen, aus geringem Anfange nach und nach eine Anstalt von einigem Rufe zu erziehen, und alles an seine Idee setzend, gewann er durch dieses Gelingen Gottvertrauen und eine Frömmigkeit aus dem Erfolge, wie sie Julius nicht anerkannte. Dabei war er verschlossen, herrlos, in Kleinigkeiten zuvorkommend, und es blieb unentschieden, ob er nur sich, oder auch die andern täusche.

Julius war es in der Seele zuwider, einen Lehrer nur für Lösung einer gewissen Aufgabe bestellt zu sehen, und sich in den nun gerade vorgeschriebenen Formen zu halten; er wollte nach allen Seiten hin anregen, und in den Knaben den allgestaltenden Punkt begründen. Oft schon hatte dies zu Erörterungen Veranlassung gegeben, und da nun gegen Ostern der Einzige, dem er sich hatte anschließen können, austrat, konnte auch er in diesem Gefängnisse nicht länger bleiben, wenn er nicht an sich und andern zum Verdächtig wer-

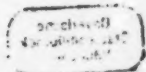
den wollte. Eine Zeit lang hatte ihn der Umgang mit einer weiblichen Verwandten des Vorstehers, den dieser vielleicht begünstigte, ein wenig fortgezogen, und das seelengute Mädchen, das alles für ihn gethan hätte, wäre vielleicht unter andern Verhältnissen sein Weib geworden; jetzt hatte ihre Gutheit für ihn zu wenig Erfrischendes, und nach einem heftigen Briefe an den Vorsteher, den er ihm auf eine einschränkende Erziehungsmaßregel schreiben mußte, verließ er auch diese seine letzte Zuflucht. Ueberdies hatte jener nicht un deutlich zu verstehen gegeben, wie er für den neuen Cursus auf Julius' Dienste zu rechnen, nicht geneigt sei, und hatte diesen so gewissermaßen gezwungen, ihm zuvorzukommen; sein Stolz ertrug es nicht, sich so nichtachtend behandeln zu lassen. Lange zwar hatte er geschwankt; auf der weiten Erde war niemand, zu dem er sich wenden konnte, und seinen Eltern hätte er nicht unter die Augen treten mögen. Aus dem kleinsten Umfande, aus einem Worte, einem Sonnenstrahle hätte er jetzt Hoffnung geschöpft; ein freundliches Entgegenkommen hätte ein Menschenleben retten können, ein Ertrinkender hätte er nach einem Strohhalme gefaßt. Ein Bild nur trug er mit

sich herum, aus dem er unglaubliche Erholung zog, den gefangenen Kaiser an den Gefaden der Felseninsel, alles weltlichen Schmuckes entkleidet, im einfachsten Anzuge; — und was hatte der um sich versammelt gesehen!

Einige Wochen setzte Julius so in den Gebirgen umher: kalte, neblige Tage drückten ihn immer tiefer in sich zurück, und endlich, da alle Mittel erschöpft waren, gelangte er mit Aufwendung der letzten Kraft nach einem abgelegenen Wirthshause, mitten in einer engen Felschlucht. Die himmelhohen Gebirgsmassen scheinen hier wie durch einen Blig auseinandergerissen; ein wilder Bach wüthet in der jähen Tiefe, und kann kaum durch die Fesseln des Winters gebändigt werden; aber ein Mensch hat nicht gescheut, seine Wohnung an den abstürzenden Rand zu setzen. Alle Wege waren verschneit und Julius überraschte den Wirth durch sein Eintreten am späten Abend. Sein bleiches, vergehetes Ansehen, sein vernachlässigter Anzug erregte das Mitleid der wenigen Bewohner; der Wirth bot alles auf, ihm einige Erquickung zu verschaffen, und geleitete ihn bald zur Ruhe. Am andern Morgen fand ihn die eintretende Nacht todt auf seinem dürftigen Lager; auf

ihr Gefchrei eilte der Wirth zu Hülfe; alles wurde angewandt, baldmöglichst ein Arzt herbeigeschafft; aber vergebens. Er war sanft hindübergegangen; seine verzerrten Gesichtszüge regelten sich, und ein heiteres Lächeln überzog sein bleiches Antlig.

Gleichgültig war er am vergangenen Tage an den schwindelndsten Abhängen hingewandelt; mit unglaublicher Mühe hatte er sich, in den Schnee versunken, wieder herausgearbeitet; aber sein mütterlicher Körper erlag dieser Anstrengung und dem steten Wechsel von Ermüdung und Kälte. Hätte er eine Ahnung gehabt, wie Gottes Bemühungen für ihn endlich von Erfolg waren, und wie dieser schon alles aufbot, ihn aufzufinden — die letzte Entscheidung wäre vielleicht verzögert, wenn auch nicht verhindert; denn die Kraft seiner Brust war zerbrochen, sein Kopf war wackelnd, sein Herz war gebrochen. Nachdem ihn der Wirth verlassen, hatte er sich ermattet niedergelegt; aber der Schrein des Lichts weckte ihn wieder und er begann noch einen Brief an seine Mutter. „Ich hänge nur noch in meinen Gliedern, liebe, liebe Mutter!“ — weiter ließ ihn die Erschöpfung nicht schreiben; ein kalter Schauer fing an ihn zu schütteln,



er löschte das Licht und scheint um die vierte Stunde ausgeathmet zu haben.

Der Arzt sammelte die wenigen Papiere, worin einiger Aufschluß über den Fremden zu finden war, und das nächste Gericht sandte sie später an Julius' Eltern.

Das Begräbniß wurde nun in aller Stille eingeleitet; indeß hatte das Gerücht von dieser Begebenheit viele herbeigezogen, und sie folgten in stiller Rührung dem Zuge bis zum nächsten Friedhofe, wo man Julius unter einer Platane begrub. Von seinem Tode liefen die wunderbarsten Geschichten.

Elise blieb sein Loos lange unbekannt. Ludwig wurde wider alles Erwarten durch ihre Pflege hergestellt, und hätte alles geopfert für ihre Gesundheit; aber sie drang auf Scheidung und lebt jetzt zurückgezogen in einem stillen Khole, kaum von einer Freundin gesehen.

Druckfehler.

- Seite 11 3. 1 lies Küche statt Kühe.
— 129 — 3 — besanden st. beafanden,
— 224 — 4 — Reiz st. Riez.
— 232 — 14 — wie st. mie.
— 248 — 1 v. u. l. jeder st. eder.

Das

Princip des Bösen

nach den

Begriffen der Griechen.

Von

F. A. Märcker.

Berlin.

Bei Ferdinand Dümmler.

1842.



Τῆς δὲ γνήσιας τοῦ πολέμου τινὸς ἀρχῆς (ὁ βασιλεὺς) ταῖς δου-
λεύσειν ἐλάστον ἡμῶν τὰς αἰτίας, ὅση γὰρ ᾗ ἐκφυγῇ καὶ ὅποῦός
τε ᾗ τὴν ψυχὴν, ταύτης σχιδὼν ἐλάστοι καὶ τοιοῦτος γέγονε.
ἅπας ἡμῶν ὡς τὸ πολὺ. *Plato Legg. X. p. 904.*

Er. Hochwohlgeboren

dem Königl. Geheimen Regierungsrath, Professor, k. k. m. m. fähigem Ritter des
Ordens pour le mérite &c.

August Böckh,

dem hochverehrten Lehrer und dem bewährten Freunde,

amz ergebenst zugeeignet

vom Verfasser.



Wem anders als Ihnen könnte ich dieses Erstlingswerk zuweignen wünschen, mag ich nun die Reihe der Werke im Geist an mir vorübergehen lassen, durch welche Ihr forschender Geist uns die Geheimnisse des Alterthums erschlossen hat, oder mag ich des unermüdeten Eifers gedenken, mit welchem Sie stets als ein Vertreter der freien Wissenschaft sich darstellten, wo es galt ihr göttliches Recht zu wahren, oder mag ich endlich die mir persönlich zugewandte Gunst mit innigem Gefühl erkennen, deren Verweise sich in langem Verkehre mir so oft erneuerten. Denn wie Vieles verdank' ich Ihnen, fast möchte ich es mit dem römischen Epiker nennen:

Quod spiro, Taum est!

und wohl mir wenn ich auch das andere dazu sehen dürfte: et quod placeo, si placeo. Stets lehrten Sie ja fortschreiten auf der severa demonstrandi via, ohne in Nebendinge abzulenken, ohne Mythen und Gebilden der Phantasie zu vielen Raum zu gestatten, in einer Zeit, welche alles aus dem Schönheitsgefühl oder wohl gar aus trüben Eingebungen beweisen will. Sollte ich mich dafür nicht Ihnen zu allererst dankbar erweisen, wenn es anders Pietät genannt werden kann, einen gefeierten Namen an die Spitze eines Werkes zu stellen, dessen Erfolg noch durchaus ungewiß ist. Lassen Sie uns den günstigeren Fall setzen, was man dem

Autor schon nachsehen dürfte, et si placeo, Tuum est: das wollt' ich nicht gern verschweigen. Fällt es anders, so gilt vielleicht die Gefinnung etwas, die man ja Gottlob mehr zu schätzen anfängt, und mit der ich vor Ihnen die reinste Gestalt, welche das Alterthum uns übertiefert hat, meine Sache möchte vertreten lassen.

ANTIGONH

Μῖσος ἐγὼ δειλοῖσι, φύλη δ' ἄρα πᾶσι θεοῖσιν
 Ἥδ' ἀγαθοῖς, ἀνέβην ἐς οὐλός Ἀντιγόνη
 Ἐξ Ἑρέβους, τῷ πάγκλαυτον προΐαψε Τυράννου
 Βουλῇ καὶ θυμὸς σχέτλιος οὔδ' ὄσιος.

Νεκρὸν ἀτιμῆσας γὰρ ἔθηκεν ἄτ' οὐ δέμις αὐτῷ·
Ἐκ Διὸς αὐτ' ἐφάνη πᾶσι νόμος οἰλίας.
Ὅστις αὐτῇ δὲ οὔλοις ψυχὴν πᾶσαν παραδοῖναι
Εἶλατο, σῶζει ἡν Αἴσα Διὸς μετρήλου.
Ὅρκος γάρ οἱ ἔπεισι, Δίκη δέ τε κῦδος ὑπάζει
Δειπῇ, μετ' αἰὶν ὀφρῖτρα διυλὰ καλῶν.
Δύστητος οἰλέουσα οἴλους! ἀλλ' ἔμμορον ἴει
Θιγέσκιν· σοὶ δ' Ἄτης χωρὶς ἔην οἰλέειν.

V o r r e d e.

Indem der Verfasser vorliegendes Buch, eine Frucht längeren Nachdenkens, dem Publicum übergibt, glaubt er etwas nicht ganz Erfolgloses zu thun, da die Betrachtung dieser Seite der griechischen Theologie, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, bisher ein wenig vernachlässigt erschien, wenigstens als solche nicht gehörig hervorgehoben zu werden pflegt, indem die Gelehrten und die Philosophen meist beschäftigt sind nur ihre Begriffsconstructionen in die griechische Mythologie hineinzutragen und dieselbe jenen anzubequemen, oder ihre Forschungen mehr nach einem andern Ziele richteten. Dagegen wünschte der Verfasser hier nur an die bestimmten Thatfachen zu erinnern, die authentischen Worte in ihren Hauptmomenten zusammenzustellen, ohne sich weder auf die Symbolik näher einzulassen, da man ja von manchem behaupten hört, daß eine Gottheit nie ein Symbol einer realen Existenz sein könne, sondern diese im Gegentheil ein Symbol der Gottheit sei, noch die großen Entwicklungsstufen der griechischen Theogenie tiefer zu erörtern, weil auch hier den Behauptungen und persönlichen Ansichten,

ja der individuellen Verliche mehr Spielraum gelassen zu werden pflegt, als man jenen Potenzen einräumen sollte: vielleicht, daß spätere Mäße es gestattet, das ganze so unendlich reiche Gebiet auf eine neue Weise, und nur streng sich an das Erwiesene haltend, darzustellen; wobei man besonders sowohl der rein physikalischen Erklärungsart entgegen zu treten hätte, als auf der andern Seite der geistigen Dumpfheit und Ekstase, welche noch immer in den Mytherien größere Weisheit und tiefere Erkenntniß sucht, als in den Gedanken eines Plato und Aristoteles, ohne zu ermäßen, was auch Hegel anführt: „Daher kam es auch, daß die Mytherien dem Selbstbewußtseyn der Griechen nicht die wahrhafte Verführung geben konnten. Sokrates ist vom Orakel für den weisesten Griechen erklärt worden, von ihm aus schreibt sich die eigentliche Umkehrung des Selbstbewußtseyns der Griechen: dieser Angel des Selbstbewußtseyns war aber nicht in die Mytherien eingeweiht, sie standen tief unter dem, was er zum Bewußtseyn der denkenden Welt gebracht hat.“ *) An derselben Stelle bezieht Hegel den Gegensatz der Mytherien und der wirklich gegenwärtigen Götter, die wir auf dem Gebiete der philosophischen Forschung wohl als die freien Gedanken, als die reinen Schöpfungsgedanken ansehen können, so daß er sagt: „Da nun die Mytherien der Rückgang des griechischen

*) Phil. der Religion, II, S. 134.

Gestalt in seine ersten Anfänge sind, so ist die Form ihres Inhalts wesentlich symbolisch, d. h. die Bedeutung ist eine andere als die äußere Darstellung. Die griechischen Götter sind nicht symbolisch, sie sind, was sie darstellen.“ Doch wäre freilich auch hier zu bedenken, daß sie Menschen darstellen und Götter sind: ein Widerspruch, der sich erst im Fortgange der Zeiten aufheben konnte, und sich am Schluß der alt-griechischen Welt eigentlich schon aufgehoben hatte: die Götterbilder verschwanden vor dem λόγος und der νόμος. Mysterien, die jedem zugänglich und offenbar daliegen, und zu denen doch so selten nur Einzelne, Gewählte den Zutritt erhalten.

Will man uns denn aber in der That überreden, daß Gott in seinen Entwicklungsmomenten einmal der Kinderfreßende Kronos oder der Bluthgeist Typhon gewesen sei, oder sind sie eben nur Entwicklungsstufen des menschlichen Bewußtseins, in seinem Streben den wahren Gott zu erreichen? Die drei göttlichen Potenzen im indischen und ägyptischen Mithras konnten doch nie wahre Gestalten der Gottheit sein; wie man ja auch von der Demeter zugesteht, sie sei in ihren Mysterien nur Darstellung des menschlichen Bewußtseins gewesen auf seiner damaligen Stufe. Auch diese ist wahrlich bedeutend genug als Erdmutter, als Oraina in ihrer Verbindung mit dem Ὀρνός und dem Ἐρνός (S. D. Müllers Orchemenos S. 155.), als daß man sie in wer weiß welche Abenteuerlichkeiten zu verdrängen

braucht. *) Von der Dauer der Mysterien aber gar einen Grund ihrer esoterischen Weisheit hernehmen zu wollen, weil sie sonst unmöglich könnten zweitausend Jahre bestanden haben, ist eine zu äußerliche Ansicht, als daß sie ein Gewicht in die Waagschale legen könnte; denn wie Vieles besteht seit länger denn zweitausend Jahren und wird vielleicht nie können verlassen werden, ohne daß man ihm innern Werth zugestehen mag. Dies alles läuft zu sehr auf das hinaus, was Plato von den der Leber und dem vernunftlosen Theile des Menschen entstammenden Gesichten der Wahrsagekunst sagt, als daß wir nicht an diese Stelle des Timäus, den ja viele für den Gipfelpunct seiner Philosophie erklären, hier erinnern sollten, wobei wohl zu

*) Würde man danach auch den Kampf eines modernen Prometheus, des unsterblichen Erfinders der Druckpresse, welcher dadurch allen wahrhaft philantropischen Unternehmungen der modernen Welt einen dauernden und so zu sagen göttlichen Grund gab gegen die widerstrebenden Götter oder Mächte der Erde, eine Entwickelungskstufe der Gottheit nennen, eine höhere Potenz derselben, ein weiteres Erwachen aus „ihrem Blind?“ Hat man seine Erklärung nicht auch verkürrt als ein Werk des Bösen, sollte sich nicht Gott selber dagegen erklären, und wird nicht gegen so manchen Vertheidiger der freien Presse noch heute das Wort des Hephäistos ausgerufen:

Τοιαῦτ' ἀνέλεος τοῦ πολυειδέατος ἑσέου!

Wäre nun Germania so πολυειδής wie Hellas, ihre schönere Schwester, wir besäßen gewiß die herrlichste Darstellung jenes menschenfreundlichen Actes, wenn auch nicht im unmittelbaren Kampfe gegen die Gottheit, die wir nun einmal als durchaus πολυειδής kennen, doch gegen ihre sich so nennenden Vertreter, die da vermeinen die wahren Diener des Lichts zu sein. Und das alles will man der Gottheit als Potenz unterlegen. —

beachten, daß auch das φρόνεικον nicht in die Akropolis des menschlichen Geistes verlegt wird. Εἰδότες δὲ αὐτὸ ὡς λόγου μὲν οὔτε ξυνήσειν ἐμελλεν, εἰ τέ πῃ καὶ μεταλαμβάνει τινὸς αὐτῶν αἰσθήσεων, οὐκ ἐμνησκον αὐτῷ τὸ μέλειν τινῶν ἔσοιτο λόγων, ὑπὸ δὲ εἰδῶτων καὶ φαντασμάτων νυκτός τε καὶ μεθ' ἡμέραν μάλιστα ψυχαγωγήσοιτο. τοῦτο δὲ θεὸς ἐπιβουλεύσας αὐτῷ τὴν τοῦ ἥπατος ἰδέαν ξυνίστησε κ. τ. λ. Dem der Leber inwohnenden Theile der Seele ist daher die μαντεία verliehen ἐπειδὴ λόγου καὶ φρονήσεως οὐ μετέχει. Tim. 71.

Wenn ich nun auf einem so schwierigen Felde mit meiner Arbeit öffentlich hervorzutreten wage, so weiß ich freilich, wie so gar vieles meiner Aufmerksamkeit wird im Einzelnen entgangen sein; jedoch glaubte ich das Hauptresultat, auf welches es doch zuletzt allein ankommt, vorlegen zu können, und hoffe von der freundlichen Unterstützung und den Nachweisungen gelehrterer Männer, als ich es zu sein mich rühmen darf, Winke und Ergänzungen, *) welche

*) Vermissen könnte jemand die Betrachtung des ἀνόσιον, welches indeß im Begriffe mit dem ἄδικον zusammenfällt. Plat. Gorg. 505. B. ἄδικος καὶ ἀνόσιος: 479. C.: ἀδίκῳ καὶ ἀνοσίῳ ψυχῇ. Legg. II, 663. D. τοῦ δικαίου . . . καὶ ὁσίου βίου. Auch die ἐκτετυμία war nicht als ἀρχή oder Princip zu nennen, da sie eben sowohl ἔμμετος ἢ ἔδονος (Phaedr. 237, D.) als κατὰ ἀρετήν (Crat. 404. A.) und κατὰ τοὺς λόγους (Pol. I, 328. D.) sein kann. Vgl. darüber auch Hegel, Phil. der Rel. II. p. 6., 2te Aufl., der mit der Begierde die Religion anfangen läßt.

dem Ganzen möchten zu Nutzen kommen, da sie wenigstens einen strebenden Sinn bei Behandlung dieser ersten Frage nicht ganz verkennen werden. Sollte ich mich indessen auch in den Hauptsachen geirrt haben, so weiche ich gern dem, welcher sie besser und richtiger darstellt. Meine einzige Eitelkeit ist, daß die Wahrheit, auf welchem Wege es sei, schon an das Licht trete: schon dies durch eine tüchtige Entgegnung veranlaßt zu haben, wäre nicht ganz unrühmlich; doch werde ich mir immer Logau's treffendes Wort vorbehalten dürfen:

Leser, wie gefall' ich Dir?

Leser, wie gefällst Du mir?

Berlin, im Juni 1842.

M.

Inhaltsverzeichnis.

Vorrede	Zur IX—XIV
Einleitung	I—4

Erster Abschnitt.

Allgemeine Übersicht.

Erstes Kapitel. Das Chaos. Der Dämon	5—11
Zweites Kapitel. Das Schicksal	11—19
Drittes Kapitel. Die Götter und ihre Wirksamkeit	19—24
Viertes Kapitel. Das Böse und die Verlockung	25—37
Fünftes Kapitel. Die Titanomachie. Die Gigantomachie	38—48
Sechstes Kapitel. Zeus und der Begriff des hellenischen Götterthums	48—57
Siebentes Kapitel. Personifikationen d. Wesen. Böse Wesen	58—162
Vorbemerkungen. Die Rufen	58—67
Ate	67—73
Εὐδὴν Πόϋς	73—77
'Αράς. Die Schlange. Der Fuchs	78—83
Das Feuer. Ηρμῆς. Prometheus. Τυφών	83—92
Ερίς	93—95
Die Μοῖρα. Das Böse und das Uebel. Nemesis	95—99
Die Erinnerung	99—101
Αἶς. Τόχη	102—104
Der Οὐρανός	104—109
Die Μανία und die 'Αμασία. Die 'Ανομία	109—111
Die Gegensätze	112—115
Der 'Οργός	115—120
Die 'Αγέ	120—121
Der 'Οργός und die πολὺ διαγερῆς. Die ἐναντιότητες	121—126
Die Νέμεσις. Kronos	126—136
Pandora	136—138
Der Hades. Charon	138—144
Die göttliche Dreieinigkeit. Ηέκατε. Πάν	144—150
Μάμος	150—157
Τὸ Αἰσχρόν	151—156
Der Dämon. Der διάβολος. Der Mensch u. die Hybris	156—162

Achtes Kapitel. Der Mensch u. d. freie Willk. Der Abfall.	162 - 187
Neuntes Kapitel. Die Strafe und die Versöhnung. — Der	
Tartarus und das Elosium	188 - 213
Zehntes Kapitel. Die Heroen. Die Vermittelung. Hermes.	214 - 223

Zweiter Abschnitt.

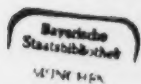
Ausbildung des Begriffs des Bösen im Volksbewußtsein
und durch die Dichter.

Erstes Kapitel. Die Urzeiten. Orpheus	224 - 237
Zweites Kapitel. Hesiodus	238 - 242
Drittes Kapitel. Homer	243 - 252
Viertes Kapitel. Die Lyriker. Pindar	252 - 258
Fünftes Kapitel. Der Volksglauben. Herodot	259 - 262
Sechstes Kapitel. Aeschylus	262 - 265
Siebentes Kapitel. Sophokles	265 - 268
Achtes Kapitel. Euripides	268 - 275
Neuntes Kapitel. Der peloponnesische Krieg. Thucydides.	275 - 277
Zehntes Kapitel. Auflösung des Hellenismus. Die Komiker.	277 - 280

Dritter Abschnitt.

Der Begriff des Bösen nach den Darstellungen der
Philosophen.

Erstes Kapitel. Einleitung	281 - 284
Zweites Kapitel. Die Pythagoreer	285 - 294
Drittes Kapitel. Die Ionier	295 - 299
Viertes Kapitel. Die Eleaten	300 - 301
Fünftes Kapitel. Der Dualismus. — Empedokles. Anaxa- goras	303 - 309
Sechstes Kapitel. Die Sophisten	309 - 312
Siebentes Kapitel. Sokrates	313 - 319
Achtes Kapitel. Plato	319 - 330
Neuntes Kapitel. Aristoteles	330 - 349
Zehntes Kapitel. Die Atomiker. — Die Stoa. — Epikur. — Der Skepticismus	349 - 365



Einleitung.

Es ist eine sehr schwere Aufgabe, die Vorstellungen, Gedanken und Philosophie eines Volkes so geordnet darzulegen, daß man jeder bedeutenden Epoche ihr Eigenthum bewahrt und die Ausbildung eines ursprünglich gegebenen Keimes durch alle Zeiten seiner Entwicklung und unter den verschiedenartigsten inneren und äußeren Einflüssen nachweist bis zur Vervollendung eines Instituts oder eines Begriffes, so weit es eben einer Nation verliehen war sie zu führen. Dem wenn es schon bei rein äußerlichen Zeitbestimmungen oft unmöglich erscheint, nur die Umrisse, die äußersten Enden und Grenzen zu bezeichnen, wie viel mehr in dem flüchtigsten aller Elemente, im Gedanken, in der Begriffsbestimmung: sahen wir doch sogar Zeitgenossen sich um Priorität derselben streiten, ohne daß an eine Ausgleichung zu denken war; ja das Eigenthum ganzer Werke sehen wir Verschiedene sich zueignen, oder dasselbe von Freunden und Verehrern ihnen nach mannigfachen Gründen zugetheilt. Wie viel mehr auf so entfernten Gebieten, wie für uns das Hellenenthum sie besonders in seinen Anfängen darstellt. Welches sind die wahren und reinen Überlieferungen, welches die späteren Zuthaten und Umbildungen? Orpheus und Pythagoras, ja Hesiodus selbst sind hiefür mahnende Beispiele. Was bleibt da dem Geschichtschreiber der Gedanken eines Volkes zu thun übrig? Wenden wir uns einen Augenblick ab von Griechenland auf ein allgemeiner überzeugendes Bild. Noms Gedanke war die Welt Herrschaft, aber wer vermag die Geschichte dieses Gedankens authentisch zu schreiben? Sollen wir ihn mit

Virgil und Livius schon dem Aeneas und Romulus offenbaren lassen, und Zeiten und Epochen wild unter einander mengen, oder sollen wir den Wachsthum Roms mit der allmähigen Erweiterung jenes Gedankens bis ins augusteische Zeitalter zusammenfallen lassen? Gewiß das letztere; doch mag Einzelnen immer eine etwas frühere Offenbarung geworden sein, die im Keim den Baum zu erkennen eine eingeborne Prophetenkraft besaßen.

In ähnlicher Weise werden wir es uns nicht verhehlen dürfen, daß für den Gegenstand unserer Darstellung die mannigfachen Schwierigkeiten obwalten. Um nur gleich mit dem Ebaos zu beginnen: was war davon Urvorstellung, was spätere Dichtung und Annahme? In solchem Zweifel haben selbst scharfsichtige Geister sich durch vorgefasste Meinungen von einem vollkommenern Urzustande täuschen und irre führen lassen, und haben sehr späte Begriffe in die ersten Zeiten zu verlegen keinen Anstand genommen. Wer mag ihren reinen Eifer tadeln? Indessen scheint doch aus dem übereinstimmenden Gange aller menschlichen Entwicklung wenigstens so viel hervorzuleuchten, daß an ein saturnisches Zeitalter ursprünglicher Vollkommenheit der Gedanken unter keinem Volke zu denken ist, und daß, wenn eine übergläubige Annahme Adam alle paradiesische Reinheit und Vollendung leiht, die des reinen Gedankens, des Begriffs gewiß erst nachparadiesisch ist, indem Denken ja eben den Verlust des Paradieses nach sich zieht, und Unterscheiden des Guten und Bösen; nur Brucker war es erlaubt von einer Philosophie Adams zu reden.

So sehen wir uns denn auf einem Gebiete, dessen erster Entfaltung kein vollständiges Bewußtsein über seine ganze Ausdehnung voranging, noch vorangehen konnte; unbestimmte Vorstellungen sind hier, wenn irgendwo anders, die ersten Keime späterer Philosophie, die freilich eben in jene ihre späteren Gedanken hineintrugen und so die oben bezeichnete Verwirrung anrichteten. Denn wenn wir auch das Aufsieh dem späteren Fürsich als seinen

Ursprung zugestehen müssen, war doch seine Entwicklung keineswegs immer rein und naturgemäß zu nennen, obgleich wir nicht so gänzlich Abweichen von ursprünglichen nationalen Vorstellungen werden zu beobachten haben, wie es bei den Juden vor und nach dem Exil grade mit den Vorstellungen des Teufels oder des Bösen stattgefunden hat, indem das hereingenommene persische Princip des Dualismus ihnen etwas der Natur nach ganz Verschiedenes gab. In vielen Fällen werden wir aber bei der größten Sorgfalt uns doch darauf beschränkt sehen, einen Gedanken nur als hellenisch bezeichnen zu müssen, ohne ihn einer bestimmten Zeit oder gar einem Einzelnen zutheilen zu können: ja nicht einmal das Erstere läßt sich für viele angeben, in welches sie hineingetragen werden müßten und welches sie nothwendig erzeugt, da wir sehr viele grade nach dieser, das Religiöse und die Mysterien und den ganzen Cultus berührenden Seite, nur sehr unvollständig kennen; und was ist hier ursprünglich, was in jeder Epoche ergänzend und schmückend hinzugebildet? Was waren die Einnahmen im Volksglauben, was sind sie durch die Dichter geworden? Sengen Poesie und religiöse Vorstellung hier, wie in vielen andern Darstellungen, nicht auseinander? Denn eine Läuterung jener Gedanken durch die Poesie wird wohl jedermann von vornherein zugestehen, da die Phantasien des Volkes meist etwas sehr Wages und Unbegreifenes an sich tragen, der Dichter aber und der Künstler, am allermeisten jedoch der begreifende Philosoph, den vagen Volksglauben erst bilden und gestalten muß. *) Homer und Hesiodus haben den Griechen ihre Götter geschaffen! Indessen für solche Untersuchungen fehlen uns fast alle Materialien und wir werden uns meist auf Andeutungen beschränken müssen, indem wir in der Hauptsache die Begriffe der bildenden und gebildeten Geister unter den Griechen über das Princip des Bösen geben: das Volk

*) τὸν μὲν οὖν ποιητὴν καὶ πατέρα τοῦ παντὸς εὐφρανέει τὸ ἔργον καὶ εὐφρόντα εἰς πάντας ἀδύνατον λέγειν. Plat. Tim. 28. C.

ist mit allen seinen Sagen und Mährchen und den dunkeln Gebilden seines Aberglaubens in die Vergessenheit gesunken; nur der Geist hat sich gerettet aus dem Schiffbruch der Zeiten, und dem nachzuspüren ist hier unsere Absicht.

Aber auch für den gebildeten Geist ist es schwer, die Verlassenschaft seiner Ahnen frei anzutreten; jeder thut es als ein — Gebildeter, als Sohn seiner Zeit. Man denke einen Augenblick, man hätte Platon verloren, und müßte ihn aus dem Hilde des Aristoteles herzustellen versuchen, als einziger Quelle, was würden wir erhalten? Platons lebendige Fülle des Geistes, der unwiderstehlich forzucht in die Reiche des Überirdischen, der uns zu fesseln weiß durch eine Darstellung, wie sie als unerreichtes Muster uns herüberglänzt? Und das war Aristoteles! So schwer ist's selbst dem Größesten, selbst dem umfassendsten Genius, einen andern ganz zu begreifen und ohne Eigenliebe und Vorurtheil darzustellen.

Was wir in diesen einleitenden Worten anzudeuten versucht, trifft indessen mehr die Äußeren, die kritischen Schwierigkeiten bei Behandlung unseres Gegenstandes; diesen selbst betreffend, haben treffliche Männer sehr verdienstliche Arbeiten geliefert, welche allein es möglich gemacht haben, ihn hier immer im Ganzen übersichtlich zu behandeln, um das reine Resultat, die Summe dessen zu ziehen, was die Griechen bei Ausbildung des Begriffs des Bösen geleistet haben. Sollte auch die moderne Erkenntniß längst über ihre Begriffsbestimmungen hinausgegangen sein, namentlich in Betreff des dem Menschen immanent zukommenden freien Willens, der *αἰσῶν*, so glauben wir doch, daß auch die bloße Zusammenstellung des Geleisteten zu klarem Überblick für die Wissenschaft nicht ganz ohne Nutzen sein werde; vielleicht wird selbst auf manche frühere Bestimmung, als auf eine reinere, zurückgegangen werden können.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht.

Erstes Kapitel.

Das Chaos. Der Dämon.

Das Böse beginnt mit der *διαίρεσις*, der Trennung, Spaltung, mit einer Dualität, einem Dualismus, der sich in den ursprünglichen Vorstellungen aller Völker geltend gemacht hat, und dieser ist das *πρώτον καὶ ἑμῶν*; alle Auffassungen in dieser Art sind nothwendig früher als die eines wahren *πρώτου*, das immer erst durch spätere Reflexion über diese Trennung sich einstellen kann. Deshalb ist die Vorstellung von einem Chaos schon ein Philosophem und keine ursprüngliche, in den Urschriften einer Nation hervortretende Vorstellung; denn der Mensch sieht durch: aus erst einen Zwiespalt, und kommt nur durch die Betrachtung der Zweieit zur Einheit, der Zwei zur Eins. So kennt Homer noch kein Chaos im Sinne des Hesiodus (*Ἄνοι μὲν πρῶτιστ' αἶας γένετο*), oder gar im Sinne des Ovid als rudis indigestaque moles; ihm erscheinen alle Gestaltungen und Mächte der Welt nach dem *πρώτον καὶ ἑμῶν*, wie sie des Sängers erster, freier Blick auffaßt, ganz in ihrer Unmittelbarkeit, und eben dadurch in so lebendig-drauflicher Wirkung, daß er für alle Zeiten als der Dichter wird gefeiert werden. Hesiodus dagegen ist schon der in sich gegangene Geist, der nach dem Grunde der Dinge fragt, nicht mehr im freudigen Genuße ihres unmittelbaren Daseins schwelgt, und der deshalb gleich mit dem Sänger den Pri-

ster vereint, eine Titanen dichtet im Sinne des religiösen Cultus. Daß er dennoch bedeutend dasiebt, macht sein Hellenenthum, das niemals gestattet, selbst den Götterdienst langweilig zu machen, das ihn stets mit der Poesie und allen Künsten in lebendigster Verknüpfung erhielt, so daß eins stets das andere regenerirte; ist es irgendwo anders, so versinkt die Poesie in Platttheit, Fadsheit, die Malerei in elendes Genre, und die Religion in eine Dürftigkeit, Dürreheit, die der frischen Fülle eines im Anschauen der Gottheit versunkenen Geistes, einer in ihrem Reichthum strahlenden Welt, wenig zusagen kann.

Wir müssen also die Idee des Chaos als eine Urvorstellung des griechischen Volkes oder seiner frühesten Sänger abweisen, und in spätere Zeit versetzen; jedoch wird es für die weitere Entwicklung nicht undienlich sein, der ersten Begriffe darüber gleich hier im Anfang zu gedenken, um eine ἀρχή zu gewinnen, ein einiges Princip, zu dem wir aus der Trennung, aus den μύσα, in die εὐεργετή zurückkehren können; denn das Gute soll ja Eins sein, und von dem Guten müssen wir einmal ausgehen, aus dem Ungeschiedenen in die διαίρεσις treten.

Es kann wohl nicht mißdeutet werden, wenn ich den ganzen Begriff des Chaos als einer moles einen unbellenischen nenne, einen dem hellenischen Geiste, der durchaus formend und personificirend war, und es blieb, bis er sich in eine neue Weltgestaltung verlor, fremdbartigen; denn der griechische Geist ist in seinen wesentlichsten Erscheinungen stets ein Künstlergeist, und das Schöne, was nie ungeschaltet erscheinen kann, seine absolute Grundlage. Alles, was aus der Form des Schönen heraustritt, ist als ungrisch zu bezeichnen, und ein roher Klumpen mit allen durcheinander gemengten Elementen in ihm, für den Hellenen unerträglich; er tritt sogleich in die concrete Welt. Ja selbst die Eleaten und die Pythagoräer suchten die Principien der Philosophie in der Erscheinung, Plato mußte seine Ideen formen zu den schönsten, erhabensten

Kunstgehilfen, und bei Aristoteles kann man noch fragen, ob er die Seele als ein *χωριστόν* angesehen habe: so wesentlich ist die Form dem griechischen Volke.

Auch der Ausdruck: „Zuerst wurde das Chaos,“ ist eine philosophische Abstraction, denn mythologisch ist bei den Griechen alle *γένεσις* ein Erzeugtwerden durch eine Person, bis sich das Werden selbstständig als Begriff feststellte, aber dies erst fast mit dem Untergange von Griechenland. Im Homer kommt *γένεσις* noch als *πατὴρ* vor, *pareus*, (*Ἰσμεῖον τε, Ζεῦν γένεσιν, καὶ μητέρα Τηέϊν*. Il. Z. 201, 302; und 246. *Ἰσμεῖον, ὅπερ γένεσις ἀάτεται τέλει*). In wie fern wir indeß, was für die Persönlichkeit des Zeugenden durchaus nöthig scheint, das Moment des freien Willens festhalten dürfen, wird sich aus der späteren Untersuchung ergeben. Wir können freilich schon nach den allgemeineren Bestimmungen des griechischen Wesens annehmen, daß von absoluter Willensfreiheit darin nie die Rede sein konnte, da stets der Geist stofflich gebunden erscheint; jedoch müssen wir uns eben so sehr vor dem andern Extreme wahren, daß alles eine blinde Genesis war, ein materiell nothwendig fortwirkendes Erzeugtwerden, dem ja immer die bewegende Ursache, die schon Thales unterschied, beizubohnen mußte als sein Wesen. Auf der andern Seite aber könnte man selbst so weit gehen zu behaupten, daß der Begriff des Werdens dem griechischen Philosophen nie ganz abstract erschienen sei, denn wenn man ihn auf Heraclit zurückführt, so ist er hier noch geformt als Feuer, oder als Zeit, dem abstractesten Bilde des Werdens, oder der *γενεσις*; diese bleibt stets ein Erzeugtwerden, und behält dadurch eben schon ein nothwendig bedingtes Element in sich. Die Sache der Mythologie ist es und der philosophischen Betrachtung derselben, die geistigen Mächte der griechischen Götterwelt in ihr richtiges Verhältniß zu den materiellen Kräften zu setzen. Hier können wir nur so viel bemerken, daß alle wahrhaft hellenischen Bestimmungen:

gen aus lebendiger Anschauung beruhen, die Wirklichkeit ergreifen und die in ihr wirkenden Wesenheiten als Götter erfassen, die Einen mehr nach der Seite des λόγος, des Begriffs und Grundes, die Andern mehr nach einer ἀρχή forschend, einem lebendig wirksamen Princip und stoffartigen Anfang; aber selbst diese scheiden Wesen und bewegenden Grund von dem Bewegten. Natürlich entstanden alle diese Gedanken erst allmählig und wir werden manche Keime erst nach den gereiften Früchten anerkennen lernen; aber mit Recht glauben wir bei der durchaus organischen Entwicklung des griechischen Lebens von einer gereiften Frucht auf die Bedeutung des Keimes zurückschließen zu dürfen: was Platon ausführte, lag schon dem Homer und Hesiodus zum Grunde.

Sagten wir nun so eben, es könne die Vorstellung einer molles nicht hellenisch genannt werden, so sollte damit nur angedeutet sein, daß allerdings in den Vorstellungen einzelner Griechen sich solch ein Begriff finden konnte, nur war er gegen den eigentlichen Sinn des Volkes gerichtet. Das Chaos aber mußte, ein unscheinbarer Anfang, mehr und mehr begrifflich ausgebildet, endlich auflösend für das ganze Hellenenthum werden. Wir werden es bei den Philosophen als τόπος und χώρα aufgefaßt wiederfinden; indes wenn jener Begriff dem griechischen, anschauenden und alles gestaltenden Geiste eigentlich fremdartig erscheint, so konnte er dennoch auf griechischem Boden hervortreten; denn jede Existenz als die Keime ihres Zwiespalts in sich tragend, zersüßert sich aus sich selbst, wie die ausfließende Kraft ihrer einen Seite über die andere die Oberhand gewinnt. In dieser Weise werden wir Hellas blihen sehen, so lange das begriffliche Element in den Grenzen der Poesie beschloffen blieb, es mußte aber zu Grunde gehen mit der eintretenden Zerstörung seines Nothos, seines Oimpos, durch die Macht des Begriffs. Mit den von Homer und Hesiodus geschaffenen, dann nach Prometheus Verkündigung zunächst gegen den Zeus, einer neuen Tildung unterliegenden Göttergestalten, versank Grie-

Griechenland unweiterrücklich, und wir sehen am Ausgange seiner Geschichte nur die beiden Wächter seiner Begriffe und Gedanken stehen, Platon und Aristoteles, wie wir am Eingange derselben den Werken des Hesiodos und Homeros begegnen, so daß man jene wohl als die von Herkules errichteten Grenzsäulen der Rationalentwicklung Griechenlands bezeichnen kann, über die hinaus der weite Ocean der ganzen modernen Weltbildung sich ausbreitete. Innerhalb dieser Grenzen wird sich auch unsere Untersuchung abschließen müssen.

Wie es sich darum handelt für den Raum den Punct, für die Zahl die Eins, so handelt es sich für die existirende lebendige Welt darum, den lebendigen Punct zu finden, aus dem sich alles daselbst lebende dann in natürlicher Folge entwickeln muß nach göttlicher Nothwendigkeit; wer indeß hat diesen schon selbst mit den minutiefesten mikroskopischen Untersuchungen entdeckt? Alles was wir darüber wissen, ist Annahme, Vermuthung, ein vorausgesetztes *πρότερον*, das sich nur zu häufig als ein *πρότερον ψεύδος* erwiesen hat. Wir wollen indeß hier nicht in neue Untersuchungen darüber eingehen, sondern die Annahmen und Hypothesen der Griechen angeben, über die freilich auch die meisten Neueren nicht hinausgekommen sind.

Das Böse ist der unaufgelöste festgehaltene Widerspruch gegen die Gottheit, τὸ Διὸς ἐχθρόν, oder als Personification ὁ Διὸς ἐχθρός, wie sich Prometheus nennt, die der Gottheit und ihrem Befehl, ihrer eigenen Nothwendigkeit widerstrebende Materie, die sich indeß nach harten Kämpfen dennoch in die Nothwendigkeit des Weltgesetzes fügen, sich der Herrschaft des Zeus unterwerfen muß. So haben wir zuerst das Chaos zu begreifen, als den Ursprung eines, der durch ein Gesetz gebändigten Materie vorausgehenden und sie erzeugenden, Leeren, in dem durchaus nichts Festes entwickelt war, das aber aus sich alles Feste erzeugen sollte, ja selbst göttliche Mächte.

Halten wir zunächst diesen Begriff fest, und sehen wir dann,

wie er sich bei den Dichtern der Griechen gestaltet, und bei ihren Philosophen weiter, bis zu sehr reiner Anschauung in der platonischen $\chi\omega\sigma\alpha$, entwickelt hat. Unserem Zwecke gemäß werden wir aber nur zu beachten haben, in wie fern die Korymben der griechischen Literatur eine Spaltung als ursprünglich gesetzt, und wie sie dieselbe, nachdem das Gesetz der Welt als Nothwendigkeit erkannt war, nur noch als $\pi\acute{\alpha}\tau\eta\mu\alpha$ und Spaltung des Willens, also des Menschengeistes, dem Freiheit zulam und freie Wahl, stehen gelassen haben, so daß das Böse aus der widerstrebenden Materie in den ungebändigten, übermüthigen Menscheng Geist eingeführt wurde, da ja die Naturmacht nur blind ihrem eignen Triebe oder ihrer unbegriffenen Nothwendigkeit folgen kann.

So wie wir nun der gestalteten Welt eine ungestaltete vor- ausgesetzt sehen, die sich freilich nur in dem Unbestimmten entdecken läßt, eben so werden wir neben den gestalteten Göttern eine göttliche Macht finden, die sich nicht recht formiren will; unbekannte göttliche Ursachen, deren Wirkungen man einem $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$ zuschreibt oder einem $\pi\epsilon\delta\acute{o}$, ohne nähere Bezeichnung, ganz verschieden von der Nothwendigkeit des Schicksals, den Mären und Erinnyen, und die wir die chaotische Gottesmacht nennen möchten, in welche sich dann später der ganze griechische Gottesbegriff wieder auflöst, indem von allen seinen Tempeln und Heiligtümern nur der Altar des unbekannten Gottes stehen bleibt, welchen die christliche Offenbarung in Besitz nahm.

Chaos und $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$ oder $\pi\epsilon\delta\acute{o}$, materielle Urgestalt und unbegriffene Gottesmacht, waren also die beiden Angelpuncte der Entwicklung des hellenischen Geisteslebens, in deren Widerstreit wir das Princip des Bösen zu erkennen hätten. Wenn wir aber dem Chaos, als materiellem Weltgrund, den $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$ als unbegrimmtesten Ausdruck der göttlichen Macht, entsprechend setzen, so haben wir zugleich ihre erste Ineinsbildung zu bestimmen, welche durch die Macht des Schicksals, die $\alpha\nu\acute{\alpha}\gamma\kappa\eta$, die $\mu\omicron\iota\tau\eta$, freilich

anfangs nur blind bewirkt wird; indeß ist es ein Festes, Bindendes für beide, eine geistige Macht, also ein Gott, dem beide sich unterwerfen müssen; es ist das erste Hervortreten des Gesetzes.

Zweites Kapitel.

Das Schicksal.

Zwei feindlich, in ewiger Trennung sich Widerstrebende zur Einheit zu führen, sie als nur durch und mit einander bestehend zu begreifen, ist die unendliche Arbeit des Geistes, und die Vorstellung dieser Einheit erscheint bei den Griechen sehr früh im Begriff des Schicksals, einer dunklen, unabharen Macht, der sich Alles fügen muß, Götter und Menschen, die körperliche, wie die körperlose Welt; es ist das erste Eine, das die zwei Getrennten nothwendig umschließt, sie als ihre Gottesmacht beherrscht: so sehen wir sie überall wirken nach unwandelbarem Gesetz.

Ganz in diesem Sinne hebt auch Hegel den Begriff der Nothwendigkeit, als das ursprünglich Seyende, sehr bestimmt hervor, indem er sagt (Phil. d. Relig. II. p. 100): „das Chaos, bei Hesiodus, ist somit selbst ein Gesetztes. Was aber das Seyende sei, ist nicht gesagt. Es heißt nur: es ward, denn die Grundlage ist nicht das Selbst, sondern das Selbstlose, die Nothwendigkeit, von der nur gesagt werden kann, sie ist.“ Denn die Nothwendigkeit ist eben eine Macht auch über das Chaos, die es gestaltet, und p. 103 sagt derselbe: „Zu diesen alten Göttern gehören aber nicht nur Naturmächte, sondern auch Dike, die Eumeniden, Erinnyen, auch der Eid, der Ewig werden zu den alten Göttern gerechnet.“ Nirgends aber werden Nothwendigkeit, die als solche überhaupt erst ein späterer und niemals personificirter Begriff ist, und Schicksal als aus dem Chaos entsprungen angegeben; es sind von Anfang an unbegriffene Geistesmächte, und

nur als solche konnten sie das Princip der Ordnung, der Weltgestaltung und Entwicklung in sich tragen.

Durch die ganze griechische Welt hin zieht sich, als eigentliches Wahrzeichen ihres denkenden Geistes, das nie rastende Streben, ein constitutives Princip für die Außenwelt, für die Existenzen zu finden; wir erkennen es später bestimmt in philosophischer Gestalt in der pythagoräischen Zahlenlehre, in den platonischen Ideen, wenn man auch sagen möchte, es sei hier das Constitutiren nie zu einer Welterschöpfung sondern nur zu einer *μύησις τῶν ὄντων ὄντων* durchgedrungen, deren wahre Bedeutung wir später sehen werden. Den Anfang nun eines solchen Principes erblicken wir in der zuerst nur geahneten *ἀνάγκη*, der *εἰσαγωγή*, als Weltgesetz, die von den Griechen niemals als ein materielles Princip aufgefaßt worden ist, sondern grade so wie sie Hume später wiedererkannte, als dem Geiste inwohnend und nicht der Außenwelt angehörig, darin nicht aufzuzeigen; indeß ist den Griechen der rein subjective Standpunct der modernen Philosophie durchaus fremd, wenn man nicht etwa den „Menschen, als Maas der Dinge,“ so erklären will. Gewiß sind es aber Aussprüche, wie der: „Wenn die Wahrheit auf Erfahrung beruht, so kommt die Bestimmung von Allgemeinheit, von An- und Fürsich gelten u. s. f. wo anders her, ist nicht gerechtfertigt durch die Erfahrung.“ Es hat nämlich Hume diese Art von Allgemeinheit, so wie die Nothwendigkeit, mehr nur für subjectiv erklärt, nicht für objectiv existirend. „Eine subjective Allgemeinheit der Art ist die Gewohnheit u.“ oder wie es von Kant heisst: „der allgemeine Sinn der Kant'schen Philosophie ist der, daß sich solche Bestimmungen, wie die Allgemeinheit und Nothwendigkeit, nicht in der Wahrnehmung finden, wie Hume gezeigt hat; sie haben also eine andere Quelle, als das Wahrnehmen, und diese Quelle ist das Subject, das Ich in seinem Selbstbewußtsein.“ (Hegel, Gesch. d. Phil. Th. III.) Denn die genannten Philosophen forschten nach dem Quell der

Erkenntniß, die Alten aber suchten das wohlgestaltende Princip, und von diesem Standpuncte aus haben wir die ersten Andeutungen und Vorstellungen von einer die Materie zwingenden und durch ihr unabweikbares Gesetz beherrschenden Schicksalsmacht zu fassen. Und eben so ist die Vorstellung von einem δαίμων, der immer etwas wirkt, mit der genannten, nur mehr für den Geist, in dieselbe Reihe zu stellen, während das Schicksal mehr die äußeren Erfolge regelt, die Grenzbestimmung jeder Existenz und ihrer Wirklichkeit abgibt, also sich rein als Gesetz, als ὄρος setzt: „Bis hieher und nicht weiter!“

Denn betrachten wir den δαίμων, wie erkennen wir ihn, in welcher Wirklichkeit? Zunächst als eine unbestimmtere Bezeichnung einer schon sonst bestimmten göttlichen Macht, also den Begriff der Gottheit oder des Göttlichen schon allgemeiner zusammenfassend in ein εἶδος. *Al. I. 420 ἴσχε δὲ δαίμων (Ἀφροδίτη). A. 222 von der Athene:*

. . . ἢ δ' Οὐρανιόπιδε βεβήκει

δαίματ' εἰς αἰγυρόχοιο Διὸς μετὰ δαίμονας ἄλλους.

Ohne solche bestimmte Bezeichnung erscheint er dann schon in *Al. T. 188.*

ταῦτα δ' ἐγὼν ἐπὶ ὧ ὁμῶσαι, κλέεται δὲ με θυμῷ,

οὐδ' ἐπιόρκησιν πρὸς δαίμονας.

Schon in die Schicksalsidee übergehend lesen wir *O. 408.*

. . . πάγχυ μάχης ἐπὶ μύθεα λείπει

δαίμων ἡμετέρης, ὅττι μοι βῖον ἔκβαλε χειρός.

und *P. 98. ὁππότε ἀνὴρ ἐπὶ δαίμονα φρεσὶ μάχεσθαι.*

Denn in demselben Sinne steht *X. 13.*

αὐτὰρ Πηλεΐωνα προσιὺς Φοῖβος Ἀπόλλων' . . .

οὐ μὲν με πτενέεις, ἐπεὶ οἴοι μορσιμῶς εἶμι.

wenngleich dies schon eine viel bestimmter gefaßte Bezeichnung ist als jene einfache πρὸς δαίμονα.

Diese Andeutungen schon werden genügen um den Gedanken

an das Schicksal als eine materiell sich selbst blind bestimmende Naturmacht zu entfernen, und wie die Materie niemals ihr constitutives Princip in ihr selbst haben konnte, sondern es durch den Geist empfing, so haben die Griechen früh begriffen, daß jene Nothwendigkeit des Schicksals eine geistige Macht sei, die auch über die Götter Gewalt habe. Führt man doch vom Thales selbst das herrliche Wort an (Arist. de An. I. 5.): καὶ ἐν τῷ ὅλῳ δὲ τινος αὐτὸν (τὴν ψυχὴν) μεμυχθαί φασιν, ὅθεν ἦσας καὶ Θαλῆς φησὶν πάντα πλήρη θεῶν εἶναι, oder bei Diog. Laert. I. 27. καὶ τὸν κόσμον ἐμψυχον (ἐνευτήσατο) καὶ δαίμονων πλήρη. Deshalb sagt auch Brandis sehr richtig (Gesch. d. Griech. Röm. Phil. I. p. 118): „die Frage nach dem bewegenden und bildenden Princip lag augenscheinlich schon den kosmogonischen Theorien der alten Theologen zu Grunde, und sehr natürlich, daß man es eben so wenig für identisch mit dem Urstoffe, wie von ihm schlechthin gesondert halten mochte; überzeugten ja schon die Lebenserscheinungen, daß die belebende Seele nicht in dem Körper schlechthin aufgehe, aber eben so wenig sich ohne ihn wirksam erweise.“ Nur ist eben dies Weitere hervorzuheben, daß solche Bestrebungen und Sätze in Griechenland nicht erst mit dem Thales beginnen, und daß die τέχνη τῶν λόγων schon frühere Anknüpfungspuncte habe, wenn auch Brandis mit Recht sagt (p. 41): „die Dialektik als Lehre vom Wissen und Erkennen aus den Formen desselben, ward schon von den Alten auf die Eleaten zurückgeführt, und mit Recht, in so fern bei ihnen zuerst Bearbeitung der Begriffe als solche versucht war; so daß die Physik sich in Dialektik auflöste.“ Denn die alte Physik ist durchaus nicht als begrifflos darzustellen, und sind eben Chaos und δαίμων als ihre frühesten Begriffe zu nennen, deren völlige Abstraction und ἔκστασις nur die Eleaten vollendeten, welche sich auch nicht allein im reinen Gedanken bewegten, denn Atticus beim Euseb. Praep. Ev. XI. p. 509 sagt nur: Ζήνων δὲ καὶ πᾶν τὸ Ἐλεαρινόν

τοῦτο δικασματικῶν καὶ αὐτὸ γνώριμον ἐπὶ τῇ τέχνῃ τῶν λόγων μάλιστα σπούδασαν. Und ist nicht Anaximander's „unendlich Bestimmungsloses“ (schon ein reiner Begriff) indem sein πᾶν ἀμετάβλητον (bei Diog. L. II. 1) wohl schwerlich mit Cicero als infinitas naturae zu fassen sein möchte, da natura als solche immer ein finitum ist, und jenes ἀμετάβλητον nur als das der Natur Vorausgesetzte angenommen werden kann, indem, wie wir eben sahen, τὸ πᾶν als das Allgemeine eben nur im Begriff existirt. (Cic. Quaes. trad. IV. 37. Anaximander infinitatem naturae dixit esse, e qua omnia gignerentur.) Daß aber Anaximander das ἄπειρον ἀδιόριστον nur im Gegensatz des Begrenzten auffaßte, zeugt um so mehr für seinen sehr philosophischen Geist. Wir brauchen als Vervollständigung unserer Ansicht, daß man die einzelnen griechischen Philosophenschulen nicht sachmäßig auseinander halten müsse, wohl nur noch anzuführen, wie viel die Eleaten sich mit Ableitung der Dinge aus einem Urstoffe beschäftigt, (die bewohnte Oberfläche betrachtete Xenophanes als allmählig aus dem Meere, der Quelle des Gewässers, hervorgetreten — πύρρη δ' ἐπὶ πάλαιστα ὕδατος), so wie, daß Anaxagoras, der als νήρων ἐφάνη παρ' εἰκῇ λέγοντας τοῦ πρώτου, zu den ionischen Physiologen gerechnet wird. So sehr verwirren althergebrachte Ordnungen die einfachsten historischen Entwicklungen! Als einfachsten Grundgedanken aller griechischen Philosophie stellen wir aber nochmals die Worte des Aristoteles auf (Met. A. 3): οὐ γὰρ δὴ τό γε ὑποκείμενον αὐτὸ ποιεῖ μεταβάλλειν ἑαυτὸ — ἀλλ' ἐτερόν τι τῆς μεταβολῆς αἴτιον.

Vergleichen wir nun mit dem Gesagten Aussprüche neuerer Philosophen, auf welchem Standpunct finden wir sie, die vom Geist des Christenthums genährt, gegen die Heiden und Edgeniener? Wir finden die Denker der modernen Welt noch in demselben Zwiespalt der freien Bestimmung durch den Willen der

Gottheit, welche einerseits als Quell alles Geseges betrachtet wird, und der unabhängigen, der nothwendigen Bestimmung durch die Sache selbst oder eine von der Gottheit unabhängige Macht. Hören wir Leibniz, so folgt er durchaus dem letzteren Princip (Théodicée, II. 181): Les vertus ne sont vertus que parce qu'elles servent à la perfection, ou empêchent l'imperfection de ceux qui sont vertueux, ou même de ceux qui ont à faire à ceux. Et elles ont cela par leur nature et par la nature des créatures raisonnables, avant que Dieu décerne de les créer. Cartesius dagegen spricht aus (Epist. CX.): Dico fuisse ipsi aequae liberum, facere, ne verum foret, omnes lineas ductas a centro circuli ad peripheriam esse aequales, atque creare mundum. Also noch derselbe Streit eines liberum arbitrium und einer der Gottheit aufgestellten Nothwendigkeit, wie sie im Aiternum dem Willen des Zeus entgegensteht. Cartesius sagt ferner (Respons. ad sextas objectiones): Quantum ad arbitrii libertatem, longe alia ejus ratio est in Deo quam in nobis, .repugnat enim Dei voluntatem non fuisse ab aeterno *indifferentem* ad omnia, quae facta sunt aut unquam fient, quia nullum bonum, vel verum, nullumve credendum, vel faciendum, vel omittendum fingi potest, *cujus idea in intellectu divino prius fuerit, quam ejus voluntas se determinavit ad efficiendam, ut id tale esset*: neque hic loquor de prioritatem temporis, sed ne quidem prius fuit ordinis vel naturae, vel ratione ratiocinata, ut vocant, ita scilicet, ut *ista boni idea impulerit* Deum ad unum potius quam aliud eligendum. Nempe exempli causa, non ideo voluit mundum creare in tempore, quia vidit melius sic fore, quam si creasset ab aeterno, nec voluit tres angulos trianguli aequales esse duobus rectis, quia cognovit aliter fieri non posse etc. Sed contra, quia voluit mundum creare in tempore, ideo sic melius

melius est, quam si creatus fuisset ab aeterno: et quia voluit tres angulos trianguli *necessario* aequales esse duobus rectis, idcirco jam hoc verum est et fieri aliter non potest, atque ita de reliquis. Also gleichwie Christus sich zum Herrn macht auch über den Sabbath, wird hier Gott zum Herrn der Nothwendigkeit gemacht; sein arbitrium, seine freie Wahl bestimmt sie, aber dann sind die drei Winkel eines Dreiecks *necessario* gleich vielen Rechten: eine etwas weit getriebene, wahrhaft göttliche arbitrii libertas, ein Deus dermaßen ad omnia indifferens, daß er erst alle Bestimmungen setzt, in sich so unbestimmt ist, wie das *ἀόριστος* des Anaximander; so daß er schaffend nicht einmal auf die *λόγος* sieht, die ihm inwohnenden nothwendigen Gesetze, eine Vorstellung, wodurch Plato beide Seiten, die des Willens und der Nothwendigkeit zu vereinigen strebte, sondern unverdenklich, ohne irgend etwas, nicht einmal die Möglichkeit oder Kraft in sich zu tragen, auch diese erst selbst bestimmt. Falsch ist freilich, was Bayle daraus folgert, daß nun Gott jeden Tag seine Bestimmungen ändern könne — Cette doctrine ouvre la porte au Pyrrhonisme le plus outré; car elle donne lieu de pretendre, que cette proposition: trois et trois font six, n'est vraie qu'ou et pendant le tems qu'il plait à Dieu. (Réponse aux questions d'un provincial. ch. 89.) Denn Cartesius sagt: quia voluit tres angulos trianguli *necessario* aequales esse . . .; er macht Gott nicht wieder zum Herrn, der seine eigene Nothwendigkeit willkürlich aufheben kann, sondern nun macht sein anfangs durch nichts bestimmter Wille wohl allerdings Gesetz; jedoch kämpfte Bayle mit Recht gegen die ganze Annahme. Die ganze Schwierigkeit dieser entgegenstehenden Doctrinen erkannte Spinoza (Ethic. I. prop. 33. schol. 3): Fateor, sagt er, hanc opinionem quae omnia indifferenti cuidam Dei voluntati subicit, et ab ipsius beneplacito omnia pendere statuit, minus a vero ab-

errare, quam illorum, qui statuunt, Deum omnia sub ratione boni agere. Nam hi *aliquid extra Deum videntur ponere* (also ein *τιναστικόν*, ein *Fatum*), quod a Deo non dependit, ad quod Deus *tangquam ad exemplar*, in operando attendit, vel ad quod, *tangquam ad certum scopum*, collimat. Quod profecto nihil aliud est, quam Deum fato subicere, quo nihil de Deo absurdius statui potest, quem ostendimus tam omnino rerum essentiae quam earum existentiae primam et unicam liberam causam esse. *) Wie wenig aber die Philosophie im Allgemeinen noch zu festen Sätzen über jenen schwierigsten Punkt des göttlichen Wesens gekommen ist, geht wohl daraus hervor, daß noch ganz neuerlich Schelling, freilich in etwas anderer Beziehung, aussprechen konnte, es habe die reine Vernunftwissenschaft eben so wenig nöthig christlich zu sein, als die Mathematik. Stellt er sie dadurch nicht auch als ein ursprünglich Gegebenes, von Gott nicht Erschaffenes hin, und möchte nicht hier eine Stelle aus Strauß' Dogmatik (I. p. 590 — 91.) ihre Anwendung finden in Bezug auf die unabänderliche Naturnothwendigkeit, unter welche man Gott durch die Leibniz'sche Ansicht stellt, wie überhaupt durch Annahme eines Fatums? „Zwar sucht nun Leibniz die letzte Schwierigkeit durch die Hinweisung darauf zu entfernen, daß jene ewigen Wahrheiten, wenn auch vom Willen Gottes unabhängig, doch nur durch den göttlichen Verstand und in ihm seien, daß mithin die gefürchtete Nothwendigkeit nur die der eigenen Natur Gottes, die Regelung seines Willens durch die Gesetzmäßigkeit seines Verstandes sei. Dies ist auch vollkommen richtig; aber immer ist dann doch nicht der Wille Gottes das setzende prius seiner Bestimmungen, sondern dieser, wie sie im göttlichen Verstande gesetzt sind, verhalten sich als das bestimmende prius des göttlichen Willens. Damit ist aber der Begriff der Allmacht in der That aufgehoben.“

*) Die Stellen s. bei Strauß, Dogmatik, a. a. O.

Wir haben dies nur hervorgehoben, um den richtigen Standpunkt bei den Lehren und Ansichten der Alten zu finden, und zugleich, ehe wir zur vorläufigen Bestimmung des Begriffs der Gottheit bei den Griechen übergehen, die Natur solcher Definitionen zu charakterisiren, wie sie sich z. B. bei Platon finden (Theolog. Aesch. p. 11): Numen est, quidquid voluntate sua agit, welche von jenem Gegensatze durchaus nichts wissen, und so gleich ihre Oberflächlichkeit zur Schau tragen. Denn den Griechen ist es niemals in den Sinn gekommen, die Gottheit so zu definiren; ihre Philosophen und ihre Dichter selbst sind dabei stets speculativ zu Werke gegangen: einen widerstandslosen Gott, oder einen, der nicht erst durch Kampf geworden wäre, was er ist, haben die Griechen nie gedacht. Aber wie wenige der sogenannten Erklärer sind von dem Geiste ihrer Autoren befreit.

Drittes Kapitel.

Die Gottheit und ihre Wirksamkeit.

Dass wir also nach hellenischem Begriff uns keinen Gott zu denken haben, der kann was er will, möchte schon durch das vorige Kapitel deutlich geworden sein; hier haben wir näher den Begriff der Gottheit selbst zu bestimmen, wie sie nun im Gegensatze jener festen Schicksalsfügungen erscheint, und was eigentlich von ihr abhängt und ausgeht, wobei wir uns aber nicht an die abgerissenen stets etwas übertriebenen einzelnen Ausrufungen der Dichter werden zu halten haben, sondern an den ganzen Gedanken; denn allerdings wird dem Zeus in manchen Stellen eine Omnipotenz zugeschrieben, die aber durch andere eben so beschränkt wird.

Die griechischen Götter erscheinen von Anfang an als Geister, *δαίμονες*, nicht, wie man wohl sagt, als Naturmächte, sondern als Mächte über die Natur, denen sie gehorcht, keinen Widerstand leistet, nicht undurchgänglich ist, fast wie im christlichen Wunderbegriff; Raum und Zeit existiren für sie nicht, denn sie altern nicht. Auch sind sie keine Personifikationen der Naturmächte, und Poseidon ist der Gott des Meeres, weil er nicht das Meer ist, sondern etwas Verschiedenes, das ihm gebietet; Zeus, der Aether ebenso: welcher Naturexistenz Gott wäre wohl Eros, der alles beherrscht, Menschen und Götter, und schon im ältesten Mythos als ein Geist, oder geistiges Wesen, erscheint? denn er existirt nur als ein Allgemeines. Diesen hellenischen Gottesbegriff eines Allgemeinen gegen seine besonderen Existenzen hätten wir sogleich festzuhalten. Zeus, *ὑπερὸν ἑσέτα*, erscheint in einer Wolke, im Sturm und Donner, aber er sammelt sie dann als ihre Macht, als ihr Gott, ihr Gemeinleben; er tritt damit gleich auf das Gebiet des Geistigen, des Denkens, und, wenn wir wollen, des begrifflichen Allgemeinen; er ist durchaus eine gesonderte Existenz. Seine Darstellung in der Kunst, als Schöpfung derselben und Bild der Phantasie, hat indeß einen andern Charakter; grade wie der viel reinere christliche Begriff der Gottheit und des Geistes, der von Anfang als ein *πνεῦμα ἁγίον* begriffen war, nicht hinderte, sie beide bildlich dargestellt zu sehen bis auf die neuesten Zeiten herab. Indeß kommt es uns hier nur auf das ursprüngliche Getrenntsein an, dessen nähere Begrenzung wir zu verfolgen hätten.

Was ist das Wesen eines griechischen Gottes? Es ist die Allgemeinheit der ihm gegenüberstehenden Besonderheiten, über welche er die Macht ist, und der allgemeynmächtigste wird so der höchste sein. Da aber, bis sich alle Besonderheiten in Eine Allgemeinheit, alle *δαίμονες* in eine *πόρσις νοήτων* vereinigten, in einen *Ζεύς*, der sich selbst denkt, ein großer Zeitraum vergehen mußte,

eigentlich die Epoche des ganzen Hellenenthums, so werden wir es lange mit abgeforderten, einander begrenzenden, feindlich und zwiespältig begegnenden Erfindungen zu thun haben, und nach Kampf und Meinung selbst den höchsten Platz wechseln sehen, bis ihn der *δημιουργός τοῦ παντός* einnehmen konnte, der alles von seinem Willen abhängig machte, oder wenigstens nach seinem Geleg regelte. Aus jenen feindlichen Begegnungen werden wir aber so gleich entspringen sehen, was wir suchen, τὸ κακόν, das Böse, und damit unserem eigentlichen Gegenstande zuerst nahe treten.

Das Böse liegt in dem Zwiespalt, der sich einer höheren Ordnung nicht unterwirft, widerspenstig dagegen auftritt, störend und zerstörend; und haben wir so eine vielfach gespaltene Götterwelt vergesunden, wird es uns auch leicht sein, diese selbst, in ihren verschiedenen Erfindungen, als die *αἰτία κακῶν*, als den Quell des Bösen zu erkennen; denn in dem Einen Gott kann es nicht existiren; es zeigt sich stets nur im Widerstreben des Mannigfaltigen untereinander und gegen die Einheit. Die griechische Götterwelt trägt so in sich Gutes und Böses gemischt, und ist im Anfang weit entfernt von der Idee des Einen Guten, die erst nach langem Ringen gekläuert aus dem griechischen Leben hervorging und als Eins mit der Gottheit festgesetzt wurde; bis dahin begegnen wir also, wenn man so sagen will, einem bösen Leben, welches die hellenischen Götter führen, so daß selbst ihre Segenbringer, gleich wieder als Quell des Leidens, der Unbill und sogar der schlechten Thaten angesehen wurden, zu Mord und Ehebruch und Blutrache anreizen.

Wie stellt sich aber das Schicksal ihnen in ihrer Besonderheit entgegen? Wie gesagt, als die allgemeine gesegnete Macht, selbst als die Vorbestimmung bis ins Einzelne hinab, ob je mand ein Weib bekommen sollte oder nicht, (Od. π. 392.):

... ἢ δὲ κ' ἔπειτα

γῆμαι, ὡς κε πάντα πόροι καὶ μόγισμός ἐστιν.

Aus dem Gefagten wird also deutlich hervorgehen, wie Hegels Wort zu fassen sei, „die Grundbestimmung der griechischen Götterlehre ist die Subjectivität als die sich selbst bestimmende Macht.“ Denn es kann hier nie von einer willkürlichen Bestimmung die Rede sein, in so fern, wie Plato sagt, es nur ἐν εἶδος τῆς ἀρετῆς gibt, ἀπειρα δὲ τῆς κακίας; wohl aber schreibt er der Tugend μέγν zu. Die Götter also, als dem Einen Begriff der Tugend angehörig, können nur in seine μέγν zerfallen, nie indeß in ein anderes εἶδος übergehen, sich folglich nur als Theile jener reinen Idee bestimmen, nie nach Willkür, da die Tugend sie alle beherrscht. Gehen wir nämlich weiter ein in den Begriff der κακία, so finden wir sie beschrieben als eine Krankheit, als Häßlichkeit und Schwäche oder Kraftlosigkeit, κακία νόσος τε καὶ αἰσχος καὶ ἀσθένεια (Plat. Pol. IV. 444. D.), Dinge, welche dem Gottesbegriff durchaus widersprechen. Denn die Himmlischen berührt weder Krankheit, noch erscheinen sie häßlich oder unkräftig; grade dadurch sind sie die Götter, daß ihnen ihre ἀρετὴ inwohnt, und daß sie niemals von ihr weichen konnten, da es sonst auch einen verbrecherischen Gott geben müßte: Verbrechen kann aber nur der Mensch begehen, der nicht die volle Gotteskraft der Tugend in sich trägt, „die Gesundheit und Schönheit und die schöne Haltung (εὐεξία) *) der Seele,“ als welche die Tugend dargestellt wird. Vermischen wir indeß nicht die Zeiträume.

Nach diesen vorläufigen Andeutungen dürfen wir also wohl feststellen, daß der Begriff der Gottheit bei den Hellenen zuerst nach seinen μέγν angeschaut, und im Verlaufe seiner Geschichte zum vollständigen Begriff des Einen Guten entwicelt wurde, und

*) Schleiermacher übersetzt „Wohlbehinden,“ was aber schon in der Gesundheit gegeben sein möchte, während εὐεξία hier der ἀσθένεια entgegen als Kraft zu fassen ist, wie εὐαξία ἐν τοῖς ποταμοῖς beim Polyb. und τῆς ἀρετῆς εἰσὺς ἡ τολμῶνς erklärt wird, die volle Kraft der Gesundheit. Plat. sagt: φρονὶς εὐαξία καὶ ἀνδραγωγὴ εὐεξία.

daß die einzelnen Gotteismächte oder Gottheiten als die volle und gesunde Kraft ihrer Sphären erscheinen, und als ihre vollendete Wirksamkeit oder Energie, so wie daß der früh vorangestellte Begriff einer bestimmenden Schicksalsmacht, als göttliche Nothwendigkeit, dem willkürlichen Zerfallen jener Idee sich entgegensetzte, und damit ein Versinken in die κακία, in das willkürlich sich bestimmende Schlechte und seine unzähligen εἰδὴ glücklich verhinderte; grade wie das Zusammenfassen aller semina rerum in ein Chaos die Natur als eine Einheit und aus einer Quelle wirkend aufzufassen lehrte, woraus sich denn auch der Gedanke des Einen Zieles nothwendig ergeben mußte. Sehr klar spricht dies Hegel aus (Phil. d. Relig. II. p. 100): „das Chaos,“ sagt er, „ist die bewegende Einheit des Unmittelbaren; es selbst ist aber noch nicht Subject, Besonderheit; daher wird nicht von ihm gesagt: es zeugt, sondern wie es selbst nur wird, wird auch aus ihm wieder diese Nothwendigkeit“; es ist derselbe Begriff, den Aristoteles später als ἐπιτέλεια faßte, das nothwendige Gelangen zu seinem Ziele nach den bestimmten Grundlagen der durch die ἐνέργεια ins Leben getretenen δύναμις.

Wenn wir nun vorher den ganzen Complexus aller göttlich wirkenden Mächte unter dem Namen des Dämonischen begriffen, mit ihren nothwendigen Bestimmungen in der μοῖρα, und einzeln hervortretend, mit und ohne Namen, als δαίμονες, so sehen wir diese Mächte später bestimmt als μέν des Einen εἶδος; der Tugend, des Guten, einer Idee, welche sich in ihrer Allgemeinheit allerdings zunächst im Gegensatze der einzelnen Gottheiten entwickelt, und so alles in sich aufnimmt und in ihre nothwendige Einheit wieder zusammenfaßt; und das wird der Gang sein, dem wir in der Entwicklung durch die einzelnen Epochen und Schriftsteller zu folgen haben, daß wir die Eine Nothwendigkeit als das Gute und sich selbst Gliedernde und Bestimmende erkennen, indem wir auch ausgesprochen finden, daß der Mensch gut ist durch sein Anschlie-

ßen an die Tugend. So nennt Plato (Pol. VI. 478. E.) den tugendhaften Mann: αἰδοῖα . . . ἀρετῇ παρισσωμένον καὶ ὁμωμένον μέχρι τοῦ δυνατοῦ τελείως ἔργῳ τε καὶ λόγῳ, und die göttliche Macht ist dies eben dadurch, daß sie nur Vollbringerin des Guten sein kann, und auch ihrer innersten Natur nach nichts anders sein will, κατὰ τὴν οὐκείαν ἀρετὴν; denn das Gegenheil wäre κακία, und ihrer ist nur der Mensch fähig, indem ihm die Wahl gelassen ist, ob er nach vollkommener Erkenntniß verlangend jene Gottähnlichkeit möglichst erreichen, oder dem Guten und seiner Erkenntniß widersirend im Stande der Unwahrheit verharren will, grade dadurch, daß er nicht dem Zuge der Nothwendigkeit und der göttlichen Μοῖρα folgt. Gibt es aber wohl eine andere Freiheit als die, nothwendig gut sein zu müssen, und es zu sein mit vollem Bewußtsein, in der vollen Kraft der Gesundheit einer schönen Seele? Einen höheren Tugendbegriff hat selbst das Christenthum nicht gegeben. Und das wäre denn wirklich die Tugend, die θεία μοῖρα im Menschen ist, wie es im Menon heißt, aber nicht ἀρετὴ τοῦ, oder wie Pindar singt, (I. III. 4.):

Ζεῦ, μέγαλοι δ' ἀρεταὶ στατοῖς ἔποιται
ἐκ σέθεν.

Wir sehen das Göttliche getheilt sich feindlich entgegenwirken, und werden in seinen Conflicten es deshalb gar häufig als ein κακόν bezeichnet finden, theils von den Göttern selbst, wie Aethene vom Ares sagt: (II. E. 830.)

τύπον δὲ σχεδὶν, μὴδ' ἄζωον ποῦρον ἄρηα
τοῦτον μαρτύμενον, τυκτόν κακόν, ἄλλοπρόβαλλον.

Woh! übersetzt nur:

Jenen Rasenden dort, den leidigen Andernumandern.

theils von den gegen sie andringenden Heroen. Dies aber bahnt uns den Übergang zum folgenden Kapitel.

Viertes Kapitel.

Das Böse und die Verlockung.

Τῷ κακῷ ἐστὶ τὸ διαγεγῆσθαι ἴσται ἰστέον beim Aristoteles, (Anal. post. 2. 6.). Fassen wir dies zusammen mit zwei Begriffen, welche, so zu sagen, die Summe der griechischen Moralität in sich begreifen, Αἰδώς und Νέμεσις, der Scheu und Scham und der göttlichen Wiedervergeltung, sobald ein ὑβριστής ihre Ordnungen übertrat, so wird es uns nicht schwer werden, das ganze Dogma ihres bösen Princip's in wenigen Zügen einfach auseinander zu legen; denn Einheit erstirben die Griechen, Eunomie und Ehrfurcht vor dem Göttlichen: wer also dagegen ankämpfte, Zerrissenheit, Gesetzlosigkeit, Vereinzelung und Verachtung der Himmlischen herbeiführte, wird als der Böse angesehen werden müssen. In schöner Personification tritt uns bei Pindar die Εὐνομία mit ihren edlen Geschwistern entgegen, (Ol. 13):

Τριτολμπισσίνικαν
ἐπιανέων οἶκον ἄμερον ἀστοῖς,
ξένοισι δὲ περάποιτα, γνώσομαι
πάν ὀλβίαν Κόρινθον, Ἰσθμίου
πρόπτερον Ποσειδάωνος, ἀγλαοκόρου.
ἐν τῇ γὰρ Εὐνομία ναίει, κασιγνηταὶ τε, πάτρων πόλιον
ἀσφαλέας,
Δίκα καὶ ὁμότροπος Εἰρήνη, ταμίαι ἀνδράων πλούτου,
χρυσέαι παῖδες εὐβούλου Θέμιτος.
ἐπιδόντι δ' ἀλέξειν,
Ἰβρα, Κόρον ματέρα Στρανύμνον.

und nach Homer (Od. 9. 485) und der lindlich schönen, alttestamentlichen Anschauung seiner Zeit, wandeln die Götter auf der Erde umher:

καί τε θεοὶ ξείνοισιν ἱοκότες ἀλλοδαποῖσιν,
 παντοῖοι τελέβοιτες, ἐπιστραφεῖσι πόληας,
 ἀνδρῶπων ὕβριν τε καὶ εὐνομίην ἐφορῶντες,
 indem man mit Recht in der εὐνομία die Tugend, und in der
 ὕβρις das Vergehen dagegen befaßt.

Οὐ νέμεσις Τροῖας καὶ Ἰωνημίδας Ἀχαιοῖς
 Τοῖσδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν,
 heißt es ferner (II. I. 156.), und der höchste Anruf zur Tapferkeit
 und zum schönen Verhalten beginnt mit den Worten, (II. E. 787.):
 Αἰδώς, Ἀργεῖοι, κακ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀνητοί!

In diesen wenigen Stellen sehen wir das Wesen der griechischen Tugendlehre ausgedrückt. Was für eine Gestalt nimmt nun das Böse dagegen an, und mit welchen verlockenden Gründen tritt es der Tugend entgegen? Verheißt es auch Erkenntniß des Guten und Bösen und Gottähnlichkeit oder gar Gottgleichheit, und wenn τὸ ὑβρίζειν die Summe des Bösen ist, worin besteht sein Wesen? Wer kann sich einer ὕβρις schuldig machen und gegen wen wird er derselben schuldig? Das hätten wir vorläufig zu untersuchen, ehe wir an die Betrachtung des Kampfes der titanischen ὑβρισταί gegen die εὐνομία des Zeus und der neuen Götterordnung gehen.

Ὑβρις, wer erzeugt sie; ein der Gerechtigkeit gegenüberstehendes, ihr feindliches Princip, oder wie trat sie ins Leben? Da sie der εὐνομία entgegenstrebt, der gesetzlichen Ordnung, so können wir sie wohl vorläufig als Tochter der Gesetzlosigkeit bezeichnen, aber wie entsteht sie und worin hat sie ihren Ursprung? Mit Aristoteles antworten wir in dem διαγετόν, in der Zerrissenheit, mit einem später zu nennenden Philosophen in dem κατὰς ἑαυτοῦ, also in dem sich Vereinigen von dem allgemeinen Gesetz. Aber wer kann zu solchem Isoliren verlocken? Mit dieser Frage nahen wir ihr selbst, der Überhebung, da sie es ist, welche sich nicht unterordnen will, sondern selbst sich Gesetz sein. Wo inbess kann sie ihren Sitz haben? denn selbstbewußt muß sie auftreten,

kann nur ein geistiges Princip sein, indem die Natur blind gehorchen muß, und dem bloßen Instinct folgend oder dem Gesetz ihrer Nothwendigkeit niemals sich gegen die Götter vergehen kann; ihre Ordnungslosigkeit wäre nur ein Vorwurf gegen die sie als blind segnende Macht, welche eben versäumt hätte ihr das Gesetz als nothwendiges aufzuerlegen. Indessen haben wir hiermit schon ein Doppeltes ausgesprochen: die Ordnung der Natur und der geistigen Mächte, und wenn wir so eben feststellten, daß die Natur sich nicht vergehen könne, noch zurechnungsfähig sei, so können wir daran auch wieder den Genius der Griechen bewundern, welche den Kampf der Naturmächte, bis sie in die vorgeschriebene Ordnung eingingen, auf eine so erhabene Weise zu einem bewußten vergeistigten, und dadurch allein schon aussprachen, daß sie der Materie nicht eine blinde Gewalt, der Gottheit entgegen zuschreiben, sondern daß auch in ihr der Geist lebe, und daß seine Gesetze sich, wenn auch in hartem Kampfe mit der Materie, und gegen ihre Starrheit, dennoch geltend machen müßten, ja daß sie eben nur als Schöpfung des Geistes, als sein Anderes zu denken sei: ein Gedanke, der durchaus nicht abzuweisen ist, sobald man die Titanen als selbstbewußte Geister, als Götter gleich Zeus, muß gelten lassen; sie sind die göttlichen Gesetze der Materie, welche aber zu einer allgemeinen Gesundheit und *εὐεξία* mußte geführt werden durch die allwaltende Gottheit. *)

Wird aber schon auf diesem Gebiete der Kampf auf Leben und Tod geführt, und drohte die überwiegende Masse der Materie dem Geiste den Untergang durch ganz formlos unschöne und extreme, alles Maas überschreitende Bildungen (eine $\frac{1}{3}$ der Natur),

*) Hegel sagt darüber sehr treffend (Phil. d. Natur p. 24): „die Natur ist der sich entfreundete Geist, der darin nur ausgelassen ist, ein barbaentischer Gott, der sich selbst nicht zügelt und sagt: in der Natur verbirgt sich die Einheit des Begriffs.“ Sie ist eben materiell *γενναίως*, dessen Zeus auch Herr werden mußte.

so mußte er noch weit ernstler beginnen, wie auf dem Gebiete der Geister sich Geist gegen Geist setzte, und der Mensch die Rechte des Göttlichen vollends verkennend, alles im höchsten Uebermuth und wilden Taumel darniedertrat. Von dieser Wildheit und Ausgelassenheit, die man Orgien des Teufels nennen möchte, bieten uns nur die schwindelerregenden Zustände zügelloser Demokratie oder der Ochlokratie, neben denen der verworfensten Tyrannei Beispiele dar, welche freilich durch die modernen Ereignisse besonders der französischen Revolution bei weitem überboten worden sind: eine ähnliche Zerstörungswuth und dauernde Lust am Blutvergießen hatte die Geschichte noch nicht gesehen, und ein solches plötzliches Darniederwerfen alles bis dahin für heilig Geachteten war in der Geschichte noch nicht erhört; ein wahrer geistiger Titanenkampf, eine *ἑρως*, welche ein augenblickliches Zerreißen aller menschlichen Bande zur Folge hatte, um einer neuen Ordnung der Dinge unter befreiten Geistern die Bahn zu öffnen. Die Analogien dazu aber bieten sich uns von physischer Seite im griechischen Titanenkampf und im Untergange der griechischen Republiken, welche in ähnlichem Taumel zum Theil schmächtig dahinsanken.

Worin nun bestand jene, von den Griechen aller Zeiten so sehr geachtete und als böse bezeichnete *ἑρως* des Geistes oder des Menschen in seinen geistigen Beziehungen zur obwaltenden Gottheit?

Den denkbaren Inhalt einer *ἑρως* des Menschen gegen die Gottheit werden wir am leichtesten auffinden, wenn wir betrachten, auf welche Weise nach der Darstellung der Evangelien Christus selbst vom Teufel versucht ward; denn an dem Sohne Gottes wird man annehmen können, habe der Böse alle seine Versuchung erschöpft, um ihn zu sich hinüberzuziehen, oder wie es die Schrift ausdrückt, um ihn zu bewegen, vor dem Teufel niederzufallen und ihn anzubeten. Die Veranlassung dieser Versuchung schreibt Matthäus dem Geiste selbst zu (4, 1.): „Da ward Jesus vom Geiste

in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde.“ Wir sehen also die Gottheit selbst dem Bösen gegenüber treten und an sich selbst den Versuch der Verlockung zu ihm bestehen: stärker konnte diese nicht ausgedrückt werden. Und was verlangt der Teufel in dreimaligem Anlauf von Christus? Nach vierzig-tägigem Fasten spricht er zu ihm, da ihn hungerte: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden;“ d. h. statt die Befriedigung seines Bedürfnisses vertrauensvoll von Gott zu erwarten, solle er sie auf eigenmächtige Weise beizuführen! (Strauß, Leben Jesu I. 451.) Weiter heißt es, da ihn der Teufel auf die Zinne des Tempels gestellt hatte: „Und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab! Da sprach Jesus: du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen,“ (ὁὐκ ἐκπειράσεις κύριον τὸν θεόν σου). Dazu bemerkt Strauß (S. 453): „dem jüdischen Volke war 5. Mos. 6, 16. die Ermahnung gegeben, Gott nicht mehr zu versuchen, wie sie ihn zu Massa versucht hätten; eine Ermahnung, welche 1. Kor. 10, 9. auch den Mitgliedern des neuen Bundes, doch mehr mit Anspielung auf 4. Mos. 21, 4 ff. und mit Bezug auf Christum, gegeben wird. Auch zu dieser besonders schweren Sünde also, welcher das alte Volk Gottes erlegen war, mußte der Messias gereizt werden, um durch seinen Sieg über diesen Reiz die Übertretung des Volkes gleichsam gut zu machen. Nun war aber bei dem Volke das als ἐκπειράζειν κύριον bezeichnete Benehmen durch einen Wassermangel veranlaßt, und das Gott versuchen war ihr Murren. Dieß schien der spätern Sage jenem Ausdrücke nicht völlig zu entsprechen; man sah sich nach etwas Angemessenerem um: und keiner konnte von diesem Gesichtspunct aus passender gewählt werden, als wie wir es in unserer Versuchungsgeschichte finden, denn nichts kann im eigentlicheren Sinne Gott versucht heißen, als wenn auf eine so tollkühne Weise, wie der Satan in seiner zweiten Aufforderung Jesu anmuthet, sein außerordentlicher Bei-

stand in Anspruch genommen wird.“ Beide Annahmen an den Herrn blickten ohne Erfolg, und der Teufel zeigt ihm nun alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach: „dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest,“ (ἐὼς αἰῶν προκυνήσεις μοι). Diese Versuchung ist die stärkste, indem sie ein völliges Lossagen von Gott und ein προκυνεῖν διάβολον ὡς θεοπότην fordert; und was verheißt sie dafür? Πάσας τὰς βασιλείας τοῦ κόσμου, καὶ τὴν δόξαν αἰῶν. Denn wohl zu bemerken, hatte der Teufel bei den beiden ersten Versuchungen nichts versprochen; ihre Belohnung sollte in dem geschmeichelten Selbstgefühl allein liegen. In so fern ist der Fortschritt ganz consequent.

Diese ganze Darstellung, wie man sie auch betrachten möge, bietet uns die folgenden Momente der Verlockung des Menschen oder des Geistes von dem Eötlichen hinweg:

a) der Mensch solle sich selbständig hinstellen, sich selbst helfen, ohne Dazwischenkunft der göttlichen Macht, etwa in der Art wie im Staat man Selbsthülfe bezeichnet als den Act, wobei der Einzelne in den allgemeinen gesetzlichen Gang der Dinge, in die Ordnung des Allgemeinen zu seinem eignen Vortheil eingreift und sich dadurch isolirt; und solche Selbständigkeit hat in der That für jedes selbstbewusste Gefühl einen unendlichen Reiz: daß man keines andern bedürfe, sondern selbst für sich und seine Angelegenheiten einsteht, ohne die Obmacht eines Herrn anzuerkennen. Wir werden dies auf griechischem Boden in dem Selbstgefühl der Titanen wiederfinden, am höchsten in der Figur des Prometheus; denn es ist dies die höchste Verlockung, welche die aus dem Schooß der Gottheit frei entlassene Materie und geistige Existenz treffen kann, sich der Gottheit gegenüber selbständig zu wissen, und durch den Raub der Gott, oder der allgemeinen Macht, allein zureichenden Ehren sich ihr gegenüber unabhängig zu wissen. Doch weiß auch ein jeder, wie im Staate Selbsthülfe nicht kann gebildet werden,

und wie die Götter — oder Zeus — jenes Herausreten aus dem allgemeinen Verbanne der Welt gestraft haben, da diese *ἵζου* dem Ganzen Auflösung droht und so ein absolut Böses ist. Ob aber der griechische Morbus hier nicht schönere, erhabenere und rein geistigere Züge habe, jedenfalls männliches Gefühl tiefer anspreche, als die Verwandlung der Steine in Brodt nach vierzig-tägigem Hunger, welchen man jedenfalls für unmöglich hält und nur mit sonstigem vierzig-tägigem Fasten unter den Juden zusammen- gestellt hat, werden wir später hervorheben, wenn wir den Mo- rbus des Prometheus im Ganzen beleuchten. Auf jeden Fall hätte die Schlange im Paradiese dem Menschen nicht bios die Erkenntniß des Guten und des Bösen, sondern auch diese Selb- ständigkeit Gott gegenüber als eine Gotzgleichheit verheißen kön- nen; wenigstens ist dieses die den Griechen bekannte Art eines Abfalls von der Gottheit, und einer ihr gefahrdrohenden Unab- hängigkeit der Materie und des Menschengeistes von ihr. Zeus aber mußte seine Allmacht gegen eine solche *ἵζου* behaupten und fesselt den Prometheus, den allerdings menschenfreundlichen Gott, der dem Menschen gab, was ihn erst zum Menschen machte, und gegen den Willen des jungen Herrschers der Welt, der zuerst rauh und tyrannisch gebot:

ἄπας δὲ τῶν ἄνθρωπων, ὅστις ἂν νόον κρατῇ

der aber bald auch ein mitleidvoller Gott, und ein erbarmungs- reicher werden sollte; denn daß Zeus über das entwandte Feuer in Zorn entbrennt, ist kaum schlimmer zu fassen, als daß Gott die Juden mit Pestilenz straft, weil David eine Zählung des Volks veranstaltet hatte, „so daß siebenzig tausend Mann fielen aus Israhel,“ (1. Chron. 22). Schön aber wendet Pindar die Sache wieder mit Berührung des Begriffs der *αἰδώς*, der *reveren- tia providentiae*, (Ol. VII. 44):

. . . . ἔν δ' ἀρετάν

ἵσταται καὶ χάριμα' ἀνθρώπωντι προμηθεύος αἰδώς.

b) Die zweite Art der Versuchung fällt mehr in das Gebiet der Trivoltät, Gott zu versuchen, ob er wohl helfen werde, wozin auch die Worte Schillers deuten:

Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

ἡθελος καὶ ἀλαστορίας ἔτατος, sagt Plato (Phaedr. 235. E.) von dem schlechten Kasse, und benennt damit den hier angezeigten Charakter einer Seele, die alle Ehen und alle Achtung vor den Göttern aus den Augen setzt; er ist ja der Allmächtige, „Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein fäßest.“ Es entspringt dieses Verlangen auch aus einem Übermuth, welchen die Griechen sehr wohl kannten und häufig als strafwürdig und gestraft nennen, wie in der Sage vom Tantalus, von dem es bei Pindar heißt: „Wenn irgend einen sterblichen Mann die Götter ehren, so war es Tantalus; ἀλλὰ γὰρ καταπίψαι μέγαν ὄλον ἰδιδάσθην, κόπον δ' ἔθεν ἄνθρωποις. Im Übermuth wußte er die Gaben der Götter nicht zu gebrauchen, und das erliden alle, welche aus ihren Grenzen heraustretend, Göttliches, Unnahbares mit menschlich begehrenden oder wollüstigen Augen schauten, es gar selbst begehren wollten, so wie alle, welche die Götter frech zu täuschen wagten, sie die allwissenden, allvermögenden. So finden wir τολμήν καὶ ἔργον καὶ ἀκαρτία bei Plato im Gorgias (525.) verbunden in der bekannten Stelle, wo es von den Richtern der Seelen heißt: „Kommen sie nun vor den Richter, und zwar die aus Asia vor den Rhadamanthus, so stellt Rhadamanthus sie vor sich hin, und beschaut eines Jeden Seele, ohne zu wissen, wessen sie ist, sondern oft, wenn er den großen König vor sich hat oder andere Könige oder Fürsten, findet er nichts gesundes an der Seele, sondern durchgepeitscht findet er sie und voller Schwielen von Weineid und Ungerechtigkeit

gerechtigkeit, und wie eben jedem seine Handlungsweise sich in der Seele ausgeprägt hat, und findet alles verrenkt von Lügen und Hochmuth und nichts grades daran, weil sie ohne Wahrheit aufgewachsen ist, sondern von aller Gewaltthätigkeit und Weichlichkeit, Übermuth und Unmäßigkeit im Handeln zeigt sich auch die Seele voll Mißverhältniß und Häßlichkeit.“ Das ist ein weites *ἔργον*, aber nicht aus einem so edlen Quell entspringend, wie das erste, in Beziehung auf welches die Götter selbst als menschenfeindlich erscheinen konnten, indem sie es am Prometheus strafen; bei diesem, der *τῶν τε καὶ ἔργα καὶ ἀρετὰς τῶν ποδίζων*, sind sie in ihrem vollen Rechte, zu strafen und den Übeltäter in seine Grenzen zu verweisen, während sie gegen den seiner selbst mächtigen Titanen nur den Weg der endlichen Versöhnung einschlagen konnten, der schon in dem Vergehen selbst gegeben ist; sie wird durch den befreienden Herakles vollbracht.

c) Die dritte Art der Versuchung besteht in einer förmlichen Abwendung von der Gottheit und einem Niederfallen vor dem Teufel; ihr folgt die Herrschaft über alle Reiche der Welt. Was für eine Bedeutung kann diese haben? Ist der Teufel Herr aller Reiche der Welt, der Fürst der Welt, und kann er sie weggeben? Denn sonst verspräche er etwas Unmögliches, da nach altem juristischem Sage niemand etwas übertragen kann, was er nicht selbst besitzt.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident;
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände,

sagen wir; sagte der Grieche anders? — Hören wir über die jüdische Vorstellung Strauß (a. a. O. S. 454 — 55): „Die dritte Versuchung, welche Jesus besteht, die zur Teufelsanbetung, scheint unter den Versuchungen des alten Volkes Gottes nicht vorzukommen. Als eine der gefährlichsten Verführungen, welchen die Israeliten in der Wüste unterlegen waren, kommt aber die zur Abgötterei

vor . . . Diese Versuchung wird nicht nur dem Teufel als unmittelbarem Urheber zugeschrieben, sondern es war in der spätern jüdischen Vorstellung Abgötterei geradezu Teufelsanbetung geworden. Wie sollte nun der Messias zur Anbetung des Teufels versucht werden? Hier reichten sich die Vorstellungen vom Messias als demjenigen, welcher als Herr des jüdischen Volkes zugleich zum Herrn der übrigen bestimmt war, und vom Satan, als dem durch den Messias zu besiegenden Beherrscher der Heidenwelt, die Hände. Die Welt Herrschaft, welche der Messias nach der christianisirten Vorstellung der Zeit durch lange, zum Theil leidenvolle Mühe, zu erringen hatte, bot ihm der Satan leichten Kaufes an, wenn er ihm den Zoll der Anbetung bringen wollte.“

In diesen Worten sehen wir die dritte Versuchung dargestellt, die für das unbefangene Gemüth die am wenigsten verführerische sein möchte, während die beiden andern sich an des Menschen reinstes Selbstgefühl oder an seine übermüthige Sättigung wandten. Diese trifft eine allerdings lockende Leidenschaft, welche indeß schon einem mehr verhärteten Sinn angehört, die Herrschsucht, die, obgleich in einer übermüthigen Kraft begründet, doch den steinigsten Boden der Tyrannei voraussetzt, und in der Stufenleiter des Bösen so fruchtlich die höchste Stufe bildet; gerade wie Plato die Seele des Tyrannen am tiefsten stellt auf der Stufenleiter des seligen Bewußtseins, denn er nennt ihn einen ἀρχὴν ἄρχιος καὶ ἀπαίδευτος, und sagt ἀνδύστατα ὁ τύραννος ζῶσεται, ὁ δὲ βασιλεὺς ἵδιστα, (Pol. IX. 587. B.). Immer steht der βασιλεὺς ἄνομος als die personifizierte, oder in allen Theilen ausgeführte εὐνομία, als das reinstste Bild menschlicher Tugend dem Hellenen vor Augen. Sein Gegenbild ist das gesetzlose Treiben eines Tyrannen, der sich selbst am meisten zum Schaden lebt, ohne daß er es weiß und will; aber es kann der Herrschsucht genügen, daß ihr Wille gilt, gleich dem eines Gottes im Himmel, und daß sie unbekümmert um irgend wen nur sich Geltung ver-

schaffen mag. Dabei aber sagt das Böse oder der Teufel: „Galle nieder und bete mich an.“ Warum sieht nicht den andern Verlockungen eine ähnliche Forderung gegenüber? Weil der Mensch, oder der Geist, bei den andern Vergehen immer noch isolirt erscheint, und noch eine Anerkennung oder doch Verzeihung von der Gottheit hoffen darf. Wenn auch der Dichter dem Tantalus einen ἀπάλαμον βίον ἐμπειδόμοχθον zuschreibt, so ist sein ganzes Vergehen doch nur (nach Pind. a. a. O.):

ἄθανάτων ὅτι κλέψας
ἀλλέσσει συμπόταις
τέταρ' ἀμύροισιν τε
δῶκεν, ὅσσιν ἄφρονον
ᾤουσιν.

Wie anders fehlt aber die Herrschsucht! Sie setzt sich als Gott der Gottheit entgegen, reißt die Welt von ihr los und hat so die höchste Verlockung, aber auch die höchste Sünde in sich; sie tritt aus der εὐνομία gänzlich heraus in die ἀνομία des Bösen, das sie fortan als Gott annehmen muß; aber sie kann unter dieser Bedingung ihren Willen ausführen, während der ἔννομος nur nach den Gesetzen des Zeus leben darf: denn, sagt Platon im Phädrus, wer am meisten von dem wahrhaft Seienden geschaut hat, wird auch zuerst zur Gottheit zurückkehren, der am tiefsten gefallenem Seele ist aber als neunte Stufe ein tyrannisches Leben zu führen verhängt.

Suchen wir nun nach den griechischen Analogien jenes Vorganges mit dem Teufel, so begegnet uns freilich im Leben der Titanen und Giganten nichts der Art; kein gänzlicheres Losreißen von der gesetzlichen Herrschaft eines allwaltenden Gottes, sondern ein allgemeiner Kampf ist es, noch mehr ein Ringen der vielfachen Götterkräfte, ehe sie sich dem Einen unterwerfen, und es liegt die Verlockung dazu nicht in dem Heraustrreten aus einem wohlgeordneten Zustande, sondern in dem nicht eingehen wollen in einen

geordneten: jede Einzelkraft will selbständig wirken, aber es stellt sich nicht Eins gegen ein anderes Eins; es sind die Vielen gegen die Vielen gerichtet bis zu Zeus Alleinherrschaft. Auch im Fortgange der eigentlich hellenischen Geschichtsentwicklung oder ihres Mythos findet sich nicht ein solches gänzlichcs Losreißen von Zeus, und wir treffen es erst auf dem Standpuncte d. r. Freigeisterei, wenn wir so sagen mögen, oder des dem jüdischen Standpuncte entsprechenden Abfalls zu dem Dienste anderer Götter, wofür die Philosophen auf den Tod angeklagt und auch zum Theil verurtheilt wurden; Epikurs *τιχην* aber ist ein Preisgeben der Welt an den Zufall, ohne bestimmtes, der Gottheit als Einheit entgegenwirkendes Princip, und sie bedingt, consequent durchgeführt, eine gänzliche Auflösung des Weltgesetzes, wie wir dies in seinem Empirismus sehen. Personificirt aber erscheint jenes, sich von der Gottheit gänzlich lösende Element in dem den Hellenen so durchaus verhassten und nur den Barbaren zugetheilten Tyrannos; über sich selbst gestehen sie dem Herrscher nur die Würde eines *ἀρχων* zu, wie dies in merkwürdigen Beispielen, unter andern in pontischen Inschriften vorkommt (s. Boeckh. Corp. Insc. II. p. 84 ff.), wo dem Beherrscher einer Stadt und eines auch von Barbaren bewohnten Gebietes im Verhältniß zu den Griechen immer nur die Würde eines *ἀρχων* zugeschrieben wird, welche unmittelbar die Gesetzlichkeit bedingt, und den Willen des Volkes anerkennt und ehrt; *βασίλειον βασίλειον* merito ad solos refertur barbaros (p. 106.).

Wir werden später sehen, welchen Gottheiten die eigentliche Verlockung zum Bösen zugeschrieben wird, und es wird sich ergeben, welchen Antheil daran die Griechen den Göttern selbst liehen, da wir von *Διὸς βασιλεύοντα βλεμύνα* lesen, und Jl. O. 724:

Ὡλ' ἢ δὴ οὐ τότ' ἐπὶ βλάπτει φέροντα τιτύοντα Ζηνὶ
ἱμετέρας, τῶν αὐτῶν ἐπ' ὀργάνῳ καὶ ἄνωγον.

Viele Wesen indeß, die im Gefolge des Bösen erscheinen, treten nicht als ursprünglich verführende auf, wie hauptsächlich die Schlange

oft nur als Schreckbild sich zeigt, und nicht absolutes Symbol des Bösen geworden ist und seiner listigen Verlockung, wie im jüdischen Mythos. Um aber gleich hier einen Ruhepunkt der Untersuchung zu gewinnen, sei es uns erlaubt an eine platonische Stelle zu erinnern (Phaedr. 238.), welche die ganze Lehre in wenigen Worten treffend zusammenfaßt: „Wenn nun die Gesinnung uns zum Besseren durch Vernunft führt und regiert, so heißt diese Regierung Besonnenheit; wenn aber die Begierde vernunftlos hinzieht zur Lust und in uns herrscht, wird diese Herrschaft Frevel genannt.“ Besonders verdienen die kurz vorübergehenden Ausdrücke volle Beachtung, welche wir deshalb im Original hersetzen: „διὲς αὖ νοῦμαι ὅτι ἡμῶν ἐν ἑκάστῳ δύο τινέ εἶσιν ἰδέα ἄρχοντε καὶ ἄγοντε, οἷν ἐκόμεθα ἢ αὖ ἄγρον, ἢ μὲν ἔμφοτος οἴσιν ἐπιθυμία ἡδονῶν, ἄλλη δὲ ἐπικτητος δόξα, ἐφικμένη τοῦ ἀγίου. τοῦτω δὲ ἐν ἡμῶν τοῖς μὲν ὁμοιωμένοι, ἔστι δὲ ὅτε στασιάζουσιν.“ Damit hätten wir die menschliche Natur, die ἔμφοτος ἐπιθυμία ἡδονῶν, die Lust dieser Welt, schon als das Böse gesetzt, und sehen in ihrem Kampf gegen die ἐπικτητος δόξα auch das Princip der Verlockung zum Bösen. Seine Heilung ist die Erkenntniß, welche eben nur das göttliche Gesetz will, und dem natürlichen Willen unterwirft, und welche gegen den Teufel ausruft: γέγραπται γάρ κίριον, τὸν θεόν σου, προκυντῆσαι, καὶ αὐτῷ μόνῳ λατρεύσεις. Entgegenstehende Ansichten aber glauben wir vorläufig am besten durch Hegels treffende Worte (Phil. d. Rechts 155. Not.) zurückweisen zu können, welcher sagt: „Aristoteles hatte eine tiefere Einsicht in den Zusammenhang des Erkennens und Wollens, als in einer solchen Philosophie gäng und gäbe geworden ist, welche lehrt, daß das Nichterkennen, das Gemüth und die Begeisterung die wahren Principien des sittlichen Handelns seien.“

Fünftes Kapitel.

Die Titanomachie. Die Gigantomachie.

Das Widerstrebende zu überwinden, sich in ihm zu setzen als das Bestimmende, Herrschende, Formgebende, sich in ihm hervorzu- bringen, zu reproduciren, ist die große Aufgabe des Geistes im Gegensatz der Materie. Die Hellenen haben dies mit wahrhaftem Künstlergeist gefaßt und dargestellt als die Gigantomachie, den Kampf und den Sturz der widerstrebenden Naturmächte gegen das Eingehen der allgemeinen, göttlichen Ordnung in sie. Schwierig schon ist solcher Kampf, wenn er im Einzelnen unternommen wird, ein göttlicher aber ist er, wenn man überhaupt Gott oder den Geist, der Welt gegenüberstellt; schon allein jenen Kampf zu begreifen, möchte nur dem Begeisterten und non sine Diis möglich sein: soll er erfaßt und dargestellt werden im Gedanken oder in titanischen Gestalten, so setzt dies einen Zustand der Erhebung des Geistes voraus, der eben nur den erhabensten Naturen eigen sein kann. Diese werden anschauen, schaffen; aber sich ihnen anzuschließen, ihnen nur zu folgen, wird auch nur durch einen Flug der *Imagination* erreicht werden, von dem ruhige Zeiten langen lässenden Friedens keine Ahnung haben, in denen alles erschläft und dem gemeinen Treiben des Tages erliegt. Auch die aus diesem wahrhaft weltgeschichtlichen Streite hervorgehende Gottesvorstellung wird eine mehr titanenhafte sein, d. h. die eines feindseligen Geistes, der die Materie und den Menscheng Geist seiner Willkür berauben, oder ihm die Mittel entziehen oder nicht vergönnen will, die eine Stärkung des Gegentheils, der feindselig gegenüberstehenden Partei, zur Folge haben würden. Aber menschenfreundliche Mächte, auch Götter, erheben sich, jenen Zwiespalt zu versöhnen und

den Menschen die Gaben der Ewigen zu bringen, obgleich verflochten, nach der ganzen Art dieses Widerspruchs und Götterkrieges, sie dadurch in ihrem harten Loos zu erleichtern, und eine endliche Einigung zu verkünden durch den Sturz der feindlichen Götter und die Nachfolge eines liebenden, des versöhnten Geistes. So erscheint Prometheus und seine φιλιππονομία, gegenüber dem hartenherzigen unbeweglichen Zeus, der allein frei sein will unter Göttern und Menschen:

ἀλείψτρος γὰρ οὗτος ἐστὶ πλὴν Διός. (Aesch. Prom.)

Wir wollen nun den Gang dieses gewaltigen Kampfes bis zu seiner, auf die angegebene Weise, vorgeedeuteten Versöhnung durch Herakles in der Kürze angeben, denn wir gewinnen dadurch unmittelbar den Übergang zur Darstellung des Menschengeistes in seinem Verhältnisse zur Gottheit. Zugleich werden wir erkennen, wie diese Epoche zugleich den Übergang bildet von der Herrschaft blinder Tyrannei, die nichts Freies sich gegenüber duldet, zu der Herrschaft, wenn wir so sagen dürfen, eines *δεός ἐν νόμῳ*, dessen höchste Tugend die Gerechtigkeit ist, und unter dessen Regiment sich, wenn auch nur erst im Gedanken des erhabensten Philosophen, die Idee eines Staates bilden konnte, in dem die Tugend zur Wirklichkeit wurde. Doch bis dahin welsch eine Reihe von Kriegen, von entgegengesetzten Bestrebungen und Widerwärtigkeiten aller und jeder Art.

Unter allen geschichtlichen Epochen sind die der Constituirung eines Volkes, die Bändigung der aufrührerischen Einzelwillen unter die Übermacht des anerkannten Gesetzes, die wichtigsten; denn alle in ihm schlummernden Mächte treten nach ihrer besonderen Kraft dann an das Licht, und ein Volk übersteht in ihnen die furchtbarste Krisis, ja eine Krankheit, wenn anders wir des Heraklitis Erklärung annehmen (*ὅσα ἐν ἡμῖν ἐκλύουσι καὶ ἄσασιν, νόσημα*), welche nur die begünstigten Nationen zu ihrem Heil überwinden und den Grund einer glänzenden Zukunft legend, so daß die ein-

jetzen Kräfte durch das Gesetz in eine glückliche Harmonie gebracht werden: im andern Fall entsteht ein fortwährend fieberhaft zudender Zustand, durch Uebermaß des Warmen, oder eine Lähmung, durch das Gegentheil, oder gar eine Erstickung durch anhemloses ungemessenes Hinstützen, wie es manche Demokratie erfährt und manche Tyrannis, (ὑπερβολὴ δημοῦ, πικρὸς ὑπερβολὴ ψυχροῦ, παρὰ λυτὸς ὑπερβολὴ πλείματος, πῆγος). Betrifft aber vollends ein solcher eben nur als politisch angedeuteter Kampf den ganzen Geist eines Volkes, den Zustand der über ihm waltenden Göttermächte, so ist er von der höchsten Bedeutung für die Nation, welche sich hierin nicht allein landschaftliche Gesetze gibt, die vielleicht der morgende Tag wieder ändern kann dem Ganzen unbeschadet, sondern die ihre ganze Zukunft sich setzt in ihren Göttern, in den sie beherrschenden Geistern, und dies vollbringt, indem sie deren Gesetze als ewige Sagenungen aufstellt, welche keine Menschenhand ungestraft antasten dürfe. Dann darf man mit Recht sagen:

οὐ γὰρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τὰδε,
οὐδ' ἢ ξύντοκος τῶν κάτω θεῶν Δίας,
οἱ τοὺς ἐν ἀνθρώποισιν ὤρισαν νόμους.
οὐδὲ στένειν τοσούτων φόβῳ τὰ σά
κηρύγματα, οὐτ' ἄγρακτα κάτακαλῇ θεῶν
νόμῳ δύνασθαι θεῶν ὅς' ὑπερδραμῶν.

Die Höhe und Göttlichkeit der Bestimmungen dieser sichern und ungeschriebenen Gesetze, welche dem Sterblichen unerreicher befestigt sind an dem Throne des Zeus, ist der Quell der süßlichen Größe eines Volkes und steht mit ihr in unaufheblicher Wechselwirkung, und wehe der Nation, welche sich nie zu der Anschauung des Göttlichen selbständig erhoht, daß sie in allen Zweifelsfällen aussprechen konnte, sie müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; denn ihre sitzliche Haltung ist so im Keime erstickt. Voll der tiefsten Erhebung können wir deshalb auf jenen hellenischen Götterkampf blicken, denn er stellte den Begriff der Gottheit reiner

dar, als es hieher unter irgend einem Volke geschehen war, und begründete eben in den Gemüthern seiner Helden und Weisen jenen hohen sittlichen Ernst, durch welchen sie der Welt und vor allen den Jünglingen stets Vorbilder und Gegenstand der begeisterten Anregung geworden sind. Will aber hierbei jemand an den Iehorab erinnern, so konnte sein Gedanke wohl Propheten hervor- rufen, aber er vermochte nicht einen wohlorganisirten Staat zu erzeugen und machte sein Volk nicht zu freien Staatsbürgern, sondern knechtete sie unter das Geßel, welches eben gebrochen wer- den mußte, da es den Menschen nicht ehrte und anerkannte, wie dies durch die sittliche Größe Griechenlands geschah. Man ver- gleiche nur etwa „das Recht des Königs,“ wie es Samuel dem Volk verkündigte (1. Sam. 8.), mit einem Buche, wie Platos Staat, und frage sich, wer sprach mehr im Geiste des wahren Gottes, der Mann, der da ausruft: (B. 11.) „Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertragen. . . B. 16. Und eure Knechte und Mägde, und eure feinsten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen und seine Ge- schäfte damit ausrichten. B. 17. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und Ihr müßt seine Knechte sein. B. 18. Wenn ihr dann schreien werdet über euren König, den ihr euch erwählt habt, so wird euch der Herr zu derselbigen Zeit nicht erhören.“ — oder der Weise, welcher das gewaltige Wort aussprach, das der Wahlspruch aller großen und guten Herrscher geworden ist: „Sänftiglich werden sie also (ihre Stammgenossen) zur Be- sinnung zu bringen suchen, nicht mit Knechtschaft strafen noch mit Verwüstung, da sie ja nur Züchtiger sein wollen, nicht Feinde,“ und weiter: „Es soll also gesagt werden, und sollte es mich auch mit Schmach und Belächter ordentlich wie eine auf- sprudelnde Quelle überschütten . . . Wenn nicht entweder die Phi- losophen Könige werden in den Staaten, oder die jetzt sogenannten Könige und Gewalthaber wahrhaft und gründlich philosophiren,

und also dieses beides zusammenfällt, die Staatsgewalt und die Philosophie, die vielerlei Naturen aber, die jetzt zu jedem von beiden einzeln hingenommen, durch eine Nothwendigkeit aufgeschlossen werden, ehe gibt es keine Erholung von dem Übel für die Staaten und ich denke auch nicht für das menschliche Geschlecht. . . . Aber dies ist es eben, was mir schon lange Bedenken macht, was mit es gegen aller Menschen Meinung angeht.“ Freilich aber ist seitdem oft geschehen, was dem Sokrates auf solche Rede vorhergesagt wird, daß gar viele und gar nicht schlechte ordentlich die Kleider abwerfend und nackt, was jedem für eine Waffe in den Weg kommt ergreifend, aus allen Kräften gegen dieses Wort anlaufen, so daß man fürchten dürfte, der Weise, welcher es gesprochen, werde zerrissen werden, weil es sehr gegen vieler Meinung anspricht, daß die Menschen nicht mehr sollen geknechtet, sondern zum freien Bewußtsein ihrer selbst gebracht werden, um als Freie dem befreienden Gott entgegenzutreten.“)

Solch ein Ziel haben die Hellenen erstrebt, und wenn wir es sogleich hier angedeutet haben, so geschah es um nach den Früchten den Keim erkennen zu lassen, der diese schöne Saat freier hellenischer Männer umschloß, und der seine ersten Wirkungen offenbarte in dem Sturz der alten wilken Götter, damit Zeus gesetzmäßige Herrschaft Raum gewönne, während der andern gekündigter Uebermuth in den Tartarus hinunter gestossen wurde.

*) Sollte jemanden Plato schon ein zu später Autor dünken, der horet, wie schon Solon einen wohlgeordneten Zustand, die Eunomie, preist:
 ἡννομία δ' οὐνομία καὶ ἀγρία πάντα ἀποκαίνει,
 καὶ πάντα τοῖς ἀλλοῖς ἀμυρτίζει νόμος,
 ῥησάβια λαμβάνει, καὶ αἰς νόμον ἵσκει ἀναυγος,
 αὐαίνει δ' ἀγρία ἄνθρωπα φύματα,
 ἐλθόντι δὲ δίκας σκολιδὸς ἑταίρων τ' ἕργα
 ῥεῖσιν, καὶ αἰς δ' ἕργα διχοστασίης,
 καὶ αἰς δ' ἀρχαίης ἱερῆος χάριον, ἐστὶ δ' οὐδ' αὐτῆς
 πάντα κατ' ἀνθρώπους ἀγρία καὶ κενυτά.
 am Sammel gegenüber nur des attischen Befehlgebers zu gedenken.

Welches aber ist der neuen, welches der alten Götter Princip? Welch ein Zeitalter führten die neuen heraus im Kreise der Horen, und dürfen wir es als ein vorzüglicheres preisen gegen die Unschuld und kindliche Einfachheit des goldenen Alters,

. . . . quae vindice nullo

Sponte sua, sine lege fidem rectumque colebat?

Es schön dies lauret, fragt man sich dennoch, hat es jemals existirt, oder sind es auch nur die Träume und lockenden Bilder des nach ursprünglicher Einheit verlangenden Herzens? Eine Schwierigkeit scheint hauptsächlich dabei obzuwalten. Die alten Götter herrschten, sagt man, durch Gewaltthat; das Streben der neuen Herrscher geht auf Eunomie, und doch sollten in jener Zeit die Menschen alles sine lege gethan und eines paradiesischen Glückes genossen haben;

Mollia securae peragebant otia gentes.

Die Menschen waren beglückt in seliger Einfachheit, bei den Göttern aber waltete Trevel, und doch waren die Zeitalter der alten Götter die glücklicheren, die gepriesenen? Was der Schwärzung der Gedanken erreicht, dürfen wir nicht immer als historisch begründet annehmen; fest steht nur, daß wo die Geschichte dem Menschen trifft, wo die Sage einigermaßen Begründetes von ihm überliefert, wir ihn stets schon unter dem Fluche des Paradieses treffen: „Versucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Erbelang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“ Geschehen wir nun auch gern zu, daß der Zustand der früheren Menschengeschlechter ein mehr ekstatischer gewesen ist, so sprechen wir eben damit ihnen Tiefe der Erkenntniß und Einsicht ab, welche nur Töchter der Besonnenheit, der *σωφροσύνη*, zu sein scheinen; die Ekstasis erzeugt große Anschauungen, die Betrachtung große Gedanken. Danach werden sich die geistigen Tüchtigkeiten der Geschlechter immer sondern: die

Jugendalter der Völker werden uns, bei noch ungemischt und gar oft unharmonisch neben einander herziehenden und sich wechselseitig aufhebenden Kräften, mehr jenes zeigen, werden mit einem Worte die poetischen sein, und so nach einer phantasiereichen Einheit streben; die reiferen Epochen werden alle Kräfte der eigenen Natur und der schaffenden Welt um uns harmonisch im Gedanken darstellen, werden die philosophischen fein und die auflösenden für das nicht mehr genügende Bild der Phantasie durch den Geist der Sophistik und den der Komik. Wie wir nun im Mittelalter tiefstes, innigstes Gefühl und eine Andacht und Religiosität treffen, von welcher wir jetzt kaum noch eine Ahnung haben, und einen Unternehmungsgest, der rastlos nach der Entdeckung neuer wunderbarer Welten rang in ewiger Unruhe, neben einer Grausamkeit, welche uns damit eben so unvereinbar erscheint, so sehen wir die kindlichen Phantasien eines goldenen Alters neben den Grausamkeiten und furchtbaren Kämpfen eines Götterkrieges und einer Titanomachie herziehen, welche uns unter den riesigsten Formen und Bildern dargestellt wird. In dieser Geschiedenheit der geistigen und materiellen Kräfte entwickelte sich auch Griechenland: den Feind in der männermordenden Feldschlacht erschlagen, ihn grausam, mit unerbittlichem Rachegefühl um die Mauern schleifen und doch den Bitten des jammernden Vaters um den Leichnam des geliebten Sohnes endlich nachgeben, das finden wir noch im Trojanerkriege, treffen auf wilde Woddlust neben den Zügen der reinsten Menschlichkeit. Genug wir haben es auf jede Weise mit einem durch alle Leidenschaften erregten und ihrem Zuge unmittelbar nachgebenden Volke zu thun, das dem Winke der warnenden, weisen Rath spendenden Göttin noch kaum ein geneigtes Ohr leiht, bis diese endlich sich zur Herrin der Gedanken eines späteren Geschlechtes machte, und als Schützerin des glänzenden Apfels alle Kräfte des herrlichen Landes künstlerisch in Einklang gebracht sah.

Wir können es nun hier nicht beabsichtigen, alle Wechsel-

fälle des Titanenkampfes und der Gigantomachie, die von der Sage vielfach verschlungen sind und durch Textverderbniß bei Hesiodus öfter kaum recht klare Darstellung gestatten, zu beschreiben: nur den allgemeinen Gedanken beider wollten wir herausstellen, daß es sich nämlich um allgemeine Gefeßlichkeit und deren Begründung in dem zum Bewußtsein erwachenden griechischen Volke handelte und daß es der Herrschaft des Zeus vorbehalten war, dieselbe herbeizuführen, die unentwikkelt und roh neben einander wirkenden, aber die schönste Zukunft verheißenden Kräfte und Anlagen sich gegenseitig durchgängig zu machen; und das hat unter seiner Obmacht Hellas vollendet. Doch sehen wir in seinen Helden bis auf den macedonischen Alexander häufig noch ein solches Nebeneinandersichenthun unharmonischer Kräfte, wie es uns im Beginn hellenischer Geschichte erscheint; wir sehen in den Athenern, neben den herrlichsten Bildungen gotterzeugter Kunst, oft eine erschreckende Grausamkeit, eine leidenschaftlichkeit, wie sie nur dem heroischen oder gigantischen Alter hätte zukommen dürfen, und wie erhaben uns das Bild von Hellas herüberleuchte aus der Nacht der Vergangenheit, nie mögen wir doch vergessen, daß wir es mit Menschen zu thun haben und mit einer nicht überall gleichmäßig ausgetheilten Masse, die als solche den Worten des Doid vom Chaos allerdings entspricht.

Eine Stelle Platons (Συμμ. p. 178. B.) wird uns nochmals den Grundgedanken hellenischer Theogenie veranschaulichen: γυνή, Ἐρωτας οὗτ' εἶναι οὔτε λέγειναι ἢ οὐδὲν οὔτε ἰδυῖναι οὔτε ποιῆσαι, ἀλλ' ἠΐτιδος πρῶτον μὲν χάος ἦεν γενέσθαι, αὐτὰρ ἔπειτα ἦτο' εὐρυτέρηρος, πάντων ἴδος ἀσφαλὲς αἰεὶ, ἦ δ' Ἐρος.

Mit diesen Mächten haben wir es fortan zu thun: mit der widerstrebenden, unbändigen Materie und dem Princip der Liebe; wie weit aber die Anschauung schon mußte vorgeschritten sein, um Podes zu setzen, ergab sich auf den ersten Blick. Undek können

wir die ganze Theogonie nicht hierhersetzen, und führen nur für die Charakteristik der Giganten noch eine Stelle an, um sie in dieselbe Reihe derer zu stellen, welche durch Übermuth, durch ἀσασαλίη fehlten; wir thun es nach Gruppe, die Theogonie des Hesiod, p. 198: „Mir scheint nun, daß der alte Hesiod überhaupt die Benennung der Titanen für die Uraniden nicht gekannt habe. Oben bei der Zeugung der Uraniden kommt sie nicht vor, und in hohem Grade darf es die Aufmerksamkeit erregen, daß diese Benennung später bei den Giganten interpolirt ist, welche aus den Blutstropfen der μήδρα entstehen,

τοὺς δὲ πατὴρ Τιτῆρας ἐπέβαλ' ὡς καλέουσιν,
 παῖδας νεκρῶν μέγας Οὐρανός, οἷς τέκεν αὐτός.
 φάσκε δὲ περαινόντας ἀσασαλίη μέγχα ῥέξαι
 ἔργον, τοῖο δ' ἔπειτα τίσις μετόπισθεν ἔνευσαι.

Daß diese Stelle interpolirt sei, scheint mir keines Beweises zu bedürfen, eben so wenig, daß sie sich auf diese Giganten bezieht, von welchen sie nur durch ein anderes Einschicksel von der Geburt der Venus getrennt werden.“

Nochmals ist indeß hier daran zu erinnern, daß die Kämpfe des Zeus, ehe er zur Herrschaft gelangte, gegen Götter geführt wurden, und daß noch spätere Schriftsteller, wie Apollonius, sich für die Titanen des Ausdrucks θεῶν bedienen (Sept. v. Th. 510.):

ἐπαιόντων δὲ πολεμίους ἐπ' ἀσπίδων
 θεούς· ὁ μὲν γὰρ παλαιὸν Τυτῶν' ἔχει,
 "Τροχίφω δὲ Ζεὺς πατὴρ ἐπ' ἀσπίδος
 σταδαῖος ἦσται, διὰ χειρὸς βέλους φλεγών.

Denn wir haben es im Titanenkampfe durchaus mit einer göttlichen Macht zu thun, in so fern die Materie einem Gotte widerstreben kann; und dem Gott widerstreben kann nur ein Gott, oder das aus ihm Geberne und frei von ihm sich gegenüber Gestellte. Die Titanen müssen am Ende weichen,

κοῦπω εἰς εἶδε Ζηνὶά που νεώμενον,

aber sie sind als Unsterbliche nur unschädlich gemacht, in den Tartarus hinabgestürzt, und dienen noch immer als Wahrzeichen der Widersacher der Götter, deren Schutz in ihrem Zeichen liegt;

πρὸς τῶν κατὰ τὸν οὐρανὸν ὁ ἐστὶν, οἱ δ' ἡστυμένων.

Finden wir aber so beide Gewalten als entgegengesetzte und verschiedene aufgefaßt, so währte es lange bis das Bewußtsein sich zu der Höhe erhob, zwei Gegensätze als in Eins nothwendig zusammengehörend zu begreifen und mit Plato auszusprechen, daß Leib und Seele in der Gottheit τὸν αἰὲ χρόνον συμπερικέχθαι seien, (Phaedr. 246. D.). Andeutungen zu solch einer Zweieit waren freilich schon früh in der doppelten Natur mancher Götter gegeben, wie die Schutzstehenden bei Aeschylus Ζῆνα τῶν κεκρυφότων nehmen, zu dem sie kommen würden, wenn die obern Götter sie nicht erbören wollten (μὴ τυχούσαι θεῶν Ὀλυμπίων, 'Ix. 158.); doch mußte auch hier der Gedanke erst einen langen Weg gehen und einen der allerschwierigsten, bis er die Titanen nicht mehr als feindliche Götter aus anderem Stamme (πολεμίους θεῶν) ansah, sondern als die demselben Keime entsprossenen Gegensätze sie endlich im Geiste wieder versöhnte, durch das Bewußtsein und dessen Versöhnung mit Gott die Materie ihm auch wieder zuführte. Wir werden indeß erst im folgenden Kapitel angehen können, wie sich die gestürzten Götter, als die Bösen, denn so erscheint zunächst immer eine gestürzte Macht, gegen die herrschenden verhalten, wenn wir zuvor angegeben, wie das βλάπτεν sich nicht blos auf die Anregungen der Hybris bezieht, sondern von den Göttern selbst ausgehen kann, welche den Sinn der Menschen verwirren, um sie zu verderben. In ähnlichem Verhältniß aber, wie die Titanen gegen die olympischen Götter, standen und stehen noch zum Theil gegen den Gott der Christenheit die gestürzten heidnischen Mächte, welche nun als überwundene ein ein- sames mächtiges Leben fortsetzen und noch vielfach den Menschen Schaden und Verderben bereiten; ihren Dienst begehren ihre An-

hänger, oder diejenigen, welche sie fürchten, um die späte Rittersnacht in verlassenen Gegenden. Auch die hellenischen Göttheiten sollten so einmal von ihren erhabenen Herrscherthronen herabsinken und gegen den allgemeinen Begriff Gottes als böse Particularitäten erscheinen, bis sie, da sie allerdings wahre Geistesmächte vorstellten, im Umschwunge der Zeiten, versöhnt ihren Gräbern emporstiegen und nur einem höhern Gesetz sich unterworfen haben. Denn auch die titanischen, noch immer nicht ganz gebändigten Urkräfte der Natur wirken ja zerstörend fort, und die Hybris des Euphon muß noch immer wieder von Zeus Bligstrahl niedergeschmettert werden,

εἰ Ζεὺς γὰρ Εὐφῶν κατὰ βῆτατος ἔκτανεν.

Hierauf mit einigen Worten aufmerksam zu machen, hielten wir in so fern für nöthig, um zu zeigen, daß wir uns in den griechischen Darstellungen noch jeden Tag mit der Darstellung unseres eigenen geistigen und physischen Lebens beschäftigen; denn Griechenland hat einmal für alle Zeiten den wissenschaftlichen und wahrhaft praktischen Grund für alle Bestrebungen gelegt, und hat allem rein Menschlichen einen so treffenden und wahren Ausdruck gegeben, daß ja das Christenthum sich am meisten auch durch hellenischen Geist aufbaut hat.

Sechstes Kapitel.

Zeus und der Begriff des hellenischen Götterthums.

Indem wir nun so den Sturz des Alten und die Begründung einer neuen Herrschaft gesehen, so möchten wir auch den Genuß haben, sie in Bewegung zu sehen und Zeugen dessen zu sein, wie die neuen Götter ihre Herrschaft führen, wie sie ihre Kämpfe bestreiten, und welchen Geist sie den ihnen Angehörigen einflößen, da wir nur so ihre ganze Kraft und das Wesen des neuen Götterthums

zu

zu erkennen vermögen. *) Dabei möchte es sich für unsern Zweck weniger um eine vollständige Darstellung des ganzen griechischen Götterwesens handeln, sondern vielmehr nur darum, den Zeus als den ταμία ἀγαθῶν τε καὶ κακῶν τε kennen zu lernen, als den, welcher die χεῖρεια τύλαντα des Geschicks in Händen hält und der als eben jener ταμία aus zweien Gefäßen Gutes und Böses hervornimmt, nach *Il.* ω. 527:

δοιοὶ γάρ τε πίνοι κατακείμεται ἐν Διὶ οὔδει

δοῦκον, οἷα δίδωμι, κακῶν, ἕτερος δέ, ἰάσιν.

So ist er es, welcher die Loose der menschlichen Schicksale vertheilt διδοῖσι βροτοῦσιν; von den Göttern aber heißt es: αὐτοὶ δέ τ' ἀκηδέες εἰσίν, und, lauten die folgenden Verse:

Wem er aber des Weh's antheilt, den verflucht er in Schande,
Und vergnagende Noth auf der heiligen Erde verfolgt ihn,
Daß, nicht Göttern geehrt, noch Sterblichen, lang' er umherirrt.

Das sind die harten Aussprüche eines eisernen Schicksals, dem der Mensch blind anheimgegeben ist, und gegen welches sein freier Wille, seine That, durchaus nicht in Anschlag kommt, grade so, wie es noch in demselben Glauben in einem Briefe des Paulus heißt: „es gibt Gefäße des Zorns, zugerichtet zur Verdammniß.“ **) Freilich sagt eine andere Stelle, in der *Od.* A. 32—34:

*) *Plato Tim.* 19. B. προσέειπε δὲ δὴ τί μοι τοῦδε τὸ πάθος, οἷον εἴ τις ἴδῃ κατὰ σου βιασάμενος, ἢτε ἐπὶ γῆρας ἐγχεσμένον ἢτε καὶ ἄνθρωπον ἀνδρῶνός, ἥσυχον δὲ ἀγροῦτα, εἰς ἐκδουλίαν ἀφίσκοιτο βιάσασθαι κινούμενός τε αὐτὸν καὶ τε τῶν τοῦ σώματος δοκούντων κρῆς ἦεν κατὰ τὴν ἀνάγκην ἀφελόντα.

**) Die ganze Stelle lautet, *Röm.* IX. 18 ff.: Ἄρα οὐκ ὦν βέβαι, ἰδοὺ, ὃν δὲ βέβαι, σκληρόν. ἔργα οὐκ μοι εἴ τι μέλειται; τῷ γὰρ βουλήματι αὐτοῦ τίς ἀντέστηκε; μενούργη, ἃ ἄνθρωποι, σὺ τίς εἰ, ὁ αὐταποκρινόμενος τῷ βίῳ; μὴ ἐρεῖ τὸ κλάσμα τῷ κλάσαντι; εἰ με ἐποίησας οὕτως; ἢ οὐκ ἔχει ἐξουσίαν ὁ πειραμὴς τοῦ πηλοῦ, ὃς τοῦ αὐτοῦ φυλάματος ποιῶσι, ὃ μὲν εἰς τιμὴν σκεῦος, ὃ δὲ εἰς ἀτιμίαν; εἰ δὲ βέβαιος ὁ πρὸς ἐκδίδωσθαι τὴν ὀργὴν, καὶ γνωρίζαι τὸ σκοπὸν αὐτοῦ, ἦνεγκεν ἐν πολλῇ μακροθυμίᾳ σκεῖν ὃν ὀργίζεσθαι. καταρτισμένα εἰς ἀπόλειαν, καὶ ἵνα γνωρίσῃ τὸν κλοῦνον τῇ

Ἄ πόποι οἷον δὴ νῦν Στοιὺς βροτοὶ αἰτιώσασθαι!
 ἐξ ἡμέων γὰρ φασὶ καὶ ἔμμεναι· οἱ δὲ καὶ αὐτοὶ
 σφῆσιν ἀτασθαλίῃσιν ἐπέμφορον ἄλγε' ἔχουσιν,

daß sie also durch Unverstand, gegen das Geschick, sich Elend schaffen, wobei das καὶ αὐτοὶ wohl zu berücksichtigen ist, und dem freien Willen oder die freie Wahl schon in dieser frühen Zeit anerkennt: die Menschen können auch ihrem Geschick entgegen sich Böses schaffen. Berücksichtigt man dieses „auch“ und das nachfolgende εἰδώς für den Agamemnon, welcher gefehlt hat, obgleich ihm der künftige Rächer seiner That angekündigt ward, so hat der Schol. zu Il. ω. 527. ganz recht zu behaupten: ἐν τῇ Ὀδυσσειᾳ Ζεὺς, ὡς σαφέως ἐπιστάμενος, λέγει τὴν ἀλήθειαν. Damit

δὲξας αὐτοῦ ἐπὶ στείλῃ δαίμων, ὃ προορῶμεν τὸς δόλῳ. — Diese Worte athmen den absolutesten Fatalismus und stärker und schlimmer als ihn Griechenland je gekannt, da dort dem Menschen doch zugeschrieben wird, er könne gegen Geschick (καίνομον) sein Loos ändern, hier aber dem στείλος δαίμονος Στοιῦ nicht einmal ein Laut der Klage gestattet sein soll, indem es zur blinden Masse herabgewürdigt wird, zu einem elenden Thon, der auch nicht einmal murren dürfe. Würde diese Stelle nicht durch andere Paulinische aufgewogen und dadurch in ihr richtiges Verhältniß gesetzt, so wäre sie die erniedrigendste, welche jemals über die Bestimmung des Menschen geschrieben ist, und man könnte mit vollem Rechte ausrufen (Il. ω. 524.): οὐ γὰρ τις κείνῳ εἶδεναι ἀντιποῖο γόοιο.

Ὡς γὰρ ἐπικλῶσσαντο Στοιὶ δαιμόνι βροτοῖσιν.

Ἰών ἀχνομένους.

Man kann nämlich hier mit der bloßen göttlichen Präsenz nicht mehr auskommen, da Gott selbst der κρηταιός ist und durch seinen Willen und seine That das Gefäß des göttlichen Zornes entsteht. Auf jeden Fall ist die oben angegebene griechische Bestimmung von Anfang an eine wahrhaftere, und man kann die Wortbedeutung der Paulinischen Stelle eben nur hienach erklären, wenn nicht vielleicht Schelling in dem Unprincip, auf welchem die Schöpfung ruht, in dem Willen und Zorne Gottes, mit welchem oder durch welchen sie nach ihm besteht, auch hiefür eine andere Deutung findet. Wissen, daß man ein στείλος δαίμων sei, und das zu Gottes Ehre, um kund zu thun seine Macht, und ausgerichtet zu sein zur Verdammniß, ist für Gott kein Gegenstand des Ruhmes, und für den Unglücklichen eine zu schwere Hellenstrafe. Wir werden aber auf den Vers 18. „er verlocket, welchen er will,“ noch später als auf eine griechische Vorstellung, freilich in etwas anderer Beziehung, zurückkommen.

gewinnen wir drei sich mit freier Wahl oder mit bestimmtem Gieck gegenüberstehende Mächte: die ewigen Bestimmungen des Schicksals, welche in der Sache selbst und ihren unausbleiblichen Folgen gegeben sind, den Zeus und die übrigen Göttermächte, welche die Loose den Sterblichen verhängen (Od. 2. 188.):

Ζεὺς δ' αὖτ' αὖ νῦν ἐλθὼν Ὀλύμπῳ ἀνθρώποισιν,
εἰσβολῆς ἰδέε κακοῖσιν, ὅπως ἐδέεσσιν, ἐκώπῳ,

was man etwa mit biblischem Ausdruck die Gnadenwahl nennen würde, und drittens den Menschen, welcher durch Unverstand dem guten Rath der Götter und den Bestimmungen des Schicksals zuwider handeln, gegen sie freveln kann. Diese drei Elemente des geistigen Lebens stehen sich so im Anfange ziemlich schroff gegenüber, und wir finden erst im Verlauf der Zeit einen Verein des Götterbegriffs mit dem des Schicksals in der vollkommenen Erkenntniß der Gerechtigkeit, und eben so eine versöhnende Mitte zwischen dem Menschen und der gesetzlich oder coneret bestimmten Gottheit. Nach der *αἰσχροδία* des titanischen Bewußtseins und seinem furchtbaren Trog mußte der Mensch sich durch bessere Einsicht, Erinnerung oder Verinnerlichung erweichen und erkennen, daß es sein eigenes Bestes wäre nicht *παρμόρον* zu handeln und gegen der Götter weisen Rath, so daß schon Tiresias beim Sophokles (Antigone 1023 ff.) es aussprechen konnte:

ταῦτ' οὐκ, τέλεισι φράσσον. ἀνθρώποισι γὰρ
τοῖς πᾶσι κοινόν ἐστι τοῦ ζήμαρτάσιν
ἐπὶν δ' ἁμάρτη, πῶτος οὐκ ἐστ' ἐστ' ἀνὴρ
ἄβουλος οὐτ' ἄτολμος, ὅστις ἐκ κακὸν
πεσὼν ἀκίτται, μηδ' ἀκίνητος πέλει.

Mit diesen wenigen Worten ist jenes ins Innere gehen schon hervorgehoben: daß der Fehlende nicht möge in verhärtetem Trog verharren, sondern dem Übel abhelfen, eine Einsicht, vor der die Titanen verschwinden müssen gegen die nur noch allein möglichen Helden, welche groß sind, Göttersebhne, eben durch den Kampf

für das Geseß, und mit den Himmlischen sich wieder vereinigen können als Halbgötter durch den reinigenden Opfertod, gleich Herakles.

Untersuchen wir aber zunächst genau, in wie fern die Götter Urheber des Bösen genannt werden dürfen.

Das Auge unseres Geistes schaut das göttliche Eine; mit den leiblichen Augen erfassen wir die zerrissene, zersprengte Vielheit, τὸ διαγερσόν, und verlangen nun nach dem Bande beider: wir sehen einen Übergang der Existenzen, sehen Eins ein Anderes werden, und wie es Pythagoras beim Ovid ausdrückt (Met. XV. 165), *Omnia mutantur: nihil interit.*

Aber nachdem man eine Existenz als in der andern begründet erkannt hat und sie durch natürliche Zeugung aus ihr hervorgehen sieht, forscht der Geist nach dem Ursprunge der Welt; die Frage nach dem Grunde der Dinge,

. . . unde nives, quae fulminis esset origo:

Jupiter, an venti, discussa nube, tonarent,
löst sich in die einfache, allumfassende Frage auf: *Quid Deus?*
Der Mensch nun, wie es in der angeführten Stelle des Ovid von dem Samier gesagt wird,

. . . licet coeli regione remotos,

Mente Deos adiit: et, quae natura negabat

Visibus humanis, oculis ea pectoris hausit.

Da erschienen die Eleaten und sagten: „Nur das Sein ist; das Nichtsein ist gar nicht.“ Eben so bekannt wie dieses Wort ist die Polemik des Plato dagegen und sein welthistorischer Satz, daß sich das Viele auf das Eins beziehen müsse und das Eins auf das Viele. (Parm. p. 135.), und p. 129: „denn wenn freilich Jemand zeigte, die Ähnlichkeit selbst wäre unähnlich, oder die Unähnlichkeit ähnlich, das wäre, denke ich, ein Wunder. Zeigt er aber wie dem, was beides an sich hat, auch beides zukommt: so dünkt mich, o Jenen, dies gar nichts widersinniges. Auch

nicht wenn jemand zeigt alles sei Eins, weil es die Einheit an sich hat, und dasselbe sei auch wieder Vieles, indem es eine Menge in sich hat: aber wird er zeigen, das eigentliche Eins sei selbst Vieles und wiederum, das Viele selbst sei Eins: dieses werde ich gewiß bewundern . . . und wenn jemand die Begriffe selbst ausfonderte, die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, die Vielheit und die Einheit, die Bewegung und die Ruhe, und alle von dieser Art, und dann zeigt, daß diese auch unter sich können mit einander vermischt und von einander getrennt werden, das, o Zenon, würde mir gewaltige Freude machen.“

Diese Sätze schließen schon in sich die Einheit Gottes, und wenn Plato in seinen Darstellungen noch die Kräfte trennt, als geschieden gegeneinander bestimmt, nicht alle notwendigen Bestimmungen der Vielheit schon in die Einheit Gottes selbst setzt, ihn mit der Materie noch gleichsam als mit einem Äußerlichen operiren läßt, so ist dies eben nur dem notwendigen Entwicklungsgange des Begriffs zuzuschreiben, der erst als äußerlich, sich gegenständlich erfaßt, was seine immanenten Bestimmungen sind, und als *ὁμοούριος* auch gleichsam auf die ihm äußerlichen *εἶδη* sieht, während sie in ihm selbst beschlossen sind. Daß aber Gott dennoch in diesem Gebundensein frei handelt, leuchtet ein aus dem Sage des Spinoza (*Ethic. I. Def. 7.*): *Ego eam rem liberam esse dico, quae ex sola suae naturae necessitate existit et agit; coactam autem, quae ab alio determinatur ad existendum et operandum certa ac determinata ratione. Ex. gr. Deus, tametsi necessario, libere tamen existit, quia ex sola suae naturae necessitate existit.* Plato also, indem er die Dialektik begründet, hielt sich, wie es im Parmenides heißt, nicht auf bei Betrachtung des Sinnlichen und seiner Täuschungen, sondern betrachtete das, was nur das Denken erfaßt und was allein ist. Wie aber eben diese Dialektik dahin führt, aus Weiß Schwarz zu machen, und so in den absoluten Gegensatz zu

verfallen durch die Bewegung des reinen Gedankens, gibt er selbst an in der Republik (p. 538 — 39), indem er sagt: „durch Dialektik könne Einer das Schöne, was er von den Menschen gehört, in Häßliches verwandeln.“ Der Einheit tritt somit die Geschiedenheit, dem καλὸν das αἰσχρὸν gegenüber, und wir stehen auf dem gefährlichsten Punct der Dialektik, den man so bezeichnet hat, daß nach dieser Aussage Gut und Böse einerlei wäre. Wir lassen dafür Hegel reden (Rechtsphil. p. 184.): „Diese letzte abstrufte Form des Bösen, wodurch das Böse in Gutes, und das Gute in Böses verkehrt wird, das Bewußtsein sich als diese Nacht und deswegen sich als absolut weiß, — ist die höchste Spitze der Subjectivität im moralischen Standpuncte, die Form, zu welcher das Böse in unserer Zeit und zwar durch die Philosophie, d. h. eine Seichtigkeit des Gedankens, welche einen tiefen Begriff in diese Gestalt verrückt hat, und sich den Namen der Philosophie, eben so wie sie dem Bösen den Namen des Guten anmaßt, gegeben ist.“

Wir können hier dem neueren Philosophen nicht tiefer in seiner Darstellung nachgehen, sondern wollen nur noch einen Satz aus der Religionsphilosophie (II. p. 261.) herausheben, welcher genügen wird, den Standpunct für das Böse der Gottheit gegenüber anzugeben; dort heißt es: „das Bösesein setzt sogleich die Beziehung der Wirklichkeit auf den Begriff voraus.“ Indem wir es nun in der griechischen Mythologie mit wirklichen und wirkenden oder demiurgischen Göttern zu thun haben, so ist in ihrer Vielheit selbst und in den durch sie den Menschen werdenden Anregungen sogleich jene Beziehung gesetzt, und damit das Böse; das Demiurgische aber ist nicht allein das die Materie schaffende, sondern auch das Thaten und Gesinnungen hervorrufende Princip, wie Plato auch von der Rhetorik sagt, (Gorg. 433. A.): „ὅτι καὶ τοῦ θεοῦ δημιουργοῦ ἐστὶν ἡ ἑρπύρα.“

So lange nun jeder Gott als die in seinem Kreise wirkende

oder demiurgische Macht erschien, mußten sie im Zusammentreffen als feindliche oder böse Principe sich entgegenstehen und von den sie anrufenden Menschen als gut oder böse betrachtet werden. Über alle herrschte zwar Zeus und ist mächtig, sie alle zu zwingen, aber er selbst kann getäuscht, hintergangen werden, und nur die *Μοῖρα* bleibt unerbittlich, vollendet sich ohne einer Täuschung zu erliegen. Daher haben wir eben jenes Dreifache zu unterscheiden; das Schicksal indeß, was sich anfangs als das die Übel verhängende bestimmt, tritt mit der *Μοῖρα πανόρου* und den anderen an die natürliche Existenz geknüpften Übeln auch allmählig in den Willen des Zeus, und dann werden statt des Geschickes als selbstständiger Gewalt, die Geschicke der Götter, oder des Zeus angerufen. Wir scheiden damit das Übel von dem Bösen, und wenn auch jenes diesem als Strafe folgen kann, so wird es doch bald getrennt, und die Übel anstehenden Gottheiten sehen sich in ihrer Einwirkung auf das natürliche Dasein beschränkt. Ganz anders erscheinen sie, sobald sie auf den Willen, den Einfluß der Sterblichen einen Einfluß ausüben wollen, sobald sie als geist- und summenwirkende auftreten und bewirken, daß dem, welchen sie verderben wollen, das Böse gut erscheint, wie es vom *Ήρ* heißt, (*Soph. Aj. 610.*):

καὶ μοι δυσπερίπλετος Ἄϊας
 ζύνεστιν ἔφεδρος, ᾧ μοί μοι,
 δείρ' ἄναιρ' ζύναιλος,

oder wie der *Chor* in der *Antigone* singt, (*Vers 620 ff.*):

σοφίᾳ γὰρ ἔσ' τοῦ
 κλεινὸν ἔπος πέφανται,
 τὸ κακὸν δοκᾷ ποτ' εὐπλὸν
 πρὸς ἡμῖν, ὅτ' ὀρέσκει
 δεὸς ἄγχι πρὸς ἄσταν.

Eben so wird weiser Sinn als eine Gabe der Götter gerühmt, (*B. 683.*): πάτερ, δεοὶ φέουσιν ἀνθρώποις ὀρέσκει, πάντων, οἳ ἐσσι, χρημάτων ἐπείραται.

Wer also den Göttern wohlgefällig lebt, dem wird diese höchste Gabe zu Theil; die Feinde aber verderben sie durch allerlei Übel und durch die schlechteste Gabe, wie man wohl im Gegensatz jener höchsten sagen kann, durch schlechten Sinn. Wenn wir jedoch früher schon bemerkt haben, daß die Götter selbst Urheber von Verbrechen seien nach griechischer Ansicht, durch den Anreiz zu ihnen, so ist dies hier weiter dahin zu bestimmen, daß es begründete, in irgend einem Recht wurzelnde sein mußten; absolute Schlechtigkeit hat man ihnen nie zugeschrieben. Sehr treffend ist dafür eine Stelle des Platon (Legg. XII. p. 941.), wo er von dem Verbrechen des Diebstahls handelt und denselben, wie den Raub, als illiberal und schändlich hinstellt, so daß niemals ein Göttersohn sie würde begangen haben, und niemand, welcher in sie verfallte, solle meinen, er habe etwas gethan, dessen sich auch Götter schuldig gemacht; denn dieses sei weder wahr noch glaubhaft. *Κλοπή μὲν χρημάτων ἀνελεύθερον, ἀρπαγή δὲ ἀναίσχυντος τῶν Διὸς δὲ τίς οὐδεὶς οὔτε δόλοισι οὔτε βίῃ χαίρων ἐπιτεθήκευ τοῖσιν οὐδέτερον. μηδεὶς οὖν ἐπὶ ποιητῶν μηδ' ἄλλω; ἐπὶ τινῶν μισολόγων πλημμελῶν περὶ τὰ τοιαῦτα ἐξαπατώμενος ἀναπεισέσθω, καὶ κλέπτων ἢ βιαζόμενος οἴσθω μηδὲν αἰσχρὸν παεῖν ἀλλ' ἅπερ αὐτοὶ πρὸς δρῶσιν οὔτε γὰρ ἀληθεῖς οὔτ' εἰκόες, ἀλλ' ὥς τις δρᾷ τοιοῦτον παραινόμενος, οὔτε πρὸς οὔτε πῶς ἐστὶ ποτε πρῶν.* Danach hätten wir die Einwirkung der Götter in Bezug auf Verbrechen zu begreifen, in so fern für den Griechen die erste Forderung durchaus τὸ ἐλεύθερον ist, und daß der Götter durchaus fremd ist τὸ ἀνελεύθερον; irgend ein Motiv, ein Milderungsgrund muß vorhanden sein, um die Theilnahme eines Gottes herbeizuführen, ein Grund, der den Drossl freilich zum Mutttermörder machen kann, und der Apollon selbst sagen läßt, (Aesch. Eumenid. 84.):

καὶ γὰρ κταντὴν σ' ἔπεισα μητρῶον δέμης,

aber eben sowohl im Anfang dieser Rede:

οἱ τοὶ προδοῖσιν διὰ τέλους δέ σοι φύλαξ
 ἔγγυς παρεστώς, καὶ πρόσω δ' ἀποκτατῶν,
 ἐχθροῦν τοῖς σοῖς οὐ γενήσομαι πέπων.

• Orsi erweitert:

ἄναξ Ἀπολλοῦ, οἷσ' αὖ μὲν τὸ μὴ ἀδικεῖν.

Nur in diesen Conflicten des begründeten Handelns, was allerdings wieder als eine Übelthat erscheinen kann, treten die Götter ein und haben dann auch ihrem Schützling, führen ihn zur Versöhnung. — Das dritte hierhergehörige Moment, nämlich des Menschen eigner Rath und eigene Begierde, muß danach freilich als götterlos und als ἀνελεύθερον erscheinen; zwar mit dem Namen des ἔρως wird sie benannt jene Habgier, oder sonst eine böse Eigenschaft, der die Söhne der Götter niemals verfallen können (wie Plat. sagt, l. l.: „σικκρόν τι γὰρ ὁ κλέπτων ἔρωσι μὲν ταύτῃ, δυνάμει δὲ ἑλάττω κέλλοιεν“), aber der Gott Eros hat keinen Theil an diesem Namen, wie er den bloß dem schlechten unfreien Menschen sinn eigenen Verbrechen gänzlich fremd ist.

Wenn wir nach dieser in den Ansichten der Alten durchaus wohlbegründeten Unterscheidung die Einwirkung der Götter auf die Handlungen der Menschen ansehen, so werden wir nicht in Gefahr gerathen, die Griechen von dieser Seite als durch ihr Götterthum zu schlechten Thaten angeleitet darzustellen; denn ein freies Volk durfte auch nach dieser so schwierigen und gefahrvollen Seite, der Andern zuzuschreibenden Verführung, nur den edelsten Grundsätzen Raum geben. Finden sich indeß in der Masse einzelne Frevler und Übelthäter, so fragen wir, ob nicht christliche Staaten noch verderbtere Sitten und Gedankenspielerien aufzuweisen haben, als wir ihnen im Alterthum unter weniger hoch und sicher thronenden Göttern bezeugen.

Siebentes Kapitel.

Personificationen des Bösen. Böse Wesen.

Das menschliche Bewußtsein verlangt einen lebendigen, einen existirenden Gott, einen gegenwärtigen, der eine Macht habe über die einzelne Existenz und der sie als diese Macht erlösen könne vom zeitlichen Übel und von der Herrschaft des Bösen. Natürlich daß die Kinder Israel sich nicht zufrieden stellen konnten, als ihnen Gott nur erschien, wie es in der Schrift heißt, (2. Mose 20, 21.): „Also trat das Volk von ferne; aber Mose machte sich hinzu ins Dunkle, da Gott innen war.“ Bald forderten sie dann auch, da Mose verzog von dem Berge zu kommen, einen gegenwärtigen Gott und sprachen zu Aaron, (Cap. 22.): „Auf, und mache uns Götter, die vor uns hergehen;“ und als Aaron ein gegossenes Kalb gemacht hatte, sprachen sie: „das sind deine Götter Israel, die dich aus Egyptenland geführt haben.“

Dieser Gedanke liegt aller bildlichen Darstellung des göttlichen Wesens zum Grunde, und es wird demgemäß der Mensch jederzeit das Höchste was er kennt, seinen Gott nennen, und ihm diejenige Existenz geben, welche ihm die höchste und über das Einzelne mächtige zu sein scheint. Unsere Zeit lebt im Gedanken, und wir schreiben ihm die höchste Macht zu; wir mögen daher wohl mit Byron (*Corair* VIII.) von seiner Gewalt über die blinde, willenlose Masse sagen:

What is that spell, that thus this lawless train
 Confess and envy, yet oppose in vain?
 What should it be, that thus their faith can bind?
The power of Thought — the magic of the Mind.
 So ist nach der Erhabenheit oder Geringfügigkeit der Existenz,

welche jede Zeit ihrem Gott zugeschrieben hat, die Höhe ihres geistigen Bewußtseins zu messen und wir werden es überall bestätigt finden, daß man ihm dasjenige Dasein verlieh, welches man als ein mächtiges gegen die Individuen betrachten zu müssen glaubte, entweder es selbst erst bildend, oder es annehmend, wie man es von den Vätern überkommen hatte. Wie es nun noch jetzt in einigen Gegenden Rußlands verboten ist und verbrecherisch oder gottlos, eine Taube zu tödten, als das lebendige Bild des heiligen Geistes, so wird der Mensch immer eher die Macht einer Thierform anerkennen, und am allerersten eines mißgestalteten Ungeheures, eines κινώδαλον βροτόφθορον, das die Kraft hat, dem Menschen zu vernichten, denn eine geistige Kraft: Zeus wird dann noch gedacht werden können, wie es bei Aeschylus heißt ('Lx. 297.),

φασὶν πρόποντα βοῦν ἄνθρωπον τανύρην δέμας,

„So sagt man; ein kuhbrünstiger Stier war's von Gestalt,“ bis man Gutes und Böses, Tyrannei und gesegliche Herrschaft scheiden lernte, und die anfangs als Götter erkannten uns schädlichen Wesen als die bösen, die von ihnen befreienden aber als die guten, als die wahren Götter betrachten konnte. Endlich war auch die Herrschaft des Menschen über die blinde Natur begründet; ihm gehorchte Land und Meer, der Stier des Waldes und das klüchtige Wild, so daß Sophokles nun aussprechen durfte, (Ant. 332.):

πολλὰ τὰ δεινὰ, κούδ' ἐν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.

Das war ein ungeheurer Fortschritt, und die Völker konnten fortan nicht mehr nach einem stiergestaltigen Gott rufen, sondern sie mußten nach dem Worte Gottes verlangen, mit dem freilich auch zunächst viel Aberglauben und Abgötterei getrieben werden sollte, bis es eine Wahrheit geworden ist in dem Geist des Herrn; denn unbegriffen war es auch nur eine sinnliche Erisien und nicht viel höher zu achten als jenes goldene Kalb. Welche Klust

aber liegt zwischen jenem kuhbrünstigen Stier und dem Horasischen Wort, (Ep. I. 26—29.):

Non qui Sidonio contendere callidus oastro
Nescit Aquinatam potantia vellera fucum,
Certius accipiet damnum propiusve medullis,
Quam qui non poterit vero distinguere falsum.

Selbst die Gessirne, als Leiter der menschlichen Geschichte, mußten fallen vor dem allumschließenden Geist und dem allwirkenden, und was kann man dem alten Astraldienst wohl für eine Würde zuschreiben gegen die viel erhabeneren Schilderungen des göttlichen Wesens, wie sie schon Pindar entwirft, wenn er singt, (Pyth.

III. 27 ff.):

... ἐν δ' ἄρα μηλοδόκῳ Πυθῶνι τούτῃσιν ἄνεν καοῦ βασιλεῖς
Λοξίας κοινᾶν παρ' εὐπύρατῳ γινώμα πύθον,
πάντα ἴσαντι νόῳ ψευδέων δ' οὐχ ἀππαταρ κλέπτει τέ νιν
οὐ πρὸς οὐ βροτῶς ἔργοις οὔτε βουλαῖς.

Will jedoch jemand die realen Anschauungen so hoch stellen, so dürfte ihrem Werthe durchaus kein Eintrag geschehen, wenn man auch den Geist als ihre Macht über sie erhebt, und wenn man nicht auf die Stufe des Bewußtseins herabtritt, daß man etwas als Thatsache annimmt, ohne sich auf ihren Grund einzulassen, während schon Aristoteles ausspricht, daß nicht das *ἔστι*, sondern allein das *διότι* den Philosophen, oder den denkenden Geist, mache (Met. A. 1.): Οἱ μὲν γὰρ ἐμπειροί, τὸ *ἔστι* μὲν ἴσασιν, διότι δ' οὐκ ἴσασιν οἱ δὲ τὸ *διότι* καὶ τὴν αἰτίαν γνωρίζουσι. Weiter sagt er: σοφιστέους τοὺς τεχνίτας τῶν ἐμπείρων ἐπολαμβάνομεν, und das Annehmen von Thatsachen irgend einer Art, göttlicher oder menschlicher, wird so stets als Empirie gegen die Kunst und Wissenschaft τοῦ κοσμοῦ zurücktreten müssen, selbst wenn, wer diese hat, im einzelnen manchen Fehler begehen dürfte, wie es eben selbst von dem empirischen Arzt im Gegensatz des wissenschaftlich gebildeten heißt.

Ganz auf gleiche Weise werden wir nun die Fortbildungen der göttlichen Mächte oder ihre Verbildlichungen sich entwickeln sehen; auch hier werden wir von den Naturexistenzen ins Innere des Bewußtseins eintreten und dort den Hellenen nach Gründen und Ursachen jener forschend treffen, in einem anfänglich dunklen Reiche, das aber mehr und mehr erhellte zu dem Lichte der wahren Sonne führen sollte, von welchem die existirende nur ein schwaches Abbild ist.

Was sich in seinem natürlichen Dasein als böse und verderblich zeigt, wird die bildliche Darstellung uns demnach auch zuerst als böses Wesen zeigen, und wie die Erkenntniß des Bösen mit dem Unterscheiden des Übels beginnt, so sind auch die bösen Götter und Geister im Anfang die Übel stiftenden. So ist das Bild der Schlange auch in Griechenland oft das des einbrechenden Verderbens, wie wir z. B. auf einem Vasengemälde sehen, welches den Polyphem darstellt, dem Ulysses das Auge ausbohren will, und ihn deshalb trunken macht; eine Schlange stürzt auf ihn, als Symbol seines Schicksals. So ist sie die allgemeine Begleiterin aller bösen Genien und Dämonen in der griechischen Darstellung geworden, wie Eris, die Erimnen und andere zur Genüge zeigen; ihre Überwindung aber wurde schon früh den heilbringenden Göttern und Heroen zugeschrieben. Wir werden deshalb wohl voraussetzen dürfen, daß die Übermüthigen, die Gefeglosen, genug alles den Ordnungen des Zeus Widerstrebende, in Begleitung der Schlangen erscheinen, und erinnern für die Titanen und Giganten, deren körperlicher Bildung sie zum Theil anhaften, hier nur an die Beschreibung, welche Aeschylus von dem Zeichen des Typhon auf dem Schilde des Hippomedon macht, (Sept.: c. Th. 491 sqq.):

ὁ σκαποκυρτὸς δ' οὐ τις ἐντελής αἶψ' ἴη,
 ὅστις τόδ' ἔχον ὥπαιεν πυρὸς ἀσπίδι,
 τυφῶν ἴστα πυρρόων διὰ στόμα,
 λυγρὸν μέλαινα, αἰώλην πυρὸς κέκασιν

ὅριον δὲ πλεκάναναι περιδρομον κίτος
προσῆδαισται κοίλογόστορος κύκλου.

Ehe wir jedoch ins Einzelne gehen, hätten wir noch zwei Bemerkungen voranzuschicken. Wenn nämlich von Personification die Rede ist, so kann diese eine mehrfache Bedeutung haben, je nach dem sie die Kunst, die Mythologie oder die Philosophie betrifft; besonders aber ist hier der Begriff der Subjectivität nicht mit dem der Persönlichkeit zu vermengen, da wir es nicht mit Einzelnen, mit Individuen, sondern nur mit allgemeinen Persönlichkeiten zu thun haben, welche ein ganzes εἶδος in sich begreifen und dadurch allein zu künstlerischen, mythologischen oder philosophischen Personen gestaltet werden. Ein Fortgang von dem mehr Besonderen zu dem Allgemeineren wird sich freilich bemerklich machen, und die bildende Kunst mehr die Momente der Besonderheit darzustellen haben, ja diese wird die als allgemein zu denkenden Personen vollständig, wie es in der realen Erscheinung geschieht, zu Individuen herabsetzen, obgleich — denn wir befinden uns auf dem Gebiete der hellenischen Kunst — auch hier etwas Topisches sich wird geltend machen. Alles nun, was auf die angegebene Weise topisch sich dennoch in ganz realer Bestimmtheit auffassen und darstellen läßt, wird ein Moment der künstlerischen Bildung in sich tragen; weniger individuell bestimmte Persönlichkeiten werden der Poesie verbleiben müssen, und den Übergang zu den ganz allgemein und philosophisch als εἶδη bestimmten werden endlich die mythologischen Personificationen machen, welche, obgleich persönlich gefaßt, wie schon bei Pindar Ἰδῆς, κόρον μάρτυς ἑρασίου βίου, dennoch nicht die künstlerische Gestaltung zuließen, indem sie zu allgemein, zu viele Genera umfassend erschienen. Was wir aber früher angedeutet, über den Begriff des Hellenenthums und seine Bildungen und Gestaltungen überhaupt, wird hier schon mehr Boden gewinnen, da es schon jetzt einleuchten möchte, wie auch der Begriff der Gottheit sich immer mehr verallgemeinernd, endlich jeder künst-

terischen Darstellung entging und deshalb den Ubergang in einen andern Cultus nöthig erscheinen ließ, ja das Christenthum selbst als letzte Forderung aufstellte; wäre auch seine Verbreitung und Begründung nur denkbar gewesen ohne jene unendliche Verarbeit der Hellenen, welche eben alle Besonderheiten in das eine εἶδος der allmächtigen und allumschließenden Gottheit begriffen und schon selbst des Zeus Mätre gestützt hatten?

Eine weitere Bemerkung betrifft die Wohnsitz böser Wesen, welchen man wohl, nach orientalischem Vorgange, geneigt sein möchte die Wüsten und Einöden als solche anzuweisen. Schon oben haben wir bemerkt, daß Christus vom Geiste in die Wüste geführt wurde, wo nach jüdischer Vorstellung auch Asael und Nemodi wohnten, und wir könnten hier sogleich daran erinnern, daß auch Prometheus vom Zeus in die Wüste verschloßen wird, ἄβυστον τὴν ἐρημίαν; Herkules aber sagt ihm, er werde ihn mit schwer zu lösenden Fesseln anschnieden,

προσπαισάμεναι τῷδ' ἀπανθρώπῳ πάγῳ,
 ἵν' οὔτε φωνῇ, οὔτε τοῦ μαρτύριον ἔσται.

Gerade so heißt es vom Nemodi (Job. 8, 3.): „Und der Engel Raphael nahm den Geist gefangen, and hant ihn in die Wüste ferne in Egypten.“ Vergleichen wir nun damit die Sentenz am Schluß des vierten Platonischen Briefes, welche wohl sprichwörtlich in Griechenland gewesen sein könnte, ἡ αἰσάνεια ἐρημία ζήτηστος, so haben wir darin zugleich den innern Grund einer solchen Verbannung in die Wüste, oder einer Isolirung, wie sie den αἰσάνειν trifft. Das Wesen der αἰσάνεια besteht nämlich nach Aristoteles (Ἠθ. μεγ. A. 29.) im Gegensatz der ἀρεσκεία, der nachstehenden Schmeichelei, darin daß der αἰσάνειν ein solcher ist, οἷος μηδὲν ἐντυχὲν μηδὲ διαλεγεῖναι . . . ὁ γὰρ αἰσάνειν αἰσάνειν τὴν ἐστὶν, ἀπὸ τοῦ αἰτῶν αἰτῶν ἀρεσκείν; Aristoteles

stellt sie außerdem in der Figur des Kratos mit der *τρεχέτης ὄργης* zusammen:

σὺ μάλ' ἀκρίβους τὴν δ' ἐμὴν αἰσθαλίαν

ὄργης τε τρεχέτης μὴ τιλινυσέ μοι.

Sehen wir also nur dem Gedanken nach, so ergibt sich für das Böse eine Vereinfachung, und wie der Tag und sein göttliches Licht die Welt verbinden, die Nacht aber alles vereinzelt darstellt, so werden wir natürlich auch die Nacht als Mutter des Bösen und als den Bösen freund erscheinen sehen; die Wüste und die Finsterniß werden ihre Wohnungen sein, denn nur das Gute kann, nach dem biblischen Ausdruck, sich bauen, etwas in sich Geschlossenes hervorbringen, während die Thaten des Bösen, das Zerschlagen, Zerstücken und Verwüsten sind. Im Sinne des Dichters schließt sich aber an die Vorstellung der Verwüstung unmittelbar die des Dunkels, aus welchem der Götter Rath wiederum rosige Blüthenmunde emporheben läßt, wie wir bei Pindar lesen, (Isth. III. 34 sqq.):

ἀλλ' ἀμείψι γὰρ ἐν μῦθ' ἑσπέρην

τραχέϊα νηρὰ πολέμοιο τεσσάρων ἀνδρῶν ἐρημύσσει μὲν
καίρας ἑσπέρην.

τὺν δ' αὖ μετὰ χειμέριον ποικίλον μετῴσῃς ἑσπέρην

ὣς τε φωνεῖσκουσιν ὠπλιστὴν ῥόδω.

δαμόνων βαλάντι.

Gleich dem Prometheus finden wir auch den Erleipen in der Wüste, und die hangen Gefährten des Ulysses läßt Euripides singen, (Cycl. 620 sqq.):

Ἄχ, δὴν θάνατον ἐν τοῖς ἐρημώτατον ὄρεσιν,

ὅν θύοντο δαίμονες ἀνθρώπων,

ὅν θύοντο ἀνθρώπων ἀνθρώπων!

Ἄχ, πόσος ἐστὶν ἐν τοῖς ἐρημώτατον ὄρεσιν!

Derselbe Dichter sagt (Tro. 26.): ἐρημία γὰρ πόλεον ἔσται ἐσθλὴ

καὶ ἡσυχία

*) Κόλυπος ἐστὶν ἐρημία, lautet es im Orischischen.

καὶ, ποιεῖ τὰ τῶν θεῶν, und Vers 95. warum er vor solcher Verwüstung, indem sie den Übeltäter sicher ins Verderben führt: Μῶρος δὲ περὶ τῶν ὄντων ἐπαγορεύει πόλει, τοῖς τε εὐγενοῖς τε . . . ἐγχεῖν δοῖς αὐτῷ ἄλκιον ἕτερον. Es kann einer andern Untersuchung vorbehalten bleiben, warum Zeus auf Lesbos 'Ερμίσκος hieß (E., Ζεὺς ἔν Λέσβῳ. Hesiod.), aber erwähnt zu werden verdienen die ἐρμνοβοῖαι Ζεὺς bei Apoll. Rhod. 4, 1333, *)

*) Da auf einem so schwierigen Gebiete, wie das der mythenologischen Orts- und Volksbeziehungen ist, die ganz einzeln stehende Notiz des Hesiodus keineswegs als Grundlage einer Erörterung dienen kann, so bemerke ich hier nur, daß man jenen Namen des Zeus, 'Ερμίσκος, vielleicht in Verbindung glauben konnte mit dem Dienste des Jupiter Ammon und des Bacchus auf der Insel Lesbos, indem uns Diodor III. 73. berichtet, daß man den ersten Dionysos für einen Sohn desselben gehalten habe (ὅν μὲν οὖν πατέρα Διόνυσον, ἐὶ "Ανακτορ καὶ "Αναΐδας ἡγούσαντο, τοιαύτας οἱ Ἀλφειὸς ἱεροποιοῦν ἐκτελέσασθαι πάλιν). Warum jedoch die Lesbier gerade den Zeus so benannt, und ob nicht der auf den Münzen von Methonea und Mytilene vorkommende Jupiter Ammon vielmehr ein Dionysos sei, wie man auf einer Münze von Tenos später einen Bacchus erkennt, weiß ich freilich nicht zu sagen, und muß es weiterer Untersuchung anheimstellen, die nur auf genauer Betrachtung der Münzen selbst beruhen kann. Eckhel (Doct. Num. Vet. II. 595.) gibt unter den Lesbischen Münzen eine an, von der er sagt: Caput Ammonis. MYTI. Herma navi insistens capite barbato, ex quo, ut videtur, hederæ dependent. Ferner: Caput imberbe diadematum et eum eorum arietinis. — In parte aversa videtur propositus Bacchus qualis a Nitylenæis colebatur. S. 566. macht er dann die allgemeine Bemerkung: Generalis nuni Mytilenæ non paucæ cultus petræini argumenta ostendunt. Eckhel behandelt den Gegenstand ausführlicher, T. III. p. 118. unter den Eubœischen Münzen und meint, nach Diodor a. a. O., als Sohn des Ammon sei Dionysos mit gleicher Gesichtsbildung, nämlich gehörnt, dargestellt werden. (S. auch Riennet, Descript. de Nou. ant. T. 3. unter Lesbos, und Supplément 6.) Eben so ist über die ἐρμνοβοῖαι Ζεὺς, welche Josim anruft, wenig mehr mitzuthellen, als was sie selbst einige Verse vorher von sich sagen, daß sie Tochter der Libya sind:

οἰονόμοι δ' εἰσὶν Ὀδύμει Ζεὺς αἰδῖσσοναι.

ἐρμνοβοῖαι Ἀσπίος παῖδες γὰρ Ὀδύμει. (Vers 1322—23.)

Der Scholiast führt dazu eine Parallele aus Kallimachus an; was er indes zur Erklärung der οἰονόμοι bemerkt, sagt τὰς οἰονόμους, ist schon von andern bestritten. Erinnern konnte man vielleicht noch an Pindars οἰονόμους Δελφῶν, solivagos drus. wie er Pyth. IV. 28. den Eurystheus nennt.

indem die Wissenngötter sicher nicht diejenigen sind, von denen sich der Mensch wird verlassen sehen, wenn ihn Hochmuth aufleibt, so daß er und sein Haus darüber zu Grunde geht. Denn so schildert Plato (Legg. IV. 716.) einen *ἔρμος θεοῦ*· ὁ δὲ τις ἐξαρθεῖς ἐπὶ μεγαλαυχίας.. φέρεται τὴν ψυχὴν μεθ' ὕβρεως, ὡς οὐκ' ἀρχοντος οὐτέ τινα ἡγεμόνος δεόμενος, ἀλλὰ καὶ ἄλλους ἱκανὸς ὦν ἡγεῖσθαι, καταλείπεται ἔρμος θεοῦ. . . καὶ πολλοὶ τῶν ἰδόντων αὐτὸν τῷ, μετὰ δὲ χρόνον οὐ πολὺν ἐπορχῶν τιμαρίαν οὐ μεμπτήν τῇ δίκῃ ἑαυτὸν τε καὶ ὄλον καὶ πόλιν ἄρδην ἀνάστατον ἔποιε. Verbinden wir damit eine andere Stelle desselben Buches (X. 908. 909.), so werden wir dort angegeben finden, was aus einer Meinung folge, welche annimmt *θεῶν ἔρμια εἶναι πάντα*; mit solchem Glauben würde die Welt in ungemessene Wellust und maßlosen Schmerz versinken, *ἀφάνεια τε ἰδόντων καὶ λυπῶν* nennt sie Plato, und gibt uns damit den Begriff dessen, was die Phantasie nach ihrer gestaltenden Weise uns als wüstenbewohnende Wesen ausmalt und in die Reiche der Nacht verweist. Auch die Gottlosen straft er mit einem fünfjährigen Gefängniß; ἐν τοίῳ δὲ χρόνῳ μηδεὶς τῶν πολιτῶν αὐτῶς ἄλλας συγγενεύειν πλὴν οἱ τοῦ νεκτερενοῦ ἑλλόγου κοινοποιεῖται, ἐπὶ νομισθῆναι τε καὶ τῇ τῆς ψυχῆς σωτηρίᾳ ὁμιλοῦνται, mit Erröthung ihrer Seele, ein Wort, welches wir als höchst bedeutsam gleich hier hervorheben mußten, da es zeigt, wie großes Gewicht auch schon die Griechen auf das Heil der Seelen gelegt haben, und wie sehr sie bemüht waren die Strafe nach dieser Seite hin wirksam zu machen. Platons unzweifelhaft jähres Buch von den Gesezen bietet dafür die herrlichsten Belege.

Loca sola caveo sagte das Sprichwort, und nach der vorliegenden Betrachtung wohl mit Recht, denn in den Wissenneien begegnen wir dem Bösen und allen seinen Wirkungen, finden dort nur Disharmonie; sie sind die Wehensige des Lypheῖn, der alles Zusammenhanges und aller Ordnung Grund war und dem deshalb,

wie man sagt, auch alle unmusikalischen Thiere, besonders der Esel ($\alpha\gamma\alpha\varsigma$ $\pi\alpha\theta\varsigma$ $\lambda\acute{\omicron}\gamma\alpha\varsigma$), gereicht waren. Häufig lesen wir $\tau\eta\mu\alpha\varsigma$ $\kappa\alpha\iota$ $\alpha\epsilon\gamma\lambda\alpha\varsigma$, und sehen so überall, ganz dem Begriffe des Bösen gemäß, dieses als das Zertriffene auch an jene Orte irdischer Zertriffenheit und Zeugungslosigkeit verwiesen; denn sobald es von dem bessern Princip überwunden und in den Tartarus und sein Dunkel hinabgestürzt ist, werden ihm, wie dem Kronos, die $\mu\acute{\iota}\theta\epsilon\alpha$ geraubt.

Die Übersicht nun der einzelnen als böse und verderblich bezeichneten Wesen wollen wir mit der Ἄρῃ beginnen,

$\pi\alpha\iota\delta\acute{\iota}\alpha$ $\delta\iota\delta\alpha\varsigma$ $\pi\alpha\gamma\acute{\alpha}\lambda\alpha\tau\eta\varsigma$ Ἄρῃ , η $\kappa\acute{\alpha}\tau\alpha\varsigma$ $\alpha\acute{\iota}\tau\alpha\iota$,
 $\omicron\lambda\omicron\mu\acute{\iota}\alpha\tau\eta\varsigma$, (H. T. 91—92.)

als dem allgemeinsten Filde menschlichen Leidens, welches keinen verschont, und die Werke der Menschen mit dem allgemeinen Loos der Vergänglichkeit trifft. Ihr Begriff ist der des irdischen Übels, welches daraus entspringt, daß, wie Götthe (Naturwissenschaftliches) sich ausdrückt, die Natur nicht allen ihren Wesen und Schöpfungen Dauer verleihen kann. Deshalb sehen wir sie von Zeus aus dem Himmel verbannt, (H. T. 130.):

$\text{Ὡς εἰπὼν ἔρχεσθαι ἀπ' οὐρανοῦ ἀντερύκετο},$
 $\chiεῖρ\grave{\alpha}$ $\pi\alpha\rho\alpha\tau\acute{\epsilon}\rho\epsilon\varsigma$ $\tau\acute{\alpha}\lambda\alpha$ δ' $\lambda\alpha\upsilon\tau\omicron$ $\epsilon\gamma\gamma'$ $\alpha\acute{\iota}\tau\pi\alpha\lambda\alpha\iota$,

aber dennoch ist sie eine Tochter des Zeus, und zwar $\pi\alpha\iota\delta\acute{\iota}\alpha$, welche unmittelbar mit der Schöpfung aus seiner Hand kam und dem Dingen als ihr vernichtendes Schicksal nothwendig anhaftet, $\kappa\acute{\alpha}\tau\alpha\varsigma$ $\alpha\acute{\iota}\tau\alpha\iota$. Indem sie aber so als jeder irdischen Existenz beizugehen erscheint, dürfen wir gleich vermuthen, daß sie eben mehr begrifflich und als poetische Personification sich darstellt, und können leicht einsehen, warum es bis jetzt noch nicht hat gelingen wollen sie auf einem Bildwerk zu entwerfen. Vielleicht kam eine Verderben drohende Schlange zuweilen als Ἄρῃ gedeutet werden; doch wäre dies wiederum nicht ihr allgemeinsten Begriff, sondern nur das auch ausnahmsweise eintretende, oder in besondern

Fällen von feindseligen oder strafenden Göttern verhängte Unglück. Zwar beschreibt sie Homer, aber man wird es den Worten ansehen, daß sie nur dichterisch malen, wenn es von ihr heißt, (Al. T. 92—93.):

... τῆς μὲν δ' ἀπαλοὶ πόδες· οὐ γὰρ ἐπ' οὔδ' αἰ
πλανάται, ἀλλ' ἄρα ἦγε κατ' ἀνθρώπων κράτα βαίνει.

Auf diese Stelle bezieht sich Platon im Gastmahl, wo er den Agathon auseinanderlegen läßt, weshalb auch dem Eros ἀπαλοὶ πόδες beizulegen seien gleich der Ate, und noch mit größerem Rechte als dieser kämen sie ihm zu; „denn — sagt er p. 195. D. — weder auf der Erde wandelt er noch auf den Hirschfüßeln, die eben nicht sonderlich weich sind, sondern auf dem weichsten unter allen wandelt er und bewohnt es. Nämlich in den Gemüthern und Seelen der Götter und Menschen schlägt er seinen Wohnsitz auf.“ Nach dieser Darstellung wäre also, den Wohnsitz allein angesehen, Ate im Gegensatz des Eros eine von außen einwirkende feindselige, zerstörende Macht, welche meistens das Unglück herbeiführt, wie wir es mit dem allgemeinsten Namen nennen können, oder das Übel. In diesem Sinne kommt sie sehr häufig vor, z. B. in dem früher citirten: νόσος δ' Ἐαν ἄταν, fastu sibi contraxit noxam; ferner Pind. Olymp. XI. 39: βαθεὺν εἰς ὄχετον ἄταν; profundum in flumen perniciiei; Peth. XI. 55: φθονεῖς δ' ἀμύνονται ἄρα, invidi autem puniuntur noxa; Nem. IX. 21: φανομένην ἐς ἄταν, manifestam in stragem. Wir fügen dazu nur noch einige Beispiele des Aeschylus, zunächst aus dem Sieben g. Th., Vers 937.; nachdem die Glücke ihr milbgellendes Lied (ἀξὺν νόμον) gesungen, heißt es:

Im Thor erhöht standen Atlas Sitzstrophäen,
Wo beide Tod fanden, wo nach beider Tod
Müde schwebt der Dämon. (Ἰαχὴς δαίμων.)

Das Schicksal oder der Dämon hatten hier ihr Ziel erreicht, die Glücke sich vollendet und Ate konnte ein τροχάριον errichten. Dies

gibt uns ein vollkommenes Bild ihrer Wirklichkeit, als der noxa, perniciosa, strages, wie Böckh in den Pinbarischen Stellen richtig übersetzt. Im Agamemnon, 717, wird von einem das Haus verderbenden *ἰεγὺς ἄρας* gesprochen; in Vers 747 von dem *ἀνίερων θράσος μελαίνης ἄρας*, wo sie wieder nur das schwarze Verderben bezeichnet, und nicht zu verwechseln ist mit dem Fluch oder der Schuld, aus welcher sie hervorgegangen, oder als deren Tochter sie dargestellt wird. In der ganzen Stelle glauben wir indeß eine Bestätigung für den oben aufgestellten Begriff der *ἰεγὺς* zu finden, da mit einer solchen das Unheil im Hause der Atiden begann, und sich durch stets neu erzeugte Hybris fortsetzte bis auch hier Atas Siegeszeichen errichtet ward. Deshalb heißt es: *φαλεῖ δὲ τίεσθαι ἰεγὺς μὲν παλαιὰ τεύζουσιν ἐν κακοῖς βροτῶν ἰεγὺς, τότ' ἢ τότ', ὅταν τὸ κέραιον μίλῃ, νεαρά φάους κότον δαίμονά τε τὸν ἄμικρον, ἀπόλεμον, ἀνίερων θράσος, μελαίνης μελέθρουσιν ἄρας, εἰδομένην τοκεῦν.* Danach wird man sich leicht überzeugen können, ob es genügen mag, diese Stelle zu übersetzen, wie es Drowfen thut:

Wohl zeugt gern alte Schuld Frevelschuld fort und fort,
Die empor in neuen Sünden wächst,
Bald da, bald dort, wenn's ihre Zeit —
Ein umnachtend Grau'n,
Einen unentrindbaren, unbegreifbaren, unheiligen Dämon,
Des schwarzen Fluchs frevelfreudige Frechheit,
Wieder dem Vater ähnlich.

Auch Voss übersetzt Ate erst durch Verblendung, dann durch Schuld, und verwirrt so den ganzen Begriff derselben. Wir setzen die Stelle aus dem neunzehnten Buch, Vers 85 ff. hieher, weil sie uns zugleich den weiteren Gedanken einleitet:

Oft schon haben mir dieses Achajas Söhne gerüget,
Und auch bitter gestraft; doch trag' ich dessen die Schuld nicht,
Zeus und Hera vielmehr und die Nachtrunholbin Erinys,
Die in der Volksversammlung mir sendeten arge Verblendung,
Jenes Tags da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilleus,
Aber was konnt' ich thun? Die Götter wirken ja zu Allem,

Zeus ehrwürdige Tochter, die Schuld, die alle bedröhet,
 Schreckendvoll: leicht schweben die Fuß ihr; nimmer dem Grund auch
 Nahe sie, nein hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
 (Regend die Menschen zum Zehl; und wenigstens Einen verstrickt sie.)

Jeder Unbefangene, der diese Worte mit dem Griechischen vergleicht, erkennt, daß sie den Sinn desselben nicht treu wiedergeben. Bleiben wir nämlich bei dem Unglück, dem Unheil, stehen, was zunächst sich gegen die Existenz richtet, so sehen wir es durch die Rede des Agamemnon in das Gemüth, den Willen und Entschluß eingeführt, welchen die Ate auch Schaden bringend macht, und sie thut dies durch Verirrung und Verwirrung. Daher nennt sie Hesiodus eine Tochter der Eris, indem diese Göttin alle Leiden, Schmerzen und Krankheiten, genug die ganze Ate des Gemüths zeugt, wie sie die Vernichter der äußern Existenz hervorruft; sie selbst ist eine Tochter der Nacht. In der Theogonie, Vers 226 ff., wird die ganze böse Verwandtschaft aufgezählt:

Ἀτὶς δὲ Ἐρις, στεινερὴ τέκε μὲν Πόνον ἀλγύνειντα,
 Λήθην τε, Λοιμὸν τε, καὶ ἄλγιστα δαιμόνεσσιν,
 Ὀϊμόνα; τε, Φόβον; τε, Μάχας τ', Ἀνδροκτασίαν τε,
 Νείκεά τε, Ψευδίαν τε Λόγον, Ἀμφιλογίαν τε,
 Δυστομίην, Ἄτην τε, στυγίαν ἀλλήλοισιν.

Diese Zusammenstellung verläugnet ihren spätern Ursprung keinen Augenblick und ist aus der Reflexion über die Folgen des Streites und Haders hervorgegangen, *) während die Homerische Auffassung mehr Ursprüngliches an sich trägt und vor allem die Einfachheit für sich hat. Ate nun, mochte man denken, wohnte als

*) Gruppe, a. a. O., sagt darüber, p. 180: Es bezeichnen sich nicht wenige Strophen als später eingeschoben. Der Art möchte gleich unsere zweite sein (Vers 217. καὶ Μολαίαι καὶ Κίχαι . . .), denn es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß derselbe Dichter, welcher der Her den Keres und Ker zu Kindern gab, ihr außerdem auch noch Mōren und Kēren, also neben dem Singular noch den Plural ganz ähnlicher und auch dem Namen nach fast gleicher Wesen geben sollte. Da aber in dieser Strophe die Eris enthalten ist, so muß die nächste, welche die Abstammenschaft derselben nennt, mit jener das gleiche Schicksal theilen.

Zeus Tochter bei ihm im Olymp unter den andern Unsterblichen und harrete der Befehle des Vaters, um auf den sich herabzulassen, welchen er verderben wollte, wie Agamemnon sie gottgesandt nennt und wie es im Aeschylus heist (Agam. l. l.) ἐκ θεοῦ δ' ἰερείς τις ἄταξ δόμοις προεβέρβη· als sie aber bei der Geburt des Herkules des Zeus Pläne durchkreuzt hatte, und Here ihn tauschte, wurde sie aus dem Olymp herabgestürzt, τέχνη δ' ἔκτετο ἔργ' ἀνθρώπων. (Il. T. 131.)

τῇν αὖτε σπειλάμεν, ὅς' ἔον φίλον υἱὸν ὄρετο,
ἔργον ἀεικὲς ἔχοντα ἐκ' Εὐρυπύργου ἀέθλων.

Mit diesen Worten sehen wir schon einen ganz andern Gott erscheinen als er in den Titanenkämpfen sich zeigte; es stellt sich Mitleid ein und nachdem man die Übel als an der Zeitlichkeit nothwendig haftend erkennt, und sie nur noch als außerordentliche Mittel, den Zorn der Götter zu verkünden, in ihren Händen gelassen, suchte man den Weg der Versöhnung, welchen wir dann durch die Heroen als vermittelnde Potenzen, und nach Platonischem Begriff, durch den versöhnenden Eros ausgebildet finden. Daß aber dennoch hierbei, obgleich wir auch manche Personen als Lieblinge der Götter werden bezeichnet finden, nicht von einer Gnadenwahl im christlichen Sinne die Rede sein könne, werden wir von einem Volke voraussetzen dürfen, dessen höchster Priester, wenn wir den Plato so nennen dürfen, selbst als er von dieser alles zusammenschließenden Mitte redet, und von dem Gotte, welcher der Herrschaft der ἀνάγκη ein Ende gemacht (Conv. 197. πρὸ τοῦ δέ, ὡς περ ἐν ἀρχῇ εἶπον, πολλὰ καὶ διὰ θεῶν ἐγένετο, ὥς λέγεται, διὰ τὴν τῆς ἀνάγκης βασιλείαν· ἐπειδὴ δ' ὁ θεὸς οὐτος ἔφην ἐκ τοῦ ἐφ' ἑωὺν τῶν καλῶν, παντ' ἀγαθὰ γέγονε καὶ θεῶς καὶ ἀνθρώποις), doch nie vergißt, daß alles im Reich des Geistes und der Schöpfung κατὰ λόγον νόμου (Tim. 60.) geschehe, und daß selbst von den Göttern zu sagen ist, sie seien κατὰ νόμον, (Legg. X. 904.). Diesen streng geistlichen Boden

dürfen wir für die Darstellung griechischer Verhältnisse nie verlassen und müssen uns stets zurufen, daß wenn die *Älter* den Sinn des Vaters erreichen können, wir es doch immer mit einer Götterwelt zu thun haben, die nicht kann was sie will, und mit Menschen, deren höchste Tugend die Gerechtigkeit war, und unter denen die Gesetze die Könige der Staaten heißen, (οἱ πόλεως βασιλεῖς νόμοι. Conv. 196.). Nach dieser Angabe werden wir zu beurtheilen haben, in wie fern eine Abwendung des einmal Bestimmten und Verhängten durch die Götter statt finden konnte oder nicht: ist's ein *πεπρωμένον*, so müssen sich ihm auch die Götter unterwerfen; haben sie selbst aber ein Unglück verhängt, so mag es durch Bitten und Opfer wohl abgewendet oder gesühnt werden. Dies ist die Stelle der *Älter*.

Die *Älter* schließt demnach alles physische und geistige Unheil in sich, was dem Menschen auf irgend eine Art in dem langen Laufe des Lebens zustoßen kann; sie umfaßt das ganze Heer *παντοδαπῶν νοσούντων*, der *κόρος* erzeugt sie, selbst vom Reichthum heißt es, er zeuge *ἀκόρεστον ὄζιν* (Agam. l. c.): sehr prägnant ist aber der ganze Begriff in einer erst durch Böckh erklärten Stelle gebraucht im Anfange der *Antigone*, welchen wir nach seiner Übersetzung hieherstellen:

O theures, Schwesterliches Haupt, Jökene sprich,
Weißt du, daß Zeus der Wehn entsammt den Oedipus
Auch keines nicht bei unsrem Leben schon erfüllt?
Denn nichts ist schmerzlich, nichts — der Unheilschickungen *)
Nicht zu gedenken — nichts entsehnend, schimpflich nichts,
Was ich in deiner Noth und meiner nicht gesehn.

Wenn wir nun von diesen Schickungen sogleich werden auszusondern haben, was der *Μοῖρα* anheimfällt, und mit ihr auch dem Naturgesetz, so werden wir für die *Älter* stets die besondere

*) Man sehe in den Ausgaben des Sophokles, wie viel die Erklärer bisher über das *ἄργε ἄργε* gefabelt haben; der neuen Deutung stimme auch Hermann bei.

Götterschickung eines Leidens und Übels festhalten müssen, das sich die Menschen bereiten, ἀποδίδειν νόον, oder wenn sie durch ὕβρις die Rache der Götter auf sich ziehen; immer wird die Ate durch eine besondere Zuschickung bedingt sein und erst durch menschliches Thun herbeigeführt werden. Wichtig ist es dafür noch einer Verschiedenheit zu gedenken, welche den κόρος zum Sohne der Hybris und auch wieder zu ihrem Vater machte, und worüber sich Teich zu Pind. Ol. O. 13. so ausdrückt: Ὑβρις, Κόρου μήτέρα „ut secundum tritam sententiam (Theog. 153.) τίκτει κόρος Ὑβριν, ita vicissim Ὑβρις, Superbia, mater est Κόρου, Tædii suarum rerum et Invidiæ, ex qua aliena appetimus iisque potiri cupimus. Eandem fictionem sequitur oraculum Bacidis apud Herodot. S. 77. ubi Hora δία Διὸς σβέσσει χαίτας Κόρον, Ὑβριος νύον.“

Dürfen wir es demnach als ausgemacht in der Meinung der Griechen annehmen, daß der Mensch auch durch seine Superbia, seinen die Grenzen göttlicher Bestimmungen überschreitenden Frevel, mit einem Worte durch Hybris, die Ate und ihr Verderben auf sich ziehe, so fragt sich ferner, worin zeigt sich die Strafe der Götter, was ist der Inhalt, das Wesen der ἄτη, und worin zeigt sich die πλάγη θεῶν, (Eurip. Ion. 520.)? Was aber gewöhnlich mit ihrem Namen bezeichnet wird, kann auch zuweilen unter andern verwandten erscheinen, wofür hier nur λοιπὸς als Beispiel dienen mag, nach Pind. Nem. IX. 86. ἀμύνην λοιπὸν Ἐνναλίου, wie wir überhaupt bei Betrachtung der andern Gottheiten der Μοῖρα, Ἐγούρις u. s. w. werden zu bemerken haben, daß sie nicht immer genau nach ihren Wirkungen und ihrem Wesen unterschieden werden, sondern öfter genannt sind, wo man einen andern Ausdruck für entsprechend gehalten haben würde. Eben so wird die Hybris durch manches Synonymen vertreten, zumal wenn ihr Vergehen nach einer andern Seite aufgefaßt ist: wir nennen in dieser Hinsicht nur κέκος, Habsucht, die allerdings

mit in der *ἕξει* begriffen ist, aber auch selbständig erscheint und so sich der *αἰδώς* entgegenstellt, wie bei Pind. a. a. D. Vers 33, *αἰδώς γὰρ ὑπόκρυφα κέρδει κλέπεται, ἃ φέροι δόξαν*, veremundia enim latenter lucro vincitur, quae gloriam affert; obgleich *κέρδος* ein Vergehen kleiner Seelen ist, nichts Hochberziges mehr in sich schließt, wie es im siebenten Platonischen Briefe lautet: *συμκρά... ψυχῶν ἥδη τὰ τοιαῦτα ἀρπάζειν κέρδη φιλεῖ*. Sicher suchte daher Prometheus nicht das *κέρδος* kleiner Seelen, welche, der Natur des Fuchses ähnlich, schlau niedrigen Gewinn sich erschleichen, so daß man von ihnen wie von dem Fuchse sagen kann, *τὴν ἀλώμενα . . . κερδαλέαν καὶ ποικίλην* (Plat. Pol. II. 365.). Zwar heißt es in der Odyssee (ψ. 217.), πολλοὶ γὰρ κακὰ κέρδεα βουλευόμεν, aber den höchsten Gewinn hat doch nach Pindars schönem Ausdruck der, welcher im glorreichen Kampfe sich Ruhm erwarb unter Einheimischen und Fremden, *ὃς δ' ἀμφ' ἀέθλοισι ἢ πολεμίων ἄρται κῦδος ἀβρόν, εὐαγορηθεὶς κέρδος ὕψιστον δέσται, πολυτῶν καὶ ξένων γλώσσαις ἄκρον*. (I. 1, 50.)

Wir hatten vorher die Worte der Schrift angeführt, „er verflucht, welchen er will,“ und wollen nun weiter sehen, ob dies mit den Vorstellungen der Griechen übereinstimmt, oder ob ihr *βλάπτειν καὶ βλάπτεσθαι* einem Gesetze folgt und nicht von der bloßen Willkür abhängt, mit welcher, wenn man sie Gott zuschreibt, als höchste Macht, man ihm überhaupt nichts Besonderes verleiht; sie kann nur als eine menschliche Eigenschaft, als ein Attribut der *ἀνθρωπία* und *ἀφροσύνη* aufgefaßt werden, da der weisende und alle Erkenntnis in sich schließende Gott auch einen festen Willen hat, wie ihn das Schicksal richtig ausdrückt. Das *βλάπτειν* nun wird erklärt, zu II. II, 271, *βλάπτει δέ οἱ φίλα γράψαντα συνεπόδισε, καὶ τῆς κατὰ φύσιν ἐνεργείας ἔσφηλεν*, und man sagt *βλάπτειν ἔπαινος, πόδας, φρένας, ἦτορ, ἀνθρώπων*; zugescrieben aber wird es der Aithere, dem Zeus, der Aie,

indefß auch einem leblosen Gegenstande, ὅζω ἐνὶ βλαφείῃτε μυ-
ρούνω (H. 2. 39.), und ein also von der Gotttheit Geschlagener
heißt βροβλαβής, welches die Lexica auch erklären: dumm, read-
sinnig handelnd. Als solcher wird Attagas beim Herodot (1,
127.) bezeichnet; Aeschines aber stellt zusammen (p. 72, 32.) τὴν
βροβλαβείαν καὶ τὴν ἀφροσύνην, und Aesch. Pers. 831. sagt,
λήξαι βροβλαβοῦντ' ἀπικρόσω δοῶται. Außerdem finden wir
die βλάβη mit dem οὔστος und der μανία verbunden, von denen
wir gleich näher zu reden haben werden; so bei Dionys. A. R.
1, 24. οὔστω καὶ βροβλαβείᾳ ἀπεικονίζονται. In diesen Aus-
drücken liegt uns der Hauptinhalt des βλάπτειν vor; es trifft also
einen jeden, dessen Kraft sich gehemmt sieht, oder der in seinen
Entschlüssen und Unternehmungen nicht als ein Weiser, als ein
Überlegender handelt, sondern wie Herodot a. a. D. meint, ὥστε
βροβλαβής εἶναι. Analog wird nun auch ein verderblicher Mensch
eine βλάβη genannt, wie Elektra den Megistibos schilt (Soph. El.
301.),

ὁ πάντ' ἀνάγκη (Var. ἀναγκή) οὔτος, ἢ πᾶσα βλάβη,

ὁ σὺν γυναιξὶ τὰς μάχας ποιοῦμενος.

Beim Pindar aber wird von den Weisen gerühmt (Nem.
VII. 18.), daß sie der Habsucht nicht erliegen, durch sie nicht
Schaden leiden,

σοφοὶ δὲ μέλλοντα τρίτων ἄνεμον

ἔμαθον, οὐδ' ἐπὶ κέρδει βλάβην,

Sapientes vero futurum perendinum ventum praevident,
neque prae lucro damnum faciunt. Alles dieses bezeichnet uns
den Gegensatz des βροβλαβής als den, welcher von keinem feind-
lichen Geite in seiner Thätigkeit gehemmt, sich zugleich in seinem
Sinne nicht irren läßt durch irgend eine ungöttliche Lust, noch
von den Wegen der Götter abführen; am meisten βροβλαβής
wird sich aber später der ἀμαθής zeigen, indem wir bei Plato
im Alcibiades II. lesen, daß ἀφροσύνη mit der μανία identificirt

wird (139. B.), daß er die *ἁνομία* (Pol. II. 382. C.) mit der *μανία* parallel setzt, und gar (Tim. 86.) zwei Arten der *ἁνομία* bestimmt, den Wahnsinn und die mangelnde Erkenntniß, *ὅσο δ' ἁνομίας γένῃ, τὸ μὲν μανίαν, τὸ δ' ἀμαθίαν*. Alles dieses nun wird als Schlechtigkeit benannt, so daß wir (Plat. Pol. III. p. 400.) gemeinschaftlich auftreten sehen: *ἀνελευθερίας καὶ ὑβρεως ἢ μανίας καὶ ἄλλης κακίας βάσεις*, Worte, welche Schleiermacher wohl nicht recht genau übersetzt, wenn er schreibt: „So wollen wir denn dies, sagte ich, erst mit dem Dämonen berathen, was für Bewegungen wohl der Gemeinheit (*ἀνελευθερία*), dem Muthwillen (*ὑβρεως*), der Wildheit (*μανία*) und andern Schlechtigkeiten (*ἄλλης κακίας*) angemessen sind, und was für Zeitmaasse wir für die entgegengesetzten aufbewahren müssen.“

Zeigt sich nun die *βλάβη* *θεῶν* in solchen Wirkungen, so haben wir ferner den Grund dafür aufzusuchen, weshalb sie verhängt wird, und weshalb sich die Götter auch der *Ἀπάγη* bedienen um die armen Sterblichen irre zu leiten? Dabei ist indeß wohl nicht zu übersehen, daß die Griechen eben so wenig die Ursachen vieler Erscheinungen anzugeben wußten, ihr *διότι*, wie wir es wissen, und wenn auch manches im Laufe der Jahrhunderte einen sicherern Boden gefunden haben möchte, so bleibt Shakespears Wort,

There are more things in heaven and earth,

Than are dreamt of in your philosophy,

doch noch immer eine Wahrheit. Sehen wir daher vieles in Griechenland noch unbegriffen, oder feindlichen Dämonen zugeschieben, so darf uns das eben so wenig Wunder nehmen, als wenn man den Teufel heut zu Tage zur *causa efficiens* vieler Erscheinungen macht und gar häufig an ihn denkt, sobald ein Unternehmen nicht gelingen will.

Feindliche Götter also bewirken die *βλάβη*; seine Schützlinge wahrh. jeder vor derselben und wünscht sie dem Feinde oder dessen

Lieblingen antbum zu können: eine Ansicht, welche ganz einfach aus dem localen Wesen vieler Gottheiten folgt und in dieselbe Reihe zu stellen ist mit dem Jehovah, welcher sein Volk schütz gegen die *βλάπται* der umwohnenden Geschlechter. Auf diese Weise schütz Apoll Nium und den Hector gegen den andringenden Achill, und dieser *μή* *ὀχθήσας* redet ihn an, (Il. X. 15.):

ἔβλαψάς μ', Ἐκάεργε, θεῶν ὁλοῦσά τε πύκτων,
ἐνθάδε τῶν τρήψας ἀπὸ τείχεος.

Apollie aber verlangt, daß der Sterbliche dennoch sich seiner Gottbeit beuge und seinen Zorn mäßige (Vers 9.),

. . . οὐδέ γ' ὅ τ' ἰώ με
ἔγνω, ὡς θεός εἰμι, σὺ δ' ἀνπερχόμενος μεντείνεις.

Dasselbe geschieht von den Göttern nicht blos bei feindlichen Völkern, sondern in demselben Volke schützen sie ihre Helden. Il. 9. 771 wird vom Ulyss erzählt, er habe die Athene angerufen im Kampf mit dem Hektor, und sie hemmte feindlich dessen Lauf jenem den Sieg gebend,

. . . τοῦ δ' ἔκλυε Παλλὰς Ἀθήνη
γυνὴ δ' ἔπικεν ἰλαρχά, πόδας, καὶ χεῖρας ὑπερθεῖν.
ἀλλ' ὅτε δὴ γὰρ ἔμελλον ἐπαΐξασθαι ἄεθλον,
εἴς' Ἀἴας μὲν ὄλωθε θεῶν, — βλάψεν γὰρ Ἀθήνη —

so daß Hektor spricht:

ὦ πόποι, ἦ μ' ἔβλαψε θεὰ πόδας, ἣ τοπαῖος περ,
μήτηρ ὦς, Ὀδυσσεὺς παρίσταται, ἦδ' ἐπαρήγει.

Es ist wohl nicht nöthig, dies allbekannte Schutzverhältniß hier weiter auszuführen: es enthält als nächsten Gedanken die Wahrheit, daß jedem Helden, jedem der etwas unternehmen mag, ein göttlicher Wille zur Seite stehe, und da der unbefangene Geist es sich nicht recht veranschaulichen kann, daß derselbe Gott beide Kämpfer in einem Streite schütze, und sich von beiden Opfer und Gebete darbringen lasse, so vertheilt er dies ganz einfach in zwei verschiedene sich feindlich gegenübersiehende Persönlichkeiten, an Zeus

und die ihm entgegenwirkenden Mächte, mag es Hete oder Poseidon oder ein anderer sein: indeß möchte das Anrufen verschiedener Heiligen von beiden Theilen, oder des Gottes der Christen und der Heiden, als welchen man wohl noch den Teufel gedacht findet, kaum einen verschiedenen Sinn haben *) Aus diesem Naturverhältniß der persönlichen und der Völkerfeindschaft entwickelt sich jedoch allmählig ein geistig bedeutenderes, indem man nach dem Grunde fragt, weshalb ein Gott schütze oder verderbe, und so nach und nach den Begriff feststellt, daß die Guten und die guten Zwecke des Schutzes der Göttheit genießen, die Bösen aber seiner entrauben und so zu Grunde gehen. Mit dieser Stufe des Begreifens endet indeß sogleich wieder die bildliche und die künstlerische Darstellung solcher Verhältnisse überhaupt, da ja, wie gesagt, nie Begriffe, sondern nur Personen können zur Anschauung gebracht werden und Gegenstände. Auf einem unedirten apulischen Vasengemälde, dessen Mittheilung ich Herrn Professor Gerhard verdanke, finden wir die Ἀνίκη vorgestellt, wie sie dem die Philomele verfolgenden Iereus einen falschen Weg zeigt: man stelle dies begrifflich um, und sogleich ist das schöne Bild verschwunden; schon der Vers der Il. I. 21, *ῥῶν δὲ κακῶν ἀνίκη· βουλεύεται* (Zeüs), gestattet keine Verbildlichung mehr. Erkannte man nun Gott als Einheit und als das Gute, so mußte auch die ἀνίκη von ihm geschieden werden, wie die Finsterniß vom Licht, und

*) Um hier nur einen kleinen Beweis zu liefern von der Art, wie man in mythologischen Handbüchern dergleichen Fragen behandelt, geben wir aus Ludwig Schaafs Mythologie der Griechen und Römer eine Stelle, welche sich S. 215 der vierten Ausgabe (von Schinke) unter der Überschrift δαίμονες findet: „Vor und zu Homers Zeit, heißt es, lebte der Glaube an schützende Geister noch nicht in dem Herzen der Menschen, sondern jedes durch menschliche Kraft unermeßliche Ereigniß sendet ein Gott, den man nicht kannte und nannte, δαίμον. (Il. E. 138).“ Dasselbe heißt es nämlich vom Dionedot, er sei δαίμων ἱσος gegen den Apollon angeführt, *δαίμων ὅς τ' ἐστὶν τὸ κτῆνος ἐκείνου, δαίμων ἱσος* . . . So schreibt man Handbücher!

was unter viele Persönlichkeiten vertheilt, allenfalls noch mit dem Begriffe der Gottheit befehen konnte, durfte den Einen Gott und sein reines Licht nicht befehlen. Zwar mochte man noch von einer καλή ἀπάτη reden, aber es lief die Begriffsbestimmung doch endlich darauf hinaus, daß man sagte (Plat. Soph. 260. C.): ὁρθός . . . ψεύδους ἔστιν ἀπάτη, und daß man den Lügengeist mit dem Truge auch als Eins setzte, und so immer mehr die Elemente sammelte, welche später dienen den Teufel oder das böse Element nach allen Seiten hin auszumalen. Plato schreibt Legg. IX. 864. C. μετὰ σκότους καὶ ἀπάτης, und Pol. III. 413. C. lesen wir: εὐκαί . . . χορηγεῖν πάντα ὅσα ἀπάτη· damit ist schon der ganze Zauber des Bösen ausgedrückt oder seine verlockende Bezauberung. Auch was Göthe sagt: der Teufel ist ein Sophist, finden wir schon bei Plato angedeutet (Soph. 240. D.), τῆς τέχνης εἶναι τινα ἀπατηρικὴν αὐτοῦ (τοῦ σοφιστοῦ). Natürlich erinnern wir uns hier wieder des Bildes der Schlange, welche auch in dem Nothus vom Zeus, welcher unter der Gestalt der Schlange die Persephone verlockt, als verführend erscheint, sonst indeß mehr Sinnbild verjüngender Lebenskraft und ärztlicher Kunst geworden ist, während der Fuchs mehr die List des Bösen vorstellt. Daß die Schlange etwas anderes sei, als sie in der christlichen Vorstellung nach jüdischem Vorgange geworden ist, zeigt schon die ganze Art der ihr geweihten Verehrung, und die Unterscheidung der zahmen, den Menschen freundlichen, der Orakelgebenden und der Heilschlangen; auch als Bild der Ewigkeit kann sie kein Symbol oder Bild des Teufels sein, so daß wir selbst in unsere Vorstellung Widersprechendes aufgenommen haben. Wir brauchen uns, was die ganz verschiedene Ansicht der Griechen von der Schlange betrifft, nur eines Bildes des Askulap zu erinnern, wie es z. B. Pausanias beschreibt (II. 27.): κάσπεραι δὲ ἐπὶ θρόνου βακτηρίαν κρατῶν, τῇ δὲ ἐτέρᾳ τῶν χειρῶν ἐπὶ κεφαλῇ ἔχει τοῦ δράκοντος, καὶ οἱ νῦν παρακατακεῖμενος πεποι-

ται, und cap. 28 sagt er: δράκοντες δὲ οἱ λοιποὶ καὶ ἕτερον γένος ἐς τὸ φαεινότερον ῥέπειν, χρῶσι, ἀνθρώποις ἴμενοι. Also ist die Schlange an sich kein Bild des Bösen, sondern gewisse Arten, welche theils von den Lichtgöttern und den Heroen überwunden werden, wie die Python vom Apollon, die Lemnische Schlange vom Hercules, theils den oberen Göttern dienen, jemand zu verderben; wir erwähnen dafür nur der von Poseidon gegen den Laeoon abgeschickten Schlangen. Auch als böses Vorzeichen erwähnt Homer der Schlange (Il. M. 208.):

Τρώες δ' ἐρρήγμαν, ὅπως ἴδον αἰῶλον ὄφιν,
κείμενον ἐν μέσσοισι, Διὸς τέρας αἰγυόχοιο.

Ganz im Gegensatz davon dienen die δράκοντες wiederum zur freundlichen Ernährung eines Knaben nach dem Rath der Götter, und tragen Sorge für ihn, wie uns Pindar (Ol. VI. 45.) von Jamus berichtet:

. . . δύο δὲ γλυκυσσέας αὐτὸν
δαμόνων βουλαῖσιν ἐτρέψαντο δράκοντες ἀμρυγῇ
ὑπὸ μελισσῶν, καδόμενοι.

In der betreffenden Note faßt Boeckh die hieher gehörigen Momente also zusammen: „Dracones puerum nutrire omen est de futura vaticinandi dote; quo pertinent Melampodis dracones (Schol. Pyth. VIII, 64 etc.). Terrigenae enim dracones sunt; et Tellus mater ex profunda alvo mittere vaticinia olim visa est; unde Tellus ante Themidem Delphici oraculi praeses, ex cujus antro etiam Pythia divino furore impletur: et ibi quoque draco fuit ab Apolline interemptus: hinc etiam Trophonii antrum et similia. Sed horrenda monstra tenellum puerum sollicita cura affecti (καδόμενοι) alunt ὑπὸ μελισσῶν.“

Aus diesen Worten entwickelt sich die ganze Art, wie die Griechen die Schlange betrachtet und auch verehrt haben, ganz einfach.

Die

Die Erde, die Urprophetin, wie sie die Pythias in den Eumeniden anruft, (Vers 2.):

πρωτον μιν εὐχῇ τῆδε προσβέβωθεω
την προπόματιν Γαῖαν,

erzeugte auch die Schlangen, welche, wie alles Erdgeborne, alle Γηγενῆς, ὁ γηγενὴς στέρας γυγαίτων (Soph. Trach. 1060.), in ihrer ἀδικία von den gerechten Göttern mußten überwunden werden; *) ihr Leben in Höhlen und dunklen Schlupfwinkeln, neben ihren verderblichen Angriffen, ihrem tödlichen Gifte, machte sie außerdem zu einem Gegenstande des Schreckens, (H. Γ. 33.):

ὡς δ' ὅτε εἷς τε θρόνοντα ἰδὼν παλίντορος ἀπέστη
ὄφρας ἐν βίῳσθι, ἐπὶ τε τροίμοις ἔλλαβε γυῖα,
ἄψ' ὃ' ἀπεχώρηται, ὥχρως τὲ μιν εἰλε παρειῶς, . .

und man setzt sie deshalb auch zu Wächtern von Heiligtümern und verborgenen Schätzen, Hesiod. Theog. 333:

Κηρὼ δ' ὀπλότατον, θόρυμῳ φιλοθεῖμι μυθεύα,
Γαῖατος δεινὸν ὄφιν, ὃς ἐρμύνης κεύθευ γαίης
Πείραται ἐν μεγάλῳι παγκρύπτει μῆλα φυλάσσει.

Wir sehen daher die Giganten als schlangenförmige Ungeheuer und finden die Gorthiten, welchen die Schreden der Strafe, der Rache, des Fluches anheimfallen mit Schlangen bewehrt. Dies macht dann den Übergang zu ihrer weiteren Bestimmung als

*) Kallimachos sagt, L. P. 8: οἰκουσα τέχνηα, τῶν ἀδίκων ἥϊδ' ἀπὸ γηγενίων, und Hesiod. unter γηγενὴς ἀνθρώπος: κατὰ κοινὸν δὲ καὶ πάντες ἀνθρώποι τοιοῦτοι γηγενεῖς, καὶ τὸν λαβόμενον ἀπὸ γῆς ἔχοντες. Zetner ὁ τὰ γῆνα ὑπονοῶν (Suid.); ὁ γῆνα ἐργαζόμενος καὶ ἀμαρτάνων, (Hesyl.); und Method. Conv. Virg. p. 118, D. Μανρὰν ἀπερείσθαι κακίως καὶ τῶν γηγενῶν ὑπάρχειν. Immer hat sich, um das Gute, die Gerechtigkeit, die Tugend zu begründen, ein himmlisches Princip gegen das irdische müßen geltend machen, und wir sollten nach der Arbeit von Tugendtaufenden dazu herabgebracht sein, die Natur als eine göttliche, nicht erst wieder durch den Gedanken zu begründende Thatsache annehmen zu müssen. Wenigstens sollte man Annehmen und Erklären von Thatsachen nicht mehr Philosophiren nennen.

Werkzeuge selbst des Guten in der Hand der Götter, indem ein überwundenes Princip eben dadurch sich als solches zeigt, daß es nun dem Guten dienen muß: als Symbole des den Göttern als ihr reales Princip, als ihre Verbstätigung gegenüberstehenden Erblebens konnten sie eben sowohl einer Verehrung genießen, wozu auch der angegebene Naturunterschied der zahmen und bösen Schlangen beitrug. So wurde die Schlange nur Zeichen des absolut Bösen, sobald man das Erleben als das Böse, in ewiger Gottfeindschaft und nie von ihr überwunden sich hielt; christlicher Weise ist dies aber unmöglich, da ihr Christus das Haupt zertreten. Damit lehren wir eigentlich zu dem griechischen Standpunct zurück, in welchem die Schlange ein schon Überwundenes war.

Während die Schlange nun in der angegebenen Art begriffen wurde, schrieb man List und Trug, ἀπάτην, besonders dem Fuchse zu, welcher mit anderem Namen auch ἡ κερδῶ genannt wurde. Heißt es daher (1. Mose 3, 1.): „Und die Schlange war listiger denn alle Thiere auf dem Felde,“ so ist diese astutia oder κερδοσύνη, bei den Griechen eine Eigenschaft des Fuchses, so daß Eustath. (p. 1268. 8.) sagt: Μάλιστα δὲ προσηύδα τῇ ἐταίρᾳ κερδοσύνη ἡ κερδῶ ἀλώπηξ, ὅ ἐστιν ἀπατητικὴ, δολαρχία, und p. 1495, 8. κερδοσύνη habe man die δολιότης genannt, ὡς ἀπὸ τῆς κερδοῦς, ἣ ἐστιν ἀλώπηξ. Mit der διαβολία hat ihn Pythar (Pyth. II. 76 — 77.) zusammengestellt, wo von Rhadamantios gesagt ist, daß sein Herz sich nicht am Truge (ἀπάτῃσι) freue, wie er durch Ohrenbläser bereitet werde,

ἄμικτον κακὸν ἡμφοτέρους διαβολίαν ὑπεφάτιε,
ὄργαις ἀπένεξ ἀλώπειων ἔκδοι,

wo von den Erklärern Themist. Orat. XXII. p. 277 citirt wird: ἀλώπειον δὲ τοῦ μύθοιο πολλὰ καὶ ἄλλῃ μνημονεύειν ὑποφάσι καὶ ὅσα εἰς διαβολὴν εὖ ἔχοντα ἀπολλύονται. αἱ μὲν γὰρ αὐτὴν τῇ ἀλώπειαι περιτίθενται, δολαρχῶ καὶ ἀνάνδρῳ θηρόν, ποιεῖ δὲ ὑπ' αὐτῆς ἀλισκόμενα τῶν ζώων τὰ ἀλιμνίστα.

Derselbe Dichter vergleicht einen Helden dem Löwen und dem Fuchse (Pyth. III. 65.), *μῆτιν δ' ἀλώμεν*, wozu man Boeckhs Anmerkung vergleiche (p. 507.). Mag nun die Sage, der Fuchs stelle sich todt um Vögel zu fangen, begründet sein oder nur dichterische Fiktion, seiner Natur entspricht die List mehr als der Schlange, und in den Volksdichtungen erscheint er überall als der, welcher listiger ist, denn alle Thiere des Feldes, die Gott der Herr gemacht hatte.

Die Griechen haben τὸ ἀπατητικόν, seine Listen und Verrätherlichkeit, auch manchen Göttern als wesentliche Eigenschaft beilegt; indeß dienen sie dort mehr guten Zwecken, und den Verrug oder τὸ βλάπτεν als ausgehend von Einem Wesen, treffen wir nirgend an. Ist indeß dieses, um es schließlich noch einmal ins Auge zu fassen, wohl etwas anderes, als wenn es im Buche der Richter heisst (9. 22. 23.): „Als nun Abi Melech drei Jahre über Israel geherrscht hatte, sandte Gott einen bösen Willen zwischen Abi Melech und den Männern zu Eichen.“

Wir haben aber in der Stelle des Homer (T. 88.) gelesen, daß Agamemnon sich beklagt, es haben ihm Ζεύς, die Μοῖρα und die Erinnyes die Aie gesandt, und wir hätten nun die Verbindung, in welcher diese drei Mächte mit ihr stehen, näher zu berücksichtigen.

Das Freie ist dadurch frei, daß es sich ein Freies selbständig gegenüber stellen kann; dieser sein Gegenstand muß es selbst aber ganz in sich aufnehmen, muß sein Anderes sein in lebendiger, concreter Gestalt, muß ein Verderndes des Ersten sein und es nach allen seinen Theilen existirend und in beständigem Fluß begriffen darstellen: so ist es ein Anderes und das Andere des Ersten; der Geist ward Fleisch. In dem ersten, dem ursprünglichen Sein wird alles sich in schöner, in seliger Einheit finden, kein Moment dem andern widersprechend, jedes Einzelne für alle durchgängig sein; setzen wir es aber, und zwar nach der ersten Bestimmung eines Freien gegen das Freie, nach der eines Befreiten, aus den

Banden der anfänglichen Umschließung gelöst, entgegen dem Umschließenden, so werden wir jetzt lauter Selbständige treffen, welche den Anspruch machen als Selbständige zu existiren, sich gegenseitig stoßen, hindern und drängen, und in den mannigfachsten Widerspruch gerathen, indem jedes gegen das andere, und das ganze Existirende sich gegen sein Anderes als selbständig bewähren will: somit ist die Welt losgerissen von ihrem Schöpfer und jede einzelne Existenz von der andern, und wir finden die Existenz als ein διαγετόν. Das Bild jenes ursprünglichen Seins aber ist das Licht; das des Zerrissenseins, des ewigen Flusses, Zerstörtwerdens und Übergehens der Existenzen in einander ist das Feuer, welches nur das vom Licht sich losreisende und nun real existirende Licht ist: das Feuer ist aber so das Verzehrende aller Existenzen, gleich der existirenden Ewigkeit, der Zeit. Heraklit nannte die Welt πῦρ αἰζῶον, und der christlichen Ansicht ist das Feuer noch das Element des Bösen, des Teufels; sie redet von höllischem Feuer, während die Alten nur sagten: καὶ ὅλος τὸ μὲν πῦρ διασπαζόν ἔστι καὶ διαγετόν (Plut. de pr. frig. p. 932. B.); es ist das dirimirende, auseinanderreisende Element, aber eben so das alles in Fluß bringende und lebendig erhaltende, indem Fluß nur bei immerwährendem Gegenfasse der Momente denkbar ist: alles irdische Leben ist so durch das Feuer und sein Product die Wärme bedingt. *)

In der alten Mythologie nun sehen wir das Feuer dargestellt unter dem Bilde des Vulcan, Sohn des Zeus und der Here, nach Homer, oder der Here allein, nach Hesiodus (Theog. 729.), welche ihn gebor οὐ γυλόνῃσι μινύεσθαι. Wir übergehen seine weitere Geschichte und erwähnen nur, daß ihn Zeus aus dem Himmel stürzte, — denn nach seiner ganzen Natur hat das Feuer dort

*) Wenn Hegel sagt, Naturphil. S. 130: „dies existirende allgemeine Selbst der Materie ist das Licht,“ so möchte das nur der abstracteste Ausdruck dieses Verhältnisses sein.

keinen Plag und erregt das Gelächter der Götter, wenn es unter ihnen auftritt, — daß er bunte, als dieser stets pulsirende irdische Proceß, und daß er den Göttern ihre Häuser baute: denn ohne die Negation, welche durch das Feuer in sie gebracht wird, sind sie unbedauft, erhalten erst Wohnungen, wenn sie aus sich heraus tretende und schaffende, kunstreiche Mächte werden, wie sie sich im Hephästos und allen seinen Schöpfungen darstellen. Prometheus, welcher das himmlische Feuer entwendet und nun von sich rühmt, daß er die Sterblichen alle Künste erst gelehrt, ist eigentlich nur eine Urform desselben Gedankens, jedoch mit dem Beisage, daß hier ein unfreiwilliges Entäußern seiner im Zeus erscheint, während er nach Homer den Sohn selbst aus dem Himmel herabwirft. Dieser flog den ganzen Tag über und mit dem Sinken der Sonne fiel er nieder auf Lemnos und hatte wenig Leben noch in sich (H. A. 592 ff.).

πάν δ' ἥμαρ φερόμεν, ἅμα δ' ἑσπέρῳ καταδύντι
κάππεσον ἐν Ἀήμαρ· ὀλίγος δ' ἐστὶ θυμὸς ἔνθεν.
ἔνθα μὲ δίστις ἄνδρας ἄφραρ κομίσσεται πενόμενα.

Wollte man auch hieraus den Gedantengehalt entwickeln, so könnte man es etwa auf folgende Weise thun. Das Licht scheint nur in der Finsterniß; reines Licht ist unsichtbar, und muß gleich der Wärme erst eine Grenze finden um zur Erscheinung zu kommen: so fiel Hephästos den ganzen Tag und man erblickte ihn erst mit dem Abend, mit der eintretenden Finsterniß. *) In seinem irdischen Aufenthalt bringt Vulcan sodann alle die schönen und wunderbaren Gebilde hervor, welche ihm von den Dichtern zugeschrieben werden; versöhnt aber ist er mit dem Olomp durch seine Gemahlin, die Venus, das allvereinigende Princip, welche,

*) „Das Licht als solches ist unsichtbar; im reinen Lichte sieht man nichts, — eben so wenig als in der reinen Finsterniß; es ist dunkel und nächtig. Sehen wir im reinen Lichte, so sind wir reines Sehen: wir sehen noch nicht Etwas.“ Hegel Naturphil. S. 133—34.

die schönste der Himmlischen, dem häßlichsten unter den Göttern, welchen seine Mutter deshalb verbergen wollte, die Hand reicht: nennleich in kinderloser Ehe führt sie doch den Allerrissenen und Fremden, τὸν διαγερτικόν, zur Einheit und damit zur Göttheit zurück. Seine Schöpfung, die Pandora, werden wir noch später betrachten.

Im gefesselten Prometheus stellt Aeschylus diesen ganzen Vorgang etwas verschieden dar, da er ihn dichterisch zeigen und in Eins zusammenfassen mußte. Hephaistos ist darin die Macht oder der Herr des Feuers, welches als eine göttliche Macht Zeus den Sterblichen vorenthalten will; er will sie nicht frei entlassen, gebietet also dem Gotte des Feuers, den feuerbringenden Gott in der Wüste, am Saume des strobischen Landes anzuschmieden: denn Zeus darf die Obmacht sich nie entreißen lassen, und den andern Göttern ist alles verlihen, nur nicht zu herrschen,

ἄπαντ' ἐπράχθη πλὴν θεῶν κοίρατίν. (Vers 49.)

Hephaistos indeß hat nicht den Kuth den stammverwandten Gott, σφυγγῆ θεόν, anzuschmieden, *)

*) Drossen übersezt:

Doch ich — der Kuth ver sagt mir, einen verwandten Gott
Mit Gewalt zu schmieden hier an unmirthbar Gellüft.

Eben so die folgenden zwei Verse:

Und doch den Kuth zu haben zwingt Nothwendigkeit.
Des Vaters Wort misachten ist die schwerste Schuld!
πάντες δ' ἀνύμνηται μοι τόλμαν σκίζειν

ἱεροκλήνην ἥτις πατρὸς λόγους παρῶ.

Nach solchen Vorgängen wird man es wohl entschuldigen, wenn ich meistens die Worte des Textes selbst gebe, da sehr wenige Übersetzungen genügen, und wäre es auch nur in der feineren Zeichnung, im Bilde, wie gleich in den nachfolgenden Versen:

Hoch sinniger Sohn der weisen Themis, unbereit
Dich unbereiten soll in Eisenbanden ich
Unlösbar schmieden hier an menschenöden Fels.

τῆς θεοσοῦλου θεῖας αἰσινῆρα παῖ,
ἔκοντα σ' ἔκων δυσήετοισι χαλκῶμασι
σφοδρασσαμένω τῷδ' ἀπανθρώτῳ πάγρ.

τὸ ζυγανέ; τοι δαιμόν, ἢ ὀμίλια,

doch muß er ihn fesseln, und wenn auch Zeus niemals den Prometheus, als einen Gott, vernichten kann, so zeigt er doch seine Herrschaft. Wenn aber Krates, die Macht, im Abgehen dem gefesselten Gott zuruft,

ψευδοτύμως σε δαίμονας Πρωμηθεΐα
καλοῦσιν· αὐτὸν γὰρ σε δεῖ προμηθεΐως,
ὅτιν' εὐρόπῃ τῆσδ' ἀκακότητος τύχη;

so verkündet dieser mit Recht einen andern Gott, und zeigt daß er nicht ψευδοτύμως von den δαίμονας benannt sei, da er wohl die Erkenntniß und Offenbarung des Gottes ahnt und vordersah, welcher die Sterblichen nicht um das γέρας und das ἄνθος des Feuers beneiden würde, sondern es ihnen frei gewährte, sie, nach der obigen Andeutung, als der wahre Gott sich frei gegenüberstellte, und ebenso den Weg der Versöhnung des δαιμονίου schon bereitet hatte. *)

Wir haben hiemit unter dem Bilde des Vulcanus sogleich zusammengefaßt, was sich in der Entwicklung der mythologischen Vorstellung erst nach und nach herzubildete; erinnern aber können wir doch an die Hesiodischen und Orphischen Vorstellungen, nach welchen die Erde und der Himmel, welche die erste Ehe eingingen, und als deren Eiferer bei den Athenern gefeiert wur-

*) Prometheus, die großartig tiefinnigste Figur von allen, welche uns das Alterthum überliefert, kann gewiß mit vollem Rechte unter die Propheten gezählt werden, und man darf bei Aeschylus erhabenen Worten wohl an die Parallele erinnern: „Andern hat er geholfen und kann ihm selber nicht helfen,“ oder Psalm 22, 9: „Er klage es dem Herrn, der helfe ihm aus und erreue ihn, hat er Lust zu ihm.“ Hören wir dazu noch einmal Drogensen:

Falsch heiße Prometheus du der Vorbedächte
Den Göttern; selbst brauchst einen Vorbedächten du,
Mit welcher Wendung diesem Reiz du dich entwirrst.

Darum nicht ganz einfach so übersehn:

Falschnamig nennen Vorbedacht die Götter dich;
Denn du bedarfst nun selber eines Vorbedacht,
Wie diesem Schicksal du dich wohl entwinden magst.

den, *) in dieser die Parzen, die Centimanen und der Entlophen erzeugten. Der Vater aber, nachdem er erfahren, daß ihn die Kinder der Herrschaft berauben würden, stürzte sie in den Tartarus (Οὐρανὸς δὲ τῇ μυχθῆς γεννᾷ . . . καὶ Κύναιπας, Βρόντην καὶ Στερόπην καὶ Ἄγρην, οὓς καὶ δίστας παταγαράσσων, ἰκπιπύσθαι αὐτὸν ὑπὸ τῶν παίδων τῆς ἀρχῆς μαθόν. Athenag. XXIII. p. 18.). Eine Stelle des Hermias (p. 141.) sagt weiter, daß die Entlophen Urheber und Begründer aller Gestaltung seien, daß sie die Athene und den Hephästos alle Kunstfertigkeiten gelehrt und dem Zeus die Blige geschmiedet haben (. . . πρώτας ἀρχῆς καὶ αἰτίας τῶν πανταχοῦ σχημάτων τούτοις εἶναι τοὺς τοὺς Κύναιπας). Wie sehr aber die Griechen die Anschauung dessen gehabt haben, daß die Titanen sich als die zerschneidenden Götter, der Einheit des obersten Gottes, des Uranos oder des Zeus, wer er auch sei, entgegengesetzt, zeigt schon der Name, welchen ihnen Proculus (in Tim. p. 184.) beilegt, διασπαστοὶ θεοί; nur das Herz des Dionysos hätten sie unzerstückelt gelassen, das heiße, des Geistes untheilbares Wesen (Procul. in Crat. p. 118. ἐν τῇ διασπαρίξει τῶν τεσσάρων μόνῃ ἢ καρδίᾳ ἀδιαιρέτος μεῖναι λέγεται, τοὺν ᾧ τινι ἢ ἀμείνωτος τοῦ τοῦ οὐνίου): über die Siebenzahl der Theile indeß, in welche Dionysos zerlegt werden sei, sehe man die Schriften über die Orphiker nach, da sie uns hier nicht näher angeht. Festzuhalten haben wir nur, daß alle *αἰμίματα*, alles Gestaltete, der Wirkung des Feuers zugeschrieben wird, und daß die Entlophen und ihr Nachhaber, Hephästos, auf diese Weise als Herrn des zersüchtelten, ins Einzelne hinein gestalteten Weltalls sind, während Athene, aus dem Haupte des Vaters entsprungen, die ungetheilte Einheit jener zersplitterten Welt gegenüber darstellt. Diese Einheit muß sich stets als das Göttliche mit

*) Proculus in Tim. V. 29A. αἰετός ὁ γένος τῇ τάλει ταιότῃ. Πρώτην γὰρ τῶντων ἀποκαλεῖ τὴν τῆν καὶ πρῶτιστον γένον τὴν ἔκαστον αἰετὸς πρὸς τὸν Οὐρανόν κ. τ. λ.

ganzer Gewalt dem Einzelnen entgegen geltend machen, und es stets wider in seiner Episteln negiren; es erschien deshalb schon früh den Griechen als ein Heidnisches (τὸ δῖον αὐτὸ ἑθνομῶδες. Herod. I, 32.), welches dem Jüdischen kein Heilichen gönne. Eben so stellt es sich, freilich unter etwas anderer Ansicht aber mit denselben Wirkungen, noch bis auf diesen Tag dar, und muß es bis ans Ende der Tage, denn immer wird es das Viele in sich zurücknehmen wollen. Treten wir jedoch, von dem Bilde der bewußtlosen Natur absehend, ein in die Gebiete des Geistes, so zeigt sich hier im endlichen Geist dieselbe Zerrissenheit wie dort; der kunstreiche Hephästos, welcher aus dem Himmel geworfen wird, ist hier die Willkür, die freie Wahl, von welcher Schelling in seiner Schrift von der menschlichen Freiheit mit Recht sagt: „der reale und lebendige Begriff der Freiheit ist, daß sie ein Vermögen des Guten und Bösen sei; dieses ist der Punct der tiefsten Schwierigkeit in der ganzen Lehre von der Freiheit.“ Für unsere Untersuchung mag es indeß genügen anzugeben, wie weit es den Alten gelungen die Schwierigkeiten dieses höchsten Gegenstandes des menschlichen Bewußtseins zu lösen, in wie weit sie einen freien Menschen haben erkennen und der Gottheit gegenüber zulassen können. War es ihnen auch sträulich und nur Zeichen des menschlichen Verwirres, hierin den Rathschluß der Gottheit erforschen zu wollen, wie man dies vom christlichen Standpuncte aus so oft behauptet hat, oder dachten sie der Mensch könne wissen und doch der Gottheit nicht zuwider sein?

Während wir nun aber im Hephästos schon einen dem Gebot des Zeus gehorsamen, ihm unterworfenen Gott finden, welcher ausspricht:

ἐμμενέμεν γὰρ πατρὸς λόγους βασιλῆ,

ist der Kampf der zerrissenden, alles in Disharmonie versetzenden Erdmächte gegen den Zeus in einer früheren Epoche durch die Gestalt des Iuphens dargestellt, dessen Zeus erst nach langen und

schwierigen Kämpfen Herr werden kann, ein Ungeheuer mit hundert Schlangenköpfen, feurigen Augen und schwarzen Zungen, aus dessen Verbindung mit der Echidna der dreiköpfige Hund Orthrus, Cerberus, die Lemnische Hydra, die dreifache Chimära, der Hesperiſche Drache, der Kaulaſſiſche Stier, der Lemnische Löwe und die Sphinx entſprangen; mit ſeinen Schlangenkörpern umwickelt er den Zeus ſelbſt, welcher nur durch Argippan und Hermes befreit werden konnte. Heſiodus ſagt, daß, nachdem Zeus die andern Titanen aus dem Himmel vertrieben, die Erde zuletzt dem Typhoeus gehören habe (Theog. 820 ugg.).

αὐτὰρ ἐπεὶ Τηΐνας, αἰεὶ οὐρανὸν ἐξέλασε Ζεὺς,
δαίμοντα τῶν καὶ παῖδα Τυφώϊα Γῆνι πελώρη,

.....
πυρίων δ' ἐκ κεφαλῶν πύρ καίετο δαεσμένον.

Dieſer nun, ſähet das Gedicht fort, würde über Menſchen und Götter geherrscht haben, wenn es nicht Zeus alsbald erkannt und mit ſeinem Flüg alles erſchüttert hätte bis in die εἰσέστας γαῖας; in dem gewaltigen Kampfe aber

ἔξε δὲ χθονὶ πάσσα, καὶ οὐρανὸς ἰδὲ δάλασσα,
ſo daß Hades und die Titanen (ὑποταγέμενοι) mit dem Kronos erſitterten. Zeus verbrannte die Hüupter des fürchterlichen Ungeheuers und ſtürzte es in den Tartarus; in der Tiefe der Berge brennt ſeine Blut nun fort und ſchmilzt unter den Händen des Hephästos,

τίμαται ἐν χθονὶ δίῃ, ἐπ' Ἠραϊστου παλάμῃσιν,
ſo daß mit dieſem Sturz des Olymps Oberherrſchaft begründet iſt, da Typhoeus eben als εἰκων δαίμοντα εἰσῆεν. Seine Disharmonie mußte zur Harmonie zurückgeführt werden, denn auch geboren iſten hat ihn Ebla

Τυφώϊον ἐν γαίῃσιν, ἐνὰ κρατὶν Ἀφροδίτης,
und nach ſeiner Befiegung, heißt es, ſchnitt ihm Hermes die Schenken aus um ſeine Leber zu beſehen. Homer kennt ihn nur als

den schon überwundenen Widersacher des Zeus (H. B. 782 — 83.), und Pindar dichtet sehr schön, daß alle Feinde der Götter durch Kunst erstickt würden, wie Typhoeus, der unter dem Strande von Kumä und dem Ätna begraben sei; selbst Ares werde durch den Klang der Cithar besänftigt und von den Werken des Kriegeres zurückgehalten:

ὄντα δὲ μὴ περὶ ληκε Ζεὺς, ἀνέξεται Ζεύς
Περὶ δὴν πάντα, γὰρ τε καὶ τοῖτον κατ' ἀμαυρίαιτο,
ὡς τ' ἐν αἰνῇ Ταρταῖον κτεῖται, Σιών πολέμοιο,
Τυφῶς ἐκαστοντοκάρατος. *)

Wegen der Bildung des Typhoeus wäre nur noch zu bemerken, daß nach Ant. Lib. 28, Manil. Astron. 582. und Apollod. I. 6. 3. sein Leib mit Flügeln bedeckt ist, was sowohl der Natur des Feuers, als der des Windes, als welcher er oft genannt wird, durchaus entspricht. Auch darf dabei einer Bemerkung von Gerhard (Über die Flügelgestalten der alten Kunst) gedacht werden, welcher den alten Götterbildungen fast allein Flügel zusprechen möchte: „Zu mächtigerem Ausdruck der Göttergestalten war der sprechende Zusatz von Flügeln gewiß nicht selten willkommen; auch sind einige Spuren davon uns übrig geblieben, eben diejenigen, aus denen Winckelmann schloß (Monum. ined. I. p. 2.), die griechischen Götter der Ältesten Zeit seien sammt und sonders beschützt gewesen, in der That aber sehr wenige;“ denn, sagt er weiter: „diese edelste aller Kunstrichtungen ließ sich die dem Orient abgeborgte Beschügelung nicht dauernd aufzuringen.“

*) Ps. I. 13 sqq. Man vergleiche über die göttliche Macht des Gesanges, der goldenen Phorminx und der Stimmen der Pieriden, den ganzen Eingang der herrlichen Ode. Über den Ort an welchem Typhoeus zu finden sei, bemerkt Böckh, explic. p. 228: Quaecunque regio igni subterraneo uritur, in ea Typhonem poni bene voluit Artemo ap. Schol. hinc Aetna premittit injecta a Jove auctoribus Pindaro h. I. Olymp. IV. et Aeschilo, quod suo more exornat Ovid Met. V. 346 sqq. parvior in Fast. IV. 491 sq. Consentiant Apollodorus I. 6, 3. Hyginus Fab. 152.

Wir können hierbei schon vorläufig die Erinnerung einfügen, daß sich später τὸ καὶ ὀρθόν als dem Bösen, τὸ καλὸν als dem Guten zukommend auch in der Götter- und Dämonenbildung natürlich für die ganze griechische Kunst ergeben muß, sobald das Princip der Menschheit im hellenischen Göttersystem die Oberhand gewonnen und die widerstrebenden Mächte sich unterworfen hatte: nur diese werden und dürfen in ihrer Darstellung noch thierische Beimischungen tragen, wenn wir Eros, Nike und Hermes, bei welchem sie auf ein Minimum reducirt ist, davon abrechnen.

Es möchte nach dieser Darstellung nicht weiter nöthig sein ins Einzelne einzugehen und alle κινδύλα πυλάνου aufzuzählen, alle feuerspendenden Thiere und Drachen, welche gegen Typhons Göttermacht doch nur als sehr untergeordnet erscheinen würden, indem er sich überall findet, wo verborgenes Feuer brennt; seine Gewalt mußte gebändigt werden und dies geschah, sobald sich das Licht und Zeus Elige von dem Feuer unterschieden, über dasselbe erhaben zeigten, wie noch jetzt der Fortschritt aller Civilisation darin besteht, diesen Gegensatz in die Häuser einzuführen, während rohe Völker kein anderes Licht haben, als das verzehrende Feuer; ihnen leuchtet noch Typhon allein. Doch, sagt Pindar, τὸ παλαιόν οὐ στήναι κτλ (Fr. 256.); die Geschicke der Götter mußten sich vollenden und ihr mächtigster Feind, der alle Einzelgestalt trennend hervorrief, in die Ordnungen und Gesetze des Zeus eingeführt werden, so daß Ein Wille sich vollenden konnte; obgleich der Weltenuntergang wiederum durch das Feuer angedeutet von vielen angenommen wird (φθαρτὸν τὸν κόσμον κατὰ πύρασιν. Stob. Ecl. Ph. I. p. 416. über Anaximenes.).

In den philosophischen Systemen der Griechen werden wir bei der späteren Entwicklung die Gegensätze des Feuchten und Trocknen, des Warmen und Kalten u. s. w. eine große Rolle spielen sehen; sie gehen aber alle aus jener Uranschauung des Kampfes und Gegensatzes zwischen Zeus und Typhon hervor. In

dem Gedanken aber, daß das Mannigfaltige und Viele aus dem Einen sich entwickle und zu ihm wieder zurücklebe, erhob sich schon Heraklit, von welchem uns Plato im Gastmahl anführt (p. 187.): „Von der Kunst aber muß jedem offenbar sein, der nur ein wenig Nachdenken daran wendet, daß es sich mit ihr eben so verhält, wie mit jenen (der Heilkunde, der Gymnastik und dem Landbau), was vielleicht auch Heraklitos sagen will, denn den Worten nach hat er es nicht richtig ausgedrückt. Er sagt nämlich, daß das Eins in sich entzweit sich mit sich einige (τὸ ἓν διαφερόμενον αὐτὸ αὐτῷ συμμέσεται).“ Vorher hatte Plato vom Asklepios gesagt, er habe die Heilkunde dadurch begründet, daß er durch die Liebe und das Wohlwollen das Feindseligste und Entgegengesetzteste, das Kalte und Warme, Trockne und Naßte habe zu vereinigen gewußt: den gleichmäßigen Ablauf ein und derselben Bewegung läßt Heraklit durch ein heilsames Entgegenstreben unterbrechen (ἀντίστον συμμέσεται), und läßt aus dem Unterschiedenen die schönste Harmonie hervorgehen (ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἀρμονίαν. Arist. Eth. Nic. VIII. 2 f. 33.); alles aber, sagt er, entsände durch die Eris (πάντα κατ' ἐραν γίνεσθαι), ein Satz, auf welchen wir sogleich näher eingehen werden.

Haben wir nämlich das durch die titanischen Gewalten zerrißene Sein erkannt, welches so bestimmt ward, daß nun jedes Einzelne allem andern widerstrebe um sich selbständig zu setzen, ein wahrhaftes bellum omnium contra omnes, so erblicken wir unter diesem Bilde nun die Eris, die allgemeine und umfassende Vorstellung für alle streitenden und auch bildlich dargestellten Einzelwesen, die Discordia, die Zwietracht, eine Tochter der Nacht; denn aus ihrem Dunkel tritt das streitende, kriegsführende, sich wechselseitig in seinen Erscheinungen und Bildungen vernichtende All zunächst hervor; sie wirft den Apfel des Zankes sogar unter die Götinnen, deren Streit auf Zeus' Gebot ein Sterbli-

her entscheidet und die Liebe als die Schönste erachtet; denn nur sie kann die Eris entfernen, das Entgegengesetzte verschöner.

Homer nennt sie (Il. A. 441.) Ἄγρος ἀνδροφρόνιοι καὶ γήϊν' ἐτάρην τε, und sie wird als solche, als Erregerin des Streites und Haders κακή genannt; während alle Götter aus der Schlacht gerufen sind, bleibt sie allein zurück (Il. A. 73.):

... Ἐρίς δ' ἄρ' ἔχμαγε πολέστονος εἰσορῶσα.
οἷη γὰρ ὅα θεῶν παρεύχχασε μαρναμένοντι·
οἱ δ' ἄλλοι οἱ στυν πάρεσαν θεοί.

Im Kampfe mit den θεοὶ διαγεγεκοὶ konnte Zeus noch fürchten die Herrschaft sich entriszen zu sehen, aber die Eris gehorcht nur seinem Befehle und er selbst sandte sie ab zu den Kämpfenden (I. l. 4.), πολέμοιο τίρας μετὰ χερσὶν ἔχουσαν, in der spätern Darstellung dieses Begriffs jedoch werden wir sehen wie sie nicht bloß das die Schlachten der Männer erregende und Zwietracht säende Princip ist, sondern wie sie als Princip der Weltbildung aufgestuft wurde, wie man sagen konnte, πόλεμος ὁ πάντων αὐτίκῃ, und wie sie zum Guten gewandt als Wettstreiter ein ἀγαθὴ ἔρις wurde,

ἀγαθὴ δ' ἔρις ἔδε βροτοῖσιν. (Hesiod. Op. 11.)

Σχῆσι τὸ πεπωμένον οὐ πῦρ, οὐ σιδῆρον τείχος, nichts wird die ewigen Schicksalsbestimmungen jemals hindern sich zu erfüllen, und so wird sich der Sterbliche den seiner Existenz nothwendig anhaftenden Übeln stumm unterwerfen müssen; nicht Bitte nicht Gebet werden sie von ihm abwenden können, nicht der Wille des Zeus, (Aesch. Cho. 97.):

τὸ μόρσιμον γὰρ τὸν τ' ἐλευθέρων μένει,
καὶ τὸν πρὸς ἄλλης διαπορούμενον χερὸς.

Wie aber das Unheil, die Ate, in dem Kampfe der auseinandergerissenen, widersprechenden Existenzen liege, zeigten uns die Titanen, zeigte die Eris: beider Göttermacht unterliegt der Mensch und damit ist ihm, dem elenden Tagesgeschöpf, allerdings jedes

Übel der Zeitlichkeit verhängt; nimmer kann er ihm entinnen. Darf man dies Fatalismus nennen, oder wäre dieser so oft mißverständene Begriff nur anwendbar, sobald der Weltenschöpfer Gefäße des Jorns, zugerichtet zum Verderben, hervorgerufen hätte? — das ist's, was uns zunächst beschäftigen muß; denn hier scheidet sich das Übel vom Bösen, die Aite von der Erinnerung, wenn wir jene zuweilen auch allgemeiner gefaßt und für diese mitausgesagt finden mögen, da sie ja alles Unheil in sich schließt auch eine *ἀρετή*, *ἐργασία* sein kann; dagegen ist die Erinnerung nur eine Geburt des freien Willens und der That, deren Schuld der Hochgefühlte frei auf sich nimmt. Was hätten wir nun als das Übel zu bestimmen?

Das Böse liegt in der Gabe des freien Willens, in der Willkür, der Wahl, ist ohne sie undenkbar; also wäre das Übel das unfreiwillig uns treffende Unheil, und so ist es allerdings zu bezeichnen, wenn wir nämlich zuerst erkannt haben, was die Griechen freiwillig und unfreiwillig nennen, *ἐκὼν* und *ἀκὼν*, und wenn wir die ganze Bedeutung der *ἀναδία* aufgefaßt haben; denn der Hellenen dachte vor allen Dingen, daß er es in jedem Menschen mit einem Geiste zu thun habe, dessen That seine That sei, mag er sie *ἐκὼν* oder *ἀκὼν* vollbracht haben. Das wird uns den Begriff der Übel vielleicht in engere Grenzen schließen lassen, als man wohl anfangs vermuthen möchte.

Pindar unterscheidet (Ol. II. 17 — 18.) τὰ πεπραγμένα ἐν δόξῃ τε καὶ παρὰ δόξαν, das Gute und das Böse, und nennt danach jenes das nach der Gerechtigkeit Gehane, dieses die Ungerechtigkeit, als welche dasselbe auch von andern erklärt wird; indem aber der Begriff der Gerechtigkeit nur für den freien Geist existirt, so kann alles Übel, was die Aite außerdem anrichtet, nicht unter dem Namen des Bösen befaßt werden. Ist es nun gewiß, daß Gottes Rathschluß mit der Welt, oder die *Μοῖρα*, sich vollenden muß, und daß nichts ihre Erfüllung aufhalten wird, so bedarf

es weiter keiner Untersuchung, um festzustellen, daß die Übel von dem Bösen zu trennen sind, und daß wir des Schicksals Erfüllung in dieser Hinsicht nur als πάθος zu begreifen haben, als ein Leiden, welches sich unter der Form der Μοῖρα, als Naturnothwendigkeit, bis zur Μοῖρα πανόρωτο, als Ἄτη und Ἔρις aber in so fern es den Kampf des Widerstrebenden betrifft, oder auch unter mancher einzelnen Form darstellen kann, von denen wir hier, als die allgemeinste nur noch τὸ γῆρας hervorheben, welches Hesiodus auch unter den Kindern der Nacht ausführt: Νῆξ ῥά τε γῆρας οὐλόμενον (Theog. 225.), mit der Nemesis, der Ἀπάτη und der Φιλότης, und Plat. Tim. 81. sagt: εἴθιναι δὴ πᾶν ζῶον ἐν τοῖσιν κρατούμεον, γῆρας τε ὀνομάζεται τὸ πάθος. Derselbe fügt hinzu, daß solche πάθη nicht Leiden seien, da sie κατὰ φύσιν eintreten; Leiden und Schmerz gäbe es nur bei dem, was παρὰ φύσιν geschehe (ψυχὴ) λιπεύειν κατὰ φύσιν μετ' ἡδονῆς ἐξέπαυτο· πᾶν γὰρ τὸ μὲν παρὰ φύσιν ἀλγυνόν, τὸ δ' ἢ πᾶσι φύσει γιγνόμενον ἡδὺ καὶ πανάτος δὴ κατὰ ταῦτα ὁ μὲν κατὰ νόσους καὶ ἐπὶ τραυμάτων γιγνόμενος ἀλγυνός καὶ βίαιος, ὁ δὲ μετὰ γῆρας ἰὼν ἐπὶ τέλει κατὰ φύσιν ἀπονότος τῶν πανάτων καὶ μᾶλλον μετ' ἡδονῆς γιγνόμενος ἢ λύπης): eine völlige und schöne Ergebung in das Geschick der Endlichkeit. Was nun Jemandem παρὰ φύσιν geschieht, das ziehen sich die Menschen selbst zu; dies ist ἀλγυνόν, schmerzlich, und kann ἐπέμορον eintreten.

Wie nun aber die Geschehnisse der Natur nach ewigen Sagen geordnet sind und sich ausführen nach der ihr inwohnenden ursprünglichen Kraft, nach der göttlichen Energie, welche den Keim notwendig zur Blüthe und Frucht treibt, so gibt es auch ewige Ordnungen in dem Geschehnisse der Geister, und das Ziel der Geisterwelt ist eben so wenig dem Zufall anheimgegeben, wie das der natürlichen Welt: nur hebt sich hier ein Moment hervor, welches dort nicht auftreten konnte, nämlich der selbstbewußte endliche Geist,

Geist, dem sein Schicksal in seine Hand gegeben ist, der mit dem Geschick in Kampf treten kann, und zwar nicht wie die Natur in einen willenlosen, sondern dessen höchstes Streben freies Bewußtsein seiner selbst ist. Aber auch ihm sind seine Grenzen angewiesen, und ob wir gleich singen und sagen: Nil mortalibus arduum est, so lenken wir doch des Zeus Blicke auf uns, wenn wir *κατὰ δίκην* handeln und durch die *Hybris* angelockt uns den Befehlen der Gerechtigkeit entziehen wollen: dann treten die göttlichen Mächte rächend und strafend hervor. Klotho, Lachesis und Atropos sind die spätern Personificationen dieser Geschehnisse,

. αἱ τε βροτοῖσι
 γεινομένοις διδοῦσιν ἔχειν ἀκέρων τε καὶ νόον τε,
 αἱτ' ἀνθρώπων τε φέρων τε παραστάτας ἐρεποννύσι,
 οὐδέποτε λυγροῦσι καὶ δεινοῖο χόλου,
 πρὶν γ' ἀπὸ τῆς δακρυῆς κακῆς ὅταν ὀπίσῃς ἀμύδαρη. (Hes.

Theog. 218 sqq.)

Ofters finden wir, wie bei Pindar (Ol. I.), nur *κλωπὴ* genannt, welche den Sterblichen die Geschehnisse verhängt bei ihrer Geburt, und bei Homer und andern Dichtern ist auch *κλωπὴ* in demselben Sinne zu fassen. Sehen wir indeß hier unter verschiedenen Namen nur denselben Begriff vorgestellt, daß die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit, die des Schicksals oder des Zeus sich ausführen sollen, und sind nur die verschiedenen Momente, des ursprünglichen Bestimmens oder der Bewachung über ihre Ausföhrung, unter mehrere Personen vertheilt, so haben wir dann noch die Erinyen zu betrachten, welche sich auch als alte Götter ankündigen, und die Nemesis, welche letztere wir am besten durch Schellings schöne Worte zu charakterisiren glauben: „Nemesis ist ja doch nichts anderes, als jene unsichtbare Gewalt, die das was geschehen soll, zum wirklichen Geschehen bringt, und die dem Bestehenden feind ist, inwiefern es verhindert, daß das einmal Sein-

sellende sich vollende;" von denen aber, welche Gott wohlgefällig leben, wie die Hyperboreer, singt Pindar (Pyth. X. 41 sqq.):

ῥόδοι δ' οὔτε γῆρας οὐλόμενον κλέραται
ἰσθῆ γανυῖ· πόρον δὲ καὶ μαχᾶν ἄτερ
οἰκίσσας θυζόντες
ὑπὲρβιον Νέμεϊον.

Es scheint unnöthig hierbei zu wiederholen, was über sie in anderen Werken genugsam ausgeführt ist, da uns diese Gottheit hier für das Princip des Bösen weniger angeht und auch eine spätere verallgemeinernde Bildung ist, eine als selbständig hingestellte Eigenschaft des *Zeus nemesis*, welche Homer nur als Namen kennt und in den bekannten Formen, οὐ *nemesis* κ. τ. λ., oft anwendet; von höherer Bedeutung für unsere Aufgabe sind die Erinnyen. Sobald der Mensch freibewußt auftritt und mit dieser Freiheit, welche ihn als Menschen unzer trennlich anhaftet, auch zugleich alle Folgen seiner That auf sich nimmt, wachen über ihn die Erinnyen, die Rachegötter des Bösen, und wenn *Athena* ihr rächendes Schwert schärft gegen den Freveler, erscheint sie auch, κλυτὴ βυσσόφρων *Eumenis* (Aesch. Choeph. 640.), um Blutschuld und andere Vergehen zu strafen; auf wem der Fluch einer bösen That ruht, den verfolgt sie unablässig, bis Ate ihren Lauf vollendet, bis die Schuld gesühnt ist. Richtete sich also Ate als Unheilbringerin gegen die ganze Existenz des Irdischen und des Menschen in seinen Werken, in seinem ganzen Dasein, so ist die Erinnyis wesentlich geistiger Natur, und sie wird nur erzeugt durch Uebermuth und Frevelthat. Als einer alten Gottheit und einer strafenden kommen ihr auch die Schlangen zu, welche der rächenden Nemesis fremd sind; wir sehen in ihr noch ein Urbild jener einst als ungetheilt gedachten realen Göttermacht, welche mit dem irdischen Attribut Dienerin des Rechts ist: und weil sie noch durch aus dem strengen Rechte abhängt, das Blut fordert für Blut, so kann und muß sie den jungen Götterstamm verwerfen, da es

sich versöhnlich und den Bitten zugänglich beweist, die Gnade anerkennt, womit er über alles Recht hinausgehe und der Mörden uralte Macht breche (Aesch. Eum. 155.),

Τοιαῦτα δρῶσιν οἱ νεώτεροι θεοί,

κατοῦντες τὸ πᾶν δίκας πλόν.

Denn der ganze Begriff der Versöhnung, der Sühne einer Schuld, entwickelt sich erst später unter Zeus neuer Herrschaft und mit diesem Fortschritt verliert auch die Erinny's ihren strengen Charakter der Unversöhnlichkeit, da es nun für möglich gehalten ward, die zürnenden Götter zu besänftigen. Indem aber durch Versöhnung die rächende Strafgöttin herbeigerufen wird, führt sie zugleich die "Ατη mit sich, welche dann als Folge des Frevels angesehen wurde und welche wir hier zunächst unter dem Namen des Ολοστος und der μανία begreifen, da die Erinny's, indem sie sich gegen des Frevelnden Gemüth richtet, natürlich auch dies vor allem afficiren muß: mit einem Worte, wir treten aus dem Gebiete des bloßen Schadens und Unglücks in das der Seelenleiden. Die ψυχή und die ορεές sind es, welche wir nun als Sige des Bösen zu bezeichnen haben, da sie Sige des Willens und der Entschlüsse sind, und gegen sie wird sich also auch die Rachegöttin wenden, als eine wahrhafte Ἐγανὶς ορεών.

Seelenleiden und Schmerzen des Gemüths der tiefsten Art waren den Griechen eben sowohl bekannt, wie sie es noch heut zu Tage sind, und Schuld und Frevel wurde damals gebüßt wie auch jetzt; denn immer haben dieselben Gesetze der Gerechtigkeit sich in der Welt geltend gemacht, und ob unsere Erkenntniß eine höhere geworden ist, Gottes Fügungen sind stets denselben nothwendigen Bestimmungen gefolgt. In so fern aber der Mensch nur als Geist ein Mensch ist, müssen wir dieselben Erscheinungen der Geisterwelt damals wie an uns selbst beobachten können, und wir werden nur den Unterschied finden, daß wir mehr in Worten denken, die Griechen mehr in Nothen verkörpern, was in ihnen

und um sie vorgeht. *) Die *María* ist demnach für den Menschen als Geist das furchtbare Strafgericht der Götter, und so wird sie damals auch schon betrachtet; sie ist ein völliges Verschwinden des denkenden Geistes aus der Reihe der göttlichen Wesen und setzt ihn, in dem die Gottheit wohnte, unter die Stufe des Thieres herab, das doch seinem leitenden Instinct folgen kann; im Wahnsinn aber ist eine förmliche Vernichtung des Göttlichen im Menschen erkennbar: so straft die beleidigte Gottheit.

Sahen wir also in dem Wilde der *Ate* alle Unheilschickungen begriffen, so erscheint in den Erinnyen ein ganz anderes Princip, was wir mit Grund das Princip der Gerechtigkeit nennen können, während in den Zuschickungen der *Ate* vielfach Ungerechtigkeiten vorwalten. Diese entspringt ganz natürlich aus dem Polytheismus, welcher eben so in Ungerechtigkeit verfallen muß, wie die menschliche *πολιτοκρατία*, die Homer deshalb schon etwas nicht Gutes nennt. Indem nämlich jede göttliche Macht, jeder *δαίμων* und jede Gottheit, ihre Schützlinge vor Schaden wahrt, die des Gegners möglichst in Schaden und Unglück bringt, ohne einen andern Grund, als weil sie Feinde sind, so ist dies offenbar nur der in die Götterwelt übertragene Grundsatz, den auch Plato wiederholt, seinen Feinden müsse man den äußersten Schaden zufügen zum Nutzen seiner Freunde; wobei natürlich eine gerechte Zuschickung von Leiden nicht beachtet werden kann, da man nur Abwehr als Hauptsache im Auge behält und, diese als gerecht hingestellt, alle weiteren Übel, welche nur zum Ziele führen, für erlaubt und sogar für geboten achtet, und wäre es *τὰ τῶν πολέμων κλέψαι βουλεύματα* (Plat. Pol. I. 334. A.). Denn Gerechtigkeit

*) Die sehr Griechischland *οὐδαισμός* war, alles ins Gewand des Mythos kleidet, sehen wir aus seiner ganzen Mythologie; jeder Vorgang ward zu einer Mythembildung benutzt, und Wesen wurden geschaffen, welche nur Personifikationen eines Vorganges sind: man denke nur an den *Αἰζηός*, der weiter nichts verkörpert, als ein Bild des olympischen Wettkampfs. (s. Böckhs Erklärungen zum Pindar, p. 138.)

ist nicht möglich so lange τὸ βλάπτειν καὶ τὸ βλάπτεσθαι in vollem Umfange grundsatzlos besieht, was die Alten selbst sehr richtig erkannten und wofür wir nur an eine Stelle des Epiktur erinnern (bei Diog. L. X, 150): Τὸ τῆς φύσεως δίκαιόν ἐστι σύμβολον τοῦ συμφέροντος· εἰς τὸ μὴ βλάπτειν ἀλλήλους μὴδὲ βλάπτεσθαι, καὶ . . . ὅσα τῶν ζώων μὴ ἰδίῳ σκοπῷ ποιεῖσθαι τὰς ὑπὲρ τοῦ μὴ βλάπτειν ἄλλα μὴδὲ βλάπτεσθαι, πρὸς ταῦτα οὐκ ἔστιν οὐδὲ δίκαιον οὐδὲ ἀδίκον. Daher mußte der nach Einheit strebende hellenische Geist, welcher früh erkannte, daß mit dem Polytheismus Gerechtigkeit unverträglich sei, sich davon loszuarbeiten suchen, und er that es ohne auch nur von Anfang an die volle Ungerechtigkeit einer Vielherrschaft im Princip zuzulassen, indem er das Schicksal und seine energirenden Mächte, die Erinnyen, als Mächte der Gesetze des Weltalls in weitester Beziehung wirksam dachte, sowohl für die Geister als für die ἐπεμβασία der Natur selbst. Nur so ist der Ausspruch des Heraklit zu deuten, welchen uns Plutarch (de Exsil. XI. 377.) von ihm aufbewahrt: ἥλιος οὐχ ὑπερβήσεται τὰ μέτρα, εἰ δὲ μὴ, Ἐρινύες μιν δίκης ἐπικούρου ἐξενήσουσι, oder wie wir an einem andern Orte aufgezeichnet finden (de Is. c. 48.), ἥλιον μὴ ὑπερβήσεσθαι τοῖς προεόρισταις ὅροις, εἰ δὲ μὴ γινώσκας (Eobed schlägt vor zu lesen λίττας) μιν δίκης ἐπικούρους ἐξενήσουσι. In diesen Worten sehen wir ein tiefes Princip der Weltanschauung niedergelegt, ein Wirken des Weltgesetzes, welches die Sonne hindert aus ihrer Bahn zu weichen, wie sie den Göttern wehrt gegen das περπαμένον zu handeln, da ja selbst der Freie, wie wir beim Aeschylus lesen, seinen Bestimmungen nichts entgegenzusetzen vermag.

Nimmt man diesen Fundamentalsatz aus der griechischen Mythologie hinweg, so verfällt die Welt der Τύχη, der gottlosen Willkür, der Laune, und selbst wenn man denkt, es sei eine Unternehmung τύχη δῶν (Pind. Pyth. VIII. 55.) glücklich vollbracht

worden, so liegt diesem doch nur das alte Günstlingsverhältniß des *πλάττειν* und *πλάττεισθαι* zum Grunde, was für die Gottheit nicht zulässig ist, wie sehr es auch dem menschlichen Egoismus schmeicheln möge anzunehmen, es werde ein günstiger Geist für ein bevorzugtes Individuum eine Ausnahme von dem Weltgesetz machen oder zulassen. In consequenter Gedankenfolge wird solch eine Zulassung immer den Begriff der Gottheit, als einer nothwendigen Macht, auflösen, oder ihr wenigstens kleinliche Nothwendigkeiten unterlegen, die mit dem Weltganzen durchaus unvereinbar erscheinen; denn, um es hier noch einmal zu sagen, die Freiheit Gottes besteht nicht in der Willkür, daß er kann oder auch nicht kann, sondern in der freien Entlassung und Gegenüberstellung eines Freien aus seinem Schooße. Wie weit jedoch die Welt in ihren unendlich kleinen, und besonders die menschlichen Verhältnisse in ihren gar so oft kleinlichen Bestimmungen, Ordnungen und Satzungen, der *Τύχη* in die Hand gegeben sind, zu bestimmen, liegt von unserer Aufgabe fern, da sie nur nach dieser Seite hin verlangt, daß im Princip der Gottheit kein Zufall walte, und daß die ewigen Gesetze des Geschicks ihre unbeugsamen Mächte an den Erinnyen gefunden haben, welche gerecht und ohne Aufsehn der Person nach ihrer Nothwendigkeit eintreten; in wie fern sie geföhnt werden können, ist eine Frage, welche uns in einem folgenden Kapitel beschäftigen wird.

Von dem Begriffe der nach freier Wahl oder willkürlich gewährten Gunst der Götter, welcher der Verehrung der Fortuna zum Grunde liegt, ist eine andere Vorstellung unvertrennlich, die nämlich, welche die Hülf eines Gottes gegen die *πείρα* eines andern feindlichen anrufen läßt, und welche sich zu dem Ausdruck steigern kann, den wir beim Sophokles lesen (Oed. R. 215.): *Βαχχus, σκρίψας* deine Lichtfadel gegen den Ares, *καὶ τοὺς ἀνθρώπων ἐν θεῶν; θεῶν*. Sobald sich also die Einheit Gottes festgestellt hatte gegen den Polytheismus, mußte das geschehen, was

wir oben sagten, die griechischen Göttermächte mußten dem Christengotte gegenüber als böse Particularitäten erscheinen, ihre begünstigende Ungerechtigkeit mußte seiner Gerechtigkeit weichen und die Zerstörungswuth gegen ihre Tempel und heiligen Bilder aufrufen: das Reich der Vielherrschaft mußte in sich zerfallen, aber wohl zu bemerken, die Griechen hatten es schon selbst vernichtet durch Begründung des Begriffs der Gerechtigkeit. *) Auch der weitere Fortschritt entging ihnen nicht, der nämlich, welcher die Blindheit der Schicksalsmacht aufhob, und einen selbstbewußten, freihandelnden Gott mit der Nothwendigkeit des Schicksals vermählte; und wenn wir so auf der einen Seite die Erde mit all ihrer Zufälligkeit waltend erblicken, so fehlt ihr der höhere Gegenstand nicht, der einer die Welt nach seinem Willen zu ihrem Ziel führenden Gottesmacht: es bedurfte dann nur noch des richtig

*) Lebed berichtet darüber im *Aglaophamus* unter anderm: (T. II. 1309.) Nos igitur si sequimur auctores, Cobali Liberi Patria erant quasi paredri ex eo daemonum genere, quos Jungius nostras sive alio nomine Stillingius, vir in pneumatologia celebris, medioximos (Mittelgeister) vocat; eoque plus fidei acquirit D. Hieronymi testimonium, qui in Vita Pauli Eremitae narrat Sancto Antonio quondam in Thebaide ambulanti obvium factum esse homunculum, fere ut Satyri Faunisque pingi solent, aduncis naribus, fronte cornuta, pedibus caprinis, eumque interrogatum cujas esset, respondisse se unum esse ex incolis Eremiti, quos pagani modo Iacubos appellant, modo Satyros, oratumque venire, ut Antonius pro sua gente apud deum omnium rerum dominum intercedere velit. Et in universum de diis Graecorum medii aevi scriptores ita sibi persuaserunt, eos aut regis infernorum satellites fuisse et emissarios, quae suspicio maxime de Apolline ceterisque oraculorum praesidibus valuit, aut artis magicae facultate tanta edidisse facinora et miracula ut vulgo imperito divinitatis suae fidem facerent. Cedrent sententia est Hist. L. I. p. 16. D. Jovem omnium praestigiatorum, planorum, *magorum*, id est magorum, nequissimum fuisse. Ein anderer Autor schreibt: Fuit etiam Liber apud Thebas tyrannus magicae artis potestate conspicuus. Die blinde Verehrung des Mittelalters wies uns doch wenigstens nicht zu diesen Vorstellungen zurückbringen wollen, wenn ihr auch der wahre Werth der Alterthumswissenschaft für Staat und Kirche noch lange verbergen bleiben sollte, wie ein diabolisches Mysterium.

gefaßten Begriffs der göttlichen Gnade, um die Gottheit nach allen Seiten hin in Beziehung auf Welt und Menschen diesen vollständig zum Bewußtsein zu bringen, wozu die Lehre von der $\epsilon\lambda\chi\eta$ wesentlich mitgewirkt hat. Wir lesen bei Pindar (Pyth. II. 49.):

$\pi\epsilon\delta\epsilon\varsigma\ \alpha\pi\alpha\nu\ \epsilon\nu\ \epsilon\lambda\pi\acute{\iota}\delta\epsilon\sigma\iota\ \tau\acute{\epsilon}\mu\nu\alpha\varsigma\ \alpha\nu\acute{\epsilon}\tau\alpha\iota,$

wozu Böckhs Erklärung (p. 247.) also lautet: Pergit poeta in dehortando a *superbia* et malis artibus Hierone. Deus qui Ixionem ob impiam libidinem punivit, qui nebula obiecta scelestum ejus animum exploravit et fraudem in ejus perniciem direxit, ut illam rem sic *omnia perfeit optato et pro voluntate* . . . insolentes deprimit, alios gloria ornat. Damit tritt der Wille Gottes in die Anschauung; er wird Herr der Schicksalsmacht und bildet sich mehr und mehr, zunächst in dem Geiste der Philosophen, zu einem Einigen aus, dem alles unterthan ist. Denn wenn auch die Dichter dasselbe oft vom Zeus aussprechen und singen, $\tau\epsilon\lambda\alpha\varsigma\ \text{Ze}\ddot{\upsilon}\ \delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\sigma\tau\upsilon\ \epsilon\iota\varsigma\ \alpha\nu\theta\acute{\omega}\nu\ \epsilon\pi\epsilon\tau\epsilon\beta\omega\nu\iota\varsigma\ \kappa\alpha\tau\acute{\omega}\chi\eta$, wozu man nach andern Stellen auch $\epsilon\iota\varsigma\ \pi\epsilon\tau\acute{\omega}\nu$ setzen könnte, so verwirrt bei ihnen doch noch die Vielsachheit der Götterbildungen das Bewußtsein, und eben so auch die Meinung, daß die Sühne besonders Böckern zugetheilt wird: erst mußte also die $\beta\lambda\acute{\alpha}\psi\eta$, als von einem feindlichen Gotte ausgehend, aufgehoben und dann die Versöhnung in den Willen desselbigen Gottes gelegt werden, welcher auch den Widerspruch hervorrief; die disharmonische Natur des allzerstörenden, mordlustigen Ares mußte durch den Vater selbst und nach seinem Rathschluß zur Harmonie zurückgeführt werden, durch Überwindung des bösen Principes der $\alpha\delta\omega\lambda\iota\alpha$ und durch ihre Auflösung in das Gesetz der Gerechtigkeit.

Bevor wir indeß die Ungerechtigkeit, als das Böse, näher ins Auge fassen, bleibt uns noch übrig von einem Wesen zu handeln, welches der göttlichen particulären Rache dient, dem $\text{Ο}\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$, welchen Virgil folgendermaßen beschreibt, (Georg. III. 146. sqq.):

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
 Plurimus Alburnum volitans, cui nomen asilo
 Romanum est, oestron Graji vertere vocantes;
 Asper, acerba sonans: quo tota exterrita silvis
 Diffugiunt armenta: furit mugitibus aether
 Concussus, silvaeque, et sicci ripa Tanagri.
 Hoc quondam monstro horribiles exercuit iras
 Inachiae Juno pestem meditata juvencae.

Also um ihren Zorn auszulassen dient dieses Monstrum der Juno, welche den Gegenstand ihrer Rache wahnsinnig macht, und indem sie nur persönlichem Gefühl Raum gibt, eine Ungerechtigkeit begeht, während der von der Erinnyes verhängte Wahnsinn als eine gerechte Strafe erscheinen soll. Das führt uns wieder in die streitenden Principien der Persönlichkeit und der ewigen Geseze oder des Schicksals, und wir werden den Oestrus danach zu erklären haben.

Eine wunderbar verschlungene Mythenwelt ist die hellenische, so verworren für den ersten Anblick, wie die Geschichte des Lebens selbst, aus deren Labyrinth die irrende Menschheit auch nur die sichere und gewaltige Hand des Einen Gottes führen konnte, von dem man sagen möchte was Kratinus beim Athenäus sagt (6, 241, C.), ἔχει γὰρ χεῖρα κραταίαν, χαλκῆν, ἀνάμικτον, πολλὸν κραίτω τοῦ πικρὸς αὐτοῦ. Dem Schicksale sich willig unterwerfen, weil man senft die Erinnyes herbeizieht, und keine Gottheit in ihrem besondern Wirken beleidigen, um die Wuth des οἴστρος zu meiden oder anderer bösen Verhängnisse, und die Leiden der Ἄρη, und, möchte man auch durch Göttergeschick gefehlt haben, dennoch die ganze Schuld seiner Thaten und Handlungen auf sich selbst nehmen, um mit Oedipus zu jammern (Oed. R. 1329 sqq.):

Ἀπόλλων τὰδ' ἦν, Ἀπόλλων, ὦ φίλοι,

ὁ κακὰ πολλῶν ἐμέ,

κακὰ τὰδ' ἐμὰ πάρεα.

ἔπαινε δ' αὐτόχους πρὸς
οὐκ ἔχοντες τλήμων·

das war die große Aufgabe des Hellenen; und wenn irgend etwas anderes, hat diese die Heroen erweckt, und die ganze Nation zu einer heroischen gestempelt, gegen deren Anschauungen und Gesaltungen die unsrigen nur gar zu oft in kleinlichem Maßstabe erscheinen, fast pygmäisch. Denn für das Bewußtsein der modernen Völker ist mit dem Umsturz des Heidenthums durch den Gott, welchen sie nun im Geiste und in der Wahrheit anbeten sollten, die Gottheit meist eine so entfernt wirkende, ja gleichgültige Macht gegen die Welt geworden, die man dem Teufel anheimgegeben, daß an einen Heroismus für etwas so Verächtliches, wie die dasende Welt erschien, nicht mehr zu denken war, und daß der moderne Heroismus sich auf das Bezweifeln der Zeitlichkeit beschränkt, ohne eine irdische Frucht, welche für nichtswürdig gehalten ward, sondern allein um den Himmel zu gewinnen. Erst in den neuern und neuesten Zeiten machte sich unter dem Banner des Griechenthums eine Reaction dagegen geltend und wir werden, wenn sie kräftig durchgeführt werden kann nach dem Willen des Schicksals, wieder ein dem hellenischen nicht nur ähnliches, sondern ein durch die erhabenen Anschauungen des Christenthums noch geläutertes Heldenthum sich bilden sehen; zu seiner organischen Ausführung aber wird das griechische Alterthum sehr wesentlich beigetragen haben.

Nicht also dem allgemeinen Weltgesetz allein durfte niemand durch *ὕπερβασία* zu nahe treten, sondern auch die concreat bestimmte Gottesmacht mußte jeder ehren in seinen Handlungen, und indem er dem Zeus diente, Hete nicht verletzen, sonst sandte die zürnende Gottheit den Nestor gegen ihn, oder was anders in ihrer Macht sich an Werkzeugen ihrer Rache finden mochte: so lautete die Bestimmung des Polytheismus und schrieb damit eine genaue Moral, eine sehr besonnene Lebensführung vor, indem jede einzelne

göttliche Kraft auch als Gott gedacht und personificirt wurde. Sollte aber irgend etwas Brachtenswerthes ja unbeachtet bleiben müssen, dann galt es die höhere Macht zu schonen, sie gegen die niedrige anzurufen, und deren *ἄρη* oder *λοιγὸς* von sich abzuhalten. In der Erkenntniß dieser Konflikte unter den beleidigten Göttheiten, ober der Mittel sie zu versöhnen, bestand nun die griechische *Μαντία*, und deshalb spielen Männer, wie Tiresias und andere eine so bedeutende Rolle im griechischen Heldenleben. Da sich aber die andern *πύξη* und *κακά*, welche die Himmlischen senden, leicht hiernach begreifen lassen, verweilen wir zu näherer Erklärung nur bei dem Monstrum des Virgil, dem Oestrus, und zwar hauptsächlich nach des Aeschylus Darstellung seiner Wirkung an der Io, woran sich spätere begriffliche Bestimmungen leicht anreihen werden.

In der Tragödie des Aeschylus schildert die Io bei ihrem Auftreten ihren Zustand mit folgenden Worten:

χρῆς τίς αὖ μὲν ἐλάσσαν οἴστρος,
 εὐωλον Ἄργου γηγενοῦ, ἄλυν ὦ δαῖ,
 φοβοῦμαι τὸν μυριῶν ἐισορόντα βούταν.
 ὁ δὲ πορεύεται δόλιον ὅμῳ ἔχων,
 ὃν οὐδὲ κατακτόντα γυνὴ κεύθει.

Dann ruft sie den Kroniden an, weshalb er ihr so schwere Qual auferlegt und fleht, sie mit Feuer zu vernichten oder den Meerungeheuern zum Raub zu geben, um nur dieser Angst des Irrthums und des Wahnsinns, des Desirns, sie zu entreißen:

τί ποτέ μ', ὦ Κρόνιε παῖ, τί ποτε,
 τί ποτε ταῦδ' ἐνέχευας εὐχὼν
 ἄμμοροῦσαν ἐν τιμοναῖσιν;
 οἴστρηλάτῃ δὲ δαίματι θεϊαίαν
 περιάροπον ὥδε τείρεις;

Nachdem Prometheus sie begrüßt, nennt sie ihr Leiden, *πρόσπον νόσον*, *ἃ μαχαίνει με χροῦσα κίτροισι φοιταλόισιν*, und wir

gewinnen so ein vollständiges Bild einer solchen gottverhängten Plage, welche sich gleich noch allgemeiner darstellen wird, sobald wir das Wesen der *μαρτία* überhaupt bezeichnen, als eines gänzlichen Verlassens der Gottheit, als ein Abwenden von ihr, das den Eleuden durchaus seines Bewußtseins beraubt, der Leuchte seines Lebensreges, und ihn den Erdenmächten, den *γηγερεῖς*, wie auch Io den Argus nennt, ganz in die Arme stürzt: wie damit nach einer früheren Andeutung die *ἀμαρτία* im Zusammenhange stehe, wird sich schon jetzt deutlich ergeben.

Um indeß hier noch der philosophischen Vorstellung vom *οἴστρος* und seiner Wortbedeutung zu gedenken, erwähnen wir einiger Stellen des Plato, welcher die Pein einer von dem Geliebten getrennten Seele ähnlich dem Zustande schildert, in welchem Io erscheint: „Ist die Seele aber getrennt von dem Geliebten und wird trocken, so hemmen wieder die Mündungen jener Auenwege, wo das Gefieder durchbricht, indem sie sich zusammenschrumpfend schließen, den Trieb des Gefieders, dieser also mit dem Reiz eingeschlossen hüpfet wie die schlagenden Adern, und sticht überall gegen die ihm bekannten Öffnungen, so daß die ganze Seele von allen Seiten gestachelt umherwüthet und sich abhängiger (*ὥστε πάντα κειτομένη κίχλη ἢ ψυχὴ οἴστρον*); hat sie aber wieder Erinnerung des Schönen, so frohlockt sie. Da nun beides so mit einander vermischt ist, bangt sie sich über einen so widersinnigen Zustand und aus dieser Unruhe geräth sie in Geistesverwirrung (*ἀποροῦσα λυγρῇ*), und bei diesem Wahnsinn (*εἰμωανὶ οὔσα*) kann sie weder des Nachts schlafen, noch bei Tage irgendwo ausdauern, sondern sehnüchlig eilt sie immer dahin, wo sie den, der die Schönheit besitzt, zu finden hofft.“ Danach also erklärt sich schon deutlicher der *οἴστρος* als ein Erlöschensein des Göttlichen in der Seele, was noch klarer einleuchten möchte durch die Stelle in der Republik (IX, 517.), in welcher das Elend der von einem Tyrannen gefeglos und jügellos beherrschten Staaten beschrieben

wird als der Zustand einer ehrlosen und unfeligen Knechtschaft.^{*)} Dergleichen wird, wenn wir den Mann mit einem so beherrschten Staat vergleichen, seine Seele voll Unfreiheit und vielfältiger Knechtschaft sein, und gerade die Theile derselben in Knechtschaft sein, welche die edelsten waren, und nur ein kleiner und zwar der werthloseste und ausschweifendste wird herrschen. Beide nun, Staat und Mann, in einer solchen Lage, thun am wenigsten was sie wollen, sondern eine so tyrannisch beherrschte Seele wird „immer vom Stachel mit Gewalt getrieben, immer voll Schrecken und Neue sein.“^{**)} καὶ ἡ τυραννομένη ἀρα ψυχὴ ἥμισυ ποιήσει ἂν αὐτὸ βούληται, ὡς περὶ ὅλης ἐπιτεῖν ψυχῆς· ἀπὸ δὲ οὐδενος αὐτὴ ἐλκομένη βίῃ ταραχῆς καὶ μεταμελείας μοστὴ ἔσται.

Was diese Stellen sagen, ist nicht etwas einzelnes in der griechischen Literatur, sondern es ist allgemeine Anschauung der Nation und der ganze Grund ihres geistigen Bewußtseins, daß wer das Göttliche verlasse in Wahnsinn verfallt, womit wieder die

*) Dasselbst heißt es, nach Schilderung des Unheils, welches Diebe, Räuber und Mörder in einer Stadt anrichten können, (p. 573): Συμφορὰ γὰρ, ἴσθι, κατὰ λόγους, δὴν ὅλγοι ὦσι οἱ τοιοῦτοι. Τὰ δὲ συμφορὰ, ἦν δ' ἰσχύς, πρὸς τὰ μενόμενα συμφορὰ ἔστιν, καὶ ταῦτα δὲ πάντα πρὸς τυραννὸν ποιεῖται τε καὶ ἀδύνατον πόλεως, τὸ λεγόμενον, οὐδ' ἔταρα βάλαι. ὅταν γὰρ δὲ πολλοὶ ἐν πόλει γίνωνται οἱ τοιοῦτοι καὶ ἄλλοι οἱ ζυνεχόμενοι αὐτοῖς καὶ αἰσθάνονται ταυτῶν τὸ πλεῖθος, τότε οὐτοὶ εἰσὶν οἱ τὴν τυραννὸν γινώσκοντες μετὰ δόμου ἀνάσσει, ἐκείνων δὲ αὐτῶν μέγιστα αὐτὸς ἐν αὐτοῖς μέγιστον καὶ κλειστόν ἐν τῇ ψυχῇ τυραννὸν ἔχει. Man vergleiche, was schon oben (S. 35—36) darüber gesagt wurde; denn überall in Griechenland wird sich uns das Gesez als das Göttliche, die Willkür als das Gottensfremdete, als eine Manie zeigen, indem, wie Plato es hier ausdrückt, der Tyrann in seiner Seele selbst den größten und stärksten Tyrannen hat, einen in die Irre treibenden νόστος, den wir, so gedacht, wohl als ein absolut Böses erklären dürfen. Doch wir greifen der Entwicklung des Textes vor.

**) Nach Schleiermachers Uebersetzung. Wie wenig dieselbe an solchen Stellen das Original erfassen könne, ist aus diesem Beispiele allein ersichtlich; auch daß βίῃ den Gegensatz zu der gesetzlichen Ordnung bilde, möchte aus dem „mit Gewalt getrieben“ nicht ganz hervorleuchten.

ἵζεας zusammentrifft; denn so lesen wir beim Sophokles (Oed. Col. 1534 αηη.):

. . . . αἱ δὲ μυρία πόλεις
 πᾶν εὖ τις οἶσσι, χαδίως καθύψωται,
 πρὸ γὰρ εὖ μὲν, ὅψ' δ' ἐξορῶσ', ὄραν
 τὰ παῖ' ἀφ' οἷς τις εἰς τὸ μαίνεσθαι τραπῇ. *)

Ist nun der ὁστρος ein „durch den Zorn einer beleidigten Gottheit verhängtes rastloses Umgetriebenwerden, so erkennen wir in der *μανία* nur denselben auf die höchste Spitze gedachten Zustand des Irrens und des Irrthums; es ist das völlige Verstummen der göttlichen Stimme, welche allein herrschen soll, in der Seele des Gottlosen, der nicht mehr weiß, was er thut. Halten wir jedoch dieses fest, die *ἀμαζία*, die Erkenntnislosigkeit, das allgemeine Nichtwissen, so gewinnen wir einen sehr weiten Begriff dessen, was schon oben als *ἀνοια* in ihren beiden *γένει*, der *μανία* und *ἀμαζία*, erklärt wurde. Die Begriffsentwicklung entnehmen wir wiederum aus Plato.

Νόστον μὲν δὲ ψυχῆς ἀνοίαν ἐν γυμνασίοις, δὲ δ' ἀνοίαν γένει, τὸ μὲν μανίαν, τὸ δ' ἀμαζίαν lesen wir im Timäus (s. oben S. 76), an einer Stelle, wo zugleich das berühmte Wort ausgesprochen wird: *κακὸς μὲν γὰρ ἐκὼν οἰδεῖ, διὰ δὲ ποτηρῶν ἔστι τιτὰ τοῦ σώματος καὶ ἀπαιδευτον τροφήν δ κακὸς γίγνεται κακὸς, παντὶ δὲ ταῦτα ἐχθρὰ καὶ κακὸν τι προσγίγνεται.* Fälschlich werfe man denen vor, welche unter *ἀσκατία*, intemperantia, leiden, daß sie es freiwillig thäten; denn selbst Übermaaß der Freude oder des Schmerzes sei ein Seelenleiden, welches dem Menschen die besonnene Wahl unmöglich mache, und

*) Denn wohl bemerken's, ob auch hier, die Götter, wenn Zum Trevel Einer sich gewandt vom Göttlichen.

Nach Donners Übersetzung.

Wie man sieht hier „Trevel,“ was eben sowohl eine einzelne Handlung sein kann, gegen den ganz allgemeinen Begriff des *μαίνεσθαι*, des Wahnsinns der gefesselten *Hybris*.

mit seinem Willen schlecht sei niemand; jeder Schlechte befinde sich im Stande der Unfreiheit und müsse durch richtige Erkenntniß und rechtes Maas zur Freiheit geführt werden; jeder Freie aber sei gut: das ist die größte Lehre und die höchste Erkenntniß des Göttlichen im Menschen, welche uns das Alterthum hinterlassen. Um so mehr deshalb jemand Mensch ist, und sich als Herr seiner Handlungen zeigt, um desto mehr wird er sie alle auf sich nehmen, als mit seinem Willen geschehen, und nicht den Stand der Unfreiheit verschüßen, der ἀμαρτία oder μανία, der unabhätlichen ἀνομία, welche das Gesetz vielleicht für den Schulbigen in Betracht ziehen aber der Heres niemals für sich in Anspruch nehmen kann: sie wäre sein größter Schimpf, und ist das einzige Übel, was Plato zuläßt; denn was man von dem Schimpf sage, daß jemand ἐκὼν κακὸς wäre, so sei dieser unbegründet: καὶ σχεδὸν δὲ πάντα ὅποσα ἡθελῶν ἀκρατία καὶ οὐκ ἐκὼν ὡς ἐλαττωτέρων λέγεται τῶν κακῶν, οὐκ ὁρῶνται οὐκ ἐπιτίθεται. Über die größte ἀμαρτία aber drückt sich Plato (Legg. III. 659.) so aus, es sei diejenige, welche das Schöne und Gute kennend es hasst, und das Schlechte und Ungerechte liebt, τὴν ὅταν τῷ τε δόξαν καλὸν ἢ ἀγαθὸν εἶναι μὴ φιλῇ τοῦτο ἀλλὰ μισῇ, τὸ δὲ πονηρὸν καὶ ἀδικον δοκοῦν εἶναι φιλῇ τε καὶ ἀπαρέσθαι, und weiter über die ἀνομία ὅταν οὖν ἐπιστήμῃς ἢ δόξαις ἢ λόγῳ ἐναντιῶται, τοῖς φίλοι ἀρχικοῖς, ἢ ψυχῇ, τοῦτο ἀνομίαν προσαγορεύω. Diese ἀνομία sei der Verberb der Einzelnen und der Staaten, und wie sie die Seele nicht beherrschen könne, so müßten unwissende Bürger der Art auch von der Regierung abgehalten werden, und wären sie die scharfsinnigsten und beredesten und besäßen alles was den Geist ziere und seine Schnellkraft befunde; ihnen sei ὡς ἀμαρτίαι οὐκ ἐπιδοτοί, ἀν καὶ πάντες λογιστικοί τε ὦναι καὶ πάντα τὰ κοινὰ καὶ ὅσα πρὸς τάχος τῆς ψυχῆς περὶ πάντα διαπεποιημένοι ἅπαντα; denn wie sollte ohne Zurechtweisung auch nur das geringste εἶδος von Einsicht und besonnener Leitung

möglich sein. *) Wie indeß diese *ἐννομία*, dieser göttliche Einklang aller Kräfte und Bewegungen, herbeizuführen sei, werden wir erst im Folgenden sehen, wo vom Auflösen des Gegensatzes die Rede ist. Hier wäre nur vorläufig noch zu bemerken, daß mancher einen Gegensatz, welcher ein aus Gott selbst entsprungener und durch ihn erschaffener ist, nicht für so stark halten könnte, daß es besonderer göttlicher Veranlassungen bedürfte um ihn zu überwinden, sondern daß die Gottheit auch wohl leichteren Kaufs mit ihm fertig werden möchte, indem nur ein gongleiches, ursprünglicher, ein gewordenener Gegensatz, alle Mittel und Kräfte der Gottheit gleichsam zu seiner Besiegung, zu seinem Sturze herausfordern könnte; doch würde solcher unphilosophischen Behauptung alle Einsicht in die Dialektik fehlen, und die ihr seit Platon zugewandte unendliche Arbeit des Geistes wäre fruchtlos verstreut, wenn wir in einen ursprünglichen Dualismus, welcher auch keine Erscheinung, weder der Physik noch der Geisterwelt zu erklären im Stande ist, zurückzukehren sollten: dies wäre ein wirklicher Einsturz der Dinge, eine *καταβολή*, welche selbst die Macht Gottes widerherzustellen, und wir's auch durch einen ungebornen Mittler, nicht im Stande sein dürfte. Wollte man aber der Gottheit nur zu ihrem Ruhme eine desto höhere Aufgabe stellen, so glaube ich, daß es an der durch die Dialektik zu begründenden, als einer ihrer Würde und ihrer Erhabenheit vollkommen entsprechenden durchaus genügen möchte. Eine Stelle aus Hegels *Phänomenologie* (p. 15.) wird zu näherer Erläuterung dieser Bemerkung dienen: „Das Leben Gottes und das göttliche Erkennen mag also wohl als ein Spielen der Liebe mit sich selbst ausgesprochen werden;

diese

*) Plato sagt *νοητικὸς οὐρανός*; doch könnte die Uebersetzung Weisheit, *proleptia*, einen schiefen Sinn geben, da die *νοητικὴ* hier, der *ἀναδία* entgegengesetzt, eine energisirende Weisheit ist, nicht ein philosophisches Wissen; auch Klugheit ist nicht erschöpfend, da sie auch dem getadelten Unweisen zu kommt, als das *λογιστικόν*.

diese Idee sinkt zur Erbanlichkeit und selbst zur Tathheit herab, wenn der Ernst, der Schmerz, die Schuld und Arbeit des Negativen darin fehlt. In sich ist jenes Leben wohl die ungetrübte Gleichheit und Einheit mit sich selbst, der es kein Ernst mit dem Anderen und der Entfremdung, so wie mit dem Überwinden dieser Entfremdung ist. Aber diese Ansicht ist die abstracte Allgemeinheit, in welcher von seiner Natur, für sich zu seyn, und damit überhaupt von der Selbstbewegung der Form abgesehen wird. Wenn die Form als dem Wesen gleich ausgesagt wird, so ist es eben darum ein Mijßverstand, zu meinen, daß das Erkennen sich mit dem An sich oder dem Wesen begnügen, die Form aber ersparen könne; — daß der absolute Grundlag oder die absolute Anschauung die Ausführung des ersten oder die Entwicklung der andern entbehrlich mache. Gerade weil die Form dem Wesen so wesentlich ist, als es sich selbst, ist es nicht bloß als Wesen, d. h. als unmittelbare Substanz, oder als reine Selbstanschauung des Göttlichen zu fassen und auszu drücken, sondern ebenso sehr als Form, und im ganzen Reichthum der entwickelten Form; dadurch wird es erst als Wirkliches gefaßt und ausgedrückt."

Schon oben (S. 52.) haben wir uns über das Zweifelsassen der Gegensätze ausgesprochen und fügen hier nur noch hinzu, daß dieses stets das Streben der griechischen Philosophie blieb, so daß Aristoteles selbst die *ἀπαιτη* als das Andere der *ἐκπαιτη* mit Recht aufsaßte (*ὁμοῦ δὲ καὶ ἡ ἀπαιτη καὶ ἡ ἐκπαιτη τῶν ἐκπαιτη* ἡ αὐτὴ *ἐκπαιτη*, de A. 3, 3.1. Demgemäß werden wir die *ἀνομα* durchaus als das Andere des *νόμος* begreifen müssen, und wenn Pindar in einer schon berührten Stelle denselben den *καὶ τὸν νόμον* einer Einheit nennt, den *integerimus* interpret, so ist die *ἀνομα* eben der vollkommenste Ausdruck alles un göttlichen Wesens und des Standes der gottentfremdeten Unfreiheit, in welche die Seele durch Leidenschaften und jedes Uebermaß sich

geführt steht. Haben wir demnach die beiden Arten der *ἄνομα*, die *πορτία* und die *ἀμαθία*, in diesem Sinne zu begreifen, so erkennt man leicht, wie jene als höchste Strafe der Götter konnte aufgelegt werden, und wie die *ἄρε*, wenn sie Seelenunheil anrichtet, den Wahnsinn erzeugt. Fern lag deshalb den Griechen eine spätere Ansicht, als habe der Teufel oder die gefallenen Engel den Menschen die Philosophie und Erkenntniß überhaupt gebracht, worüber man eine bekannte Stelle bei Justinus, Apol. II. 5. vergleiche, da sie das *μαίνεσθαι* in der angegebenen Art definiren. Ganz natürlich wird daher dieses dem Ares zugeschrieben, der wilden Kriegswuth und dem zerstörenden Feuer, ja von dem Eubiden heist es im Homer (II. E. 185.), οἷον ὅγ' αἶνυτε ποδὶ τὰδε μαινεταί. Dieses leitet uns zu einer andern Ansicht der *μαρία*, als einer Gottbegeisterung, hinüber, zu dem *ἐνθουσιασμός*, welchen wir im Phädrus als etwas Erhabenes und nicht Schimpfliches gepriesen sehen, nach einer gewissen Annahme, deren Ausföhrung hier nicht am Orte ist, von der es aber im Timäus (p. 71.) sogleich wieder heist, daß die *μανία*, über welche im Phädrus in Bezug auf die *ματιὰ* gesprochen wird, nur dem menschlichen Unverstande zukomme, weil man sie nur in Zuständen besige, welche des gefunden Urtheils entbehrten und der Kraft der Vernunft, in Krankheiten oder im Enthusiasmus; *ἰσχυρὸν δὲ σιμῶν ὡς μαντικῇ ἀφροσύνῃ δεῖν ἀφροσύνῃ δίδωκεν· οὐδεὶς γὰρ ἴππου ἐκρίπτεται μαντικῇ ἐνδίου καὶ ἀληθοῦς, ἀλλ' ἢ κατ' ἴππου τῇ· τῆς φροσύνης πιδεῖς δίσταμεν ἢ δὲ τόσον ἢ τινα ἐνθουσιασμοῦ παρὰλλήλου.* Über die Sage, daß die Römer in den ältesten Zeiten der Mania Menschenopfer gebracht, das Junius Brutus Kohn- und Knoblauchköpfe an deren Stelle gesetzt, sehe man Macroh. I. 7.

Werden jedoch der gottgesandten *μαρία* solche verderbliche Wirkungen zugeschieben, und macht sich der einer Strafe schuldig und eines Schimpfes, welcher ihre Schwestern, die *ἀμαθία*, begünsti-

grund, die Seelen von der Vereinigung mit der Gottheit abhält, sich ihnen als Widersacher in den Weg stellt, als wahrer δαίμων, so ist nider nach der Ursache eines solchen Verhängnisses der Götter zu fragen, nach welchem sie den Frevler in Naseren verfallen lassen. Die λόγον ἀνομι καὶ ὀργῶν ἑστέρη (Soph. Ant. 443.) haben wir schon betrachtet, mit allen durch des Menschen ὄργη entstehenden Übeln und Leiden, und fügen nur noch ein treffendes Wort der Themis hinzu, daß im Unglück uns der Νόμος verlasse (Vers 56.3 ff.):

οὐ γὰρ ποτ', ὅ ἄναξ, οἷδ' ὅς ἀν' ἀνομιῇ μέναι
νόμῳ, τοῖς κακοῖς ὑπερβύσσειν, ἀλλ' ἐξίσταται.

Darauf entgegnet Kronos:

οὐ γὰρ ποτ', ὅς' ἴδον εἰν κακοῖς ὑπερβύσσειν κακῷ.

Eine weitere Quelle dieses Unheils ist der Glück, die ἡγή, welchem man denselben Erfolg zuschreibt, die Aia und die Erinnyes aufzurufen. Auch dafür finden sich Beispiele im Verlauf der ganzen griechischen Geschichte, nur mußte der Glück und die Verwünschung eine gerechte sein und in die Hände der rächenden Götter gelegt werden können. Außerdem stellt man damit den ὄργος zusammen in demselben Sinne, in welchem Plato von ihm spricht (Critias 119.), ὄργος μετὰ τὴν ἀρετὴν ἐπαυχόμενος τοῖς ἀπειθεύουσιν. Wir gedenken dafür zuerst des auf eine Verwünschung seines Vaters erfolgten Unterganges des Hippolyt, wie ihn Euripides in dem gleichnamigen Stücke beschreibt (Vers 1145 ff.):

Θορέ (zum Theseus).

Des eignen Wagens Räder gaben ihm den Tod,
Und deines Mundes Flüche, die zum Vater du,
Dem Meeresgott, anriefest über deinen Sohn.

Theseus.

Ihr Götter und Poseidon, wahrhaft bist du nun
Mein Vater, da du meine Fluchgebet' erhört!

Später heißt es von dem durch Poseidon gesandten Meerungeheuer, es stand da um den Hippolyt zurückzuschrecken, ἐκπύρειν

ὅχον ἐνθάδε. Der Begebenheiten des Alterthums, an welche sich eine väterliche oder andere Erinnerung knüpft, sind zu viele, als daß es hier einer besondern Erinnerung an dieselben bedürfte, doch könnte bemerkt werden, daß die Griechen auch die Zurechenbarkeit jüdischer Verwünschungen nicht erreicht haben, wie man von diesen anführt, daß sie unter allen Völkern ohne Beispiel seien: die Griechen bedienen sich der einfachen bekräftigenden und treffenden Worte für den Ausdruck des Fluches ohne des besondern jüdischen Beiwerks. Mußte man nun alle Götter ehren, so waren es auch vorzüglich die *dii paterni*, die *δαίμονες πατρώοι*, deren Dienst man nicht vernachlässigen durfte, wie Plato (Legg. V. 728. D.) vorschreibt, *ἐνγυγίσσιναι καὶ θεῶν ὁμογνίων κοινωνίαν τιμῶν*, und in Bezug auf welche Plutarch (Amator. XX. 53. T. XII.) sagt: *γοτρίων ἀρχὰς ὁ Γενέθλιος διώκει καὶ μέμνται*. Wir übergeben den Fluch des Oedipus gegen seine pflichtvergessenen Kinder nebst ähnlichen Vorfällen, um nur an einem allgemeineren Beispiel die Worte der ἀρχὰ hervorzuhoben, mit welchen derselbe den Mörder des Laius verwünschte (Ord. R. 236 sqq.):

τὸν ἀνδρ' ἀπαυθὺ τοῦτον, ὅστις ἐστὶ, γῆ-
τιδ', ἢ ἐγὼ κράτη τε καὶ θεότοισι νόμοις,
μήτ' ἐκδέχσθαι, μήτε προσφωνεῖν τινα,
μήτ' ἐν θεῶν εὐχαῶσι μήτε θύμασι
κοινὸν ποιῶσθαι, μήτε χεῖρας νέμειν·
ὥπτιν δ' ἂν οἶκον πάσας, ὡς μάλιστα
τοῦδ' ἡμῖν οὔτος, ὡς τὸ Πυθικὸν θεῶν
μαρτυρὸν ἐξέκηται ἀρετίῳ ἡμοί.

Auf diese Weise, sagt er, würde er als Mitlämpfer auftreten für den δαίμον und für den Gemordeten, und fährt fort:

καταέχρημαι δὲ τὸν δεδρακότ', εἴτε τις
εἰς ὧν λήληθεν, εἴτε πλειόνων μέτα,
μακρὸν κακῶς νυν ἄμορον ἐπαύνην βίον.

In demselben Sinne lesen wir die Worte einer ἀρχὰ νόμον bei

Plato (Legg. IX. 871.), ὁ γὰρ νόμος ἀπαρχαίνεται, καὶ ἀπαρχαίνωτο ὑπὲρ πάντων τῆς πόλεως αἰὲν φράσσεται τε καὶ κρατεῖται, und es dürfte an diesem einzigen Beispiel genügen, um auf die gesetzliche Seite des Eides und seine Wirkungen aufmerksam zu machen, so daß Oedipus nicht nach einer poetischen Fiction spricht, sondern die ἀπὸ νόμου gegen den Übeltäter richtet nach dem Staatsgesetz. Dies erfordert indeß zunächst ein weiteres Eingehen auf die Natur und den Sinn des Eides, des ὅρκος.

Αἰτῶν Ἐγὼ στου γὰρ τόκε μὲν Πότον ἀλγυνόεντα,

Ὅρκον δ' ὅς δὴ πλείστον ἐπιχρονίου ἀνθρώπου,
πρῶταίη, ὅτε κέν τις ἐκὼν ἐπὶ ὅρκον ὁμώσῃ.

leien wir in der schon oben (S. 70.) citirten Stelle des Hesiodus, die, wenngleich für unächt gehalten, dennoch dienen mag, den Ort zu bezeichnen, an welchem wir den ὅρκος zu betrachten haben: Hygin (praef.) zählt ihn unter den Nachkommen des Adversus und der Erde auf. Sobald nämlich die Eris in die gestaltete Welt eingetreten ist, bedarf es für den Geist eines Ausdrucks, welcher bewahrheitet, daß das Schicksal sich erfüllen werde, sich erfüllen müsse, daß aus allem Zwiespalt, aus aller Dichotomie, doch wieder die Einheit des ursprünglichen Seins hervorgehen werde, und diese fest und sicher ausgesprochene Willensmeinung des selbstbewußten und sein Ziel kennenden, nach ihm unaufhaltsam hinstrebenden Geistes ist der Eid; seine Kraft ist deshalb eine so bindende, daß selbst die Götter, selbst Zeus, sich ihr unterwerfen müssen, sobald sie einmal die Wasser des Stors angerufen zur Bestätigung eines Vordahens, und dieses muß sich nun erfüllen, als wär's ein πεποιμένον. Das ist eine uralte und höchst wichtige Aufschauung der hellenischen Geisteswelt und des über ihren Geschicken waltenden, sich darin geltend machenden höchsten Willens, welche mit den übrigen Bestimmungen derselben in vollkommenem Einklange steht. Fassen wir den Eid nach dieser seiner erhabenen

Bedeutung auf, so ist seine Verbindung mit dem Wasser, als dem Element, aus welchem man alle *γένεσις* herleitete, eine sehr wunderbare, aber zugleich eine notwendige; denn der Eid ist diejenige Bestimmung des Geistes, welche dem wandelbarsten aller Elemente, der jedem Winde preisgegebenen Woge, die Zufälligkeit der Entwicklung raubt, sich als Schicksalsgesetz, oder ewige Sagung, in der *γένεσις* bethätigt und auch von dieser Seite bewährt, daß wo hellenischer Geist wirkte es überall, und wär's in den Urzeiten, κατὰ λόγον νόμου geschah. Sehr bedeutsam drückt dies Aristoteles in einer oft benutzten Stelle (Met. A. 3.) aus, wo er sagt: εἰσὶ δὲ τινες οἱ καὶ τοῦς παμπάλαιους καὶ πολὺν πρὸ τῆς τῶν γενέσεως καὶ πρώτους θεολογήσαντας οὕτως οἰοῦνται περὶ τῆς φύσεως ὑπολαμβάνειν· Ὡκεανὸν τε γὰρ καὶ Τηθύην ἐποίησαν τῆς γενέσεως πατέρας, καὶ τὸν ὄρκον τῶν θεῶν ὕδωρ, τὴν καλουμένην ὑπ' αὐτῶν Στύγα τῶν ποιητῶν τιμωτάτον μὲν γὰρ τὸ πρεσβύτατον, ὄρκος δὲ τὸ τιμωτάτον ἐστίν. Fassen wir den Eid so auf, so ist es der zu seinem Ausdruck gekommene schicksalsbestimmende Wille des Geistes, dessen ganzem Gewicht dieser nun unterliegt nach unwandelbarem Gesetz; fehlt er dagegen, so erhebt sich gegen ihn die ἀνά und führt mit sich die Ἐργάνη und die Ἄρη; er fällt dem Verderben und Unheil seines Geschicks in die Hände und erliegt ihm, denn nicht Feuer, nicht eine eberne Mauer halten diese Mächte in ihrem Laufe zurück. Das ist die ἔννοκος δύναμις, von welcher der Eber in der Antigone singt (Vers 399.), und von deren Anführung Sophokles so gewichtig redet; aber ἄποιος τις, keinem Staat, keinem Völkerverbände mehr angehörend, ist ὅρα τὸ μὴ καλὸν εἶναι τοῦτο τόλμας χάριν. *)

*) In der angeführten Stelle bietet das Wort ὑψίστος seit langer Zeit allen Erklärungen Trog; es bedeutet nach der Analogie anderer Composita, ὑψίστωος, ὑψίστουος, ὑψίστουος u. a. m., hoch gestellt im Staate, und so erklärt es auch Schneider im Lexicon richtig: „erhabenster in der Stadt,“ doch stößt er sogleich seine eigene gute Erklärung um, indem er

Dürfen wir daher Hegels Ausführung über den Willen als begründet ansehen, daß er nämlich und die Freiheit immannente Bestimmungen des Geistes seien, wie die Schwere die Grundbestimmung der Körper, *) so erhebt sich der Mensch, indem er seinen Eid ausspricht in die Reihe der *δαίμονες*, d. h. er erkennt sein Schicksal, das ihn als Geist einem nothwendigen Ziele ent-

hinzufügt, eigentlich „die Stadt erhebend.“ Man könnte vielleicht annehmen, ein *ἑσπέραιος*, des Staates Hüter, stürze des Landes Befehl und der Götter schwurheiliges Recht, *νόμους παλαιοὺν ἄδωνος. δαίον τ' ἑνοχρον δ' ἔσαν.* *ἑσπέραιος.* und würde dadurch die Stelle allerdings bedeutsamer machen. Ganz abweichend davon verbindet Böckh die Worte, indem er *ἑσπέραιος* zu *ἄδωνος* zieht, und überferset die ganze Stelle, wie folgt:

Wie lüßter Kunde Geschied' wol über Verheßen begabt

Geh' ichs zum Befehl er, jetzt zum Guten;

Des Lands Befehl kehrt er um,

Der Götter schwurheil'g Recht.

Auf des Staates Hüh' ist staates, wem das Edle fern wehret.

Zellfühnes Sinns mag er nie zu meinem Heerd

Gelangen noch in meinen Rath solch ein Freveler.

Mythologische Gründe und das *καταναγκάσας ἄνθρωπος* der Straupe sprechen für diese Deutung, und es möchte die Entscheidung kaum zweifelhaft bleiben. —
Donners Übersetzung:

Achzet hoch der Heimat Befehl,

Der Götter schwurheil'g Recht,

Hebend die Stadt, aber zum Fluch

Lebt ihr, wez, gefellt

Dem Laster, voll Troz sich bläht,

leidet an dem Mangel, daß dies hieher nicht paßt, wo von dem Frevel des Umsturzes die Rede ist. Wie geht da alle tiefere Beziehung und alle poetische Feinheit verloren!

*) Die ganze Stelle lautet (Nechesphil. § 4. Zusatz): „Die Freiheit des Willens ist am Besten durch eine Hymne auf die physische Natur zu erklären. Die Freiheit ist nämlich ebenso eine Grundbestimmung des Willens, wie die Schwere eine Grundbestimmung der Körper ist. Wenn man sagt, die Materie ist schwer, so könnte man meinen, dieses Prädicat sei nur zufällig; es ist es aber nicht, denn nichts ist unschwer an der Materie: diese ist vielmehr die Schwere selbst. Das Schwere macht den Körper aus und ist der Körper. Eben so ist es mit der Freiheit und dem Willen, denn das Freie ist der Wille. Wille ohne Freiheit ist ein leeres Wort, so wie die Freiheit nur als Wille, als Subject wirklich ist.“

gegenführt und spricht nun *εὖν* aus, nach dem Gieße der *Εὐ-*
στέρων handeln, leben zu wollen; ihn hört *ἡ ξύνουκος τῶν κατὰ*
θεῶν Δία, welche allen jenen unterirdischen Mächten als göttliche
 Macht beiruhet, und rächt den verlegten Eidschwur, wie *Ἡφίσ-*
τιος das es in den Werken und Taten beschreibe (Vers 211.):

Ἄ Πέρση· σὺ δ' ἄλουν δίαης, μηδ' ὕβριν ὀφείλλε.

Τῶνος γάρ τε κακὴ δειλὴ βροτῶ, οὐδὲ μὲν ἐν πλάτῃ

Ῥηϊδίας φερόμεν δύναιται, βαρύνει δέ σ' ὑπ' αὐτῆς,

Ἐγκύκλιος ἄτην· ὁδὸς ἐτέρῃσι παρελθεῖν

Κρείσσων ἐς τὰ δίκαια· δίαη δ' ὑπὲρ ὕβριος ἴσχει,

Ἐς τέλος ἐξελεῖσθαι πατρῶν δέ τε νῆπιος ἔγνω.

Αὐτίκα γάρ τεβρεῖ Ὀρκος ἅμα σκολιῇσι δίκην.

Was natürlich wird es uns deshalb erscheinen, wenn wir den
 einer Eidesverletzung nachfolgenden Fluch und sein Verderben, die
ἀρά, mit dem Verderben der *ἄτη* und mit *λοιγὸς* synonym ge-
 braucht finden; so Od. g. 538, ἀρὴν ἀπὸ οἴλου ἀμύνει, Il. ω.
 489, οὐδέ τίς ἐστιν ἀρὴν καὶ λοιγὸν ἀμύναι, und öfters; wo-
 mit die Bedeutung der Bitte, des Gebets, (Pind. I. V. 40. εἴ
 ποτ' ἱμῶν, ὦ Ζεῦ πάτερ, θυμῷ ἐπὶ λῶν ἀρὰν ἄουσαι.) sehr
 wohl übereinstimmt, da sie auch eine von den Göttern ersuchte
 Vollendung einschließen. *) Eine *βλάξη* *θεοῦ* ist nun wohl nirgend
 mehr an ihrer Stelle als nach solcher *ὑβρις* oder *τάμα*, welche
 des *Ζεῦ*; *ἀγαθὸς* nicht achtend, das Nicht-Schöne sucht, und *Ἡ-*
φίστιος erklärt ganz richtig *ἀρά· βλάξη*; zugleich erkennen wir, wie
 oberflächlich Cicero urtheilt wenn er (in L. Pisonem cap. 19.)
 sagt: Thyesteia ista execratio est poetae, vulgi animos, non
 sapientum moventis. Um jedoch einen Erfolg zu haben, müssen

*) Ἀραὶ νόμου finden sich vielfach, auch mit der öfter wiederkehren-
 den Formel: ἀπόλλυσθαι καὶ αὐτὸς καὶ γένος τὸ κείνου. C. Bösch,
 Corp. Insc. N. 3044, und mehrere von Herodes Atticus gesetzte Inschriften,
 daselbst unter Nr. 989, 990 und 991.

die αἰαί nicht ἀνόστοι sein (Eurip. Med. 605.), *) nicht gegen die Götter selbst gerichtet, wie Hippolyt im Schmerz ausruft:

O daß den Göttern fluchen könnte ein Sterblicher!

nachdem Theseus ihm gesagt, die Götter hätten seinen Sinn so berührt, daß er den Mord seines Sohnes gewollt; denn solcher αἰαί wehrt dort Artemis; sie wäre auch eine ἔρεα und würde keine Verzeihung zulassen, sondern der Ἄρη die volle Gewalt des Verderbens geben. Zur Vervollständigung des Gesagten hätten wir nur noch ein Gelübde anzuführen und thun dies aus ebendem spätern Dichter, in welchem man jedoch dieselben Elemente wiederfinden wird, deren Betrachtung uns bisher beschäftigt hat. Es steht in der Medea des Euripides, wo Jason zu ihr also spricht, (Vers 617 ff.):

ἀλλ' οὖν ἐγὼ μὲν δαίμονας μαρτυροῦμαι,
ὡς πάντ' ἐποιχεῖν σοὶ τε καὶ τέλειος βίω·
σοὶ δ' οὐκ ἀφίεται τὰ γὰρ, ἀλλ' αὖτις αἰεὶ
φίλους ἀποπῇ· τοῖσιν ἀλγυνῇ πλεον.

Wir erkennen aus dem Bisherigen den greifartigen Zusammenhang, in welchen die Griechen Himmel und Erde gesetzt und vorzüglich auch die Mächte, welche sie anzusehen für unumgänglich hielten, um die Grenzen, die ἄοι, der Geister und der Menschen zu bewahren, damit sie nie angetroffen würden ὑπερβάτες; εὐν τῶν ἀνελκαίων ὄρον.**) Denn wie genau die Griechen, durch eine reiche Erfahrung belehrt, wußten, wie wenig selbst ein Eid fromme, sobald Habgier, Herrschsucht oder andere Leidenschaften sich dagegen verlockend erheben, zeigt schon das Wort des Plato, welcher meint, Temenos und Kresphontes seien der Gesezgebung wohl wenig kundig gewesen, sonst würden sie nicht geglaubt haben, durch einen auferlegten Eid einen nach der Tyrannis strebenden

*) Vers 606. sagt Medea, καὶ σοὶς ἀγαία γ' οὐσα τυγχάνω δόμοις. Aber die Verzeihung eines ἀγαίος, im Folgenden.

**) Nach Platon (Pol. II. 373.) hier in etwas anderm Sinne gefaßt.

jugendlichen Herrscher davon zurückhalten zu können; οὐ γὰρ ἐναι-
 νός ἦσαν νομοθεσίας ἱπταίρου· σκεδὸν γὰρ οὐκ ἔν ποτ' ὀψι-
 στεινὰ ὄρκους μετριάσαι ψυχὴν νέαν λαβούσαν ἀρχήν, ἐξ ἧς
 δυνάτων ἦν τυραννίδα γενέσθαι. Wenigstens ließen ihre Wei-
 sen und Dichter kein Mittel unbenutzt, um dem Volke vor die
 Seele zu stellen, wie ἀγά und Ἐγανὺς untrennbar verbunden
 seien, und, wiederholen wir nach demselben Autor, würde danach
 noch jemand ansetzen können zu behaupten, es sei das All nicht der
 Gottheit voll? εἰς' ὃς τις ταῦτα ὁμολογῇ, ἐπομένει μὴ δεῶν εἶ-
 ναι πλὴν πάντα; (Legg. X. 899.) Gewaltsam steht in der
 Existenz ein Körper dem andern (ἡ ψυχὴ ὡςτ' οὐκ σφματι σφμα
 ἰδίᾳ); aber wenn wir mit Grund behaupten, daß die Seele, daß
 der Geist der Ursprung aller Dinge sei (ψυχὴν γένεσθαι ἀπάντων
 εἶναι πρῶτον, I. I.), so dürfen wir auch annehmen, sie seien es,
 die alles beherrschen. Sobald nun die Tragiker dies dem Volke
 darstellten, wenn sie den Eirekles rufen lassen (Sept. c. Th. 70.):

ὦ Ζεῦ τε καὶ Γῆ, καὶ πολιορκούχῳ δεοί,

Ἄγά τ' Ἐγανὺς πατρὸς ἡ μεγασημία,

oder wenn der Echor (656) von der Στυμιλινθίᾳ δογέμαρχος ἀν-
 ρέει und sagt, daß die Erinns niemals ein Haus betrete, in
 welchem man fromm den Göttern opfere: sollen wir da glauben,
 dies sei ohne Rückwirkung auf das Leben geblieben, oder müssen
 wir nicht vielmehr behaupten, Griechenland habe nur so lange ge-
 blüht, als es überall gotterfüllt war? Auch ist fast kein Gesetzgeber
 in diesem Lande aufgetreten, welcher nicht als Gottgesandter erschie-
 nen wäre und den Cultus der Himmlischen auf alle Weise ge-
 kräftigt hätte; wobei wir für den Eid nur noch einer Stelle aus
 Lob des Aëlaephamus gedenken (S. 316.): Quid? Athenien-
 sium legibus, quibus constitutum ut caedem qui fecissent
 ad regem sacrorum deferrentur, absoluti iudicio solemniter
 purificarentur, auctore, ut fertur, Dracone, nonne deorum
 manium religio sancita est? quam confirmavit Solon τρεῖς

θεοῖς ὁμύναυ κελύων, ἱκίστων, Καζάρων, Ἐλακιστήρων, (Poll. VIII. 42.). Niemand aber, sagt Plato, (Legg. XI. 931.) vermeine, daß die Götter sein Gebet hören würden, wenn er Vater und Mutter nicht ehre: ἀγαθὸς γὰρ γονεὺς ἐκόντως, οὐ οὐδὲ τις ἕτερος ἄλλοις, διακρίματα.

Lesen wir jedoch, einige Zeilen weiter, es würde am wenigsten ziemen von den Göttern auszusagen, sie seien nicht gerechte Benachtheiliger des Guten (δίκαιοι τομῆς ἀγαθῶν), so suchen wir wieder an demselben Punet unserer Untersuchung: woher das Böse? Wir sahen es bisher in der Hybris des Menschengesistes; aber hat es nicht auch seine Grundlage in der Gottheit selbst? Ψυχὴ γένεως ἀπώτων πρῶτη: das zerrissene Sein, und die *θεοὶ διαγενεῖς* sind aus dem Geiste geboren, in ihrer Gottentfremdung; in dem zunächst als das Böse angeschaut werden, welches durch einen Abfall von der Gottheit sich erzeugt: das sind die einfachen Grundlagen der griechischen Ansicht für diese schwierigste aller philosophischen Lehren. Wir werden später der Untersuchung über das Eins und das Viele noch eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken haben, denn auf die richtige Bestimmung desselben werden wir auch das Gute und Böse begründen müssen; hier indeß können wir, was wir schon einmal mit Hegels Worten angedeutet, mit denen des Aristoteles wiederholen, daß eine oberflächliche Betrachtung der Dinge, als sei alles Eins, ein ununterschiedenes Einerlei, dem kein festes Prädicat irgendwie zukommen könne, durchaus von der tiefen Einsicht der Hellenen in die Dialektik zurückgewiesen wird. Hören wir darüber Aristoteles in der Physik (I. 2.): „Nothwendig ist entweder Einer der Anfang oder mehr . . . Da Ein vielerlei bedeutet, so fragt sich, wie es diejenigen nehmen, die da sagen, daß alles Eins sei. Meinen sie ein Wesen dieses Als, oder eine Größe, oder eine Beschaffenheit? Und weiter: wenn ein Wesen, ist es dann ein einzelnes, wie Ein Mensch, oder Ein Pferd, oder Eine Seele? oder eine auf gleiche Weise einzelne Be-

schaffenheit, z. B. weiß, oder warm, oder sonst etwas dergleichen? Denn alles dies ist gar sehr verschieden, obwohl gleich unfaßlich es auszusagen. Wenn es nämlich sowohl Wesen, als auch Größe und Beschaffenheit sein soll, und dieß gleichviel ob getrennt von einander, oder nicht, so haben wir eine Vielheit des Seienden. Soll aber alles Beschaffenheit oder Größe sein, gleichviel ob daneben ein Wesen sei oder nicht sei, so ist dieß seltsam; wenn man anders seltsam nennen darf das Unmögliche. Denn nichts von den übrigen besteht getrennt, außer dem Wesen, da allem diesem etwas ihm zum Grunde liegendes vorausgesetzt wird, nämlich eben das Wesen. . . . Soll endlich nach dem Begriffe Eins sein das Seiende (ἀλλὰ μὲν εἰ τῷ λόγῳ ἐν τὰ ὅντα πάντα), wie Kleid und Kled, so verfällt man in jene Behauptung des Heraklites. Denn einerlei wäre dann für den Guten und für den Schlechten das Nichtgutssein und das Gutssein, so daß gut und nicht gut selbst einerlei wird, und Mensch und Pferd. Es handelt sich dann nicht mehr darum, daß Eins sei das Seiende, sondern daß es Nichts sei; und das Sein der Beschaffenheit nach, und das der Größe nach, fällt zusammen.“ (Nach Weisßes Übers.)

Nehmen wir nun das Wesen als Eins, und tritt ihm gegenüber sein ἀντικείμενον, so steht nach der Bestimmung in den *Analyt. pr. II. 15.* dem πᾶν das οὐδὲν entgegen, dem Sein das Nichtsein, und jedes der ἀντικείμενα kann dienen das andere zu definiren (*Top. I. 8.*): ὁ ὁρισμὸς ἐκ γένους καὶ διαφορῶν ἴσθαι, wozu eine andere Stelle (*VI. 4.*) fügt: Δεῖ μὲν διὰ τοῦ γένους καὶ διαφορῶν ὁρίζεσθαι τὸν καλῶς ὁριζόμενον, ταῦτα δὲ τῶν ἀπλῶς γνωριμωτέρων καὶ προτέρων τοῦ εἶδους ἴσθαι. — Τοῦ δὲ μὴ ἐκ προτέρων τῆς εἰσι τρόποι· πρῶτος μὲν εἰ διὰ τοῦ ἀντικειμένου τὸ ἀντικείμενον ἄφισται, οἷον διὰ τοῦ κακοῦ τὸ ἀγαθόν. Die Betrachtung dieser Gegensätze gehört Einer Wissenschaft an, ἴσθαι τὰ ἐναντία πάντα τῆς αὐτῆς καὶ μιᾶς ἐπιστήμης θεωρεῖσθαι (*Met. K. 3.*); alles Sein aber muß

auf ein Eins und ein Gemeinsames zurückgeführt werden, *πᾶσι τοῖς ὅμοις ποτὶς ἓν τι καὶ κοινὸν ἢ ἀναγογὴν γίνεσθαι* (ibid.); das ist die Grundlehre der Griechen, das letzte Wort, was sie darüber ausgesprochen haben, und wir werden aus diesem Endziel beurtheilen können, daß alle früheren Bestrebungen sich dahin richten mußten.

Während Aristoteles den Anfang und die aus ihm hervorgehenden *ἐναντιότητες καὶ διαφοραί ποταί καὶ τὰ αἴδη* nach dem Begriffe betrachtet, gibt uns Plato nach mehr dichterischer Weise im Phädrus seine berühmte Schilderung des Umschwinges, welchen die Seelen mit den Göttern vollenden, und bezeichnet die welche von dem wahrhaft Seienden mehr gekostet, denn die andern, als die erhabneren, welche auch in ihrer Erinnerung mehr bewahrten von den göttlichen Urbildern; andere versinken in den Stief, können sich nicht leichtbefindert wieder zu den Himmlischen erheben, gleich den Seelen der am meisten gekünsterten Philosophen: das schwarze Roff, mit seinen thierischen Begierden, die kaum zu zügeln sind, mag uns das stoffliche Sekundensein vorstellen, welches der leitenden Seele alle Führung entreißen will. Indessen ist für uns diese bildliche Ausmalung hier weniger von Bedeutung, als eine Stelle, welche sich ebendasselbst findet (S. 245.), und die sich über die Natur des Anfangs verbreitet; sie lautet also: „Der Anfang aber ist unentstanden. Denn aus dem Anfang muß alles Entstehende entstehen, er selbst aber aus nichts, denn wenn der Anfang aus etwas entstünde, so entstünde nichts mehr aus dem Anfang. Da er aber unentstanden ist, muß er nothwendig auch unvergänglich sein. Denn wenn der Anfang unterginge, könnte weder er jemals aus etwas anderem, noch etwas anderes aus ihm entstehen, da ja alles aus dem Anfange entstehen soll.“

Müssen daher die beiden *ἀντιθέμενα*, das Gute und das Böse, auf Einen Ausgangspunkt zurückgeführt werden, so fragt es sich, wie bestimmen diesen die Griechen, und auf welche Art

deuteten sie in dem, was sie als Ursprung aller Dinge setzten, jene ursprüngliche ἐκαστιώσας an?

Morphologisch sehen wir den Gegensatz zuerst als die Gattin bezeichnet, und betrachten dafür, mit Übergehung früherer Eben, welche mehr der vorhellenischen Zeit anheimfallen, sogleich den Ζεύς in seiner Verbindung mit der Μῆτις, von der wir schon früher gesprochen, als wir auf den Fuchs und τὸ ἀπιστητικὸν καὶ δολερὸν seiner Natur hindeuteten, und dem gerade die μῆτις zu geschrieben wurde. Hesiodus sagt von derselben (Theog. 886 sqq.):

Ζεὺς δὲ θεῶν βασιλεὺς πρώτην ἄλοχον εἶτο Μῆτιν,
Πλεῖστα θεῶν εἰδῶν ἰδὲ τιγῶν ἀνθρώπων,

Ὡς δὲ οἱ φράσσεται θεὰ ἀγαθὸν τε κακὸν τε. *)

Es kann allerdings wunderbar erscheinen, daß es für den Zeus erst einer Gattin, eines ihm entgegenstehenden Wesens bedarf, um das Gute und Böse zu unterscheiden, und es wäre dies ganze Verhältniß ein sehr müßiges, wenn ihm nicht ein wahres Entwicklungsmoment des Geistes zu Grunde läge. Wir treten damit ein in die so außerordentlich wichtige Lehre vom Werden, welche die Griechen aller Zeiten beschäftigt und zur Anschauung und Erkenntniß der tiefsten Geheimnisse der Gottheit geführt hat. Χρόνος ὁ πάντα πατὴρ sagt auch Pindar (Ol. 11, 19.), und Clemens von Alexandria hat uns (Strom. I. p. 383. 15.) ein Fragment desselben aufbewahrt (14. bei Böckh.), welches lautet,

Ἐν χρόνῳ δ' ἐγένετ' Ἀπόλλων,

In tempore genitus est Apollo; wobei er, und nach ihm Eusebius (P. E. X. 12. p. 499. D. Vig.), auseinandersetzt, daß nicht alle Götter von Anfang an gewesen seien; sie wurden erst im Fortgange der Zeiten, entwickelten sich als Elemente des ursprünglichen Seins, die erst zu ihrer Zeit hervortreten konnten.

*) Nach Gruppes schöner Restauration. Über d. Theogonie κ. E. 89.

Wir finden als Beiwort von αἰδῶν öfter ἐγῆμιν, und die Gelehrten sagen, es sei dies eine Bezeichnung des κενόν, oder wie Suidas es erklärt (s. v.), διότι περὶ αὐτοῦ οὐ τρέφει; erfüllen konnte sich das All erst ἐν χρόνῳ. (S. Böckh zu Pind. Ol. I. init.) Sobald indeß die Erscheinungen des Lebens oder des Concreten wurden, sahen wir sie in Kampf gerathen mit ihrem Urheber, und er mußte ihre Übermacht bändigen, die Titanen in den Tartarus stürzen; dort aber, heißt es, wohnt Ἄϊδης χωρὶς θεῶν (Eurip. Hec. init.), in völliger Gottverlassenheit, somit als ein κακόν, und zwar nicht als ein τυκτὸν κακόν, als ein selbstgeschaffenes Übel, wie Ares genannt wurde, sondern als das absolute, lichtfeindliche Dunkel. Das ist der äußerste Punct der Gottensfremdung, welchen die Götter selbst scheuen, und von dem Achilles eine Beschreibung macht, welche sehr wohl auf den Teufel passen könnte, (Il. I. 312.):

ἐχθρὸς γὰρ μοι κτεῖνος ὁμῶς Ἄϊδαιο πύλῃσιν,

ὃς καὶ ἕτερον μὲν κεύθῃ ἐν ὄρεσιν, ἄλλο δὲ εἴπῃ. *)

Dieser Gott nun ist den Sterblichen ἐχθιστος ἀπάντων (Il. I. 159.); als sein Erbtheil erhielt er ῥόφον ἡρώοντα: er ist also die vollkommene Negation alles Daseins, zugleich aber dessen Hinüberführung in den Zustand der Seligen oder der Verdammniß; in ihm werden die Seelen gerichtet. Die Gottheit ist demnach in der Welt ein werdendes, und Zeus selbst, nach der Vorstellung der Griechen, ein Gewordenes, das erst im Schluß das Allumfassende ist, nachdem er alle seine Momente frei aus sich entlassen und dann wieder in sich zurückgeführt hat. Aristoteles drückt dies so aus, indem er von den Meinungen der Alten berichtet (Met. N. 4.): οὐ τοῦ θεωρήσθαι ἐνεκεν ποιοῦναι τὴν γένεσιν τῶν ἀειδμῶν.

*) Man kann damit wohl Jagos Wort in Shakespeares Othello vergleichen: I am not what I am, während man den Jursus des Wolls an einigen griechischen Helden und Kämpfer aufbewahrt findet: Sei, der du bist! (Nach Pindar.)

ἔχει δ' ἀπορίαν καὶ ἐκπορεύεται ἐκπέμπειν, πῶς ἔχει πρὸς τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ καλὸν τὰ στοιχεῖα καὶ αἱ ἀρχαί, ἀπορίαν μὲν ταύτην πότερόν ἐστι τι ἐκείνων οἷον βουλόμεθα λέγειν αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ἄριστον, ἢ οὐ, ἀλλ' ὕστερογενεῇ. πρὸς μὲν γὰρ τῶν θεολόγων ἔοικεν ὁμολογεῖσθαι τῶν νῦν τισίν, οἳ οὐ φασιν, ἀλλὰ προελθούσης τῆς τῶν ὄντων φύσεως καὶ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ καλὸν ἐμφαίνεσθαι. . . οἳ δὲ ποιηταὶ οἱ ἀρχαῖοι ταύτη ὁμοίως, ἢ βασιλεύειν καὶ ἄρχειν φασιν οὐ τοὺς πρώτους, οἷον νύκτα καὶ οὐρανὸν ἢ χάος ἢ ὕδαίνον, ἀλλὰ τὸν Δία.*) In dieser seiner Entfremdung wird jedoch Zeus wiederum als das All begriffen, Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὑπάτος ἀρχηγέμενος (m. f. die Verse in Arist. de Mundo c. 7.); er wird zugleich männlich und unsterbliche Jungfrau, Ζεὺς ἄρσεν γένετο, Ζεὺς ἀμύρτος ἔπλετο νύμφη, und kommt in seiner Gattin der Μῆτις wieder zu sich selbst: nachdem die Schöpfung vollendet, nachdem alles geläutert ist, soll diese ihm sagen das Gute und das Böse. Wird nun μῆτις, als Mens., als Geist, und μυρίαμαι, als mente concipio, richtig gedeutet, so besitzen wir in dieser Gattin des Zeus sein geistiges Princip, nicht eine ἀρχή, nicht eine Trennung und Theilung, wie sie mit der Hērē und ihrem Sohne Hērpdāstos eintritt, sondern nur ein begreifendes, selbstherausfindendes Denken, so daß sie nicht πρώτη ἄλοχος ist der Zeit

*) Brandis, Geschichte der griechisch-römischen Phil., p. 69, sagt darüber: „Daß Aristoteles aber, was wichtiger ist, die Annahme allmählig fortschreitender Entwicklung des schaffenden Princip's zugleich mit dem Geschaffenem, wie sie augenscheinlich in dieser und der gewöhnlichen Orphischen Kosmogonie sich findet, für ältere poetisch-theologische Lehre hielt, wird man nicht wohl in Abrede stellen können, wenn man die bekannte Stelle der Metaphysik näher erwägt: denn die alten Dichter, welche nicht die Nacht und den Himmel, oder das Chaos oder den Oceanos, sondern den Zeus zugleich herrschen und Princip sein lassen sollen, werden in den vorangehenden Worten mit neuern Theologen (Platonikern) zusammengestellt, die das Gute und Böse für ein nachgebornes, mit fortschreitender Entwicklung der Natur sich ersaltendes hielten.“

Zeit nach, sondern dem Range nach ist sie die erste, weshalb sie auch erst später in der Theogenie auftritt. *) Metis verschaffte, nach Apollodor (I. 2, 1.), dem Zeus den Frechtrank, wodurch Kronos genöthigt wurde, alle seine verschlungenen Kinder wieder von sich zu geben; wir sehen sie demnach als die Weisheit des Weltherrschers neben ihm und erkennen so leicht, wie ihr Nothus in der angeführten Stelle des Hesiodus mit der aus seinem Haupte entsprungenen Tochter, mit der Pallas, konnte vermischt werden, da wir auch in einer Stelle des Erysippus, bei Galen (de Hipp. et Plat. Dog. III. S. p. 349.), lesen, daß Zeus die Athene geboren, nachdem er die Μητις verschlungen, ὡς ἀπὸς γενεμένης ἔγδοος τῷ Διὶ καὶ τῇ Ἥκτῃ γεννησέν, ἢ μὲν Ἥκτῃ δὲ ἰαυτῇ τὸν Ἡφαιστον, ὁ δὲ Ζεὺς τῇ Ἀθηναίᾳ ἐκ τῆς Μητιδος καταπορεύσας ἡν' αὐτοῦ. **)

Obgleich wir nun hier nicht tiefer in die theogonischen Lehren der Griechen eingehen können, müssen wir doch Eins hervorheben, was der Grund hellenischer Anschauung wurde und war, daß nämlich in den spätern Göttern sich immer nur eine andere Gestalt der frühern zeigt, und daß man deshalb von einem ersten, zweiten und dritten Dionysos redet und von einem Wechsel der

*) Über die Orphischen Deutungen der Μητις sehe man Lobbeck, Aglaoph. p. 481—82.

**) Gruppe (a. a. O. S. 88.) bemerkt bei seiner Auseinandersetzung der Stelle des Hesiodus gegen Müll: „Endlich folgt der Vers: ὡς δὲ οἱ υἱόσσοντο Ζεὺς —, während unmittelbar vorher von keiner Tochter sondern von einem Sohne des Zeus die Rede war. Und alle diese Verse will nun Müll als ächt beibehalten. Er muß dazu gewichtige Gründe haben; nun, wir werden sehen. Es ist aber auch Auffassung und Gedanken nur eben so aus den früheren Stellen entnommen, nämlich wo Uranos und Kronos ihren Kindern nachstellten. Aber was von diesen gilt, gilt nicht auch vom Zeus, das Betragen beider ist ganz entgegengesetzt. Kronos war einer besonnenen Herrschaft noch nicht gewachsen und darum noch nicht bestimmt, sich als Herrscher zu halten; wohl aber Zeus. So wie jener nöthig hatte seine Feinde zu verschlingen, so hatte dieser es nicht mehr nöthig; auch half es ja jenem nichts.“ — Das heißt wohl etwas menschlich reden von göttlichen Dingen.

ἀρχοντας τῶν ὄντων (Arist. Met. N. 4.). In wie weit diese Lehre der Mysterien war, oder Geheimlehre, welche niemand veröffentlichten durfte, haben andere untersucht; hier mag es genügen eine Stelle von Lobed (Aplaoph. p. 78.) darüber einzuschalten. Si Aeschylus, quum ad Dianam transferret, quod vulgo de Proserpina creditum, mysteria evulgavit, sere pro explorato haberi potest, in his illam Theocrasiae rationem traditam esse, qua deorum popularium nomenclatura ad unius naturalis dei vim et naturam revocatur. Idque mirifice confirmare videtur Heraclides Alleg. VI. p. 21. ὅτι τοῖνυν ὁ αὐτὸς Ἀπόλλων ἡλίου καὶ θεοῦ εἰς δυοῖν ὀνόμασι κοιμῆται, παρὰς ἡμῶν ἔκ τε τῶν μυθικῶν λόγων, οἷς αἱ ἀπόρρητοι τελεταὶ προλογίζονται. Wie weit die Steile dieses ausgedehnt haben, werden wir später sehen.

Durch die Mysterien ersucht also dem Zeus das Bewußtsein des Guten und Bösen, und da dieses erst in der Vollendung der Schöpfung hervortreten kann, so möchte man sie wohl mit dem Bilde vergleichen, welches Pindar von den Seelen der Gestorbenen entwirft, (Thren. 2.):

καὶ αἴμα μὲν πάντων ἔσται πανόρφον περιδανῆ,
ζῶν δ' ἔτι λείπεται αἰῶνος εὐδαμον τὸ γὰρ ἔστι μῦθον
ἐκ θεῶν.

Denn die Gattin des Zeus nur so fassen zu wollen, daß sie ihm in seinen Verlegenheiten klugen Rath ertheilt, wäre gar zu oberflächlich; sie, der Geist, scheidet Gutes und Böses und läßt der Welt was ihr gehört, was sich nicht geläutert zu den Göttern erheben kann, nach den bekannten Versen:

τίς δ' οἶδεν, τί τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατ' ἀνάνην,
τὸ κατ' ἀνάνην δὲ ζῆν κατὰ νομίζετα;

oder wie Pindar es weiter ausdrückt, daß sich dem Schlafenden in vielen Träumen der zukünftige Urtheilspruch darstelle, τελευτῶν χαλεπῶν τε κρίνεν. Bei solchen Auseinandersetzungen aber haben

wir freilich daran zu erinnern, daß sich die Epoche des Bewußtseins über einen Gedanken nicht immer fixiren läßt, und daß es bei vielen hinreichen mag, seine Übereinstimmung mit den Lehren aller Epochen angegeben zu haben, wie wir es hier in Bezug auf das Werden des Göttlichen gethan zu haben glauben. Nach dieser Bestimmung ist eben das Bewußtsein über das Gute und Böse das letzte Moment der Welt- und Geistesentwicklung, und das erste in der Befreiung des Menschen aus den Fanden der Natur. Gegen die Metis ist jedoch Athene ein anderes Moment; jedoch mag es hier genügen nur Creuzers Worte darüber angeführt zu haben (III, p. 95 — 96.): „Zeus und seine Gurg sind nur ein Leiblicher Ausdruck für die Einheit der wirklichen Dinge der Welt, in ihm erst erhalten alle Dinge ihre Einheit und bestehen nur in ihm, dem großen Naturleibe, dem Adam Kadmon, dem Weltgottmenschen. In dieser Eigenschaft geht aus seinem Haupte hervor die Athene (Ἀθήνη), die ewig keusche Jungfrau Minerva, die Einheit, die sich ihrer selbst als Weisheit bewußt ist, und dem gemäß handelt. Sie kennt sich selbst, sie handelt nach ihrem Bewußtsein, sie ist das weise Beginnen und kluge Vollenden, die personificirte Kriegswisheit und der Sieg, welcher der Strategie folgt, und steht so auf der einen Seite als ideelles Wesen, auf der andern Here: Juno, während Zeus in der Mitte steht.“ *)

*) So viel die Wissenschaft Creuzer verdankt und so gern ich ein solches Verdienst ehre, wird es doch nicht immer möglich sein mit dem berühmten Verfasser der Symbolik übereinzustimmen, ja an vielen Stellen wird sein Werk einer ganz neuen Begründung bedürfen, da sie eine mehr begriffsmäßige Entwicklung zu fordern scheinen, und die Aufstellung anderer Gesetze, als sie darin gegeben werden. Ich führe dazu nur eine Stelle an, die sich an die Töchter der Eris anschließt (III. S. 36.), und welche lautet: „Das Alles deutet an: Es ist zwar jetzt die Vollenbung da, und die Natur kann durch eigene Kraft das Regelmäßige hervorbringen, aber in ihren dunklen Gründen bleiben die blinden Triebe wirksam und aus dem Schooße der Nacht steigen Zwietracht und zwieträchige Potenzen auf: die Materie, aus der die Welt geworden, kann nicht ganz vom Argen lassen.“ — Nach meiner Ansicht handelt es sich in der Mythologie weder um Sym-

Wollte nun jemand für die Metis auch nur „das weise Beginnen und kluge Vollenden“ in Anspruch nehmen, so trüge dies ein Vorherüberlegen in die Gottheit, welches ihren ewigen Bestimmungen widerspräche, und wenn es auch menschlich erscheinen mag, doch dem Begriffe des Schicksals entgegensteht und damit dem der Gottheit; beide, Athene und Metis, sind nur im Laufe der Zeit geworden und erscheinen so auch als Gattin und Tochter des Olympiers. Selbst die Bibel spricht nicht von einem vorgängigen Überlegen Gottes, sondern er schuf; dann sah er, daß es gut war, was er gemacht hatte.

Wir stehen also an dem großen Scheidewege des Geistes, beim Unterscheiden des Guten und Bösen, und erwähnen dabei zunächst einer Stelle aus der Schrift von Barle (Die menschliche Freiheit II. S. 153 — 54.): „Auch hier leuchtet ein, daß kein einzelnes Individuum alle Momente des Bösen in sich concentriren kann; jedoch findet eine Theilbarkeit desselben in der inneren Sphäre eben so wenig statt als die des Guten, aber aus einem andern Grunde, nämlich nicht wegen der Form des freien Begriffs, welche es nicht hat, sondern wegen des Gegensatzes zu derselben, wodurch es als Willkür oder formelle Freiheit der Reflexionsallgemeinheit secundär daran Theil nimmt. Zu innerer Totalität kann aber der Widerspruch nicht ausgedehnt werden, weil er damit aufhörte Widerspruch zu sein, das Böse also aufhörte, böse zu sein, und ein Natürliches würde. Das Subject, welches alle Regungen des Guten in sich vernichtet hätte und dennoch frevelte, wäre zum gefährlichen Thiere herabgesunken oder wahnsinnig geworden.“ (Wir erkennen hier das ganze Gewicht der *maria*, des *maire-sui*; doch möchten die hervorgehobenen Worte nicht ganz consequent gedacht sein, da ja die *maria*, die Kaserrei

bolik noch um Antisymbolik, sondern um klare Erkenntnis der Stufen der Weltentwicklung. Ob man diese Stufen Potenzen zu nennen berechtigt sei, darüber in einem folgenden Kapitel.

der Willkür und der *akmía*, der vollendete Frevel ist: wie kann es also heißen, „und dennoch frevelte“?) „Das Böse ist insofern unselbständig, und selbst in seiner weitesten Ausdehnung, so lange es nur noch moralisch böse ist, wie am Guten d. h. in demselben Subject darauf bezogen. Ein Moment des wirklich gesetzten Guten — und nur so ist das Gute als Idee vorhanden — kann das wirkliche Böse dagegen nie sein, da der Gegensatz beider nie aufgehoben wird, das Eine nur beginnt, wo das Andere aufhört, und zweideutige zwischen ihnen liegende Gestalten weder das Eine noch das Andere sind. Das Gute ist zwar durch das mögliche und wirkliche Böse, beide Momente in der oben erörterten Dialektik gefaßt, bedingt, wie umgekehrt das Böse durch das Gute; in dieser Beziehung sind sie aber nicht Momente in Beziehung zu einer höhern Totalität, welche es hier nicht geben kann, da nur das Gute concrete Totalität ist, und der Inhalt, welcher vom Bösen im Guten erhalten wird, nicht als Inhalt des Bösen, was er nur durch die Einheit mit der Form ist, sondern als vorher neutrales Element immanent aufbewahrt bleibt. Vielmehr sind sie nur Momente der sich entwickelnden, also noch abstracter gedachten, Freiheit überhaupt; der Wille ist die Allgemeinheit, innerhalb welcher die Gegensätze in einander umschlagen, und wie in der concreten Freiheit die Willkür erhalten ist, so im Guten das Böse bloß als die überwundene Möglichkeit, böse zu werden.“)

*) Es ist sehr zu bedauern, daß, wie auch Rosenkranz in seiner Recension in dem Jahrb. für w. A. (1842) sagt, dieses Buch stets ein esoterisches bleiben wird, da seine Form es den allerwenigsten zugänglich macht: auch mochte die Vernachlässigung der realen Momente und die Verflüchtigung in den abstracten Gedanken den Verfasser zu manchen Behauptungen bringen, die nicht ganz haltbar sind; wie denn eben jenes Hintansetzen der Realität nicht allein das Lesen erschwert, sondern auch dem Schriftsteller selbst das Kriterium seiner Ansichten raubt. Die Griechen haben auch hier den rechten Weg auf das großartigste vorgezeichnet, indem neben ihrer Idealität, auch im philosophischen Bewußtsein, die kräftigste Realität sich geltend macht: nur dadurch sind sie die Meister aller Darstellung geworden und die Vater

Ohne alle Worte dieser Stelle zu den unsrigen zu machen, besonders nicht die Erklärung der ganz abstract gedachten Begriffe der Freiheit und des Willens, so wie den des Subjects, welches alle Regungen des Guten in sich vernichtet hätte, was ein οὐδ' ἀνθρώπος und damit ein Undenkbare ist, entnehmen wir derselben das Moment des Widerspruchs, des sich auf dasselbe beziehenden Gegensatzes, oder des ἀντικείμενον, um zu sehen, wie ihn die Griechen im Bewußtsein weiter ausgebildet haben, in der Μῆτις, oder in der zum Manne tretenden, ihn verlockenden, zur Erkenntniß des Guten und Bösen führenden Gattin, in seinem Weibe, das aus ihm hervorgegangen nun sein Bewußtsein wird, und in demselben Verhältniß auch von der griechischen Mythologie gebacht ist. Denn die Metis sollte dem Zeus sagen das Gute und das Böse; er verschlang sie und aus seinem Haupte entsprang die Athene, die Schützerin aller Weisheit und der Philosophie: als sie aber geboren war und durch Hephästos Kunst mit mächtigem Ruf emporstutzte,

Οὐρανὸς ἔρριξέ νῦν καὶ Γαῖα μύττε. (Pind. Ol. VII, 38.)

Sehr bedenklich erscheint hier Hephästos: durch seine Kunst wird Minerva geboren, er will sie besigen aber erreicht sie nicht, und die Rhodier opferten deshalb der Göttin ohne Feuer. „Narratio de sacris absque igni peractis nititur ritu Rhodiaco, ut Minervae Lindiae ἰσθὰ ἄπυρα fierent. Schol. vs. 86. ἄπυρα δὲ μέγχι νῦν οἱ Ῥόδιοι δύνουσιν ἀπ' ἐκείνης τῆς ἀρχῆς: τῇ Ἀθηνῇ, καὶ Ἀπολλωνίῳ ὁ πομπὴς ᾗσιν (in Ῥόδου κτίσει carmine) ἄπυρα τοὺς Ῥόδιους ἰσθὰ δύνειν διὰ τὴν πρὸς Ἡφαίστον ἔνστα τῶν γάμων ἔχθραν, ὅτι ἐπεδιώξε τὴν Ἀθηνῶν βουλόμενος συμμυγῆναι. De libidine Vulcani nota res. (f. Boeckh, explic. ad Ol. VII. p. 171.)

des Denkens. Auch Goethe sagt: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft. Das ist das reale Moment.

Diese Andeutung allein wird hinreichen, um die großartige Verbindung zu zeigen, in welche die griechische Mythologie alle Momente der Weltentwicklung gesetzt hat, und wie wir in ihren Bildungen nicht bloß ein äußerliches Gewebe zufälliger phantastischer Anschauungen haben, sondern eine wirkliche tiefbedeutsame Geschichte, bei der man sich nur hüten muß ins Unreale zu verfallen und in Kleinigkeiten ein Mysterium zu suchen: das wahre Mysterium der Griechen ist ihre Gedankenwelt, die sich dem Auge des Geistes offenbart, und welche uns in den Kunstwerken lebendig dargestellt ist; jede leere Abstraction ist ungrisch, aber zugleich auch unwahr.

Das erste Moment der realen Unterscheidung des Zeus, oder des in ihm gelegten Widerspruchs, ist sonach Here und ihr Sohn Hephästos, deren Bedeutung wir in dem Bisherigen entwickelt haben (von der Bildung des Hephästos, der Pandora, werden wir noch weiter unten reden); die ideelle Unterscheidung oder das Bewußtsein über den realen Widerspruch erscheint in der Metis, und die vollendete Herrschereinheit in der Pallas. Natürlich ist indeß, daß wir sie am Anfang und Ende besprechen, da ihre Verschiedenheit nur eine solche ist, daß der Anfang zugleich das Ende ist und das Ende der Anfang, jedoch in ganz verschiedener Gestalt: schon die Natur des Andersseins bringt dies mit sich, und die ganze Dialektik, der Proceß der Weltgestaltung, wonach das Andere immer nur in Beziehung auf das Eine besteht, beide sind κατά τὸ αὐτό. Will daher jemand von einer Weisheit des Zeus schon im Anfange der Schöpfung reden, so ist dagegen nur zu bemerken, daß sie ihre Vollendung erst in den geistigen Momenten des Endes findet, aber allerdings in der *δύναμις* im Anfang schon vorhanden sein muß; sonst könnte sie nicht am Schluß hervortreten. Zeus, oder das ursprüngliche Sein, wird so zu seinem Andern, zu der zerrissenen Welt, und auch als *ἄρχων*, als Herrn dieser Spaltung haben ihn die Griechen begriffen in der Gestalt des

Diemefes. Macrobius in Sonn. I. 12. p. 67. ipsum Librum patrem Orphici vocem ὁλοόν suspicantur intelligi, qui ab illo individuo natus in singulos ipse dividitur. Ideo in illorum sacris traditur Titanio furore in membra disceptus et frustis sepultis rursus unus et integer emersisse. Procl. in Tim. I. 53. ὁ τοῦ Διόνυσου διασπαρμὸς διηλοῖ τὴν ἐν τῆς ἀμερίστου δημιουργίας μεριστὴν πρόδοον ἐπὶ τοῦ Διός. Et in III. 184. Διόνυσός ἐστιν ὁ δημιουργὸς τῆς διηρημένης πάσης ποιήσεως ἀνὰ λόγον ὡν τῷ ἐνὶ πατρὶ τῷ τὴν ὅλην ἀποτίστοι διημοιργίαν· accommodate illis, quae Plato dixit de Uno et Multis. *)

Fassen wir das Weib nach der Seite dieser Dichotomie auf, so werden wir leicht einsehen, wie der berufene Weiberfeind des Alterthums, Euripides, dem Jason die Worte in den Mund legen kann (Med. 571 sqq.):

ἡ γὰρ ἄλλοθεν ποδὲν βροτοῦ
παῖδας γεννᾷσθαι, πῆλιν δ' οὐκ εἶναι γένος·
οὕτω δ' αἶν οὐκ ἦν οὐδὲν ἀνθρώποις κακόν.

Dabei hätten wir noch der Bildung des Hephästos, der Pandora, zu gedenken; denn auf dem richtigsten Grunde beruht die Beobachtung, daß der Mann aus der Einheit seines Wesens, oder aus dem Paradiese, durch das Weib gelockt wird, und daß alle Übel sich nun mit dem Verlust dieses einheitlichen Zustandes einstellen: nur die Hoffnung bleibt. Auf den Rath des Zeus bildete Hephästos die Pandora, παρθένην αἰδοίην ἑλκον, Minerva gürtete und zierte sie, die Chariten und die Überredung, die Peitho, legten ihr Schmutz an, die Horen pugnet sie in's Frühlingsblumen, das Ganze aber ordnete Pallas Athene:

Ἐν δ' ἄρα οἱ στήθεσσι διάκτορος Ἀργεϊφόντης
Ψεύδεια δ' αἰμυλόνες τι λόγους καὶ ἐπίκλοπον ἦθος

*) Man sehe die Stelle bei Lobd. Aglaoph. I. p. 711 sqq.

Ταῦτε, Διὸς βουλῇσι βαρυκτύπου· ἐν δ' ἄρα φωνήν
 ἔθηκε θεῶν κτῆνός· ὁνόματε δὲ τῆδε γυναικῶα

Πανδώραν. (Hesiod. s. 70 sqq.)

Sie brachte also die Gaben des ganzen Olymps, die Geschenke aller Himmlischen mit herab, aber mit dem ganzen Zwiespalt einer vielgestaltigen Schöpfung; besonders auch φωνήν, das Geschenk des Mercur, und in ihr eine Gabe, welche, wie keine andere die Menschen verwirrt und auseinandergerissen hat, was der Methus dem Thurmbau zu Fabel am besten darstellt. Denn im Wort und in dem durch das Wort herbeigeführten Bewußtsein tritt fortan das Böse, nachdem die Natur in die Grenzen der Ordnung des Zeus gezwungen war; gerade wie im Staate die ἕρως ὑπερήμανδος des Pindar (Ol. XIII. 10.), wozu Böckh bemerkt: ὑπερήμανδος dicitur Superbia, quod pacata civitate in verbis potissimum cernitur, praesertim in concionibus. Beim Euripides aber lesen wir öfter, der Übel größtes sei eine ungebändigte Zunge, *) und beim Aristophanes in den Wolken (Vers 423 ff.):

ἀλλ' οἷσι δὴτ' οὖν νομίζῃ ἴδῃ θεῶν οὐδένα, πλὴν ἀπερ ἡμεῖς,
 τὸ χάος τοῦτ', καὶ τὰς Νεφέλας, καὶ τὴν Γλῶτταν, ἐγὼ
 ταυτί;

Denn die sophistische Zungenkunst, welche nichts Bestes anerkennt, Alles in ein Anderes verkehrt und dadurch die furchtschaste Ver-

*) So sagt Elektra (im Orest, Vers 10.) vom Tantalus, er habe der Götter Günst verschert und leide seine Strafe, weil er seiner Zunge nicht Herr werden konnte, und nennt dies der Übel schmachlichstes oder schimpflichstes:

ἀνέλαστον ἔσχα γένοιτο, αἰσχρότην νόσον.

In Donners neuer Uebersetzung lautet diese Stelle:

... und küßt so,
 Weil, wie sie sagen, er, ein Mensch, gemüthiger,
 Der Götter Wohl zu theilen, mit der Zunge sich
 Auchlos vermess'n, aller Schwächen schmachlichste.

Diese νόσος ist wohl etwas anderes als eine Schwache; sie ist ein Ubel.

weirung der Geister erzeugt, daß sie keinen sicheren Begriff mehr in sich tragen von irgend etwas, nur Chaos, Wollen und Zunge noch als die göttliche Dreieit verehren, ist der Gipfel der Künste des Bösen; auch dazu brachte Pandora die überreiche Saat in die Welt und erfüllte so ihr Geschick durch Epimetheus Unverstand, trotz der Warnungsstimme des Prometheus.^{*)}

Wir finden so unter den verschiedenartigsten Gestaltungen immer nur dasselbe Element der sich bis zu ihrem Endziel fortentwickelnden Zerrissenheit wieder und erkennen es nun auf seiner letzten Stufe, als ein bewußtes, oder sich zum Bewußtsein fortarbeitendes, unter der Gestalt des Weibes. Als Herrn dieser Zerrissenheit, welche sich aber stets wieder selbst aufhebt, sich immer neu erzeugend, begegnen wir der mächtigen Bildung des in den Tartarus hinabgestürzten dunklen Kronos, dem Herrscher der Finsterniß, welcher mit dem Hades eigentlich ein und dieselbe Figur ist, nur in verschiedenen Momenten: beide sind die nicht zu besänftigenden, allverschlingenden; nur von der Eupris wird auch der Hades besiegt,

Μέγας τε σθένος ἐν Κρόνῳ ἐπαύετο
 νίκης ἀλλ' καὶ τὰ μὲν πρῶτον
 παύσεται, ἡνίκῃς Κρονίδα
 ἀπάσσει, οὐδέ τίς ἐστι
 οἷός τ' ἐνταυτὸν ἄνθρωπος. (Soph. Tr. 497 sqq.)

Der unmachtige Hades, zu dem sich alles wendet, der alles in seinem Schooße empfängt, erscheint uns als die letzte Notwendigkeit jeder Existenz, als der allvernichtende; aber nur Schatten

*) Nitzsch, in seinem methol. Wörterbuch, meint: „Dieser Vorwurf sagt nichts mehr, als daß durch die Einführung der Künste und der Kultur unter das Menschengeschlecht, die hier in der Gestalt eines vollkommenen Frauenzimmers geschildert werden, Ungemach und Elend unter die Menschen eintreten.“ Wie menschenfreundlich also, wenn man die Kultur kennt, um den armen Sterblichen dieses Elend möglichst zu ersparen. Nitzsch urtheilt übrigens nicht allein so.

nimmt er in sich auf, nur das Bild des Lebens, dem alles Materielle abgestreift ist; Hermes und Charon geleiten die Seele zu ihm hinüber. Für alle diejenigen nun, welche das Böse, oder den Teufel, als ein in eigener Wohnung hausendes Wesen betrachten, etwa in der Hölle, und welche den Satan als *ἀρχὴν* des böllischen Feuers, des Hellenpfahls denken, möchte es den Anschein haben, als träfen wir jetzt den rechten Ort des existirenden Bösen, wenn wir den Hades betreten, als könnten wir dort seinen Quell und sein Princip finden. Schon öfter indeß ist bemerkt worden, daß diese Jenseitigkeit des Bösen, so wie auf der andern Seite die des Guten etwas sehr Trügerisches sei, und wenn wir es im Hades nur noch mit einer blutlosen und lauslosen Schattenwelt zu thun haben, so möchte für den Bösen, welcher sich am meisten die frischen rothen Wangen liebt, wenig zu schaffen übrig sein: hier ist sein Lauf vollendet, und man hat ihm deshalb im Tartarus auch nur noch das Amt eines Plagers und Peinigers gelassen; mit der existirenden Welt ist jenseits des Acheron die Rechnung geschlossen. Sehen wir gar weiter auf den Ursprung des Namens *δαιμόνιοι*, so findet dies Geschäft, das *δαιμόνιον* nur im Existirenden statt; nur hier kann sich das Böse der Rückkehr zum Guten widersetzen; bei den Schatten ist mit dem Streben auch der Widerstand aufgehoben und in der Hölle vernichtet sich der Teufel selbst. So haben auch die Griechen dem Bösen nicht den Tartarus zum Wohnsitz gegeben, sondern machen vielmehr den Schrecken und die Furcht zu seinen Bewohnern; gewiß nicht um zum Verzeihen und Frevel anzuleiten, denn dort haufen alle die Wesen, welche wir als Rächer der Ungerechtigkeit bisher kennen gelernt haben, und welche Elektra beim Sophokles (Vers 110 ff.) also anruft:

ὦ δῶμι' Αἰδου καὶ Περσεφόνης,
ὦ χθονί' Ἑρμῆ, καὶ πόρτι' Ἀγῶ,
σεμναί τε θεῶν

καὶδὲς Ἐρινύς, αἶ τοὺς
ἀδίκους συνεκόντας ὄρατε. *)

Wird ihre Gegenwart zum Bösen verlocken, oder werden wir nicht vielmehr den Tartarus als den Ort der Läuterung, der Scheidung des Guten und Bösen zu bezeichnen haben? Auch Antigone ruft das Recht für sich an (450 ff.) und spricht von der *ἐντοικὸς τῶν κλέων* *θεῶν Δίκη*, welche mit dem Zeus die Gesetze unter den Menschen bestimme habe; denn der Hades kann nur noch ideale Bestimmungen machen, das Reale ist von ihm vollkommen ausgeschlossen: das ist sein Begriff:

μυτρός δ' ἐν Αἴδου καὶ πατρός κεκαῖρόσιν,
οὐκ ἔστ' ἀδελφός ὅστις ἂν βλάστωι ποτὶ. (Ant. 911.)

So sind die *θεοὶ καταχθόνιοι* nur dieselben, denen wir auch im Olymp begegnen, oder ihre ehrwürdigen Kinder, und *Πλούτων* ist der *Ζεὺς καταχθόνιος*, ὁ *καταχθονίουςιν ἀνάσσειν*.

. *θεοὶ δ' ἐπὶλειον ἐπαρχίᾳ*

Ζεὺς τε καταχθόνιος καὶ ἐπεινὴ Περγασφόνεια. (Jl. I. 457.)

Auch die *Erinnes* wird so genannt, *καταχθονία γὰρ ἡ δαίμων* (Elym. M. p. 374, 5.), so daß wir in dem *καταχθόνιος* *Ἄιδας* nicht das *ἀντικείμενον* des olympischen Zeus sehen, sondern nur seinen Bruder und ebenfalls einen Kronossohn. Wollen die Himmlichten sich unsichtbar machen, so thun sie dieses mit dem Helm des Hades (Jl. E. 845.):

*) Denner's Uebersetzung lautet:

Ich, Aides, ach, Persephone's Hand!
Du Hermes drunten! O Fluchgezin,
Und Erinnen ihr, ein göttlich Geschlecht,
Die schau'n, wer sel durch schändlichen Noth.

Der Unterschied der Uebersetzungen beruht auf dem einfachen Grunde, daß, wer ordentlich übertragen will, die Wissenschaft mitebringen muß, d. h. die Erkenntniß der Sache: vollkommene Sprachkenntniß ist vollendete Kenntniß der Wissenschaften; in der Regel aber verwechselt man die Wörter mit den Worten.

. αὐτὰρ Ἀθήνη

διὺ Ἄϊδος κυτίνην, μή μιν ἴδωσ' ὄζυρος Ἄρης.

Eine Stelle im Briefe an die Philipper unterscheidet noch auf gleiche Art die drei Reiche der Söhne Saturns und vereinigt sie in der Anbetung des Namens Christi (II. 9, 10.): διὸ καὶ ὁ θεὸς αὐτὸν ἐπεκύρωσε, καὶ ἐχαρίσατο αὐτῷ ὄνομα, τὸ ἐπὶ πάντων ὀνομα, ἵνα ἐν τῷ ὀνόματι Ἰησοῦ πάντων γόνων κἀμῆται ἐπουρανίων καὶ ἐπιγείων καὶ καταχθονίων.^{*)} Um dabei noch einer metrischen Deutung zu erwähnen, führen wir noch eine Stelle aus dem Proculus an (in Theol. L. V. 5. 256.), τοῦς Κρονίωνος θεσμοῖς μυστικῶς τῆς περιλήψεως τῶν ὄλων καὶ τὴν ἔκθεσιν πρὸς τὸν νοῦν significare dicit. (s. Lobck Agl. p. 88.) Dies würde uns wiederum zur Μῆτις hinüberleiten, zu der ersten Scheidung des Guten und des Bösen, für deren richtige Erklärung wir nur noch auf Pindars erste Olympische Ode verweisen, woselbst Böckh sagt (expl. p. 104.), Μῆτις est mens ipsa, non solum cura, studium, consilium: ut Nem. III, 9.

In Verbindung mit dem Hades hätten wir noch einen Augenblick beim Echaron zu verweilen, dem Diener des unterirdischen Zeus. Die Bildung des etruskischen Echaron stellt man zusammen mit der des Eumenides, welcher das Fleisch der Todten frisst,^{**)} oder mit der Schicksalsgöttin auf dem Kasten des Kypsalus; Ambrosch sagt, sie sei mirum in modum foeda atque efferrata. Indessen möchte uns hier die künstlerische Darstellung

*) Man sehe auch Apoll. Rhod. 4, 1413: θεῶν καταχθονίας.

**) Paus. X. 28. Τοσοῦτος μὲν τοι δηλώσει, ὅποτός γε ὁ Εὐμένιος καὶ ἐν ποίῳ γένηται τοῦ σχήματος. Κυανοῦ τὴν χεῖρα μεταξὺ ἔστι καὶ μέλανος, ὁκοῦται καὶ τῶν μυῶν αἷ' πρὸς τὰ κρέα τισὶ προσκίβνουσαι. τοῖς δὲ ὀδόντας φαίνει, καθεζομένην δὲ ὑπεσφραγιστοὶ οἱ δίσκοι γυκός. Man vergleiche über das Einzelne, Ambrosch, de Charonte Etrusc. Vratisl. 1837. Dasselbst wird auch von der Verschiedenheit des griechischen und des etruskischen Echaron gehandelt, welche hier zu fern liegt. —

dieses Dämon auf Carlsbagen, Gefäßen u. weniger angehen, als seine Zusammenstellung mit der Schicksalsgöttin, von welcher er eigentlich nur ein Moment ist, die *μοῖρα Σαρκασμο*, welches man besonders herausgestellt, und mit allen Schrecknissen des Todes abgebildet und ausgemalt hat, während auf der andern Seite Bildungen, welche den Frieden und die Beruhigung des Endes erblicken lassen, auch nicht selten vorkommen. Es wird genügen zum Belege eine Stelle aus der unten citirten Schrift herauszuheben (p. 10.): *Charon, malleo in humerum sublato, equum sive anteit, interdum torvo vultu umbram equestrem respiciens, sive arrepto freno ducit, sive placide sequitur, partibus agasonis genio juvenili commissis, qui, torque insignis, alatus humeris, subucula manicata tunicaque cincta indutus et cothurnatus, laeva manu conversam gerit faciem. Quem quidem quum proxime ad notam Leti imaginem accedat, Leti nomine significare liceat. Neque hic solus est Daemon, qui, Charonte excepto, in ejusmodi argumentis, tanquam alterius Charontis vices gerens, conspicitur. Etiam Dea fatalis in scenam prodit, alias, Charonte praeunte, equitem veluti propulsans, prosequens, alias, omitta Charontis figura, praegrediens. Unde jure collegeris, etiam in ejusmodi argumentis, sicuti in illis, quae paulo ante sumus contemplati, qua Charontem, qua Deam fatalem eodem fungi munere. Nach der allgemeinen Weise hellenischer Kunst- und Mythenbildung sehen wir also dem Gesamtbegriff des Schicksals auch hier seine einzelnen Momente entnommen, *) und treffen im Tartarus und seinen Vorhallen auf*

*) Dieses Moment der Befonderung wird auch von Hegel (Phil. der Rel. II. p. 96.) als das Unterscheidende der griechischen Religion hervorgehoben im Gegensatz des abstracten jüdischen Gottesbegriffs; er sagt: „diese Subjektivität und weise Macht sahen wir bereits als den Einen, der in sich noch unbekannt ist und dessen Zweck daher in seiner Realität der allerbeschränkteste wird. Die nächste Stufe ist nun, daß diese Subjektivität, diese

alle die überwundenen Schreckgestalten des Lebens, Empusen, Hydrén, Chimären etc., welche aber eben in diesem Aufenthalte als leere Schreckbilder erscheinen, als völlig überwundene Elemente.

Demnach stellt sich uns der Hades nur wieder als die Macht dar, welche aller realen Besonderheiten im Geiste Herr wird, sie zu dem zurückführt, von dem sie genommen wurden, zum Zeus, zur Gottheit, und nicht mit Unrecht nennt man die *καταχθόνιοι*, die Schatten, *δαίμονες*, *καταχθόνιοι δαίμονες*, Anth. Pal. 3. 33., manes sepulti. Pluton ist der Gott, welcher die abgeschiedenen Geister zu Dämonen macht; er zeigt sich also in vollkommen brüderlicher Eintracht mit Zeus und Poseidon, indem alle drei nur Momente desselben notwendigen Processes sind, welche die Griechen künstlerisch und begrifflich personificirt haben: alle drei aber sind in der Macht der Nothwendigkeit begriffen und gehalten. Den Gegensatz dieses Verhältnisses finden wir sehr klar ausgesprochen bei Hegel (a. a. O. p. 113, 114): „die göttlichen besonderen Mächte gehören dem an sich Allgemeinen, der Nothwendigkeit an, treten aber aus dieser heraus, weil sie für sich noch nicht als der Begriff gesetzt und als Freiheit bestimmte ist... Der Begriff ist noch nicht enthüllt, und die Seite seines Daseins enthält noch nicht den Inhalt der Nothwendigkeit. Damit ist es aber auch gesetzt, daß die Freiheit des Besondern nur der Schein der Freiheit ist und daß die besonderen Mächte in der Einheit und Macht der Nothwendigkeit gehalten werden... Weil nun aber die Besonderheit noch nicht durch die Idee gemäßigt und die Nothwendigkeit nicht das inhaltsvolle Maas der Weisheit ist, so

weise Macht oder mächtige Weisheit sich in sich besondert. Diese Stufe ist eben damit einerseits das Herabsetzen der Allgemeinheit, der abstracten Einheit und der unendlichen Macht zu Beschränkung in einen Kreis von Besonderheit, anderer Seits ist aber zugleich damit verbunden eine Erhebung der beschränkten Einzelheit des realen Zwecks der Allgemeinheit entgegen. In dem Besondern, was sich hier zeigt, ist beides.“

tritt die unbeschränkte Zufälligkeit des Inhalts in den Kreis der besondern Götter ein.“

Es ist bei solchen Ausführungen nur zu erinnern, daß sie, als der Philosophie angehörig, das vollkommene Bewußtsein über einen ganzen Zustand voraussetzen, und daß jene Worte uns ein Bild dessen geben, was das Hellenenthum im Ganzen erstrebte, eine Besonderung nach nothwendigem Gesetz, Eunomie, und vollständige Organisation des Daseins, neben der Zurückführung solcher Besonderung und auch Vereinzelung zur Einheit des Allgemeinen; mit Recht wird aber von Hegel dabei des Zufalls gedacht, der mächtigen Göttin Tyche.

In den drei Kronosöhnen, in dem dreifachen Dionysos, liegt ein solches Streben nach Einigung des Besondern uns vor; ein weiteres Bild derselben haben wir in dem Dienste der Hekate zu betrachten.

Man hat es öfter als den Fluch der Natur vorgestellt, daß sie im Aufeinandersein ihrer Momente, welche als selbständige gegen einander festgehalten werden, beharren müsse, und alle Völker haben deshalb gesucht, diesem Getrenntsein auf irgend eine Weise zu entgehen, das Zertheilte und Zerrißene als Einheit zu begreifen, um so die *ἀνά*, die Verwünschung und die Schrecken des Zwiespalts, von sich abzuwenden. Daß dergestalt die Gottheit nur als vollkommener Schluß aufzufassen sei, und das ganze Bewußtsein über seine dreitheilige Einheit verdanken wir, formell genommen wenigstens, den Griechen, und wir erwähnen deshalb ein Wort ihrer Weisen, daß man nämlich Gott nur wahrhaft anrufen habe, wenn man ihn dreimal anrufen: . . . καὶ παρὰ ταῦτα οὐκ ἔστιν ἄλλο μέγεθος, διὰ τὸ τὰ τῶν πάντων εἶναι, καὶ τὸ τῶν πάντων· καθάπερ γὰρ φησι καὶ οἱ Πυθαγόρειοι, τὸ πᾶν καὶ τὰ πάντα τοῦ τρισὶν ὄντος· . . . Διὶ παρὰ τῆς φύσεως εὐχρότερος ὥσπερ νόμους ἐλέντης, καὶ πρὸς τὰς ἀγνωσίας τῶν θεῶν χρώμεθα τῷ ἀκριβοῦς τούτῳ (Arist. de Coel. I, 1.).

Dieses

Dieses Zusammenfassen dreier Bestimmungen in eine Einheit ist die Grundlage aller denkenden Erkenntniß geworden, und man kann sagen, daß die Griechen in ihren mythologischen Anschauungen dieser Dreieinigkeit über die Säge ihrer Philosophie hinausgegangen sind, so daß erst spätere Zeiten, in der richtigen Bestimmung der Schlussform, auch jene nach ihrer ganzen Tiefe würdigen konnten. Denn betrachten wir die Worte des Aristoteles über das vollkommene Zusammenschließen der Extreme, so gibt er nur, wie schon Hegel bemerkt (Logik III. p. 123.), das Verhältniß der Inhärenz an. Er sagt nämlich (Anal. pr. I. 4.): Gestaltet sich das Verhältniß der in den Vorderfägen enthaltenen Begriffsmomente so, daß der Unterbegriff in dem ganzen Mittelbegriff und dieser wieder in dem ganzen Oberbegriff enthalten ist, so ist das Zusammenschließen der beiden äußersten Begriffsmomente vollkommen. Dazu bemerkt Hegel: „Es ist hier mehr nur die Wiederholung des gleichen Verhältnisses der Inhärenz des einen Extremis zur Mitte, und dieser wieder zum andern Extrem ausgedrückt, als die Bestimmtheit der drei Terminorum zu einander.“ Für den Begriff der dreieinigen Hekate aber reichen wir mit dem Verhältnisse der bloßen Inhärenz nicht aus. Jedoch geht uns dieses hier nur in so fern an, als für den Begriff des Bösen und seine ganze Gestaltung daraus hervorgeht, daß es nur ein Anderes ist gegen die ursprüngliche Einheit, ein Besondertes gegen das Allgemeine, oder, wenn wir den Zustand der Zerrissenheit hervorheben, nach der Bestimmung des Aristoteles (de Coel. I. 1.) über das Continuirliche, ein nach allen Seiten hin und immer wieder Theilbares, *συνεχὲς μὲν οὖν ἔστι τὸ διατερόν εἰς ἀπὸ διατερόντων δὲ τὸ πᾶν διατερόν*. Die Continuität kann sich dann erst im Schlusssatz wiederherstellen.

Von der Hekate nun wird berichtet, Zeus habe ihr Rath gegeben über den Himmel, die Erde und das Meer; denn so heißt

es in der Theogonie des Hesiodus von der Tochter der Asteria und des Perses (Vers 411 ff.):

ἡ δ' ὑποκυλισμένη Ἐκάτη τέλει, τὴν περὶ πάντων
Ζεὺς Κρονίδης τέμνει, πόρην δέ οἱ ἀγλαὰ δῶρα,
μοῖραν ἔχειν γαίης τε καὶ ἀπρυγέτοιο θαλάσσης.
ἡ δὲ καὶ ἀστερόεντος ὑπ' Οὐρανοῦ ἔμμορε τιμῆς.
ἀθανάτους τε θεοῦσι τετιμένη ἐστὶ μάλαστα.

ὅσσοι γὰρ γαίης τε καὶ Οὐρανοῦ ἐξεγείοντο,
καὶ τιμὴν ἔλαχον, τοῦτων ἔχει αἶσαν ἀπάντων.

Weiter wird sie als Göttin der Zeugung und aller Geburt geschildert, so daß sie als Herrin des ganzen zerrissenen Eins erscheint, des διακετὸν εἰς αἰεὶ διακετὰ. Eben so verehrt man sie aber als Herrin der abgeschiedenen Seelen; sie schwebt als τυμβυδία mit den Dämonen um die Gräber, und die Hösen sammelt sie in einer Rendshöhle, in dem vielbesprochenen μυχὸς Ἐκάτης, *) so daß wir, mit einem Worte, in ihr ein allumschließendes Wesen besitzen. Nach dieser Allheit der Bestimmungen in dieser Gottheit sind dann leicht die Widersprüche zu erklären, daß sie die rettende, milde, und die schreckliche, jedem furchtbare Göttin ist, so wie, daß ihre Eltern und ihr Ursprung so ganz verschiedenartig angegeben werden; sie ist Tochter des Verderbers Perses, oder des Tartarus, oder wie es in einem orphischen Hymnus heißt, allmächtige Königin des Himmels und Trägerin der Schlüssel des Weltalls: alle diese Gegensätze, Widersprüche und Anschauungen sind hier in Eins gesetzt; sie ist Jungfrau und κορυτοόφως. Zu näherer Erläuterung fügen wir nur noch eine Stelle des Psephus hinzu, welcher zu den Oracula Magica (p. 18. ed. Opsop.)

*) Plat. Mor. p. 944, C. . . οὕτω βάδῃ ταῦτα τῆς σιλήτης ἐστὶ καὶ κοῦράματα. καλοῦσι δ' αὖτῶν τὸ μὲν μέγιστον Ἐκάτην Μυχὸν, οὐκοῦ καὶ δικὰς διδόναι αἱ ψυχαί, καὶ λαμβάνουσιν, ὃν δὲ τῇ γιγνημένην, ἣ κέρωσιν, ἣ δριώσιν.

bemerkte: Τὴν ἑκάστην οἱ Χαλδαῖοι δεῖον ὀρίζονται μετασπάτην ἀγροῦσαν τάξιν, καὶ οἶον κέντρον ἔχουσαν τῶν ὅλων διτάμειον κ. τ. ῆ.

Demnach wird es keinem Zweifel unterliegen, daß die Griechen stets, in den ältesten Anschauungen, wie in den späteren Philosophemen, dahin getrachtet haben, das Anderssein als Bestimmung des ursprünglichen Seins zu begreifen und vorzustellen; denn was so eben von der Hekate bemerkt wurde, sehen wir an andern Gottheiten sich gleichfalls wiederholen. Eine Ansicht des Euripides wird hinreichen, dies zu belegen, da wir aus derselben erkennen, daß man in allen Zeiten bemüht war, Ein Wesen als den Grund aller Erscheinungen hinzustellen; für manchen möchten sogar die Worte des alten Tragicers das Ansehen haben, als seien sie in neuester Zeit gedichtet. Er läßt nämlich in den Troerinnen (Vers 854 ff.) die Hekuba ausrufen:

ὦ γῆς ὄχημα, καὶ γῆς ἔχων ἔδραν,
ὥστις ποτ' εἶ σὺ δυστόπαστος εἰδέναι,
Ζεὺς, εἴτ' ἀνάγκη φώσεως, εἴτε νοῦς βροτῶν,
προηγερέμεν σε· πάντα γὰρ, δὲ ἀψόφου
βαίνων κελεύθου, κατὰ δίκης τὰ δεῖν' ἄγει. *)

*) Etwas oberflächlich erscheint es deshalb, wenn wir bei Müller, Proleg. zur Anth. p. 91., über solche ernstlichen und wahrhaften Bestrebungen, das Wesen der Gottheit zu begreifen und zur Einheit zu führen, lesen: „Bei Euripides aber ist ein gewisses Philosophiren, freilich ein ziemlich schwankendes und unentschiedenes an die Stelle der mythischen Religion getreten, wenn auch diese, der Natur seiner Dichtungsart nach, ein Hauptaugenmerk derselben bleiben mußte. Aber Zeus ist ihm kein wirkliches und persönliches Wesen mehr, sondern bald der Aether, bald die Nothwendigkeit der Natur oder gar der Verstand der Menschen (Troades 891. Valckenaer Diatr. Eurip. V. VI.); auch findet sich bei ihm schon das willkürliche Bestreben, verschiedene Göttergestalten zu einander zu verbinden, die θεοκρασία (Bouterweck Comment. Soc. Gott. rec. VI. p. 859. Deier I. S. 288).“ Denn wer sich nur der Erklärung aus Photius (Bibl. p. 335. 34. ex Damascio) erinnert, θεοκρασία, μᾶλλον δὲ ἐννοεῖς παντελὴς, wird leicht einsehen, wohin das alles zielte, und nicht von einem willkürlichen

Ganz ähnlich zeigt sich der Begriff des Pan, für welchen wir nur an Pindars schöne Worte (Fr. 63.) und an das *θεῖμα παικδὸν* zu erinnern brauchen, um den Gegensatz des süßen Lieblinges der Grazien und des Schrecken verbreitenden Gottes hervorzuheben; Damascius sagt darüber: Ταύτης οὖν τῆς τρίτης τριάδος τὸν τρίτον θεὸν καὶ ἦδε ἡ θεολογία Προπόζοντα ἀνιμῶν καὶ Δία καλεῖ πᾶτων διατάκτορα καὶ ὅλου τοῦ κόσμου, διὸ καὶ Πᾶνα καλεῖσθαι (s. Lebed Agl. p. 487.). Mit der Heilate finden wir ihn bei Euripides, in der Phädra, zusammengestellt:

Ὡ γὰρ ἔνθεος, ὦ κοῖρα,
εἴς' ἐκ Πατὸς εἴς' Ἐκάτας
ἢ σέμων Κορυβαίων
ἢ μυτρός οὐρείας φοιταλέον.

Mit diesem Begriff der Allheit, eines allumschließenden Wesens, welches in allen Gestalten dasselbe ist, war dann unmittelbar die Stufe zur Erkenntniß des Einen Gottes gegeben, welcher Gutes und Böses als sein eigenes Sein in sich aufnahm und damit dem Heidenthum ein Ende machte. Die Erscheinungen und Verkündigungen des Pan sind auch von andern schon oft erwähnt worden. *)

Bestreben reden, als sei dies so die Laune eines träumerischen modernen Dichters. Selbst des Aristophanes Verse in den Völkern (Vers 264 ff.):

Ὡ δίσκοι' ἀναλ, ἀμύρην' Ἀἴψ, δὲ ἔχεις τὴν γῆν μετῶρον,
λαμπρός τ' Αἰδῆς, σιμναί τι διαλ Νεφέλαι βροντῆσι κίρανοι,
ἀρᾷ τῃ, ὡνήτ', Ὡ δίσκουναι, τῷ φροντιστῇ μετῶρον.

haben eine tiefere Beziehung zur ganzen Entwicklung seiner Zeit und treten, obgleich sie in einer Komödie stehen, ganz aus dem Gebiete der Willkür heraus, welcher nur die *ἀμαζία* und Gedankenlosigkeit moderner Völker einen so ungeheuerlichen Raum gestatten und sie dadurch zu einer Gottheit erheben konnte, vor deren Gutdünken alles auf die Knie fällt. Das Griechenland, das freie, demokratische Griechenland, dem Gesetz eine solche Herrschaft zugestanden, scheint vielen noch immer ein unbegreifliches Ding; aber Töche und Fortuna sind sehr ohnmächtige Kinder gegen unsere Willküren, wenn gleich Pindar gesagt haben soll, Μοῖρᾶν τι εἶναι μίαν τὴν Τύχην καὶ πᾶσι τὰς ἀδελφὰς τι ισχύειν. Paus. VII. 26.

*) Herodot erzählt, daß er denn nach Sparta eilenden Pheidippides

Aus dem Götterfrieden oder von dem Dienste der *Eigēn*, hinweg, welche Euripides die schönste der Göttinnen nennt, und von welcher Aristophanes sagt, daß sie ihre Mätre nicht mit dem Blut der Schlachtopfer besudelt, von den Schwestern der Horen, der Eunomia und der Dike, welche dem Zeus seine zweite Gattin gebat, die Themis (s. Hesiod. Th. 902.), wenden wir uns zu ihrem Gegensatz, dem allzerreißenden Kriege, dem gottverhassten Ares, und wir befinden uns in seinen Reichen unter der Herrschaft des Bösen. Ist es nun für Griechenland durchaus begründet, was Pflanus (a. a. O.) von der Hekate sagt, daß sie als Naturgotttheit rein und jungfräulich sich in ihrem Wesen abschließe, sich innerhalb der festen Grenzen halte, . . . καὶ ἐν μὲν τοῖς θεοῖς αὐτῆς μέγιστον τιτλάται τὴν πηγὴν τῶν ψυχῶν, ἐν δὲ ἀνιστοροῖς τὴν πηγὴν τῶν ἀρετῶν καὶ φασιν, ὅτι ἡ μὲν πηγὴ τῶν ψυχῶν ἔρομος ἐστὶ εἰς τὰς ἀπορρηγνύσεις· ἡ δὲ πηγὴ τῶν ἀρετῶν ἐν ὁμοῖς μένει ἔνδοξον τῆς ἰδίας οὐσίας, καὶ οὐκ ἀπορρηγνύεται καὶ ἀμυγῆς κ. τ. λ., und daß deshalb der jungfräuliche Gürtel sie zierte, *) so werden wir in der dem bestimmten Gesetz gehorchenden Natur nicht mehr den Quell des Bösen zu suchen haben, sondern einzig in der übermüthigen Begierde des fort und fort titanisch gegen sein Geschick sich auflehenden Menschengesistes, welcher der Rückkehr zur Ordnung und Einheit kriegerisch ent-

erschieden; Plutarch (de Is. cap. 14.), daß unter den Panen um Themis zuerst der Mord des Osiris durch Typhon bekannt geworden ist.

*) Welchen Fortschritt solche Anschauung der Natureinheit, der wahrhaften *εὐνομία*, d. h. ihrer Bestimmung aus der Gottheit und deren Wesen heraus, gegen die indische Mythologie zeige, wird eine einfache Anführung aus Hegels Phil. d. Relig. (II, 310.) belegen: „Da nun aber das Princip, das auf der einen Seite auftritt, noch nicht so weit gediehen ist, daß diese Entwicklung in ihm selbst geschehen könnte, da es vielmehr nur in der einfachen, abstracten Concentration festgehalten wird, so fällt die Entwicklung, der Reichthum der wirklichen Idee außerhalb des Princips, und damit ist die Unterscheidung und die Mannigfaltigkeit in die wilde Auserlichkeit der Phantasie ausgelassen. Die Befonderung des Allgemeinen erscheint in einer Vielheit selbständiger Mächte.“

gegentritt, als sei er vom Oestrus geslachtet. Wie die Seele davon zu befreien, wie sie zu läutern sei, werden wir später anzugeben haben, wenn wir von der Aëta und dem Dionysos reden, von welchen wir beim Scholiasten zum Pindar (Pyth. III. 139.) lesen: κατάρσθια τῆς μαρίας ἡ θεός· καὶ τὸν Διόνυσον δὲ κατάρσαι τῆς μαρίας φασί: ja die Magna Mater soll selbst den Bacchus von der Maria geheilt haben, und man nennt sie τῶν νόσων αὐξητική καὶ μειωτική (s. Böckh zum Pindar Pyth. III. 78.).

Auffallen kann es freilich, daß wir noch keinem eigentlich bösen Wesen begegnet sind, welches nicht dem Princip der Einheit entsammte, und daß wir uns nur an die Eris und den Ares gewiesen finden nebst ihren Geschwistern, sobald wir nach den bösen Göttern fragen; jedoch glauben wir diesen scheinbaren Widerspruch genügend erläutert zu haben. Um indeß noch einiges hinzuzufügen über die Natur des Bösen in seinem Erscheinen unter den Menschen, berücksichtigen wir ferner noch den Μοῖνος, den Sohn der Nacht, welchen Lucian auch zu einem Spötter über die Handlungen der verschiedenen Gottheiten machte; mit dem δολόλος verbunden, dem Verläumder, wird er sich als den größten Feind der Menschen zeigen und wir werden gern die Wahrheit der Rede des Artabanus, bei Herodot VII. 10., anerkennen: διαβολὴ γὰρ ἐστὶ δεινότατον· ἐν τῇ δὲ μὲν εἰσι οἱ ἀδικούντες, εἰς δὲ ὁ ἀδικούμενος, ὁ μὲν γὰρ διαβάλλων ἀδικεῖ, οὐ παρέρχοντος κατηγορούν· κ. τ. λ. Damit sehen wir dieses Schrecklichste, die διαβολή, in den Menschengestalt gelegt, und ihm bei den Griechen demgemäÙ alles zugetheilt, was die Neueren als Wesen und Eigenschaften des Widersachers der Gottheit aufgestellt haben; denn nach allem diesem ist wohl einleuchtend, daß die Gottheit keinen größern Feind habe, als den der Einigung mit ihr widerstrebenden Geist, um es noch einmal anzuführen, τὸ διαγενόμενον· ἀεὶ διαγενόμενον. Zum Schluß dieser Darstellung wäre nur noch

der Beziehung zu gedenken, in welche hellenischer Kunstsinu das *Αἰσχρὸν* mit dem *Καλὸν* gesetzt hat, um auch darin dem Wesen des Bösen nach seiner Erscheinung vollkommen Genüge zu leisten.

Αἰσχρὰ τὰ κακά! Wir haben dies schon an der Beschreibung gesehen, welche Ambrosch von der Darstellung des Charon gegeben: Nam licet species Charontis Etrusci in universum a forma humana non admodum recedat atque adeo nonnullis in monumentis vel seni moroso vel adolescenti sit similis, tamen plerumque, praesertim si vultus habitum ac gestum consideraveris, *mirum in modum foeda est atque efferrata*. Caput, sive horrida coma barbaque sive foeda calvitie deformis, sibilantibus in fronte colubris interdum atrocius redditur. Nasus praegrandis, qua aduncus, qua collisus, atque erectae aures ferinae, quas cum lupinis caninisve haud incongrue comparaveris, totum oris habitum mirifice deturpant; qui etiam magis efferratus est in illa pictura, ubi daemon, hiantibus oculis atque rictu, tanquam insatiabili trucidandi cupidine flagrans, terribiles dentes exserit. Diese vollständige Schilderung mußte hier um so mehr ihren Platz finden, obgleich sie dem Etruscischen Charon entlehrt ist, unter dessen Bilde, wie der genannte Verfasser sagt, kaum ein Grieche den Fährmann des unterirdischen Sees erkannt haben würde, da derselbe bemerkte, er zweifle nicht, quin et ipse statim aliquem Jovis profundi famulum suspicaturus fuisset. Ea enim similitudo intercedit iater imagines daemonis nostri et Orci ministros etc. Deshalb dürfte jener Charon dennoch als Typus einer Verbildlichung der Schrecken des Dreus und seiner rächenden, strafenden und Verderben bringenden Gottheiten erscheinen, und wir könnten im Allgemeinen den Grundsatz feststellen, daß das Böse auch als häßlich gezeigt worden sei und für die Kunst ebenfalls die Negation der Schönheit, des *καλὸν* *καθαρόν* bilde: als ganz natürliche Folge ergibt sich aber daraus,

daß auch das sittlich Schlechte als ein Häßliches bezeichnet wird. Mehr oder weniger stimmt damit die Terminologie aller Sprachen überein, nur möchte keine den Gegensatz mit solcher Feinheit und zugleich mit solcher Bedeutsamkeit und schonenden Prägnanz durchgeführt haben wie die griechische; nirgend hat sich das Maas des Häßlichen auch mit so rücksichtsvollem Gefühl geltend gemacht, wie in der schönen hellenischen Kunst, während die andern Völker meist abgeschmackte Popanze oder Verunstaltungen an den Tag brachten, welche der Genius einer kunstgebildeten Nation niemals ertragen noch jemals denken konnte. Nirgend hat man auch mit gleichem Zartgefühl individualisirt und den Charakter treffender gezeichnet, wie eben in Griechenland, indem die Armuth der geistigen Schöpferkraft anderwärts für eine andere Gestalt nur dieselben Momente zu wiederholen vermochte, und weder Engel noch Teufel in irgend etwas Bedeutendem von einander unterschied; Zahlen auf Zahlen gehäuft, zehnmalhunderttausend Teufel, sollten erzeugen was man durch Kunst nicht erschaffen konnte. Schelling nennt daher die Engel die langweiligsten Wesen, welche je menschliche Phantasie erdacht, und Gerhard schließt seine Abhandlung über die Flügelgestalten der alten Kunst mit folgender Bemerkung: „Nur im Gebiete der Superstition, hauptsächlich in pantheistischen Götterbildern, fand Verflügelung seit den Kaiserzeiten nicht selten Statt. Diese Freiheit dauerte fort; den Anfängen christlicher Kunst war sie willkommen, um die Armuth künstlerischer Erfindung, zumal zur Darstellung personificirter Begriffe, durch die Zuthat einer wunderbaren Bildung zu unterstützen. Verflügelte Engel wurden typisch, und auf eine selten bedeutsame, allzeit dürftige, Weise ward das Heer männlicher und weiblicher Genien erschaffen, mit welchen die neuere Kunst eine reichere Begriffswelt abzubilden versucht hat, als das Alterthum je vermochte.“

Nach dieser allgemeinen Angabe des Kunstgebiets, in welchem wir uns befinden, dürfte es nicht gar schwer sein, den Begriff des

Häßlichen als Negation der Schönheit zu bestimmen, indem es sich überall finden muß, wo das Böse, τὸ κακόν, erscheint; denn die ganze Erscheinungsform desselben ist als das Häßliche anzugeben, mag diese die Körperwelt oder die Geisterwelt betreffen. Die Definition dieser Form wird sie als das der Regel Widersprechende, aus dem Maas, der Ordnung und dem Gesez übermüthig und eigenwillig Heraus tretende feststellen; denn die Energie des Guten wirkt das Schöne, die des Bösen das Häßliche, oder mit andern Worten, das Zerfahrene, Ungehörige, Auseinanderfallende, im Gegensatz des Einheitlichen, sich als vollständige Frucht des guten Keims ergebenden. Das Schöne erfüllt sich demgemäss in Gott und den Gotteskindern, das Häßliche in allem, was der *πάθος* dient und dem Verderben; auf dem Gebiete der Geschichte, im Heros und im Tyrannen, dem personificirten Gesez und der Gesezlosigkeit. Danach bestimmt sich ganz einfach auch die Kunstform, wie die sittliche sich in Handlung und That und Gesinnung ausdrückt d. h. im ganzen Zustand und in der Form der Seele; weshalb man mit Grund von einer schönen Seele redet, und nichts Ungeziemendes in dem Gebete des Sokrates enthalten ist, welches wir am Schluß des platonischen Phädrus lesen: Ἦ φίλε Πάν τε καὶ ἄλλοι ὄντοι τῆςδε θεοί, δοίητέ μοι καλῶ γενέσθαι τάνδοξον· ἐγὼ δὲ ὅσα ἔχω, τοῖς ἐνδοῖς εἰναι μοι φίλαια. *)

*) Kaum erwähnenswerth ist solchen Äußerungen gegenüber die kenntnißlose Angabe derer, welche meinen, Griechenland habe den Unterschied des Guten und Bösen nicht gemacht, also auch keine Moral gehabt; und doch ist dies noch eine vielverbreitete Meinung. Staud etwa die Moral des Volkes Gottes höher? Vielleicht dadurch, daß man noch vielfach das, was den Unterschied des Guten und Bösen bringt, die Erkenntniß, als das Böse selbst gekempelt findet. Daß Sturz der Moral stets die nächste und unausbleibliche Folge der *anomia* ist, belegt die ganze Geschichte. Die Juden aber führten unter dem strengsten Geseze, durch ihre mangelhafte Erkenntniß, meist das allerverwerflichsste Leben, und unter keinem Volke fast war der Gottesbegriff mehr ein Auserliches, ein nur die Körper in Anspruch nehmendes Wesen: man lese nur die Verfluchungen ihrer Propheten! Dem, was die An-

Es drücken uns diese Worte den ganzen schönen Zustand edler griechischer Seelen aus, besonders derer, welchen ein Trieb zum Göttlichen inwohnt; denn so heisst es kurz zuvor von dem Iphigraates: ἐπὶ μείζον δέ τις αὐτὸν ἄγοι ὁρμῇ θεϊοτέρα.. φέρεται γὰρ ὡς φίλος, ἔνεστι φιλοσοφία τῇ τοῦ ἀσθερὸς διανοίᾳ. Von der Sophia aber sagt eine Stelle im Gastmahl (204, B.): ἔστι . . . τῶν καλλίστων ἡ σοφία: als der hässlichste Seelenzustand ist also der eines ἀμαθίας anzunehmen.

Handelt es sich dabei um den Begriff des Hässlichen, so werden wir ihn zuerst aus seinem Gegensatz erkennen, dem Schönen, welches wir als das Göttliche, das Harmonische, das Symmetrische bestimmen finden; πᾶν δὲ τὸ ἀγαθὸν καλόν, τὸ δὲ καλὸν οὐκ ἄμετρον (Plat. Tim. 87. C.); dagegen heisst es (Conv. 206. C.) ἀνάμυστον . . . τὸ αἰσχρὸν παντὶ τῷ δέῳ τὸ δὲ καλὸν ἀμύσστον. Wiederum aber werden die göttlichen Mächte, die πᾶδες θεῶν, welche dem Recht dienen, nicht als ein absolut Hässliches zu bezeichnen sein, denn die Gerechtigkeit ist ein Schönes, und so werden alle ihre Diener, und die zerstörenden Gewaltthätigkeiten des Schicksals selbst, fürchtbar erscheinen, indes nicht durchaus unschön, sondern wenn die Gerechtigkeit und die Weisheit dergestalt als das Schönste angesehen werden, dass man sagen dürfte, τὴν καλλίστην παραδόντων πρὸς θεῶν γένος αἰσχρὰν εἶναι (Plat. Hipp. maj. 289. B.), so werden wir das Ungeheuerlichste, nämlich den Wahnsinn und die Unweisheit als das Hässlichste zu benennen haben. In dieser Weise fasst es auch Plato und spricht (Gorg. 535. A.): ἀσυμμετρίας τε καὶ αἰσχροτόντος γέμουσαν τὴν ψυχὴν εἶδεν: im Sophisten aber heisst es (228.

schanungen des alten Testaments wahrhaft Großes und Verwundernswerthes bringen, ist durch eine also geübte Gerechtigkeit nichts genommen. Nur sollte man anerkennen, dass auch andere Völker, und wie man meint, ohne besondere göttliche Vergnügung, dazu gekommen sind auszusprechen: ὥς δὲ τὰ κατὰ καὶ τὰ δίκαια πάντα ἄνθρωποι τῶν (Plat. Legg. IX. 864.).

E.): τὸ δὲ τῆς πολλῆς καὶ παιτοδαπῆς ἄγνοιας πάρος αἰσχρὸς περὶόν. Nach den verschiedenen Zeitaltern und ihren Anforderungen an den Mann und die seinen göttlichen Ursprung bewährende That wird jedoch die κακία ganz verschieden gefaßt werden, und gerade wie den Franzosen läche eins der schimpflichsten Wörter ist, werden wir in den kriegerischen Epochen die Feigheit als das Schlimmste gebrandmarkt finden, das aller Göttlichkeit erman- gelnde und darum als das Häßliche, dem Schande und Schmach und Verachtung folgen muß als die empfindlichste Strafe. Des- halb ist äußerst bezeichnend, was wir im Homer lesen (Il. I, 38.):

Τὸν δ' Ἐκτωρ νείκεσεν ἰδὼν αἰσχροῖ; ἐπέεσσιν,

so wie die Form ἐν αἰσχροῖ; τίεσθαι τι, neben dem herrlichen Wort des Plato (Conv. 206. C.), τίεσθαι . . . ἐν μὲν αἰσχροῖ; οὐ δύνανται (ἱμῶν ἢ φύλης), ἐν δὲ τῷ καλῷ. Mit diesen Worten ist die ganze gottensammte Natur des Menschen ange- geben, und das Ziel, wohin sie auch durch παιδεία zu streben habe, die Kalokagathie nämlich, indem die ἄγνοια als Quelle der Übel angesehen ward und sich mit der fortschreitenden geistigen Entwicklung zu der Feigheit als ein zweites Moment der Unver- stand gesellte; ἡ δὲ ἄγνοια (τοῦτου) ἀμαρτία καὶ κακία ἐνε- γγής (Theaet. 176. C.), und κακόν . . . ἔστιν ἡ τοῦ βελτίστου ἄγνοια (Alc. II. 143. A.). Hatte also Homer von den δειλοὶ gesprochen, daß sie für nichts zu achten seien (ἢ γὰρ κεν δειλὸς τε καὶ οὐτιδανὸς καλεοίμεν, Il. A. 293), so mußte die Zeit der geistigen Größe Griechenlands dem Feigen den Unverständigen hinzufügen als den Schlechten und Häßlichen, οἱ δὲ δειλοὶ καὶ ἄφρονες κακοί (Plat. Gorg. 498. C.). Wenn wir aber den Schriften des Platon fast alle diese Worte entlehnten, so sieht seine Ansicht deshalb nicht vereinzelt da unter den hellenischen Männern, sondern überall begegnen wir in diesem göttergesegneten Lande derselben Ansicht, ja oft denselben Ausdrücken. Pindar singt

(Ol. XIV. 7.): εἰ σοφός, εἰ καλός, εἴ τις ἀγλαός ἀνὴρ, und in einem seiner Fragmente ist uns das für Griechenland so sehr bedeutsame Wort aufbehalten (87, 7.), οὐν δ' ἀνάγκη πᾶν καλόν, welches, wenngleich von den meretriculis Corinthiae Veneris ἱεροδοῦλοις gesagt, dennoch von allgemeinerer Bedeutung ist, sobald es sich nämlich von der Nothwendigkeit im Dienste einer Gottheit handelt.

Eine weitere Andeutung über sogenannte mittlere Wesen, die nicht häßlich nicht schön sein, müssen wir wieder dem Plato entnehmen und der Ausführung welche Sokrates im Gastmahl über die Natur des Eros gibt: diese wird zugleich die Grundlagen der griechischen Ansicht von der Versöhnungslehre enthalten, über welche wir weiter unten werden zu reden haben.

Haben wir nun unter allen bisher erwähnten Gestalten noch keine entdecken können, welche als ein absolut Böses erschienen wäre, und konnten wir noch kein abgesondertes Reich des Σατυρίας oder διάβολος auffinden, sondern erkannten das Böse nur als im kosmogonischen Proceß hervortretend, als das Disharmonische, Vereinsamte, der wasserlosen Wüste Angehörige, welche durch jenen Mangel der göttlichen Zeugungskraft beraubt ist, so könnte vielleicht mancher vermuthen, es verberge sich das Böse unter der Gestalt des Dämon, als welches es ein Verflissen sein erzeuge, dem nur göttlicher Einfluß ein Ende machen könne; wie wir ja von Christus lesen, daß er die δαιμόνια, δαίμονες, πνεύματα ποιητὰ, ἀκάθαρτα ausgetrieben habe. Erinnern wir uns indeß an das, was schon oben über die Bedeutung des δαίμων als θεός und selbst als Fatum gesagt wurde, und verbinden wir damit Platons Deutung, daß der δαίμων der δαίμων sei, κατὰ τὴν τῆς φρονήσεως ἐπωνυμίαν, so werden wir leicht einsehen daß hier gerade von dem Gegentheil des Zustandes der Bösen, dem μαίνεσθαι, die Rede ist, und daß von einem absolut bösen Dämon bei den Griechen nicht zu handeln sein wird. Die ganze Stelle des Plato

(Crat. 398.) ist zu wichtig, als daß wir sie nicht hieher setzen sollten. Nachdem er von den ältesten Dichtern der Griechen, der Sonne, dem Monde, der Erde gesprochen und der Verse des Hesiodus über die δαίμονες erwähnt, fährt er fort: Τοῦτο τοῖαντι πατρὸς μᾶλλον λέγει, ὥς ἐμοὶ δοκεῖ, τοῖς δαίμονας· ὅτι φρόνημοι καὶ δαίμονες ἦσαν, δαίμονας αἰτοῖς ἀνόμεναι . . . λέγει οὐκ καλῶς καὶ οὕτως καὶ ἄλλοι ποιεῖται πολλοί, ὅσοι λέγουσιν ὡς ἐπειθάν τις ἀγαθὸς ὧν τελευτήσῃ, μεγάλῃ μοῖραν καὶ τιμὴν ἔχει καὶ γίγνεται δαίμων κατὰ τὴν τῆς φρονήσεως ἐπωνυμίαν. *) Danach scheint allerdings der Dämon nicht eine Personification des Bösen zu sein; wie aber ist es mit κακοδαίμων und dem κακοδαίμων; Von ersterem möchte es wohl nicht zweifelhaft sein, daß es meist unglücklich, ἄσπιος, bedeutet; bemerkenswerth ist jedoch seine Zusammenstellung mit μανικός, so wie die des Wortes κακοδαίμονία mit ματία, was wir in zwei Stellen des Platon und des Aristophanes finden. Jener läßt im Gastmahl (p. 173.) den Apolloderos sagen, daß seine Freunde wohl meinen würden, er sei ein κακοδαίμων, und einer derselben erwiedert ihm, daß man ihn μανικός nenne, worauf jener fortfährt: καὶ ὁ γὰρ γε δὴ ὅτι οὕτω διανοούμενος καὶ περὶ ἐμαυτοῦ καὶ περὶ ὑμῶν μαίνομαι καὶ παραπαίω. Die Stelle des Aristophanes (Plut. 500.) beruht auf demselben Gedanken, der sich noch täglich jedem auf den ersten Blick ins Leben darbietet, daß es den Schlechten gut gehe, daß sie Reichthum und Auszeichnungen erwerben, und woran sich die meisten Zweifel über

*) „Und dies, dünkt mich, will er eben vorzüglich sagen, sei den Dämonen begegnet, weil sie vernünftig waren. Daher sagt er ganz recht, wie auch viele andere Dichter thun, daß wenn ein Guter stirbt, er großer Ehre und Glückes theilhaftig und ein Dämon wird, vom Daheim sein also genannt. Eben das nun nehme ich an, daß Jeder, der dort daheim gehört, ein Seliger ist im Leben und im Tode, und mit Rechte ein Dämon genannt wird.“ Schleiermacher.

eine vernünftige Weltordnung knüpfen; wer das sieht, sagt der Dichter, sollte er nicht meinen, dieses Leben sei ein Wahnsinn?

ὥς μιν γὰρ νῦν ἡμῖν ὁ βίος τοῖς ἀνθρώποις διακρίνεται,
τίς αὖ οὐχ ἡγοῖτ' εἶναι μανίαν κακοδαίμονιάν τ' ἐν
μᾶλλον;

Rechnet man daher die Übel, welche uns treffen können, ab, so möchte man wohl berechtigt sein, die *Μανία* für die höchste κακοδαίμονία zu halten, gerade wie sich dieselbe als die *Ἄτη* in ihrer furchtbarsten Gestalt darstellte, und wir sehen uns auch hier wieder auf denselben Punct als Wohnsitz des Bösen zurückgeführt, auf den Menscheng Geist und seine Vernunft oder Unvernunft im Denken und Handeln. Der Mensch in seinem Unverstande, in seiner Ungerechtigkeit erscheint dann als *θεομοῦνη*, und wiederum geht dies Hand in Hand mit dem *αἰσχρὸν*: denn, sagt Plato (Legg. VIII. 835.), die *παράνομοι* müßten von der *σπουδαία τῶν καλῶν* ausgeschlossen werden, und von gewissen Handlungen sagt er daselbst, ob sie nicht als *μηδαιμῶς ὄσια*, *θεομοῦνη δὲ καὶ αἰσχρῶν αἰσχυρῶτα* zu bezeichnen seien, da mit dem griechischen Gottesbegriff das Unschöne in keiner Weise zu vereinigen ist. Deshalb heißt es in einer schon erwähnten Stelle des Pindar, mit höchstem Anruf an menschliches Streben (Pyth. II. 72. sqq.):
γένοι, οἷος ἐσσι μάζων, καλὸς τις, πῖζων παρὰ πᾶσιν ἀεί
καλὸς, ὁ δὲ ῥαδάμιας ἐν πάραγεν, ὅτι φρεσὶν
ἔλαχε καρπὸν ἀμώμετον, οὐδ' ἀπάτασι θυμὸν τέρεται ἐν-
δοξεν. *)

Der Dämon also umschließt nicht den allgemeinen Begriff des Bösen, und wenn es auch einzelne Schaden, Unglück und Übel bringende Dämonen geben mag, so ist doch von einer, um es so auszudrücken, staatlichen Organisation des Reiches des Bösen nirgend die Rede; im Gegentheil sehen wir uns gezwungen das für

*) Man sehe die Erklärung dieser Worte bei Bösch, expl. p. 250.

die Griechen auszusprechen, was man für die Anfänge der jüdischen Lehren über den Quell und Ursprung desselben aufgestellt hat, und womit auch Strauß die Darstellung vom Sündenfall beginnt: er sagt aber Folgendes (Dogm. II. p. 1.): „In die nach der Vorstellung des Elobisten von Gott Anfangs gut geschaffene Welt (1. Mos. 1, 31.) machte nach der Erzählung des Jehovisten (1. Mos. 3.) der Mensch den ersten Miß; die spätere Lehre steigt weiter hinauf und verlegt den ersten Anstoß zum Abfall in die höhere Geisterwelt. Doch findet sich über den Urzustand der gefallenen Geister und über die Art wie sie böse geworden, auch in den jüngeren Büchern der h. Schrift kaum eine Andeutung. — Im alten Hebraismus wird das Böse und das Übel bald auf den natürlichen Willen ohne Reflexion auf eine höhere Ursache, bald auf den entweder unmittelbar oder mittelst seiner Boten wirkenden Gott zurückgeführt. Der Abfall der ersten Eltern geschieht durch den Zusammentritt der Reizung in dem Menschen mit der Unterredung der Schlange.“ Es liegt nahe, die Schlange nur für ein Symbol der Reizung des Menschen zu halten, und auch später, wenn ὁ ὄφις ὁ ἀρχαῖος, ὁ ὀφθαλμὸς ὁ μέγας genannt wird, ist dies nur eine in das Reich der Fabel und der redenden Thierwelt gehörende Vorstellung, so daß die Schlange, so groß sie sein mag, immer nur aus dem Herzen des Menschen geboren sein kann, der, wie ja seine Geschichte zeigt, seine Grenzen zu überschreiten stets eine unwiderstehliche Reizung empfindet: erscheint denn nicht jenes Bild auch unter anderem Ausdruck, als Fleischeshlust u. s. w.? was ja nur auf dasselbe böse, also im Fleisch gebohrne Princip hinweisen kann.

Weit verbreitet war freilich auch die Ansicht, daß die Götter den Menschen Grenzen der Forschung gesetzt, und wir lesen selbst im Herodot, daß einige ἱερεῖς es unternommen in die Libysche Wüste einzudringen, in welcher sie denn auch Leuten begegnet, welche man noch gern mit Wüsten und Einöden in Verhältniß

setzt, Zaubern nämlich. Die Beschreibung findet sich II, 32. und es heißt darin: . . . φάναι παρὰ σφίσι γενέσθαι ἀνδρῶν δυναστέων παῖδας ὑβριστάς· τοὺς ἀλλὰ τε μηχανῶσθαι ἀνδροφόνους περισσὰ, καὶ δὴ καὶ ἀποκλῆρωσθαι πλείτε ἐωυτῶν, ὀφρομένους τὰ ἔσσημα ἤ; Λιβύης; καὶ εἴ τι πλείον ἴδοιεν τῶν τὰ μακρότατα ἰδομένων . . . καὶ ἐς τοὺς οὗτοι ἀπέκοντο ἀνδρώπων; γόητας εἶναι πάντας. Bei solchen Unternehmungen, welche in noch undurchforschte, nicht von Menschen berührte Gebiete dringen, in welchen man gar leicht auf feindliche Dämonen schließt, die das Betreten ihrer Reiche furchtbar rächen, ist ein Schluß auf das ὑβρίζειν· εἰς τοὺς θεοὺς naheliegend, und ein Mißlingen wird vielfach als Strafe für den Wahnsinn eines solchen Beginnes gedeutet. Ein Orakelspruch des Vakis, bei Herodot VIII, 77, ist in dieser Hinsicht äußerst bezeichnend:

Ἄλλ' ὅταν Ἀρτέμιδος χρυσάουρου ἱερὸν ἀκτῖν
 Νηυσὶ γενερώωσι καὶ εἰναλίην Κυνόκουραν
 Ἐλπίδι μαινομένη, λιπαρὰς πέσαιντες Ἀθήνας,
 Δῖα Δίκη σβέσσει κρατερὸν Κόρον; Ὀτρυνος υἱόν,
 Δεινὸν μαμώοντα, δοκεῖν' ἀνὰ πάντα τίθενται.

Der rächende Gott und das Verderben eines bösen Dämonen ist daher auch in diesem Fall wieder durch den Menschen selbst herbeigeführt, welcher seine Grenzen überschritt; wunderbar indeß, daß er sie in der Regel erst durch solche Hybris kennen lernt und daß im entgegengegesetzten Fall stets der Zweifel bleibe, ob er nicht dennoch hätte weiter dringen können auf einer noch unversuchten Bahn. Denn in allen Zeiten ist nur Gelingen dem Geschick der unkundigen und zaghaften Menge über wahnsinnige Hoffnungen des Genius in den Weg getreten, und vieles ist in früheren Zeiten als Wahnsinn verschrien, was sich nachher dennoch glänzend erfüllt hat; womit freilich der Übermuth orientalischer Satrapen und Könige nicht entschuldigt werden soll, welcher sich von der nach einer legitimen Herrschaft strebenden Hybris des Geistes

himmel:

Himmelhöhe unterscheidet; nur diesem sind Miskämpfer die Himmelsfische, jenen lassen sie schmähtlich zerfallen und in sein Nichts zerfließen. Demgemäß werden wir das ersiehende Böse nur in dem Menschengesitt und in dem Moment des freien Willens, der Willkür aufzusuchen haben: richtige Erkenntnis und Einsicht und nach ihr geregeltes Handeln wird den Menschen zur Gerechtigkeit zurückführen, Unverstand aber ihn vereinsamen und ihn entweder als unfreiwillig böse erscheinen lassen, bei dem Mangel an Geistesbildung, oder ihn zu einem wissenden *διόλοος* machen, wenn er, wie Plato sagt, das Böse kennt und dennoch liebt. Das wäre dann von allem Hässlichen das Hässlichste; straffällig indeß ist auch wer *ἄκων κακός* ist, weil er es, als Mensch, immer nur, theilweis wenigstens, mit eigener Schuld ist, wenn er der *ἐπιθυμία κακῇ* folgte und nicht der *περὶ ἀρετῆς*.

Zum Schluß dieses Kapitels und ehe wir im folgenden auf eine nähere Betrachtung des freien Willens übergehen, mögen noch einige Worte aus Platons *Kratylos* (p. 403 — 404.) ihre Stelle finden, welche uns über den Begriff des Hades, des Pluton und die Vorstellung, welche sich ein griechischer Weiser von dem Zustande der Geister unter seinem Scepter machte, ein sehr anschauliches Bild geben werden. Sokrates sagt daselbst: „Wir scheinen auf gar vielerlei Art die Menschen das eigentliche Wesen dieses Gottes zu erkennen, und ihn zu fürchten ohne seine Schuld . . . Mit dem mächtigsten Verlangen also unter allen bindet er sie, wenn er sie durch das stärkste Band festhalten soll? — Ja. — Nicht es nun wohl ein stärkeres Verlangen, als wenn Jemand glaubt, durch den Umgang mit Einem ein besserer Mann zu werden? . . . Deshalb also hat keiner Lust von dort hieher zurückzukehren. . . so vortreffliche Neben, scheint es, weiß Hades ihnen zu halten, und so wäre, wenigstens wie hieraus folgen würde, dieser Gott ein vollendeter Sophist und ein großer Wohltäter derer die bei ihm sind; wie er denn auch denen die noch hier leben, so großes Gut

beraussieht . . . Ferner daß er nicht mit Menschen verkehren will, die noch ihre Leiber haben, sondern erst dann mit ihnen umgeht, wenn die Seele rein ist von allen dem Leibe anhängenden Übeln und Begierden, dünkt dich das nicht recht eines Philosophen würdig, der sich wol überlegt, daß er sie in diesem Zustande wohlgebunden mit dem Verlangen nach der Tugend, festhalten könnte, so lange sie aber mit den Trieben und der Wuth des Leibes behaftet sind (*ἐχοντας δ' ἂν τῶν τοῦ σώματος παύσεων καὶ μαρῶν*), nicht einmal sein Vater Kronos sie bei sich behalten könnte, wenn er sie auf die Art hände die wir seine Bande nennen?“ *)

Achtes Kapitel.

Der Mensch und der freie Wille. Der Abfall.

Bin ich der Thäter meiner Thaten, der bösen wie der guten, oder bin ich nur ein Werkzeug in höherer Hand, willenlos und vorherbestimmt, mitzuwirken zu einem Ziele, das ich mir nicht selbst gesteckt, so daß nur ein Geist zu seinem Zwecke in mir wirkt, oder ein böser Dämon mich beherrscht? Auf diese einfache Frage werden die meisten sogleich mit Nein antworten, weil sich das Innerste, des Menschen tiefstes Selbstgefühl, freilich dagegen empört, daß er nur willenlos d. h. ohne Selbstbestimmung und freie Wahl hier auf Erden handeln soll, schlechter als eine Maschine, die wenigstens kein Bewußtsein hat über ihr Vollbringen. Geht man aber dann weiter ins Einzelne, da weichen die Meinungen wieder in unendlicher Verschiedenheit von einander ab, und wenn man das Was fast unwillkürlich zugeben mußte, so können sich die Parteien der

*) Auch an Anaxagoras' Wort dürfte hier noch erinnert werden können:
Was kämpft' ich doch nach Außen?
Die Schlacht ist mitten in mir!

Philosophen oder der Religionslehrer niemals einigen über das Wie, besonders wenn man den Begriff der Vorsehung, der göttlichen Allmacht und Allwissenheit, so wie den der Allweisheit hineinzieht. Denn um hier nur Eins hervorzuheben, wenn Gott wirklich allmächtig ist, und Niemand, keine Creatur und kein Ding, eine Macht hat gegen ihn, sondern er der Allvollbringer ist, so hat Helena beim Euripides, im Orest, ganz recht, die Elektra nicht anzuklagen und zu sagen:

ποσὸν δὲ μὴν γὰρ οὐ μαινομένη σέθεν.

εἰς ποῖον ἀναπέσονται τὴν ἀμνηστίαν.

Hat sich aber die Gottheit den Menschen als etwas Selbständiges, Freiwilliges entgegengesetzt, so scheitert wieder der Begriff der Allmacht, indem Gott ja nicht mächtig wäre des All, sondern sich den Widerspruch und das Ablenken von seinen Zielen müßte gefallen lassen. Selbst des heiligen Augustinus etwas spitzfindige Erklärung, Gott sei darum allmächtig, weil er nicht alles könne, würde hier wenig ausreichen; denn es handelt sich hier um ein Freies, dem göttlichen Willen selbst nach Willkür Entgegenstreben des, das, wenn wir auch kein ursprüngliches Gegenüberstehen der Materie annehmen, doch nach dem ersten Act der Schöpfung von Gott als ein Freies entlassen ist und nun nach seinen eigenen Zwecken wirkt und handelt, weil darin gerade allein der Begriff des Freien zu erkennen ist. Sollte man aber dem Allmächtigen nur gleichsam eine etwas unbeschränkte Lehnsoberherrlichkeit zuschreiben, wie es wohl zuweilen geschieht, so wäre dies wiederum mit dem Wesen der Gottheit durchaus unvereinbar; war ja schon Helios dargestellt als der Gott ὃς πάντα ἐποίησεν καὶ πάντα ἐταξέω, wie viel mehr die Gottheit nach christlichem Begriffe.

Ehe wir daher in die Ansichten der Hellenen über die freie oder unfreie Stellung des Menschen tiefer eingehen, möchte so viel klar sein, daß sich die Gottheit, oder Ζεὺς ὁπτις πῶς ἐστίν, in der Menschheit und deren Erziehung, Erlösung oder Zurechtführung

zu sich, eine Aufgabe gestellt, die nur ein Gott ertragen kann; aber eben deshalb wollen wir es hier als Axiom feststellen, daß ein Gott nur dann befriedigt sein konnte, wenn er nach Vollendung seiner nothwendigen Gesetze, in der den Gesetzen der Nothwendigkeit gehorchenden Schöpfung, freie Wesen sich gegenüber sah, die, auf dem höchsten Puncte ihrer Vollendung, freiwillig zu ihm zurückkehrten und in der Liebe ihre Vereinigung mit ihm feierten und besiegelten: alles andere wäre durchaus ungöttlich zu nennen und konnte niemals Geistern oder dem Geiste, als Krone ihrer Werke und ihrer Schöpfungen zu setzen, in den Sinn kommen. Doch nirgend muß man wie auf diesem Gebiete Menschliches von Göttlichem scheiden; denn wie viel des Unsinns zusammengehäuft werden mußte, bis sich der mechanische Geist zum Begriff der Willkür und des freien Geistes erhob, zur freien Welterschöpfung und deren freier Anerkennung, liegt wohl auf der Hand. Nachdem aber der Mensch einmal sich als Freier dem Freien gegenüber erkannt hat, würde es eine Schmach für ihn sein, sich von dem Throne seiner Selbstherrschaft wiederum herabstürzen zu lassen, um fortan als vierfacher Slave zu leben, da er es dann mit Bewußtsein wäre. Was für Mittel schon dem Griechen, dem freien Griechen geboten waren, seine Rückkehr zum Schöpfer durch Erkenntniß zu bewirken, werden wir in der folgenden Untersuchung sehen, wobei wir uns nur an das Gegebene halten werden und die Vergleichung mit höheren oder späteren Standpuncten andern überlassen; auch unsere eigene Ansicht von dem Verhältniß des Menschen zu Gott darzulegen scheint hier nicht der Ort, da wir eben das Princip der Griechen zeigen möchten. Vielleicht bietet aber auch dies, selbst dem christlichen Bewußtsein, manches Erhabene, über das spätere Jahrhunderte nicht hinausgekommen sind, da die Hellenen, weniger von dem unendlichen Eingehen ins Einzelne erdrückt, sich einen freien Blick in das Allgemeine bewahrt hatten, und eben dadurch die wahren Väter der

Philosophie geworden sind, in ihrer hohen und reinen Weltansicht mit Recht die Alten genannt.

Verteilen wir nur noch einen Augenblick bei dem Begriffe der Allmacht und stellen wir es als die höchste Stufe ihrer Ausübung, ihre höchste Potenz oder die Spitze ihres Wirkens hin, daß sie freie Wesen sich gegenüber erschuf, die ihr auch willkürlich entgegenhandeln konnten; denn Gott hat das unendliche Bewußtsein, daß auf dem Wege der Erkenntnis die Menschheit zu ihm zurückkehren werde. Uns bleibt es hier nur, zu betrachten, was auf dem Wege dieser Rückkehr schon von hellenischen Männern ist vollbracht worden.

Οὐ μὲν γὰρ τί πού ἐστιν ὀϊζυρότερον ἀνδρῶν

Πάντων, ὅσσια τε γυνῶν ἐπὶ πτεῖνι τε καὶ ἔρπει,

läßt Homer den Kroniden ausrufen, als er es bedauert, die trauernden Kasse, die unalternden, unsterblichen, dem Pelcus gegeben zu haben.

Ἄ δειλὸν, τί σφωὶ δόμεν Πηλεΐδῃ ἄνακτι

Θνητῷ, ὅμιῳ δ' ἐστὸν ἀνθρώπῳ τ' ἀθανάτῳ τε!

Ἢ ἵνα δυστήνοισι μετ' ἀνθρώποις ἄλγ' ἔχῃτο;

Warum nennt der Gott den Menschen das Bejammernswertigste von Allem, was freucht und flucht, warum thut es der Mensch selbst durch den Mund des Gottes? Ist es der Gegensatz der Sterblichkeit und Unsterblichkeit, oder sind es die mit jener untrennbar verknüpften Leiden aller Art, welche einen so harten Urtheilsspruch hervorrufen? Und nach dem Tode, was harret seiner, des Schlechtesten wie des Heroen? Hören wir den Achill (Od. A. 488.):

Μὴ δὲ μοι θάνατόν γε παραΐδαι, παῖδι μὲν Ὀδυσσεύϊ

Βουλομένῳ καὶ ἐπάρουρῳ ἔδν στυγνέμεν ἄλλῳ,

Ἄνδρ' ἅρ' ἀλλήλῳ ὃ μὴ βίωτος πολὺς εἴη,

Ἢ πᾶσιν νεκρῶσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν.

Wahrlich, wenn man jemals die griechische Menschheit als heiter und selbstvergessen sich des sinnlichen Daseins erfreuend dargestellt

hat, durch solche Aussprüche aus dem Munde des Gottes selbst und des gefeiertsten ihrer Helden söhne hätte man sich vom Gemeinheil überzeugen können; allerdings ist Freude an der Sinnlichkeit, am unmittelbaren Dasein in Hellas, aber auch ein unendlicher, ein tiefer Schmerz, den die Tragödie aufwühlte, aus Licht zog, den die glänzendsten Bilder und die treffendsten Philosopheme nicht befeistern konnten. Griechenland war wie fast kein anderes Land dem Kampf und dem härtesten Leiden dahingegen, aber es ertrug mit Gleichmuth die Götterschickung und war dem Gesetz treu bis zur schönsten Hingebung in den Tod für das gemeinsame Vaterland. Wo findet sich ähnliches, mit vollem Bewußtsein geübtes, und doch nicht starr römisches Aufopfern, wie in Griechenland?

Welche Stellung nun nimmt der Mensch im Allgemeinen im griechischen Bewußtsein ein? Er ist ein *ζῶον πολιτικόν*. Diese zwei Worte möchten sein ganzes Wesen für den Griechen in sich schließen; für den Staat ist er geboren, für ihn sollte er da sein, sein höchster Ruhm ist, für ihn in den Tod zu gehen. Ohne für diesen allgemein bekannten Satz einzelne Thatfachen anzuführen, erinnere ich nur an die ehrenvollen Worte des Perikles beim Thukydides (II. 35 ff.), wo es unter anderem heisst (cap. 40.): *ἐν τε τοῖς αὐτοῖς οἰκείων ἅμα καὶ πολιτικῶν ἐπιμέλεια, καὶ ἐτέρους, πρὸς ἔργα τετραμιμένοις, τὰ πολιτικά μὴ ἐνδεῶς γινώσκει. μόνου γὰρ τόν τε μηδὲν τῶνδε μισέροντα, οὐκ ἀπράξιμονα, ἀλλ' ἀρχαίων νομίζομεν.* Die ganze Höhe der Ausbildung und die Kraft des Geistes der Athener ist in dem bald darauf folgenden Ausspruch zusammengedrängt, welcher sich zugleich beäufertend an unsere Ausführung über die *ἁμαζία* anschließt: *διαφερόντως γὰρ δὴ καὶ τὸδε ἔχομεν, ὥστε τοῦμᾶν τε οἱ αὐτοὶ μάλιστα, καὶ περὶ ὧν ἐπιχειροῦμεν, ἐκλογίζεσθαι· ὁ τοῖς ἄλλοις ἁμαζία μὲν ὕδατος, λογισμὸς δὲ ὄκτου φέρει.* Dabei werden wir unwillkürlich des Sages von Montesquieu gedenken, daß die Tugend

das Princip der Republiken sei, indem keine andere Staatsverfassung eine solche Erkenntniß und eine so heroische Hingebung verlangt, wie eben jene, und es leichter sein möchte aus persönlicher Zuneigung für einen Führer sich aufzuopfern, weshalb auch Plato Liebende die besten Krieger nennt, als dem Gesetz gehorsam seinen Platz nicht zu verlassen gleich den Helden des Leonidas. Selbst die Wissenschaften, welche man wohl als einmüthig und den öffentlichen Geschäften entfremdend, ja die Kunst, welche man so gern als erschlassend für die That darstellt, wenn sie dem Schönen sich ganz ergebend, nur noch Ideale träumt, üben diesen Einfluß in Griechenland nicht, und Perikles rühmt mit Recht (a. a. O.): φιλομαθῶν τε γὰρ μὴ εὐχέλεια, καὶ φιλοπονοῦντων ἄνευ μαχίας. Auch Sokrates sagt (Xen. Apol. 24.): Τὸ γὰρ μὲν νόμος πῶς αἶν' ἀναφείσκειται, κατὰ νόμον καὶ εὐχέλεια ποιεῖται.*)

Handelt es sich daher unter einem solchen Volke von der Bestimmung des freien Willens, so dürfte sich das Resultat derselben hiernach leicht voraussehen lassen, denn für die Griechen kann es kein anderes Ziel geben als Erkenntniß der Gerechtigkeit in ihrem Gesetz, und keine andere Tugend als ein demgemäße einge-

*) Wie sehr man daher auch von mancher Seite für das sogenannte Volk Gottes geehrt und seine Gesetzmäßigkeit gerühmt hat, so ist dies doch nur ein leerer Schein gegen die wahre Gesetzmäßigkeit Griechenlands, welche nicht auf *ἀναξία* beruhte, und mit bewußtem oder unbewußtem Gefühl hat man die griechische Geschichte für den Unterricht festgehalten, sie nicht durch jüdische ersetzen mögen, noch das Griechische durch das Hebräische. Wäre man wirklich in so hohem Grade von der besondern Erwählung der Juden überzeugt, so erscheint jenes Factum mindestens als eine bedeutsame Inconsequenz. Bis man daher nicht die griechische Literatur als unerheblich gegen das alte Testament zurückstellt und dies einzig für die Geistesbildung empfiehlt, so wie die Inspirationen des Zeus gegen die Jehovahs, müssen selbst dem Unbefangenen einige leise Zweifel bleiben an der Richtigkeit jener Annahme, welche zu keinen Thaten führt. Wo ist der Aristides, wo der Phidias, und wo der Perikles des jüdischen Volkes? um von den Philosophen ganz zu schweigen, welche, gleich Aristoteles, die Grundlage aller Wissenschaft geworden sind.

richtetes Handeln: wer also dem erkannten göttlichen Gesetz nach lebt und handelt ist der allein Freie; jedes Abweichen davon setzt einen Stand von *ἡμαρτία* und Unfreiheit voraus. Der freie Wille des Hellenen ist also nicht Willkür, sondern es ist der Wille des Geistes, welcher das Gesetz will und sich ihm *βουλούμενος* oder *μαθὼν* unterwirft; ein anderer Wille ist aber gar nicht denkbar, als der des Guten, indem keiner *ἐκὼν* das Schlechte will: selbst der Tyrann, der Böse, hat keine rechte Erkenntniß von seinem Willen, weil er nicht sich würde ins Verderben stürzen wollen. Darum preist auch Perikles (Thuc. II, 37.) mit schönen Worten die freie Gesetzmäßigkeit des atheniensischen Lebens und sagt: *ἐλευθέρως δὲ τὰ τε πρὸς τὸ κοινὸν πολιτεύομεν . . . ἀνεπαχθῶς δὲ τὰ ἴδια προνομιούμεν, τὰ δημόσια δὲ διὰ δέος μάλιστα οὐ παρανομοῦμεν, τῶν τε αἰὲ ἐν ἀρχῇ ὄντων ἀκροάσει, καὶ τῶν νόμων, καὶ μάλιστα αὐτῶν ὅσοι τε ἐπ' ὠφελείᾳ τῶν ἀδικουμένων κέκται, καὶ ὅσοι ἄγχαφοι ὄντες αἰσχύνειν ὁμολογουμένως φέρονσι.* Wer erinnert sich dabei nicht der schon erwähnten *ἄγχαπτα* *δεῶν νόμιμα*, auf welche sich Antigone beruft? und sicher kann nichts mehr die völlige Harmonie des durchgebildeten hellenischen Geistes im Staatsverbande zeigen, als solche Parallele. Wenn deshalb die griechische Poesie Freiheit in dem angegebenen Sinne suchte, brauchte sie nicht sich träumerisch von der Wirklichkeit wegzuwenden in die Eindrücke und auf die Höhen, wohin der Mensch nicht dringt mit seiner Qual, sondern sie wurde ein Abdruck des politischen Lebens und spielt darin eine so bedeutsame Rolle, während sie in den modernen Zeiten fast nur als Schmuck der Höfe oder als gefährliches oder müßiges hors d'oeuvre betrachtet zu werden pflegt. Hastet aber an dem antiken Staatsleben noch der Flecken der gesetzmäßigen Sklaverei, so haben die meisten neueren Staaten, selbst Rom nicht ausgeschlossen, eine viel verderblichere Sklaverei, die der Knechtschaft des Geistes und

der Gefinnung geduldet und vielfach selbst begründet, *) so daß nur wenige mit dem Worte des Perikles von sich sagen können (a. a. O.): καὶ ὄνομα μὲν, διὰ τὸ μὴ ἐξ ὀλίγων ἀλλ' ἐξ πλείονος ἔχειν, δημοκρατία κέκληται· μέτεστι δὲ, κατὰ μὲν τοὺς νόμους, πρὸς τὰ ἴδια διάφορα πᾶσι τὸ ἴσον, κατὰ δὲ τὴν ἀξίωσιν, ὡς ἕκαστος· ἔν τῳ εὐδοκμεῖ, οὐκ ἀπὸ μέσους τὸ πλεῖον ἐς τὰ κοινὰ ἢ ἀπ' ἀρετῆς προσιμύεται. Ein herrliches Bild einer Staatsverfassung, welches wohl Montesquieus Ausdruck motiviren konnte.

Das Streben eines so organisirten Volkes mußte also in seiner höchsten Potenz auf die Tugend gehen und nicht blos auf ein äußerlich gesetzmäßiges Verhalten, sondern auf innere Kalesagathie: alle ihre Schriftsteller und Weisen und ihre wahrhaft großen Staatsmänner und Künstler liefern den Beweis dafür, daß Thucydides nicht fabelt, wenn er den Perikles von den ungeschriebenen Gesetzen reden läßt, deren Übertretung Schande bringe; überall sehen wir das Gewissen rege, künstlerisch im Dienste der Echaris, und im Leben in der Verehrung der Αἰδώς und in der Furcht vor der Νέμεσις. Nur dies alles ausgesprochen zu haben und in einem so weiten Kreise, nicht hier und dort, sondern in ausgedehnter Verbreitung über viele Jahrhunderte, und zuerst den Begriff der ἀνελυσιγία aufgestellt zu haben, des einem freien Mann ungeziemenden Wesens, möchte einer Nation schon zu hoher Ehre gereichen, wenn auch die Schatten des griechischen Lebens dazu dienen sollte, jene Lichter um so mehr hervorzuheben. Nach solcher Begründung der Tugend konnte der auf Erkenntniß

*) So tief aber steht leibliche Knechtschaft unter der geistigen, wie Young's natürlicher Narr unter dem der Erkenntniß (Night 2, 494 — 97):

'Tis Converse qualifies for Solitude;

As Exercise, for salutary Rest.

By that untutor'd, Contemplation raves;

And Natures Fool, by Wisdom's is outdone.

gebaute Wille nur sie zum Gegenstande haben, *) und dies belegen denn auch in reichem Maße die Aussprüche der griechischen Philosophen und Volkslehrer, wofür einige Anführungen genügen werden. Es wird uns danach nicht mehr Wunder nehmen, wenn wir bei Platon lesen (Legg. IV. 713.): λέγει δὲ καὶ νῦν οὗτος ὁ λόγος ἀληθεῖα κρώμενος, ὡς ὅσων ἂν πόλεων μὴ δεῖα; ἀλλὰ τις ἄρχη δεητός; οὐκ ἔστι κακῶν αἰτιῶς οὐδὲ πόνων ἀνάρξεις· ἀλλὰ μιμῆσθαι δεῖν ἡμᾶς, οἷεται πάσῃ μετὰ τὸν ἐπὶ τοῦ Κρόνου λεγόμενον βίον, καὶ ὅσον ἐν ἡμῖν ἀφαιρούσας ἐκείνη, τοῦτω πεποιημένους δημοσίᾳ καὶ ἰδίᾳ τὰς τ' οἰκίσεις καὶ τὰς πόλεις διοικεῖν, τὴν τοῦ τοῦ διανομήν ἐπονομάζοντας νόμον. Damit verbinde man die Worte derselben Schrift, X. p. 904., woselbst gesagt wird, daß Seele und Leib zwar ein ἀνώλεθρον seien, aber nicht ein αἰώνιον, κατὰπερ οἱ κατὰ νόμον ὄντες θεοί.

Nennen wir nun die Gerechtigkeit Tugend und die Ungerechtigkeit Laster (τὴν μὲν δικαιοσύνην ἀρετήν, τὴν δὲ ἀδικίαν κακίαν, Plat. Pol. I. 348.), so befinden wir uns damit unmittelbar auf dem Boden des Gesetzes; ergänzen wir aber diesen Ausspruch durch einen zweiten aus dem siebenten Buche (p. 518.): αἱ μὲν . . . ἀλλαι ἀρεταὶ καλοῦνται ψυχῆς κινδυνεύουσιν ἐργῶς τι εἶναι τῶν τοῦ σώματος . . . ἢ δὲ τοῦ φρονήσαι . . . δειοτέρου τινὸς τυγχάνει . . . οὔσα, so ist damit die ganze griechische Tugendlehre gegeben, und wir werden erkennen, daß der freie Wille stets darauf hinauslaufen wird, zu wollen, ὅπερ ὁ λόγος ἔβουλήσῃ (Legg. II, 671.), so wie, daß der wahrhafte Einfluß der Gottheit auf den Willen nur der sein kann, daß die Vernunft

*) Der Teufel trägt darum mit Recht den Namen eines ἀμαρτίας, eines „törichten Teufels“, da er stets etwas Nichtiges, sich in sich Zerstörendes, und ihm selbst nie zum Nutzen gereichendes will; auch in so fern ist nur die Tugend frei, als sie wirklich zu ihrem Ziele gelangt, das Böse sich aber zuletzt immer unterwerfen muß.

Führerin desselben werde, τῆς βουλῆς ἡγούμενος . . . λόγος (Plat. Ep. VII. 346.): das ist der Ächte Zeὺς Βουλῆδος, dem Griechenland opierte, und den die Senatoren anriefen, wenn sie das Protaneum betraten. *)

Der wahrhafte Wille des Geistes will also das Gute, und als das Gute bestimmt sich auch die Glückseligkeit, nach der alle Menschen streben, besonders aber wird dasselbe als Staatszweck ausgesprochen, während das Mittelalter hierin eine Trennung bewirkte, welche das Alterthum nicht kennt. Die Gerechtigkeit und die Tugend sollen nach Plato im Staate ihren höchsten Ausdruck finden; nur einige Bestimmungen über den Dienst der Götter rief er dem delphischen Gott zu überlassen; und Aristoteles beginnt seine Bücher über die Politik mit einem ähnlichem Satze: ἐπειδὴ πᾶσαν πόλιν ὁρῶμεν κοινωτίαν τινα οὔσαν καὶ πᾶσαν κοινωτίαν ἀγαθοῦ τινος ἔνεκεν συνεστηκυῖαν (τοῦ γὰρ εἶναι δοκοῦτος ἀγαθοῦ χάριν πάντα πράττουσι πάντες), δῆλον ὡς πᾶσαι μὲν ἀγαθοῦ τινος στοχάζονται, μάλιστα δὲ καὶ τοῦ κυριωτάτου πάντων, ἢ πασῶν κυριωτάτῃ καὶ πάσας περιέχουσα τὰς ἄλλας; αὕτη δ' ἐστὶν ἡ καλουμένη πόλις καὶ ἡ κοινωτία ἡ πολιτική. **) Verknüpft und zu Einem verbunden müssen aber

*) Siehe darüber Schömann, de Comitibus p. 306., und mehrere darauf bezügliche Inschriften bei Böckh, Corp. Insc. Vol. I. p. 671, N. 1392 und 1245; letztere für Sparta.

**) Schlossers Übersetzung lautet: „Es ist offenbar, daß ein jeder Staat aus einer Gesellschaft besteht. Eine jede Gesellschaft hat aber, wenn sie sich verbindet, die Absicht, einen gewissen Vortheil zu erreichen. Denn alle Menschen handeln bloß, um das zu erreichen, was ihnen nützlich scheint. Es ist also auch kein Zweifel, daß die Gesellschaften alle in dieselbe Absicht zusammentreten, und daß die wichtigste und vortrefflichste, nämlich der Staat, oder die bürgerliche Gesellschaft, auch auf den höchsten und vortrefflichsten Vortheil hinielt.“ Wie würde man nach diesem Vorgange wohl den Anfang der Nikomachischen Ethik übertragen müssen? welcher lautet: πᾶσα εἰχνη καὶ πᾶσα μέθοδος, ὁμοίως δὲ πράξις τε καὶ προαίρεσις, ἀγαθοῦ τινος ἐφίεσθαι δοκεῖ διὸ καλῶς ἀπεφάνηεντο τὰ γὰρ δὲν, οὗ πάντ' ἐστὶν αἴτιον. Daß das Gute zugleich der größte Vortheil ist, möchte dem deutschen Leser dabei nicht so unmittelbar einfallen.

im Staate werden das durch seine Natur Herrschende und das Beherrschte; jenes ist τὸ δυνάμενον τῇ διανοίᾳ προορᾶν. Dienen müssen die Körper, die Materie, das von Natur Sclavische: so soll es überall geschehen nach griechischer Ansicht, auch in der Seele des Einzelnen; sobald das Göttliche in ihr wohnt wird es herrschen und das Ungöttliche zum Gehorsam zwingen. Darum sagt Plato (Pol. IX, 580.): „Sollen wir nun einen Herold dinsten oder rufe ich selbst aus, Aristons Sohn hat den Spruch gethan, der trefflichste und gerechteste sei auch der glücklichste, dies sei aber der am meisten königlich gesinnte und sich selbst königlich beherrschende; der schlechteste aber und ungerechteste sei auch der unseligste, und dies sei der am meisten tyrannisch gesinnte und sich selbst sowohl als den Staat so tyrannisch als möglich beherrschende.“ Der freie Wille wird demnach als der vernunftgemäße angesehen und Gutes und Vernünftiges fallen zusammen; das Böse aber ist einerlei mit dem Unfreien und die Bosheit wird in dem Willen liegen die Harmonie des von Natur Herrschenden und des Beherrschten aufzuheben: der Abfall also muß in der Schlawheit bestehen, welche den Geist in der Materie beharren läßt ohne diese ihrer natürlichen Herrschaft zu unterwerfen. Erinnern wir uns dafür an das was schon oben über die οἰκεία ἀρετὴ eines Dinges gesagt wurde, so wie über den Desirus und die der Erkenntnißlosigkeit verschwiferte Manie, woran wir hier nur noch die erhabenste Mahnung Griechenlands zu knüpfen hätten, nämlich die der Selbsterkenntniß.

Der Lobredner des Rechts hat die Wahrheit für sich (l. l. p. 589.); sein Tadler aber sagt nichts gesundes und tadelt ohne zu wissen was. Doch, fährt Platon fort, Νείδωμεν τοῖνυν αὐτὸν πρῶτος, οὐ γὰρ ἐκὼν ἀμαρτάνει, ἐρωτῶντες ἢ μακάριε, οὐ καὶ τὰ καλὰ καὶ αἰσχρὰ νόμιμα διὰ τὰ τοιαῦτα ἂν φαίμεν γεγονέναι; τὰ μὲν καλὰ τὰ ἐπὶ τῷ ἀνθρώπῳ, μᾶλλον δὲ ἴσως τὰ ἐπὶ τῷ θεῷ τὰ θεῖα δὲ ποιῶντα τῆς φύσεως, αἰσχρὰ δὲ

τὰ ὑπὸ τῷ ἀγρίῳ τὸ ζῆτρον δουλούμενα; Höchst bedeutsam ist in dieser Stelle, daß das Menschliche als das Göttliche bezeichnet wird, in so fern dieses das über das Thierische Herrschende ist; als die Herrschaft des Thierischen aber stellt sich die Zügellosigkeit heraus, die ungezähmte Lust und die Begierde. Was unterscheidet aber Götter und Menschen? Nicht bloß, wie es Göthe ausdrückt, „daß viele Wellen vor jenen wandeln, ein ewiger Strom, uns aber die Welle hebe, verschlinge, daß wir versinken,“ sondern eben jene doppelte Natur, daß wir als Erscheinende in der Materie darin begraben sein können, und daß es stets einen Kampf voraussetzt, ehe wir zu dem συνδυάζειν und der rechten Vollendung des Göttlichen und Thierischen in uns, zu ihrer Harmonie gelangen, ehe wir als wahrhafte Menschen auch wieder rein göttlich sind, so daß dann nicht mehr in uns τὸ χειρότατον ὑπὸ τῷ ἀπειροτάτῳ δουλοῦται (I. I.). Ein Fragment des Archias (bei Stobäus I, 73.) spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Διαφέρει δὲ θεὸς ἀνθρώπῳ ἀγαθῷ, ὅτι θεὸς μὲν οὐ μόνον εὐλογεῖν καὶ διηλοσμεῖναι ἔχει τὰν ἀρετὰν ἀπὸ παντὸς τῷ θνατῷ πάθει, ἀλλὰ καὶ τῇ δυνάμει αὐτῷ ἀστυον πέπαιται καὶ ἀντιέστινον, ὡς πρὸς αἰωνίων ἔργων σεμνότητά τε καὶ μεγαλοπρέπειαν· ἀνθρώπος δ' οὐ μόνον τῷ θνατῷ τῇ φύσει καταστάματι μέωρα ταῦταν πέπαιται, ἔστι δ' ὄκκι καὶ δι' ἀγαθῶν ἀμετρίαν, καὶ διὰ συνήθειαν ἰσχυρὰν, καὶ διὰ φύσιν μοχθηρὰν, καὶ δι' ἄλλας αἰτίας πολλὰς, ἀδυνατεῖ κατ' ἄκρας γενναῖσθμεν παναλαθῶς ἀγαθός.“

Das Versunkensein in die Materie und das Beharren darin findet nun seinen Ausdruck in jeder Lust und Begierde, welche den Menschen auf die Stufe des Thieres erniedrigt; die verfeinertste Bezeichnung dafür aber möchte sich in dem Besitz begreifen lassen, in der Habsucht, dem Golde und dem Golde, so daß sie auch den größten Reiz und die höchste Verlockung von Seiten der Materie und des Bösen darbieten würden und am meisten geeignet wären,

die Seele von dem Wege der Gottbeit abzuweichen und in ihr jene so sehr gebrandmarkte tyrannische Herrschaft zu begründen, welche den Einzelnen und die Staaten zu Grunde richten muß. Wir heben dafür die Worte der angeführten platonischen Stelle heraus, worin es heißt (p. 589.): „Kann es nun wohl dieser Erklärung zufolge irgend einem nützlich sein, ungerechterweise Geld zu nehmen, wenn doch dergleichen etwas geschieht, daß, indem er das Geld nimmt, zugleich das beste von ihm selbst dem schlechtesten verheuchelt wird? Oder soll man sagen, daß zwar, wenn er für Geld einen Sohn oder eine Tochter in die Knechtschaft gäbe, zumal noch unter wilde und böse Menschen, es ihm nicht nützen könnte auch noch so viel unter solcher Bedingung zu empfangen; wenn er aber das göttliche sein selbst in des ungöttlichsten und gräulichsten Gewalt giebt ohne Erbarmen, dann wäre er nicht elend und hätte nicht für einen weit unseligeren Verlust Geld genommen, als Eriphyle, die jenen Schmutz annahm für ihres Mannes Leben? Und meinst du nicht, daß auch die Zügellosigkeit um deswillen von jeher getadelt werde, weil in dergleichen allem jenes ungeschlachte große vielgestaltige Thier weit über die Gebühr freigelassen wird? Anmaßendes und unfreundliches Wesen aber wird ja wohl getadelt, sofern das löwenartige und schlangenartige auf übelstimmende Weise angespornt und genährt wird? — Allerdings.“ *)

*) Schleiermacher sagt dazu in seiner Anmerkung: „Der letztere Ausdruck ist ganz neu und war bei der Anlage des Bildes nicht vorgekommen. Das grammatische Vorkommen aber und der ganze Zusammenhang bereitet aufs deutlichste, daß auch dieser Ausdruck nur das Eiferartige bezeichnen soll. Und freilich, indem Platon den Zorn als das persönliche von dem Eifer nicht streng gefondert, und ihn nicht zur Begierde sondern hieher gewiesen hat: so konnt: ihm ein und dieselbe Bezeichnung nicht genügen, daher auch weiter oben schon der Ausdruck der Löwe und was ihm angehört . . . Und so ist das Löwenartige wol das der Vernunft und dem Guten zugewendete, das Schlangenartige aber das andere. Anmaßung und Unfreundlichkeit haben dann ihren Grund in der Anspannung des per-

War daher der dem Gesetz der Vernunft gehorchende der allein Freie, so wird es nicht überraschen, wenn wir den habfüchtigen als ἀτελεύτερος, und die ἀνελευθερία als die schärfste Benennung der Schlechtigkeit unter den Griechen gestempelt sehen, weil eben in der Seele des φιλοκερδῆς jener furchtbare Tyrann gebietet, jenes πηρίον ὀχλῶδες, welchem sich nur der freie Wille entzieht. Sehr richtig spricht dies Kreon aus in der Antigone (Vers 295 ff.):

οὐδὲν γὰρ ἀνθρώποισι, οἷον ἄργυρος,
κακὸν νόμῳ ἔβλαυτε. τοῦτο καὶ πόλει
πορθεῖ, τὸ δ' ἀνδρῶν ἐξαίσιστην δόμων·
τὸ δ' ἐκιδιδάσκει καὶ παραλλάττει φρένας·
χρηστὰς πρὸς αἰσχρὰ πράγματ' ἵστασθαι βροτῶν·
πανουργίας δ' ἔδειξεν ἀνθρώποις ἔχαιν,
καὶ παντὶ ἐργον δυσεκτελεῖν εἰδέναι.

In einer andern Stelle (1045 ff.) sagt er gegen den Tiresias, daß der Eigennuz bewirke, daß die Menschen πίπτουσι πτόματα αἰσχρὰ, gänzlich abfallen von dem Göttlichen; jedoch wenn auch Kreon damit eine tiefbegründete Wahrheit ausspricht, kann ihm der blinde Echer hier freilich entgegen, κράτιστον κτημάτων εὐβουλία. *) (Vers 1050.)

sönlichen, Uppigkeit aber in der Erschlaffung des vernunftmäßigen Eifers; . . . Diese Abspannung sowohl als jene Anspannung wird dem Einfluß der Begierde zugeschrieben, welcher Einfluß aber noch nicht die völlige Unterwerfung ist, die erst in der Schmeichelei und Niederträchtigkeit (κολακεία καὶ ἀνιλευδρία) zum Vorschein kommt, in welcher beide Zweige des Eiferartigen gelähmt erscheinen.“ Dies wird zur Ergänzung des früher über die Natur der Schlange Gesagten dienen, welcher nicht das κολακεῖν zugeschrieben wird, noch der Reiz des Zweifels, „ob wohl der Herr gesagt habe, ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten,“ sondern es ist das reine Versinken in die δαῖτα des Erblebens, welche τὸ θυμοειδὲς aus einem Löwen zum Affen macht. Etwas anderes ist es, wenn wir bei Lucian mit der κολακεία die διαβολὴ zusammengestellt finden: πᾶμπολλαι δὲ καὶ αἰμαίνων καὶ διαβολῶν ὑποτίσεις.

*) Wie ungereimt es ist, den Kreon, auch nach den Grundsätzen, welche

Leicht möchte es demnach sein, den eigentlichen διαβολας als denjenigen zu bestimmen, welcher die Menschen über ihren wahren Vortheil zu täuschen unternimmt; seinen Ausdruck aber findet ein solcher in dem κόλαξ, dem Schmeichler, welcher stets die Klage an die Stelle der Wahrheit setzt, und für den Einzelnen selbst, in der Selbsttäuschung, der Verblendung, welche den klaren Blick verdunkelt, die Seele nicht zur Selbsterkenntniß kommen läßt, und dadurch auch zu den Handlungen des Unrechts, der ἀδικία, anstreibt: alle Zauberer, Betrüger und Sophisten werden also die ärgsten Feinde der Gottheit und der gerechten Herrschaft sein, die Freunde der Tyrannen und der vollendeten Eitelkeit, des Eigennuzes, oder auch diese selbst. Dies sind die vielen widernatürlich zusammengefüigten Gestalten, von denen die Fabel sagt, und nach deren Vorgange Plato ein Bild solcher Seele in Worten ausführt (Rep. IX. 588.), „von der Art wie die Fabel lehrt, daß es vor Zeiten Naturen gegeben habe, die der Chimaira, und der Skolla und des Kerberos, und andere werden ja beschrieben, daß sie viele Gestalten in eins zusammengewachsen gewesen seien. So bilde dir denn Eine Gestalt eines gar bunten und vielköpfigen Thieres, rundherum Köpfe von zahmen und wilden Thieren habend, und im Stande dies alles abzuwerfen und aus sich hervorzubringen. . . . Und nun bilde außen um sie herum das Bildniß des Einen, nemlich des Menschen, so daß es dem, der das Innere nicht sehen kann, sondern nur die äußere Hülle sieht, als Ein lebendes Wesen erscheint, nämlich ein Mensch.“ Nützt es nun, dieses Thier stark zu machen, fragt Sokrates, τὸν δὲ ἀνθρώπον ληϊοκτονεῖν καὶ ποιεῖν ὠδυνῇ; „Herrscht aber der Mensch nicht über sie, so werden sie sich einander beißen und aufzehren.“

Daraus möchte sich zunächst genügender erklären, was wir schon

er aufrecht erhalten will, zu einer untergeordneten Person zu machen, leuchtet wohl jedem ein.

(schon angedeutet: ἀδικίαν εἶναι πύσιν τινὰ . . . καὶ ἀλλοτριοπραγμοσύνην καὶ ἐπανάστασιν μέρους τινὸς τῷ ὅλῳ τῆς ψυχῆς (Plat. Pol. 441.): das Bild des vielgestaltigen Thieres wird die Meinung des Philosophen darüber hinkänglich zur Anschauung bringen. Indem aber dieses Thier es mit dem Menschen zu thun hat, wird es, um ihn zu unterjochen, sich tausender Gründe bedienen, wird als Lügengeist erscheinen, oder unter der Gestalt des Schmeichlers, welchen wir noch näher zu betrachten hätten, da er τὴν εἰσὶνός πρᾶξιν zu verkehren sucht.

Δειδὼν Σηρόιον καὶ βλάβη μεγάλη sagt Plato vom Schmeichler (Phaedr. p. 240.), und als solche zeigt er sich durch die Zauberkunst der Verstellung und der Lüge; wegen der von ihm gelübten sophistischen Täuschungen heißt es: κόλασι ὅμως ἐπέμειζεν ἡ φύσις ἰδούην τανα οὐκ ἄμουνον, indem die Macht der Reize des Bösen sicher nicht gering anzuschlagen ist, und es ohne ihre trügerische Verlockung wohl schwerlich das furchtbare Ungeheum würde verdecken können, das unter solcher Hülle dem Menschen droht. Des Bösen Zauber ist die Kunst der Lüge und sie findet, wie gesagt, ihren höchsten und verfeinertsten Ausdruck im Schmeichler, in der von Aristophanes so sehr gebrandmarkten Zungenkunst, welche das Recht in Unrecht verkehrt, und welche sprechen konnte (Eur. Hipp. 602.):

ἡ γλῶσσαι' ὁμώμορον, ἡ δὲ φωνὴν ἀνώμοτος.

Auf die verderblichste Weise für Staat und Wissenschaft wurde diese Kunst freilich erst in den letzten Zeiten Griechenlands geübt, als man die Gesetze des Rechts und der Sitte nicht mehr für ewige Bestimmungen des Zeus und der Dike zu halten geneigt war, sondern meinte τὸ δίκαιον καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φέσκει ἀλλὰ νόμῳ (Plat. Legg. X. p. 889.), und als alle Bestrebungen des Scharfsinns der Geister dahin gerichtet waren τὸν ἥτονα λόγον κατῆτονα ποιεῖν (Aristoph. N. v. 880 sqq.). Alle Wörter verlieren in solchen Epochen ihre wahrhafte Bedeutung, an jedem Ausdruck kann gekünstelt und gedreht und ihm eine andere Meinung

untergehoben werden nach Willkür und Gutdünken; mit Eiden und Schwüren wird gespielt, als seien sie nicht mehr die furchtbaren Mächte, welche bei den unteren Göttern thronen und deren βλάση man fürchten müsse; aber alle ernstesten Geister erschrecken über solche Verfehrtheit und rufen, die Himmlischen wohl kennend und ihre Art, aus, was Thucydides (III. 82.) in tiefem Unmuth über das Verderben seiner Zeit spricht, καὶ τὴν εἰωθυῖαν ἀξίωσιν τῶν ὁνομάτων ἐς τὰ ἔργα ἀντήλλαξαν τῇ δικαιοῦναι. Einige Zeilen früher sagt derselbe Geschichtschreiber den Gegensatz des Friedens und des Krieges in Bezug auf die Meinungen und Gesinnungen sehr treffend in folgende Worte zusammen: ἐν μὲν γὰρ εἰρήνῃ καὶ ἀγαθοῖς πράγμασιν αἱ τε πόλεις καὶ οἱ ἰδιῶται ἀμείνουσι τὰς γνώμας ἔχουσι, διὰ τὸ μὴ ἐς ἀκονσίους ἀνάγκης πιπτεῖν· ὁ δὲ πόλεμος, ὑφελὼν τὴν εὐπορίαν τοῦ καθ' ἡμέραν, βίαιος διδάσκαλος, καὶ πρὸς τὰ παρόντα τὰς ὁρμὰς τῶν πολλῶν ὁμοιοί.*) Staat und Familie also werden durch solche Zustände zu Grunde gerichtet; ihre einzige Rettung liegt in dem deutschen Spruche: ein Mann ein Wort!

Die Κολακεία ist eine Begleiterin der ἀνελπιστία, welche wir, mit feiner Wendung, schon als Summe alles Schlechten genannt sahen, und gewiß kann es nichts mehr Erniedrigendes geben, als im Dienste irgend eines nichtigen Vortheils der Wahrheit zu entsagen, oder wie wir bei Plato lesen, um des Geldes oder der Unerfülltheit jenes bösen Thieres willen sich zum Affen zu machen, die reine Schönheit seiner göttlichen Natur in eine widrige Mißgestalt zu verkehren: das aber thut der Schmeichler.

*) Man vergleiche über den damaligen Verfall Griechenlands, welcher wohl an das Wort von Guizot erinnert, l'anarchie est dans les esprits, das ganze vortreflich geschriebene Capitel des Thucydides. Später wird sich noch Gelegenheit finden von dem Unglück der Zeiten zu reden, welche mit Hintansetzung der allgemeinen Mächte Alles auf das Subject allein stellen, was stets auf κλονασία und χάσμινα hinauslaufen möchte mit Aufopferung aller großen und edlen Zwecke.

Ἀληθεύει μὲν ὁ τὸ διηρημένον οἰόμενος διακεῖσθαι καὶ τὸ συγκαίμενον συγκαίσθαι, ἔφηνται δὲ ὁ ἐκαστὸς ἔχων ἢ τὰ πρᾶγματα spricht Aristoteles (Met. Θ. 10.) in seiner schlicht naiten Ausdrucksweise, aber er benennt die Sache mit dem rechten Namen: bringt man Ungehöriges zusammen, so lügt man. Wie jedoch jemand dahin kommt, Recht und Unrecht zu verwirren und zum wort- und sachverdrehenden Schmeichler, oder zum Lügner zu werden, bezeichnet Plato (Rep. VII. 538.) in einfacher Entwidlung, indem er den Sokrates fragen läßt: „Es giebt doch bei uns Lehren vom Gerechten und Schönen, unter denen wir von Kindheit an erzogen sind wie von Eltern, ihnen gehorchend und sie ehrend. — So ist es. — Giebt es nun nicht auch andere diesen entgegengesetzte Bestrebungen, die Lust bei sich führen und unseren Seelen zwar schmeicheln und sie anlocken, aber doch diejenigen die auch nur einigermaßen tauglich sind nicht überreden; sondern solche ehren jene väterlichen Lehren und gehorchen denen? — Die giebt es. —“ Öftere Widerlegungen nun und Reiz zum Widerspruch wird sie gegen das Gesetz gleichgültig machen und es weder schön noch häßlich finden lassen; dann aber fährt er bedeutsam fort: „Wenn Jemand diese (das Gerechte und Gute) nicht mehr so für ehrenwerth und verwandt hält wie zuvor, aber auch das wahre nicht findet, kann er sich zu einer anderen Lebensweise als jener schmeichlerischen hinneigen? (p. 539.) Wenn solche nun Viele widerlegt haben, und von Vielen auch widerlegt worden sind, so gerathen sie gar leicht dahinein, nichts mehr von dem zu glauben, was sie früher glaubten, und dadurch kommen sie und alles was die Philosophie betrifft bei den übrigen in schlechten Ruf.“

Nebet also der die Wahrheit, welcher ausspricht was ist, so ist der Lügner, wer das was nicht ist als friend beneimt; denn, sagt Plato (s. p. 79.), bezaubert würdest auch du sagen, daß diejenigen wären, welche ihre Meinung ändern, entweder von einer Lust gefihrt (ὡς ἡδονῆς κηλιδέμεναι), oder von einer Furcht geängstet

(ἐπὶ φόβου τι δεισάντες); und freilich scheint alles zu bejahen was klüßte.

Blicken wir daher auf die ganze Zerstückelung der Welt, auf ihr subjectives Zerfallen sein und das διαγερδὸν εἰς αὐτὸ διαγερὰ, so werden wir dem Sokrates einen nicht geringen Ruhm zuerkennen müssen und ein erhabenes Verdienst um die ganze Menschheit dadurch, daß er τὸ δαιμόνιον, die göttliche allgemeine Macht, in das Bewußtsein eines jeden Einzelnen einführte, als sein Gewissen; denn mit diesem Schritte war die Möglichkeit der Versöhnung gegeben und der Herstellung des Zusammenhangs, der Einheit der gottentfremdeten, in selbständige Atome auseinandergegangenen Welt: das Böse konnte durch diese unendliche Macht des Allgemeinen, der Gottheit, welche alles Besondere in sich zurüchnahm, überwunden werden. Ganz einfach aber erscheint es hiernach, warum die Griechen keinen persönlichen Teufel, keine Allgemeinheit der Besonderungen des Bösen annehmen konnten, indem ja eben das Allgemeinheit dem Begriffe desselben vollkommen widerspricht und nur in der Gottheit seinen ewigen Grund hat, denn, um dieses wichtige Wort hier noch einmal nach seiner ganzen Fülle auszusprechen: Ἐν μὲν εἶδος τῆς ἀρετῆς, ἀπειρα δὲ τῆς κακίας; (Plat. Pol. IV. 445. vgl. oben S. 22.); an demselben Orte aber wurde (p. 444.) die κακία bezeichnet als νόμος τε καὶ αἴσχος καὶ ἀσθένεια. Deshalb kann von einem Teufel als ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου, wie es im Johannes heißt (12, 31. 14, 30), oder einem δεσπ. τοῦ αἵματος τούτου (2. Kor. 4, 4.), nach griechischem Begriff nie die Rede sein. Der Zustand des Bösen ist gerade der, wenn das Thier im Menschen herrscht und, wie wir eben sahen, ein Thier das andere beißt und verschlingt, daß man, statt sie zu beherrschen, zuläßt αὐτὰ ἐν αὐτοῦ; δάσασθαι τε καὶ μαχόμενα ἐσθίειν ἄλληλα, ein Zustand, welchen wir auch von Christus ganz richtig bezeichnet finden, wenn er sagt (Matth. 12, 25.): „Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird,

das wird wüste (πάντα βασίλεια μεροπείοντα καὶ αὐτὴ, ἰερ-
μοῦσαι); und eine jegliche Stadt oder Haus, so es mit ihm selbst
uneins wird, mag nicht bestehen.“ Dies ist jedoch von dem Sa-
tanischen Reich durchaus anzunehmen; es ist in sich ein unmög-
liches, und es kann eher tausend Teufel geben als Einen.

Wenden wir uns hiernach wieder zu dem freien Willen und
zu dem Zustande, welchen man als Abfall bezeichnet hat, so ist
der Mensch, wie jedes Ding, im vollen Besitz seiner οἰκεία ἀρετή,
sobald er sich einer vollkommenen Gesundheit des Leibes und der
Seele erfreut, und er sieht als solcher in dem gediegenen heroi-
schen Bewußtsein, welches ohne auf Absicht und seine Distinctionen
des Freiwilligen und Unfreiwilligen einzugehen, seine ganze That
auf sich nimmt; mit dem Unterscheiden des Äußern und Innern,
der Eins sprechenden Zunge und des Anderes meinenden Herzens,
findet er in die gefährlichen Klippen des Sophisma und jesuistischer
Schlechtigkeit gerathen, welche der Entwicklung der Staaten und
dem Leben der Gesellschaft so unfähiges Elend bereitet hat. Da-
her sagt Hegel (Rechtsphil. § 140.) mit gleicher Gediegenheit:
„Das Böse ist nach der formellen Seite das Eigenste des Indi-
viduums, indem es eben seine sich schlechtthin für sich eignen segnende
Subjectivität ist, und damit schlechtthin seine Schuld, und nach
der objectiven Seite ist der Mensch, seinem Begriffe nach
als Geist, Vernünftiges überhaupt, und hat die Bestimmung der
sich wissenden Allgemeinheit schlechtthin in sich. Es heißt ihn da-
her nicht nach der Ehre seines Begriffes behandeln, wenn die Seite
des Guten und damit die Bestimmung seiner bösen Handlung als
einer bösen von ihm getrennt, und sie ihm nicht als böse zuge-
rechnet würde.“ Auf jedem andern Wege versinken die Geister
durch γοργεία und κολακεία in eine δειλία, welche als nicht mehr
die Kraft des Guten und der Tugend in sich tragend, eben als
eine Erschlaffung, welche ihrem Ziel entfremdet ist, als jener
Abfall von der Gottheit mit Recht bestimmt wird. Denn der

δεδός ist schon, durch die Furcht bedingt, immer ein ἀνελπίστος, und die κακία einer jeden Zeit wird sich daher als der Mangel dessen herausstellen, was eine Zeit als höchste Forderung, als Ehre des Mannes, aufzustellen sich berechtigt glaubt, mag diese den offenen Kampf des Heldenalters oder die freie Rede der philosophisch gebildeten Epochen treffen. Deshalb redet man von der ἀνανδρία als gleichbedeutend mit δειλία: sie wird als νόσος bezeichnet und wurzelt wieder der Hauptsache nach in der ἀμαθία: οὐκ οὐν ἡ τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν ἀμαθία δειλία ἂν εἴη; heisst es im Protagoras (p. 360.).

In diesem Sinne würde demnach die κακία ψυχῆς aufzufassen sein, und es läge also in der bezeichneten δειλία ihr tiefster Abfall von dem Göttlichen, welcher sich, als den selbstbewußten Menscheng Geist betreffend, zugleich als die Schuld desselben herausstellen würde, weil der Mensch in sie verfällt sobald irgend jener Abfall an ihm bemerkbar wird; Schande und Verachtung folgen ihm, wenn er sich nicht dieser eigentlichen Erbsünde zu entziehen, seine Verbindung mit dem Göttlichen wiederherzustellen bestrebt ist. In so fern ist denn auch die Schlange ein Symbol der Verlockung, wenn sie die Lust der Sinnengenüsse darstellt; während τὸ ποικίλον im ganzen Umfange seiner Unzuverlässigkeit mehr dem Fuchs zufällt, die Schlange aber den Griechen nie das zur verbottenen Erkenntniß und zum Zweifel anregende, den bestimmt ausgesprochenen Willen der Gottheit in Frage stellende ist. Auch mystisch und als Wächter unbetreuer Heiligtümer sind Schlangen die schlingenden Diener, welche dem Bewegenen Verderben drohen, zur Vorsicht und zur Echu vor dem Göttlichen mahnen, nicht Diener des Bösen oder sein Sinnbild. Wenn wir daher beim Plutarch lesen (Them. 29.), daß Themistokles bei seinem Erscheinen am persischen Hofe mit dem Anruf empfangen wurde: ὄρας Ἕλλην ὁ ποικίλος, ὁ βασιλέως σε δαίμων δεῦρο ἤγαγεν, so ist dies mehr im Sinne der Auffassung des Orients gesprochen;

beim die schillernde Veränderlichkeit und öftere Verjüngung der Schlangen durch Abwerfen der alten Haut ist, griechisch genommen, auch mehr in der Bedeutung des sich stets verjüngenden Erlebens gefaßt worden, als nach der Seite des schillernden unzuverlässigen Geistes und Gemüthes. Hier indeß treffen wir auf den Punct, welcher die Schlange als etwas Böses erscheinen läßt, nämlich die Verzauberung, von welcher oben angegeben wurde, daß sie den Trug begleite, so daß man unter schöner, täuschender Gestalt einen bösen Dämon vermuthen muß, oder wie es im Sprichworte heißt, die Schlange im Busen nährt, also niemand ihrem Schein vertrauen möge. Daraus jedoch leuchtet wohl ein, daß in Übereinstimmung mit dem früher Gesagten, die eigentliche Verlockung zum Bösen, zumal auf dem Gebiete des forschenden Geistes, nicht der Schlange zufällt, wie ja auch, ihre Klugheit nachzuahmen, dem Christen empfohlen wird: *Platos πηγίον ποιηδον και πολυκέραιον* (Pol. IX. 588.) ist davon gar sehr verschieden. Allerdings nun wird dieses *ποιηδον*, ein principlesches Leben des Staats oder der Menschen, gar sehr getadelt und Plato schildert es mit lebhaften Farben (Rep. VIII. 561.) folgendermaßen: „Also so verlebt er für sich seine Tage, immer der eben aufgeregten Begierde gefällig, bald im Rausch und übermüthig, dann wieder trinkt er Wasser und hält magere Kost, bald eifrig in Leibesübungen, manchmal auch träge und sich um nichts kümmernd, bald wieder als vertiefe er sich ganz in die Wissenschaft. Oft auch treibt er die öffentlichen Angelegenheiten, und wenn er aufspringt redet und handelt er, wie es sich gerade trifft. Wird er einmal eifersüchtig auf Kriegsmänner, so wendet er sich dahin, und wenn auf Geldmänner, dann auf diese Seite. So daß irgend eine Ordnung oder Nothwendigkeit gar nicht über sein Leben schaltet; sondern ein solches Leben nennt er anmuthig und frei und selig, und hält sich überall danach.“ Das ist das Leben eines Mannes, der alles mit gleicher Berechnung behandelt, und

Plato nennt ihn *καποδαπός*; *τε καὶ πλείων ἡδῶν μεστός*, so wie *ποικίλος*; die solchem Zustande entsprechende Staatsverfassung aber sei die Demokratie, welche in steten Schwankungen begriffen von einer Nothwendigkeit der Entwicklung ihres Lebens durchaus nichts weiß.

Οὐτέ τις τάξις οὔτε ἀνάγκη ἔστιν αὐτοῦ τῷ βίῳ: das ist das wahre Bild der Götterfremdung, und wir werden später sehen, wie dieser Mangel der festen Bestimmungen und die fortwährenden Fluctuationen der Volksherrschaft viele edle Geister dieselbe als ein böses Element benennen ließen, da den Bestimmungen des Göttlichen eine *τάξις* und *ἀνάγκη* entspreche. Diese Ordnungseigenschaft der irdischen Elemente mag dann ihren Ausdruck auch wohl in der Schlange gefunden haben; ihren Gegensatz gegen das Göttliche wird aber eine Stelle aus der *Epinomis* (p. 981—982.) hinlänglich ins Licht setzen: νομίσαι δὲ δὴ δὲ πάντα τὰ κατ' οὐρανὸν τοῦτα εἶναι ζώων γένη, ὃ δὴ πᾶν χρόν φάναι ζεῖον γένος ἄστρον γερονέαι, σώματος μὲν τοῦ καλλίστου, ψυχῆς δ' εὐδαιμονεστάτης τε καὶ ἀγίτης. δι- οὖν δὲ αὐτοῖς μοιρῶν τὴν ἑτέραν χρόν δόξῃ μεταδίδοναι σχε- δόν· ἢ γὰρ ἀπώλεσθον τε καὶ ἀθάνατον ἕκαστον αὐτῶν εἶναι καὶ ζεῖον τὸ παράπαν ἐξ ἀπάσης ἀνάγκης . . . πάλιν γὰρ λέγωμεν ὅσα μὲν ἀμφοτέρω, τὸ μὲν ἐκ πυρὸς, ὡς δό- ξειεν αἶν, ὅλον, τὸ δ' ἐκ γῆς, καὶ τὸ μὲν γηγένον ἐν ἀταξίᾳ . . . τὸ μὲν οὖν ἐν ἀταξίᾳ κινούμενον ἄφρον χρόν νομίζειν . . .

Alles in der Materie Erschlaffende, sich über die wahrhaft seienden Dinge Täuschende, nicht zu der Einheit und der Harmonie der Tugend und des Göttlichen Fortgehende, sondern in steter Trennung und Gottgeschiedenheit Beharrende erkennen wir also als das Böse, Vernunftwidrige, indem die wirkliche Züchtigkeit einer jeden Existenz zugleich ein *φρόνημον* ist: damit werden wir alles, was die Griechen über einen Abfall der Geschöpfe von ihrem Schöpfer gesprochen haben, in vollkommener Übereinstimmung

finden. Eben so sehr werden sich aber die Meinungen über eine Verkörperung der Gottheit dahin neigen, daß eine solche nicht zulässig sei, indem sie in einem Einzelwesen sich nie ganz rein hervorbringen könne und ohne von ihrem Glanze einzubüßen; als Gottheit ist sie aber in ihrer Ganzheit zu begreifen: ὁ . . . θεὸς . . . ἀρχὴν τε καὶ τελευτὴν καὶ μέγα τῶν ὄντων πάντων ἔχων (Plat. Legg. IV, 715.). Das bedarf noch einer näheren Auseinandersetzung.

Stellt sich uns Gott dar als die Wahrheit, so erscheint er in seiner Schöpfung, in seinem Anderssein, als die Unwahrheit: „die Natur ist der Sohn Gottes, aber nicht als der Sohn, sondern als das Verharren im Anderssein, — die göttliche Idee als außerhalb der Liebe für einen Augenblick festgehalten,“ sagt Hegel (Phil. d. Natur p. 24.); *) eine Ansicht, deren Grundlage wir schon in einer platonischen Stelle gegeben sehen (Rep. II. 380 sqq.). „Zu behaupten, — heißt es daselbst — daß Gott irgend jemand Ursache des Bösen geworden ist, da er doch gut ist, dieß muß man auf alle Weise abwehren. . . . Eines von den Gesezen . . . daß Gott nicht an allem Ursache ist, sondern nur an dem Guten.“ Diesen Satz sehen wir der weiteren Entwicklung über etwaige Veränderungen vorangestellt, welche sich die Gottheit selbst auferlegen möchte, da ja nichts würde von seiner besseren Natur in eine schlechtere herabsinken wollen; denn „alles vollkommene von Natur oder durch Kunst oder durch jedes nimmt die wenigste Veränderung durch anderes an. . . . Auf

*) Über den Begriff der Natur sagt derselbe (a. a. O. § 247.): „die Natur hat sich als die Idee in der Form des Andersseyns ergeben. Da die Idee so als das Negative ihrer selbst oder sich äußerlich ist, so ist die Natur nicht äußerlich nur relativ gegen diese Idee (und gegen die subjective Existenz derselben, den Geist), sondern die Außerlichkeit macht die Bestimmung aus, in welcher sie als Natur ist.“

Zu sag. Ist Gott das Allgenügende, Unbedürftige, wie kommt er dazu, sich zu einem schlechthin Ungleichem zu erschließen?“

diese Weise also könnte aber am wenigsten Gott vielerlei Gestalten bekommen. . . . Aber vielleicht, daß er sich selbst verwandelt und verändert!" Da er nun vollkommen ist, wird er sich nicht in Schlechteres verändern wollen; αδύνατον ἄρα καὶ θεῷ ἐξελαν αὐτὸν ἀλλοιοῦν, ἀλλ' ὡς ἔοικε, κάλλιστος καὶ ἁγιστος ὢν εἰς τὸ δυνατόν ἑκάστος αὐτῶν μένει αἰεὶ ἀπλῶς ἐν τῇ αὐτοῦ μορφῇ. Darin ist der Gedanke der ursprünglichen Erhabenheit und Einfachheit des göttlichen Wesens niedergelegt und die Entfremdung, in welcher sich die Natur gegen den Schöpfer befindet, wie Hegel sagt, als Ausserlichkeit benannt, welche erst versöhnt zu der Herrlichkeit des Anfangs wiederum gelangen kann; in der Natur als solcher befinden wir uns also in dem Abfall des Gottunähnlichen, des Bösen, als welches sie erschien, sobald sie dem Geiste nicht gehorchte und seinem Gesetze widersirend die Erinnerung gegen sich aufrief.

Für die Seele und den Geist bestimmt sich aber der Abfall weiter als ein Verharren in der Unwahrheit, in der Lüge, worin gewiß niemand mit seinem Willen wird verharren mögen; denn sagt Pindar (Fr. 248.) in Übereinstimmung mit Plato: οὐ τι ἐκὼν κακὸν εἴρητο, Nemo volens malum sibi parat, und jenes wäre in der That das grösste, was sich jemand anthun könnte, da Göttern und Menschen die Lüge auf gleiche Weise verhasst ist. Ἀλλὰ μὴν ὁρῶντά τε γ' αὖ τοῦτο ὡς ἀληθῶς ψεῦδος καλοῦτο ἢ ἐν τῇ ψυχῇ ἄγνοια ἢ τοῦ ἐφευρέμενου, ἐπεὶ τό γε ἐν τοῖς λόγοις μίμημά τι τοῦ ἐν τῇ ψυχῇ ἐστὶ πάθηματος καὶ ὕστερον γηγονὸς εἰδωλον, οὐ πάνυ ἄκρατον ψεῦδος.

Stücken wir also auf die vorhergegebenen Bestimmungen des freien Willens zurück, in seiner Beziehung auf die Nothwendigkeit der Erhaltung des Göttlichen in ihm und durch ihn, als seiner Substanz, so werden wir leicht dahin geführt anzuerkennen, wie die Griechen hierin wohl das allein Richtige ausgesprochen haben, wenn wir die grössten Geister unter den neuern Philosophen eben dieselben Sätze aussprechen sehen. Denn so lesen wir bei Hegel

(Phil. d. Rechts § 12.): „Das Gute ist überhaupt das Wesen des Willens in seiner Substantialität und Allgemeinheit, — der Wille in seiner Wahrheit; — er ist deswegen schlechthin nur im Denken und durch das Denken. Die Behauptung daher, daß der Mensch das Wahre nicht erkennen könne, sondern es nur mit Erscheinungen zu thun habe, — daß das Denken dem guten Willen schade, diese und dergleichen Vorstellungen nehmen, wie den intellektuellen, ebenso allen sittlichen Werth und Würde aus dem Geiste hinweg.“ Ohne daß wir uns nun hier auf eine Kritik des Wortes von Spinoza einlassen könnten, „daß aus der ewigen und unendlichen Natur Gottes nur Unendliches und Nothwendiges folgen kann,“ welcher in einer richtigen Erkenntniß der Dialektik seine Erlebigung findet, setzen wir nur noch einen Satz von Schelling hinzu, welcher die bisher versuchte Darstellung in sich resumiren möchte. „Die Kraft, welche sich in die Masse der Natur ergießt, ist dem Wesen nach dieselbe mit der, welche sich in der geistigen Welt darstellt, nur daß sie dort mit dem Übergewicht des Reellen, hier mit dem des Ideellen zu kämpfen hat, aber auch dieser Gegensatz, welcher ein Gegensatz, nicht dem Wesen, sondern der bloßen Potenz nach ist, erscheint als Gegensatz nur dem, welcher sich außerhalb der Indifferenz befindet, und die absolute Identität nicht selbst als das Ursprüngliche erblickt.“*)

Ehe aber der Mensch zum Guten durchdringt, umlagert ihn das Böse; will jedoch ein Gott ihm Freude senden, dann erschüttert er das Dunkel seines Herzens:

... ὅποτε θεὸς ἀνδρὶ χάρις πέμψῃ

πρόσθε μελαινὰ καρδίαν ἐστρεψέμεν (Pind. Fr. 247.).

Dies deutet uns den Weg der Strafe und der Versöhnung im folgenden Kapitel an.

*) Man vergleiche Pindars sechste Nemeische Ode, worin es heist:

Ἐν ἀνδρῶν, ἐν δὲ θεῶν γένος· αἱ μὲν δὲ πνέουσιν
ματρὸς ἀμρότοι.

Neuntes Kapitel.

Die Strafe und die Versöhnung. — Der Tartarus und das Elysium.

Was einem Menschen als Strafe erscheint hängt von dem Stande seiner Bildung und seinem Charakter ab, oft von einer bloßen Gewohnheit; wie es denn manchem die größte Strafe ist aus dem Vaterlande verbannt zu werden, während andere es freiwillig und gern verlassen. Die Gesetze strafen am Eigentum, am Körper oder durch Verlust der Freiheit und des Lebens, mit ganz verschiedenen oft entgegengesetzten Bestimmungen, je nach den Ansichten einer Zeit oder eines Volks; vieles bleibt auch der Willkür der Gesetzgeber anheimgestellt. Dabei sprechen wir noch durchaus nicht von Strafe in Rücksicht auf freiwilliges oder unfreiwilliges Vergehen, sondern nur von dem, was als Strafe empfunden wird, um vielleicht zu einer allgemeineren Feststellung über ihre wahre Natur zu kommen. „Die Strafe ist ein Übel“ (*κακὸν ἢ ἄρα ἡ ζημία*), sagt der Verfasser des Dialogs *de luci cup.* (247. A.), und im *Gorgias* heißt es (470. A.): τὸ δὲ ζημιῶσθαι οὐ κακόν; Wenn wir dies auch übersetzen: „Und ist das Schadenleiden nicht ein Übel?“ so schließt doch das griechische Wort den Begriff der Strafe in sich; wie es ja auch bei Matthäus lautet (16, 26.): τί γὰρ ὠφελεῖται ἄνθρωπος, εἰὰν τὸν κόσμον ὅλον κερδήσῃ, τὴν δὲ ψυχὴν αὐτοῦ ζημιωθῇ; wo auch die deutsche Sprache treffend sagt: „und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Im Gegensatz von κέρδος finden wir aber die *ζημία* schon unter anderm bei Aristoteles (*Eth. N. V. 7.*): ἀλλ' ὅταν γε μετρηθῇ τὸ πάθος, καλεῖται τὸ μὲν ζημία, τὸ δὲ κέρδος; und bei Plato (*Hipparch. 226. E.*): κέρδος δὲ λόγος

κωρτίον τῇ ζημίᾳ; so daß wir also auf der einen Seite ein Schadenleiden finden, auf der andern einen Gewinn. Aus diesem einfachen Gegensatz wird sich leicht die Ansicht von der Strafe bei den Griechen entwickeln; jedoch werden wir die verschiedensten Aussprüche darüber zu vernehmen haben, was nämlich den Inhalt jenes Schadenleidens und des κέρδος betrifft.

Das, woran ein Mensch am leichtesten ergriffen und geschädigt werden kann, ist sein Leib und sein Eigenthum und wir werden *χορηγῶν ζημίας, πόρους καὶ ζημίας παρέχας* oder wie Pollux unterscheidet (8, 22) *ζημίαν, τῇ ἐν; χορηγῶντα* und *τῇ ἐν; τὸ σῶμα* verhängt finden. Je roher nun der Zustand eines Volkes ist, desto mehr werden Strafen nach dieser rein äußerlichen Seite hin angewendet werden, da der Besitztbum oder gar der Leib dem Menschen noch das allein Werthvolle scheint, bis er die ganze Welt nicht gegen seine Seele gewinnen mag, und sich auf den Standpunct des *ἔντος* ὄν erhebend, den Angriffen auf Leib und Eigenthum Trotz bietet. Das größte Übel wird nach jener Ansicht der Tod sein; er wird als ein Götterverhängniß für Vergehen betrachtet werden eben so wie alle anderen Übel und Leiden, und Jahrhunderte werden vergehen, bis der Mensch mit Platon aussprechen konnte (Pol. I. 347. C.): *τῆς δὲ ζημίας μείζων τὸ ἐκ τοιχοτείου ἄχρεσθαι*, oder wie er es im Gorgias entwickelt, daß Unrechthum schlimmer sei als Unrechtleiden, und bis er ausführen konnte, daß Mächtigkeit eine gesegnmäßig zum Guten gebrauchte Herrschaft bedinge, nicht aber eine rein körperliche Übermacht oder eine blinde Gewalt. Dem, fragt Sokrates in jener schönen Stelle: „O Bester, was ich dir jetzt sagen will, das nimm doch recht vor. Wenn ich auf vollem Markt mit einem Dolch unter dem Arm zu dir spräche: O Polos, zu einer wunderbaren Gewalt und Herrschaft bin ich jetzt gelangt. Denn wenn es mir gefiele, daß irgend einer von diesen Menschen, die du hier siehst, sogleich sterben sollte: so wird der todt sein,

von dem es mir gefällt. Und wenn daß einem der Kopf müßte eingeschlagen werden, so würde er sogleich eingeschlagen sein; und wenn einem das Kleid zu zerreißen, so wäre es zerrissen. So viel Macht habe ich in dieser Stadt. Wenn du es dann beweistest, und ich dir den Doldh zeigte, so würdest du mir vielleicht sagen: Ja, auf diese Art, Sokrates, kann jeder Macht haben. Auf diese Weise müßte auch jedes Haus abbrennen, was dir einfiele, und der Athener Schiffswerfte und Galeeren, und alle Schiffe, die der Stadt oder Einzelnen gehören. Aber das heißt nicht mächtig sein, auf diese Art thun, was einem gut dünkt. Oder meinst du? — Polos. Nein, so freilich nicht.“ Dünkt es also Platon die härteste Strafe nur von einem Schlechteren beherrscht zu werden, wie vielmehr, von dem Schlechten überhaupt. Aber was für eine Bildung und für eine Stufe geistiger Erhebung war erforderlich, um von den Qualen eines Prometheus oder Tantalus, von der

ἀτα υπέρβολας, ἀν' οἱ πατὴρ ἐπερομέμασε, κατὰ τὸν αὐτὸν
τῷ λείπον,

τὸν αἰὲ μεροπῶν κεφαλᾷ βάλλει ἐν φροσύνας ἀλάται,

um von der Vorstellung ewiger nur gegen den Körper gerichteter Plagen und Martern in einem unterirdischen düstern Strafort und den seligen Freuden eines rein sinnlichen Elysiums, sich bis zu dem Begriffe einer Seelenstrafe zu erheben, die nicht mehr körperlich mit siedendem Del verfährt, sondern welche die Unge-
rechtigkeit, als höchste Strafe, zum Bewußtsein bringt, und als einzigen Gewinn die Gerechtigkeit und ihr beseligendes Gefühl hinstellt. Wahrlich, hätte die Welt den erhabenen Standpunkt der edelsten griechischen Geister rein ergreifen und fortführen können, und wäre es ihr nicht verhängt gewesen sich abermals und abermals durch den Gedanken bloß körperlicher Gewalt und Leiblicher Schädigung und alle Höllequalen, welche nur den Leib treffen, durcharbeiten zu müssen, bis sie nur erst wieder zu der

Anschauung Platons sich erheben konnte, wie weit müßte sie gediehen sein nach zwei Jahraufenden! Wie vielen Völkern aber hat sich sein Begriff der Gerechtigkeit wohl in unseren Tagen schon gewonnen, und wie viele sind ihrer, die nicht den aufgehängten Stein mehr fürchten, als die Herrschaft des Schlechteren?

Auf dieselbe Weise, wie den Begriff der Strafe werden wir den der Versöhnung sich entwickeln sehen, oder den der Reinigung und Lösung von dem Übel.

Schon in der griechischen, oder wenn wir es beschränken wollen, in der platonischen Strafstheorie tritt der schöne Grundsatz hervor, daß sie müsse zur Besserung des Gestraften führen: die einzige göttliche und zugleich menschliche Weise wie eine Strafe gegen bewußte Geister verhängt werden kann. Sind sie aber noch nicht einmal auf die Stufe des Selbstbewußtseins gelangt, so ist die erste Forderung, daß man dieses herbeiführe, die Menschen aufkläre über ihren Vortheil und sie gewinnföchtig mache für den Gewinn, welcher allein ein rechter ist; denn von der Lust am andern Gewinn sagt ein Weiser, daß sie die niedrigste sei, *ὁυτάτην δὲ τὴν (ἡδονὴν) τοῦ φιλοκερδοῦς*; (Plat. Rep. IX. 583.). Wer irgend anders handeln könnte, verfährt mit dem Menschen wie mit einem schädlichen Wilde, und Abschreckungstheorien oder was man sonst aufgestellt hat, um andere Ansichten zu rechtfertigen, liegen dem reinen hellenischen Sinne durchaus fern; dieser sucht überall und auf jede Art den Menschen zu retten und verhilft nicht erst in Schmach und Schande und eine mehr als thierische *ἁμαρτία*, um dann den Beweggrund für die härtesten Maßnahmen davon herzuleiten: so sehr ist der griechische Geist ein vollkommen harmonisch und rein menschlich durchgebildeter, und die herrlichen Rhythmen seiner Bewegung sind nicht blos ein äußerlich Angebildetes, eine Fabel aus dem goldenen Zeitalter, sondern sie sind wirklich erschienen und haben die Geister beherrscht, wie Pindar seine Phorminx von den Gefängen beherrschen läßt

und Götter, Heroen oder Menschen singt. Zum Beweise dessen bedarf es nur der Erinnerung an eine Stelle des Plato (Rep. II, 380.), wo er im Verfolg der Auseinandersetzung, daß Gott ein Urheber nur des Guten sein könne und man nie annehmen noch die Jugend lehren dürfe, daß eine *βλάβη* von ihm ausgehe (*καὶ τῶν μὲν ἀγαθῶν οὐδένα ἄλλον αἰτιατέον, τῶν δὲ κακῶν ἀλλ' ἅπαντα δεῖ ζητεῖν τὰ αἴτια ἀλλ' οὐ τὸν θεόν*), was für die ursprüngliche Einheit der Gottheit vollkommen richtig ist, wie wir gesehen haben), sich zu dem Ausdruck steigert, daß eine Strafe von Gott eben ein Gut sei für den Leidenden: *λεπτόν ὡς ὁ μὲν θεὸς δίκαιά τε καὶ ἀγαθὰ ἐργάζετο, οἱ δὲ ὠνόμαντο κολαζόμενοι. ὡς δὲ ἄλλιοι μὲν οἱ δίκην διδόντες, ἦν δὲ δὴ ὁ δρῶν ταῦτα θεός, οὐκ ἑατέον λέγειν τὸν ποιητήν. ἀλλ' εἰ μὲν ὅτι ἐδείκνυσαν κολάσεως λέγοιεν ὡς ἄλλιοι οἱ κακοί, διδόντες δὲ δίκην ὠφελοῦντο ὑπὸ τοῦ θεοῦ, ἑατέον.* Führt nun aber Platon fort: *κακῶν δὲ αἴτιον φάναι θεόν τιτι γίνεσθαι ἀγαθῶν οὔτινα, διαμαρτήτεον παντὶ τῷ ἄνθρωπῳ μή τί τινα λέγειν ταῦτα ἐν τῇ αἰτοῦ πόλει, εἰ μέλλει εὐνομήσεσθαι . . . ὡς οὔτ' ὅσα αὖ λεγόμενα, εἰ λέγοιτο, οὐ τε ἐξυμφορὰ ἡμῖν, οὐ τε ἐξυμφορὰ αἰτὰ αὐτοῖς* (letzteres nämlich, wie oben angegeben worden ist, weil die Gottheit als sich selbst aus sich herausbestimmend (*εἰπερ ἐξέμτατο τῆς αὐτοῦ ιδέας*) nicht von ihrer guten Natur ablassen kann, sondern wie alles Vortrefflichste (*τὰ ἄριστα*) sich selbst getreu bleiben muß, also nicht schlechter werden kann): so stimmt damit vollkommen überein, „daß Gott die Welt ansah, die er gemacht hatte, und sah, daß sie gut war.“ Denn in seine Schöpfung hat er sein Gesetz gelegt und sich selbst, den Guten, darin erhalten. Das Böse aber ist von dem Schlechteren in diesem Sinne verschieden: Gott kann nicht Urheber eines Schlechteren sein, aber deshalb sind Welt und Menschen dennoch seine Schöpfung; es erscheint das Böse erst mit dem Widerstreit der Vielen und sie sind seine wahren Urheber. Deshalb sagt Hegel: „Der

Ursprung

Ursprung des Bösen liegt in dem Nothstadium, d. i. in dem Spekulativen der Freiheit, ihrer Nothwendigkeit, aus der Natürlichkeit des Willens herauszugehen, und gegen sie innerlich zu seyn.“ (Phil. d. Rechts § 139.) Das Verharren im Naturzustande erkannten wir als das größte Elend eines Menschen, so wie es als die härteste Strafe erschien, der Vernunftbeherrschung beraubt zu werden: auch für diesen Satz bietet uns wiederum Plato die schönste Stelle, welche uns zugleich auf den Zustand der Bösen nach dem Tode oder den Ort der Strafe hinüberleiten wird. Nachdem er im Theätet (p. 176.) die Worte ausgesprochen, deren Sinn wir schon angegeben haben: ἀλλ' οὐτ' ἀπολέσθαι τὰ κακὰ δυνατόν· ὑπερνατίον γὰρ τι τῷ ἀγαθῷ αἰεὶ εἶναι ἀνάγκη· οὐτ' ἐν θανάτῳ αὐτὰ ἰδεῖσθαι, τὴν δὲ θανάτῳ φάναι καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης“ und das Leben der Bösen geschildert hat, läßt er den Sokrates also fortfahren: „Unbekannt ist ihnen, was am wenigsten Jemandem unbekannt sein sollte, die Strafe der Ungerechtigkeit, nemlich nicht was sie dafür halten, Leibesstrafe und Tod, wovon ihnen oft nichts widerfährt beim Unrechtthun, sondern eine welcher es unmöglich ist zu entfliehen. — Welche meinst du? — Zwei Vorbilder sind aufgestellt in der Welt, das göttliche der größten Glückseligkeit und das ungöttliche des Elendes; sie aber . . . werden aus Thorheit und höchstem Unverstände (ὡςδὲ ἡλιθιώτεροι καὶ τῆς ἐνχαΐτης ἀνοίας) unvermerkt um der ungerechten Handlungen willen diesem ähnlich, immer unähnlicher aber jenem. Wofür sie dann die Strafe leiden, indem sie ein Leben führen, dem angemessen, welchem sie ähnlich geworden. Sagen wir ihnen nun, daß wenn sie von jener Meisterchaft (δουλοῦντες) nicht ablassen, dann auch nach geendetem Leben jener von allen Übeln gereinigter Ort“) (ὁ τῶν κακῶν καθάραδ' ὅποιος) sie

*) Ob man recht habe zu schreiben: „Erlöse uns von dem Übel,“ möchte danach zweifelhaft sein, da dies heißen würde, führe uns an den Ort,

nicht aufnehmen werde, sondern sie immer hier ein ihnen, wie sie sind, ähnliches Leben führen werden, als Böse im Bösen lebend, (κακοὶ κακοῖς συνόντες: so hören sie das alles doch nur an wie Weise und Überkluge, wenn armelige Thoren etwas sagen) (ὡς δεινοὶ καὶ πανούργοι ἀνοήτων τινῶν ἀκούσονται)“ Wer daher die Veröhnung sucht und die Rettung seiner Seele aus der Disharmonie der Welt, der strebt zur Gottheit zurückzukehren (δὲ καὶ περιῶσαι καὶ ἐνθένδε ἐκείνῃ φεύγειν ὅτι τάχιστα. φυγὴ δὲ ὁμοίωσις θεῷ κατὰ τὸ δυνατόν· ὁμοίωσις δὲ δίκαιον καὶ ὅσιον μετὰ ἡρωϊότητος γενέσθαι), zur göttlichen Harmonie oder zum Frieden der Seligen. Doch auch hier treffen wir wieder auf die solcher Veröhnung widersprechende Macht, von der wir unter dem Bilde des Herkules gehandelt haben.* Es wird nämlich erzählt, daß dieser Gott das berühmte Halsband geschmiedet habe, welches den unglücklich machte, der es trug, und Wahnsinn, Mord, Raub und blutige Kriege verursachte; und zwar soll er dies aus Haß gegen die Harmonia gethan haben, die Tochter der Venus und des Mars, während uns dieser Name doch alles Göttliche und seinen künstlerischen Einklang darstellt. Sokrates wirft selbst einem knechtischen Menschen vor, daß er nicht einmal seinen Mantel wie ein freier Mann zu tragen verstehe, οὐδὲ γὰρ ἀρμονίαν λόγων λαβόντος (τρόπον) ὀρθῶς ἐμνήσται θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων εὐδαιμόνων βίον ἀληθεῖ. (Plat. Theaet. p. 176.)

Gehen wir nach dem Vorgange jener Ansichten der Griechen näher auf das ein, was man Zurechnungsfähigkeit oder Imputation nennt, so wird sich gar leicht erkennen lassen, wie es damit

wo kein Übel mehr ist, während es vielmehr heißen muß: erlöse uns aus dem Zwiespalt des Bösen, indem du die Seelen zur Gottähnlichkeit führst.

*) Für den Sturz des Herkules aus dem Himmel ließe sich vielleicht hier noch daran erinnern, daß auch Christus den Teufel als einen Fliß vom Himmel fallen sah, (Luc. 10, 18.): εἶπε δὲ ταυτοῦ· ἰδού σου τὸν σατανᾶν ὡς ἀστράτην ἐκ τοῦ οὐρανοῦ πτώοντα.

gehalten werden mußte, mochte nun das Übel, was jemand zum Bösen trieb, eine *ἐπιθυμία κακή*, ein *αἰσχροπαινον* oder ein *σεῖον κακὸν* sein, oder ein *οἶστρος*, *ἐμφυόμενος ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων* (Plat. Legg. IX, 854.), mochte er selbst *οὐκ εἰδὼς* oder *ἀγνοῶν* gefehlt haben (Arist. Eth. Nicom. III, 2.). Denn zuvörderst darf wohl bemerkt werden, daß die Griechen den Namen der Imputation nicht kennen, folglich auch die Sache noch nicht so weit sich zum Verurtheilsein gebracht hatten, um denselben für den vorhandenen Begriff zu bilden. Selbst in dem Falle, daß das *νόημα* eines *ιερόσυλος* ein *σεῖον κακὸν* wäre, schreibt Plato vor, wenn es ein Slave ist oder ein Fremder, *ἐκτός τῶν ὅρων τῆς χώρας γυνὸς ἐκβλήθῃ· τάχα γὰρ ἂν δοῖς ταύτην τὴν δίκην γένοιτ' ἂν βελτίων, σκρονοῦνταίς . . . πολίτης δὲ ἂν τίς ποτέ τι τοιοῦτον ὄντων ἀναφαίῃ . . . ὡς ἀνίστατο ἤδη τοῦτον διὰ τὸ δικαστὴς διανοεῖσθαι, λογιζόμενος οἷας παιδείας τε καὶ τροφῆς ἐκ παιδὸς τυγχάνων οὐκ ἀπέσχετο τῶν μεγίστων κακῶν*. Hierbei ist dann freilich von einem Beispiele, das ein solcher geben wird, die Rede, aber nicht in dem Sinne der Abschreckungstheorie, welche sich um die *παιδεία* und *τροφὴ* der Hingerichteten in der Regel wenig Sorge gemacht hat. Denn, fährt Plato fort: *δίκη δὲ τοῦτο θάνατος ἐλάχιστον τῶν κακῶν. τοὺς δὲ ἄλλους παρὰ θάνατον ὀφείκει γενόμενος ἀληθὲς καὶ ὑπὲρ τοῦς τῆς χώρας ὅρους ἀφαινεῖς*. Gewiß erblicken wir darin ein anderes *παρὰ θάνατον*, als das einer blutigen Execution; denn es heißt mit wahrhaft menschlicher Rücksicht *ὀφείκει γενόμενος ἀληθὲς*. Vergleichen wir damit die angeführte Stelle des Aristoteles, so lesen wir dort: „Jeder Schlechte erkennt nicht, was zu thun und was zu lassen ist, und eben dieser Mangel (*ἀμαρτία*) ist es, was die Menschen ungerecht und überhaupt böse macht. Die Nichterkenntniß der Wahl des Guten und Bösen macht nicht, daß eine Hand-

lung unfreiwillig ist (nicht zugerechnet werden kann), sondern nur, daß sie schlecht ist.“ *)

Bei solchen Bestimmungen läßt sich nicht wohl voraussetzen, daß man eine andere Art der Zurechnung gekannt, als die mit dem Grundsatz des hellenischen Geistes überhaupt übereinstimmende, nämlich daß jeder von seinen Handlungen wissen und sie in ihrem ganzen Umfange vertreten müsse, sobald er der dem Menschen als solchen unerläßlichen *καταδία* theilhaftig geworden ist, und daß im andern Falle man stets zuerst auf diese zu wirken habe, um der Seele den wahren Zustand der *ἀδικία* vor Augen zu stellen; bleibt ein Mensch dann noch in der *συνουσία τῶν κακῶν*, so ist seine höchste Strafe die Schande, und der sich auch nach dem Tode fortsetzende Zustand der Gemeinschaft mit dem Bösen, während die Seele des Gerechten geläutert und versöhnt sich nach dem Vorbilde der Gottheit möglichst rein darstellt. Das ist die höchste Spitze der griechischen Strafstheorie, welche von praktischen Staatsmännern mag belächelt werden, aber die nichts destoweniger die einzige des Menschen würdige Ansicht enthält. **)

*) In Beziehung auf dieses ganze Verhältniß lesen wir bei Hegel, Rechtsphil. p. 185: „Das subjective Recht des Selbstbewußtseins, daß es die Handlung unter der Bestimmung, wie sie an und für sich gut oder böse ist, wisse, muß mit dem absoluten Rechte der Objectivität dieser Bestimmung nicht so in Collision gebracht werden, daß beide als trennbar gleichgültig und zufällig gegen einander vorgehellt werden, welches Verhältniß insbesondere auch bei den vormaligen Fragen über die wirkliche Gnade zu Grunde gelegt wurde.“

**) Auch in Shakespears *Measure for Measure* ist diese Ansicht durchgeführt an dem Bilde des Staatsverweifers Angelo und des Trunkenbolde Barnardine. Von diesem sagt der Herzog am Schluß:

Sirrah, thou art said to have a stubborn soul,
That apprehends no further than this world,
And squar'st thy life according. Thou'rt condemn'd;
But, for those earthly souls, I quit them all;
And pray thee, take this mercy to provide
For better times to come. — Friar, advise him;
I leave him to your hand.

Soll nun die Rückkehr zur Gottheit bewirkt und die Seele geklärt wiedergeboren werden, dem *οἴστος* alter ungeführter Vergehen entstehend, so bedarf es dazu der Mitwirkung der läuternden, das Disharmonische wieder zur Harmonie führenden Götter; schon wenn ein böser Gedanke in deiner Seele geboren wird, rath der Weise: ἔτι ἐπὶ τὰς ἀποδιοπομπήσεις, ἔτι ἐπὶ θεῶν ἀποργασίων ἕρπ' ἰλέτης. ἔτι ἐπὶ τὰς τῶν λεγομένων ἀνδρῶν ὑμῶν ἀγαθῶν συνουσίας . . . (Plat. Legg. 854.). Wenn aber irgend ein Vergehen statt fand, muß es gesühnt werden, sonst wirkt die Saat des Bösen fort und fort, bis die *Ἄρη* in ihrer Rache gestillt ist, oder die Sühne Vergessenheit des Geschehenen mit sich führt, die so oft angerufene *Λήθη*:

Λάβ' αὖ δὲ πόμπη σὺν εὐδαίμονι γένοιτ' ἄν. (Pind. Ol.

II. 20.)

Wer sind indeß die *καθάριοι θεοί*, und werden wir nicht dieselben, welche den Zwiespalt setzten, auch wieder als die Versöhner und Reinerer finden? Wenigstens werden wir sogleich hier an den *Ζεὺς καθάριος* und an das *καθάριον πῦρ* erinnert und begegnen dem Gott der Dichotomie, dem Dionysos, der auch Wahnsinn verhängte, zugleich als dem erlösenden Gott, so daß wir uns nach griechischer Anschauung nur in dem immanenten Fortschritt der Entwicklung desselben Geistes befinden. So sagt man von der Dialektik in ihrer höheren Auffassung, sie sei „das bewegende Princip des Begriffs, als die Besonderungen des Allgemeinen nicht nur auflösend, sondern auch hervorbringend“ (Hegel, Phil. d. Rechts. § 31.). Eine solche den Widerspruch nicht nur setzende sondern auch auflösende Macht erkennen wir demnach eben so in dem Begriffe der griechischen Gottheit, und sehen ihr drittes Moment, das der Versöhnung, als das kläuernde, zur Reinheit zurückführende vorgestellt in der *κάθαρσις*, über welche indeß hier nur einige allgemeine Andeutungen nöthig scheinen.

Um diese Kläuerungen richtig aufzufassen, wird es erforderlich

sein die Ansicht der Griechen von der Seele überhaupt und ihrem Leben oder Wesen zu geben, damit wir den ganzen Standpunkt der Geister im Verhältniß zur Gottheit gewinnen und den Einfluß derselben auf jene richtig bezeichnen können. Im Verlauf seiner Entwicklung des Wesens der Seele und der Meinungen seiner Vorgänger darüber bemerkt Aristoteles (de A. I. 5, 6.), daß Gutes und Böses nicht in ihr läge: τίς γάρ ἂν ἀπορήσειεν εἰ ἐνεστίη ἐν τῇ ψυχῇ λῆτος ἢ αἰσχροπότης; ὁμοίως δὲ καὶ ἀγαθὸν καὶ τὸ μὴ ἀγαθόν. Kurz zuvor (§ 3.) rechnet er zwar unter die πάθη καὶ τὰ ἔργα τῆς ψυχῆς λογισμούς, αἰσθήσεις, ἡδονάς, λύπας, ὅσα ἄλλα τοιαῦτα, doch tritt jener Unterschied des ἀγαθὸν καὶ μὴ ἀγαθόν, den diese ἔργα voraussetzen, erst im Fortgange als κακόν und ψεῦδος ein: denn als das sich selbst Bewegende (οἱ μὲν τὸ κινήσιμωτον ἀπερήναιτο τῷ κινεῖν ἑαυτό) ist sie wesentlich Geist, aber in seiner Naturform, in welcher derselbe nicht beharren sondern den Zwiespalt setzen soll; sicher ist es daher ungereimt, die Elemente als solche in der Seele wiederfinden zu wollen. Wenn jedoch Aristoteles ihren Begriff selber bestimmt, ἀναγκαῖον ἅρα τῇν ψυχὴν οὐσίαν εἶναι ὡς εἶδος σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζῶντος ἔχοντος . . . φανερόν οὖν ὅτι ὡς ἐπιστήμη . . . πρότερά δὲ τῇ γενέσει ἐπὶ τοῦ αὐτοῦ ἡ ἐπιστήμη. διὸ ψυχὴ ἐστὶν ἐτελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ δυνάμει ζῶντος ἔχοντος . . . so trägt sie folglich alle εἶδη in sich und zwar als ἐπιστήμη; daraus entwickelt sich dann erst die Erkenntniß des Guten und Nicht-Guten. Das Wissen nämlich, die μῆτις, die prudentia ist den Alten stets die scientia boni et mali, und auch Josephus sagt, es habe der Baum der Erkenntniß den ersten Menschen ἀξίοντα διανοίας verliehen. Somit ist die Seele, begabt mit göttlicher ἐπιστήμη, welche immer der γένεσις vorangeht, das einheitliche Sein aller Wesen, ἐτελέχεια ἡ πρώτη σώματος φυσικοῦ ὁργανικοῦ. Blieben wir indeß bei der bloßen Bestimmung des Naturverhältnisses der Seele, als schöpferischer Kraft

stehen, wie Thales sagt ἐν τῷ ὅλῳ αὐτῆς (τῆς ψυχῆς) μεμει-
 ξου, so hätten wir nur eine Naturgeschichte derselben zu schrei-
 ben, während Aristoteles selbst ihre entwickelten Eigenschaften als
 geistige Bestimmtheiten aufzählt, ihre ἐργα als die Natur bildend
 und das All bewegend. Das Verlorensein der Seele aber in der
 Natur, in welche sie ausgegossen ist, sich darin als in einem
 Fremdartigen fühlt, sobald sie zum Bewußtsein erwacht, und dem
 Menschen zuerst den Gedanken weckt, daß er nackt sei, so daß er
 nun, das einzige Wesen der ganzen Schöpfung, die Schaam in
 sich erwachen sieht, soll aufgehoben werden; er fühlt sich sündhaft,
 wenn er gleich den Thieren des Feldes einherwandelt, und will sein
 Beschiedensein von der Gottheit im Geiste überwinden. Das ist
 sein und der Gottheit höchstes MYSTERIUM und aller Cultus muß
 in seinem letzten Ziel dies bezwecken, den Menschen aus der δαιμό-
 νιος des natürlichen Seins geläutert wieder zur Einheit der reinen
 Geister zu erlösen; der Mensch muß aus seiner natürlichen Be-
 sonderheit wieder zur Allgemeinheit des Geisterreichs hinübergeführt
 werden: nur so kann er das Böse, welches von Natur in ihm ist,
 aufheben, sich mit seinem Gott versöhnen. Den ganzen Zustand
 der auf dieser Stufe sich als böse erkennenden Seele zeichnen wir
 am treffendsten mit den Worten Hegels (Rechtsphil. § 139. p.
 179 ff.): „Es ist diese Natürlichkeit des Willens, welche als
 der Widerspruch seiner selbst, und mit sich unverträglich in jenem
 Gegensatz zur Existenz kommt, und es ist so diese Besonderheit
 des Willens selbst, welche sich weiter als das Böse bestimmt. Die
 Besonderheit ist nämlich nur als das Gedoppelte, hier der
 Gegensatz der Natürlichkeit gegen die Innerlichkeit des Willens,
 welches in diesem Gegensatz nur ein relatives und formelles
 Fürsichsein ist, das seinen Inhalt allein aus den Bestimmungen
 des natürlichen Willens, der Begierde, Trieb, Neigung u. s. f.
 schöpfen kann. Von diesen Begierden, Trieben u. s. f. heißt es
 nun, daß sie gut oder auch böse sein können. Aber indem der

Wille sie in dieser Bestimmung von Zufälligkeit, die sie als natürliche haben, und damit die Form, die er hier hat, die Besonderheit selbst zur Bestimmung seines Inhalts macht, so ist er der Allgemeinheit, als dem innern Objectiven, dem Guten, welches zugleich mit der Reflexion des Willens in sich und dem erkennenden Bewußtseyn, als das andere Extrem zur unmittelbaren Objectivität, dem bloß Natürlichen eintritt, entgegengesetzt, und so ist diese Innerlichkeit des Willens böse."

Welchen Gott betrachten nun die Griechen als den die Seelen aus der Besonderheit errettenden Geist, welcher sie von dem Makel und den Flecken der Zeitlichkeit reinigt und die natürliche Zersplitterung wieder zur Allgemeinheit zusammenfaßt? Daß sie nämlich dieses Moment und auch nach solcher Bestimmung erkannt haben, dürfen wir von ihrer tiefen und ahnungsvollen Einsicht in den Proceß des Geistes voraussetzen, und müssen uns nur hüten, den einfachen Bau ihrer Systeme etwa durch modernes unwissenschaftliches Mythologisiren zu entstellen; denn was nicht einfach gedacht ist, ist nicht griechisch.

Um eine καθαρός zu bewirken wendet man sich stehend zu den καθαρόισι θεοὶ oder den δαίμονες καθαγιστήριον, als welche wir Apollo genannt finden, Zeus und Bacchus. Von letzterem heißt es in dem Chorgesange der Antigone (Vers 1115 ff.), nachdem er als Διὸς βαρυρρημέτα γένος gepriesen und von ihm gesagt ist: μέδεις παγκοῖνοις Ἑλευσινίας Διὸς ἐν κόλποις, . . . καὶ νῦν, ὡς βιαίαις πάνδημος ἔχεται πόλις ἐπὶ νόσου, μολεῖν ποδὶ καθαγίστῃ . . . ἰὼ πῦρ πεινόντων χορὰν ἄστρον . . . In den Bacchen des Euripides lesen wir eben so von δαίμοσι καθαροῖς (Vers 77.). Da indeß das Einzelne dieser Lehre hier zu weit ableiten würde, heben wir nur für unseren Zweck die Bezeichnung des Feuers als καθαγίστιον hervor, welches also die zerreißende Kraft und die reinigende, läuternde in sich schließt, als der zur Gütereinheit durch die Liebe zurückkehrende Hephaistos, welcher auch

die Heroen, wie den Herakles, durch seine Kraft von allem Irdischen befreit. Ist nun Hephästos der zerreißende Gott, und ist die größte Zerrissenheit des Menschen der Wahnsinn, welchen man hauptsächlich auch dem Dionysos zuschreibt, so daß er als *ἰωγ-σθης* und *μανώλης* genannt wird (Plat. de coh. ira XIII.), und wird er selber zugleich von dieser Raserei befreit, wie er andere davon errettet als *λύσιος*, *λυαῖος*, *μελίχιος*, so haben wir in dem Sohne des Zeus von der irdischen Mutter dieselben Momente vereinigt für das Gebiet des Geistes, welche an dem reinigenden Hephästos für die irdischen Elemente hervortraten, und wir sehen ihn als Vorleger aller Lehre, aller Kunst und Weisheit mit Recht genannt, wenn wir uns der platonischen Worte erinnern, daß Lehre die Läuterung der Seelen sei: *) deshalb ist Dionysos Urgrund aller Mysterien.

Nehmen wir hier zuvörderst die Betrachtung des vorher angegebenen Gedoppelten wieder auf, so lesen wir im Verfolg der eben citirten Stelle: *Τί δαί; ἐν ψυχῇ δόξας ἐπιθυμίας καὶ θυμὸν ἰδοναῖς καὶ λόγον λέπαις καὶ πάντ' ἀλλήλοις ταῦτα τῶν φλαύρων ἔχοντων οὐκ ἥσθημεθα διαφερόμενα, . . . Στάσιν ἄρα καὶ ὅσον τῆς ψυχῆς ποιητρίαν λέγοντες ὁρθῶς ἐροῦμεν.* Vorzügliches Gewicht wird dabei auf den Umstand gelegt, daß jener Ausbruch nichts anderes sei als ein in dem von Natur Verwandten durch irgend ein Verderben entstandener Zwist (*τῆν*

*) Man vergl. darüber unter andern die Stelle im Sophisten p. 227: . . . συγκατὰ δύο μὲν εἶδος καθάρισται, ἐν δὲ τὸ περὶ τὴν ψυχὴν εἶδος εἶναι, τοῦ περὶ τὸ σῶμα χωρὶς ὄν. . .

Ποιητρίαν ἔτιρον ἀρετῆς ἐν ψυχῇ λέγουσιν τε . . .

Καὶ μὲν καθαρὸς ἦν τὸ λεπεῖν μὲν πάτηρον, ἐκβάλλειν δὲ ὅσον ἂν ἢ πού το φλαύρον. . .

Καὶ ψυχῆς ἄρα, κατ' ὅσον ἂν εὐρίσκωμεν κακίας ἀφαιρέσιν εἶνα, καθαρὸν αὐτὸν λέγοντες ἐν μέλει φθιγγόμεθα.

p. 228. ist dann noch der eine frühere Auseinandersetzung ergänzende Auspruch zu bemerken: 'Αλλ' αἷσχος ἄλλο τι κλῆν τὸ τῆς ἀμνησίας πανταχοῦ θυσιῶδες ἐνὸν γένος;

τοῦ σώματος ἐννοεῖται ἐκ τινος διαφθορᾶς διαπορεύειν). Dieser Zwist also muß aufgehoben und die bösliche und ungemessene Seele (ψυχὴ αἰσχρὰ καὶ ἄμετρος) zur Schönheit der Götter zurückgeführt werden und zur Erkenntniß der Wahrheit, wohin ihre eigensie Natur sie treibt: das Aufheben dieses Zwiespalts ist aber das ewige Mysterium des Geistes, das von der Menge wohl nie möchte begriffen werden, welche ihre kleinliche Eitelkeit nur in Verehrung der Besondere glaubt befriedigen zu können. Fassen wir jedoch dies als den höchsten Sinn der griechischen Geheimlehre, so liegt sie nicht in dem Dunkel der Mysterien, in den ἄγῳητα und ἀπόκρυφα, sondern die Weisen von Hellas haben es klar ausgesprochen und tiefer als es in den Mysterien durch bildliche Darstellungen konnte veranschaulicht werden; aber die Welt hat es nicht begriffen und Hephästos, Ares, Eris und der rasende Dionysos werden noch lange die Gottheiten sein, welchen sie allein dienen mag, wobei wir freilich des Μῶμος und der διαβολῇ nicht vergessen dürfen. Das wahre Verhältniß des hier betrachteten geistigen Processes in seinem Umsturz zum Bösen möchte wohl Hegel in Übereinstimmung mit den Griechen angegeben haben. *)

Nicht alle Gelehrten jedoch urtheilen auf gleiche Weise und es ist deshalb erforderlich, wenigstens Einer durchaus widersprechenden Ansicht zu gedenken, welche sich in ihren Grundlagen in der Vorlesung von Schelling, „über die Gottheiten von Samothrace“ niedergelegt findet. Dort heißt es, S. 23 ff.: „Die Vorstellung der verschiedenen Götter als bloße Ausflüsse Einer in

*) Nach der Seite der Empfindung genommen dürften folgende Worte hier wohl noch ihren Platz finden: „Alles Tugendgefühl im Menschen, welches ein Strahl der höchsten Gottheit! Diese innige Empfindung von Ordnung, Rechtchaffenheit, darnach und zu der all seine Natur gebauet ist; die er nicht verleihen kann, ohne sich selbst und alles um ihn zu verderben, statt eines Götterbildes Narr und Teufel sein selbst und alles, was um ihn ist, zu werden.“ Herder, Älteste Urkunde d. Menschengeschlechts, II, 6.

ihnen, wie in verschiedenen Strahlen sich fortpflanzenden Urkraft, ist weder an sich vollgemäß und deutlich (wir haben gesehen, wie die sich fortpflanzenden Strahlen für griechische Auffassung ein durchaus nicht bezeichnender Ausdruck sind), noch vermöge ihrer Unbestimmtheit und Gränzenlosigkeit verträglich sowohl mit der Bestimmtheit und Schärfe der Umrisse jeder einzelnen Gestalt als mit der geschlossenen Zahl dieser Gestalten. . . . Ganz anders verhält es sich, wenn die verschiedenen Götter nicht abwärts gehende, immer sich abschwächende Ausflüsse einer höchsten und obersten Gottheit, wenn sie vielmehr Steigerungen einer untersten (dem Blind von Schellings neuester Offenbarungslehre), zu Grunde liegenden Kraft sind, die sich endlich alle in Eine höchste Persönlichkeit verklären. . . . Weder überhaupt zur Erklärung alter Götterlehre, noch zur Erklärung der samothracischen insbesondere geeignet scheint also die Vorstellung der Emanation. Hier scheitert sie an dem recht verstandenen Begriffe des Radmilos. Eine von unten wie Zahlen aufsteigende Reihe bilden die vier uns urkundlich bekannten samothracischen Gottheiten . . . Die nächste Frage ist unstreitig, welcher Natur jener El, jener Gott sei, dessen Verfünder und Diener zwar alle vorangehende Gottheiten, zunächst aber und unmittelbar Radmilos ist! Unstreitig beginnt mit diesen eine neue Reihe von Offenbarungen, durch die sich die Folge der Persönlichkeiten bis in die Sieben- und Achtezahl fortsetzt. . . . Sie alle zusammen, diese vorangehenden oder wie wir auch sagen können dienenden Gottheiten, sind Hephästos. Die Schöpfung des Hephästos ist die Welt der Nothwendigkeit. Er ist es, der in strengem Zwange das All hält.“ *) (Danach

*) Die betreffende Note erläutert dies noch also: „Für Solche, die aus Andeutungen ein Ganzes verstehen, sei Folgendes: Auch Zeus ist wieder Dionysos, wie ja auch mitunter ausdrücklich gelehrt wurde. (S. die Ausführungen von Creuzer III, 397, vgl. mit 416.) Nämlich Zeus verhält sich zu den drei ersten Potenzen wieder, wie sich die zweite zu der ersten verhält. Ich sage zu den zwei ersten, obgleich wir bisher vier zählten. Denn dieser

wäre er also zugleich *Μοῖρα* und *Ἐγνήρις*, eine Anschauung, die sich zugleich als höchst bedeutsam ergeben wird.) Auch das folgende Citat aus Procl. in Plat. Theol. VI, 22.: „Er aber ist es auch, der den Göttern, den höheren unstreitig als er selbst, die innerweltlichen Sige bildet, *τὰς ἐγκοσμίους ἑδρας*,“ konnte nur der also fassen, welcher von „einem überweltlichen Gott,“ so wie von „einer überzeitigen Ewigkeit“ redet, und überhaupt von einem dialektischen Moment in der Philosophie fast keine Ahnung zu haben scheint, sondern alles in Zahlen unorganisch aneinander reiht und damit den Begriff aufgestellt zu haben oder wohl gar zu ersetzen vermeinte, und für den das unvordenkliche Sein der Gottheit, ihr Zustand vor der Schöpfung, ein bewußtloses Blind ist, wodurch freilich niemand wird zum Schauen geführt werden, als die Augen haben und nicht sehen. Da indessen über die ganze hochtrabende begrifflose Weise dieses Philosophirens, welches von dem ersten Elemente desselben, dem Denken, abstrahirt und vielleicht eben dadurch die Menge blendet (*τὸ πειστικὸν . . . ἀληθούς . . . μυθολογία*. Plat. Polit. 304.), schon von andern Männern und seit langer Zeit richtig geurtheilt ist, möchte es hinreichen, hier nur eine der betreffenden Stellen wieder. abdrucken zu lassen, welche dem Begriffe und der Philosophie überhaupt ihr unveräußerliches Recht wahrt, vor dem sicher der keine Achtung hegt, welcher sich so weit vergißt, von irgend etwas Gegebenen als einer göttlichen Thatsache auszugehen: reicht dies hin, dann bedürfen wir überhaupt keiner denkenden Erforschung des Grundes der Dinge mehr

angesehen ist Eres keine arithmetische Zahl. Sie ist die Mutter der Zahlen, die intelligible Dyas, mit der nach Pythagoreer-Lehre die Monas alle wirklichen Zahlen erzeugt. Persphone ist die erste Zahl (*ἡγεμόνωνος*), die arithmetische Eins. Also Zeus verhält sich zu 1. 2. 3. wieder wie sich 2 zu 1 verhält und umgekehrt 2 verhält sich zu 1 nicht anders, als sich 4 zu 1. 2 3 verhält. Des Zeus Zahl ist immer die vierte Zahl. Außerdem aber kehrt Dionysos noch einmal in höherer Potenz zurück. Aristoteles ist Dionysos in der tiefsten Potenz.“

und knien inbrünstig nieder vor dem verrufenen: Credo quia absurdum. Hegel aber schreibt (Logik I. p. 393 — 394): „Als der Grundmangel, der die Auffassung des Begriffes verhin- dert, wurde aufgezeigt, daß bei dem Unendlichen nur nach der negativen Bestimmung, die Negation des Quantums zu seyn, stehen geblieben und nicht zu der einfachen Bestimmung, dem Af- firmativen, daß dieses das Qualitative ist, fortgegangen wird. — Hier bleibt nur übrig, noch eine Bemerkung über die in der Phi- losophie geschehene Vermischung von Formen des Quantitativen in die reinen qualitativen Formen des Denkens, zu machen. Be- sonders ist es das Potenzenverhältniß, welches in neuerer Zeit auf Begriffsbestimmungen angewendet worden ist. Der Begriff in seiner Unmittelbarkeit wurde die erste Potenz, in sei- nem Andersseyn oder der Differenz, dem Daseyn seiner Momente, die zweite, und in seiner Rückkehr in sich oder als Totalität die dritte Potenz genannt. — Hiergegen fällt sogleich auf, daß die Potenz so gebraucht eine Kategorie ist, die dem Quantum wesent- lich angehört; — es ist bei diesen Potenzen nicht an die poten- tia, δύναμις des Aristoteles gedacht. So drückt das Potenzenver- hältniß die Bestimmtheit aus, wie dieselbe als der Unterschied, wie er im besondern Begriffe des Quantums ist, zu seiner Wahrheit gelangt, aber nicht wie derselbe am Begriffe als solchem ist. Das Quantum enthält die Negativität, welche zur Natur des Begriffes gehört, noch gar nicht in dessen eigenthümlicher Be- stimmung gesetzt; Unterschiede, die dem Quantum zukommen, sind oberflächliche Bestimmungen für den Begriff selbst; sie sind noch weit entfernt, bestimmt zu seyn, wie sie es im Begriffe sind. Es ist in der Kindheit des Philosophirens, daß wie von Pythago- ras Zahlen — und erste, zweite Potenz u. s. f. haben insofern vor Zahlen nichts voraus, — zur Bezeichnung allgemeiner, we- sentlicher Unterschiede gebraucht worden sind. Es war dieß eine Vorstufe des reinen denkenden Erfassens; nach Pythagoras erst

sind die Gedankenbestimmungen selbst erfunden, d. i. für sich zum Bewußtsein gebracht worden. Aber von solchen weg zu Zahlenbestimmungen zurückzugehen, gehört einem sich unermügend fühlenden Denken an, das nun im Gegensatz gegen vorhandene philosophische Bildung, die an Gedankenbestimmungen gewohnt ist, selbst das Lächerliche hinzufügt, jene Schwäche für etwas Neues, Verneinendes und für einen Fortschritt geltend machen zu wollen.

Insofern der Potenzen-Ausdruck nur als Symbol gebraucht wird, so ist dagegen so wenig zu sagen, als gegen die Zahlen oder Symbole anderer Art für Begriffe; aber zugleich ebenso viel, als gegen alle Symbolik überhaupt, in welcher keine Begriffs- oder philosophische Bestimmungen dargestellt werden sollen. Die Philosophie bedarf solche Hülfe nicht, weder aus der sinnlichen Welt, noch aus der vorstellenden Einbildungskraft, auch nicht aus Epitheten ihres eigenthümlichen Bodens, welche untergeordnet sind, deren Bestimmungen daher nicht für höhere Kreise und für das Ganze passen. . . . Der Gebrauch jener Formen ist darum weiter nichts, als ein bequemes Mittel, es zu ersparen, die Begriffsbestimmungen zu fassen, anzugeben und zu rechtfertigen."

Mit der Heilung des Dionysos, deren näheren Momente uns jedoch hier nicht angehen, setzt man wiederum die Aibene in Verbindung, wie wenigstens Rommus singt, daß Jupiter die Minerva mit den folgenden Worten antreibt, dem Bacchus zu Hülfe zu eilen (XXVII. 303.):

Αἰγίδα στίο τίνασσε προασπίζουσα Λαοῖου,
 στίο κασιγνήτου μελαναῖγιδος, ὃς σπο πάτρι'
 ῥύεται ἐξέλασας Βοιωτίων ἡγεμονίᾳ.
 καὶ μέλος αἰεῖσι ζωάχριον αὐτὸς Ἐλευδοῦ;
 πωτὸν ἀνευνάζων ἀπατούριον νῖα Θυώης.
 οὐ μετὰ δὲν Φρύγῃ ῥυζμόν ἀνακροάουσι τ' Ἀστῆραι
 Λιμναῖον μετὰ Βάκχον, Ἐλευσινίῳ Διονύσῳ.

Um dieses Moment der Vermittelung zu begründen werden

wir indessen zuerst nachzuweisen haben, daß die Mitte an der Natur des Anfanges so wie an der des Endes Theil habe, indem sie nur so ein Band abgeben kann, stark genug beide zusammenzuschließen. Gleich wie nun an dem Speer des Achill die verwundende und zugleich die heilende Kraft gerühmt wird, muß sich uns am Bösen dieses Theilhaben am Guten offenbaren, ja es wird sogar das Läuternde Element für dieses selbst darstellen müssen: nur mit solcher Bestimmung kann es in dem Proceß der Weltordnung seine richtige Stelle einnehmen und nur diese Begründung kann einer Theodicee Genüge leisten, weil das Wort Platons, daß man für das κακόν irgendwelchen Ausgangspunct suchen müsse, nur nicht Gott, den Guten, dafür nicht mehr ausreicht und auch von ihm selbst nur als Bezeichnung des Wesens der Gottheit gefordert wird, als eines vollkommenen mit sich selbst übereinstimmenden, also eines guten. Die richtige Ansicht vom Bösen tritt aber dieser Forderung durchaus nicht entgegen, sondern begreift es gerade als Moment der Entwicklung des Guten, welches nur durch den Schmerz und alle Übel, die ganze Art der Negation, rein zu sich selbst kommen kann.

Sehr wichtig und bedeutend erscheint es daher, daß die Griechen dem aus dem Himmel gestürzten und seiner Einheit entfremdeten Hephäistos, welcher den Göttern ihre ἐκκοσμίον ἐδος bildete, d. h. sie zur Gestaltang führte, das Wesen eines Gottes zugeschrieben haben, und seinem Element, dem Feuer, die doppelte Gewalt der Zerstörung und Läuterung. Als seine Schöpfung betrachtet man die Welt der Nothwendigkeit und ihre μοῖρα legte man in seine Hand, wenn man die Momente der Gottheit nicht mehr in ihrer Geschiedenheit auffasste (s. Kreuzer III. 414.): schon der durch die Flamme angedeutete Weg nach oben zeigt ihre Doppelnatur und das erlösende Moment in ihr; sie ist als solche der zu seinem Vater zurückkehrende Herakles, welcher dem Feuch-

ten und aller daraus quellenden Gestaltung feindlich entgegensetzt, hinaufstrebt zu dem reinen Aether des süßenden Lichtgottes.

Wir sehen so dieselben Entwicklungsmomente, welche sich, wie schon gesagt worden, auf dem Felde des reinen Denkens in die Theorie des Einen und Vielen auflösen werden, unter den verschiedensten Gestalten gleichmäßig auftreten, und es kann nicht weiter auffallen, daß die verschiedenen Götter in ihrem Wesen nicht als sich ganz Entgegengesetztes gedacht sind, und daß ihre Namen auch in einander fließen: Zeus ist Dionysos, in diesen verkörpert sich Hephaistos, und Hercules selbst ist ein Bild der Sonne. „Aber auch Dionysos ist Demiurg und zwar der den Hephaistos gewissermaßen überwindende Demiurg, der die Schöpfung aus den Banden der Nothwendigkeit erlöst und in freie Mannigfaltigkeit auseinander setzt. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich schon durch die allgemeine Bemerkung, daß ein Wesen oder Princip, das höher steht als ein anderes und in so fern sein Gegenzag (sein Ueberwindendes) ist, dennoch gegen ein noch höheres mit jenem zu Einer Gattung gehören kann.“ *)

Gerade nun wie das Feuer den Reinigungsproceß in sich schließt, erblicken wir im Gefolge der summrerwirrenden Ate die

Níca,

*) Schelling a. a. O. Note 80. Der letzte Satz streift schon wieder hinüber in das oben zurückgewiesene Potenzenwesen und siehe nur zur Vollständigung der Ansicht des Verfassers hier, der allem Großen, was er ausgesprochen, leider durch ein festes Hinhalten und Hoffenlassen selbst zu sehr geschadet hat, als daß man, auch nach seinem letzten Auftreten, zu einem freien Anerkennniß über ihn kommen konnte. Edle Einzelheiten, Füge und Parallelen lassen bei den Kundigen die mangelnde Consequenz des Denkens und die daraus herrührende willkürliche Eregere, nur in desto grellerem Lichte erscheinen. Schellings System hat weder Anfang noch Fortgang, sondern ist ein Nebeneinanderstellen, in welchem die ganze Willkür ungewollter Ordnung ihr böses Spiel treibt: und das ward so remphast mit Verachtung alles Geleisteten angekündigt. Wie es aber nach ihm eine überzeitliche Ewigkeit gibt, so gibt es auch ein überwissenschaftliches Treiben, welches nie zur wahren Wissenschaft fortzugehen vermag. Es war dies eine Hobbes, welche bald ihre Grenze gefunden; das Rechte aber soll uns unverloren bleiben.

Λῆσαι, welche für das reuige Gemüth die erste innere Bewegung der Rückkehr zur Gottheit bilden (Pl. I. 50! ff.):

καὶ γὰρ τε Ληταί εἰσι Διὸς κοῦραι μέγαλοι,
 χαλκῆ τε, ῥυτῶν τε, παραβλήπεις τ' ὀφθαλμῶν·
 αἱ δ' αὖ τε καὶ μετόπισθε ἄτης ἀλγούσι κοῦσαι.

Sie heilen und süßnen, αἱ δ' ἐλαύνονται ὀπίσσω, sobald jemand sein Gemüth erweicht, sich wieder zum Zeus wendet, den Lächlern des Gottes Ehre erweist, sie schenkt; verweigert er dies starrsinnig,

λίσσονται δ' ἄρα ταίγε Δία Κρονίωνα κοῦσαι,
 τῷ ἄτης ἅμ' ἐπευδαι, ἵνα βλαφθεὶς ἀποτύγῃ.

Die Vermittelung zur Gottheit bilden Priester und durch sie dargebrachte Opfer, doch geht uns dies hier nicht näher an, da wir nur das Princip festzustellen hatten; *) jedoch über die Stellung des vermittelnden δαμόνων wird noch die Ansicht der Griechen mitzutheilen sein. Zuvor möchte ich nur an eine Stelle des Lucias erinnern, welche dem Bösen eine ähnliche Bedeutung zuschreibt für die Läuterung des Guten, und worauf sich allerdings Aussprüche gründen konnten, wie die: „Alle Naturen müssen aus ihrer Unschuld heraustreten,“ und „die Tugend ist nicht nur in Ver-

*) Über die Sühne und die sie bewirkenden Götter sehe man besonders K. O. Müller, zu Aeschyles Eumeniden p. 136 ff., welcher namentlich von Apellen handelt und denselben auch des in die Unterwelt hinabsteigenden, des καταβάτης erwähnt, nach Schoell, de Orig. Graeci dramatici p. 59. — Die ganze Stellung des griechischen Priesterthums zum Staat ist freilich eine von den christlichen Begriffen sehr abweichende, indem es sich selbst findet, daß Priesterämter öffentlich an den Weisbietenden gegeben wurden, andere durch Volkswahl, andere wieder erblich waren. Ein merkwürdiges Document feld eines öffentlichen Auftrages mit Angabe der nöthigen Qualificationen s. bei Böckh, Corp. Inscr. unter Halikarnass. — καὶ οὐκ οὐτοὶ καὶ οἱ πάντες ἱμῶντο, ὅστε καὶ βυσσέλας αἰοῦσθαι, ὅς τὰ κατὰ τῶν πινῶν ἡμῶν ἐκφύοντες παραγγέλλματα καὶ ἐκτενεῖσθαι, καὶ ἵστας καὶ ἀνοδανόντας καθάριε καὶ ὁ Τυγρίδας.

Τῷ καὶ ταπεινῶτι νόον πύρε ἡγοσθόντια.

Οὐκ ἐκτενέσθαι· τοὶ δὲ σκαυλ αἰσσοῦσι. Strabo p. 762.

vgl. mit Plat. Conv. 188. ἔστιν . . . ἡ πανταχόθεν ὁμοῦς πινὼν καὶ ἀνδραγαθὸν δημοκρατίας.

gleichung mit dem Laster u.“ *) denn dort heißt es: der Herr aber sprach: Simon, Simon, siehe der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten, wie den Weizen (22, 31.).

Im Kratulos spricht Sokrates unter anderem bei Erklärung der Bedeutung der Götternamen von Hephästos und fragt den Hermodemos (p. 407.), ob er den rechten meine, der sich auf das Licht versteht, τὸν γεραιὸν τὸν φάος ἵστορα, womit er diesen Gott eigentlich in das Lichtreich Apellos hinüberführt. In dem Namen Apollon sucht er aber die Vereinigung der vier Grundkräfte oder Eigenschaften des Gottes zu enthüllen, οὐ γὰρ ἔστιν ὅτι ἂν μᾶλλον ὄνομα ἡμῶντες ἐν ὧν τέταρτοι διυλίσσεται ταῖς τοῦ θεοῦ: dann fährt er fort: „Zuerst nemlich das Waschen und die Reinigungen in der Heilkunst sowohl als beim Wahrsagen und, es sei nun mit Arzneien oder Zaubermitteln, alle Räucherungen und Räder und Besprechungen, welche dabei vorgehen, diese haben alle einen und denselben Zweck, nemlich den Menschen rein darzustellen an Leib und Seele.“ Die Ausführung dieser Lehre und der Ansichten darüber gehört, wie gesagt, einem andern Orte; hier sollte nur durch jene Einigungsversuche noch einmal daran erinnert werden, daß der rechte Sinn griechischer Götterlehre immer nach Erkenntniß der Einheit des göttlichen Wesens strebe. Eben so war die rechte κάθαρσις zugleich eine Einigungslehre der Seelen und Geister, welche aus ihrem getrennten Befiehn in die Seligkeit des Elysiums versetzt wurden: der nächste allaufschwende, allumschließende Gott ist aber der Hades, oder der unterirdische Zeus. Indessen finden wir außerdem bei den Griechen angegeben, daß die Läuterung der Geister auf eine andere Art bewirkt werde, welche die höchste Stufe menschlicher Ausbildung allein möglich macht, durch die Kunst nämlich und ihre Abstrichen, welche die Seelen zu vollendeter Harmonie bilden sollen, also das rein

*) S. Hegel, Logik, II. p. 65. S. dort auch über die Unwissenheit.

Göttliche sondern von seiner irdischen Erscheinung; denn sagt Plato (Rep. III. p. 400.): εὐχρημοσύνη καὶ εὐνηθμία εὐθεΐα ἀκολούθει, und Isokrates (p. 191. A.): ταῖς εὐνηθμίαις ψυχάζουσιν τοὺς ἀκούοντας. Ist es aber wahr, was Aristoteles angibt (Poet. cap. 4.), es sei τὸ μιμεῖσθαι σίμωτον τοῖς ἀνθρώποις, und daß sie sich dadurch von den Thieren unterscheiden, so ist eben das Ziel solcher Kunstbildung, Hervorbringung des Einklangs, nachdem die Eris gewaltet hat. Was kann daher für das höchste Kunstwerk, die Tragödie, Erhabeneres ausgesprochen werden, als die Bezeichnung ihres Wesens, wie sie derselbe Philosoph in der berühmten Stelle (cap. 6.) gibt: ἥτις οὖν τραγῳδία μίμητις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας, μέγιστος ἐχούσης, ἡδυσμένη λόγῳ . . . δι' ἑλέου καὶ φόβου παρὰθούσα τὴν τῶν τοιοῦτων παθημάτων κάταρα. Nur wenn ein Volk seiner Kunst solche Bedeutung gibt, kann es im wahren Sinne eine solche besitzen, die würdig ist an den Festen der Götter als höchster Schmuck zu erscheinen, da sie ihnen die Geister gekläuert zuwendet, während jede andere Kunstproduction, welche nicht das Element der Furcht vor dem Ummahbaren und dem Unabwendbaren in sich trägt, mehr oder weniger ein Spiel bleibt, mag man es Trauerspiel oder Lustspiel benennen, und eine κάταρα niemals in der Seele bewirken kann; weshalb auch die hellenische Kunst in jeder Beziehung bis jetzt unerreicht vor den Augen der bewundernden Nachlebenden dasteht: Götterfurcht allein konnte sie erzeugen und ihren Ursprung auf den Höhen des Olympos aufsuchen lassen, indem der Dichter als Diener des Gottes sein Werk der Zufälligkeit entbehrte und die Geschicke des Zeus, seine ἀνέγκαι, in seiner Schöpfung walten ließ; jeder andere Versuch der Kunstthätigkeit bleibt in den Grenzen der Subjectivität abgeschlossen und wird nie den Gott als ihren wahren Werkmeister rühmen und anrufen können. *)

*) Wie die Griechen überall in ihren Kunstwerken nach einer vollstän-

Εἴτε ἄρα ἐν Ἄιδου εἴτε αἱ ψυχαὶ τελευτησάντων τῶν ἀνθρώπων εἴτε καὶ οὐ (Plat. Phaedr. p. 70.), so wie über die Elysäischen Gefilde, wird es hinreichen hier blos andeutend gesprochen zu haben, weil wir beide nur als den Ort des Richterspruchs und des seligen Lebens zu benennen hatten und schon oben darauf hinwiesen, daß man die künftige Strafe der Bösen mit irdischer Anschauung nur als eine Fortsetzung des Leidens und der Qual und Pein des diesseitigen Lebens auszumalen wußte; während die Seele des Gestorbenen nach anderem Maasß zu messen sein möchte, das heisst nach einem rein geistigen, wenn anders begründet ist, was wir im Phädrus des Plato (p. 247.) lesen: „Das farblose, gestaltlose, flosslose, wahrhaft seiende Wesen hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer, um welches her das Geschlecht der wahrhaften Wissenschaft jeden Ort einnimmt. Da nun Gottes Verstand (θεοῦ διάνοια) sich von unermischter Vernunft und Wissenschaft nährt, wie auch jede Seele, welche soll was ihr gebührt aufnehmen: so freuen sie sich das wahrhaft seiende wieder einmal zu erblicken.“ Das ist die geläuterte Vorstellung von den Freuden des Elysiums. Einer nähern Betrachtung aber müssen wir noch, wie gesagt, τὸ θαυμάσιον unterwerfen, welches eben jenen Zustand vermitteln soll.

Ἥρῃσις ist also der des Lichts kundige Gott und ihm vermählt ist die Göttin der Liebe, welche als die allbeherrschende, Götter und Menschen regierende, tausendfach gefeiert ist; τῶν μυζέων ἀνέσθους ἐν ἀρχαῖς θεσπῶν ἄμυχοι γὰρ ἐνταῖς θεῶς Ἀρροδία. Zugleich aber singt dieser Eher von dem Eros, οὐ καὶ τὸδε νῦν ἀνδρῶν ἔρῳμον ἔχει ταραχάς, so daß er auch als der sinnverwirrende, alle Zwietracht, Krieg und Feind-

digen Verfehlung der Kämpfenden gestrebt haben, der mit ganzer Gewalt in ihren Gegensätzen aufgeregten Eris, sehen wir selbst beim Prometheus in dem uns erhaltenen Fragment (187 Dindorf), in welchem Prometheus den befeindenden Herakles „eines feindseligen Vaters liebsten Sohn“ nennt,

ἐχθροὶ πατρός με τοῦτο φέρονται φίλον.

schaft aufregende erscheint, gleichwie als die allversöhnende Liebe. Eben so indeß wird Eros als ein mittleres Wesen geschildert, ein großes Band zwischen den Sterblichen und Unsterblichen, μεταξύ θνητοῦ τε καὶ ἀθανάτου . . . Δαίμων μέγας· καὶ γὰρ πᾶν τὸ δαιμόνιον μεταξύ ἐστὶν θεοῦ τε καὶ θνητοῦ. Τίνα δὲνα μιν ἔχον; Ἐρηρῆδον καὶ διανοηθεῖν θεοῖς τὰ παρ' ἀνθρώπων καὶ ἀνθρώποις τὰ παρὰ θεῶν, τῶν μὲν τὰς δεήσεις καὶ θυμίας, τῶν δὲ τὰς ἐπιτάξεις τε καὶ ἀμοιβάς; τῶν θνητῶν. ἐν μέσῳ δὲ ὅν ἀμφοτέρων συμπληροῦ, ὥς τε τὸ πᾶν αὐτὸ αὐτῷ ἐπιθεδύειται. Durch diese göttliche Vermittelung ist also τὸ πᾶν, das All, mit sich selbst zusammengeschlossen. (Plat. Conv. p. 202.) *) Die Übergangsstufe zu diesem δαιμόνιον bildet der Heros, der dem Göttlichen am meisten nachstrebende, es am reinsten in Leben und Handlungen verwirklichende Göttersohn; ihm mußte deshalb eine besondere Verehrung zu Theil werden, schon als dem Ideal menschlicher Vollkommenheit, welchem die anderen Sterblichen nachzuringen hatten als ihrem erwählten Helden; und diesem Cultus wird eine besondere Kraft der Sühne zugesprochen. Auch Müller (zu den Eumeniden p. 138.) hebt dies hervor und sagt: „Niemand kann sich mit den religiösen Gebräuchen des Griechischen Alterthums ernstlich beschäftigen, ohne daß ihn an vielen Stellen die Überzeugung berühren muß, daß der Dienst der Todten, von dem wieder der Kultus der Heroen — einer ganzen Klasse erhabener Todten — ausgeht, einen Charakter der Sühne hat, und die dunklen Mächte der Unterwelt, die dem Leben im Allgemeinen feindlich gegenüberstehen, begütigen soll.“

*) Man vergleiche damit Stellen wie Parm. 162: Διὶ ἄρα αὐτὸς (τὸ εἶναι) δισπὸν ἔχειν τοῦ μὴ εἶναι τὸ εἶναι μὴ ὅν κ. ε. ἔ. wo ferner von dem μετέχειν οδοῦς gehandelt wird, auf das wir unten zurückkommen werden; Tim. 31: δισπὸν . . . ἐν μέσῳ δὲ τῶν ἀμφοῖν ἐναγωγῶν γίνεσθαι, δισπὸν δὲ κάλλιστος ὅς ἐν αὐτῶν καὶ τὰ συνδοίμια ὁρμώματα ἐν ποιῇ, von der Analogie; Conv. 208: ταύτῃ τῇ μηχανῇ . . . θνητὸν ἀθανασίας μετέχει, u. a. m.

Sehtes Kapitel.

Die Heroen. Die Vermittelung. Hermes.

Anstatt der Titanenkämpfe, worin Gott gegen Gott kämpfte, sehen wir unter der Oberherrschaft des Zeus nun die Heroen auftreten, auch noch oft gemuthigt βία Διός, gegen seinen Willen, etwas durchzusetzen, wie Καπαεύς vor Theben,

μηδ' ἂν τὸ σεμνὸν πῦρ νῦν εἰργάζεσθαι Διός
τὸ μὴ οὐ κατ' ἄκρων Περσέωνος ἔλιν' πόλιν.

Der Dichter stellt dies Beginnen aber gleich als blinde Wuth dar:

Καπαεύς δέ, πῶς, ἔποιμ' ἄν, ὧς ἐμαίνετο,
und Zeus schlägt den Frevler nieder mit seinem Blig,
ἦδη δ' ὑπερβαίνοντα γείσα τευχίων
βάλλει κεραύνῃ Ζεὺς νῦν· ἐκέρτασε δὲ
χρῶν, ὥστε δεῖναι πάντας (Eur. Phoen.)

nicht heißt es mehr, wie Prometheus ruft,

πάντως ἐμὲ γ' οὐ παταύσει,

noch daß er ἔδικα leide, sondern Καπαεύς leidet gerecht, und der fromme Ubrastios, nachdem er δεξιὸν Διὸς τέρας gesehen und den Zeus als den Einigen feindlich erkannt, weicht sogleich von der feindlichen Mauer zurück. Zeus, der Olympier, herrscht nun κατὰ δίκην und haßt und straft den Uebermuth der ungebändigten Junge;

Ζεὺς γὰρ μεγάλῃ γλώσσῃ κόμπους ὑπερχεῖναι.

Damit öffnet sich uns eine dem gewöhnlichen Bewußtsein näher stehende Welt, der Kreis der Heroen und ihrer Großthaten, zu denen sich auch ein ausgezeichnete Sterblicher erheben, ja dadurch die Gottheit sich erringen kann. Es erscheinen auf dieser vermittelnden Stufe die vielgepriesenen Vilder aller Männlichkeit, Kraft und Tugend, welche durch ihre ἐμαράτεια die Muster geworden sind allen später Lebenden.

Gleich wie wir 1. Mose 6. geschrieben finden: „Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten. . . . Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen auf Erden, denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeugten, wurden daraus Gewaltige in der Welt, und berühmte Leute —“ lesen wir bei Plato (Crat. 398.): 'Ο δὲ δὴ ἦρας; τί αὖ εἴη; . . . συμπαρόν γὰρ παρῆται αὐτῶν τὸ ὄνομα, δηλοῦν τὴν ἐκ τοῦ ἔρωτος γένεσιν . . . ἱμῖσι οἱ ἦρας; . . . Πάρις; δὴ τοῦ γεγόναισι ἐρασθέντος ἢ θεοῦ Διὸς; ἢ Διὸς τοῦ Πάρι; so daß wir in ihnen eine Mittelstufe zwischen Göttern und Menschen erblicken und stets den Δεδός, den δαίμων und den ἦρας; in dieser Abstufung zusammengestellte antreffen. In der Republik aber verwahrt sich derselbe noch besonders gegen die Lehre, daß die ἦρας; ἀνθρώπων οὐδὲν βελτίον; seien (III. p. 391.), ein Ausspruch, den wir aus andern Stellen werden ergänzen müssen, um die wahre Bedeutung eines Heros nach griechischem Begriff zu erkennen. Leicht ergibt sich dies aus den vorangehenden Worten: „es sei unglaublich, daß Theseus, der Sohn des Poseidon, und Pirithous, Sohn des Zeus, irgend einen Raub begangen haben (δενὲς ἀγπαγῆς), noch würde sonst ein Gottessohn und ein Heros gewagt haben δενὲ καὶ ἀρετῇ zu verüben; denn die Götter können nichts Schlechtes erzeugen, und hätte man von einem schlechte Handlungen zu berichten, müßte man ihn nicht Göttersohn nennen.“ Der Heros stellt uns also ein makellofes Abbild der reinen Göttertugend dar, deren Inhalt indeß, wie schon früher angegeben wurde, nach den verschiedenen Epochen ein verschiedener, mehr körperlich oder geistig kräftiger, sein mußte. Als den am meisten gefeierten hellenischen Stammhelden und als Typus der Heroenkräft dürfen wir indeß wohl den Hercules betrachten in seinen Kämpfen, welche ihm die Ehren der Götter erwarten.

Wir haben es nämlich zuvörderst mit den Heroen der Urgenit

zu thun, in welcher Hells nur Leiden und Übel kannte, doch nicht den Begriff des Bösen; daher wird der Kampf der Helden gegen die κακά unter der Gestalt böser Thiere oder anderer άραι der Zeitlichkeit gerichtet sein; mit Schlangen, Löwen und Drachen werden sie ringen, aber auch den Tod, das furchtbarste Verhängniß des armen Erdgeborenen, sollten sie überwinden und in die Welt der Schatten hinabsteigen, um dem Hades seine Beute wiederum zu entreißen. Also that Herakles, Κρονίδας Ληρὸς υἱός, ἀκαταπομάχας, also thaten die anderen göttlichen Streiter des griechischen Heldenalters, und sie wurden dadurch σωτήρες und ἀνέλικτοι. Unter allen aber erwarb der Sohn der Alkmene den höchsten Ruhm und steht am bedeutsamsten da im alten Mythos als Befreier des größten Freundes der Menschen, dem sie alle Güter des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft verdanken, des Prometheus. Schon Hesiodus erzählt diese seine That (Theog. Vers 526 ff.), und sagt, es sei dies nicht gegen den Willen des Zeus geschehen:

οὐκ ἀέκητι Ζηρὸς Ὀλυμπίου ὑψιμέδοντος,
 ὄρα Ἡρακλῆος Θηβαγενέος κλέος εἶη
 πλεῖον ἔρ' ἢ τοπάροθεν ἐπὶ χθόνα πουλυπόνησαν. *)

Den Helden macht das kräftige Wollen des Guten und sein starkes Vollbringen, und sein Auftreten wird um so gebiegender sein, je weniger Wille und That bei ihm geschehen ist, daß er

*) Dieser Grund erinnert an eine Erklärungsart der von Gott gesandten Übel, wie wir sie im alten Testament finden, welche indeß auch das neue wiederholt (Röm. 9, 17.): „Denn die Schrift sagt zu Pharao: Eben darum habe ich dich erweckt, daß ich an dir meine Macht erzeige, auf daß mein Name verkündigt werde in allen Landen.“ Nur heißt es in der Schrift, Gott verstocke deshalb den Sinn des Menschen, um seine Wunderthaten kund zu thun. Der griechische Mythos läßt nach Zeus Willen einen allerdings durch ihn gefesselten Gott befreien, um Herakles Ehre zu geben, und hatte ihn nicht anschnitten lassen εἰς ἀνάμνησιν, sondern nur um ihn in die Nothwendigkeit des Weltgesetzes zu zwingen, dessen Herrschaft zu begründen.

nicht sagt, „Kühn wahr das Wort, weil es die That nicht war,“ sondern ganz nach dem Grundsatz des Aristoteles lebt: τὸ αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ ποιοῦν (Met. E. p. 122. C.); mit der Entgegensetzung des Wollens und Vollbringens verfallen wir so gleich in die moderne Schwächlichkeit, welche nur zu oft in der kraftlosen ἀγχή einer nichts sagenden ποιοῦσιν sich bleibt. Anders der Heros des Alterthums! Um indeß den Zwiespalt der Existenz aufzulösen, zur Harmonie zu führen, bedarf es des heroischen Bewußtseins eines Göttersehnes, der die böse Zerrissenheit des Daseins überwindet und ein Heiland der Menschen wird, indem er entweder alles Schaden bringende quertrotet und äußeren Frieden begründet (καὶ γὰρ ἡ διασπορά τῶν κακῶν ἐστίν. Met. Θ. p. 189, 19.), oder die Willen zu jener göttlichen Kraft befeelt, welcher die Geschiedenheit der πράγματα in die Einheit des Geistes umgestaltet. Diesen Sinn hat für den Griechen ein Heros. Da nun das κακὸν an dem Dasein haftet (οὐκ ἔστι τι κακὸν παρὰ τὰ πράγματα. Arist. I. 1.) und in den Göttern ein Unterschied des Guten und Bösen so wenig besteht, wie in den Thieren, καὶ γὰρ ὥπερ οὐδὲ θηρίῳ ἐστὶ κακία οὐδ’ ἀρετή, οἷτως οὐδὲ θεῷ (Arist. Eth. N. Z. 1.), so tritt erst im Menschen jener Zwiespalt ins Bewußtsein (ἡ διαίρεσις ἐν διανοίᾳ ἀλλ’ οὐκ ἐν τοῖς πράγμασιν. id. Met. E. 4.), und kann erst von dem Heros besiegt werden, welcher die φευκτὰ περὶ τὰ ἥθη überwindet, die κακία, die ἀκαθσία und die θηριότης (id. Eth. N. I. 1): denn heißt es an demselben Orte: πρὸς δὲ τὴν θηριότητα μάλιστα ἂν ἀκριότοι λέγειν τὴν ὑπὲρ ἡμῶν ἀρετὴν, ἡνωμένην τινα καὶ θεῶν κ. τ. ἐ. Durch diese ὑπερβολὴ ἀρετῆς nämlich und diese dem Zustande des Thieres am meisten entgegengesetzte Haltung werde der Mensch, wie man sagt, zum Gott erhoben, und damit die ursprüngliche Einheit seines Wesens wieder hergestellt. Denn wie auch immer Menschen und Götter geschieden seien, singt Pindar (Nem. VI,

. . . ἀλλὰ τι προσέρομεν ἔμπαν ἢ μέγαν
τόον ἦτοι φύσιν ἀθανάτοισ.

Ihren Gegensatz finden die Heroen an allen gegen die göttliche Harmonie ankämpfenden Geistern, mögen diese im Kampf mit den Mufen, mit dem Apoll oder dem Dionysos dargestellt werden; es sind dies aber die wahren Nachkommen der alten Götterverächter, der Titanen oder der διαγερτικοὶ θεοί, welche die ἀγροὶ κατὰγνικαὶ nicht zu über verstanden und deshalb die empfindlichste Strafe erleiden mußten, indem sie ἦσαν ἀσπιδόλητον schwächlich zu Grunde gingen. Daß aber Zeus nicht gestattete seiner Hoheit zu spotten und daß der Heros nur durch Duldung, durch ἐγκράτεια, konnte den Ehre des Olmpes theilhaftig werden, zeigen die Erzählungen der Fabelwelt schon, und wir dürfen nicht erwarten darin eine Änderung des Sinnes unter dem Volke anzutreffen bis in die Zeiten seines Verfalls: wenigstens finden wir bei Plato (Legg. VIII. 440.) jenen Gegensatz des körperlichen Heroismus der Auhleren mit des die Weltlust besiegenden Kampfes auf das schönste gezeichnet; wenn nämlich jene Duldung und Enthaltsamkeit übten um den Sieg im Ringen und Wettlauf, sollen nicht unsere Kinder dafür sich des schönsten Sieges erfreuen, τῆς τῶν ἰδοκῶν νίκης ἐγκρατεὺς ὄντες ἂν ἔῃν εὐδαιμόνως, ἡττώμενοι δὲ τοῦναντίον ὄπαν. Mußte doch unter dem Einflusse der Bildung dieser späteren Zeit selbst Herakles zu einem Heros der Tugend und Selbstüberwindung werden! So wie nun Zenon (Diog. L. 7. 151.) die Seelen der Weisen Heroen nannte, Pythagoras die ganz Lust von ihnen und den Dämonen angefüllt glaubte, und Pausanias berichtet, sie seien der Bösen Feinde, malte spätere Dichtung dies immer vollständiger aus, bis man sie später mit den Engeln identificirte, *) die bösen Dämo-

*) Vgl. Philo, de Mando: Τὰς δὲ, διωτικές κατασκευὰς λαχούσας ἀπαντος ἀλογεῖν τοῦ τῆς γῆς κοσμοῦ ἀνωτάτω δ' εἶναι πρὸς αὐτῶν τῷ αἰσθεῖ τὰς κατὰγνικὰς, ὥς οἱ μὲν παρ' Ἑλλήσι φιλοσοφοῦν.

nen aber der Herrschaft des Satan unterwarf, und hiermit einen Dualismus begründete, welchen das Christenthum erst in später Entwicklung überwinden sollte.

Fassen wir nun zum Schluß dieser allgemeinen Übersicht noch eins der Hauptmomente ins Auge, was uns bei der ganzen Darstellung als das wesentlichste erschien, das dialectische nämlich, so hätten wir noch einen Augenblick bei der Gestalt und dem Begriffe des Hermes zu verweilen, des Boten der Götter. Obgleich wir nun dieselbe speculative Grundlage schon an andern Göttern beobachtet haben, wird diese Wiederholung gerade eine Bestätigung für die Tiefe und die allgemeine Verbreitung der griechischen Ansicht abgeben, da sie sich in allen Götterbildungen geltend gemacht hat; man muß dafür nur stets auf die Gedanken zurückgehen und die schriftlichen Denkmäler, und nicht durch die Willkür der bildlichen Darstellungen sich verleiten lassen Systeme aufzubauen, welche von den Künstlern bei Vasenmalereien und andern Bildungen der Phantasie nicht beabsichtigt wurden: wer kennt nicht die Launen der Künstler und ihre oft so wunderbaren Combinantionen? Aber auch ein anderer Umstand mußte uns abhalten, in dem hellenischen Götterwesen eine Einheit herstellen zu wollen, welche es nie gehabt hat, daß es nämlich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammenwuchs; und nur dies Eine ist als begründet festzustellen, weil es den Grund des griechischen Geistes überhaupt bildet, daß sich in allen und den verschiedenartigsten Gebilden dieselbe richtige Erkenntniß von den Gesetzen des Kosmos kund gibt, welche als Bestimmungen des Schicksals oder als *ἀνάγκαι* des

σας τις ἥρεσας καλοῦσι καὶ δαίμονας, Μοῖσῃς δ' εὐδ' ὑπόλας κρείσσενος
 ἀνθρώπου, ἀγγέλου. — Wer zweifelt noch, daß dies der Sturz der Wissenschaft und die Begründung eines Aberglaubens werden mußte, welcher allen Schwachen noch lange die einzige Stütze ihrer Zuversicht bleiben wird; denn Erkenntniß fordert in allen Zonen ein geistiges Helldengeschlecht.

Zeus unwandelbar feststehen. Auch Hermes wird dafür noch schließlich den Beweis liefern.

Wir finden ihn beim Hesiodus als einen zeugenden, die Heer- den mehrenden Gott zunächst in Verbindung mit der Helele genannt; nach ihrem Willen jedoch kann sie dieselben auch mindern, ist also Herrin ihrer γένεσις (Theog. 444 sqq.):

Ἑσπλή δ' ἐν σταθμοῖσι σὺν Ἑρμῇ ληΐδ' αἰεῖν,
 Βουκολίας τ' ἀγέλας τε, καὶ αἰκόλια πλατὲ' αἰγῶν,
 Ποίμνας τ' εἰροπόκων γ' ὄων, θυμῷ γε δέλουσα,
 Ἐξ ὀλέων βριάει, καὶ πολλῶν μύονα δῆκεν.

Neben dieser physischen Generation wurde Hermes aber auch Herr aller geistigen, Vater aller Erfindungen und Listen und ist durch Verschlagenheit und Meineid in jeder Beziehung ein Bild des zwiespaltigen Menschengeistes; zugleich ist er Vorsteher aller Weissagungen und überhaupt der Verkündiger des göttlichen Willens für die Menschen, welche er auch als ψυχοπομπὰς in ihre jenseitige Befahrung hinübergeleitet. Eben so finden wir ihn unter den Kabiren genannt, unter denen er nach Dionysiodorus den Kasmilos vorstellen soll. *) Brachte indeß Hermes den Zwiespalt in die Welt, so löst er ihn als Erfinder der Levee, auf der er das Lob der Götter singt, wieder auf in die Harmonie der Weisheit, als letzter Vermittelung des irdisch Besonderen gegen das Himmlische, so daß wir auch hier wieder, in diesem Sohne des Zeus, alle Momente geistiger Entwicklung ausgedrückt sehen, und daß wir ihn deshalb sehr wohl mit den Dämonen zusammenstellen können, von welchen wir in der Epinomis (p. 984, 985.) lesen: . . . δαίμονας, ἀέριον γένος . . . τῆς ἐρημνείας αἶσιον . . . καὶ συμπληροῦς δὴ ζῶων οὐρανοῦ γεγονότας ἐρημνεύεσθαι πρὸς ἀλλήλους τε καὶ τοὺς ἀρχοτάτους θεοὺς πάντα τε καὶ πάντα . . . Der wahre Interpret jeder bestimmt unterschiedenen Bezeichnung ist aber der λόγος und als Vorsteher aller Redekunst ist Hermes so

*) Grimm Schol. des Apoll. Rhod. 1, 917.

der höchste Götterbote, der den λόγος im Menschen hervorbringende Ἑρμηνεύς, die höchste Vermittelung des Unterschiedes, in welchem wir uns in der irdischen Besonderheit befinden, durch Erkenntniß der Wahrheit. Diese Bestimmungen faßt auch Platon Namenbeutung im Kratyllos (p. 408.) auf, welche sagt: ἅλλὰ μὲν τοῦτο γὰρ ἔοικε περὶ λόγον τι εἶναι ὁ Ἑρμῆς, καὶ τὸ ἑρμηνεῖα εἶναι καὶ τὸ ἄγγελον καὶ τὸ κλοπικόν τε καὶ τὸ ἀπατηλὸν ἐν λόγοις καὶ τὸ ἀγοραστικόν, περὶ λόγου δυνάμειν ἐστὶ πᾶσα αἰτή ἢ πραγματεία. Im Theaetetus aber (p. 209.) lesen wir: λόγος ἦν ἡ τῆς σῆς διαφορότης ἐρμηνεία. Bekannt ist ferner der Hermes ἐναγώνιος, als welcher er von Pindar mit dem Hercules zusammen genannt wird (Nem. X. 52 sqq.):

ἐνυχόρου ταμίαι Σπάρτας ἀγώνων
μοῦσαν Ἑρμῆ καὶ σὺν Ἡρακλεῖ διέποντι Πάριον,
μῶλα μὲν ἀνδρῶν δικαίων περιουδόμενοι.

Da es indeß zu weit führen möchte, hier den ganzen Mythos des Mercur, auch in seinem Verhältniß zu andern Göttern, darzulegen, so fassen wir seinen ganzen Begriff nur noch in die Worte eines gelehrten Freundes zusammen, welcher sich darüber folgendermaßen ausdrückt: „Hermes ist, wie die Dämonen, Vermittler zwischen den Göttern und den Menschen; er bringt den göttlichen Gedanken ins Werden, zur Manifestation, und ist so in der That der wahre Bote der Götter, als das dem Werden des Einzelnen vorsiehende Princip, das Überirdische ins Irdische übersetzend, den göttlichen Geist in das Sinnliche. Er ist das Princip der Scheidung, des Maßes, der Besonderung. So auch den Gedanken der Menschen durch die Sprache zur Gestaltung, das Unendliche in diese endliche Form der Sprache zu bringen, das Innere verständlich zu machen, das ist die Stufe der ἐρμηνεία, eloquentia.“*)

*) In diesem Sinne sind auch die homerischen Verse gedichtet (Od. 7. 319 – 20.):

In gleicher Weise könnten wir nun hier von dem Poseidonischen Princip handeln, weil man auch ihm das Spaltende und Zertrennende zuschreibt, eben sowohl ihn aber *φωτάμιος* und *γνώμων* nennt, da man von einer *μῆτις* des Poseidon und der Demeter berichtet (Paus. VIII. 42.); indessen würden wir auch dann nur dieselben Entwicklungsmomente darzulegen haben, welche in ihrer Ganzheit einer ausführlichen Mythologie angehören, wobei vorzüglich noch sein Verhältniß zu den Kabiren in ein anderes Licht zu setzen sein möchte, als es gewöhnlich geschieht.

Aus der Mannigfaltigkeit aller dieser mythologischen Anschauungen rettete sich zunächst die Philosophie an die sichere Küste des Begriffs, welcher zwar anfangs für den Cultus selbst auflebenswirkte, aber durch seine gigantische Arbeit eine neue Gestaltung der Welt herbeiführte, welche das All in Eins fassend aus seinem unendlichen Schooße die Wiedergeburt des Geistes bewirkte und der nun nicht mehr dem Spiel des Zufalls blind anheimgegebenen Besondere: die Philosophie aber, οὐ μείζον ἀγνοῶν οὐτ' ἴλασεν οὐτ' ἤξει ποτὲ τῷ παντὶ γένει σωτῆρὲν ἐκ πᾶν (Plat. Tim. 47.), führt allein durch richtige Erkenntniß aus dem Zwiespalt und der Zerrissenheit des Bösen zum wahren Guten, τὸ γὰρ βέλαιον καὶ πικρὸν καὶ ὕμῃς, τοῦτο ἐγὼ φημι

Ἐγείλαο ἔκτε διακτόρου, ὃς ἔσσι πάντων
ἀνθρώπων ἔργοισι χάριν καὶ κῆδος ἀπείλει.

Seppert, über den Ursprung der Homerischen Gesänge, I. 133., bemerkt dazu: „Eine uns Unbestimmte und daher auch ins Unhomerische verfließende Verallgemeinerung scheint es uns zu sein, wenn es heißt, Hermes verleihe allem Thun und Treiben der Menschen Ruhm und Anmuth. Dies ist ein zu vager und grenzenloser Wirkungskreis, als daß man ihn mit der Verheilung eines homerischen Gottes verbinden konnte.“ — Auf diese Art möchte das Wesen auch nicht Eines Gottes einheitlich darzustellen sein, und es dürfte für die Reinigungsversuche des Homer und Hesiodus wohl nicht unzeitig sein daran zu erinnern, daß in ihnen, ganz dem Charakter der Volksbücher gemäß, das Verschiedenartigste zusammengeschlossen ist, und daß bei solchen von künstlerischer Einheit nicht im Sinne gefeilter Kunstwerke die Rede sein kann; und wie oft ist sie selbst bei diesen verletzt.

αἰσκι τὴν ἀληθινὴν φιλοσοφίαν (Ep. X. 358.) und zwar leistet sie dies als Führerin der Musik, der sich zu der Harmonie des Geistes verklärenden Schöpfung, μουσικὰ . . . καὶ ἀταύτως ἀγε-
μὼν φιλοσοφία ἐπὶ τῇ τῷ ψυχᾷ ἐπαγορῶσται ταχθεῖσθαι
ὑπὸ πᾶν τε καὶ νόμον (Tim. Loc. 104.).

Zweiter Abschnitt.

Ausbildung des Begriffs des Bösen im Volksbewusstsein und durch die Dichter.

Erstes Kapitel.

Die Urzeiten. Orpheus.

Dürfen wir den Nachrichten des Theubides von dem frühesten Zustande der Hellenen Glauben beimessen, dessen Darstellung wohl mehr innere Wahrscheinlichkeit hat, als manches neuere Philosophem, so baute man in Griechenland anfangs weder den Acker, noch bewohnte man feste Städte, sondern führte — nicht das Leben des goldenen Alters — ein Räuberleben (οὐδὲ γὰρ φτεύοντες [ἀδελφῶν δὲ, ὅποτε τὴν ἐπελθῶν, καὶ ἀπειχίστων ἄμα ὄντων, ἄλλος ἀφαιρῆσθαι] und: πάντα γὰρ ἡ Ἑλλὰς ἐσιδηγοφόρει, διὰ τῶν ἀφράκτων τε οἰκίσεις, καὶ οὐκ ἀσφαλεῖς παρ' ἀλλήλους ἐφόδους), bis erst ganz allmählich sich ein politisches Nationalgefühl bildete, hauptsächlich seit den troischen Begebenheiten; erst durch die Pisistratiden wurde ja selbst Homer ein Gemeingut der Nation. So werden wir auch Philosopheme und begriffliche Anschauungen nicht zu weit zurück datiren dürfen, da sie in der Regel erst mit einigermaßen gesicherten Zuständen hervortreten, und kein wildes Umherirren, sondern ruhige Betrachtung im festgegründeten Hause verlangen; denn wie kann jemand nur an sichere Bestimmungen denken, wenn nichts in einem Lande Dauer verspricht und nichts gesichert ist, als der Lauf der Gestirne über ihm

ihm.^{*)} Bildern werden wir also begegnen eines leidenschaftlich bewegten Volkslebens, und Ahnungen, Vermuthungen selbst Bestimmungen über die in ihm wirkenden Mächte, neben erhabenen Naturanschauungen von Himmel, Land und Meer, dem sich die fuderliebenden Völkerschaften täglich anvertrauten, ihren Lauf regelnd nach den Gestirnen, während ihre Götter die Sieg verleihenden, Heute gewährenden sind; das Böse ist die Ar, das Unheil, Unglück, das Übel.^{**)} Was aber von Anbeginn die hellenischen Anschauungen auszeichnet ist ihre schönere Form, ihr richtiges Ebenmaß, das nur dem zu Gebote steht, der seinen Gedanken unmittelbar Wirklichkeit gibt, während sich der bloße Gedanke nur zu leicht in das Träumerisch-phantastische des maßlosen Orients verliert. Den Griechen rettete die seinem Geiste inwohnende schaffende Kraft vor solchen Verirrungen; die wirkliche Gestaltung führte ihn zur Schönheit; indeß mußte dies eben die strengere Wirklichkeit des Occidents sein, nicht die üppig wuchernde des Orients, deren Massen der Mensch dennoch mit den kolossalsten Gebilden nie gleichkommt.

Sehen wir die Hellenen nun so begünstigt von Seiten einer strengeren Natur, selbst eines rauhen Klimas, das manchen schon in Griechenland überraschte, so finden wir doch ihre schönste Begünstigung in den vorzüglichen Anlagen ihres Geistes. Denn wenn der Mensch, unter welchem Himmelsstriche er lebe, und wo ihn Hitze nicht ganz erschlaft oder Kälte ganz erstarrt, auf irgend

*) Plat. Tim. p. 19. E. τὸ δὲ τῶν σοφιστῶν γένος αὐτὸ πολλῶν μὲν λόγων καὶ καλῶν ἄλλων μάλα ἔμπειρον ἦγγμαί, φοβούμεναι δὲ μὴ πως αἰετὶ πλανητὸν ὄν κατὰ πόλεις οἰκήσεις τε ἰδίαις οὐδαμῇ διαπραγμάτευον, ἀστοχόν ἅμα καὶ φιλοσόφων ἀνδρῶν ἢ καὶ πολιτικῶν, ὅσα ἂν οἷά τι ἐν πόλεμῳ πράττοντες ἔργον καὶ λόγον προσομιλοῦντες ἐκαστοῖς πράττειν καὶ λέγειν.

**) Siehe über der Griechen ληστία zu Land und zur See Thucyd. I. init. auch cap. 8. καὶ οὐχ ἴσσαν λησταὶ ἦσαν οἱ νησιῶται, κἀκεῖς τε ὄντες καὶ Φοίνικες: erst Minos reinigte das Meer einigermaßen von den Seeräubern.

eine Weise sich zum Herrn der ihn umgebenden Natur zu machen, sie — und wahr's durch Zauberei — zu überwinden strebt, so erkannte der Hellenen früh, daß dies durch Massenhaftigkeit nicht zu erreichen, sondern daß Herrschaft über die Natur nur im Gesetz des Geistes gegeben ist; dieser eben, wie es Plato ausdrückt, sei βασιλεὺς οὐρανοῦ τε καὶ γῆς (Phil. 28.). Diese frühe Erkenntniß hat alle die herrlichen Werke des griechischen Geistes erzeugt und wo er schuf, trat er als Meister auf eben durch das Gesetz; er gab den Kanon, den Typus, die Regel, oder wie man es nenne, und wurde dadurch für alle Kunstbildungen, für alle gesetzmäßigen und notwendigen Gedankenbestimmungen ein ewig unerreichtbares Vorbild allen nachlebenden Geschlechtern der Menschen; sein Geist unterwarf schon nach den frühesten Vorstellungen die blinde Materie dem Gesetz. Daß eben diese Vorstellungen sich so schön gestalten konnten, war der Vorzug hellenischer reiner Phantasie, welche, wie der θεμιονυχὸς καὶ ποιητὴς τοῦ πατρός alles ebenmäßig nach den ewigen Urbildern, so ihm nachschaffend, nichts Zufälliges schuf, sondern wirkliches Leben in den Kunstgebilden jeder Art darzustellen mußte: eine Lebendigkeit, deren Mangel eben die Leere der meisten modernen Kunstschöpfungen bedingt, wenn sie auch einen historischen oder Gallerie-Werth haben; selbst unsere Virtuosität ist eben nur eine vereinzelte, und wie gar oft gesetzlose Meisterschaft ohne innern wahren Gehalt. Das aber ist gerade das Große der Griechen, daß dort die Kunstbildung nicht vereinzelt stand, sondern im Geiste der Nation ihre mächtigen Wurzeln trieb, und so werden wir, selbst nach der Seite des Bösen hin, jene grundsätzliche Schönheit wirksam sehen; denn die Häßlichkeit ist ihnen nur Negation des Schönen, nie maßlose Verunstaltung; ein Zug macht das καλὸν zu einem αἰσχρὸν, und das genügt dem feinsühlenden Sinn; Schwanz und Pferdefuß hatten nie an dem Menschen selbst sondern treten erst aus dem Thiere herzer und machen den Centauren immer noch zu einem Gegenstande künstlerischer Gestalt.

tung, wenn auch die Physiologie gegen den innern Organismus manches einwenden möchte.

An diesem Orte würden wir nun von der hellenischen Vorzeit zu sprechen haben und es bietet sich einem jeden hier ein unendlich weites Feld, nach den zerstreuten Notizen des Herodot, Pausanias, einigen Andeutungen im Homer u. s. w., gar vieles — zu vermuthen über die Pelasger, ihren Sabäismus oder Astraldienst und ihren Sänger Orpheus, den man wohl etymologisirend mit ὄρρη zusammengestellt hat, als den Propbeten dieses heiligen Dunkels, dieser Nacht hellenischer Urzeit. Man redet, um dies zu begründen, von ὄρρος, orbus, und seiner Verwandtschaft mit ὄρεβος, ὄρεμῶς, jedoch wollen Sprachkundige solches Etymologisiren nicht recht anerkennen und meinen, ein Philosph komme auf diesem Wege zu Betrachtungen und Beziehungen, die eine Sprache dem Forscher nie biete, deren Wichtigkeit sich aber eben so wenig darthun ließe: und der Genius, die reiche Phantasie und kühne Ideenverknüpfung der bildenden Künste besonders sind dann vollends geeignet, alle reine Sprachforschung zu verwirren, die nur auf einem comparativen Grunde fest baut und auch ins Detail hinein sicher fortschreitet. Freilich berichtet Pausanias (Lac. XX.): ἄρα δὲ τοῦ Ταυγέτου Ταλετὸν ἐπὶ Βρυσηῶν ἀνέχει. ταύτην ἱεῖον καλοῦσιν ἱερὰν, καὶ ἄλλα τε αὐτῇ ἱλίοφ θύουσι καὶ ἱπποῦς· τὸ δὲ αὐτὸ καὶ Πέρσαις οἶδα θύειν νομίζοντας . . . οὐ πόρρῳ δὲ τῶν ἄκρων τοῦ Ταυγέτου Δήμερος ἐπέκλησιν Ἑλευσινίως εὐτὴν ἱερὸν. ἐπταῖξα Ἡρακλῆα Λακεδαιμόνιοι κρυφθῆναι φασὶν ἐπὶ Ἀσκληπιοῦ τὸ τραῦμα ἰώμενοι, καὶ Ὀρφῶς εὐτὴν ἐν αὐτῷ ἑόρατον, Πελασγῶν, ὧς φασιν, ἔργον. Weiter erzählt er vom Teubareus, daß er vor dem Verlöbniß der Helena ein Pferdeopfer gebracht: ἐξορκιώσας δὲ τὸν ἱππον κατὰρχευσεν ἐπταῖξα, κίονες δὲ ἑπτὰ, οἱ τοῦ μνηστεύματος τοῦτου διέχουσιν οὐ πολὺ, κατὰ τρέπον οἶμαι τὸν ἄρχαῶν, οἷς αὐτέων τῶν πλαστητῶν φασιν ἀγάλματα. Homer

spricht von Phamvis, dem Thraier, und bezeichnet den Ort, wo er mit den (hellenischen) Mufen zusammengetroffen und wie sie ihn gestraft, ihm den götlichen Gesang genommen, und es findet sich wohl sonst noch bei spätern Schriftstellern und den Schollasten manche eingestreute Bemerkung; doch sie erhellen nicht das Pelasgische Dunkel und es ist, um nur bei Orpheus zu verweilen, kaum glaublich, daß er sich selbst, oder daß seine Mitbürger ihn den Dunkeln genannt haben, da er doch wohl der Sänger des Pelasgischen oder Persischen Lichtgottes war und nicht einer der Finsterniß, wie ja noch Pindar sagt (Pyth. IV. 176.):

ἐξ Ἀπόλλωνος δὲ φρονιμίας ἀειδᾶν πατὴρ
ἔμολεν, εὐαίητος Ὀρφεύς.

Außerdem soll er den Sänger mit einem Beinerte, das man wohl sonst dem Apello gibt, *χενυάορα* genannt haben, so daß er hier in der spätern Anschauung, als ἀειδᾶν πατὴρ, völlig als ein hellenischer Sänger auftritt, zum Urwepus geworden ist, und uns nun wie die Nebelgestalten Ossians auf der Höhe seines Berges erscheint; aber seine Zeit sah ihn hell leuchten und nicht als olos ἐν ὄρεσσιν.

Wunderbar sind allerdings die wechselseitigen Beziehungen der Völker und die geringsten Züge ihres ursprünglichen Zusammenhanges verdienen Beachtung; indeß muß man auf so unsicheren Boden Vermuthungen nur als solche geben, und wo wir nur wissen, daß etwas war, aus diesem „daß“ nicht das ganze „Was“ herausconstruiren wollen, noch einzelne Nachrichten zu einem vollständigen Gebäude ausspinnen; wie man etwa aus dem Gefirndienst und den geopfertten Pferden das alte Pelasgerthum herstellen möchte, da ja noch außerdem bemerkt wird, daß es die Perser eben so gehalten. Wer in solchen Fällen nur das Sichere gibt und seine Ohren vor eigenen Zuflüsterungen verschließt, gibt meist mehr als die kühnste Phantasie und tiefe Speculation, da schlagende Einzelheiten hier mehr sagen als eine

ganze lange Geschichte.^{*)} Halten wir uns also für die Personen des Orpheus und Thamyris an die sichere Nachricht bei Plato (Resp. X. p. 620.): „daß die Seele, die einmal des Orpheus gewesen, ein Schwanenleben gewählt, indem sie aus Haß gegen das weibliche Geschlecht, wegen des von ihm erlittenen Todes, nicht habe gewillt vom Weibe geboren werden; und die des Thamyris habe eine Nachtigall gewählt.“ So sind uns wenigstens durch eine schöne Metamorphose die Seelen der alten Sänger gerettet und umgeben uns noch als gegenwärtige, wie zweifelhaft auch ihr irdisches Dasein in Menschengestalt mit seinen näheren Umständen erscheine. Daß aber das Zerreißen des Orpheus auf die Zerissenheit des damaligen Volksbewußtseins und sein Zerreißenwerden durch die neue hellenische Gestaltung desselben zu beziehen sei, wie es uns öfter wiederholt worden ist daß es sich verhielte, lassen wir, an diesem Orte wenigstens, dahingestellt sein, und entnehmen alle dem nur das Eine: der eigentlich hellenische Zustand rubte auf einer für uns dunklen Vergangenheit, deren einzelne Spuren, vorzüglich durch die reichen Sprachbeziehungen nach Asien hinüberführen; erst nach vielfachen innern und äußern Kämpfen arbeitete er sich so hervor, wie wir ihn bei der frühesten historischen Gewißheit finden, und gibt durch sein ganzes

^{*)} Wir führen dafür, auch weil es das neueste sein möchte, nur ein Beispiel aus Bopp's trefflichem Werke: die Verwandtschaft der malanisch-polonesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, an (S. 20.): „Das tabritische pae ist im malanisch-polonesischen Sprachgebiete, so weit wir es kennen, der einzige Überrest der alten Generation, die sonst bei diesem Zahlworte als erloschen angesehen werden mußte. Der neue Ausdruck der Fünfzahl bietet aber die sprachgeschichtliche Merkwürdigkeit dar, daß die Benennung der Hand, die hier zum Symbol der Fünfzahl geworden ist, uns von den Inseln der Südsee zu den britischen hinleitet, wo wir in celtischen Mundarten eine Benennung der Hand finden, die der polonesischen erstaunlich ähnlich sieht. Man vergleiche das irlandisch- und schottisch-gaelische *lamb* mit dem im Hebräischen zugleich Hand und Fünf bedeutenden *lām*. Mit der Bedeutung Fünf greift diese mächtige Hand bis nach Madagascar; die Urbedeutung aber ist in den meisten Dialekten zurückgetreten.“

Wesen das Zeugniß dieses Kampfes in einem gänzlichen Lossagen von dem Alten, dem ἀρχαῖον, und einer eigenthümlich neuen Gestaltung, die sich gegen jenes alterthümlich Dunkle in der That als eine jugendlich helle sogleich ankündigt und die nachher durchaus Eine ist. Denn auch die Sprache des Homer ist nicht so verschieden von der spätern attischen selbst, wie es unsere gothischen und althochdeutschen Denkmäler sind von der jetzigen Sprache, oder wie sich die Entwicklungsstufen des Sanskrit verschieden zeigen, und in eben dem Maasse, wie wir, bejaße man jene nicht, doch auf das gothische als edler in seiner Form und noch wenig zerstört zurückschließen könnten, so ist ein Rückschluß auf die alterthümliche Sprache von Hellas erlaubt, deren einzelne Zeugen sich noch im Dorischen und andern Dialekten finden, während die homerische Form schon alles unhellenische z. B. das A der Verbalendung, welche das Lateinische und das althochdeutsche noch besitzt, abgestreift hat. Orpheus, Ὀρφεύς πατρις, gehört damit einem anderen Zustande an, den wir nicht mehr kennen, welchen wir aber, als hier nicht zum Zwecke führend, bei Seite lassen können, ohne ihn nach seinem bösen Princip zu construiren und an die Örter des Schreckens und der heiligen Scheu zu erinnern, welche sicher aus jener Urzeit ihre grause Bedeutung herschreiben, so daß selbst die neuen Götter sie noch fürchten; Herakles aber, Hellas Befreier, besiegt auch den Hund des Hades und verwundet diesen selber, da er sich widersetzen will, und heißt es (Il. E. 395.):

τλήῃ δ' Ἀΐδης ἐν τοῖσι πελώριοις ὡκὺν οὔστον,
 εὐπεί μιν ὥπτος ἀντήρ, υἱὸς Διὸς αἰγυόχοιο,
 ἐν πύλῃ, ἐν τεύχεσσιν βαλὼν ὀδυνήσιν ἔδωκεν.

Schon die einzige, scheinbar äußerliche, Bemerkung, daß das Augment im Homer ein mehr oder weniger gleichgültiges Element geworden ist, während es im Sanskrit nie fehlt, zeigt, welche Kämpfe die Sprache bis auf Homer bestanden, und wie sie schon bedeutende Zerstörungen in ihrem Bau erfahren hatte; denn hätte

man jenes Zeichen noch für durchaus notwendig gehalten, so hätte es der Sänger selbst, gleich den indischen, nicht vernachlässigen dürfen. Eine solche Voreit hatte Hellas bei seiner Geburt schon überwunden; aber eben deshalb konnte es auch als etwas Neues auftreten mit seinen Dichtern und seiner neugebornen Götterwelt, als deren Begründer uns Homer bezeichnet wird und Hesiodus. *) Genug das Volk der Hellenen erwuchs aus dem alten Stamme der Pelasger, und daß dies die Ansicht der Griechen selbst gewesen, geht aus Stellen hervor, welche die Ausdehnung des pelasgischen Gebietes angeben, wie die bekannte beim Aesch. in den Euklystenden (262 sqq.), wo Pelasgos, der sich den König der Pelasger nennt, zu seiner Herrschaft rechnet:

... πάσαν αἶαν, ἥν δ' Ἄζρος ἔρχεται
 Στυμῶν τε πρὸς δύνουτος ἡλίου . . .
 οὐρανὸν δὲ τήνδε Περσέϊον χθόνα,
 Πόντον τε τᾰπέκλινα, Παιόνων πέλας,
 ὅρη τε Δωδοναῖα· συνετίθει δ' ὄρος
 ὕψος Πυλῶνι· τῶνδε γὰρ τὰδε κρατῶ.

Daß aber die Pelasger nicht in einem Paradiese gelebt haben, zeigt wohl hinlänglich schon die folgende Schilderung von den Ungeheuern, welche damals das Land unwohnlich machten, und erst Ἄπις,

ἱατρομήναις παῖς Ἀπόλλωνος, χθόνα
 τήνδ' ἐκκαθαίρει κνωδάων βροτοφθόρων.

*) Aus vielen nur noch ein naheliegendes Beispiel schon hervorzuheben: der Zerstörung nach Bopp, Vergleichende Gram., 3te Abth. S. 627.: „Während die Endung *mai* noch heute im Neugriechischen Passiv in unge-trübtem Glanze fortbesteht, lag die entsprechende Sanskritform schon in jener Periode in Trümmern, in welcher das älteste Denkmal indischer Literatur, die Veda's, verfaßt worden, deren veraltete Sprache uns so manche anderen Überreste des uranfänglichen Sprach-Topos überliefert hat. Dagegen hat Homer schon in der überwiegenden Mehrheit seiner Präsens- und Futurformen der Endung *mai* entbehren müssen, die ihm sein *mai* erzeugt hat und die im Sanskrit die allein bestehende ist.“

So lange also Geschichte und Geologie einem ursprünglichen Erdparadiese widersprechen, wird man Mühe haben, dasselbe durch bloße Gedankenannahmen oder Hypothesen zu begründen. Und wofür erfolgte in jenen Urzeiten die Vergötterung? für Erliegung jener *καὶ δαλὴ βοοτροφία*. Solche Heiligsprechungen allein zeigen keine sonderliche Höhe des Gottesbewußtseins. Der homerische Zeus ist schon ein bei weitem geistigeres Wesen, und doch konnte ihn Plato nicht für seinen Staat annehmen, wie viel weniger jene bloßen Schlangen- und Drachentödter, welche sich erst später aus Erlösern von den Übeln, dem Weh und Leiden der irdischen Existenz, in geistige Machthaber und Erlöser der Menschheit umwandelten. Weiter indeß als auf den Pelasgos wußten die Griechen ihre Vorzeit nicht hinaufzuführen und nannten deshalb seinen Vater, den erdgeborenen Palästhon, wie Aeschylus in der angeführten Stelle den Pelasgos sagen läßt:

Τοῦ γένετοῦ; γὰρ εἰμι' ἐκὼ Παλαίχθονος;
Ἰτα; Πελαγονοῦ.

Ihren weiteren Zusammenhang mit dem Osten recht aufzuklären blieb der neuern Forschung vorbehalten, welche erst zur Gewißheit geführt, was die Hellenen nur ahnten und in den fremden Colonisationen, des Danes und anderer, angedeutet fanden, daß sie die jüngern Söhne des gedächtnisreichen Orients sind. Welche paradiesischen Urzustände uns dieser hingegen aufzuweisen habe, überlassen wir gern einem jeden in den darüber erhaltenen sicheren Nachrichten selbst zu erkennen.

Was aber die sogenannte Orphische Lehre betrifft, so müssen wir davon alle spätere Mystik der Pythagoreer und anderer Schulen und Secten sondern, welche eigene wilde Phantasie zum Theil an jenen dunklen Namen des Orpheus knüpfen; indeß sind uns doch einige bestimmte Andeutungen geblieben, welche uns auf den Inhalt jener Lehre zurückschließen lassen: nur dürfte sich für das hier behandelte Princip daraus wenig Sicheres ergeben. Wenn

freilich der Satz des Aristoteles (Met. A. 1.) begründet ist: *πάρ-
τος ἀνθρώπου τοῦ εἰδέναι ὁρᾷ· οὐ γὰρ φύσει*, und mit dem Wissen
unmittelbar auch der Widerspruch eintritt, so können wir von den
damals schon zum Bewußtsein erwachten Bewohnern Griechen-
lands voraussetzen, daß ihre Anschauungsweise schon die Elemente
des Gegensatzes herausgebildet hatte. Sollte daher auch Lobed
Recht haben zu sagen, . . . quae sunt Platoniorum commenta
frigidissima, omnia ad triadas suas revocare obstantium,
quarum unaquaque continetur tres monades, *πᾶσις, τοῦς,
δύναμις* (Aylaeoph. p. 483.), so bleibt doch selbst an ursprüngli-
chen Ausdrücken genug übrig, um gerade das Lebende des Wis-
sens, den Gegensatz, schon herauszuerkennen; und dies ist ein be-
deutsamerer Zug, als wenn man jene sieben Säulen auf dem
Targetes, von denen Pausanias berichtet, als Symbole der sieben
Planeten so hoch aufschlägt, indem dies eine bloße *Μήμητις* einer
Himmelszahl ist, Sieben drüben und Sieben hier, welche noch
gar sehr die Kindheit der Gedankenvorstellung oder gar ihrer
künstlerischen Darstellung bekundet.^{*)} Was uns derselbe Schrift-
steller über die Hymnen des Orpheus berichtet ist, daß sie kurz
gewesen seien und den Charakter der Heiligkeit mehr noch als die
homerischen an sich getragen haben (IX, 30.): *ὅστις δὲ περὶ
ποιήσεως ἐπολυπραγμόνησεν, ἔφη τοῦς Ὀρφείω· ἑμνοῦς οἶδεν
ἄντας, ἑλαστόν τε αὐτῶν ἐπὶ βραχέστατον, καὶ τὸ σύμπαρ οὐκ
ἐς ἀρχὴν πολλὴν πεποιημένους . . . κόσμος μὲν δὴ τῶν ἐπῶν
δευτεροῦντα φέροντο ἄν, μετὰ Ὀρίφου γε τοῦς ἑμνοῦς· τιμῆς
δὲ ἐπὶ τοῦ πείου καὶ ἐς πλεον ἐκείνων ἔχοντα.*

Nach dieser Angabe und nach dem ganzen Charakter einer
kindlichen Zeit läßt sich wohl vermuthen, daß von einem System
der Orphischen Lehre in jenen Hymnen nicht die Rede sein konnte
und daß es spätere Ausföhrung ist, wenn Damascius schreibt

^{*)} Als ein Keß der titanischen Naturwelt blieb Hecate stehen, als das
Schicksal von der natürlichen Seite her. E. Müller, Dorer I. p. 311.

(Quaest. p. 380.): ἐν ταῖς φερομέναις ταῖταις ἀμφωδίας Ὀρφικαῖς θεολογία δὴ τίς ἐστιν, ἣν καὶ οἱ φιλόσοφοι διεγμνηρεύουσιν, ἀπὲρ μὲν τῆς μιᾶς τῶν ὅλων ἀρχῆς τὸν χρόνον τεθέντες, ἀπὲρ δὲ τοῦν δυοῖν αἰθέρα καὶ χάος, ἀπὲρ δὲ τοῦ διπλοῦ ἀπλοῦς τὸ ὅν ἐπιλογιζόμενοι καὶ τριάδα ταύτην πρώτων ποιοῦντες. In der dritten Trias erscheint dann die Μῆρις: außerdem gab man Wasser und Erde an als ἀρχαί: τὴν δὲ μίαν πρὸ τῶν δυοῖν ἀρχῶν ἀφίρηι (Ιερώνυμος. l. l. p. 381.). In der dritten Trias jedoch wird hier auch Herakles genannt, σινεῖναι δὲ αὐτῷ τὴν Ἀνάγκην, εἶσιν οἷσαν τὴν αὐτὴν καὶ ἄδραστειαν ἀσώματον διωργανωμένην ἐν κατὰ τῷ κόσμῳ, τῶν περὶ αὐτοῦ ἐφαπτομένην. Diese dritte ἀρχὴ wird als ἀρσενόζηλος angegeben.

Scheiden wir hier die Auslegungen von dem Urtext, so wird sich Kennniß eines Gegenfages nachweisen lassen, zugleich mit dem acht griechischen Streben seiner harmonischen Auflösung; denn auch als Sänger finden wir ja den Orpheus hauptsächlich gerühmt, nicht bloß als Seher; die ganze Natur, die Steine selbst sollten sich nach seinem Gesange gefügt haben, oder nach dem Spiel des Amphion (Paus. IX. 17.): λέγεται καὶ περὶ Ὀρφείως, ὡς κιθαριζοῦντι πεποιῆται αὐτῷ ἀκολουθεῖν τὰ θεῖα. Was weiter von seiner magischen Kunst, von den Opfern, die er eingerichtet und von seinem Ausgange überliefert ist, haben andere in schöner Darstellung zusammengetragen, und es bedarf für unsern Gegenstand nur der Angabe, daß in jenen vorhellenischen Zeiten die Gegenfage schon ins Bewußtsein getreten und ihre Versöhnung gesucht war. Somit übergehen wir die verschiedenen Alter, das goldene, von welchem berichtet wird (Procul. ad Plat. Phileb. p. 270.), Πλάτων δὲ τοὺς ἐπὶ τῆς Κρονίας περιόδου ἀποβάλλειν φησὶ τὸ γῆρας καὶ αἰεὶ γενέσθαι νεωτέροις, so wie das silberne über welches Saturnus geherrscht haben soll oder Κρόνος, da gerade in jenen Zeiten die Macht des Bösen noch

nicht gewirkt haben kann, und wenden uns zu dem Kronossohne Zeus und seiner Herrschaft, mit der schon bestimmtere Überlieferungen über den die alte Einheit spaltenden Gegensatz in Verbindung gesetzt sind. Auch wird schon sicherer von einer göttlichen Vorstufe gesprochen, welche der blinden ἀνάρκη gegenüber ein Freies zu begründen anfing, zunächst unter den Göttern, und die im Fortschritt der Zeiten bis zu der höchsten Spitze der Individualität sich entwickelnd, den Menschen selbst als Maass der Dinge hinstellen liess, so dass die Götter in die alte Nacht zurückfielen, bis der unbekannte Gott konnte verkündet werden. Die Keime jedoch alles hellenischen Lebens sind, wie schon gesagt, durchaus in jenen Urzeiten zu suchen, in denen, wie Lactantius sagt (I, 13, 11.), Orpheus Saturnum in terra et apud homines commemorat,

πρωτότοκος μὲν ἀνθρώπων ἐκχρονίων Κρόνος ἀνδρῶν,
ἐκ δὲ Κρόνου γένετ' ἄστια ἀνάκ' ἡβηάς· εὐφρόνια Ζεύς.

Wenn aber die Urzeiten von Hellas theils wenig bekannt, theils für unser Princip von geringer Bedeutung sind, so deutet das erste Auftreten des hellenischen Stammes sogleich auf die Keime der kräftigsten Entwicklung; denn die Griechen zeigten sich uns schon in den Anfängen als charakteristisch besonderte Elemente desselben Volkes, welches schon in seine Gegensätze auseinander gegangen war, und damit die Möglichkeit künftiger Grösse und freier Organisation in sich trug. Gleichwie wir nämlich das Gute als das Ungetrennte, das Böse als das sich Besondere erkannt haben, und aus dem Durchdringen beider die Versöhnung erwachsen sahen, so finden wir den einen Stamm der Hellenen festhaltend an jener ursprünglichen Einheit des Guten und einer guten Natur, den andern entgegengesetzten sich nach allen Seiten hin besondernd und sich alles mit großer Kunstfertigkeit aneignend was sich irgend ihm als gleichartig anschliessen mochte, bei jenem folglich die grösste Abgeschlossenheit, bei diesem den freisten Verkehr; und in diesem Gegensatze liegt die Entfaltung des hellenischen Gei-

stets, ein Zwiespalt, der indeß die frühere Einheit der gemeinsamen Nationalität stets als versöhnende Vermittelung über sich in allen Zweifelsfällen anerkannte, so lange das Volk nämlich in seiner Kraft beharrte; danach mußten freilich die beiden Helden, Dorus und Ion, sich ermannen einer fremden Herrschaft unterwerfen.

Sehr bestimmt sind die Griechen selbst schon sich dieses Gegensatzes bewußt geworden und ihre erhabensten Geister haben stets entschieden für das eine oder das andere Princip des Hellenenthums Partei ergriffen, preisend oder verdammend, je nachdem der Würfel für sie gefallen war, indem das Gesetz des Solon, es solle jeder sich für eine Sache entscheiden, wohl den Hellenen nicht ein äußerlich gegebenes war, sondern wie alle guten Gesetze, aus ihrer eignen Natur hervorging: sie mußten Partei ergreifen und achteten es durchaus des Mannes würdig, eine bestimmte Richtung und Meinung offen zu vertreten; zweizüngige Naturen entwickelten sich erst mit den Zeiten des Verfalls. Der bekannteste Auspruch darüber ist der des Gesandten der Korinther (bei Thucyd., I. 121.), welchem wir nur eine Stelle, die den Charakter der sich bekämpfenden Stämme zeichnet, entnehmen; es heißt dort: καὶ ὅταν τὴν ἐπιστήμην εἰς τὸ ἕσθον καταστήσωμεν, τῇ γε εὐψυχίᾳ διόπου πεποισόμεθα. ὁ γὰρ ἡμεῖς φέμεν ἔχοντες ἀγροῦδον, ἐκείνους οὐκ ἂν γένοιτο διδάσκειν· ὁ δ' ἐκείνους ἐπιστήμην προύχουσι, καθαιρούμεν ἡμῖν ὅστι μελέτη. Die guten, tüchtigen, einheitlichen Naturen, und die ἐπιστήμη mit allen ihren Folgerungen, bilden also die Elemente dieses Widerspruchs, und es werden demnach auf der einen Seite stehen die Dogmatiker, auf der andern die Sophisten, in so fern man nämlich alles die Einheit zerreißende Erkennen und die ganze Theorie des Werdens dahin rechnen kann, weil dieses ja immer ein sich von sich selbst Scheidendes voraussetzt: die Ausbildung der Wissenschaft, als den Geist der Erfindung, des Zwiespalts und Fortschrittes fordernd, wird aber mehr den Joniern zufallen, indem die ionische Beweglichkeit

allein vermochte, den starren dorischen Dogmatismus in Fluß zu bringen. Das Höchste aber wurde überall von den königlichen Männern erreicht, welche beide Gegensätze in Eins zu fassen die ausgezeichnete Kraft besaßen: an ihrer Spitze steht der göttliche Platon, dessen Dialektik die Versöhnung des griechischen Geistes bildet, und den man in dieser Beziehung wohl dem Herakles vergleichen mag, welcher auch den gefesselten und als Widersacher der Götter gestraften Titanen göttlichen Stammes durch seine Pfeile befreite und vom Felsen löste. Also süßte Plato, indem er des Sokrates erhabenes Werk vollendete, den bis dahin zwiespältigen und gottgeschiedenen Menscheng Geist, indem er die Einigkeit der Gegensätze erkannte und die Vielen als dem Einen nothwendig angehörig aussprach, ohne jedoch, wie man wohl in neuern Zeiten gethan, Gutes und Böses als gleich zu setzen, da eine solche Annahme stets Mangel an richtiger Einsicht verräth, die Griechen aber die Natur der Dinge zu genau erforscht hatten, um in solche Oberflächlichkeit zu verfallen.

Indem wir aber nun ins Einzelne gehen wollen, haben wir für jeden Schriftsteller und für jede Epoche die Spaltung aufzusuchen, in welcher sie befangen sind, die Gegensätze, deren sie Herr zu werden streben; je bedeutender diese sich zeigen, desto reicher wird die zu verfolgende Entwicklung sein, und die Wichtigkeit und Größe eines Autors so wie seiner Zeit wird sich nach der Macht des Zwiespalts beurtheilen lassen, den sie hervortreten lassen, und welcher in den Schriftstellern als dem bevrufenen Organ der Zeiten uns aufbehalten und vor Augen gestellt ist. Wo keine Spaltung, ist kein Leben.

Zweites Kapitel.

Hesiodus.

Den Hesiodus haben wir schon früher als einen mehr philosophischen Dichter erkannt; seine Darstellung ist in vielen Theilen durchaus begrifflich und eben deshalb dem Cultus und dem Volksglauben fern geblieben; jedoch ist der uns überlieferte Text ein so vielfach verschlungener nach Gedanken und Bildern, daß er nicht Einer Zeit angehören kann, noch Einem Verfasser, sondern daß alle Zeiten Griechenlands fast hier ihre mythologischen Anschauungen niedergelegt haben von den ersten Anfängen seines Denkens bis herüber zu den mythologisirenden Philosophen, und es die Aufgabe eines in allen Epochen seiner Litteratur gleich bewanderten Kritikers ist, das also Überarbeitete richtig zu beleuchten, da mit dem Hinauswerfen späterer Zuthaten vielleicht die Fortbildung oder Umgestaltung eines Mythos verloren geht. Vielfach indeß finden sich in diesem Dichter uralte Überlieferungen, und wohl die ältesten der Hellenen, weshalb wir ihn auch glaubten vor Homer betrachten zu müssen, da dieser nur noch die Trümmer kosmogonischer Elemente enthält und über das Werden der Welt, den Eintritt des Gegenfages kein rechtcs Vorurtheil mehr verräth: bei ihm sind die dunkeln Mächte ein Überwundenes und er wandelt deshalb im reinsten Sonnenlicht des hellenischen Tages. Hesiodus aber läßt sich in seinen Ansichten öfter an die Orphische Lehre anknüpfen und bildet so den Übergang zum Griechenthum; er steht auf der Schwelle der alten und neuen Zeit und sein ganzes Werk zeigt die Spuren des Kampfes beider bis zur Begründung einer gesetzmäßig nach dem Willen des Zeus geordneten Herrschaft. Nicht ohne Bedeutung ist es nun, daß sich die Be-

griffsentwicklung des griechischen Volkes schon an die religiösen Vorstellungen anknüpfen läßt und daß die Philosophie selbst in vielen Fällen mythologischer Vorstellungen sich bemächtigern konnte, da dies die Fortbildung Eines und desselben Geistes zeigt, und die wissenschaftliche Verrachtung kein fremdartig mit der Nationalität streitendes Element war, sondern sich nach ihrer ganzen Höhe schon in den Denkmälern der ersten Zeiten ankündigt. Denn mag auch das begriffne Wesen der Gottheit anders erscheinen als das kosmogonisch oder theogonisch angeschaute, und mag man selbst den Sokrates und andere Männer öffentlich angeklagt haben, weil sie neue Götter einführen wollten, so blieb doch das Streben der Griechen immer, die Vielen zu einer Einheit zu führen, wie wir dies, als in dem ältesten Denkmal, im Hesiodus geschildert finden.

Den nächsten Übergang von der orphischen Theogonie zu der des Hesiodus dürfte eine Meinung bilden, welche wir beim Proculus (in Tim. V, 323.) aufbehalten finden: ὁ δημιουργὸς, ὡς ὁ Ὀρφικὸς φησι, τρέφεται μὲν ἐπὶ τῆς Ἀδιαστυίας, ὡς οὐρανὸς δὲ καὶ τῇ Ἀνάγκῃ, γεννᾷ δὲ τὴν Εἰμαρμένην. Erwägen wir dabei, daß Nemesis das All und die Geschicke im Gleichgewichte erhält, daß sie „magna parvis aequare studet,“ und daß auch noch Pindar für einen Helden steht (Ol. VIII, 86.): εὐχομαι ἀμφοὶ καίων μοῖρα Νέμεσιν διχόβολον μὴ δύναι, so besetzen wir in jener orphischen Stelle schon die Elemente der späteren Weltordnung, welche Hesiodus nur in so fern weiter entwickelt, als seine Theogonie den Zeus zum Herrn des All macht, ohne aber die Bedeutung der εἰμαρμένη aufzuheben.

Τὸς γὰρ οἱ ἐφρανατήν. ἵνα μὴ βασιλεῖδα τιμῇ

Ἄλλος ἔχῃ, Διὸς ἀντὶ, θεῶν αἰετιγενέων.

Ἐκ γὰρ τῆς εἰμαρτο περίφρονα τέκνα γενέσθαι. *)

*) Theog. 894 sq. Sollte diese Stelle auch erst später hinzugefügt sein, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie den alten Mythos consequent

Stellt uns indeß die Theogonie den Zeus als einen Werden-
den dar, so finden wir in den *Ἔργα* ihn im Besitz der vollen
Herrschaft, und von ihm ist alles ausgegangen:

Δεῦτε δὴ, ἐννέετε, σφέτερον πατέρ' ὑμνέουσιν,

Ὅν τε διὰ προτοὶ ἄνδρες ὁμῶς ἄφατοί τε πατοί τε,

Ῥήτοί τ' ἄρρητοί τε, Διὸς μεγάλῳ ἔκπτι. (Vers 2 — 5.)

Doch auch dieses Gedicht zeigt ihn noch keinesweges als einen
liebenden Vater, sondern er ist der Gott des Zorns, der eifersüch-
tig auf seine Ehren den Menschen die Gaben der Künste und der
Erkenntniß, mit einem Worte den Himmelsfunken des Prometheus,
beneidet, und sie dafür mit harten Plagen straft, so daß er es ist,
welcher ihnen Elend bereitet (s. 46 sqq.):

Ἄλλ' αὖ Ζεὺς ἔκρυψε χολωσάμενος φρεσὶν ἦσαν,

Ὅττι μιν ἐξαπάτησε Προμηθεὺς ἀγκυλομήτης.

Τοῦνεκ' αἶψ' ἀνθρώποισιν ἐμήσατο κίδεα λυγρὰ.

Allerdings kann es widersprechend scheinen, wenn kurz zuvor von
den *Ἰσείησι δίκαις*, *αἷ' ἐκ Διὸς εἰσιν ἄρισται*,
gesprochen wird, und es dennoch heißt:

Κρύψαντες γὰρ ἔχουσι θεοὶ βίον ἀνθρώποισι,

indeß sind dies keine härteren Gegensätze als wir sie noch heut
zu Tage nach vielen Religionsansichten und im Staatsleben, bei
einer mangelhaften Erkenntniß des Begriffs der Gerechtigkeit, an-
treffen: es ist in jenen Versen das Leben nach der einfachsten
Ansicht gezeichnet, und der Neid der Großen wird mit ihrem
Gerechtigkeitsgefühl durchaus nicht widersprechend gefunden; neid-
los ist nur die höchste Weisheit. Auf der andern Seite lesen
wir eben so, daß die Schuld der Menschen das harte Leben und
die Leiden des eisernen Zeitalters heraufübte, daß Lust und Über-
muth ihnen das Verderben und den Tod bereitet, und daß ein
späterer

fortgebildet hat, weshalb sie für den Zusammenhang des Ganzen immer bei-
gehalten werden muß. S. jedoch Gruppe a. a. O. p. 86 ff.

späterer Richterspruch sie dafür strafen werde: genug es sind alle die verschiedenartigen Motive vorhanden, welche man eben nach erster Anschauung dem Bösen unterschiebt, nur kein absolut böses Wesen welches die Menschen verlockt hätte; ist eine Verführung und eine Schuld anzuerkennen, so liegt sie, nach griechischer Ansicht, schon in dem Menschen selbst, über dessen Ungerechtigkeit erzürnt, nach der schönen Dichtung, auch Nemesis die Erde verließ. Man lese des Hesiodus treffliche Schilderung von den *πέμπτοιαι ἀνθρώποι* (s. 172.), in welcher er Eigensucht als den Hauptgrund des Verderbens angibt; *σχέτλιοι*, ruft er über sie aus, οὐδὲ θεῶν ὄπιν εἰδότες, nicht Gerechtigkeit, nicht Schaam, nicht den Eid, noch das Gute ehren sie,

. . . μᾶλλον δὲ κακῶν φεκτήρα καὶ ὕβριν

Ἄνερα τιμήσουσι.

Die Μῦθοι σκολιοὶ und der Ζῆλος werden walten; dann aber entfliehen zu den Himmelschen Αἰδώς καὶ Νέμεσις, den Menschen nur ἄλγεια λυγρὰ zurücklassend; und, fügt er bedeutsam hinzu: κακοῦ δ' οὐκ ἔσεται ἀλή. Im Menschengeist liege das Übel, er ist der Quell des Bösen; woher aber kommt Errettung? Sie liegt in der Gerechtigkeit:

Ἴσ Πέρση· σὺ δ' ἀκούε δίκης μηδ' ὕβριν ὀφελ्लε

denn durch die Hybris wird die Ἄτη erweckt, Δίκη δ' ἐπὶ ὕβριος ἔσχει, ἐς τέλος ἐξελεῖσθαι: wer aber die Gerechtigkeit mißachtet, dem ist τὸ κακὸν bereitet mit allen den dort beschriebenen Folgen.

Hesiodus macht also nicht einen Gott zum Urheber des menschlichen Frevels; er ehrt den Menschen so weit, daß er ihn als Thäter seiner Thaten betrachtet und den Sturz der Dike, die Flucht der Nemesis als den wahren Abfall des Sterblichen von der Gottheit angibt. Freilich ist die Büchse der Pandora als ein Geschenk Jupiters geschildert, der zürnend sich rächen wollte an den abtrünnigen frevelnden Menschen; aber darin haben wir nur einen Überrest alter titanischer Weltanschauung zu erblicken, welche

bald durch den Begriff der Δίκη sollte überwunden werden: auch sagt Hesiodus (s. 177.):

Ἄλλ' ἔμπης καὶ τοῦτ' ἐμεύεται ἐσθλὰ κακοῦσιν.

So war durch die List des Prometheus der wichtigste und der erste Schritt zur Befreiung der Menschheit aus den Fanden elender Blindheit geschehen, und sicher mag man nicht irren wenn man ein solches Losreißen als einen Titanenkampf darstellt, der Himmel und Erde erschüttert hat, bis die Versöhnung herbeigeführt wurde. Das Bild dieser Spaltung gibt uns in epischer Weise Hesiodus, welcher zugleich, wie gesagt, den Grundstein hellemischer Weltansicht legt in dem Begriffe der Gerechtigkeit, und schon die Versöhnung kennt und den Erretter Griechenlands und des Prometheus, den Herakles, den Schlangen- und Dracheneder, der auch das schwere Leid des Iapetioniden endete, und als der Befreier mit Recht gepriesen wird.

Beachtenswert ist noch die feine griechische Ansicht von der Strafe, die wir bei diesem Dichter finden, wenn wir nämlich den süßeln Ruf, den er auch als eine Gerechtigkeit schildert, also ansehen wollen:

. . . θεῶν δὲ ποτὶν ἐταδεῖο φήμην (s. 758.);

indefi kennt er freilich auch die Erismen als Rächer des Eides und jeder Übertretung. *)

*) Die Ansicht Creuzers, Symbolik I. p. 69: „Was man, meines Erachtens, mit Grund sagen kann, ist daß in der heidnischen Theologie schon ein bestimmteres Hervortreten von göttlichen Persönlichkeiten bemerkbar ist. Götter, als mit Verstand, Leidenschaft und Willen begabte Wesen und die ihres Gleichen zeugen, also Göttergeschlechter, bilden den Hauptinhalt seines theologischen Gedankens, der eben deswegen Theogenie ist und heißt,“ möchte schon durch Hegels Wort beseitigt werden können (Phil. d. Rel. II. p. 162 der 2. Ausg.), daß in dem Götterkriege „die geschichtliche Entwicklung der Natur der griechischen Götter ausgedrückt sei.“ „Das aber, — fährt Hegel fort — daß sie als das geistige Princip sich zur Herrschaft erhoben und das Natürliche besiegt haben, das ist ihre wesentliche That und das wesentliche Bewußtsein der Griechen von ihnen.“ Göttergeschlech-

Drittes Kapitel.

Homer.

Sollen wir für wahr halten, was Sokrates bei Platon von den Dichtern sagt, dem $\alpha\omicron\lambda\lambda\omicron\gamma\alpha\iota\ \gamma\epsilon\lambda\omicron\varsigma$, daß sie nur nachzuahmen verständen, und daß ihre Kunst nur hervorzubringen vermöchte, was sie erlebt haben, daß sie aber die Dinge selbst nicht schauten, noch ihr Wesen darstellten und daß sie ein Verderb seien für die Seelen der Zuhörer, so viele ihrer nicht das Heilmittel besäßen, daß sie wissen, wie sich die Dinge in der Wirklichkeit verhalten. Und fährt er fort (Resp. X.), ich muß mich wohl erklären, wiewohl eine Liebe und Ehen, die ich von Kindheit an für den Homeros hege, mich hindern will zu reden. Denn er mag doch wol aller dieser trefflichen Tragiker erster Lehrer und Anführer gewesen sein. Aber kein Mann soll uns doch über die Wahrheit gehen; also muß ich wol sagen was ich denke.

Werden wir danach hoffen dürfen von dem Dichter richtige Bestimmungen über das Böse an sich zu erhalten, oder werden wir uns müssen mit Vorstellungen genügen lassen, welche die Natur der Dinge selbst in nichts berühren? Auf jeden Fall indeß gewinnen wir die Ansicht der homerischen Zeit, und es zeigt sich vielleicht schon manches wichtige Moment, das später fruchtbar und der Sache entsprechend ausgebildet wurde, da wir mit Homer

ter bilden eben so wenig den Hauptinhalt der Mythologie wie Künftensgeschichte der der Geschichte; in beiden handelt es sich um ein Princip. Man vergleiche damit, was Ernzler S. 70—71. über den Hesiodus hinwüßt, besonders die Stelle: „Mit Einem Worte, Hesiodus ist einem Künstler zu vergleichen, der nach einer in seinem eigenen Geist entworfenen Zeichnung aus verschiedenen Steinarten und Glasflüssen ein künstliches Modell zusammenfügt, ohne zu wissen x.“

gewiß erwarten können etwas rein Hellenisches zu finden. Aus seinen Bildern, seinen *μιμήσεις*, erhob man sich ja zur Anschauung und wahrhaften Darstellung der Urbilder; und auch er wird uns die Welt des Bösen als eine Zerrissenheit, als in der *διαίρεσις* begriffen schildern. Damit hätten wir denn wenigstens das Princip gesichert und in den Anfang des Bewußtseins der Griechen darüber gestellt.

Wenn nun dem Tieserdenkenden der dorische Charakter der Gesänge des Hesiodus, auch in der Form, wie man sie neuerlich herzustellen versucht hat, nicht entgegen kam, so wird uns Homer als der ionische Dichter von den Griechen selbst genannt: *) auch Plato sagt, er schildere ionisches Leben, οὐ μέντοι Λακωνικὸν γε ἀλλὰ τινα μᾶλλον Ἴωνικὸν βίον διεξέρχεται ἐκάστοτε (Legg. III. 680.); den Klinias aber läßt er daselbst die Bemerkung machen, εἰσὶ γὰρ οἱ ποιηταὶ ἑμὴν οὗτος γεγονέναι χαρίεις. καὶ γὰρ δὲ καὶ ἄλλα αὐτοῦ διελήξαμεν μὲν ὥστεῖα, οὐ μὴν πολλὰ γάρ οὐ γὰρ σφόδρα χρώμεθα οἱ Κρήτες τοῖς ξενικοῖς ποιήμασιν. So sehr waren die Ansichten und Bestrebungen der verschiedenen griechischen Stämme in sich fest gegründet, und in solchem Maasse trägt selbst der Dichter den Charakter nicht allein der Nation sondern seines Staats; einzig dadurch wurde die nie wieder gesehene Charakteristik der Kunstwerke bis ins unscheinbarste Detail hinein möglich, welche allein vollendete Schöpfungen hervorgerufen im Stande ist. **)

Im Gegensatz der dorischen starren Einheit, welche alle Be-

*) Tim. Loc. de a. m. (p. 104. Bekker): εἰ δὲ καὶ τὰς σὺλαρὰς καὶ ἀπειρὰς, τῶ δ' ἐκείνων πόλεις αἶψ' ἐκ τῶν νόμων καὶ ἅ ἐκ τῶν λόγων, σύντονα ἐπάγοισα διηγάται ἐκ τοῦ νόμου καὶ τὰ κατ' Ἀδίων οἱ κοινὰς ἀκαταίτητοι ἀπόκεινται δυσβαίμοσι νεότητος, καὶ τὰλλα ὅσα ἐκείνῳ τὸν Ἴωνικὸν ποιητὴν ἐκ παλαιὰς ποιῦντα τὴν ἑταίριαν.

**) S. darüber auch K. O. Müller, Gesch. der griech. Litt. I. p. 76 ff. — Metrodorus indes, bei Plutarch (Quaest. Symp. VI. 8, 1.), schreibt den Cultus der Βούρβορας (Pl. a. 532.) den Aeolern zu; Aristarch erkennt den Pulschlag eines ionischen Herzens in der Brust Homers.

wegung von sich abhielt als dem Göttlichen widersprechend, und welche sich endlich in den Satz zusammenfaßte: nur das Sein ist, entwickelte sich das ionische Leben in freiester Mannigfaltigkeit der werdenden Form. Es kann deshalb niemand Wunder nehmen, daß jeder Stamm das Fremdartige, Widersprechende auch als Fremdes betrachtete, daß die beiden Elemente sich gegenseitig ausschloffen und daß die Dorier ihre ungetrübte, in ewiger Ruhe verharrende Einheit als das Gute, so wie ihren Gegensatz, das unsäts unzuverlässige ionisch demokratische Leben als das Böse bezeichnen: alle ernst, dem wilden Treiben der Volksmassen abholden Geister neigten daher auch, mit vorwiegend aristokratischem Sinn, zum Dorismus. Der dichterische Repräsentant der Bewegung ist nun Homer, und ihn schloß Plato ganz consequent von seinem Staate aus, als lehre er Unwürdiges über die Götter; jedoch stand Plato, wie gesagt, auf der Höhe, daß er auch den Widerspruch als notwendig anerkannte und dem Werden sein volles Recht angedeihen ließ; niemand möge in ihm einen starren Dogmatiker vermuthen, der wahrheitsfeind, die Entfaltung der Momente des Geistes, oder freie wissenschaftliche Bewegung fürchtend, sich in todte Lehrformen geflüchtet; dazu war er zu tiefen Geistes: hemmt er, so fordert er nur die dem Fortschritte nöthige Ruhe, und gestattet selbst einen Streit über die Principien, die ἀρχαί, um ihre wahrhaftige Begründung nicht bloß vom Buchstaben zu erfahren. Nach dieser Richtung hin haben wir seine Polemik gegen den Homer aufzufassen, über die er sich selbst entschuldigt, προκεῖσθαι δὲ αὐτῷ (τῇ ποιήσει) μὴ καὶ τινα σκληρότητα ἡμῶν καὶ ἀρχαίων κατακτῶ, ὅτι παλαιὰ μὲν τις διαφορὰ φιλοσοφία τε καὶ ποιητικῇ: denn sagt er, ὁ λόγος ἡμῶν ἥρσι. Gegen die Vertheidiger des Dichters, welche behaupten, er habe Hellas erzeugt, gebildet, wehrt er nur ab, daß er die ἰδομένη μοῦσα in seinem Staate nicht aufnehmen könne; denn sobald dies geschehe, ἡδονή σοι καὶ λύπη ἐν τῇ πόλει βασι-

λέλειπον ἀπὲρ νόμου τε καὶ τοῦ κοινῇ ἀπὲρ δόξαντος βελτίοντος λόγου.“*)

Die Grundlage des ionischen Lebens bildet, wie wir dies nach jenem Zwiespalt schon vermuthen durften, die möglichste Selbstständigkeit der Einzelheit, des Individuums, eine Ansicht, welche später zur Atomistik führen und statt der obersten Leitung, der göttlichen Weisheit die Erde als Lenkerin der Welt anerkennen sollte. Den vollkommenen Abdruck eines solchen individuell selbständigen Lebens finden wir im Homer, dessen Ansicht sich sogar zu solcher Freiheit entwickelte, daß er, ganz im Sinne des Ionismus, dem Einzelnen zugesieht, ἐπὶ αἰσῶν handeln zu können, womit zuerst das Moment des freien Willens in sein Recht eintrat und die Würde des Menschen vollständig begründet wurde, während der Dorismus nur die Strenge des unwandelbaren Gesetzes kennt.“**) Wenn man daher versucht hat, im Homer eine Einheit und vollkommene Übereinstimmung der Theile, d. h. ohne Widerspruch, herzustellen, so möchte solche Bemühung an dem Grundcharakter ionisch individueller Zeichnung scheitern, welche gerade die freie Haltung aller Besonderheiten verlangt und also

*) „Wirst du aber die süßliche Muse aufnehmen, dichte sie nun Gesänge oder gebrochene Verse (ἐν μέλισσιν ἢ ἑταίρις): so werden die Lust und Anlust im Staate das Regiment führen, statt des Gesetzes und der jedesmal in der Gemeinde für das Beste gehaltenen erwünschten Gedanken.“ Schlegelmacher, nach Plato, Rep. X. 607.

**) Welchen Mangel an Einsicht in alles, was Wissenschaft heißt, es verräthe, wenn man solchen Standpuncten durch Censur oder Polizeigewalt in den Weg treten zu müssen meint, da sie ein so wesentliches Moment für die Entwicklung des freien Geistes in sich tragen, erhellt wohl genügend aus diesem Einen Beispiel; die Wissenschaft sucht in ihrem eigenen Fortgange das Heilmittel gegen diese höchste Epire des Subjectivismus, findet diesen aber in allen bedeutenden Epochen als nothwendige Stufe vor und als von den Zeiten selbst in dem Maße erfordert, um die Erstockung und das Erkennen des Dogmatismus zu hemmen, daß wir selbst das Wunderbare sehen: Männer von conservativen Ansichten auf irgend einem Gebiete, fast gegen ihr Wissen und gewiß gegen ihren Willen als Vertreter subjectivster Meinungen der Besonderung anzureisen. Es will es das Schicksal.

scheinbar in stetem Widerspruche mit sich selbst befangen ist, das-
selbe Subject bald gut bald böse benimmt, und die Spitze der
Willkür, wo sie Verbrechen wird, noch dem Einfluß oder der Ein-
gebung eines Gottes zuschreibt. Dem nicht anders ist es zu ver-
stehen, wenn Autolykos, κλεπίστας, zu einem Sohne des Mer-
cur gemacht wird, der den Beinamen δόλος führt; von dem Sohne
sagt die Odyssee (T. 395.):

. . . . ὃς ἀνθρώπους ἐκλεαστο
κλεποσύνην δ' ὄρχηται· περὶ δέ οἱ αὐτὸς ἔδωκεν,
'Εκείλας·

während wir früher den Ausspruch des Plato gelesen haben, daß
niemand wagen dürfe, die Götter irgendwie zu Urhebern des Bö-
sen zu machen. Der ionische Dichter aber legt dieselbe Zweideu-
tigkeit des Geistes, dieselbe Doppelkraft, welche er dem Stabe des
Gottes zuschreibt (Il. II. 343.):

. . . ῥάϊδον, τῇ δ' ἀνδρῶν ὄμματι δάλχει,
ὣν ἐπείλει, τοὺς δ' αἴτι καὶ ὑπνώστας ἐνείκει·

auch dem Gott bei, da ihm das ewig Wechselnde das Göttliche ist. *)

Der Mensch kann ἐπὶ αὐτὰν fehlen, an der Freiheit seines
Geistes bricht sich des Schicksals blinde Gewalt: dieser Satz er-
schien uns als der notwendige Fortgang des griechischen Geistes
in seiner Lösung vom Determinismus, welche der ionische Stamm voll-
brachte und der Geist der Pallas beherrschten Stadt in seinen
ausgezeichnetsten Männern vermittelte, die der Geseßlichkeit wie der
Freiheit in gleichem Maaße hold — und dies möchte der Grund-
zug attischen Wesens sein — mit Solon von sich rühmen konnten:

*) Der Verfasser der Schrift über die menschliche Freiheit sagt über
die homerische Götterlehre: „In der griechischen Fabel, jener Göttergeschichte,
wie sie vorzüglich Homer den Griechen gedichtet, ist es eine unschuldige, fast
kindische Phantasie, die, nur gleichsam versuchsweise, spielend und mit
dem Vorbehalt es wieder herzustellen, das Band auflöst, wodurch die vielen
Götter Ein Gott sind.“ Schelling, über die Gottheiten von Sama-
thrace, S. 31.

Δίμω μὲν γὰρ ἔδωκα τόσον κρατος, ὅσον ἱκαναί,
τιμῆς οὐτ' ἀφελών, οὐτ' ἐπορεζόμενος·

ἔστην δ' ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέρωσι,
νικῶν δ' οὐκ εἴω' οὐδενίφρου; ἀδίκως.

Müssen wir jedoch dem ionischen Leben eine fortwährende Neigung zur *διαίρεσις* zuerkennen, welche endlich in den Atomikern ihr Ziel fand, so sehen wir die homerischen Zeiten noch in den ersten Kämpfen der Trennung begriffen, so daß göttlicher Einfluß auf menschliche That bald anerkannt, bald diese selbständig aufgefaßt wird; denn der Mensch kann sich ungehorsam gegen göttlichen Befehl zeigen und bekundet dadurch zuerst seine Freiheit, so daß es nun anderer Mittel bedarf um ihn in der Einheit mit dem Schöpfer festzuhalten, oder ihn dazu zurückzuführen.

In demselben Widerspruch der gegensätzlichen Trennung oder der Einheit ist auch das göttliche Wesen bei Homer begriffen, so daß es selbst scheinen könnte, als sei die *Μοῖρα* stets *Διός*, dann aber sieht sie wieder von ihm unterschieden, selbst ihm gebietend da, und der Wille des Zeus hat durchaus keine willkürliche Allgewalt. Man erkennt leicht, wie eine Reihe von unvereinbaren Elementen sich aus diesen wenigen Sätzen ergebe, und wie der unbefangene Sinn, der nach dem Einen Ausgangspunkte forscht, aus dem Alles hervorgeht, unbefriedigt von der Homerischen Götter- und Heldenwelt sich abwendet; aber es ist dies der Weltkampf der nach ihrem Rechte ringenden Persönlichkeit, welche als freie in sich abgeschlossen oder absolut sich setzen will, und wir haben deshalb im Homer einen unendlichen Fortschritt gegen den Hesiodus anzuerkennen, welcher nur eben die Theogonie erzählt nach der Nothwendigkeit einer Generation von deren Anfang er auch nur sagen konnte: er wurde. Wenn dies noch als ein blindes Princip erscheinen muß, welches nach dem Orient hinüberreicht, so haben wir eigentlich erst im Homer die volle Anschauung des er-

wachten hellenischen Bewußtseins im stärksten Gegensatz gegen den keine Subjectivität schaffenden Orient, der das All, auf der höchsten Stufe seiner Erkenntniß, nur zwischen zwei feindliche, sich von Anbeginn bekämpfende Principien theilen konnte. Das frei und kühn im Bewußtsein seiner Männlichkeit aufstrebende Griechenland dagegen errang der freien Persönlichkeit zuerst ihr göttliches Recht und legte so den unerschütterlichen Grundstein occidentalischer Freiheit, welche mit dem Sturz der hellenischen Welt nicht wieder verschwinden, sondern nach Jahrhunderten der Verdunkelung sich wiederum in ihrer vollen göttlichen Macht bethätigen sollte, um das zu erzeugen, was der Gottheit allein wohlgefällig sein kann, einen freien Menschen; das Epos des Mäoniden aber ist gleichsam der erste Heldengesang des goldenen Alters dieser zum erstenmal ins Bewußtsein der Völker eintretenden Freiheit, daher ihm vor allen und keinem wie ihm der unsterbliche Ruhm bleiben sollte, der Dichter zu heißen.“)

Fest steht somit der Grundsatz der Freiheit des Menschen; er kann *ἀνέγκλον* handeln, er kann böse sein nach eigener Eingebung: auf diesen Zwiespalt ist die griechische Welt gebaut und

*) Nägelsbach, Die homerische Theologie in ihrem Zusammenhange dargestellt, unterscheidet nicht die objective Bestimmtheit der *Μοῖρα* im Gegensatz der sich herausbildenden Subjectivität und Persönlichkeit des Zeus und seines die *Ἀνάγκη* endlich ganz in sich aufnehmenden Willens, und gibt daher keine recht treffende Darstellung dieses Verhältnisses, indem er die beiden Gegensätze identificirt; er sagt nämlich (S. 127.): „Wir fanden im vorigen Abschnitt einen mannichfaltig gegliederten Götterhaat und in demselben allerdings eine höchste monarchische Gewalt, der es aber nicht immer gelingt, die neben ihr und durch ihren Bezug auf sie mächtigen Potenzen in den notwendigen Schranken zu halten. . . . Nun wohnt aber dem Menschengesichte ein unabwendliches Verlangen ein, der Vielheit ein Haupt, dem gegliederten Organismus des Götterhimmels seinen Halt in einer allen Widerstand ausschließenden Einheit zu geben, und das Ergebnis dieses Verlangens ist der *Μοῖρα* Ueberordnung über die Götterwelt, ein weiterer Versuch, das Bedürfnis des Menschengesichtes nach monarchischer Weltanschauung zu befriedigen.“

Homert ist ihre Bibel. *) Wir haben schon oben (S. 50—51.) eine Handlung des Agamemnon betrachtet, welche der Dichter als ein *ἑπὶ νόμον* ansieht, und heben hier nur noch als allgemeine Bestimmung hervor, daß es nur dem Menschen zugeschrieben wird, gegen das Schicksal handeln zu können, wie Il. B. 155:

ἔνθα κεν Ἀργείοισιν ἑπὶ νόμον ἰτύχηται,
 αἰ μὴ Ἀθηναίων Ἥρη πρὸς μῦθον εἴπεν·

so wie T. 30:

δεῖδω, μὴ καὶ τεῖχος ἑπὶ νόμον ἐξαλαπάξῃ,

und daß dies auch einzig und allein einem Geiste zukommen kann, der nicht Gott ist, und der Gottheit widerspricht, um sich zunächst als selbstständig zu wissen. Das Gefühl schauernder Bewunderung ist es, welches noch jetzt einen jeden ergreift, wenn wir die Werke eines sich gänzlich von der Gottheit lösenden, ihr nach eigener Kraft entgegenkämpfenden Riesengeistes sehen, von dem man sagen darf, was Homer von den Danaern sagt (Il. P. 321.):

Ἀργεῖοι δὲ κε κῆδος ἴδον, καὶ ὑπὲρ Διὸς αἴσαν,
 κάρτεϊ καὶ σθένει σφετέρῳ.

Jenes Gefühl der Demüthigung, daß der betruene Geist nur dem ewig vorgezeichneten Gesetz sich hingebend selbst nicht sündigen könne, erzeugt die titanischen Gestalten eines Prometheus, oder, in der christlichen Welt, eines Faust; die Gottheit kann sie nicht vernichten, sondern nur versöhnen, indem sie dem Menschen die Freiheit gab, nach eigener Wahl sich zum Guten zu bestimmen. Das unsterbliche Gemälde des Kampfes und der lebendigsten Bewegung aller dieser Elemente lieferte uns aber der göttliche Homeros; das Paradies, oder das goldene Alter unbewusster Schuldlosigkeit, liegt schon fern hinter ihm und er hat es erkannt, daß der Mensch selbst böse sein könne, daß er allen Leiden der

*) Hegel sprach einmal aus, daß, wäre er Mitglied einer Akademie, er als Gesamtunternehmer derselben bestritten würde, die Sibyllen der Welt herauszugeben.

Endlichkeit erliege, und daß er deshalb das beklagenswertheste Werk der Schöpfung sei; die Götter aber wandeln ihm dahin in ewiger Reinheit und unsterblicher Jugend. Damit war der Widerspruch gesetzt, dessen Lösung fernerhin Griechenland zu finden versuchen sollte, ein Räthsel tiefer fast als das der iberischen Sphing; doch auch dieses fand seinen Oedipus. *)

Nach der mehr sinnlichen Anschauungsweise des homerischen Standpunctes läßt sich freilich nicht voraussetzen, daß er das Böse als eine Gangeschiedenheit der Seele aufgefaßt habe, wie etwa Plato, wenn er den Homer citirt (Legg. X. 904.):

αὐτῇ τοι δίκη ἐστὶ περὶ οἷον ὅλα μιν ἔχουσιν,

als welches Recht der Götter er ausspricht, daß die Seelen der Guten einem andern Aufenthaltsort haben werden als die der Bösen: μείζω δὲ δὴ ψυχὴ κακίης ἢ ἀρετῆς ὁπόταν μεταλάβῃ διὰ τῆς αὐτῆς βούλησιν τε καὶ ὁμιλίαν χειρομένην ἰσχυράν, ὁπόταν μὲν ἀρετῇ βίῃς προμήδεα γίγνηται διαφερόντως τοιαύτης, διαφέροντα καὶ μετέβαλε τόπον ἄγιον ὄλον, μετακομισθεῖσα εἰς ἀμείνω τὰν τόπον ἕτερον· ὅταν δὲ τάναντία, ἐπὶ τάναντία μεριδύσασα τὸν αὐτῆς βίον. Das Κακὸν wird nach der Ansicht der Zeit vor allem die leibliche Schädigung begreifen, wie Il. II. 783:

Πάρος ἄλλος δὲ Τρῳαὶ κακὰ φρονέων ἐνόηουσιν,

besonders aber die μοῖρα ὁλοῇ πανάτοιο (Od. β. 100.) in dem Lichte eines Übels erscheinen; als That indeß ist das κακὸν ein gegen die göttliche Ordnung und Gerechtigkeit frevelnder Übermuth,

*) Nägelsbach (a. a. O.) fährt fort: „Aber diesem in der μοῖρα von ihm geschaffenen Haupte der Götter- und Menschenwelt kann die Vorstellung des Dichters, als ob sie den Begriff persönlicher Gottheit schon in der Erzeugung der Olympier verbraucht hätte, kein Leben, keine Verantwortlichkeit, keine Punctualität des selbstbewußten Willens, somit keine Fähigkeit geben, diesen Willen in der Energie des Niederkampfes rebellischer Bestrebungen zu behaupten. Daher, wie wir sahen, das ἐαίματος.“

welcher dann auch die härteste Strafe findet. *) Wer sich also vergehen kann, wird als ein Verführer dargestellt, dem die Art die richtige Überlegung geraubt, der sich durch die Leidenschaft oder seinen Zorn verblenden läßt: genug es stellt sich der Mensch als ein von der übrigen Schöpfung Unterschiedenes hin, dem selbständige Regungen und Entschlüsse beigelegt werden, die aber nur im Heros rein göttlich sind, indem er auf die göttliche Stimme hört und sich selbst überwindet. Zu diesem Unterschiede ist die homerische Ansicht fortgegangen und machte dadurch wahre Erkenntniß möglich, weil sie den Grund legte zur Ausbildung der griechischen Philosophie. **)

Viertes Kapitel.

Die Lyriker. — Pindar.

Von den Lyrikern können wir schon ihrem ganzen Charakter und Zweck nach, weder eine epische Theogenie noch eine tragische Personification streitender Principien oder Urmächte erwarten; ihr

*) Nicht wie Nägelsbach (a. a. O. p. 116.) sagt: „Als Bezeichnung dessen, was dem Leben beschieden ist, hat $\mu\omicron\tau\pi\alpha$ zwei Bedeutungen $\kappa\alpha\tau'$ $\delta\iota\sigma\chi\eta\sigma\iota\varsigma$ bekommen, erstlich die des dem Leben beschiedenen Guten, des Glücks; zweitens die des jedem Leben ebenmäßig beschiedenen unausbleiblichen Bösen, des Todes.“ Wir brauchen wohl nicht weiter hinzuzufügen, wie unstatthaft solche Unterscheidung nach dem Begriff des Schicksals sei.

**) Man vergleiche über alle hieher gehörigen Punkte den sehr fleißig ausgeführten sechsten Abschnitt von Nägelsbachs angeführter Schrift, „die Eünbe und die Sühnung,“ besonders die dort beigebrachten Stellen über die $\beta\acute{o\eta\varsigma$ und das Selbstgefühl, das sich vereinzelt Ephen, die $\mu\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\sigma\iota\varsigma$, deren Princip Plato (Tim. 46.) angibt, indem er von den $\alpha\iota\tau\acute{\iota}\alpha\iota$ spricht, $\delta\sigma\alpha\iota$ $\mu\iota\tau\alpha$ $\nu\omicron\upsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\omega\upsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\alpha\gamma\alpha\theta\acute{\omega}\nu$ $\delta\eta\mu\omicron\upsilon\pi\gamma\gamma\omicron\iota$ $\kappa\alpha\iota$ $\delta\sigma\alpha\iota$ $\mu\omicron\upsilon\kappa\epsilon\tau\acute{\iota}\sigma\tau\alpha\iota$ $\psi\phi\omicron\upsilon\sigma\iota\omega\varsigma$ $\tau\acute{o}$ $\tau\upsilon\chi\acute{\omega}\nu$ $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\omicron\upsilon$ $\epsilon\kappa\lambda\acute{\alpha}\sigma\tau\omicron\tau\epsilon$ $\epsilon\lambda\epsilon\gamma\chi\acute{\iota}\sigma\tau\alpha\iota$. — Über die Bedeutung des Unterschiedes sehe man Hegel, *Eucro.* § 115; da selbst sagt er: „Dies ist der Punct, wodurch sich alle schlechte Philosophie von dem unterscheidet, was allein den Namen der Philosophie verdient.“

Kreis ist der des sicheren, des gestalteten Lebens; sie nehmen es auf, wie es da ist, und wenn sie auch manchen Nothos umbilden möchten, zum Lobe eines Helden, oder wie Pindar sagt:

ἔστι δ' ἀνδρὶ φέμεν ἰοικὸς ἀμφὶ δαυμόνων καλὰ
μείων γὰρ αἰτία,

so sind sie doch eben weniger principiell oder uranfänglich, und wir dürfen nur hoffen gelegentliche Äußerungen und Betrachtungen über das herrliche Loos der Seligen zu hören, oder über das schlechte Schicksal der Bösen, die durchaus als Existenzen in sich abgeschlossen aufgenommen werden. Alles ist so schon bestimmt, jeder Gott, jeder Gutes oder Böses sinnende Geist kennt seine Attribute, und wenn von den Parzen die Rede ist, treten sie eben in ihrem bestimmten Kreise auf, wie es bei Pindar heißt:

ἐπεὶ νῦν καθ'αγοῦ λέξῃας ἔξελε Κλωθώ,

Wir werden uns deshalb als an den größten unter ihnen vorzüglich nur an den Pindar halten, und hier nach den gegebenen Andeutungen die Vorstellungen und Bilder der Gottesmacht und des entgegengesetzten Bösen herausheben; denn die Sentenzen eines Theogonis und anderer Gnomiker, daß es den Bösen schlecht ergehen werde, und daß aus Bösem Böses folgt, kann sich jeder leicht selbst ergänzen; mehr oder weniger schließen sich auch alle diese Stellen paraphrasirend der Stelle im Hesiodus an (Op. et D. 277 sq.):

ἀνθρώποισι δ' ἔδωκε (Ζεὺς) δίκην, ἣ πολλὸν ἀρίστη
γίνεται· εἰ γὰρ τίς κ' ἐπὶ δὴ τὰ δίκαι' ἀγορεύειν
μηνώσκει, τῷ μὲν τ' ὄλβον διδοὶ εὐρύσπαι Ζεὺς·
ὃς δέ κε μαρτυρήσιν ἑκὼν ἐπίορκον ὁμόσους
ψεύεται, ἐν δὲ δίκην βλάβας τήμιστον αἰσθῆ,
τοῦδ' ἑ' ἀμαυροτέρη γενεὴ μετόπισθε λήλειται·
ἀνδρὸς δ' εὐόρκου γενεὴ μετόπισθεν ἀμείνων.

Dies ist der tausend und aber tausendmal variierte Grundgedanke

des irdischen Lebens, wofür es genügen wird einige Verse des Theognis ziemlich desselben Inhaltes anzuführen:

Κύρνε, θεοὺς αἰδοῦ· καὶ δείδει· τοῦτο γὰρ ἄνδρα
εἴργει, μὴδ' ἔρδειν μῆτε λίσσιν ἀσπῆ.
Μή τι θεοὺς ἐπίορκον ἐπόμενυ· οὐ γὰρ ἀνέκτον
ἀσπανάτους κρύψαι χρεῖος ὀφειλόμενον.
Ἄρχῃ ἔπι ψεύδους μικρὴ χάρις· ἐς δὲ τελευτὴν
αισχρὸν δὴ κέρδος καὶ κακὸν ἀμφοτέρων
γίνεται· οὐδέ τι καλὸν, ὅτῃ ψεύδος προσομαρτῇ
ἀνδρὶ, καὶ ἐξέλιπ' ἄλκον ἀπὸ στόματος. κ. τ. λ.

Nur etwa beim Wimmermus begegnen wir einer etwas abweichenden Vorstellung; dort heißt es freilich in rein fatalistischem Sinne oder in verzweifelterm Ausdruck des Schmerzes über menschliches Loos, aber ohne daß ein Princip damit festgestellt würde, da es sich hier wohl nur um irdisches Dasein des armen, verlassen irrenden, allem Übel Preis gegebenen Menschen handelt:

Ἥμεῖς δ' οἷά τε φύλλα φύει πολυάνθεμος ὦρη
ἔαρος, ὅς' ἂψ αὐγὴ αἰέεται ἡλίου,
τοῖς ἔκλειο πύχμιον ἐπὶ χρόνον ἄνθιστον ἤθη·
τερόμεντα, πρὶς θεῶν εἰδότες οὔτε κακὸν
οὔτ' ἀγαθόν. Κῆρυξ δὲ παρυστήκασι μέλαιναι,
ἣ μὲν ἔχουσι τέλος γήραος ἀργαλέον,
ἣ δ' ἐτέρη θανάσιοι· μίνυττα δὲ γίνεται ἔθης·
καρπός, ὅσον τ' ἐπὶ γῆν κίονται ἰλίοι.
αὐτὰρ ἐπὶν δὴ τοῦτο τέλος παραμείψεται ὦρης,
αὐτίκα δὴ τεθνήσκει βέλτιον ἢ βίος.
πολλὰ γὰρ ἐν θυγῷ κακὰ γίνεται· ἄλλος οἶκος
τρυχοῦται, πέτῃς δ' ἔργ' ὀδυνηρὰ πύλει·
ἄλλος δ' αὖ παιδων ἐπιδύεται, ὧν τε μάλιστα
ἡμίων κατὰ γῆς ἔρχεται εἰς Ἀἴθην·
ἄλλος τοῦτον ἔχει θυμοφάγορον, οὐδέ τις ἔστιν
ἀνθρώπων, ὃ Ζεὺς μὴ κακὰ πολλὰ διδοῖ.

Auch das $\pi\rho\acute{o}\varsigma\ \delta\epsilon\omega\nu\ \epsilon\iota\delta\acute{o}\tau\epsilon\varsigma\ \omicron\upsilon\tau\epsilon\ \mu\epsilon\kappa\acute{o}\nu\ \omicron\upsilon\tau'\ \acute{\alpha}\gamma\alpha\delta\acute{o}\nu$ ist nur ein Ausruf verzweifelnden Schmerzes, augenblickliche Stimmung des Verkünder, und hat wohl in seiner ganzen Lebensansicht eben keinen tieferen Grund. Will dies dennoch jemand annehmen, so wäre doch das Wort nur ein negatives, das wir für unsern Zweck können bei Seite liegen lassen. Zu vergleichen wäre Hom. Il. VI. 146 sqq.

Anders erscheint Pindar. „Mensch, du eines Schattens Traum,“ ruft er und gibt in dem Einen Worte uns seine ganze Ansicht kund: das Dasein ist ein leicht vorüberschwindendes; nur bei den Göttern ist Dauer, nur bei den Seligen wahrhafte Freude.

Gewährt nun die Lyrik im Allgemeinen wenig Ausbeute für ein Princip, weil sie auch bei den Griechen einen mehr subjectiven Charakter tragen muß, so ist es dennoch von der höchsten Bedeutung sie in den Zweigen ihrer verschiedenartigen Entwicklung zu verfolgen, in so fern wir auch hieran jene große Bedeutung des Nationalbewußtseins werden bestätigt finden. Denn die dorischen Dichter, deren höchster Repräsentant Pindar ist, werden dem Gefühl dieses Stammes folgend singen (Pind. Ol. II, 94.):

... σοφός ὁ πολλὰ εἰδὼς ἄνθρωπος

μαρτυρεῖ δὲ λόγοις

παργυλισίας, κῶραις ὡς, ἀκραντα κικλόμενον...

und damit den oben angeführten Ausspruch des Thucydides be-
währen; die Jonier werden dagegen sich auf ihre $\epsilon\pi\iota\sigma\tau\acute{\iota}\mu\eta\iota$, im
Gegensatz jener $\epsilon\upsilon\psi\chi\acute{\iota}\alpha$, etwas zu Gute thun, und wie alle durch
 $\delta\epsilon\delta\alpha\chi\eta$ Gebildeten sich gern in eitlem Schwagen ergeben. Der
Grundzug der dorischen Lyrik wird daher Ernst sein, und Götter-
fürcht, wie Simonides sang, daß immer gleiches Gutssein dem Gott
zukomme, aber schwer sei es $\acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{o}\varsigma\ \acute{\alpha}\gamma\alpha\delta\acute{o}\nu\ \acute{\alpha}\lambda\alpha\sigma\tau\omega\varsigma\ \gamma\epsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\theta\alpha\iota$:
sie wird vorzugsweise den heiligen Chorgesang und überhaupt den
Gesang der Ehre bilden, und damit bei späterer Entwicklung die
lyrisch einheitliche Grundlage der Tragödie abgeben, während die

Ionier dem Eros huldigen und dem Bacchus und gern von ihren persönlichen Erlebnissen, inneren oder äußeren, reden mögen; auch die Sprache und die Abstraktionen werden jenem Grundzuge der angeborenen oder erlernten σοφία entsprechen, so daß allerdings ein ganz eigenthümlicher Hauch die Dichter beider verwandten Stämme befeelt, und die χορική ποιησις so wie den Vortrag des Einzelnen.^{*)} Auch hier war die Poesie nur wieder lebendigster Abdruck der Wirklichkeit; denn während äolische und ionische Städte sich dem Genuß mit ganzer Leidenschaft ergaben, sagen die Dorer: πλεονον ἡμῶν ἐκ τῶν πόων τὰς ἀρετὰς κτῆσθαι, καὶ μὴ μεταβάλλειν τὸ ἔθος (Thuc. I. 123.).

Müssen wir indessen diesen Stammunterschied im Pindar anerkennen, so werden wir ihn doch vor allen als Hellenen begrüßen, wenn wir lesen (Pyth. IV, 287.):

· · · · · φωνῇ δ' ἔμμεν
τοῦτ' ἀναρόσσοι, καλὰ γυνώσκοντ' ἀνέροισι
ἐκτὸς ἔχειν πόδα.

Das scheint ihm also auch das empfindlichste Leiden, das Gute kennen und ihm fern stehen! Geben wir einige Verse weiter, so offenbart sich uns ein bedeutsamer Fortschritt in der Götterkenntniß, indem der Dichter ausspricht (Vers 291.):

λίσε δὲ Ζεὺς ἄφθροο Τρώας,

er hat ihnen verziehen, es ist also eine Verzeihung im Bewußtsein
der

*) „Auch tritt der Stammunterschied dieser beiden Schulen sogleich im Dialekt hervor, indem die lesbische Schule sich des äolischen Dialekts bedient, wie er in ihrer Heimat auch noch in Steinschriften gefunden wird, die dorische aber einen gemäßigten Dorismus oder vielmehr den epischen Dialekt, dem nur durch einen beschränkten Gebrauch dorischer Formen noch mehr Würde und Feierlichkeit verschafft wurde, für ihre Dichtungen mit ziemlicher Gleichmäßigkeit anwandte.“ K. O. Müller, a. a. O. p. 295 ff. Als ob man darüber ein Uebereinkommen getroffen hätte: war es doch angestammt und ging aus der Natur hervor, wie die Accente und Laute des Schweigers und des Schwaben! Oder waren die Epiker vielleicht ein Volksstamm? — Die äolische Lyrik trägt den Charakter des Ionismus.

der Menschen eingetreten, mit einem Worte, wir befinden uns nicht mehr in den Zeiten wilder Kampfbegier, sondern in einer Epoche hoher Bildung, welche die Gerechtigkeit ehrend und deren Gesetz überall preisend, die Unsterblichen, den *Zeús áρρητος*, ohne Widerspruch als Herrscher rühmt. Was aber dem Pindar als das Böse erscheint, ergibt sich leicht aus der Schilderung, welche er in derselben Ode von den Tugenden des Damophiles macht (283 sqq.):

ὄρσινίημι μὲν κακὸν γλῶσσας φαιενῆς ὅπως·
 ἔμαθε δ' ὑβρίζοντα μισῶν,
 οὐκ ἐρίζων ἀντίᾳ τοῦς ἀγαθοῦς,
 οὐδὲ μακρότων τέλος οὐδέν.

Der Böse ist ihm durchaus der mit Bewußtsein der Einheit Verderbende.

Durften wir uns indeß berechtigt glauben, dem Grundcharakter der Stämme folgend, ihren Gegensatz in der angegebenen Art zu bestimmen, und bot die äolische Lyrik nach dem Topos ihrer Entwicklung uns dieselbe Erscheinung, welche wir am Ionismus betrachtet hatten, daß nämlich die einzelne Empfindung vorzugsweise ausgedrückt wurde, im Gegensatz der dorischen Lyrik, welche chorisch das Gesamtgefühl aussprach, so soll damit keinesweges geläugnet werden, daß nicht auf der einen oder der andern Seite sich auch Beispiele vom Gegenheil finden, Chöre auf Lesbos und Einzelgesang unter den Doriern, gerade wie man dies an der Architektur beobachtet hat, sondern es sollte nur der Grundsatz aufgestellt werden, daß die einzelnen Stämme ihre Naturanlagen getreu ausgebildet, und daß diese Natur in ihnen so mächtig war, daß, sobald man Fremdartiges aufnahm, es nach dem Grundtypus eines Stammes entweder ganz umgebildet wurde, oder doch wenigstens dessen Einfluß erfuhr. Auch daß die Blüthezeit des Gesanges unter den einzelnen Völkerschaften in verschiedene Zeiten fällt, kann nicht gegen die aufgestellte Behauptung zeugen, da

man unter allen Nationen die übereinstimmende Beobachtung gemacht hat, daß die einzelnen Gauen nach und nach, selbst abweichend, zu ihrer wahren Bedeutung sich erheben, gleichsam als wende sich dann der Geist des Volkes vorwiegend ihnen zu; selbst daß nicht-dorische Männer den dorischen Gesang zu seiner größten Höhe gebracht haben, möchte nichts gegen die Gesamtmittelwirkung beweisen, da ja auch dorische Staatsgrundsätze in ionischen Städten zur Herrschaft kamen. Denn wir müssen vor allem dies festhalten, daß wir es mit Einem Volke zu thun, und nur die verschiedenartigen Ausstrahlungen desselben Centralfeuers zur Anschauung zu bringen haben. Wir werden besonders an der Philosophie sehen, in wie fern man behaupten dürfe, es sei die Einheit und die Zerrissenheit im Bewußtsein der Stämme selbst hervorzugetreten. *)

*) In Bezug auf das Verhältniß des äolischen Dialekts, von welchem manche voraussetzen, daß er die älteste Sprache der Griechen enthalte, möchte es doch nicht unwichtig sein darauf aufmerksam zu machen, wie im dorischen Dialekt sich auch ursprüngliche Formen erhalten haben, welche wir im Aeolismus nicht antreffen: jeder Dialekt dürfte hierin fast dieselben Erscheinungen bieten. Doch angenommen, es enthalte das Aeolische das Ursprüngliche, wie z. B. in *ἀἰνός, ἄινος*, worin nur das *z* der Sanskritform durch Assimilation verloren gegangen ist, so würde dies noch immer nicht beweisen, daß nicht der äolische Stamm gegen den dorischen in Gegensatz treten konnte, besonders in den Seestädten und Handelsplätzen, welche wohl immer die Elemente republikanischer Selbständigkeit und Vereinzelung in sich trugen. — Man vergleiche über diesen ganzen Punkt das leider nicht vollendete Buch von Giese, *Über den äolischen Dialekt*. S. 18 sagt er auch: „Das Mundartliche in der Rede des Einzelnen geht auf in den Dialekt der Gemeinde, des Nebenstammes, des Hauptstammes: das Nicht-Mundartliche in derselben, soweit es ein Object der wissenschaftlichen Betrachtung ist, fällt entweder mit der Sprache des Volkes zusammen, oder gehört in einen der Sprache als solcher fremden Kreis, in den der — Kunst. Hiermit ist schon angedeutet, wie irthümlich es sei, von einem „poetischen Dialekt“ und den „Dialekten der überkommenen Litteratur“ eines Volkes zu sprechen.“ — Was aber die Entwicklung der Lyrik betrifft, so darf man wohl mit vollem Recht die äolische Lyrik als den wesentlichen Gegenfatz des Dorismus bildend annehmen, wenn man auch gewöhnlich die Elegie als die eigentlich ionische Lyrik bezeichnet; der Form nach ist indes der unterschiedslos fortwährende Strom des Epos, das man selbst willkürlich verlängern und verkürzen kann, das ionische Element.

Fünftes Kapitel.

Der Volksglauben. Herodot.

Sicher ist es keine unbegründete Behauptung, wenn jemand die Geschichtschreiber einer Nation im Allgemeinen als die Repräsentanten des gebildeten Volksbewußtseins hinstellt, da Dichter und Philosophen, am meisten aber letztere, mit demselben zu häufig in Conflict gerathen und erstere eben sowohl ihre Zeit bilden als ein Product derselben sind. Für die Blüthezeit von Hellas werden wir uns also an das Zeugniß des Herodot zu halten haben, wenn wir einigermaßen erkunden möchten, auf welchen Standpunkt die Griechen in ihrer geistigen Bewegung gelangt waren, besonders auch für das Anerkennen eines göttlichen Einflusses auf menschliche Handlungen und für die Selbständigkeit des freien hellenischen Mannes in Entschlüssen und Unternehmungen: tritt ein Gott dazu mit blinder Gewalt oder ist menschliche Willkür nach ihrem Rechte begriffen und der Böse vollkommen strafbar? — über alles dies wird uns der Vater der Geschichte wenigstens einzelne Winke aufbewahren haben. Daß wir aber nicht tiefer hinabsteigen mögen in alle milesischen Ammenwährchen und bis auf die Geisterfurcht jedes Trojāus, wird der leicht erklärlich finden, der nicht in jeder *Λήγου* gleich den Bösen selbst wittert und nur auf das allgemein Bedeutsame zu achten gewohnt ist; der echte Historiker aber hat die vollkommene Anschauung alles dessen, was ein Volk wirklich Gutes und Böses in sich trägt und zeigt auch den Kampf der Auflösung nach der Blüthezeit, wie dies Thucydides, bewußt mit dem tiefsten Schmerzgefühl, für Hellas mit Meisterhand geleistet hat. Die anderen uns erhaltenen griechischen Geschichtschreiber gehören theils einer späteren Zeit an, der

nach der erfolgten Auflösung des Hellenenthums, theils verdienen sie nur den Namen der Chronisten; ihre ganze Zeit trugen nur die beiden genannten in sich. *)

Herodot schreibt im Vollgefühl der Einheit des gemeinsamen Vaterlandes, welches siegreich aus seinem größten Kriege gegen eroberte Tyrannie hervorgegangen war und sein Princip auch gegen die Macht der Willkürherrschaft auf das glänzendste bewährt hatte; Thucydides sieht den innern Zwiespalt sich vollenden und hat gleich im Beginn des Krieges die gewisse Überzeugung, daß es der gewichtigste für ganz Hellas sein werde, da es ein Vernichtungskrieg für das eine Princip werden mußte, oder daß eigentlich, wenn auch das eine siegen sollte, beide ohnmächtig zusammensinken, nur noch eine Zeitlang ein Scheinleben fortführen würden. Homer und Hesiodus machten den Griechen ihre Götter, Herodot sah ihre höchsten Triumphe, Thucydides ihren Sturz; denn erschöpft mußte das Land bald einer fremden Herrschaft anheim fallen; Aristoteles wurde nur noch der große Schatzmeister seiner Gedanken.

Das berühmte Wort des Herodot *τὸ δεινὸν πᾶσι γινώσκον* ist so häufig angeführt worden, daß wir es hier wohl als bekannt voraussetzen dürfen; aber es scheint dies eine Ansicht der Griechen gewesen zu sein, welche die Liebe des Göttlichen noch nicht in dem Maße begriffen hatten, daß sie dasselbe als das sich ganz Hingebende erkannten, das seine ganzen Tiefen der Menschheit offenbart, sie auch um den Besitz des höchsten Gutes, der Erkenntniß, nicht beneidet. Wir haben für eine ähnliche Darstellung schon, an den Prometheus des Aeschylus erinnert. In welchem Sinn aber meint es Herodot? Wir heben zu diesem Behuf die bekannte Stelle aus dem Briefe des Amasis an den Polykrates heraus

*) Was Polibius schildert, so bedeutend es ist, trifft den Kampf der Reste des Griechenthums mit der Fremdherrschaft; die große innere Spaltung hatte ihre Kraft damals schon aufgewendet.

(III. 40.), weil er die Ansicht des Herodot am zusammenhängendsten darstellt; jener schreibt nämlich: ἰδὺ μὲν πανθ' ἀνεύσαι ἄνδρα φίλον καὶ ξεῖνον εὖ πηήσονται· ἐμοὶ δὲ αἱ σαὶ μεγάλαι εἰσυχναὶ οὐκ ἀρέσκουσι, ἐπισταμένῳ τὸ θεῶν ὥς ἐστι φθονερόν. *) Diese wenigen Worte zeigen die ganze Gottesfurcht des berühmten Autors und mögen als Beispiel dienen für den Geist, in welchem seine ganze Geschichte geschrieben ist: niemand möge sich überheben, niemand der Macht der Götter eitel und übermüthig zu trogen, wenn er nicht ihre Rache und Strafe auf sich ziehen und ins sichere Verderben stürzen wolle; auch ihre Orakel und Weissagungen habe man zu verehren und müsse den Gott nicht versuchen wolle, wie etwa Krösus gethan: Τὴν πεπωμένην μοῖρην ἀδύνατά ἐστι ἀποφυγεῖν καὶ θεῶν. Κροῦτος δὲ πέμπτου γονέος ἀμωγὰς ἐξέπληξε κ. τ. ἔ. (I, 91.). Diese Ansichten mögen wir etwa als den Ausdruck des gebildeten Volksbewußtseins in Griechenland zur Zeit Herodots annehmen. Wir ergänzen dies nur noch durch den Ausspruch aus dem dritten Buche (cap. 53.): φιλοτιμίη, κτῆμα σκαῖόν· μὴ τῷ κακῷ τὸ κακὸν ἴω. **)

Vorzüglich beachtenswerth erscheint nur noch das Zeugniß des zweiten Buches (cap. 53.), über den Einfluß der beiden Dichter, des Hesiodus und des Homer, auf das Nationalbewußtsein von den Göttern und allen ihren Namen und Werken, so daß auch hierin jene beiden sich als die wahren Dichter ihres Volkes bewährten: ἔρπεν δὲ ἐγένετο ἕκαστος τῶν θεῶν, εἴτε δ' αἰεὶ ἦσαν

*) Die Ausleger citiren zu dieser Stelle das schöne Gebet des Camillus (Liv. V. 21.): M. Furius Camillus dicitur precatus esse, ut si cui Deorum hominumque nimia sua fortuna populiue Rom. videretur, ut eam invidiam lenire suo privato incommodo, quam minimo publico populi Rom. liceret.

**) S. die Charakteristik des Herodot bei K. O. Müller, Gesch. d. griech. Lit. I. p. 489 ff., wo es auch heißt: „Am schönsten endlich thut Herodot seine Scheu vor der Nemesis durch seine eigene Mäßigung und die Bezähmung aller Aufwallungen eines so natürlichen Nationalstolzes kund.“

πάντες, ὅσοις τίς τις τὰ εἶδεα, οὐκ ἠπιστάτο μέχρι οὗ πρῶτην
 τε καὶ χθρῆς, ὡς εἰπεῖν λόγῳ.

Gerinnen wir nun durch Herodot ein vollständiges Bild aller Einzelbestrebungen seiner Epoche mit ihrem ganzen historischen Zusammenhange, so steht er selbst dennoch mit dorischem Vereinfachen der Einheit über allen Bewegungen der Zeit und weist sie in ein Kunstwerk zusammenzuordnen, welches man nicht mit Unrecht einer Tragödie verglichen hat, wozu er uns auch den nächsten Übergang bietet; die Einschlüsse schreibt er dem Menschen zu.

Zechstes Kapitel.

Aeschylus.

Wir befinden uns beim Aeschylus gleichsam noch in den Principienfragen des griechischen Lebens und sehen daher auch ihren Streit bei ihm hauptsächlich dargestellt, wie er ja selbst die Existenz seines ganzen Volkes hatte in Frage gestellt gesehen durch die Perser. Die späteren Dichter traten in einen schon gesicherten Zustand; es handelte sich nicht mehr, um es so auszudrücken, um die Alleinherrschaft und Obergewalt des hellenischen Zeus oder eines andern Gottes, sondern unter seiner anerkannten Obmacht stritten die Menschen, und man sprach geduldig und ergeben aus, was Aeschylus auch schon hervorhebt (Sept. 719.):

τεῶν διδόντων, οὐκ ἂν ἐκτρέγοι κακά.

Nicht mehr widerlegte man sich den Göttern, wie Prometheus in titanischem Kampfe, indem er sich selbst als Gott fühlend ausruft:

ὄρατε δευμῶσιν με δύσπασμον τίον,

und zwar die ἀνάγκη anerkennt, welcher er nicht entinnen kann, sich aber nur bereitet sie ὡς ἔσσοτα zu tragen:

... τὴν περρωμένην δὲ χερσὶ

αἰῶνα φέρειν ὡς πάντα, γυνώσκοντες, ὅτι

τὸ τῆς ἀνάγκης ἔστιν ἀδίκητον σθένος.

Noch ist indeß die ἀνάγκη von den Göttern und von Zeus Macht geschieden, es sind nicht ἀνάγκαι ἐν θεῶν, was schon einen sehr schwachen Begriff derselben darstellt, sondern Zeus selbst wird der Nothwendigkeit, wird seinem Schicksal einst erliegen:

Πρ. τέχνη δ' ἀνάγκης ἀσθενέστερα μακρῶ.

Χο. τίς οὖν ἀνάγκης ἔστιν οὐκ οὐστρόφος;

Πρ. Μοῖραι τεύχεσσι, μήμονες τ' Ἐρινύες.

Χο. Τούτων ἄρα Ζεὺς ἔστιν ἀσθενέστερος.

Πρ. οὐκ οὖν ἂν ἐκόντες γε τὴν περρωμένην.

Aus der bisherigen Entwicklung möchte schon so viel klar hervergehen, daß wenn es nun die tragische Kunst unternahm den Zustand des hellenischen Geisteslebens nach der Höhe der Bildung der großartigsten Epoche zur Anschauung zu bringen, wir als die erhabensten Schöpfungen derselben diejenigen Werke betrachten müssen, in welchen der sich gegen die Götter und ihre Oberherrschafft empörende titanische Übermuth als gebändigt erscheint, da Griechenland ja gerade das Schauspiel eines sich in stolzem Dünkel überhebenden Königs und seines schmählichen Sturzes gesehen hatte; und die Macht der hellenischen Götter war überall, selbst in den Orakelsprüchen, auf das herrlichste bewährt. Daher bieten uns Prometheus *) und die Perser die nächsten

*) Welker, die Aeschyleische Trilogie, Prometheus x. p. 22., faßt den Kampf dieser Tragödie also auf: „So sieht Zeus, nicht göttlicher, nur mächtiger wie Prometheus, nur wie der emporgestiegene Zwingerherr dem unbehutbaren Freyen, dem in reinem, wenn auch nicht ganz verstandenen Bewußtsein guter Thaten trotigen Heldencharakter, gleichsam einem Achilles unter Göttern gegenüber. Beide sind, völlig gleich, unter dem ewigen und gerechten Schicksal (515 ff.). So ist dieser tragische Zeus streng nach dem Bilde eines Tyrannen geschildert, und dieser Charakter ist auch mit den stärksten Strichen umrissen, möge dem Dichter der Perserkönig dabei vorgebildet haben, oder vielmehr, wie mir scheint, nur Griechische Geschichte und Politik. . . Zeus ist untergeordnete Person x.“ Darin ist wohl we-

Inhaltspuncte für die ganze Bewegung damaliger Zeit; beide zeigen die griechische Götterwelt und den freien Bürger als Sieger über das Sclaventhum orientalischer Willkür oder übermüthigen Troges: die Eumeniden fügen dazu noch das Bild des neuen Göttergesetzes gegen die alte dunkle Macht der Erinyen, und stellen die Lehre der Versöhnung mit der Gottheit nach begangnem Frevel vor Augen, sobald dieser nämlich seine begründete Anregung in einem verletzten göttlichen Princip hatte.

Für den Prometheus ist als Hauptmoment die Begründung der menschlichen Freiheit im Gegensatz der blinden Schicksalbestimmungen zu nennen, wenngleich zuvörderst dies nur so ausgedrückt wird, daß der Titan durch seinen Widerstand sie von dem Sturz in den Hades errettet habe. Denn sobald der Μοῖρα die Macht des Todes entrisen wurde, daß fortan die Menschen die Vernichtung nicht mehr schauten, war das Princip für den freien Menscheng Geist festgestellt, aus dem sich alle weitere Erkenntniß, alle Kunst und Erfindung nun entwickeln mußte: das einzige Wort des Prometheus, „ich wagte es,“ ist der dem Zeus entrisene Himmelsfunke, der im Menscheng Geist eingeschlossen von dem Unsterblichen erkannt wurde:

. . . βροτῶν δὲ τῶν ταλαιπώρων λόγον
οὐκ ἔσχεν (Ζεὺς) οὐδέν'· ἀλλ' αἰστώσας γένος
τὸ πᾶν, ἐχρήσεν ἄλλο φρεσὶναι νόον.
καὶ τοῦτον οὐδεὶς ἀντίβαινε πλὴν ἐμοῦ.
ἐγὼ δ' ἐτάλημ' ἐξεργάμεην βροτοῖς
τοῦ μὴ διαρρυσθῆντας εἰς Ἅιδου μολεῖν.

„Sie sollten fortan ihr Geschick nicht mehr vorausschen,“ sagt er darauf gegen den Eher (Vers 248.), und er legte dazu ein großes Gut, μέγ' ὠφέλημα, in die Brust der Sterblichen, die Hoff-

nig von der Tiefe des Aescholus, eben so wie die rechte Einsicht in die Theogonie zu fehlen scheint. Man vergleiche dagegen Drossen, Aeschylus S. 399 ff. der 2. Aufl.

nung. Wer kann da noch anstehen, in dem Japetiden den vollkommenen Ausdruck des Menschengeistes nach der damaligen Stufe der Weisheit anzuerkennen; und daß sein Wesen nach allen Seiten hin richtig aufgefaßt ist, dafür spricht schon allein der Name des Aeschylus. Er ist es also der diesen höchsten Punct der griechischen Anschauung ergriffen und dem Volke in dem ergreifendsten Bilde mit erschütterndem Ausdruck dargestellt hat, während die Erkenntniß der Philosophie meist noch in dem Kreis weniger Eingeweihten abgeschlossen blieb oder im Volke, wie das immer das Loos wahrer Einsicht ist, auf alle Weise mißverstanden und verletzert wurde. Die andern Stücke des großen Tragikers nehmen daher nach dem Standpunct unserer Frage nur ein geringeres Interesse in Anspruch, da selbst die Eumeniden nicht das erste Wagniß enthalten und versöhnen, sondern nur einen der vielen jenen ersten Falle nachfolgenden Frevler, deren Behandlung sich nun schon leichter ergab. In die gesicherte, wohlbegründete Weltordnung aber treten wir mit dem Sohne des Sophilos.^{*)}

Siebentes Kapitel.

Sophokles.

Nach den Titanenkämpfen ist des Zeus Herrschaft unbestritten anerkannt von Göttern und Menschen, und nachdem diese Urgeister in den Tartarus hinabgestoßen sind, kann kein Mensch sich mehr gegen dieselbe auflehnen:

^{*)} Über die Vorherfassungen des Prometheus haben andere schon viel gesagt und lehrreich gesprochen; sie gehören einem andern Gebiete an. Wer freilich die griechische Prophetie nur als äußerliche Geschehnisse vorherfassend und nicht in ihrem ganzen großen Zusammenhange, als das Schicksal der Menschheit umfassend, ansieht, dem muß die jüdische unendlich höher stehen, wenn er sich auch zu mancher gezwungenen Auslegung sollte genöthigt finden.

τοῖσι, Ζεῦ, δύναισιν τίς ἀνδρῶν
 ὑπερβασία κατώχρη,
 τοῖσι οὔδ' ὕπνος αἰρεῖ ποδ' ὁ παντογέρως,
 οὔτε θεῶν ἀκάματοι
 μῆνες; ἀγέρως χρόνον δυνάστας
 κατέχουσ' Ὀλύμπου
 μαρμαρόεσσαν αἴγλαν.

Widerspruch findet nur noch statt von Eriten menschlicher Sa-
 zungen gegen göttliches oder des Zeus ewiges Gesetz, wie wir es
 in dem herrlichsten Muster, in der Antigone dargestellt finden.
 Dürfte daher der Chor der Oceaniden dem Prometheus vorwerfen:
 Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέω, ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει θεοτοῖς ἄγαν, und
 der Verlauf der Tragödie den τύραννος τῶν θεῶν vielfach als
 ungerecht und grausam schildern, so sehen wir jetzt seine Sägung,
 als die des höchsten Rechts selbst, überall gefürchtet, und mit heiliger
 Scheu wird sein Name genannt. Die ἀνάγκη ist kaum mehr
 von ihm unterschieden, in so fern der Gott nur noch sie will und
 nicht mehr gegen sie ankämpfen möchte, wie wohl die homerischen
 Götter; und ist auch noch keine völlige Vereinigung herbeigeführt,
 so ist diese doch möglichst entwickelt, so daß wir in dem allein
 freien Gotte die Nothwendigkeit als Richtschnur seiner Befehle
 finden, bis wir am Ende nur noch von den ἀνάγκαι τῶν θεῶν
 lesen (Eurip. Phoen. 1781.):

τὰς γὰρ ἐκ θεῶν ἀνάγκαις θεῖον ὅσα δεῖ φέρειν.*)

*) Aeschylus selbst hatte schon gesagt (Eumenid. 391.):

Ὅρκος γὰρ οὐκ ἐστὶν ἰσχυρὸν ἄλλοις

und Pindar (Pyth. X. 49—50.):

θεῶν πλεσάντων οὐδὲν κοτι φαίνεται
 ἔμμεν ἀπιστον.

Auch Sophokles (Ajax 86) läßt den Ajaxes aussprechen:

γίνονται μὲν' ἂν πάν, θεῶν τεχνωμένων

so sehr ging man schon in das andere Extrem der unbeschränkten Willkür,
 um die Macht zu bezeichnen, weshalb der Wunderglaube bald freies Spiel
 fand. Man vergleiche dagegen noch Homer, *Il.* T. 113.

Aber ist der Mensch auch bei Sophokles als freihandelnd anerkannt? So wenig wir neben dem Prometheus die Gestalt eines bösen Dämon oder eine Schlange erblickt haben, eben so wenig legt Sophokles die Verlockung zu einer That in irgend ein dem Menschen äußerliches Princip, sondern sucht dieselbe nur in seinem eignen Geiste, in der *idia γνώμη*: ist diese aber personificirt aufgefaßt, so steht sie dem Dichter nicht einmal so bestimmt vor der Seele, wie der homerische Ares, welchem Zeus schilt und ihn den verhasstesten unter den Göttern nennt (Il. E. 890—91.):

ἔχθιστος δέ μοι ἔσσι θεῶν, οἱ Ὀλύμπου ἔχουσιν

αἰεὶ γὰρ τοι ἔρις τε φίλη, πολέμοι τε, μάχαι τε.

Strebt jemand, so ist es hier vielmehr der Mensch, *ὃς μαίνομενα* *ἐν ὀργῇ βακχεύων ἐπέπνει ῥιπαῖς ἐχθίστων ἀνέμων* (Ant. 135.), indem die Götter schon mehr Allgemeinheiten, Abstractionen selbst, sind, als besonders wirkende Persönlichkeiten; der Gott kann antreten, aber der freien That Quell und Princip wird immer entschiedener der Mensch, in seiner Wahl und seinen Entschlüssen sich das Gute bereitend oder das Böse, was nicht mehr ein Gott durch ihn vollbringt, sondern er selbst allein. Auch der *ἀντίπαλος δράκων* desselben Ebergesanges, den man sehr mit Unrecht auf Ixobabes bezogen, ist nur Bild des von den Feinden drohenden Verderbens, und muß in solchem Zusammenhange stets als das feindliche Princip, was eine Vernichtung will, genommen werden.*) So wurde der Hauptheld des Sophokles der räthsel lösende Oedipus, der da aussprach: „die Lösung ist, der Mensch,“ und damit alle Dämonen, mochten sie als Epheer oder unter anderm Bilde erscheinen, in den Abgrund der Vergessenheit stürzte; im Menschen:

*) Was Ares zur Themis sagt (Vers 531 ff.):

οὐ δ', ἢ κατ' ὄϊους, ὥς ἔχιδν', ἐριμένη
λήθουσα μ' ἐθέλων, οὐδ' ἐμάνθανον
τρίφων δὲ ἄρα . . .

ist nur in demselben Sinne zu nehmen. "Ares selbst ist schon meist unpersonlich; Vers 185: ἄρην ὄρεων . . . ἀντὶ τῆς σωτηρίας, und sonst.

geiste selbst war fortan das Princip des Bösen zu suchen, da nun nichts anderes mehr für ihn bestimmend sein durfte als sein eigener Wille; Sophokles aber stellt ihn dar als einen berechtigten.

Hat uns der Dichter so in der gegen das Staatsgesetz nicht schuldlosen Antigone und in der rührenden Figur des unglückseligen Herrschers und Muttergatten das Tiefste ausgesprochen, wohn seine Zeit durchgedrungen war, so finden wir in den Nebenpersonen, in dem Wächter, noch den alten Volksglauben in seiner vollen Blüthe, wie er ja noch heut zu Tage den einzigen Trostgrund der Menge bei irgendwelchem Leiden abgibt (Vers 235 — 36.):

της ἐλπίδος γὰρ ἔρχομαι δεδραγμένος,
τὸ μὴ παθεῖν ἂν ἄλλο πλὴν τὸ μόσσημον.

Achtes Kapitel.

Euripides.

Wer sich an das Spielen mit dem Werte erinnert, wie es in den Werken dieses Dichters, dem höchsten Ausdruck sophistischer Tragik, hervortritt, und sich vielleicht nur die Wendung des Menelaos gegen den Orestes zurückerinnert:

λέγ'· εὖ γὰρ εἶπας· ἔστι δ' οὐ σιγή λόγου
κρείσσων γέναι· ἂν, ἔστι δ' οὐ σιγῆς λόγος,

wird nicht voraussetzen dürfen, daß himmlische oder irdische Gestalten bei ihm in besonders erhabenen und überraschend neuen Bildungen erscheinen: im Gegentheil werden die mythischen Symbole mehr und mehr ihrer Kraft entleidet und dem allgeröhnlichen Wesen des nicht achtenden Sophisma oder dem Geist des Wiges geopfert; und wie groß Euripides immer noch dastehet und wie sehr Erighe Recht hat zu sagen, es habe etwas dazu gehört, nach Aeschylus und Sophokles das verweichnete athenische Volk zu treffen,

so hört er doch in manchen Stücken auf ein wahrer Dichter zu sein und wird zum Rhetor.

Hereinbrechende Zerstörung offenbart sich zunächst an fast unscheinbaren Symptomen; aber dem Kundigen deutet ein fern vorüberfliegendes Wölkchen auf den nahenden Sturm, und so möchten wir auch bei Euripides die bald alles in Fluß setzende Auflösung der damaligen Weltansicht und ihrer Grundlage an geringen Zeichen erkennen, die er aber in andern Partien selbst schon als höchst bedeutend erscheinen läßt, gesteigert bis zu seinem berühmtesten Verse im Hippolyt (s. oben S. 177.), der ihm auch Platos Tadel zuzog (Theaet. 154.): *Εὐριπίδου τὸ ἐνυβρίζεται*... Damit ist die Zerstörung ausgesprochen: Gestalt, Wort und Sinn stimmen nicht mehr überein, die Spaltung tritt ungehindert, wir möchten sagen, schamlos ins Leben, die Eine Herrschaft des Zeus beginnt zu schwinden und *Δῖος* tritt an seine Stelle. Allerdings können wir sagen: es sind dies die Vorläufer einer bösen Zeit, und die Sprecher des alten Rechts finden kein Gehör mehr; Gott Komos, mit all seinen — man verzeihe das Wort — Teufeleien, der Geist der Auflösung beherrscht nun die Griechenvwelt. Daß er es aber noch immer in schöner Gestalt thun konnte, ist das herrliche Eigenthum der Hellenen, die auch im Untergange den Topos ihres Geistes mit einer Größe aufrecht erhielten, die anderen Nationen Neid einflößen konnte, so daß man gesicherte Zustände selbst gegen den Glanz des hellenischen Untergangs und gegen seine vernichtenden Geister in den Schatten treten sieht. Wer ward nicht durch Aristophanes hohe, man möchte sagen erhabene Kunst, gelockt, geblendet, bezaubert, wer dankt dem Euripides nicht schöne Stunden?

Der alte Glaube versinkt mit all seinen gehaltreichen Symbolen; von allen Symbolen des künstlerisch geistigen Ausdrucks bleibt fast nur das Wort stehen; aber immer bildloser wird es gesprochen, immer begrifflicher und eben damit unpoetischer wird

dieses Kleid des reinen Geistes, und Aristoteles konnte ganz trocken hinsagen: ἔστι μὲν οὖν τὰ ἐν τῇ φωτὶ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ πα-
 ρημάτων σύμβολα, καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωτὶ. καὶ
 ὥστε οὐδὲ γράμματα πᾶσι τὰ αὐτὰ, οὐδὲ φωναὶ αἱ αὐταί-
 ῶν μέντοι ταῦτα σημεῖα πρώτως, ταῦτα πᾶσι παθήματα τῆς
 ψυχῆς, καὶ ὧν ταῦτα ὁμοιώματα, πράγματα ἤδη ταῦτά. Die
 ganze Göttergestaltung der mythologischen Weltanschauung ist also
 zu πράγματα vertheilert, und ihre höchste Darstellung eine пра-
 γματεία: χορὴ δὲ ὅταν ὅλον τι πραγματεύηται τις διελθὲν τὸ
 γένος εἰς τὰ ἄτομα τῷ εἶδει τὰ πρώτα, ὅλον ἀριζμὸν εἰς τρι-
 ᾶδα καὶ διᾶδα: und statt der Götter und Geister, die zu dem
 Menschen treten, oder die ihn heimsuchen, wird er von diesen
 πράγματα nur noch zu παθήματα afficirt, deren Ausdruck dann
 ὀνόματα καὶ ῥήματα sind. Es wird damit, um nach Kantischer
 Weise zu reden, die ganze Welt, oder das Wissen von ihr, ins
 Bewusstsein eingeführt, und dieses wird nun allerdings das Maas
 der Dinge: freilich ein unendlich wichtiger Schritt im philosophi-
 schen Entwicklungs gange der Menschheit, aber ein für den Augen-
 blick alle Poesie zerstörender. Denn während uns Aeschylus noch
 den Orpheus zeigen konnte, wie er in den Ehoephoren die Gestal-
 ten der Erinnyen aufsteigen sieht, als die ihn verfolgenden Rache-
 geister:

ἑμῶν γυναικῶν, αἰδὲ Ἰοχρόνου δόκον
 φαιωχέωντες, καὶ πελεκτατμήναι
 πυκτοῖς δρεόουσαι· οὐκ ἔτ' ἂν μύναμι' ἐγώ·
 wenn man auch sagen möchte, sie steigen aus seinem Wahnsinn
 empor, . . . φέρονται γὰρ πυκνέων
 φρένες δύσαρχοι. πρὶν δὲ καρδίᾳ φόβος
 εἶδεν ἱστοῖα· ἥδ' ὑποχέισθαι κέον,
 so gestalten sie sich doch zugleich:
 ἄναξ Ἀπολλών, αἰδὲ πληθύουσι δί-
 κας ὀμμάτων στάζουσιν αἷμα διαφυλῆς,

und ihre ganze Bildung ist poetisch durchgeführt in den Eumeniden. Dagegen liegt bei Euripides Orestes wahnsinnig im Bette, und Elektra sitzt zu seinen Füßen; *μητροκτονῆσαι δὲ τολμήσας, παρὰχωρήμα τὴν δίκην ἔδωκεν, ἐμμανὲς γενόμενος*: sein Zustand wird eine Krankheit, und er kann der sorgenden Schwester juristien:

κλῦνόν μ' ἐς εὐτήν αὖτις· ὅταν μ' ἀρῇ τόσος
μανίας, ἀναρξρός εἰμι κἀνθεὶνῷ μέλῃ.

Ἡλέκτρα.

ιδού, φίλον τοι τῷ τοσοῦτι δέμνιον,
ἀναρξρόν ὃν τὸ πτῖν', ἀναγκαῖον δ' ὅμως.

Wie schön nun auch der Ebergesang lauten mag:

πότνια, πότνια νύξ,
ὑπνιδόστερα τῶν πολυπόνων βροτῶν,
ἐρεῖδόντων ἔστι, μᾶλε, μὲλες κατὰπτερος
τὸν Ἀγαμέμνονιον ἐκ δόμον·

und wie natürlich und rührend die Worte des Orestes seien:

ὦ φίλον ὕπνου δῶλῃτρον, ἐπίκουρον τόσου,
ὡς ἴδού μοι προῦλῆς ἐν δέοντι γέ.
ὦ πότνια λήθη τῶν κακῶν, ὡς εἴ σοφὴ
καὶ τοῖσι διατυχούσιν εὐταΐα θεός,

so sind doch die eigentlichen Gestalten des poetischen Ausdrucks die *μυμῆματα* und *ὁμοιώματα* der Götter des Himmels und der Erde verschwunden: sie werden noch genannt, nach ihren Attributen und Gaben bezeichnet, aber sie werden schon mehr und mehr *παθήματα* *ψυχῆς*, und Elektras Ausdruck:

ἄκουε δὴ νῦν, ὦ κατῆλτρον κάρα,
ἔως ἔωσί σ' εὖ φροεῖν Ἐρινύες,

bezeichnet doch nur die Krankheit, ist nur noch bildlicher Ausdruck eines Begriffs, eines Leidens; Orest ist krank. Auch die statuarische Kunst sank ja nun bald zur bloßen Portraitbildnerei herab; Götter wurden nicht mehr geschaffen. So blieb also das Wort einiges *σύμβολον*, einiges *ὁμοίωμα* des schaffenden Geistes, und

aus der *συνή λόγου* konnte sich dann nur *συνὴ λόγος* entwickeln mit dem Verstummen des hellenischen Geistes, bis das Christenthum den *λόγος* in anderer und höherer Gestalt wieder erweckte, als ein *ὁμοίωμα* des Gottes der Christenheit.

Vorzugsweise also haben wir den Euripides als einen, selbst in französischer Weise, geistreichen Dichter zu charakterisiren. Ehe wir aber auf seine Gestaltung des Bösen eingehen, wären noch die anscheinend geringen Zeichen zu bemerken, an denen sich eine Auflösung des Hellenenthums erkennen läßt, ein allmähliges Verschwinden der Gestalt seiner dichterischen oder mythologischen Bildungen, wie wir es eben nannten; und was wir als solche zu bezeichnen haben, wird nun nicht mehr der Gefahr ausgesetzt sein, trivial zu erscheinen, wie gering auch die ersten Anzeichen des hereinkbrechenden Verfalls sich anfangs kund geben mögen.

Schon im ersten Abschnitt (S. 127.) sind einige Verse angeführt worden, welche der Göttergestalt des Zeus seinen philosophischen Begriff unterlegten und welche uns als Stufe für die sich gegen die Besonderheit geltend machende philosophische Allgemeinheit bemerkenswerth erschienen; hier können wir noch einer ähnlichen Stelle gedenken, welche Zeugniß gibt für den immer mehr hervorleuchtenden neuen Geist der Zeiten, die bald den ganzen Olymp in ein zunächst leeres Allgemeines auflösen sollten, indem die alte Nacht des Verhängnisses ihre Kinder alle in sich zurückschlang, um sie aus dem als Geist erkannten Gott frei wieder zu gebären: die Übergangsstufe dazu bildet aber die philosophische Erkenntniß der Einheit, nach der wir unter den Dichtern als das glänzendste Beispiel vor allen den Euripides ringen sehen. Betrachtet man daher Aussprüche, wie den folgenden, aus diesem Gesichtspuncte, so wird man dem zum Theil so sehr verkümmerten Dichter alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn wohl gar lieb gewinnen, oder ihn wenigstens ehren in dem schwierigen Berufe, welchem er zu genügen hatte. Die oft citirten Verse lauten:

Ὁρᾷς

Ὁραὶ τὸν ἴψου τοῖδ' ἀπειρον αἰδέρα
 καὶ γῆν πύριξ ἔχοντα ὑγραῖς ἐν ἀγκάλαις,
 τοῦτον νόμιζε Ζῆνα, τόνδ' ἴψου θεόν. *)

Auf dieselbe Weise sehen wir die Gestalt der *Ἄτη* schwinden und diese zu einem bloßen Begriff werden, zu der Allgemeinheit eines Wortes; ist jedoch dies ein Schwinden der Form, so bezeugt es zugleich eine Erhebung des denkenden Geistes, der in den Urgrund der Schöpfung zurückstrebt. Einige Stellen werden auch dafür genügenden Beweis liefern können; ich entnehme sie den *Troerinnen*, wo es Vers 120 heißt:

Μοῖνα δὲ χαῖτη τοῖς δουτήτοισι,
 Ἄτα; κίλαδεν ἀχορεύτου.

Vers 136. Πρίαμον, ἰμέ τε τὰν μέλλεν Ἑκάτην
 Ἐγὼ τάνδ' ἐξοκέειλ' ἄταν.

Vers 165. Οὐκ οἶδ', εἰκάσω δ' ἄταν.

Immer indessen ist der Kampf noch nicht vollendet; der zum Hören erweckende *δαίμων* erscheint den Menschen noch vielfach als ein äußerliches Princip, und wir begegnen noch Ausdrücken wie ὁ δαίμων μ' ἐκάλεισεν πρὸς τὴν τύχην (*Phoen.* 422.). Dabei wird dem Begriffe der *Tyche* schon ein unendlich weiter Spielraum gegeben, indem sie bald selbständig, bald als Götterschickung auftritt, während *Elektra* im *Dress* (Vers 160.) wiederum ganz

*) Man sehe die Erklärer dieser Stelle in den Noten zu *Cic. de Natura Deor.* II. 25. Dieser selbst führt dort einen Vers des *Ennius* an:

Adspice hoc sublime candens, quem invocant omnes Jovem,
 und sagt dann: *Euripides autem, ut multa praeclare, sic hoc breviter etc.* Wie wäre es auch möglich gewesen, daß dieser Dichter von seinen Zeitgenossen und den nachfolgenden Zeiten so hoch gefeiert worden wäre, wenn er nicht den Anforderungen derselben durchaus entsprochen hätte. Ungerecht aber ist es, bei ganz veränderter Geistesrichtung, *Aeschyleische* Werke von ihm zu verlangen, während stets, selbst wer das Höchste geleistet, nur eben ein vollkommener Ausdruck seiner Zeit wurde, die Forderung jeder Epoche aber ein göttliches Moment und ein als nothwendig vom Schicksal bestimmtes in sich trägt.

offen den Gott beschuldigt, Urheber des Frevels an der Mutter gewesen zu sein:

Ἄ, Ἄ, ἄδικα τὸτ' ἄρ' ἔλακεν,
ἔλακεν, ἀπόφρονον ὅτ' ἐπὶ τρύποδι
Θέμιδος ἄρ' ἔδίκασε
φόνον ὁ Δοξίας ἱμῶς ματέρος.

Mit einem Worte, nachdem sich die Μοῖρα als selbständige Macht aufzulösen begonnen hatte und man das alte Recht des Ὀρκος so weit unter die Herrschaft des Zeus gestellt, daß man sagte: Ζῆνα, ὃς ὄρκων θνατοῖς ταμίης τε νόμοισται (Med. 172.), war der Punct schnell überschritten, wo Freiheit und Nothwendigkeit in göttlicher Einheit dastehen, und man begann nun die unmittelbare Existenz als das Maßgebende anzunehmen, alles in den Menschen und seine Meinungen zu legen, und eröffnete die un-göttlichen Reiche der Töcke, welcher nun die Welt für lange Zeit anheimfallen sollte. Diese sich vollendende Auflösung aber, welche äußerlich durch den peloponnesischen Krieg herbeigeführt wurde, und dessen furchtbare Schilderung uns Thucydides hinterlassen, fand ihre poetische Darstellung in den Komikern, in welchen auch endlich das einheitliche Element der Tragödie, ihr großes Band verloren gehen mußte, der Chorgesang, dessen Wiedereinführung in die tragische Kunst sich nur unter ganz andern Verhältnissen möchte bewirken lassen, als sie selbst die Zustände unserer Tage bieten, welche an Zerrissenheit den verwirrtesten Zeiten von Hellas gleichen und auch den allgemein herrschenden Begriff der Gottheit mit sophistischer Auflösung bedrohen: ein vielleicht unvermeidlicher Durchgangspunct, welcher uns indeß nicht einmal eine reichhaltige großartige Komödie gewährt, eben so wenig wie unser sogenannter mittelalterlich einheitlicher Zustand uns eine Tragödie hinterlassen. Eris und Ares treiben ein zu grausames Spiel mit der modernen Welt, denn sie wohnen jetzt wirklich im Geist und lassen ihn nicht mehr zu einer künstlerischen Gestaltung sich erheben, so daß nur

wenigen Geistern der Neuzeit wahrhafte Einigung und Einheit beschieden ist. Wenden wir uns also zu dem Kampfe, welcher zunächst in Hellas diesen Zustand begründete und das Volk der Griechen sich selber entfremdete.

Neuntes Kapitel.

Der peloponnesische Krieg. — Thucydides.

So sehen wir denn τὸν ἀπόριστον ἐν θεοῖς δῖον zur Herrschaft gelangt, Ἄγεα τὸν μαλερόν, und vergebens schreit das unglückselige Land um Hülfe von Zeus:

τὸν, ὃ περὶόρουσ' αὐτοπαῖν
κράτη νέμων, ὃ Ζεὺ πάτερ,
ὑπὸ σὺν ᾧ πόσιον κεραυνῷ! (Soph. Oed. R.)

es hatte seine Zeit erfüllt und konnte seinem Schicksal nicht mehr entgehen. Alles war in die Subjectivität gelegt, nichts Festes gab es mehr, da man seine Meinung mit demselben Recht der andern entgegenstellen konnte; das Alte, τὸ ἀρχαῖον, hielt nicht mehr den Andrang der nach neuer Form verlangenden Welt aus, und der Geist mußte nach einer tieferen Begründung suchen, nach einem umfassenderen Allgemeinen, als es die bisherige Erkenntniß hatte gewähren können. Den Kampf dieser völligen Vereinzelung lesen wir in den Büchern des Thucydides, der selbst sah und selbst fühlte, welcher Streit sich da erhoben hatte. Mochte auch Nikias sagen (Thuc. VII, 77.): εἴ τοι θεῶν ἐπὶ πόροις ἰσχυρόταται, ἀποχωρίτως ἤδη τετανωμένεα, so war doch das Maas der Leiden noch nicht erfüllt und es war eine eitle Hoffnung, deren eine, wie sie Prometheus dem Menschen gegeben, um ihn über seine Zukunft nicht ganz verzweifeln zu lassen, wenn er fort-
fährt: καὶ ἡμᾶς εἰς ἐς νῦν τὰ τε ἀπὸ τοῦ θεοῦ ἐπλήρειν ἡπι-

ἀρετὰ ἔστιν οὐκ οὐκ γὰρ ἀπ' αὐτῶν ἀγνοῦσθαι ἥδη ἰσχυρὰ ἢ
 φθόρου. Der Bekehrer der atomistischen Auflösung mußte geleert
 werden. Somit trat für Griechenland eine Epoche ein, die ich
 nicht besser zu zeichnen weiß, als mit den Worten, deren sich
 Schiller im fünften seiner Briefe über die ästhetische Erziehung
 für Schilderung ähnlicher Zustände bedient: „Auf der andern
 Seite, sagt er, geben uns die civilisirten Klassen den noch widri-
 gern Anblick der Schlawheit und einer Depravation des Charak-
 ters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist.
 Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph
 die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das
 Abscheulichere sey; aber man wird sie auch im moralischen wahr
 finden. Aus dem Naturschne wird, wenn er ausschweift, ein Ras-
 sender, aus dem Jüngling der Kunst ein Nichtswürdiger; die Auf-
 klärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht
 ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen ver-
 edelnden Einfluß auf die Gefinnungen, daß sie vielmehr die Ver-
 derbniß durch Maximen befestigt.“

Wie sich dies in den Partekämpfen jenes Krieges der de-
 mokratischen Willkür gegen die alte Ordnung, welche über jene
 nicht mehr Herr werden konnte, nur zu sehr bestätigt, brauchen
 wir wohl nicht hinzuzusetzen; nur einen Satz möchten wir noch
 hieher stellen, um zu beweisen, wie der Geschichtschreiber dieser Zeit
 durchaus den Ansichten seines Volkes treu ist, wenn er einen Red-
 ner sagen läßt: ἀλλ' ἐτι καὶ νῦν, ὃ πάντων ἀγνοεῖσθαι, εἰ
 μὴ μαρτυρεῖτε κακὰ πειθόμεναι, ἢ ἀνοήτοισιν εἰτε ὡς ἐγὼ
 οἶδα Ἑλλήνων, ἢ ἀδικησάτων, εἰ εἰδότες τοιμῶτε (VI, 39.).

Einen solchen Zustand allgemeiner Zerrissenheit, in welchem
 die ganze dämonische Gewalt der διαίτητοι δειοί sich im Innern
 der Gemüther entfaltete und es eines neuen Prometheus bedurfte
 das Verhängniß abzuwenden, hatten nun die griechischen Komiker
 ins Bewußtsein der Nation zu bringen; sie haben ihre Aufgabe

mit unvergleichlicher Kraft und unendlichem Aufwande des Genius geleist, und mit so überwiegender Kunst, daß sie niemals, auch im wildesten Launel nicht, des Gottes vergessen, und der größte unter ihnen sich dennoch den ehrenden Beinamen des Lieblings der Grazien erworben hat. Das vermochte der Geist der Griechen.

Zehntes Kapitel.

Auflösung des Hellenenthums. Die Komiker.

Was sich beim Euripides, dem natürlichen Übergange zur Komik, in welchem sich auf ironische Weise die Forderung des Sokrates, es müsse der Tragödiendichter zugleich auch Komiker sein, verkörpert fand, nur noch mehr symptomatisch andeutete: die Auflösung des Hellenenthums durch den Sturz seiner Götter, sehen wir bei den Komikern und durch sie vollendet; sie sind die wahren Sophisten der Bühne, haben mit höchster Geisteskraft, mit furchtbarem Ernst zum Theil, dem Volke seinen eignen Untergang vor Augen gestellt: als solche haben wir sie hier zu betrachten. Die Griechen glauben nicht mehr an sich selbst, an die Realität und den wahren Grund ihres Geistes und der darauf gegründeten Verzen, lösen sich auf alle Weise, auch in Tracht und Rede, von der alten Sitte, und bieten eben durch dieses Abwenden, durch diesen Übergang, dem Komiker den willkommensten und bei der anfänglich gänzlichen Bühnenfreiheit zugleich den höchsten und reichsten Stoff, wie ihn seitdem kein Volk mehr vorgefunden, keine so geistreich benutzt hat. Was gelten gegen diese auslösende Richtung, oder negative, wenn man will, so viele positive der meisten modernen Schriftsteller: haben sie in ihrem Aufgange noch so viel gewirkt, wie die Griechen in diesem herrlichen Sonnenuntergange?

Doch wir wollen nicht bedauern, nicht die Schatten der Vergangenheit aufrufen gegen moderne Lichtbildungen, sondern wir wollen darstellen und heben natürlich für unsern Zweck zunächst einige Stellen aus den Wolken des großen Komikers heraus, dem die große Übergangsepöche seiner Zeit wohl am klarsten mag vor die Seele getreten sein.

Anstatt daß wir in der Tragödie den Zustand des Rechts und der Gerechtigkeit gegen alle Bestrebungen der Einzelnen durch den Chor aufrecht erhalten sehen, treffen wir in der Komödie die Blüthe des Zustandes der Ungerechtigkeit in ihrer reichsten Fülle dargestellt und hören mit Staunen und Verwunderung dies alles dem auflösenden Wirken der Philosophie zuschreiben; sie lehre auch τὸν ἄδικον λόγον, mache überhaupt ein jedes Ding zu dem, was ihr beliebt, so daß die improba Den, wie Virgil die Fortuna nennt, jetzt herrsche statt aller andern Götter: dahin war es mit dem Selbstbewußtsein Griechenlands geblieben; es galt nur noch die Meinung, und alles Absolute, im Geist wahrhaft Begründete, hatte nur noch den Werth und das Gewicht einer Meinung. Das hat Aristophanes vortrefflich aufgefaßt, und läßt den Strepsiades ganz consequent aussprechen, indem er seinen Sohn bittet, doch die neue Lehre sich anzueignen, die der verrufenen Philosophenschule nämlich (Nub. 112 sqq.):

εἶναι παρ' αἰτοῖς φασὶν ἄμφο τῷ λόγῳ,
τὸν καίτιον, ὅστις ἰστί, καὶ τὸν ἥτονα.
τοῦτον τὸν ἕτερον τοῦ λόγου, τὸν ἥτονα
νικᾶν λέγοντά φασι τᾷδικώτερον.
ἦν οὖν μάστιξ μοι τὸν ἄδικον τοῦτον λόγον.
ἂν τῶν ὀφείλω διὰ αὐτῶν, τοῦτων τῶν χρηστῶν
οὐκ ἂν ἀποδοίην οὐδ' ἂν ὀφείλων οἰδέην.

Der Chor mußte sich dabei auch nach und nach auflösen; wir begegnen noch hier und dort Resten seiner tragischen Gewalt, wie in dem Gefange:

Τυφιάδουτα μὲν πρῶτον
 Ζήνα τυφάρτου ἐς χορὸν
 Πρωῖα μέλειν καλῆσαι, κ. τ. ἄ.

aber die durch ihn vertretene Einheit ist meist auch nur eine fingirte, komische, so daß sich der Ernst seiner Mahnungen, in den Stil der Komödie umgewandelt, fast allein noch in den Parabasen erhalten hat, welche das alte Recht gegen die neue Sitte ins Gedächtniß rufen. Diese mit ihrer neuchümlichen Weisheit thut sich aber in jedem Zuge kund, mag nun Sokrates schwören (Vers 627.),

Μὰ τὴν ἀνακτοῦν, μὰ τὸ χάος, μὰ τὸν Ἀἴρα,
 oder mag sein ungelehrter Schüler seine grammatischen Epigram-
 digkeiten mit dem freien Wunsche nach dem einzigen Gegenstande
 seines Verlangens unterbrechen,

ἐπεὶ, ἐπεὶ, τὸν ἀδικώτατον λόγον.

Mit einem Worte die Zeit, ὅτ' ἐπὶ τὰ δίκαια λόγων ἔρπου, welche der δίκαιος λόγος rühmt, ist verschwunden; vergebens ruft er dem Jünglinge zu (998—99):

μηδ' αἰτεῖν τῷ πατρὶ μηδὲν, μηδ' ἱκετὸν καλέσασθαι
 μηχανικαῖσαι τὴν ἱκεσίαν, ἐξ ἧς ἐπιτοπογραφίται.

der Unterschied zwischen dem Guten und Bösen ist verwischt, wie sich auch das Gerechte schon vom Schönen getrennt hatte, und wir stehen damit am Ende der reinen hellenischen Sitte, welche das Schöne und Gute als höchstes Ziel verfolgte. Wenn nun auch keineswegs anzunehmen ist, daß sich die komische Darstellung nur als eine Abart der tragischen zeigt, da in jeder Epoche sich beide neben einander geltend machen müssen, wie auch das Leben stets negative Seiten bietet, so findet sich doch bei den Griechen die Ausbildung der Komödie durch die sophistischen Distinctionen des Euripides vermittelt, wie eben durch jenes Wort des Ebers (Orsi 189.): δίκαια μὲν, καλῶς δ' οὐ. Damit also fiel die Welt für geraume Zeit, einer geistig allgemeinen herrschenden Macht unter:

rend, der Willkür einer Göttin anheim, welche Journal vortrefflich schildert, indem er ausruft:

Nullum numen habes, si sit prudentia. Nos te
Nos facimus, Fortuna, Deam, coeloque locamus.

Die späteren mythologisirten Dichter und die Mystiker fallen schon unter eine andere Betrachtung, und wir erinnern da-
her zur Ergänzung dieses Bildes der gänzlischen Auflösung des My-
thümlichen, des *ἀγγῶν* und aller seiner Befriedungen, nur an die
überaus geistreichen Schilderungen des Lucian, in welchen vollends
jede Spur alter Gottesverehrung vernichtet ist, so daß ungezügelter
Laune und der frivolste Spott sich der griechischen Götterwelt be-
mächtigt haben, die nicht mehr der Anbetung sondern nur noch
der Unterhaltung, oder aufs Beste, der Belehrsamkeit und leider
nur zu oft der trüben Farschung dienen sollte, da sich mit den
mythologischen Untersuchungen gar leicht eine gewisse Unfreiheit
des Geistes paart und die Verbunkelung oder der Obscurantismus
sie häufig zum schönen Dedmantel leerer Träumereien gebraucht
haben. Dieser verderblichen Richtung entgegen wirkt nur die freie
Gedankenwelt der philosophischen Betrachtung, zu der wir jetzt
übergehen. *)

*) Die Platon von der Wahrheit sagt, sie sei *ἀσώβητος*, und die Mythologie der *σοφία* entgegenföhlend (Pol. III.), so wie, daß sie nur *ὅσον ἔστιν αἰσῶντος* über *ἀσώβητος* *ἔστιν* wie *ὅσον ἔστιν αἰσῶντος* der Wahrheit so genau als möglich nachbilde (Pol. II. 382.), sehen wir auch in unsern Tagen Männer urtheilen, denen es wirklich am Herzen liegt die Wahrheit zu erschaffen, und führen deshalb, mit Übergebung der Worte Hegels, selbst über Platons Nothenbildung, nur ein Wort von Beacht an, welcher bemerkt: „Eine besondere Rüge verdient noch ein Mißbrauch, der schon früher, und wieder vorzüglich benutzte mit der Mythologie getrieben wird, indem man sich von dem wissenschaftlichen Standpunkt entfernt und dieselbe zu gewissen Zwecken zu gebrauchen gesucht hat. Die wahre Wissenschaft ist jederzeit ohne Tendenz; aber der wissenschaftliche Sophist bezieht sich der Wissenschaft um sie für eine gewisse Tendenz zu gebrauchen. Hierzu gehört der Mißbrauch, den man mit dem Symbolist treibt, um durch sie die von einer gewissen Partei beachtete Einwirkung des Menschenrichtes“

Dritter Abschnitt.

Der Begriff des Bösen nach den Darstellungen der Philosophen.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Begriff ist die auflösende Macht der poetischen Gestaltung oder der Kunst überhaupt, und wie er uns auf hellenistischem Boden zuerst als Chaos erschien, das dann sich schied in seine Elemente, so haben wir ihn in diesem dritten Abschnitt in seiner allmähigen Entwicklung zu verfolgen und die Hauptepochen seiner Bewegung anzugeben.

So ist es denn zuerst wiederum als höchst bedeutsam zu bezeichnen, daß der Grieche in seinen ersten Vorstellungen und Abmahnungen einer höhern Welt gleich den Begriff der Nothwendigkeit, der Bestimmung, des Gesetzes erkannte, und dies allen Bestimmungen voran, ja über alle setzte als eine Macht, der sie blind gehorchen mußten. Alle Philosophie auf rein griechischem Boden

mit zu bewirken. Sie scheint nämlich ein passendes Vehikel, dem klaren Denken und Erkennen entgegen zu wirken, indem man den menschlichen Verstand in einen gewissen symbolischen Schlummer einwiegt, in welchem alle klare Gestaltung philosophischer Ideen verschwimmt, und zugleich die historische Wahrheit verdunkelt wird.“ — Man kann die dunkeln Wege derer, welche sich einzig im Besitze der wahren Geheimnisse Gottes wahren, nicht einfacher und treffender bezeichnen, als Plato a. a. O. es thut mit den Worten: *Ηωρις αὐτὸ ἀγαθὸν εἶναι οὐκ οἶδεν.*

bleibt nun stets dahin gerichtet, dieses geübnete Gesetz näher zu erfassen, die Gottheit, den λόγος nach jenem Begriff der Nothwendigkeit zum Bewußtsein zu bringen. Natürlich werden alle seine Momente zuerst als der Materie inwohnend erscheinen und angenommen werden, bis man ihn als das Wesen, als das Ewige und diese als den Schein behauptet; aber es wird niemandem entgehen, wie Griechenland von Anbeginn eine mehr spiritualistische Richtung verfolgt und eigentlich nie den blinden Mächten der Natur unterworfen war: die Götterwelt ist schon beim alten Homeros, dem ersten Bewußtsein des Volkes über sich selbst, eine der Sinnlichkeit durchaus entgegengesetzte, wie sinnlich sie auch der Dichter einführen möge; ihre ganze Bildung und Gestalt, ihr Leben und Dasein tritt aus den Verhältnissen der Natürlichkeit heraus; schon das eine Wort: ἀνθρώποις ἕκαστα πάντα bezeichnet sie als solche. *Op. c.* 218:

ἡ μὲν γὰρ θεοὶς ἴσται, οὐ δ' ἀνθρώποις καὶ ἀνθρώποις.

Im Theäret (*S.* 180.) redet Plato von den Alten, „welche sich mit Hülfe der Dichtkunst den Weissten verbargen,“ τὸ γὰρ δὴ πρῶτον αἰετὶ τι παρὰ τὸν ἄνθρωπον, μετὰ τοῦτο δὲ ἀποκαταστήσαντες τοὺς πολλοὺς . . ., und verhehlt auch sonst seinen Tadel nicht gegen die mythologische Umhüllung der Wahrheit, wobei er freilich ebendasselbst auch „von den Neutern redet, welche weiser sind und alles ganz offenbar vorzeigen, damit auch die Schuhmacher ihre Weisheit hören und lernen, und aufhören tödlicher Weise zu glauben, daß einiges beharrlich sei unter dem was ist, und anderes sich bewege;“ indeß übten die alten Dichtungen doch einen bedeutenden Einfluß auf die Ausgänge der Philosophie, welche ja auch in poetischem Gewande erschienen, und sich erst im Laufe der Zeit von den Phantasien der Dichter so wie von den ihr nicht angemessenen Abstrakten lösten, um die höchsten Abstrakten darzustellen, die der Weisheit in der Harmonie der Weltbildung. In der Mitte aber zwischen jener

falschen Popularisirung oder Verfechtigung dessen, was nie ohne ernstes Bestreben erreicht werden kann, und einer falschen Dialektik, welche aus ihrem Köcher nur räthselhafte kleine Sprüchlein hervorzieht und diese abschleift, *) während es allerdings eine wahre Dialektik gibt, **) welche die Tiefen der Seinsheit schaut, liegt die philosophische und wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung der Dinge, welche ihren Grund erforscht und ihr Wesen an das Licht fördert, wie der Bergmann das Gold in dem Dunkel des Erdschoßes, oder der Astronom das Weltgesetz erkennt in den Tiefen der Himmels: nur auf diese paßt das Wort des Janiblichus im Leben des Pythagoras (58), *ἐπιστημιότατον δὲ εἶναι τοῦτον ἀνθρώπου τρόπον, τὸν ἀποδείκναιον τὴν τῶν καλλίστων θεωρίαν, ὃν καὶ προκοποῦναι φιλώσομεν*.

Wenn indeß Sokrates (a. a. O. p. 181.) gleichfalls sagt: *δοκεῖ οὖν μοι ἀρχὴ εἶναι τῆς σκέψεως κατήγεως πέρι*, so möchte dies für uns doch nicht so viel bedeuten, als müßten wir auch mit der Betrachtung der Vielheit beginnen, sondern wir stellen, gleichwie die Kosmogonien die ewige Nacht, so die Einheit in unserer Darstellung voran, so wie die Philosophen, welche sie zu ihrem Princip gemacht haben, da ja auch das die Vielen Bewegende nur Eins sein kann; hört dies auf Eins zu sein und folgt jedes derselben seinem eigenen Gesetz, so befinden wir uns gerade

*) Nach Plato (a. a. O.): die ganze Stelle lautet: „... wenn du einen fragst, so ziehen sie wie aus ihrem Köcher räthselhafte kleine Sprüchlein hervor und schleifen diese ab; und willst du dann darüber wieder eine Erklärung wie es gemeint gewesen, so wirst du von einem andern ähnlichen getroffen von ganz neuer Wortverfertigung (*ἄλλος πεπρωμένος καὶ πάλιν μετανοήσας*). Zu Ende bringen wirst du aber niemals etwas mit einem von ihnen, noch auch sie selbst unter einander.“ Schleiermacher.

**) „Der wahre Dialecticismus, der keinesweges zu verwerfen, geht aus einer großen Tiefe des Geistes und Gemüths hervor, wogegen jener scheinbare nur aus einer Aufgeblasenheit des Geistes ohne innern Gehalt oder aus unklaren Kopien entspringt. Wenn der Dialecticismus nicht mit der Wahrheit des Verstandes associirt ist, führt er zu den verderblichsten Abwegen.“ F. Sch.

dadurch in dem Reiche des Bösen. Deshalb bildet die Schule des Pythagoras nicht unschicklich den Ausgangspunkt, da sie das Princip zuerst unter der nächsten philosophischen Abstraction zu begreifen suchte, unter dem Bilde der Zahl, was selbst in jenen ältesten Versuchen der Vergegenwärtigung des Entfernten, in den oben (S. 227.) genannten *ἐντὰ λόγον*, schon einen Anknüpfungspunkt finden möchte. Thales würde in so fern nicht mehr als Vater der Philosophie erscheinen, da er nicht ein Gesetz, sondern nur eine *ἀρχή* suchte, wie wir deren in den orphischen Fragmenten *) schon viele angegeben finden, welche dann bald von diesem, bald von jenem späteren Philosophen abwechselnd als alleinige Grundursache angegeben wurden, aber nur mit dem Chaos in eine Linie zu stellen sein möchten, in so weit sie eine *ἀρχή* in der Materie suchten; die Zahl aber ist das erste Bewußtsein des Geistes über einen nicht materiellen Grund der Dinge, und kündigt sich selbst in den fast ganz begrifflosen Anfängen gleich in ihrer Macht an, indem sie ein ordnendes Princip wird, dagegen jene, Feuer, Wasser, Erde &c. immer nur gestaltend bleiben und zeugend. **)

*) Bei Oelner p. 364.

**) Schon was Hermias (in Phaedr. p. 144.) angibt: *ἔργον καὶ γενέσθαι τὸν κόσμον καὶ ὅτι οὐκ ἔστιν ἄλλο πρὸς τὸν κόσμον οὐδὲν ὡς οὐδὲν ἄλλο πρὸς τὸν κόσμον οὐδὲν ὡς οὐδὲν ἄλλο πρὸς τὸν κόσμον*, deutet auf das Grundprincip griechischer Weltanschauung. Man vergleiche über das Princip und den Anfang, Hegel, Logik I. p. 69 ff. Die Lehre vom Seyn. „Auch das subjektive Thun, sagt er, wird als wesentliches Moment der objektiven Wahrheit erfasst, und das Bedürfnis führt sich herbei, daß die Methode mit dem Inhalt, die Form mit dem Princip vereint sey. So soll das Princip auch Anfang und das was das Prius für das Denken ist, auch das Erste im Gange des Denkens seyn.“ Beginnt man also die griechische Philosophie mit den Ionern, so wäre dies ein Anfang mit dem *πρῶτον καὶ ἑνός*, welches ja schon Aristoteles nicht als wahres *πρῶτον* anerkennt.

Zweites Kapitel.

Die Pythagoreer.

Will jemand ein Ganzes wissenschaftlich darstellen, sagt Aristoteles (Analyt. post. II. 13.), so muß er den Grund, den Begriff der Sache in die ersten Atome oder Untheilbaren (Individualitäten) nach der Species zerlegen (εἰς τὰ ἄτομα τῷ εἶδει τὰ πρῶτα), wie die Zahl in die Trias und die Dras, in das Grade und Ungrade (τὸ τε ἄκρτον καὶ τὸ περισσόν. Met. I. 5.), und er gibt uns damit das Grundprincip der Pythagoreer an, welche jenen obersten, in der Eins befaßten Gegensatz, dann auch zum Begrenzten und Unbegrenzten (πέρας καὶ ἄπειρον) ausbildeten: ihre Feststellungen beruhen darauf, daß die Elemente einfach sein müßten (ἀπλὰ δὲ εἶναι δεῖ τὰ στοιχεῖα. Sext. Emp. Hyp. III. 152.). Sie suchten ferner, wie derselbe Schriftsteller (adv. Math. X. p. 249) sagt, εἰς τίνα (λόγῳ) τὸ πᾶν λαμβάνει τὴν ἀνάστασιν, eine Analyse für das Weltall, ein Princip desselben; und grade wie die Elemente der Wörter nicht Wörter seien, so könnten auch die Elemente der Körper nicht etwas Körperliches sein. Denn fährt er fort, auch die Ideen sind ja ἀσώματα, und alles Gewordene entsteht nach ihnen (πρὸς αὐτὰς γίνεται), aber sie seien nicht die Principien, die ἀρχαὶ der Dinge, so daß also zu ihnen etwas hinzutreten müsse zu ihrer Hypostasirung, die Zahl: auch Linien, aus denen die Flächen und Körper werden, haben als gedachte Voraussetzung die Zahl (καὶ αἱ γραμμαὶ προεπινοούμενους ἔχουσι τοὺς ἀρχαίους). indem die μονὰς und die δύο ἀόριστος als Principien bestimmt werden.

Diese in der Entwicklung der Zeit wahrscheinlich sehr weit auseinander liegenden Lehren faßt man gewöhnlich als die pytha-

goreischen überhaupt zusammen, da ihre Chronologie nicht mehr anzugeben ist, oder wenigstens nur in sehr vagen Umrissen; auch bedürfen wir hier nicht der von gelehrten Männern, besonders von Bösch, gemachten genaueren Auseinandersetzung der pythagoreischen Zahlenverhältnisse, für Harmonik und Weltbildung, indem wir für unsern Zweck zunächst nur den Hauptsatz aufnehmen, daß das Genus jener angegebenen *ἐνατλώσεως* sei τὸ ἐν, in welches die *ἀρχαὶ τῶν εἰδῶν* beschlossen seien. Die Zahl aber, sagt Aristoteles, liegt nach den Pythagoreern dem Dinge zum Grunde als ὕλη, als *πᾶσις* und als *ἐξῆς*, daß sie folglich ihren Ausgangspunct bilde und sie vollständig regle und bestimme (Met. I. 5.): *καίτοι οἱ δὲ καὶ οὗτοι τὸν ἀριθμὸν νομίζοντες ἀρχὴν εἶναι καὶ ὡς ὕλην τοῦ οὐκ ὄντος καὶ ὡς πᾶσις τε καὶ ἐξῆς, τοῦ δὲ ἀριθμοῦ στοιχεῖα τὸ τε ἄριστον καὶ τὸ περὶ τὸν, τούτων δὲ τὸ μὲν πεπερασμένον τὸ δὲ ἀπειρον, τὸ δ' ἐν ἐξ ἀμφοτέρων εἶναι τούτων (καὶ γὰρ ἄριστον εἶναι καὶ περὶ τὸν), τὸν δ' ἀριθμὸν ἐκ τοῦ ἐνός, ἀριθμοῦ; δὲ, κατὰ μέρος εἰρηται, τὸν ὅλον οὐρανόν.*

Die Einheit ist es also, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben, und der in ihr selbst gegebene Gegensatz, und wir können auch hier wieder bemerken, was wir schon oben angedeutet haben in Bezug auf die Einheit des Guten, daß sich die Principien zuerst im Bewußtsein, selbst im Gegensatz von den darin herrschenden Vorstellungen von Gott, ausbilden und dann erst als Bestimmungen der Gottheit und ihres Wesens selber hervortreten, gerade wie man die kantische Triplexität der Kategorien später auf die Dinge selbst übertrug, sie als ihr Wesen erkannte.

Indem nun die Pythagoreer die Welt der wechselnden Erscheinungen unter der dauernden Zahl zu begreifen suchten und selbst zu ihren Göttern als den ordnenden Zahlenwesen beizeten, die Dreieit oder die heilige Tetraktis anriefen, mußte ihnen das der Regel ihrer begrifflichen Zahlenwelt nicht Gehorchende natürlich als das Ungöttliche erscheinen und sie dahin führen, jene als

göttlich erkannte und verehrte Regel auch in der sittlichen und politischen Welt mit der ganzen Strenge und der ernsten Tiefe ihres Charakters geltend zu machen; das Widerstrebende mußte als feindlich ausgeschlossen werden: daher ihr Absondern von der Menge, daher ihre politischen Kämpfe, in welchen sie der ordnungslosen Vielheit zum Theil erlagen. Der pythagoreische Schüler mußte aber zu einem bloßen Werkzeuge in der Hand der Götter werden, durch welches sie das Gute vollbrächten; eigener Entschluß konnte fast nur im Anfang anerkannt werden, in so fern er den Eintritt in den Orden bedingte, und mußte nachher dem Gebote der Oberen, dem Schweigenden Vernehmen und dem unwandelbaren Willen der Nothwendigkeit weichen: darin das Erhabene, darin jedoch zugleich das Unfreie pythagoreischer Gesinnung nach der Seite des für sich als absolut anzuerkennenden Einzelwillens hin. Griechischer Geist nur konnte hier der Erriarrung mit Erfolg entgegenreten, und auf wunderbare Weise bewirkten dies die Jonier, wie man auch von ihnen sagen muß, daß unter ihrer Hand alles seine Strenge verlor, bis das die Vielen Bewegende das sich selbst bewegende Eins wurde; doch liegt allerdings in der ionischen Zersplittertheit eine göttliche Lebenskraft, welche uns ihre Blüthezeit, durch den Zauberspiegel der Jahrtausende verkürzt, als das Paradies und den Quell der ewigen Jugend erscheinen läßt, während das Strecken des tief in sich gehenden Denkens freilich auf diesen so sehr bevorzugten Stamm wie auf gedächtnislos spielende Kinder, welche nur dem Eindruck des Augenblicks leben, herabblitten möchte. *)

*) Mit vorzüglichem Charakteristik sagt Theodorus zum Sokrates: καὶ γὰρ, ὁ Σόκρατες, περὶ τούτων τῶν Ἡρακλείων, ἢ ὡς περὶ σὺ λέγεις Ὀμηρίων, καὶ ἑτ. παλαιότερον, αὐτοῖς μὲν τοῖς περὶ τὴν Ἑφήσον, ὅσοι προσκοινοῦνται ἡμεῖς εἶναι, οὐδὲν μᾶλλον οἷον τι διαλεχθῆναι ἢ τοῖς οἰστρώσιν, ἀτεχνῶς γὰρ κατὰ τὰ συγγραμματα φέρονται, τὸ δ' ἐκμύθηναι ἐπὶ λόγῳ καὶ ἱστορίᾳ καὶ ἡσυχίᾳ ἐν μέλει ἀποσφινδύσθαι καὶ ἐγείσθαι ἥττον αὐτοῖς ἐν, ἢ τὸ μένιν· μᾶλλον δὲ ὅτε-

Obne daß wir uns nun hier durch die Zeitbestimmungen dürfen irre führen lassen, um etwa, nach einer nicht einmal feststehenden Rechnung, den Pythagoras erst nach den ersten ionischen Philosophen zu betrachten, halten wir uns nur an die Priorität des Principes, an die Erkenntniß der *ἐνατία* und ihre *ἑνωσις* durch Anaximandros und Anaximenes, oder wie es Aëtius in Nicomach. ap. Bulliald. ad Theon. Smyrn. p. 212 ausdrückt: *ὅτι δὲ ἡ ἀρμονία ἐξ ἐνατίων σύγκειται, οἱ Πυθαγόρειοι δηλοῦσι· φασὶ γὰρ ὅτι ἀρμονία ἐστὶ πολυμεγέθων καὶ διχοπορούμενων ἑνωσις*; weil in dieser gesuchten Einheit allein die Anfänge der Philosophie begriffen werden können, und das dorische Princip in seiner Ausbildung, selbst in Architektur und Gesetzgebung, als ein früheres erscheint.*) Nehmen wir dazu das schöne Wort Platens im Protagoras (S. 326. B.): *πᾶς γὰρ ὁ βίος τοῦ ἀνθρώπου εὐνομίας τε καὶ εὐαρμοστίας δεῖται*, und den *δεῖος λόγος* ἀνθρώπου σοφοῦ Πανάρχμεω τοῦ Πυθαγορείου (bei Arist. Quint. I. p. 2.), *ὃς φησιν ἔρπον εἶναι μουσικῆς οὐ τὰ φωνῆς μόνον μέρη συνιστᾶν πρὸς ἄλληλα, ἀλλὰ πάντ' ὅσα φέσιν ἔχει συνάγειν τε καὶ συναρμόττειν*, so haben wir darin die ganze Erhabenheit des Charakters der pythagoreischen Lehre zusammengefaßt, welche auf gleiche Weise die Harmonie der Natur zu erkennen, als die der Seele herbeizuführen trachtete durch eine fast mönchische Asekeis, indem sie von der Philosophie schon jenen

heben

βιάζειν τὸ οὐδ' οὐδὲν πρὸς τὸ μὴδὲ σμικρὸν ἐνέειναι τοῖς ἀνθρώποις ἡσυχίας. Plato Theaet. p. 179—80.

*) Als äußeres Zeugniß für diese Priorität genügt wohl die Ansicht der Griechen selbst, wie sie sich ausgesprochen findet bei Isocr. Laud. Basir. 28, p. 227. Steph. *Πυθαγόρας ὁ Σάμιος* — ἀνιόντων εἰς Ἀθήνας καὶ μαθητὴς ἐκείνων (τῶν ἱερέων) ἡγεμόνους τῆν τε ἁλίστην φιλοσοφίαν πρῶτος εἰς τοῦς Ἑλλήνας ἐκόμισεν, καὶ τὰ πρὸς τὰς θυσίας καὶ τὰς ἀγιστείας τὰς ἐν τοῖς ἱεροῖς ἐκπαίδευσεν τῶν ἁλλων ἱσχυοῦσιν. Die Stelle zeigt wenigstens ein richtiges Gefühl für das was der Anfang der Philosophie sein mußte.

hohen Begriff aufstellte, den wir noch durch den Mund des seinem Tode entgegengedehenden Sokrates wiederholt finden: καὶ ἐμοὶ οὕτω τὸ εὐπαινον, ὅπερ ἔπραττον, τοῦτο ἐπιτελέειν, μουσικῇν ποιῆν, ὡς φιλοσοφίας μὲν οὕτως μεγίστης μουσικῆς, ἐμοῦ δὲ τοῦτο πρᾶττοντος (Plat. Phaed. 61. A.). *)

Die Harmonie ist also πολυμυγῶν καὶ διχοφροσύνων ἔκκλις, und spricht sich aus als die göttliche, die einigende Macht gegen die vielfach gemischt Auseinanderfallenden; woher diese aber ihren Ursprung leiten ist uns in der Lehre der Pythagoreer nicht überliefert, da sie nicht eigentlich kosmogonisch ist, sondern welt-ordnend auftritt. Nichtsdestoweniger werden wir auch in den uns hierüber erhaltenen Sagen jenes Princip der ἔκκλις walten sehen und finden dies schon in den einfachen Worten des Porphyrius (V. Pyth. 19) ausgedrückt: . . . πρὸς δὲ τοῖσις ὅτι κατὰ περιόδους τινὰς τὰ γινόμενά ποτε πάλιν γίνεσθαι, νέον δ' οὐδὲν ἀπλῶς ἐστὶ, καὶ ὅτι πάντα τὰ γινόμενα ἑμψυχὰ ὁμογενῆ δὲ νομίζειν: eine Einheit, welche wir eben (S. 187.) schon für Pindar bemerkt gemacht haben. **) Was aber die eigentliche Generation aus dem Einen betrifft, so wird dafür mehr eine ἀφομοίωσις angegeben; denn wenn auch Aristoteles in der Hauptstelle (Met. A. 5.) sagt: οἱ καλούμενοι Πυθαγόρειοι τῶν μαθημάτων ἀφαιρέσει πρῶτον ταῦτα προήγαγον, καὶ ἐντροφεύετε

*) „Das Dorische trägt verhältnismäßig mehr das Gepräge innerer Tiefe, aus welcher auch die kräftige That hervorbricht, und des ruhigen Behaltens in festen fast unzerbrechlichen Formen, wodurch die ächt dorischen Charaktere hoch über das Spiel der sinnlichen Eindrücke erhoben wurden, und eine gewisse innere Übereinstimmung in ihr Leben kam, welche bei den Ionern nicht in solchem Grade gefunden wird.“ Böckh, Philolaos S. 40.

**) Es würden sich hieran auch die etwas unsichern Nachrichten über die Gütergemeinschaft der Pythagoreer knüpfen lassen: τῶν μὲν οὖν Πυθαγορείων κοινὴν εἶναι τὴν οὐσίαν ἀνταρξ α, τ. ἰ. (Jambl. V. Pyth. 81.); indes begnügen wir uns hier den schönen Spruch zu wiederholen: κοινὰ τὰ τῶν οὐδῶν εἶναι, τὸν δὲ οὐδῶν ἄλλον ἑαυτὸν (Diog. L. VIII, 10.), der wohl ächt sein könnte.

ἐν αὐτοῖς τὰς τοῦτων ἀρχὰς τῶν ὅτων ἀρχὰς ᾗς ἔστιν εἶναι πάντων, so heißt es doch gleich darauf: ἔτι δὲ τῶν ἀρμονικῶν ἐν ἀριθμοῖς δοῦνται τὰ κάθη καὶ τοὺς λόγους, ἐπειδὴ τὰ μὴ ἄλλα τοῖς ἀριθμοῖς ἐφαίνετο τὴν φύσιν ἀρμονικῶσαι πάσαν. Wird nun gleichwohl hinzugefügt: οἱ δ' ἀριθμοὶ πάσης τῆς φύσεως πρότοι, τὰ τῶν ἀριθμῶν στοιχεῖα τῶν ὅτων στοιχεῖα πάντων εἶναι ὑπέμβον, so erkennen wir doch aus andern Stellen, wie aus Claud. Mamerc. de Stat. An. II, 7. (ex Philolao): Anima inditur corpori per numerum et immortalem eandemque incorporalem convenientiam, und Theol. Arithm. 8. p. 56: φιλόλαος — — ψύχωσιν — ἐν ἐξέδῃ, τοὺν δὲ — ἐν ἐξδομάδῃ — συμβῆναι τοῖς οὐσίαι· wie die Worte eigentlich gemeint seien τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀρμονικῶς εἶναι καὶ ἀριθμῶν, und daß es sich hier mehr um den λόγος der Dinge und ihre Zusammenfassung zur Einheit handle als um ihre Freiheit und Selbstständigkeit; die Zahl sollte im Grunde nur den harmonischen Einheitsbegriff darstellen, welcher die Gegensätze verbindet; so konnte auch von einer Selbstständigkeit des Einzelwillens nicht die Rede sein. Wie sehr dies auch Aristoteles fühlte, zeigt er de Coel. II, 13. wo er die Pythagoreer tadelte, nicht auf die Erklärungen zu achten: οὐ πρός τὰ φαινόμενα τοὺς λόγους καὶ τὰς αἰτίας ζητοῦντες, ἀλλὰ πρός τινας λόγους καὶ δόξας αὐτῶν τὰ φαινόμενα προέλκοιτες καὶ πειρώμενοι συγκοσμεῖν. Als höchst bedeutend jedoch ist die Meinung des Philolaos zu bezeichnen (bei Stob. Ecl. Phys. I, p. 488.): φιλόλαος πῦρ ἐν μέσῳ περὶ τὸ κέντρον, ὅπερ ἐστὶν τοῦ παιτὸς καλεῖ, καὶ Διὸς οἶκον, καὶ μητέρα Σελήνης, βωμόν τε καὶ στυγὴν καὶ μέτρον φύσεως . . . weil damit ein reales Moment für die Schöpfung gewonnen wird und die Schule zeigt, daß sie nicht bei dem rein logischen Ma der Zahl stehen blieb, sondern ein Gewordenes anerkannte, ein realisiertes μέτρον φύσεως; nur blieb es den Jüngern vorbehalten seine Selbstständigkeit auszusprechen.

Hat man es nun stets mit Recht als einen wichtigen Schritt für die Erkenntniß betrachtet, daß die Pythagoreer zuerst jene bekannten Gegensätze, *πέρας καὶ ἄπειρον* u. s. w., benannt haben, so sind sie doch auch hier wieder in demselben Widerspruch befangen, daß Aristoteles (*Met. A. 5.*) von ihnen sagen kann, — — τοῦ δὲ ἀρχαίου στοιχεῖα τὸ τε ἴσχιον καὶ τὸ περιστόν, τούτων δὲ τὸ μὲν πεπερασμένον τ' δὲ ἄπειρον, τὸ δ' ἐν ἐξ ἀμφοτέρων εἶναι τούτων . . . τὸν δ' ἀρχαῖον ἐκ τοῦ ἐνός . . . und doch wieder: οἱ δὲ Πυθαγόρειοι οὐδὲ μὲν τὰς ἀρχὰς κατὰ τὸν αὐτὸν εἰρήκων τρόπον κ. τ. λ. Mit einem Worte, wir stehen in den Anfängen der philosophischen Wissenschaft; wir sehen τὸ ἀρχαῖον καὶ τὸ κακὸν unterschieden, gleichwie τὸ φῶς καὶ τὸ σκότος, wir treffen eben so auf den richtigen Sinn für die Einheit als Grundlage aller Begriffe; aber wir entdecken noch als Mangel, daß diese Einheit nicht eine in sich bestimmte absolut anerkannt ist, und werden daher die Wissenschaft bis zum vollkommenen Dualismus sich entwickeln sehen, bis zur vollen Selbstständigkeit der beiden Gegensätze. Zu beachten ist nur noch, daß (a. a. O.) αὐτὸ τὸ ἄπειρον und αὐτὸ τὸ ἐν als οὐκία τούτων ὡς κατηγοροῦνται genannt sind.

Will man jedoch weiter gehen und auch die Natur der Götter nach bloßen Zahlenverhältnissen bestimmen, wie wir vom Philolaos lesen (bei Stob. *Ecl. I, p. 8.*): ἴδωμεν δὲ καὶ οὐ μόνον ἐν τοῖς διαιονίοις καὶ δίοις πλάττειν τὰν τῷ ἀρχαίῳ φῶσιν καὶ τῷ δύνειν ἰσχύοντας, so steht man damit auf der untergeordneten Stufe des Begriffs, welche die Buchstaben nur als Zahlenwerthe betrachtet und ihre höhere Function als Elemente des Wortes nicht faßt; nur so war dies im Anfang, nicht als Potenz oder Zahl. Böckh, im *Philolaos* S. 193., sagt deshalb wohl mit gutem Grunde: „Die auffallendste Verkehrtheit in dem Bestreben der Pythagoreer ist jedoch ohne Zweifel die Anwendung der Zahlen und geometrischen Formen auf die Religion und Mo-

theologie.“⁹⁾ Mag indessen solches Bestreben immerhin mangelhaft erscheinen, so finden wir doch an demselben Orte einen Hauptgrundlag für unser Princip aufgestellt, welcher später bei dem Fortschritt der Erkenntniß nur ideell angeschaut wurde und zu dem platonischen Worte führte, daß nichts Schlechtes als von Gott ausgegangen angegeben werden dürfe; denn Philolaos sagt von der Zahl in Bezug auf ein ψεύδος: ψεύδος δὲ οὐδὲν δέχεται ἂ τῷ ἀριθμῷ φύσις οἷδὲ ἀκροτάτα· οὐ γὰρ οἰκεῖον αὐτοῖς ἐστὶ· τᾷς γὰρ ἀπειρῶν καὶ ἀνόριστο καὶ ὁλόγω φύσις τὸ ψεύδος καὶ ὁ φθόρος ἐστὶ. ψεύδος δὲ οὐδαμῶς ἐς ἀριθμὸν ἐπιπνεῖ· πολέμιον γὰρ καὶ ἐχθρὸν τᾷ φύσι τὸ ψεύδος· ἂ δ' ἀλάττειν οἰκεῖον καὶ σίμωτον τᾷ τῷ ἀριθμῷ γυνᾷ.¹⁰⁾ Ganz consequent wird deshalb das ἀπειρον der Zahl und ihrem Wesen entgegengesetzt, als das dem Maas sich nicht Fügende, und es bedurfte nur, daß die Lehre welche Aristoteles (Met. M. 6.) als pythagoreisch angibt: τῶν Πυθαγορείων ἄνοι τὸ ἐν στοιχείων καὶ ἀρχῶν φασιν εἶναι τῶν ὄντων, wirklich begriffen wurde, oder daß man den ἀνοστάτω λόγος, von welchem Eudorus spricht (Simpl. ad Arist. Phys. fol. 39. n.) mit dem δειτερος λόγος, welcher zwei ἀρχαὶ annimmt, in Einklang brachte. Jedoch war dazu erst ein selbstständiges Ausbilden der beiden Seiten erforderlich, wie es uns denn auch die griechische Philosophie darbietet.

Fragen wir demgemäß nach dem Grunde des ἀπειρον, so

⁹⁾ Man vergleiche in der Schrift selbst die ganze Darstellung dieser Lehre und die Angabe der Ursachen, welche diese mathematische Theologie veranlassen konnten, „indem nach der Beschaffenheit der alten Religionsysteme sehr viele der Götter einer physischen Bedeutung nicht nur fähig waren, sondern auch auf denselben beruhten.“

¹⁰⁾ „Φθόρος bedeutet schwerlich etwas Anderes als den Neid, ein Erzeugniß der unvernünftigen Natur . . . Der Irrthum steht dem Unbegrenzten an: woraus man hinlänglich erkennt, daß dem Unbegrenzten nach Philolaos noch keine bestimmte Zahl zukommt, sondern dasselbe nur der allgemeine Begriff des Verschiedenen oder Vielen und Mannigfaltigen ist.“ Bösch, a. a. O. S. 143.

lautet die einfache Antwort (bei Arist. Met. A. 5.): . . . τοιοῦτον δὲ προσέειπεν (οἱ Πυθαγόρειοι), ὃ καὶ ἰδίόν ἐστιν αὐτῶν, ὅτι τὸ πεπερασμένον καὶ τὸ ἀπειρον καὶ τὸ ἐν οὐχ ἑτέρας τιναῖς ᾗθησαν εἶναι φύσεις, οἷον πῦρ ἢ γῆν ἢ τι τοιοῦτον εἶερον, ἀλλ' αὐτὸ τὸ ἀπειρον . . . oder wie es in der angeführten Stelle des Simplicius nach Eudorus Angabe von dem δεύτερος λόγος heißt: κατὰ δὲ τὸν δεύτερον λόγον δύο ἀρχαὶ τῶν ἀποτελουμένων εἶναι, τὸ τε ἐν καὶ τὴν ἐναντίαν ταύτῃ φύσιν ὑποτάσσουσαι δὲ πλείων τῶν καὶ ἐναντίων ἐπινοουμένων τὸ μὲν ἀστεῖον τῷ ἐνί, τὸ δὲ φαῦλον τῇ πρὸς τοῦτο ἐναντιουμένη φύσει: was von dem sich selber zum Gegensatz entwickelnden Einen noch gar weit entfernt ist und die Neigung zum Bösen zwar in der ἐναντίωσι sucht, welche der ἑνωσις widerstrebt, aber diese nicht als ein selbstüberwundenes Wiedervereinigen begreift, und die Seele zwar als Harmonie, aber als willenlos bestimmt. *) Außer dem sind die Gedanken gegen den Selbstmord, welche man dem Philolaos zuschreibt und besonders der Ausdruck, daß die Menschen gleichsam eine Heerde der Götter seien (Plato Phaed. p. 62 B.): οὐ μέντοι ἀλλὰ τόδε γέ μοι δοκεῖ εὖ λέγεσθαι, τὸ θεοῦ εἶναι ἡμῶν τοὺς ἐπιμελομένους καὶ ἡμᾶς τοὺς ἀνθρώπους ἐν τῶν κτημάτων τοῖς θεοῖς εἶναι, wohl nicht geeignet menschliche Freiheit nach den Grundsätzen der Pythagoreer behaupten zu lassen. Böckh (a. a. O. S. 184.) sagt daher: „das Sittliche, obgleich bei den Pythagoreern praktisch, asketisch und politisch ausgebildet, scheint bei ihnen überhaupt und vorzüglich bei Philolaos dem Physischen noch untergeordnet gewesen zu sein, wenn es auf eine wissenschaftliche Erkenntniß ankam.“ Und ferner: „Wenn Diogenes richtig gesagt hat, es sei dem Philolaos zufolge Alles nach Nothwendigkeit und Harmonie geworden, so konnte der Py-

*) Macrob. (Sonn. Sc. I, 14.): Plato dixit animam essentiam se moventem, Xenocrates numerum se moventem, Aristoteles ἐντελέχειαν, Pythagoras et Philolaus harmoniam.

thagoreer auch den menschlichen Handlungen keine unbedingte Freiheit zugesprochen, welche überhaupt, so wie sie in den neueren Systemen hervorgetreten ist, von keinem der alten Hellenen gesagt wurde . . . denn es gebe, wie Philolaos sagte (Arist. Ethic. Eud. II, 8.) als Bestimmungsgründe unserer Handlungen u. s. w. λόγους τινὰς αἰεττοὺς ἡμῶν.“^{*)}

Haben wir also in der Lehre des Pythagoras nur die ersten Grundlagen philosophischer Entwicklung gewonnen und dürfen wir ihm unter den Philosophen nur eben den Platz einräumen, welchen die Architektur unter den Künsten behauptet, weil sie auch durch Maas und Zahl den Gedanken zu verkörpern versucht,^{**)} indem wir mit Arist. (Mag. Mor. I, 1.) anerkennen: οὐκ ἄγνων (Πυθαγόρας εἶπεν), τοὺς γὰρ αἰετὰς εἰς τοὺς ἀριθμοὺς ἀναγὰγων οὐκ οἰκτιρῶν τὴν θεωρίαν ἐποιεῖτο· οὐ γὰρ ἔστιν ἡ δικαιοσύνη ἀριθμὸς ἰσότης ἴσος· so steht er und seine Schule doch als sehr bedeutsam da, weil sie das ἀγνὸν von dem κατὸν mit bestimmtem Gegensatz scheidet, und das Unharmonische und Gespaltene ebenso als das Ungöttliche ausgesprochen haben nach acht hellenischer Ansicht. Auf den Boden dieser nie rastenden, stets sich neu gestaltenden Vielheit, wie auf das ihnen gehörende unbegrenzte Meer oder in die Unermesslichkeit des freien Welters, führen uns die Jonier aus den düstern Felsenhöhlen und von den steilen Abhängen des iberischen Urgesteins.^{***)}

*) Man sehe das Nähere, besonders auch über die Seele, als in der Gefangenschaft des Körpers gehalten, in der trefflichen Darstellung von Weich a. a. O.

**) Dem Taphen gehörte nach Plutarch (de Is. et Os. 36.) das Sechshundertfünfigest an.

***) Wenn Gruppe, über die Fragmente des Archytas S. 77. sagt: „Nun kommt uns hier aber auch die eine von den dorthin gezeigten Interpretationen im Text des Aristoteles zu flarten, denn wenn es dasselbst (Ethic. Nic. II. 5.) hieß: τὸ γὰρ κατὸν τοῦ ἀρίστου, ὡς οἱ Πυθαγόρειοι ἐκάζον, τὸ δ' ἀγνὸν τοῦ τιμιωτάτου, so sind wir von dieser Stelle nunmehr befreit. Aber es ist noch eine andere, sagt man uns, welche dasselbe

Drittes Kapitel.

Die Ionier.

„Der Ionier Sinnlichkeit, ihr Befangensein in dem Außeren, ihre Empfänglichkeit für die Eindrücke desselben und ihre lebendige Beweglichkeit darin stellt sich uns in der materialistischen Ansicht von den Gründen der Dinge und dem mannigfaltigen Leben und Treiben der Stoffe dar, auf welcher alle Ionischen Systeme beruhen; alle suchen das Wesen der Dinge in dem Stoff, führen mehr oder weniger selbst das Geistige darauf zurück, und vernachlässigen das Sittliche; der Mangel des Sinnes für die Einheit, welcher hiermit wesentlich zusammenhängt, begünstigte die atomistische Physik; und Heraclitus auf den Widerspreit gebaute Lehre spricht die Unstetigkeit des Ionischen Wesens klar aus, wenn sie die Ruhe den Tod der Seele nennt.“

Mit diesen Worten bezeichnet Böckh, im Philolaos S. 40., treffend das Wesen der jeder Regung des Windes gehorchenden ionischen Vielheit, welche zu dem unbewegten Dorismus gerade in dem Verhältnisse steht, wie die nie rastende Natur gegen die ewig in sich ruhende Gottheit welche nur ihr ewiges Gesetz kennt. Deshalb wird die ionische Philosophie in sich selbst dem entsprechen, was wir als Böses benannt haben, und wird mit ihren Lehren die wahre Grundlage der sophistischen Betrachtung, so wie aller Stepsis darbieten, aber auch das Princip der Bewegung, des stets schöpferischen, sich immer wieder verjüngenden Lebens: dennoch mußte ihr als Philosophie dieses Wunderbare begegnen,

nur noch deutlicher ausspricht. Zum Glück trägt sie auch in demselben Maas die Kennzeichen eines Ciossemis noch deutlicher an sich“ u. s. w., so möchte ihn sein Eifer wohl etwas zu weit führen.

fortwährend nach einer Einheit streben zu müssen, der ihr Grundprincip durchaus widersprach; sie konnte daher nur an ihrem Gegenfage eine Ruhe finden, indem sie als stete Bewegung in die ewig ruhende Einheit aufgenommen wurde, und diese als das sich selbst Bewegende anschauen ließ, bis hinauf zur Dialektik des sich selbst denkenden Geistes.

Haben wir nun die *ἔνωσις τῶν πολυμυγέων καὶ διχοφορίας* bei den Pythagoreern gesehen, so zeigen uns die Ionier ihre Genesis, und das All ist mit Göttern angefüllt; womit denn das Wort des Aristoteles (*Met. A. 3.*) vollkommen übereinstimmt: *τῶν δὲ πρώτων φιλοσοφιάων οἱ πλείστοι τὰς ἐν ἑαυτοῖς εἶδες μόνιας ἐξήρτησαν ἀρχὰς εἶναι πάντων*. Aristotele Bewegung war der Grundfag des Zenismus und ihm entsprechend hielt man die Elemente, welche diese Erscheinung boten, alles aus sich erzeugten, alles wieder in sich aufnahmen, auch nicht für erschaffen, sondern selbst die Götter erzeugend; Anaximenes *aëra deum statuit, eumque gigni esseque universum et infinitum et semper in motu* (*Cic. de Nat. Deor. I, 10.*). Diogenes aber forschte in diesem beständigen Wechsel des Daseins nach einer *ἀρχὴ ἀναμεισθίστητος*: *εἰ γὰρ τὰ ἐν τῷδε τῷ κόσμῳ εἶναι νῦν, γῆ καὶ ὕδωρ καὶ τὰλλα ὅσα φαίνεται ἐν τῷδε τῷ κόσμῳ εἶναι, εἰ ποτέων τι ἦν τὸ ἕτερον τοῦ ἑτέρου ἕτερον εἶναι τῇ ἰδίᾳ φύσει, καὶ μὴ τὸ αὐτὸ εἶναι μετακίπτε πολλὰ καὶ ὑπεροικοῦτο, οὐδ' ἂν οὔτε μίσεσθαι ἀλλήλουςιν ἠδύνατο, οὔτε ὑπελάμειν τῷ ἐλάττω οὔτε πλάσσει . . .* (*Simpl. Phys. fol. 32. b.*). Dennoch blieb dieser eine Grund der Schöpfung selbst immer ein physischer, mochte man auch mit Anaximander τὸ ἄπειρον als solchen ansetzen und sagen diese *ἀρχὴ* sei weder *ὑδὼρ* *μητε ἄλλο τι τῶν κολουμένων στοιχείων*, mochte er selbst, wie Simplicius (*Phys. fol. 6. a.*) weiter von ihm berichtet: *οὗτος δὲ οὐκ ἀκολουμένον τοῦ στοιχείου τὴν γένειαν ποιῆ, ἀλλ' ἀποκαρτημένων τῶν ἐναντιῶν διὰ τῆς αἰδίου κινήσεως*, die Gegensätze scheiden, so gewann

er doch kein weltordnendes oder schaffendes Princip, wie die Pythagoreer, sondern er blieb bei dem stehen, was wir beim Theophrast lesen (ap. Simpl. ibid. fol. 6. b.): ἐκεῖνος γὰρ φησιν ἐν τῇ διακρίσει τοῦ ἀπείρου τὰ συγγενῆ φέρεσθαι πρὸς ἄλληλα καὶ ὅ τε μὲν ἐν τῷ πατρὶ χροῦδος ἦν, γίνεσθαι χροῖόν, ὃ τι δὲ γῆ, γῆρ' ὁμοίως δὲ καὶ τῶν ἄλλων ἑκαστον ὡς οὐ γινομένων, ἀλλ' ὑπαρχόντων πρότερον.

Was man bei solchen Annahmen von der Seele ausagen konnte, ist ganz einfach in den Worten des Aristoteles (de A. I, 5.) aufzuheften: καὶ ἐν τῷ ὄντι δὲ τινες αὐτὴν μεμυχθεῖαι φασιν, oder wie Diogenes die Luft nennt: ἀπείρατον σῶμα· τῶν δὲ τὰ μὲν γίνεται, τὰ δὲ ἀπολείπει . . . καὶ πολλὰ εἶδος ἴσθι· und nachdem er gesagt, daß sie die μέτρα aller Dinge in sich trage, fügt er über den Menschen hinzu: ἀνθρώπος γὰρ καὶ τὰ ἄλλα ζῶα ἀνιπνέοντα ζῶσι τῷ αἵμα, καὶ τοῦτο αἰτῶσι καὶ ψυχὴ ἔστι καὶ νόησις . . . καὶ ἐὰν τοῦτο ἀπαλλαχθῇ, ἀποθνήσκει, καὶ ἡ νόησις ἐπλείπει. Diesem Verkommen in der Außerlichkeit setzten sich freilich Philosophen wie Heraklit entgegen, welcher selbst den Dorern gegenüber behauptet: Πολυμηδὴν νόον οὐ διδάσκει· Ἡσίωδον γὰρ ἂν εἰδίδασκε καὶ Πυθαγόρην αὐτίς τε Ζενοφάνειά τε καὶ Ἐκράτηδον, und der die Gottheit zu dem allein Weisen macht: ἴσθες γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνῶμας, θεῶν δὲ ἔχει. — ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονας, ὅπως περ παῖς πρὸς ἀνδρός (Origen. adv. Cels. VI. p. 283.); während auch schon Diogenes eine ἐκμηνητὴ ἀπλὴ καὶ σεμνή gefordert hatte (Diog. L. IX, 57.). Diese γνῶμαι, welche das θεῖον allein besigen sollte, waren indeß noch so wenig als wirksam gedacht, die Gottheit mit der Welt so wenig in Harmonie gesetzt, daß Sokrates selbst noch gegen den Anaxagoras das bekannte Wort sagen konnte, er habe zwar den Νοῦς als das Princip hingestellt, lasse aber alles von physischen Gründen abhängen, und der Mann, welcher den Νοῦς als Urheber des All aufgestellt, verfabre ganz

und gar ohne denselben: ἀπὸ δὲ θαυμαστῆς ἐλπίδος ὥχόμενον
φρονοῦμενος, ἐπεὶ προῶν καὶ ἀναγνώσκων ὁρῶ ἀνδρᾶ τῷ
μὲν ὡς οὐδὲν χροῦμενον οὐδὲ τινας αἰτίας ἐπιαιτιώμενον εἰς τὸ
διακοσμεῖν τὰ πράγματα, αἰτίας δὲ καὶ αἰθέρας καὶ ὕδατα
αἰτιώμενον καὶ ἄλλα πολλὰ καὶ ἀτοκα· während Sokrates ge-
hofft hatte über das ἄριστον und βέλτιστον etwas zu vernehmen
und sagt: ἀναγκάσιον δὲ εἶναι τὸν αὐτὸν τοῦτον καὶ τὸ χεῖρον
εἰδέναι· τὴν αὐτὴν γὰρ εἶναι ἐπιστήμην περὶ αὐτῶν (Plat.
Phaed. 97—98.).

Wir befinden uns also im Ionismus in einem vollkomme-
nen Abfall von dem Göttlichen, in einem ruhelosen Treiben, wel-
chem auch Heraklit verfallen war; denn es heißt von ihm: Ἡρά-
κλειτος ἡμεῖς τε καὶ οὐρανὸν ἐκ τῶν ὄλων ἀτήρει. ἔστι γὰρ
τοῦτο τῶν νεκρῶν (Plut. de Plac. Ph. I, 23.). Indem man
aber auf der einen Seite τὸ πρῶτον und den Νοῦς als Princip
setzte, auf der andern Seite alles dem natürlichen Mechanismus
unterwarf, mußte sich ein Dualismus ergeben, den wir als sol-
chen werden bestimmt ausgesprochen finden; oder man konnte auf
rein physischem Wege fortschreiten und es andern überlassen die
Erkenntnis des Anaxagoras weiter zu bilden,*) was zu der Lehre
der Atomiker führen mußte. Bieten uns jedoch die Ionier für
das geistige Princip des Menschen nicht die Anhaltspunkte, welche
wir bei den Dorern anerkannt sahen, so ist es dennoch von gro-
ßer Bedeutung, daß sie den Menschen nach der physischen Seite
hin auffaßten, und daß Anaximander aussprach: „Weber das was
ist seinen Ursprung hat, in dasselbe hat es auch seinen Untergang
nach der Billigkeit, indem es einander Zufluß und Strafe giebt

*) Ἄλλοι ἀκούσας μὲν ποτὶ ἐκ βιβλίου τινός, ὡς ἔφη, Ἀναξα-
γόρου ἀναγνώσκοντος, καὶ λέγοντος ὡς ἄρα τοῦς ὄντων ὁ διακοσ-
μῶν γένηται καὶ πάντων αἴτιος, ταύτη δὲ τῇ αἰτίᾳ ἡσθῆναι καὶ ἰδοῦναι μοι
τρεῖς εἶναι ἃ ἔχουσιν τὸν νοῦν εἶναι πάντων αἰτίων, καὶ ἡγησά-
μεν, εἰ τοῦτο αἰτίας ἔχει, τὸν γὰρ νοῦν νοσημοῦντα πάντα κοσμεῖν καὶ
ἐκαστον γένεσθαι, αὐτῇ ὅπῃ ἂν βέλτιστον ἔχη· κ. τ. λ. Plato l. l.

für die Ungerechtigkeit, nach der Ordnung der Zeit.“ *) Außerdem sei es erlaubt hier an den im Anfang unserer Betrachtung (S. 13 ff.) aufgestellten Satz zu erinnern, daß wir es bei den Griechen stets mit einem dem Princip des Geistes dienenden Völke zu thun haben, welches zwar der *γένεσις* materiell das Wasser oder Feuer als Urstoff unterlegen konnte, aber deshalb nie der Götter vergaß, wie ja auch von Thales berichtet wird: *πρὸν μὲν τὸν νοῦν τοῦ κόσμου ἄγει, δαίμονας δὲ οὐρανὸν καὶ ψυχικάς, καὶ ἥσαντες τὰς πεχωρισμένας ψυχὰς τῶν ἀνθρώπων* (Athenag. Legat. c. 21.). Auch hatte Heraklit die Sinne als das Trägerische erkannt (*τὴν ὁρατὴν πρὸςθεῶν ἔλεγεν*, Diog. L. IX, 7.); indeß ist es von der höchsten Bedeutung für die ganze Philosophie, daß wir die von Vielen, denen *ἔννοια* allein das Göttliche schien, und auch vom Homer erkannte Gottheit, die Eris, in ihr volles Recht eingesetzt sehen durch eben jenen Weisen, der ihr und dem Krieg alle *γένεσις* zuschreibt, **) während er wiederum aus dem Verschiedenartigen sich die schönste Harmonie bilden läßt (Arist. Eth. Nic. VIII, 2.). Welchen Fortschritt der Erkenntniß dies bildet, leuchtet jedem ein, der weder in reinen Abstractionen lebt, noch in der Materie den Grund aller *νόησις* sucht. Immer mehr aber thut sich nun das Bedürfniß nach wahrer Erkenntniß des Grundes der Gerechtigkeit kund, und nach einer Einsicht in die Natur des Menschen und seines Geistes; aus dem Stande der Naturnothwendigkeit strebt er zur Freiheit.

*) E. Brandis, Geschichte der Griech.-Röm. Phil., I, 126. und Schleiermachers Abhandl. über Anaximandros.

**) *Ἡράκλειτος μὲν γὰρ ἀντικρὺς πόλεμον ὀνομάζει παρὶς καὶ βασιλεία πάντων, καὶ τὸν Ὀυρανὸν μὲν ἐνχόμενον, ἐν τῇ γῇ ἱερὸν, ἐν δ' ἀνθρώπων ἀπολλύσθαι, καὶ θάνατον ὡς τὴν πάντων γενέσιν καταρτίζον, ἐν μάχῃ καὶ ἀντιπαρθεῖας τὴν γένεσιν ἔχοντων.* Plat. de Is. et Os. p. 370. E. oben S. 92 ff.

Viertes Kapitel.

Die Eleaten.

Aus der Nacht geboren versinkt die Welt des Tages und das ganze Lichtreich des Olympus und der Götterschönheit wiederum in die Nacht des Eines, in den Abgrund des reinen Seins: so fordert es der allumfassende Gedanke des erhabenen Parmenides. Haben wir indeß schon einmal (S. 14—15.) ausgesprochen, daß die griechische sogenannte Naturphilosophie keinesweges als begrifflos aufzufassen ist, wie sich wohl die neuere oftmals gezeigt hat, so müssen wir für die Abstractionen der Eleaten festhalten, daß sie nicht unreal waren, wie die mancher modernen Philosophen, sondern daß ihre Einheit und ihr Sein stets das All zur Grundlage haben, und daß es von Xenophanes heißt, er sah den Himmel an und erkannte, Gott sei das Eine: *εἰς τὸν ὅλον οὐρανὸν ἀτολήνως τὸ ἐν εἶναι φησι τὸν θεόν* (Arist. Met. A. 5.). Zugleich aber verlassen wir hiermit das Gebiet auf dem die Sinne Auctorität haben und erkennen nur noch die Herrschaft des Logos, indem die Eleaten auch sich der mythologischen Anschauung entgegensetzten und den Volksglauben über die Götter als etwas durchaus Unrichtiges bezeichnen. Denn während die Dichter von einer Theogenie reden und von einer Göttervielfeit, sagt ein Vers des Xenophanes (bei Clem. Alex. Strom. V. p. 601.):

*εἰς θεὸς ἓν τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι μέγιστος,
οὔτε δέμας θητοῦσιν ὁμοῖός οὔτε νόμα,*

womit der Anthropomorphismus als der Gottheit unangemessen verworfen wird. *) Über das neue Element, was durch die Ele-

*) Man vergleiche die hieher gehörigen Belegstellen in den Geschichten

aten der Philosophie gewonnen wurde, lesen wir bei Brandis (Geschichte u. S. 351.): „Aber wie dachten sich unsere Ionier das Göttliche des Urgrundes? zunächst als Weltbewußtsein, als Urquell wahrer Erkenntniß. Und wie wiederum das Weltbewußtsein? der Begriff freier Selbstbestimmung hatte sich ihnen nicht nur noch nicht aufgeschlossen, sondern konnte sich überhaupt nicht ergeben, so lange der Urgrund als Urstoff oder Urkraft oder als Ineinander von beiden, kraft seiner Wahrheit die Welt des Endlichen aus sich entwickeln sollte. Nothwendige Vorherbestimmtheit war ihnen der letzte unbedingte Grund alles Werdens und das göttliche Selbstbewußtsein die intelligente Seite derselben. Anaxagoras allein war, auch hier von der Wahrheit genöthigt, der Idee eines freien selbstbestimmenden Weltbewußtseins nahe gekommen, wenn auch außer Stande, es im Kampfe gegen einen von ihm unabhängigen Urstoff festzustellen.“ Also konnte, was die Ionier erstrebt hatten, indem sie das Einzelne nach seiner Existenz auffassen wollten, von ihnen nicht vollendet werden, da sie wohl seine Entstehung nachweisen, sein Werden begreifen mochten, aber nicht zur Erkenntniß seines Rechts kamen. Dies war allein durch den *Λόγος* möglich, und wir sehen daher das ionische Bewußtsein schon bei Homer in dem beständigen Schwanken zwischen Freiheit und Unfreiheit begriffen, bald die Götter als Urheber unserer Thaten und ihrer Vollendung nehmend, bald dem Menschen und seinem Unverstande das Böse zuschreibend; der Gedanke erst konnte ihn frei machen und, freilich noch in objectiver Gestalt, errangen ihn die tiefforschenden Eleaten, vor allem der große Parmenides, wie ihn auch Plato nennt; nichts Äußeres durfte sich hier der

der Philosophie; bei Brandis a. a. O. S. 360 ff. — Wenn man aber die Griechen schon so gegen die Nothologie als unphilosophisch verfahren sieht, wie soll man da Vertrauen fassen zu den Gedanken derer, welche von einer Philosophie der Nothologie reden? Sie könnten leicht, wie man gesagt hat, in eine Nothologie der Philosophie umschlagen und so das Verlaugnen des *Λόγος* strafen.

Consequenz des jede Form stützenden Denkens mehr entgegenstellen und das Nicht-Sein mußte verschwinden. *)

Was bei diesem neuen Grunde, den die Philosophie gewann, uns für unsern Zweck hauptsächlich angeht, ist in den Worten des Aristoteles (Met. A. 5.) enthalten: *εἰς δὲ τινες οἱ περὶ τοῦ παντός ὡς ἂν μῦθς οὕτως εὖςτως ἀπεφήναιτο, κ. τ. λ.*: das Denken begriff die einheitliche Natur des All, und es durfte fernhin nicht mehr als dieser fremd ausgesprochen werden, während man bei dem Streit um die Principien bald dieses bald jenes, bald mehrere wirksam glauben konnte. Deshalb führt Aristoteles fort: *τρόπον δὲ οὐ τὸν αὐτὸν πάντατε οὔτε τοῦ καλῶς οὔτε τοῦ κατὰ τὴν φύσιν. εἰς μὲν οὖν τὴν νῦν σκέψιν τῶν αἰτίων οὐδαμῶς συσχεμύσσει περὶ αὐτῶν ὁ λόγος· οὐ γὰρ ὥςπερ ἔνοι τῶν φυσιολόγων ἐν ὑποθέμενοι τὸ δὲ ὅμως γεννωσιν ὡς ἐξ ἑνὸς τοῦ ἐνός, ἀλλ' ἕτερον τρόπον οὔτοι λέγουσιν· ἐκείνοι μὲν γὰρ προστιθέσκει κίνησιν, γεννωτὲς γε τὸ πᾶν, οὔτοι δὲ ἀκίνητον εἶναι φασιν.* Damit war der Begriff, das Denken, der Geist als Einheit der Welt und des All erkannt, und was fortan als Princip sollte behauptet werden, konnte nur als Geist sein: nicht mehr durfte man eine Genesis ὡς ἐξ ἑνὸς τοῦ ἐνός irgendwie voranstellen. Natürlich waren auch jetzt erst alle Abnungen und Vorstellungen von einem Ursprung des Bösen im Geist und einem in diesem selbst bewirkten Zwiespalt auf einen sicheren Boden zurückgebracht: doch wenn es sich nun als eine rein geistige Macht entwickelte, so mußte auch seine Überwindung eine unendlich höhere Forderung stellen, als die welche wir für die erste Begründung der Herrschaft des Zeus gegen den Widerspruch der zerreißenden Götter aufgestellt sahen. In so fern aber die Er-

*) Aristocl. ap. Euseb. *Præp. Ev.* XIV, 17. *ἄλλοι δ' ἐγίνοντο τοῖς τοῖς τὴν ἐναντίαν φωνὴν ἀφύπτως· οἷονται γὰρ διὲν τὰς μὲν εἰσρήσεις καὶ τὰς παντασίας καταβάλλειν, αὐτῶ δὲ μόνον τῷ λόγῳ πιστεύειν.*

kenntniß der Eleaten zunächst eine einseitige war, gerade wie die Behauptungen der Jonier, so haben wir es mit einem Dualismus zu thun, welcher, so lange er beide Seiten als selbständig setzte, unphilosophisch blieb, oder sich ins Leere verlieren mußte; seine philosophische Begründung gab ihm erst die Dialektik: wichtig ist es indeß, daß schon manche Denker genannt werden, welche gleichzeitig beide Seiten anerkannten, und die daher den Übergang zu den Hauptern wahrer Erkenntniß bilden.

Wußten wir aber in unserer ganzen Darstellung den Gegensatz als das eigentlich Lebende bezeichnen, auf dem alle Entwicklung beruht, so dürfen wir auch nicht unbemerkt lassen, daß Parmenides gegensätzlich bestimmte Qualitäten an die Stelle der Urstoffe setzt, τὸ αἰετὸν καὶ τὸ θεομὸν καὶ τὸ εὖ καὶ τὸ καλὸν καὶ τὸ κολύρον· ἐπὶ δὲ τῷ περὶ ὧν ὡνύμωται τὸ ψυχρὸν καὶ τὸ ζέον καὶ τὸ σκληρὸν καὶ τὸ βαρὺ· ταῦτα γὰρ ἀπεχρίθη ἑκατέρωθεν ἑκάτερον (Simpl. f. 7. b.); denn hierdurch geschah ein weiterer Schritt der Begriffsbestimmung des Stoffartigen, und es erfüllte sich schon daran die hohe Verheißung, welche derselbe von der Dile der Seele zu Theil werden läßt (Sext. Emp. adv. Mathem. VII, 111.):

... χρεὶ δὲ σε πάντα κινέσθαι

ἢ μὲν ἀληθείης εὐκρίσεως ἀπορρέου ἵστος,

ἢ δὲ βροτῶν δόξας, ταῖς οὐκ ἔνι πίστις ἀληθείης κ. τ. λ. *)

Das Gebiet der Veränderungen ist ihm aus Licht und Finsterniß gemischt; verschieden sind die Mischungsverhältnisse der beiden Grundweisen; das Mächtigere aber ist der Gedanke, τὸ γὰρ κλέον ἰστί νῦνμα. **)

*) Alle diejenigen, denen die Erkenntniß, das Wissen dessen was gut und böse ist, als Sünde erscheint, werden sich freilich einer solchen Verheißung der Götter der Gerechtigkeit nicht freuen, so fern sie auch ihre Sünden treffen und die enthüllen könnte ταῖς οὐκ ἔνι πίστις ἀληθείης.

**) Das Einzelne siehe bei Brandis a. a. O. 391 ff.

Der nächste Schritt der jetzt gethan werden mußte war, daß man die Vielen wirklich aus der Einheit herzuleiten versuchte, um so Pindars Wort, daß wir Eines Stammes seien und das All in der Wirklichkeit Eins, und die Gottheit das Sein, zu einer Wahrheit zu machen, indem Aristoteles schon dem Melissos vorwerfen konnte, sein λόγος sei μᾶλλον ποσειδῶς καὶ οὐκ ἔχων ἀπολογίαν (Phys. I, 2.); es fehlte an dem Moment der Dialektik, als deren Urheber man den Zeno nennt, auf welchen man auch τὸν λόγον τὸν ἐκ τῆς διχοτομίας zurückführt (Simpl. f. 30.). Brandis sagt darüber (a. a. O. S. 410 ff.): „er hatte sein Buch geschrieben (Plat. Parm. 124.) gegen diejenigen, welche das Eins des Parmenides zu verstopfen und zu zeigen gesucht, es verwickelte in viele und lächerliche Widersprüche, um zu erweisen, daß noch Lächerlicheres ihre Voraussetzung des Mannichfaltigen herbeiführe. — Ähnlichen Zweck scheint auch die Zweitheilung gehabt zu haben, wenn nämlich ihr zufolge das Mannichfaltige zugleich als endlich (weil wirklich, mithin bestimmt), und unendlich (weil nicht aus letzten Theilen bestehend), daher zugleich als klein und groß zu setzen sein sollte, weil in der ins Unendliche fortlaufenden Theilung zugleich alle GröÙe einbüßend und durch die unendliche Menge der Theile in erhöhtem Maße sie wieder gewinnend.“ — Man sieht leicht, was Plato hieran als notwendiges Ergebniß im Fortgange des Denkens knüpfen mußte und wie alles zu seiner Erscheinung auf göttliche Weise vorbereitet war, um den Stempel und das Siegel der Wahrheit durch seinen allumfassenden Geist zu empfangen.“)

Fünftes

*) Schelling, Über die Gottheiten von Sam., S. 13, verliert sich noch tiefer und behauptet als Grundlage des Seins das Sein kennen: „Wie Jás im Suchen des verlorenen Gottes, wird Ceres im Suchen der verlorenen Tochter ganz die Suchende. Doch liegt der erste Grund des Begriffes tiefer. Alles Unterste, unter dem nichts mehr ist, kann nur Sucht seyn, Wissen, das nicht sowohl ist, als nur trachtet zu seyn.“ Deshalb gehe das Wesen der Ceres ganz auf in Sucht, und ihr Name Des, in dem sie wirtß

Fünftes Kapitel.

Der Dualismus. — Empedokles. Anaxagoras.

Aus dem Geste, welchen Zeus *ἑξάντρος* nennt, entwickelt sich auf dem Wege des Begriffs die *ἑξάντρος* mit ihrem Gegensatz, der *αἰεία*; aber unvereinbar stehen wir die beiden in ihrem Kampf begreifenden Gewalten sich gegenüberstehen; beide sind als notwendig anerkannt, aber indem man sie als selbständig auffasste, trat man in das Reich des Dualismus, den auch jetzt noch nur die kräftigsten Geister zu überwinden vermögen, während die ohnmächtigen, nicht zu geistiger Herrschaft berufenen, einseitig diesem oder jenem Princip verfallen, ja den Gegensatz, als einen feindseligen, wohl gar glauben verwerfen zu müssen: es ist ja auch so süß nur der gegenstandslosen Liebe zu leben. Genieß der Schwachheit oder der Schlaftheit! anders sind die Gedanken des Geistes und die Wege des Herrn. Auch die Griechen sahen den Dualismus als Übergangsstufe, machten ihn indeß nie zu einem Artikel ihres Glaubens, von wahrhafter Erkenntniß richtig geleitet. Hören wir dafür den Empedokles.

sich kundgibt, bedeute, die Sehnsuchtskrante, die Schwächende, „eine Bedeutung, die der Zusammenhang fordern würde, wenn sie auch nicht auf Sprachforschung sich rechtfertigen ließe.“ In der betreffenden Note wird Sucht erklärt aus *Wachter, Gloss. germ.* „Sucht a) morbus v. e. Mondsucht. Fallsucht. b) affectus gravior totum hominem inslar morbi occupans. Tales sunt omnes cupiditates.“ — Ein Proöchen von der schon länger begründeten Philosophie der Nothologie oder von der neuen Philosophie der Offenbarung. Doch bleibt es immer dankenswerth, was Schelling als Grund seines langen Schweigens anführt, daß er der Wissenschaft Zeit gelassen habe sich ohne störenden Eingriff seinerseits zu entwickeln; er trübt sie nicht mehr wo er sie verlassen hat, wie jeder der an die Stelle einer lebendigen *démos* eine todte Sucht setzt; auch sucht sie nicht. — *Δαῖς*, vielleicht verführt aus *Δαῖς*, wäre *Δαῖς*.

Das Sein war als mit der Gottheit Eins von den Eireten erklärt worden; die Ionier bauten die stoffartigen Principien der Mannigfaltigkeiten schrittweisen gesucht: beides trat nun mit gleicher Berechtigung einander gegenüber, indem jedes Priorität des Seins und Erzeugung des andern aus sich in Anspruch nahm: eine Epoche der philosophischen Entwicklung der vergleichbar, welche wir in der dramatischen Kunst durch Aeschylus und Sophokles repräsentirt finden; nur daß diese die Versöhnung schon geahnet hatten, welche der Philosophie noch mangelte. *) Diesen Dualismus sehen wir dann in seiner ganzen Stärke im Empedokles hervortreten, so daß wir von ihm lesen: „er bezeichnet einerseits als Grund der Erscheinungen vier ewige, selbständige, nicht aus einander abgeleitete, wenigleich theilbare Urstoffe oder Wurzeln der Dinge; andererseits zwei bewegende Kräfte, die einigende Freundschaft und den trennenden Streit, und nahm an, jene hätten einander schlechthin gleich nur unbeweglich in ursprünglicher Reinheit durch die Freundschaft im göttlichen Epheires zusammengehalten, sich vereinigt gefunden, bis der Streit von den äußersten Grenzen der Kugelform, wo er, der Vermischung der Elemente vorbeugend gewaltet, weiter vorgezogen, d. h. zu scheidender Wirksamkeit gelangt sei, jene Verbindung gelöst und damit die Weltbildung begonnen habe.“ **) Dabei ist es nun von der höchsten Bedeutung,

*) Es bedarf wohl auf dieser Stufe unserer Entwicklung nur eines Wortes um deutlich zu machen, mit wie weniger Einmütigkeit über das Wesen des Geistes diejenigen urtheilen, welche den Kreen als unberechtigt gegen Antigene hinstellen: er ist berechtigt, eben so sehr wie es der Staat ist, als Werk des Geistes, gegen den widerstrebenden Einzelwillen. Wenn aber über das wohlbegründete Recht beider sich bekämpfenden, ja einander aufhebenden Seiten nicht geschritten werden kann, so ist es freilich eine weitere Frage, wie nun beide Theile in ihrem Dualismus zu versöhnen seien: nicht handelt es sich hier von kriechender Vernichtung des einen Theils, denn die Berechtigung des Menschen ist eine göttliche, sondern von dem Einssein der Gesetze.

**) Brandis a. a. O. S. 133. — Es wird einleuchten, warum die gewöhnliche Anordnung der Lehrbücher für unsere Darstellung nicht bei-

daß wir schon von den Alten selbst bemerkt finden, in welche Widersprüche solche Annahmen verwickeln, indem als Werke der Freundschaft auch die des Streits abwechselnd aufgezählt werden, gerade wie man bei einer schlechtbegründeten Teufelslehre bald Gott bald den Teufel zur Ursache eines Dinges macht: eine ganz natürliche Folge des Umstandes, daß man beide Theile als gleich berechtigte einander gegenüber festhält, und das Böse auf einen gottentfremdeten Ursprung zurückführt, dessen Nähe die Gerechtigkeit nur bedecken könne. Die Inconsequenzen der Lehre des Empedokles mögen dafür als Beleg dienen: καὶ Ἐμπεδοκλῆς ἐπὶ πλείον μὲν τούτου (τοῦ Ἀναξαγόρου) χρεῖται τοὺς αἰτίους, οὐ μὲν οὖν ἰκανοῦς, οἷον ἐν τοῖσις εἰστίαι τὸ ὁμολογοῦμενον. πολλοῦ γοῦν αὐτῷ ἢ μὲν φιλία διακρίνεται, τὸ δὲ τιτὸς συγκαταί, ὅταν μὲν γὰρ τις τὰ στοιχεῖα διίστηται τὸ πᾶν ὑπὸ τοῦ τιτὸς, τὸ τε πᾶν τις ἐν συγκαταί καὶ τῶν ἄλλων στοιχείων ἑκάστου· ὅταν δὲ πάλιν πάντα ὑπὸ τῆς φιλίας συντίκται εἰς τὸ ἓν, ἀνεγκλιῶν ἐξ ἑκάστου τὰ μέρη διακρίνεσθαι πάλιν (Arist. Met. A, 4.).

Setzt diese Stelle alle mit der Lehre des Empedokles verbundenen Uebelstände herver, so finden wir ihn doch an demselben Orte als den Mann genannt, welcher, wenn man es nämlich recht versteht, das Gute und das Böse als Principien bestimmt und damit zuerst ihren Gegensatz für die Philosophie, also auf dem Wege des Gedankens erkannt habe. Des Aristoteles Worte aber sind folgende: εἰ γὰρ τις ἀκολουθοῖ καὶ λαμβάνει πρὸς τὴν διάνοιαν καὶ μὴ πρὸς τὴν φύσιν, ἢ ἐλλείπει λέγον Ἐμπεδοκλῆς, εἰστίαι τὴν μὲν φιλίαν αἰτίαν οὐκ εἶναι τῶν ἀγαθῶν, τὸ δὲ τιτὸς τῶν κακῶν· ὥστ' εἴ τις φασίη πρόπον τίνα καὶ λέγειν καὶ πρόπον λέγειν τὸ κακὸν καὶ τὸ ἀγαθὸν ἀρχὰς Ἐμπεδοκλῆς, τίχ

behalten werden konnte: Brandis rechnet den Empedokles zu den ionischen Philosophen.

ἢ λέγειν καὶ ὡς, εἴτε τοῦ τοῦ ἀγνοῦν ἀπείτων αὐτῶν αὐτὸ τοῦ ἀγνοῦν ἐστὶ καὶ τοῦ ἀγνοῦν τοῦ ἀγνοῦν. Wie wenig sich indeß Empedokles noch jenes Gedankens, so wie ihn Aristoteles auffaßt, klar bewußt geworden war, zeigt der Ausspruch welchen dieser thut, daß er das Denken gleich dem Empfinden für etwas Körperliches erklärt habe: πάντες γὰρ οὗτοι (ἔμπ., ὄργανα) τὸ νοεῖν σωματικόν ὥσπερ τὸ αἰσθάνεσθαι ἐπολημίζουσιν (de A. III, 3. 1.), so daß es allerdings für jeden weiteren Fortschritt des großen Wortes des Anaxagoras bedurfte, um die Welt aus ihrem Taumel zu erretten; erst mit diesem gewinnt das Denken einen sichern Ankergrund, welcher die Philosophie zu einer Lehre der Erkenntniß machte, und sie aus den Schwankungen bloß vor-angesezter Principien zu dem Urgrunde alles Seins führen sollte.

Auch Anaxagoras jedoch steht noch im Dualismus; er sprach das Princip des Geistes aus und war für die Erklärung der Erscheinungen dennoch ein ionischer Physiologe; kaum mochte er selbst ahnen, wie Bedeutendes er der Welt verkündet hatte, und möchte nach Jahrhunderten und Jahrtausenden über den stolzen Bau selbst erschauet sein, den der Geist auf dem Grundstein jenes einen Gedankens aufgeführt hat.

Die Gewalt des formbildenden Feuers und die Wirksamkeit des trennenden sehen wir bei Empedokles anerkannt; wir sehen den Zwiespalt der bewegenden Kräfte, den Gegensatz des Guten und Bösen aufgestellt, aber es fehlt noch das Siegel der menschlichen Freiheit, die Einführung jenes Gegensatzes als eines bewirkten in die Brust des Menschen; dieser steht noch immer der Natur gewissermaßen coordinirt da und ist noch nicht durch sein göttliches Eigenthum, den Geist, von derselben geschieden; seine Handlungen sind noch nicht als Thaten des freien Bewußtseins ohne fremden dämonischen Einfluß anerkannt, und er kann daher seine Schuld immer noch auf einen Gott zurückführen, da er nicht als deren αἴτιος durchaus benannt wird. Was daher auch Anaxagoras

gethan haben mag, indem er den *πολις* als *καίτοις αἰτιος* angab, es bedurfte zuerst noch einer weiteren Stufe, der Einführung desselben in den Menschen, um auch über seine bösen Thaten das Schuldig aussprechen zu können: und diesen gewaltigen Schritt, den wichtigsten für die Erkenntniß der freien Menschen, verdankt die Philosophie der Einsicht des Sokrates. Bevor wir aber diesen „Weisheit der Hellenen“ näher betrachten können, müssen wir noch einen Augenblick bei den Männern verweilen, welche mit ihrer Ehemunkst die damalige Zeit blendeten, welche, bei der Verschiedenheit der geltenden Prinzipien und besonders durch den fixirten Dualismus unterfüßt, es unternahmen konnten, den ganzen Bau des Hellenenthums in seinen Grundfesten zu erschüttern, indem sie wie der *νέων* des Empedokles überall trennend und zerreißend wirkten, und welche bekämpft zu haben gerade das Hauptverdienst des Sokrates und seines erhabensien Schülers ist.

Sechstes Kapitel.

Die Sophisten.

Den Komikern auf der das Leben nachahmenden Bühne entsprechen im Leben selbst und im philosophischen Bewußtsein die Sophisten, wie jene eine negative Potenz, eine auflösende, gegen das Bestehende gewandte, aber in gleichem Maasse, wie sie, einen Zustand zur Anschauung bringend und seine mögliche Heilung vorbereitend. In Beiden ist ein widersinniges, oft sinnloses, ja auf der höchsten Spitze, ein wahnsinniges Treiben, wie es nur als Ausdruck einer in ihre Elemente zurückgehenden, sich selbst zerstörenden Zeit gedacht werden kann, und über diese Zerstörung erhebt sich, nicht mit zukunftsdeutendem, kachistischem *ὀργισμός*, sondern mit allen Zeichen der thierischen Ausschweifung, denen

zuletzt kein Gott mehr die Waage leiht, die Komödie und der Sophist, einen faulenden Zustand vollends in seine unversehblichen Gegensätze zerreißend. Wurde daher oben beklagt, daß Deutschland so wenig ächte Komik habe, so kenne es eben so wenig glänzende Sophistik, und seine Diplomatie bildet nicht seine hervorragendste Seite; doch könnte man dies als Zeichen seiner Einheit und innerlichen Gesundheit hervorheben: ein deutscher Gorgias ist fast eben so undenkbar, wie ein deutscher Aristophanes, und wir müssen beides einstweilen unsern schärfer in Gegensatz getretenen Nachbarn überlassen; bei ihnen tritt er ins Leben hinaus, bei uns beherrscht er die Gedanken. Auch darin ist Hellas als vorzüglich begabt zu nennen, daß sich diese beiden Seiten des Lebens und des Denkens nicht in dem Maaße scheiden, wie wir das zwischen Deutschland und Frankreich sehen: dort wird alles unmittelbar und gar oft gedankenlos gelebt und erlebt; es ist ein fahrlässiges, zufälliges Treiben, das alles tieferen Grundes entbehrt; bei den Deutschen ist es ein Vertiefen in den Gedanken und seine innerlichen Kämpfe, daß man immer meint das Höchste vollbracht zu haben, wenn man die Geister auf einander plagen läßt, „aber die Hände haltet stille.“ Solche Geschlossenheit ist nicht in Griechenland zu finden; man lebt und denkt, und beides ist nicht an verschiedene Stämme, verschiedene Männer vertheilt, sondern die glücklichen Hellenen befaßen diesen Gegensatz in sich selbst und wurden dadurch ein erlebtes Volk des Herrn, Lehrer und Muster der Völker: selbst ihren sophistischen Wegen und Erscheinungen kann man das Prädicat des Glanzes keinesweges verlagern; sie blenden und greifen mächtig ein in den ganzen Lebensproceß ihrer Zeit, und selbst die tiefere Speculation hat sie als nicht zu vernachlässigende festgehalten.

Sollen wir nun hier nach dem vortrefflichen Gemälde, welches Plato von dem ganzen Geschlechte der Sophisten entworfen hat, eine nochmalige Charakteristik derselben unternehmen, nachdem

wir auch im Verlauf unserer ganzen Darstellung ihr Wesen schon oftmals angedeutet haben? Sokrates, der Gegner, welcher ihre vernichtende Zungenkunst am besten erkannte, hat ihnen auch vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er selbst ihre guten Seiten nicht verdeckt; aber er und Plato fanden das Heilmittel, und deshalb eben konnten sie auch gegen ihre Feinde gerecht sein. Wird daher von Plato berichtet, er habe zuerst sich der tragischen Dichtkunst widmen wollen, so hat er wenigstens den Grund auf welchem allein sie ruht, in sich fest und unerschütterlich bewahrt: die sichere und treue Zeichnung des Gegenstandes, welchen er zu verhöhen berufen war, indem er für den neuen Bau der Welt wenigstens den ewigen Grundstein legte; die folgenden Geschlechter mochten darauf schon mit leichterem Arbeit fortbauen, wenn auch stets mit unendlicher Mühe jeder neue Schritt erkauft werden mußte, nachdem einmal so weit die Erkenntniß des wahren Grundes der Dinge war gefördert worden.

Müssen wir indeß zusehen, daß durch den Alles in Fluß setzenden Geist der Sophisten der Unterschied des Guten und Bösen verschwand, so haben wir auf der andern Seite als höchst wichtig hervorzuheben, daß sie es sind, welche dem Nicht-Sein seine Stelle in der Philosophie erkämpft haben, wie man auch sagt, die ganze Wissenschaft der Sophisten gehe auf das *μὴ ὄν*. Sind nun allerdings nach Platons Erklärung (Pol. VI. 484.) die Philosophen diejenigen, *οἱ τοῦ ἀπὸ κατὰ ταῦτ' ἀναλωτοῦ ἐχούτου διακίνοιο ἐπάκουοι*, so zeigt er doch auch wie die Bewegung an der Ruhe Theil habe, ihr Anderes sei, und nothwendig von ihr gefordert werde; damit aber erkennt er die Wahrheit dessen an, was die keinen Stillstand duldende Bewegungskraft errungen hatte, oder erhebt es eigentlich erst zu seiner Wahrheit, da die Sophisten selbst nicht anders bezeichnet werden können, als er es am Schluß des sie betreffenden Gespräches that. „Also die Nachahmerei in der zum Widerspruch bringenden Kunst des vor-

stelterischen Theils des Dünkels (τὸ δὲ τῆς ἐκτατισμοποιολογικῆς εἰδωτικοῦ μέρους τῆς δοξαστικῆς μιμητικόν), welche in der religiösen Art von der bildnerischen Kunst her nicht als die göttliche sondern als die menschliche tausendkünstlerische Seite der Hervorbringung in Reden abgesondert ist; wer von diesem Geschlecht und Blute den wahrhaften Sophisten abstammen läßt, der wird wie es scheint, das richtigste sagen.“ In Beziehung auf das aber, was die Sophisten im Staatsleben wirkten, möchte am treffendsten gesagt sein, was wir im Politikos von den sogenannten Staatsmännern lesen (p. 303.): „Also müssen wir auch Alle, welche sich mit diesen Staatsverfassungen zu thun machen, aussondern, daß sie nicht Staatsmänner sind, sondern Parteimänner, und nur große Gaukelbilder regieren, selbst auch solche seiend und die als die größten Nachahmer und Tausendkünstler auch die größten Sophisten unter den Sophisten werden“ (μεγίστους δὲ ὅσους μιμητὰς καὶ κρητὰς μεγίστους γένησθαι τῶν σοφιστῶν σοφιστὰς). Bei dem allen jedoch haben wir nie zu vergessen, daß sie die Lehrer Griechenlands wurden und daß sie eigentlich eine neue Weltbildung vorbereitet haben, wenn auch Plato ironisch fragt (Prot. 313.) ἀπὸ οὗν . . . ὁ σοφιστὴς τυγχάνει ὡς ἐκπορώς τις ἢ κάπηλος τῶν ἀπορώμενων ἀπὸ ὧν ψυχὴ τραφέται; oder sie mit den Rhetoren auf gleiche Stufe stellt: immer liegt darin, trotzdem daß sie Handel trieben mit der Wissenschaft und sich brühten mit Dingen, welche sie nicht leisten konnten, daß sie Bildung verbreiteten und in der That ihr Zeitalter erzeugen haben; selbst die Kunst desselben, möchte es Redekunst oder Dichtkunst sein, ist dem Gedanken nach ihr Werk. *)

*) Über die Seichtigkeit ihres Nivellirens der Gedanken und des Herabsehkens der Wahrheit zu Meinungen und Überzeugungen, welches stets am besten die Oberflächlichkeit der Zeiten und ihrer Vertreter bekundet, die es nur zum leeren Sophisma zu bringen wissen und die Wahrheit nach der Elle messen, spricht sich Hegel unter anderem auch in der Rechtsphil. aus

Siebentes Kapitel.

Sokrates.

Σωκράτης φιλομάτων καὶ δαισιδαιμονίας ἔμπλεον φίλον φίλον ἀπὸ Πρωταγόρου καὶ Ἐμπεδοκλείου δεξιόμενος ἐν μάλῃ βεβακχευμένην, sagt Plutarch (Gen. Socr. IX, p. 339—40. ed. Wytt.), εἴποιεν ὥσπερ τὰ πράγματα πεπνύσθαι, καὶ λόγον ἴσχυον μετεῖναι τῇ ἀλήθειαν. In demselben Kapitel lesen wir auch den bekannten Ausspruch, daß Sokrates τὸ ἐλευθέριον καὶ μάλιστα φίλον ἀληθείας sich erwähle habe; τὸν δὲ τῶρον ὥσπερ τινα κατὸν φίλου, εἰς τοὺς σοφιστὰς ἀποταθείσας. Mit diesen Worten treten wir ein in die Stadt, welche einen Altar der Ἀληθείᾳ in sich bewahrte und in dessen höchstem Gerichtshof man die bekannten λόγοι fand, den λόγον ἔχοντος und den λόγον ἀναιδέως, als Eide des Angeklagten und des Klägers; den Altar aber soll Demos geweiht haben, nachdem er vom Areopagos freigesprochen worden.^{*)} Ist jedoch dies mehr der alte Ruhm des oft trügerischen Mythos, so kann die Stadt einen andern für sich in Anspruch nehmen, den nämlich, das höchste Gericht über den

(S. 15—16.): „Indem das sich so nennende Philosophiren die Erkenntniß der Wahrheit für einen thörichten Versuch erklärt hat, hat es, wie der Despotismus der Kaiser Roms Adel und Sklaven, Tugend und Laster, Ehre und Unehre, Kenntniß und Unwissenheit gleichgemacht hat, alle Gedanken und alle Stufen nivellirt, — so daß die Begriffe des Wahren, die Gesetze des Sittlichen auch weiter nichts sind als Meinungen und subjektive Überzeugungen, und die verbrecherischsten Grundsätze als Überzeugungen mit jenen Gesetzen in gleiche Würde gestellt sind, und daß ebenso jede noch so kahle und partikuläre Objekte und noch so strohetne Materien in gleiche Würde gestellt sind mit dem, was das Interesse aller denkenden Menschen und die Bänder der sittlichen Welt ausmacht.“

^{*)} So berichtet Pausanias, I, 38.

Menschen in ihm selbst begründet zu haben, in seinem Gewissen;*) und dies ist ein weltbistherisch begründeter Ruhm, den keine Kritik zu beeinträchtigen wagt. Wiederholte schon Plutarch in der Schrift Πρωτόν τὰ τῆς ψυχῆς ἢ τὰ τοῦ σώματος πάθη χεῖρονα den alten Grundsatz, die Seelenleiden seien das Schlimmere, und legt er die Anregungen zum Bösen in das Herz des Menschen und in seine Begierde, ἀν' ἐκείστην δίκην ὥσπερ ἀνθρώπων ἀνακρί-
της, πόθεν πέφυκε, πόθεν ἦκει· τὴν μὲν θυμὸς ἀνδράδης πε-
ποιήκει, τὴν δὲ ματιώδης φιλοτιμία, τὴν δὲ ἄδικος ἐπιθυμία, **) so sehen wir aus diesen wenigen Worten, was das Werk des Sokrates war, indem er in dem Menschen selbst das δαιμόνιον aufrief, ihn zur Erkenntniß leitet, zur Selbsterkenntniß, und indem er ihn zum Quell seiner Thaten machte, so daß man nun nicht mehr behaupten durfte, wie es Platon ausdrückt (Pol. II, 380.): κακὸν αἰτίον θεόν τινα γίνεσθαι: der Mensch selbst ward schuldig, aber durch das Aufsuchen seiner Schuld ward er frei; selbst war er es nun, der in sich handelte, wirkte, nicht mehr eine gottgesandte ^{Λαο} durch ihn.

Ist aber irgend etwas geeignet uns den großen Zusammen-
hang aller Theile und aller Epochen des Hellenenthums empfinden

*) Ich schreibe Gewissen, obgleich ich sehr wohl kenne, was Hegel, *Geich. der Philos. II. S. 94—95.*, darüber sagt: „Aber es darf uns bei diesem berühmten Genius des Sokrates, als einer so viel beschwagten Fi-
gure seines Vorkellens, weder die Vorstellung von Schopenhauer, Enkel und
dergleichen einfallen, noch auch das Gewissen. Denn Gewissen ist die Vor-
stellung allgemeiner Individualität, des seiner selbst gewissen Geistes, der zu-
gleich allgemeine Wahrheit ist.“ Und dazu hat Sokrates allerdings den
Grund gelegt.

**) Cap. IV. — Plutarch beginnt diese Schrift mit der Betrachtung
desselben homerischen Verleses, dessen ich mich oben bediene (S. 163.), und
sagt, Homer schreibe so, πρῶτον οὐκ εὐρυχὲς τίς κακῶν ὑπερχέιν
ἀποδοδὸς τὸ ἀνθρώπου. Im zweiten Kapitel erwähnt er die aiepiſche
Fabel von dem Fuchs und dem Panther; der Fuchs spricht zum Nöchter:
Ἄλλ' ἔμω τὰ τὸ ἔνδοξ, ἐστὶ, σκοπεῖν. ὃ δὲ κακὰ τὰ, ποικιλοχρεῖαν με-
τέσθαι ὄφει. Vgl. oben S. 82 ff.

zu lassen, so ist es diese That des Sokrates, der in seinem ganzen Leben nur zum Bewußtsein zu bringen strebte, was die Hellenen der ältesten Zeit schon als ihre höchste Ehre geübt hatten: sie hatten die ganze Schuld ihrer Handlungen in ihrem ganzen Umfange auf sich genommen. Mit diesem heroischen Gefühl, welches Sokrates dem Menschen als sein Eigenthum hinstellte, war dann die Grundlage dieser äußerst schwierigen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit gegeben, d. h. es wurde der Mensch als bewußter Geist, dessen göttliches Erbtheil Streben zur Erkenntniß und Wissenschaft sei, aufgefaßt, und zunächst alle seine Handlungen auf ihn selbst zurückgeführt; Milderungsgründe konnten erst in Bezug auf diese Grundlage geltend gemacht werden. Sehr fein ist es deshalb, daß Sokrates die Stimme des *δαμόνων* nur als eine warnende, nie als eine zurathende vernimmt; wäre sie dies, so würde die Hauptforderung der Freiheit, der freie Antrieb durch den Menschen selbst, noch nicht erfüllt gewesen sein.^{*)}

Κινδυνεύει μὲν γὰρ ἡμῶν οὐδέτερος; καλὸν καὶ κακὸν εἰ-

^{*)} Plat. Ap. S. 31. Τοῦτον δὲ αἰτίον ἔστιν . . . ὅτι μοι δίδονται καὶ δαμόνων γίνεσθαι . . . ἡμῶν δὲ τοῦτ' ἔστιν ἐκ παιδὸς ἀγέλαμενον, ὡς ἐπὶ τοῖς θυγατέρεσσι, ἢ ὅταν γίνεσθαι, ἀπὸ ἀπορίας μὲν τοῦτου ὃ ἂν ᾤκηται πράττειν, προσηύκει δὲ οὐ ποτε. Danach wäre Hegels Ausführung über das *δαμόνων* (Befch. der Phil. II. S. 91 ff.) in manchen Punkten noch zu berichtigen. Ist auch zugegeben, was er daselbst sagt: „Der Genius ist nicht Sokrates selbst, nicht seine Meinung, Ueberzeugung, sondern ein Bewußtloses. Sokrates ist getrieben. Das Orakel ist zugleich nichts Außerliches, sondern sein Orakel. Es hat die Gestalt gehabt von einem Wissen, das zugleich mit einer Bewußtlosigkeit verbunden ist;“ so widersprechen doch die unmittelbar vorhergehenden Worte: „der Genius ist noch das Bewußtlose, Außerliche, das entscheidet,“ der eben angeführten wesentlichen Bestimmung, wonach gerade das *δαμόνων* nicht entscheidet, sondern dem Sokrates die Entscheidung frei läßt. — Treffend ist bei Hegel die folgende Ausführung über die Art, wie die Alten eine Bestimmung suchten für ihre Entschlüsse, „wie denn Orakel überall nothwendig sind, wenn der Mensch sein Inneres noch nicht so unabhängig, so frei weiß, daß er die Entscheidung auf sich nimmt, — und dies ist der Mangel der subjektiven Freiheit.“ — Nur sind die Werke Hegels, soweit es gedruckte Collegienhefte sind, wegen der oft eintretenden Widersprüche, mit großer Vorsicht zu gebrauchen.

δέναι· ἀλλ' οὐτος μὲν οὔτις τι εἰδέναι, οὐκ εἶδως, ἐγὼ δὲ,
 ὡς περ οὗτ' οὐκ οἶδα, οὐδὲ οἶσμαι, erzählt Sokrates von sich in
 der trefflichen Schilderung von der Befragung des Orakels über
 ihn durch seinen Freund Chärephon (Plat. Apol. S. 20 sqq.),
 und bewährte durch dies eine Wort sowohl den Ausspruch des
 Gottes als seine eigene Tiefe; er bewirkte, auf diese einfache Grund-
 lage gestützt: daß er nicht glaube zu wissen, was er nicht wisse,
 die Reinigung des Bewußtseins von den Phantasiegebilden des
 Volksglaubens und den unbegründeten Mythen der Dichter, mit
 einem Wort, er hat den Weg der Wahrheit mit besonnener Fer-
 schung betreten; er that es aber im Dienste des Gottes: ἀλλ' ἐν
 πενία μυχία κίπνι διὰ τὴν τοῦ θεοῦ λαργέειαν (l. l.). In der
 einfachsten Verbindung mit den früheren Zuständen und dem
 Volksglauben über die Art der letzten Entscheidung bei einem
 Entschluß, oder über den Weg, wie die Götter den Menschen ih-
 ren Willen verkündigten, zeigt uns Xenophon die neue Stimme,
 welche sich für Sokrates erhob; er sagt nämlich, die andern mein-
 ten den Willen der Götter in dem Vogelfluge und andern Wahr-
 sagetunsen zu erkennen, da doch niemand annehmen würde, daß
 die Vögel selbst von irgend Etwas Kunde hätten; Sokrates aber
 erkenne die Mahnung der Götter in dem *δαμόνοιο*, und wäh-
 rend er in seinem Hause und öffentlich oft ihnen Opfer darge-
 bracht, habe man ihn wohl hauptsächlich deshalb angeklagt, neue
 Götter einzuführen: ὁ δ' οὐδὲν καινότερον εἰσέφερε τῶν ἄλλων,
 meint Xenophon (Mem. S. I. l.). So führte er allerdings
 keine neuen *δαμόνια* ein, aber er sah einen andern Faden für
 die Erkenntniß der Götter; nur muß man ihn, sobald man der
 Darstellung des Xenophon folgt, noch als weniger selbstbestimmend
 annehmen, weil wir bei ihm nicht jene Unterscheidung finden,
 welche uns bei Platon so wichtig erschien, indem dem *δαμόνοιο*
 hier im Allgemeinen ein *συνάμεινον* zugeschrieben wird, ein *ἀποσφύ-
 ρισσαι* und *πρὸς γέρας*, was denn ganz zu der Darstellung

von Hegel passen würde. § 4. Ἄλλ' οἱ μὲν πλεῖστοι φασιν ὑπὸ τοῦ τῶν ἀγαθῶν καὶ τῶν ἀπαιτήσεων ἀποτρέψασθαι τοὺς ἀποτρέψασθαι, Σωκράτης δὲ ὥσπερ ἐγγύτωσκεν, οὐ τῶς ἔλατ' τὸ διαιμόνιον γὰρ ἔση σημαίνει, καὶ πολλοὺς τῶν ἐκείνων προσηγόρευε τὰ μὲν ποιῆν τὰ δὲ μὴ ποιῆν, ὡς τοῦ διαιμόνιου προσημαίνοντος· καὶ τοῖς μὲν πεζομένοις αὐτῷ συνέχευε, τοῖς δὲ μὴ πεζομένοις μετέμειλε. Hat nun auch Hegel (a. a. O.) vollkommen recht zu sagen: „Will Einer heirathen, oder ein Haus bauen u. s. f., so ist der Erfolg nur für dieses Individuum wichtig; dieser Inhalt ist nur particular. Das wahrhaft Göttliche, Allgemeine ist die Institution des Ackerbaues selbst, der Staat, die Ehe, gesellschaftliche Einrichtungen; gegen diese ist das etwas Geringes, daß ich weiß, daß, wenn ich zu Schiffe gehe, ich unkommen werde oder nicht. Es ist eine Verlehnung, die auch in unserer Verfassung leicht vorkommt; das zu wissen was recht, was sittlich ist, ist viel etwas Höheres, als solche Particularitäten zu wissen.“ aber es würde die Wichtigkeit des Schrittes, welchen Sokrates gethan, verkennen heißen, wenn man die Selbstbestimmung des Einzelnen, selbst der Gottheit und dem göttlichen Willen entgegen, für etwas Geringes achten wollte; es ist der mächtigste Schritt zur menschlichen Freiheit, wenngleich dem Sokrates jene *φρονί*, noch als etwas Wunderbares, der *ματινὴ* Ähnliches erschien, und Xenophon noch von ihm behaupten durfte καὶ ματινὴ χρῶμενος οὐκ ἀφάνης ἦν. Behauptet daher Plato, Prometheus habe den Menschen die Politik nicht bringen können, weil sie in der Burg des Zeus aufbewahrt gewesen sei, so sehen wir in Sokrates den zweiten Prometheus, welcher auch diese Burg des Zeus den Sterblichen eröffnete, und ihnen die sittliche Macht verlieh, die Selbstbestimmung durch Erkenntniß des Guten und des Bösen: nun erst war es freilich möglich von einer Würde des Menschen zu sprechen und einen Staat zu gründen, welchen die göttliche Stimme im Menschen selbst gegründet und geordnet

hatte; Staatsrecht und Politik sollten nun nicht mehr von äußeren Einflüssen, Gewittern und Phantomen abhängen, sondern sollten wahrhafte Bestimmungen des Rechts werden. *)

Damit indeß der Böse als vollkommen schuldig verdammt werden könne, war es erforderlich, ihn zu der freien Herrschaft über sich selbst zu führen durch Erkenntniß seiner selbst und des göttlichen Gesetzes in ihm. Erkenne dich selbst und mache dich frei in deinem Innern von dem größten Tyrannen, der Eitelkeit, der Lust, der Herrschaft des Schlechteren: dann kann ich dich auch als schuldig erkennen, eben sowohl, wie ich dir die Ehre deiner guten That geben werde: das ist des Sokrates Lehre; und mußte nicht der Gott in Delphi denjenigen für den Weisesten unter den Griechen erklären, welcher also seinen alten Ausspruch erfüllt hatte? **) — Was jedoch das Einzelne der sokratischen Lehre betrifft, so besügen wir darüber so genaue und so werthvolle Schriften, daß es nutzlos wäre hier das Ganze zu wiederholen; wir heben für unsere Darstellung nur noch einige Sätze heraus, welche sie in etwas vervollständigen werden und zugleich den Übergang auf Plato bezeichnen.

Die erste Stelle knüpft sich an das an, was wir im ersten Abschnitt über die *Μαρία* auseinandergesetzt haben, und lautet (bei Xen. Mem. S. III, 9, 6.): *Μαρία γ'ε μὴ ἐναντίον μὲν ἔσθ' εἶναι σοφία· οὐ μέντοι γ'ε τὴν ἀνεπιστημονίαν μανίας ἐνόμιζε, τὸ δὲ ἀγνοεῖν ἑαυτὸν καὶ ἃ μὴ οἶδε δοξάζειν τε καὶ*

*) „Es wird so wohl dankbar erwähnt, daß Prometheus den Menschen das Leben durch Kunstfertigkeiten erleichtert; ungeachtet dies aber menschliche Verstandeskräfte sind, gehört er doch zu den Titanen: denn diese Künste sind noch keine Gesetze, keine sittliche Gewalt.“ Hegel, Phä. d. Religion, II. p. 108. der 2. Aufl.

**) Vgl. Plat. Phaedr. p. 230. *σοφὸς οὐ γὰρ ἀλόγιστος ἀλλ' ἡμάντων, ὥστε τε πλείον ὢντυχάνει τυφλῶτος πολυπραγῶτατος καὶ μάλλον ἐκτετατωμένον, ὥστε ἡμαρτωρίων καὶ ἀπλοῦντων ἔσθ'.* *τίνας τινος καὶ ἀτόπου ποίῃας ὥσπερ μετρίχων.* Er spricht daselbst auch von dem *Διαικιδὸν γράμμα.*

οὐδὲν γνησιώτερον ἐγγυτέρω ματίας ἐλόγησεν εἶναι. Zu diesen treffenden Worten brauchen wir nur die Stelle des Aristoteles hinzuzufügen, welche uns den Unterschied des Sokrates von Plato angibt (Met. M. 4.): . . . ἀλλ' ὁ μὲν Σωκράτης τὰ καθόλου οὐ χωριστὰ ἐποίησεν οὐδὲ τοὺς ὁρισμούς· οἱ δ' ἐχώρισαν καὶ τὰ τοιαῦτα τῶν ὄντων ἰδέας προεργάζονταν. Außerdem hebt Aristoteles noch einen Mangel in der sokratischen Bestimmung der Tugend hervor, welchen er so ausdrückt: „Sokrates habe einerseits ganz richtig geforscht, auf der andern Seite aber gefehlt; daß er angenommen, alle Tugend sei Erkenntniß (ἐπιστήμη), sei unrichtig; daß er aber gesagt, sie sei nicht ohne Erkenntniß, sei schön. Sokrates habe die Tugenden zum Gegenstande des Denkens gemacht (λόγους τὰς ἀρετὰς ὥστε εἶναι); denn alle seien Wissenschaft; wir aber sagen, sie seien nicht ohne das Denken (ἐπιστήμῃ δὲ μετὰ λόγου)“ Man dürfe also nicht bei der Stufe des Allgemeinen, bei der bloßen Einsicht stehen bleiben, sondern müsse den Gedanken, den Logos, That werden lassen, wie wir dies als das Charakteristische des Heros bezeichnet haben, daß sein Denken That sei, die Gottheit, als das Allgemeine in ihm zur Erscheinung komme. *)

Achtes Kapitel.

Platon.

Je weiter wir vorbringen auf unserem Wege, desto mehr haben wir zu beachten, wie die anfangs nur als von außen einwirkende Mächte und Kräfte gefaßten Gottheiten und Geister in

*) Vgl. darüber Hegel, Gesch. d. Phil. II. 78—79. und Phil. d. Religion II. 108. — Sokrates selbst zeigte in seinem Leben, daß er es nicht bei dem Allgemeinen des Denkens bewenden ließ, als wirklicher Heros.

die Seele selbst gelegt werden oder als ihr imwohnend erkannt. Denn nicht mehr sind es berathschlagende Götter, die dieses oder ein anderes Loos über den willenlosen Sterblichen verhängen, sondern er wird es selbst mit seiner freien That, nach seiner eignen Wahl, dem sein Schicksal angehört; das Allgemeine steht ihm als Gottheit gegenüber, aber er selbst ist ein frei sich entscheidendes Besonderes, das seine Ehre eben darin sucht und findet, nicht äußerlich bestimmt zu sein, das aber, wenn es zur rechten Erkenntniß gelangt ist, sich mit eben dem freien Entschluß gern dem Höchsten unterwirft, die Gottheit als sein Eigenthum findet und sich in ihr. Und daß auch dies sein einziger Nutzen sei, sieht er; denn, sagt Plato (Rep. I, An.): 'Ο μὲν δίκαιος ἄρα εὐδαίμων, ὁ δ' ἄδικος ἄπλιος. — "Εστῶσαν, ἔφη. — Ἄλλα μὲν ἄπλιόν γε εἶναι οὐ λυσίτιλεῖ, εὐδαίμονα δέ. — Πῶς γὰρ οὐ; — Οὐδέποτε ἄρα, ὃ μακίστη θρασύμαχε, λυσιτέλεστον ἀδικία δικαιούσης. — Einige Zeilen vorher wird von einer ψυχῇ κακῇ gesprochen, also einer in sich schlechten, und es werden der Seele daselbst zugeschrieben als ihr wahres Eigenthum: τὸ ἐπιμελεῖσθαι καὶ ἀρχεῖν καὶ βουλεύεσθαι καὶ τὰ τοιαῦτα πάντα. alles das soll sie in sich selbst finden; und fragt Sokrates weiter: ἔσθ' ὅτι ἄλλω ἢ ψυχῇ δίκαιος ἂν αὐτὰ ἀποδοῖεν καὶ φάμεν ἴδια ἐκείνου εἶναι; Οὐδέτι ἄλλω, erwiedert Thrasymachos. Mit sehr scharfer Betonung wird daher mit Recht gefragt: Ἴτε δὲ, μετὰ ταῦτα τὸδε σκέψαι, ψυχῇ ἔστι τι ἕχρον ὃ ἄλλω τῶν ὄντων οὐδ' ἂν ἐν πράξει; Also: ἄλλω τῶν ὄντων οὐδ' ἂν ἐν, sondern allein in der Seele finden sich jene Kräfte, und niemand kann für sie eintreten, auf niemand anderes auch darf sie sich ihrer Schuld entlasten; so stark lehrt es Plato heraus. Wenn er sodann die δικαιούσης ihre οἰκία ἀρετῇ nennt, nachdem er auch das Leben als ihr Werk hingestellt, und der schlechten Seele das κακῶς ἀρχεῖν καὶ ἐπιμελεῖσθαι zuschreibt, so sehen wir deutlich, wie nun alle Götter in das Pantheon des

Herculis

Herzens einschieben, und dort dem Willen, dem $\epsilon\upsilon$ oder $\kappa\alpha\kappa\omega$, $\pi\omicron\lambda\upsilon\epsilon\tau\alpha\iota$ des Menschen, unterworfen sind; er ist für seine Handlungen die Macht über sie geworden und Glück oder Unglück ist fortan sein eigenes Werk; $\epsilon\gamma\gamma\omega\upsilon\ \delta\ \alpha\lambda\lambda\omega\ \tau\omega\upsilon\ \alpha\iota\omega\tau\alpha\iota$ $\omicron\delta\ \alpha\upsilon\ \epsilon\upsilon\ \pi\alpha\lambda\acute{\alpha}\nu$ deine eigene Seele muß dafür einschieben. So heißt es denn wohl mit vollem Recht, Sokrates habe die Philosophie, wir möchten sagen die Götter, in die Häuser der Menschen eingeführt, d. h. in ihr eigenes Bewußtsein, und habe sie der Gottheit, dem Altrater, als freie Wesen gegenüber gestellt, als das einzige Mittel zur Glückseligkeit zu gelangen ihnen die Erkenntniß bezeichnend.

Diese wenigen Vorbemerkungen werden genügen, um uns auf die neue Wendung der Dinge durch Sokrates und Platon, die wir wohl hier zusammenstellen dürfen, aufmerksam zu machen, und zu zeigen, wie die Athener wohl recht hatten jenen als einen Mann hinzustellen, der sich verging: $\omicron\upsilon\ \mu\grave{\alpha}\rho\ \eta\ \pi\acute{o\lambda\iota\varsigma\ \rho\omicron\upsilon\lambda\acute{\iota}\zeta\epsilon\iota\ \pi\epsilon\omicron\upsilon\varsigma$ $\omicron\upsilon\ \rho\omicron\upsilon\lambda\acute{\iota}\zeta\omega\tau$, $\epsilon\tau\epsilon\gamma\alpha\ \delta\ \kappa\alpha\tau\grave{\alpha}\ \delta\alpha\iota\mu\acute{o}\nu\iota\alpha\ \epsilon\iota\sigma\epsilon\gamma\acute{\alpha}\gamma\omega\tau$ denn sie sahen allerdings, was er ihnen raubte, waren aber zu kurzfristig zu erkennen, was er ihnen als Ersatz gab: das blieb, wie die Erkenntniß über fast alle neuen Gedanken jeglicher Zeit, der dankbaren Nachwelt vorbehalten.

Sehen wir nun wie dieser Kampf gegen das Alte, gegen die Macht hellenischer Gewohnheit, wie man allerdings mit Hume versucht ist viele Glaubenssätze, die lange als heilig gegolten, zu bezeichnen, von Plato in seinen unssterblichen Werken glorreich durchgeführt wurde, und in einer so herrlichen Art, daß jeder seiner spätesten Schüler denselben Kampf, unter Anleitung jener Werke, wieder in sich vollenden muß. Denn sicher ist dies das reinste Geschenk, welches Hellas der Welt hinterlassen hat; selbst seine Dichter treten anerkennend gegen diesen grössten Sohn des Apollon zurück, und willig haben sich die Heroen aller Zeiten

diesem lautesten und göttlichsten gebeugt und nur die ewige Wahrheit als höher geachtet.

Welch eine Veränderung aber ist eingetreten im Verufe seines der Hellenen! Während wir den Achill seine elende Fortdauer unter den schwirrenden Schatten bejammern hörten, erklärte Plato die Dinge, welche wir auf der Oberwelt mit den Händen ergreifen, mit den Augen sehen, mit den Ohren hören, für Schatten und leeren Schein, die in die dunkle Höhle unseres irdischen Daseins herüberfallen von den wahrhaft seienden Dingen, welche nur der Philosoph erblicke; und wer sie gesehen, sei davon so bezaubert, daß er alles hier für Land achte, und niemals hieher zurückkehren möchte. Die philosophische Anschauung hatte Wesen und Schein sondern gelehrt; ihre Mysticien erkannten im Tode erst das wahre Leben, das ewige und unveränderliche Sein; Gott wurde Gebauke, dem alles Dasein unterthan ist, der es nach seinem Urbilde formt und ins Leben ruft durch seine schaffenden und dienenden Geister. Achill beklagt die Schatten; Sokrates aber fragt: „Und wie wenn (der Mensch) nun seiner ersten Wohnung gedenkt und der dortigen Weisheit und der damaligen Mitgefangenen, meinst du nicht, er werde sich selbst glücklich preisen über die Veränderung, jene aber beklagen? — Ganz gewiß.“ — Damit hängt ganz natürlich zusammen, daß der Philosoph in seinen geläuterten Anschauungen eben so wenig die Verstellungen des Dichters von der Gottheit billigen und für die Bildung seines Staates wünschen oder auch nur dulden kann. Denn, sagt Sokrates, mit Rücksicht auf die Erziehung: „siehst du nicht, daß wir den Kindern zuerst Wahrheiten erzählen? und diese sind doch nur, sie im Ganzen zu bezeichnen, Falsches, es ist aber auch Wahres darin (ποῦνόν δὲ ὡς τὸ ὅλον πιστὸν ψεῦδος). Sollten wir es also so leicht hingehen lassen, daß die Kinder Märchen (μῦθοι) wie sie sich eben treffen und von wem es sich traf erfunden andören, und so in ihre Seelen Vorstellungen aufnehmen, meistens denen

entgegengesetzt, welche sie, wenn sie erwachsen sind, unserer Meinung nach haben sollen?“ — So will er also den Homer und Hesiodus (die doch den Hellenen ihre Götter gemacht haben) nicht anerkennen; „denn diese haben doch für die Menschen unwahre Erzählungen zusammengelegt und vorgetragen und tragen sie auch noch vor.“ Wie aber Pindar singt, macht die Charis auch das Unglaubliche den Menschen glaublich:

Χάρις δ', ἅπερ ἅπαντα τεύχει τὰ μέλιστα πιστοῦς.
ἐκτρέφουσα τιμὴν καὶ ἅπαντον ἐνέστατο πιστὸν
ἔμμεναι τοπολλέκις.

indem sie den Vätern Anerkennung verschafft;

ἁμέραι δ' ἐπίλοποι
μέγας τε σοφώτατος.

fügt er hinzu; und wir sehen in der That die späteren Tage Griechenlands seine frühere Mythembildung nicht mehr als wahrhaft anerkennen, indem der Begriff sich einen entsprechenden Ausdruck durch den Geist der Philosophie gesucht hatte. Auch Pindar hatte ja schon, wie wir sehen, sich in dieser Weise gegen Homer erklärt, und zur Grundlage einer geläuterten Religionslehre konnte er sicher nicht mehr dienen, da die Vernunft eine höhere Befriedigung verlangte als die blos mythische oder selbst die mystische, welche ja doch meistens nur den historischen Hergang einer Theogenie verbildlichte, die dem Volke weniger bekannt war. Wie tiefe Begriffe nun auch besonders Reuere an solchen Hergang knüpfen mögen, so war er für den Geist und seine Entwicklung schon bei den Griechen kein Ächtes Gewand mehr, und wir sehen Dichter und Weise nach allen Seiten hin die verschiedensten Auswege versuchen, bis Plato den wahren Ausgang aus dem irdischen Dunkel seinem Volke offenbarte. Anfangs waren da freilich die Augen geblendet durch den glimmernden Glanz des wahren Lichtes und mit Schmerzen ertrug man es, bis man erkannte, daß man bisher lauter Nichtiges gesehen, jetzt aber dem Seienden

näher siehe. So verhält sich Platon seine Lehre gegen die Mythen der Vorzeit, und er ließ in der That nicht nach, „bis er,“ durch den ganzen Verlauf seiner unsterblichen Werke, „seine Mitgefangenen mit Gewalt aus der Höhle der Finsterniß den unwegsamen und steilen Aufgang hinauf geschleppt hatte (βία διὰ τραχείας τῆς ἀναβάσεως καὶ ἀνάντων) und sie gezwungen, in das Licht der wahren Sonne zu blicken.“ (πρὸς αὐτὸ τὸ φῶς βλέπειν.)*)

Εἶδος ποῖ τι ἔν ἑκάστῳ εἰσάγειν τίθειται περὶ ἑαυτοῦ τὰ πολλὰ οἷα ταῦτ' ὄνομα ἐπιφέρειν, sagt Sokrates im Anfang des zehnten Buches der Republik, und Plato gibt dies als seine gewöhnliche Methode an: für jegliches Viele also pflege er Einen Begriff, Eine Gattung, ein εἶδος aufzustellen. Dürfen wir dies nun auch in Bezug auf die Vielheit des Bösen thun, und ihm ein εἶδος unterlegen, oder müssen wir auch nach Plato seine Natur eben darin suchen, daß es nicht unter ein εἶδος zu fassen sei, sondern viele εἶδη, in sich schließe, welche sich gerade der Zusammenfassung und Unterordnung unter Ein Princip entziehen? Sagen wir es anders, so fallen wir ganz unvermeidlich einem Dualismus anheim, zweien entgegenstehenden εἶδη, des

*) „Neuerdings hat man freilich morphologische Symbolik, Papiismus, Pfaffenenthum, Obskuranthismus und andere dergleichen Ultratendenzen, nebst dem Aristokratismus, Despotismus und Theokratismus zusammen gemengt, und sucht denselben (verbunden mit der Thorheit allegorischer Deutungen und dergleichen Dingen, wodurch der wahre Geist des Alterthums verfinstert, und seine plastische Reinheit mit den abgeschmackten Symbolen des Orients behangen wird und bedeckt) noch obendrein den Mantel des Christenthums umzuhängen: da doch vielmehr das Christenthum gerade die alte Symbolik vernichten sollte. Diejenigen, welche das Christenthum in dem Heidenthum nachweisen wollen, gehen nicht nur unchristlich zu Werke, sondern sie verwandeln eigentlich zugleich das Christenthum, und beten statt des wahren Gottes den Baal an. — Wie ganz anders Platon in seinen Urtheilen über die Nothologie (Rep.), wie alle andern Alten von Geist und Verstand. Diesen muß man folgen.“ Böckh. Beweis, wenn es noch ein κακὸν gibt πρὸς τὴν τοῦ κακοῦ (Soph. Oed. R. 1364.), so ward dies durch solche Lehre bewirkt.

Guten und des Bösen, einer doppelten Eins, welche wir für die Griechen überhaupt uns berechtigt glaubten abzuweisen, und so können wir bei Plato, um es gleich hier herauszusagen, durchaus Ein *idōs* des Bösen nicht anerkennen, sondern müssen die Geschiedenheit im Princip auch dafür festhalten.

Als deutlichsten Anspruch darüber nehmen wir hier die schon oben (S. 22 und 180.) erwähnte Stelle aus der Republik (IV. 443. l.) wieder auf, um sie näher ins Auge zu fassen und mit den entsprechenden zusammenzufügen. Sie spricht in ihrem ganzen Zusammenhange etwa Folgendes aus: Sokrates hat das Wesen der Gerechtigkeit geschildert und nimmt für sie die wahrhaft innere Thätigkeit in Abicht auf sich selbst und das Eigige für einen jeden in Anspruch; denn jegliches solle herrschen oder beherrscht werden, wie es ihm zukomme. Der Gerechte aber solle sich selbst beherrschen und ordnen und sein selbst Freund sein, und wie der Dreiklang harmonisch töne, also Eines werden aus Vielen.^{*)} Weisheit nun sei die diesen Handlungen vorsehende Einsicht; die ungerechte Handlung aber bede jene Beschaffenheit auf, und Thorheit sei die solcher vorsehende Meinung (*ἀμαθία δὲ τὴν ταύτην αὐ ἐπιστατοῦσαν δόξαν*). Die Ungerechtigkeit dagegen wird als ein Zwiespalt dargestellt und ein Aufstand irgend eines Theiles gegen das Ganze der Seele (siehe oben, S. 196—97.), um in ihr zu herrschen. Vergleichen und eben dieser Kräfte Verwirrung und Verirrung sei die Ungerechtigkeit und Ungebundenheit und Feigheit und Unvernunft und insgesammt alle Schlechtigkeit (*τοιαῦτ' ἄρα, οἷμαι, φησόμεν καὶ τὴν τοῦτων ταραχὴν καὶ πλάνην εἶναι, τὴν τε ἀδικίαν καὶ ἀκολασίαν καὶ δειλίαν καὶ ἀμαθίαν καὶ ἐν ἀλλήλοις πᾶσαν κακίαν*). In Vergleich mit

^{*)} Als Bezeichnung des Bösen dient deshalb natürlich die That dessen, der die Harmonie und das schön in Übereinstimmung Gebrachte zerstören will: τὸ γὰρ μὴν καλὸς ἀγαθὸν καὶ ἔχον εἶναι, καὶ ἐπὶ τούτοις, *νακοῖ*. Tim. 41. E.

der Krankheit wird dann weiter gesagt, sie sei auch ein naturwi-
driges Herrschen und Beherrschtwerden; wäre aber die Tugend,
Gesundheit Schönheit und gute Haltung der Seele, so wäre die
Schlechtigkeit, Krankheit und Häßlichkeit und Schwäche. In Un-
ordnung sein also und ent-erren oder verderben, seiner wahren Na-
tur entfremdet, das ist das Wesen des dem Guten entgegengesetzten
Verhaltens der Seele (. . . τῆς δὲ αὐτοῦ τοῦτου ᾧ ζῶμεν φέ-
ρεται τραγωμένης καὶ διαρρηγομένης βιωτὸν ἀγαθόν . . .),
und so schließt sich uns ganz natürlich der oben berührte Ausdruck
an: „Wie von einer Barre herab zeigt sich mir nun, daß es
nur eine Gestalt (εἶδος) der Tugend giebt, unabhängige aber der
Schlechtigkeit.“ *)

Hieraus erkennt wohl ein jeder deutlich, daß es sich nicht
um ein die Menschen von außen her beherrschendes Princip han-
delt, sondern von einer ὁδῶς ἐπιτατοῦρα ἀδίων πράξει, und
dieses sei die Ἀμαδία: als einfachste Ausführung des sokratischen
Sages, das Gute sei das Allgemeine und liege in der Erkenntniß.
Zur Ergänzung dieser Lehre von der ἁλῶσις und νόσος diene
eine Stelle aus dem Sophisten (p. 227 sqq.), welche von der
καύσις handelt und wobei es sich ganz natürlich zeigen muß,
welche Beschaffenheit der Seele als das Schlechte durch diese soll
fortgeschafft werden. Es werden dort zwei Arten (εἶδη) von
Schlechtigkeit in der Seele unterschieden, von denen die eine in
ihr wohne wie im Leibe die Krankheit, die andere wie die H-
lichkeit. Indem nun gesagt wird: Vielleicht hlft du Krankheit
und Aufruhr nicht für einerlei? heißt es weiter: Siehst du Auf-
ruhr für etwas anderes an, als für einen in dem von Natur Ver-
wandten durch irgend ein Verderben entstandenen Zwist? Und
Häßlichkeit für etwas anderes, als für das überall, wo es auch

*) Wir übergehen hierbei, als nicht mehr zur Sache gehörig, die περὶ
ταῦτα εἶδη κακίας ἢ πονηρίας von denen Plato weiter sagt: πέτρας δ' ἐν
αἰτοῖς εἶτα ἐν καὶ αἰσῶν ἐκμαρτυρήσαν.

sei, widerliche Geschlecht der Ungemeinheit? (Ἄλλ' αὐτοχρὸς ἄλλοι
 τι πλὴν τὸ τῆς ἀμετρίας παταχὸν δουρὶδὲ ἐνὸν γένος; vgl.
 oben, S. 154 ff.). Wie nun, merken wir nicht, daß in der Seele
 das Urtheil mit den Begierden, das Gemüth mit den Lüsten, die
 Vernunft mit der Unlust, und dies alles unter sich bei untugli-
 chen Menschen im Streite liegt? Wenn wir also die Böseartigen
 Aufruhr und Krankheit der Seele nennen, werden wir uns richtig
 ausdrücken? (ἵπασιν ἄρα καὶ νόσιν τῆς ψυχῆς ποτιζοίεν ἁ-
 ποτίαν ὁρῶντες ἐποῦνται.) Irrthum jedoch kommt der Seele nur
 unfreiwillig zu: denn das Irren ist nichts anderes als einer nach
 Wahrheit ausgehenden bei der Einsicht aber vorbeikommenden
 Seele Vorbeideuten (παπαροσύνη). Dies begegnet ihr aus Un-
 gemeinheit und eine unverständige Seele ist also als eine häß-
 liche und ungewessene zu setzen. Die Böseartigkeit ist aber die
 Krankheit, und sie begreift Freiheit, Unbändigkeit, Ungerechtigkeit;
 die oftmaligen und mannigfaltigen Erscheinungen des Unverständes
 sind hingegen als Häßlichkeit anzusehen. Als Heilmittel aller die-
 ser Übel werden ferner nicht Teufelsbeschwörungen und Austrei-
 bungen angegeben, sondern die Gerechtigkeit; οὐκοῦν καὶ περὶ
 μὲν ἔχοντες καὶ ἀδικεῖν καὶ δεῖναι ἢ κολλαστικῇ πέτρῃς τεχ-
 νῶν μέλιστα δὲ πᾶσιν προσηλόντα δίκη; und für den sämt-
 lichen Unverstand die Bekehrung.

Indem wir uns nun schon oben (S. 173 ff.) über die Ma-
 terie als Ursache des Bösen ausgesprochen haben, *) wird sich hier

*) „Was in diesem Mythos von dem Verhältniß der Gottheit zur Welt
 gedichtet wird, auseinander zu setzen, oder zu beurtheilen, in wiefern man auch
 hier einen Ein- finden könnte der dem Platon zugeschriebenen Lehre, daß das
 Böse in der Materie seinen Ort und seine Ursache habe, dies würde nicht hier-
 her gehören, weil es ganz außerhalb der Grenzen unseres Gesprächs liegt.“
 Schleiermacher, Einleitung zum Staatsmann, S. 259. — Vgl. darüber
 Moeller, Theodicaea Plat. Lineamenta. Berolini 1839. Für die oben
 (S. 175.) angeführte Stelle des Sophocles könnte hier noch an einen Aus-
 spruch aus Plato de Legg. XI, 919. erinnert werden, welche lautet: καὶ
 δὴ καὶ τῶν ἢ τοῦτων καὶ περὶ ταῦτα ἰστέι πρὸς δέο μάχην. πειρίαν

als nächstes Ergebniss der platonischen Ansicht des Wert anstehenden müssen, daß Gott nicht Urheber des Bösen sei, sondern der Mensch selbst, *αἰτία ἐλομένης, θεὸς ἀναιτός.* *) Deshalb nämlich, heisst es in der unten citirten Stelle des Timäus, habe Gott dem Menschen alle Belehrung zu Theil werden lassen, damit er von keinem fernern Übel die Schuld trage. Nach diesem Grundsatz richtet denn auch Plato in den Gesetzen, wofür wir nur einige Beispiele anführen: Legg. IX, 872: εἰάν δὲ αὐτόχειρ μὴν μὴ, βουλεύῃ δὲ πάντοτε τις ἄλλος ἐτέρῳ καὶ τῇ βουλήσῃ τε καὶ ἐπιβουλεύῃ ἀποκτείνουσ' αἷτος ὢν καὶ μὴ καθ'αυτὸς τὴν ψυχὴν τοῦ φότου ἐν πόλει ἐνοικῆς, μεγάλῳ καὶ τοῖσι κατὰ ταῦτ' αἰ κρώσεισ' αὐτῶν πῶς . . . τῷ δὲ ὄφλοσσι ταφῆς τῆς οἰκίας ἐξέστω τυχεῖν. Legg. V, 727: οὐδὲ γὰρ ὅταν ἄνθρωπος τῶν ἐαυτοῦ ἐλάττωσ' ἀμιασμαῖσιν μὴ ἐαυτὸν αἰτίον ἡγήται καὶ τῶν πλείωτων κακῶν καὶ μεγίστων, ἀλλ' ἄλλους, ἐαυτὸν δὲ αἰεὶ ἀνατίον ἐξαιρῇ τιμῶν τῆν αὐτοῦ ψυχὴν, ὡς δὴ δοκεῖ· ὁ δὲ πολλοὺ δειδ' ὄρεται τοῦτο· βλάπτει γὰρ. Gewiss ein schöner Ausspruch über des Mannes wahre Ehre (θεῶν γὰρ ἀγαθὸν τιμῶν δὲ κακῶν οὐδὲν τίμιον), welche sie höher stellt als die wederne sublimirte Persönlichkeit es irgend vermocht hat; denn der eigenen Seele heisst Plato den nächsten Platz nach den Göttern einräumen, indem man sie ehre auf die rechte Weise: οὕτω δὲ τὴν αὐτοῦ ψυχὴν μετὰ θεοῖς ὄντας διαπύουσ' καὶ τοῖς τοῖσι ἐπομένους τιμῶν δειδ' λέγων δευτέρων ὅπως περιμελέωμεν, τιμῶν δ' ὡς ἕπος εἰπὼν ἡμῶν οὐδὲς ὄσως, δοκεῖ δέ. **)

Nach dieser ganzen Darstellung folgt aus der Natur der Sache, daß das Böse nicht könne als etwas Verüberragendes eber,

καὶ πλοῦτον, τὸν πλὴν ψυχὴν διευδαρμότα τρωχὲ τῶν ἀνθρώπων, τὴν δὲ λύπαις προστριμμένην εἰς ἀνασχυντίαν αὐτὴν.

*) Pol. X, 607. Vgl. Tim. 42. D. κακίως . . . ἀναίσιος. Pol. II. 379. τῶν . . . κακῶν ἀναίσιον.

**) Man vergleiche noch, da wir uns auf Angabe der Hauptfachen beschränken müssen, besonders die vorreffliche Schilderung Legg. X, 886 sqq.

so lange die Welt besteht, je zu Beseitigendes angesehen werden: es ist in der Schöpfung und im Werden begründet, wie dies auch Plato selbst in der bekannten Stelle des Theätet (p. 176.) ausspricht: ἀλλ' οὐτ' ἀπολείπειν τὰ κακὰ δυνατόν ἐπειγαιότερον γὰρ τι τῷ ἀνθρώπῳ ἀπὸ εἶναι ἀνάγκη· οὐτ' ἐν ποσὶ αὐτὰ ἰδεῖν, τῶν δὲ πλείων φάναι καὶ τόδε τὸν τόπον περιποιεῖ ἐξ ἀνάγκης. *)

Fassen wir dies alles hier nochmals zusammen, so gewinnen wir durch Plato folgende Ansicht vom Bösen. Gott kann in der Materie sein Bild nicht rein darstellen; da er aber nichts Schlechteres schaffen kann, oder nichts weniger Gutes als er selbst ist, so ist er nicht Urheber des Bösen, sondern der in der Materie beharrende, nicht zu ihm zurückkehrende Geist. Genuß, Sinnereiz, Lust und Wollust fesseln diesen an die Sinnlichkeit, reißen ihn mit sich ins Maaflose fort, da der Sinnengenuß einem durchlöcherren Siebe gleicht, die durch ihn gefesselte Seele also sich nie zum Anschau des wahrhaft Seienden zu erheben vermag und unphilosophisch bleibt. Deshalb müsse man (Gorgias S. 481.) bei seinem Feinde alles anwenden, daß er nicht durch irgend eine Strafe geheilt würde, damit er unsterblich sei als ein Böser (ἀλλ' ἀθάνατος ἔσται ποτὶς ὢν). Als ein Muster der Darstellung der Sinnelust dürfen wir hier nur noch an den Philebus erinnern, welcher in dieser Hinsicht auch das ganze Wesen des Bösen umschließen möchte. **) Erschien aber dem Polos (Gorgias 480.) noch ungerecht, was Sokrates sagt, daß die Redekunst dienen müsse, „um sich selbst und andere zu bewegen, daß man nicht feige werde, sondern sich mit zugedrückten Augen tapfer binstelle

*) Über das Erscheinen der Materie an der *Χώρα* findet sich die Hauptstelle im Timäus. Eine ausführlichere Darstellung davon (vgl. oben S. 213.) siehe im folgenden Kapitel, S. 341 ff.

**) Über den ganzen Dialog vgl. man Trendelenburg, de Platonis Philebi consilio, so wie Schleiermachers Einleitung S. 132 ff.

wie vor den Ägyptern und Fremden," damit man nur von dem größten Übel, von der Ungerechtigkeit befreit würde: so wird sich vielleicht im Verlauf der Jahrhunderte auch noch dieser schöne Traum des göttlichen Plato verwirklichen und einen neuen Beweis dafür liefern, daß er das wahrhaft Seiende geschaut habe, indem er der einzig von ihm anerkannten Führerin der Seele unablässig folgte, der Vernunft. *)

Neuntes Kapitel.

Aristoteles.

Wie wir bei Plato gesehen haben, daß alle Ausbildung des Geistes in die Erkenntniß gesetzt ist, so finden wir bei Aristoteles dieselbe auch auf ihrem erhabenen Siege und die Götter als ein sich selbst denkendes Wesen, *αὐτὸν νοεῖ ὁ νοῦς*. Nun möchte man für die Philosophie, im Unterschiede von der Religion, überhaupt feststellen, was Hegel von der Philosophie der Religion behauptet, daß es ihr nicht darum zu thun ist, die Religion in einem Subject hervorzubringen. Indes wenn wir bei dem Stagiriten auch das Beste und das Falsche gesehen finden, in so fern die-

*) Es kann bestritten werden, daß dem Staat und seiner Gerechtigkeit zugeschrieben wird, was man nach moderner Ansicht von der Kirche erwarten würde; darauf antworte nur die Stelle aus dem Gorgias (104. B.): *τίς οὐδ' ἂν οὐκ ἔστι (ἐκείνου) νόμος ὁ θεῖος*. Der Staat war den Alten nicht eine bloße Zucht- oder Polizeianstalt; der Bürger gehörte ihm ganz, eben so wie dessen geistige Forderungen sich vollkommen in seinen Institutionen befriedigt sehen wollten; es handelte sich um Gerechtigkeits, welche nur als solche Pflichten hatten. Erst moderne Staaten lösen das Problem, die Politik seelenlos darzustellen. — Platos Urtheile über die Herrschaft der vielfehigen, haltungslosen Menge sind übrigens bekannt; er theilt die schlechten Staaten und die schlechten *τύποις* der Seele nach den vier *ἔσθ* der *σοφία*. Vgl. Pol. V, init.

ses sich an die Erkenntniß, jenes an den Willen wendet, so ist doch für ihn beides nicht so getrennt, daß nicht die falsche Erkenntniß falsche Entschlüsse erzeugen müßte, da bei ihm das Sein sich alsbald manifestiren muß. Deshalb wird später leicht der Zusammenhang des Falschen und Bösen einleuchten, so wie die Anwendung des Namens der Falsche auf den Bösen. Setzt also die Ansicht der Genesis den ersten Versuch des Teufels in die Erkenntniß dessen, was gut und böse ist, so sieht man, wie sehr dies der griechischen Ansicht zuwiderläuft, indem Vergehen und das Handeln der Schlechtigkeit ja zuletzt immer auf einer falschen Erkenntniß beruht, auf einer Täuschung über des Menschen wahres Wesen, wie wir es bei Plato erwiesen haben.

Hat sich bei Plato das Allgemeine in seiner ganzen überwiegenden Macht auf das glänzendste dargestellt, so sollen wir nun bei Aristoteles seine Vollendung sehen, indem es sich als Einzelnes bethätigt, als Zweck sich darstellt und vollkommen nach seinen Momenten ins Leben tritt; die Tugenden insgesammt werden nun nicht ferner bloß *εργάζεσθαι* sein, sondern sie werden *ὡς ἀνὴρ ἐργάζεσθαι* sich ausführen: so fordert es der Geist des Aristoteles, welcher überall Entelechie, durchgeführte Zweckthätigkeit sucht. Dabei werden wir auch den Menschen nach seiner Denkkraft und deren Haupterzeugniß, dem vollkommenen Schluß, eben so wie nach seiner physischen Seite, nach seinem Leben unter den verschiedenen Staatsformen und nach seiner Sitte, bis ins Einzelste hinein analysirt finden: das Allgemeine soll zu seinem Zweck kommen; nur dann ist es. Auch das Gute soll sich realisiren, und thut es in den Werken der Einzelnen und der sie umschließenden Gesamtheit, dem Staate. *) Tugend und Laster werden sich

*) Siehe S. 171 - 72. — Der Begriff der Menschheit ist ein dem Alterthum fremder, und er ist auch nur in den einzelnen organisierten Gemeinschaften zu erkennen: Aristoteles würde ihn etwa als *ἀνθρωπότης* des Staats aufgefaßt haben. — Vgl. den Ausdruck des Sokrates, Cic. Tuscul. 3, 37.

daher bei Aristoteles in Beziehung auf den Einzelwillen zeigen, und es kann dafür der allgemeine Ausspruch gelten: ἐφ' ἑαυτὸν δὴ ἡ ἀρετὴ ὁμοίως δὲ καὶ ἡ κακία (Ethic. Nie. III, 5, 2.).

Bekannt ist die Methode des Aristoteles, dieser Fortschritt vom einzelnen Merkmale und dem Einzelnen überhaupt zu einer immer höher stehenden Allgemeinheit, bis hinauf zur höchsten, und es wird deshalb genügen, hier durch ein Beispiel daran erinnern zu haben. Wir wählen dazu das fünfte Kapitel des zweiten Buches der oben genannten Schrift, weil es uns zugleich den Standpunct der Betrachtung unseres Gegenstandes näher angibt. Τί δ' ἴσται ἡ ἀρετὴ ἐξῆς σκαπτέον. ἐπεὶ οὖν τὰ ἐν τῇ ψυχῇ γινόμενα τρία ἴσται, πάθη δυνάμεις ἕξεις, τοῦτων ἂν τι εἴη ἡ ἀρετή. λέγω δὲ πάθη μὲν ἐπιθυμίαι, ὀργαί, φόβοι, πρῶτον. πάθος, χαρὰν, φίλιαν, μῦσος, πόσον, ζῆλον, ἔλεον, ὅλως οὕς ἐπεται ἡδονὴ ἢ λύπη. δυνάμεις δὲ . . . ἕξεις δὲ καὶ αἰσθάνσεις τὰ πάθη ἔχοντες εὖ ἢ κακῶς . . . πάθη μὲν οὖν οὐκ εἰσὶν οὐδ' αἰ ἀρεταί, οὐδ' αἰ κακίαι, ὅτι οὐ λεγόμενα κατὰ τὰ πάθη σπουδαῖοι ἢ φαῦλοι· κατὰ δὲ τὰς ἀρετάς ἢ τὰς κακίας λεγόμενα σπουδαῖοι ἢ φαῦλοι . . . κατὰ δὲ τὰς ἀρετάς καὶ τὰς κακίας ἐπαιτούμενα ἢ ψευδόμενα. ἔτι, ὀργιζόμενα μὲν καὶ φοβούμενα ἀπροαιρέτως, αἱ δ' ἀρεταὶ προαιρέσεις τινὲς ἢ οὐκ ἄνευ προαιρέσεως. πρὸς δὲ τοῦτοις, κατὰ μὲν τὰ πάθη κινεῖσθαι λεγόμενα, κατὰ δὲ τὰς ἀρετάς καὶ τὰς κακίας οὐ κινεῖσθαι, ἀλλὰ διακινεῖσθαι πως. διὰ ταῦτα δὲ, οὐδὲ δυνατόν τις εἶναι οὔτε γὰρ ἀγαθοὶ λεγόμενα τῶ δύνανται πείσχειν ἀλλῶς, οὔτε κακοὶ . . . ἔτι, δυνατόν μὲν ἑμμένειν φήσει, ἀγαθοὶ δὲ ἢ κακοὶ οὐ γινόμενα φήσει . . . εἰ οὖν μήτε πάθη τίςιν αἰ ἀρεταί, μήτε δυνάμεις, λείπεται ἕξεις αὐτὰς εἶναι. Dies wäre dann, fügt er hinzu, das γένος der Tugend, so wie natürlich auch des Lasters oder der *Kakia*. Die ἕξεις aber ist als die Art und Weise erklärt, wie wir uns in Bezug auf die πάθη verhalten, gut oder schlecht, i. B. in Beziehung auf den Zorn; ist

er befinn' oder wagt, ohne Spannung, so verhalten wir uns schlecht; hält er aber die Mitte, so verhalten wir uns gut: und wem kann diese Haltung zukommen? ἐφ' ἑαυτὸν ἔστιν ἡ κακία.

Damit hätten wir zwei Bestimmungen für das Schlechte und das Böse gewonnen, das Verhalten von unserer Seite und die προαίρεσις: denn Tugend und Laster sind προαιρέσεις, nicht mehr ἡρώσεις, oder wenigstens nicht ἄνευ προαιρέσεως; mit diesem Satze ist der Einzelwille vollständig bestimmt und in sein Recht eingesetzt; es steht jetzt bei ihm, ob er schlecht oder gut sich verhalten wolle; es ist dies sein Entschluß. Denn mit Kraft ausgerüstet sind wir wohl von Natur, gut und schlecht aber sind wir nicht von Natur, indem das πᾶσιν wohl von Natur gegeben ist, die ἔτι aber nicht; weshalb wir nicht getadeln werden, daß wir uns überhaupt fürchten oder in Zorn gerathen, sondern die Art und Weise unseres Verhaltens in diesem πάθος wird dem Urtheil unterworfen: οὐδὲ ψέγεται ὁ ἀπλῶς ὀργιζόμενος, ἀλλ' ὁ πῶς. Mit einem Worte, es wird dem Menschen seine That angerechnet, und er ist schlecht wenn er Schlechtes thut, kann sich mit keinem fremden Einfluß mehr entschuldigen; wie es auch schon Plato als seine Ehre bezeichnet die nicht zu thun. Aristoteles sagt in seiner schlichten Weise, die aber stets die Sache trifft ohne allen Umschweif: Ἀπορίσκει δ' ἄν τις πῶς λέγομεν ὅτι διὰ τὰ μὲν δίκαια πράττοντας δίκαιους γίνεσθαι τὰ δὲ σώφρονα σώφρονας· εἰ γὰρ πράττονται τὰ δίκαια καὶ τὰ σώφρονα, ἦδη εἰσὶ δίκαιοι καὶ σώφρονες· ὥστε εἰ τὰ γραμματικά καὶ τὰ μουσικά, γραμματικοὶ καὶ μουσικοί (cap. IV.). So einfach ergibt sich ihm diese wichtige Behauptung, und es kann ihm nie in den Sinn kommen von edlen Bösewichtern zu reden und hochherzigen Betrügnern; wer schlecht thut ist schlecht, so gut, wer Musik treibt ein Musiker ist. Natürlich aber gehört der Wille zur That, die προαίρεσις: denn die Tugend ist dem Aristoteles ein Kampf des selbstbewußten Menschen gegen die Lust und die Leidenschaft, und nur

wer ihn gut kämpft, wird Ehre haben und gut sein (cap. III, 10.): *ἔτι δὲ χαλεπώτερον ἦδονη μίχεσθαι, ἢ θυμῷ, καθάπερ κρησὶν Ἡρόκλητος· περὶ δὲ τὸ χαλεπώτερον αἰεὶ καὶ τέχνη γίνεται καὶ ἀρετὴ· καὶ γὰρ τὸ εὖ βέλτιον ἐν τούτῳ· ὥστε καὶ διὰ τοῦτο περὶ ἡδονῆς καὶ λύπης πᾶσα ἡ πραγματεία, καὶ τῇ ἀρετῇ καὶ τῇ πολιτικῇ· ὁ μὲν γὰρ εὖ τοῖσιτος χροόμετος ἀγαθῶς ἔσται, ὁ δὲ κακῶς κακῶς.* Um indeß diesen Namen zu verdienen, um wirklich schlecht genannt zu werden, müssen Inneres und Äußeres bei einer That übereinstimmen, wie von dem Grammatiker weiter hinzugefügt wird, er müsse nicht etwas seiner Kunst gemäses gethan haben ἀπὸ τύχης, sondern dann verdiene er seine Benennung, εἰὰν καὶ γραμματικὸν τι ποιῇ καὶ γραμματικῶς· τοῦτο δ' ἐστὶ τὸ κατὰ τὴν ἐν αὐτῷ γραμματικῇ. Also verhalte es sich auch mit der Tugend, nur mit einem wichtigen Unterschiede; denn die Werke der Kunst hätten τὸ εὖ in ihnen selbst, bei den Tugenden aber müsse noch das hinzutreten, daß sie nicht allein πῶς ἔχοντα gelübt würden, nicht danach allein seien sie δικαίως oder ὑπερβολῶς geschehen, sondern das innerliche Verhalten des Handelnden müsse hinzutreten, ἀλλὰ καὶ εἰὰν ὁ πράττων πῶς ἔχων πράττῃ. Zuerst müsse er wissen, was er thue, dann müsse er es mit dem gerade hierauf gerichteten Vorsatz thun, und müsse fest und unwandelbar sein in seinem Entschlusse: πρῶτον μὲν εἰὰν εἰδῶς, ἔπειτ' εἰὰν προαιρούμενος, καὶ προαιρούμενος δὲ αὐτὰ, τὸ δὲ τρίτον εἰὰν καὶ βεβαίως καὶ ἀμετακινήτως ἔχων πράττῃ; bei den andern Künsten würde nur das Wissen mitgetheilt; bei den Tugenden aber gelte das Wissen nichts oder wenig, die andern Punkte aber nicht wenig, sondern auf sie käme alles an. Τὰ μὲν οὖν πράγματα δίκαια καὶ ὑπερβολὰ λέγεται ὅταν ἢ τοιαῦτα, οἷα αἶν ὁ δίκαιος ἢ ὑπερβολὴν πράξει· δίκαιος δὲ καὶ ὑπερβολὴν ἐστίν, οὐχ ὁ ταῦτα πράττων, ἀλλὰ καὶ ὁ οἷτω πράττων, ὡς αἱ δίκαιοι καὶ ὑπερβολαὶ πράττουσι. Weiter, fährt er fort, handle es sich darum, daß wirklich

das Gute geschehe, daß man nicht bloß zu dem λόγος, seine Zucht nehme und so meine zu philosophiren, sondern daß man durch tugendhafte Handlungen seinen Sinn verwirkliche; sonst gleiche man einem Kranken, der den Arzt sorgsam höre, aber nichts thue von dem was er verordnet; auf diese Art werde weder der Kranke genesen, noch die Seele sich wohl verhalten, wenn man also philosophire.

Befolgen uns diese Worte mit einem Male auf das Gebiet der That aus dem bloßen Denken, und müssen wir das Wesen der Besonderheit in seinem ganzen Gerichte daraus erkennen, dem bloß gedachten Allgemeinen gegenüber, so fragt sich weiter, wie vereinigt Aristoteles die besondere That mit der Allgemeinheit des Schicksals, und was ist dieses unter seiner Hand geworden, dem menschlichen Versage und seinem Zwecke gegenüber? Der allgemeine Zweck, wonach alles hinzielt, ist als τὸ εὖ, τὸ ἀγαθόν bestimmt, und auch jeder einzelne Entschluß strebt nach dem εὖ ἑαυτῷ, εὖ ποιῆσαι, nach dem εὖ διαποιεῖν. Erkenntniß soll den Menschen mit jenem Weltzweck in Übereinstimmung setzen, und er soll bei dem was in seiner Willkür steht wählen nach der höchsten Bestimmung; thut er dies als ein δίκαιος, wie wir ihn eben beschrieben haben, so ist er gut, im Gegentheil ist er ein Böser, ein Schlechter; vor allen Dingen aber soll jemand handeln, um zu seinem Ziele zu gelangen, sich als das beweisen was er ist, nicht im bloßen Reflectiren oder beim Logos stehen bleiben, in seine Allgemeinheit flüchten, sondern er soll ein Dieser sein durch seine That: das ist die einfache und schöne Lehre des Aristoteles; und wie thatenreich bewährte sie sein königlicher Zögling. Die Dinge aber die nicht in unserer Macht stehen — — sollen wir sie hier aufzählen? Nicht ist es Erkenntniß, nicht sind es die freiwilligen Entschlüsse, die auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Tugende, das alles ist ἐν ἡμῖν: die Naturgebundenheit aber, Lage und Verhältniß, Zeit und Zustände, das alles ist οὐκ ἐν ἡμῖν: wohl

aber ist es unser Verhalten zu diesem, unsere *ἔτι* gegen solche *πάσθαι*, die wir dem gleich achten können, welche *ἐπιθυμία*, *ὄρεσις*, *φρόσις* und *φρόσις* über uns bringen; genug es steht in unserer Gewalt unsere Selbstherrschaft und damit unser Gutes oder Böses sein. *) Auf dieser Stufe des kräftigsten Bewußtseins und der heroischen Manneskraft verlassen wir die Hellenen im Zeitalter des Aristoteles; nach ihm wuchs eine Nacht der Jahrhunderte bis ihr endlich, aber wie stufenweise, wie zögernd, von neuem das Licht der Erkenntnis geboren ward und bis es gar dazu kam, wohin er stets gezielt hatte: zur Betätigung.

Leicht ergibt sich uns jetzt die Bedeutung des in der Metaphysik aufgestellten Satzes (B, p. 189. 20.): *οὐκ ἔστι παρὰ τὰ πράγματα τὸ κακόν*: denn es handelt sich bei Aristoteles zunächst um *πράγματα*, und seine *πραγματεία* ist durchaus eine solche, wie er sie selbst (Ethic. Nic. II, 21. 1.) erklärt: *ἐπεὶ οὐκ ἔστι παρὰ τὰ πράγματα οὐδὲ θεωρίας ἕνεκά τινος ὁπότε αἱ ὧμαι* (ού)

*) Auf diese Weise möchte sich das ergänzen was Böckh, Philolaos S. 185. ausspricht: „Etwas hieher gehöriges finden wir nun in der Eudemischen Ethik (II, 8.). Dort werden die Begriffe des Freiwilligen, Unfreiwilligen und Gezwungenen (*ἰκούσιον*, *ἀκούσιον*, *βίαιον*) erörtert, und der Schriftsteller kommt zuletzt auf das, was in unserer Macht steht oder nicht (*ἐν αὐτοῖς ἢ οὐ*): jenes sei, was unsere Natur tragen kann, dies, was sie nicht tragen kann und was nicht von Natur in unserem Triebe oder unserer Überlegung gegründet ist (*ὁρμήσας ἢ λογισμοῦ*), weshalb wir auch von Begierden und Weissagenden, obgleich diese ein geistiges Werk üben, sagen, daß sie nicht in ihrer Macht stehen, und was sie sagen und thun nicht sagen und thun; eben so sei es auch mit der Begierde, so daß gewisse Vorstellungen und Leidenschaften (*διάνοιαι τινες καὶ πάθη*) oder Handlungen, welche nach solchen Vorstellungen und Überlegungen erfolgen, nicht in unserer Macht stehen.“ Man vergleiche damit die schon oben erwähnte Stelle der Apologie des Sokrates p. 20 sqq. Dort heißt es von den Tragikern; und Dithorambendichtern: *ἔγνων οὐκ αὖ καὶ περὶ τῶν τοιούτων ἐν ὁλίγῳ τοῦτο, ὅτι οὐ σοφίᾳ τοιοῦτον ἄποιον, ἀλλὰ φρόσιν τινὶ καὶ ἐμπροσθενόοντι, ὥστε οἱ ποιῶντες καὶ οἱ χρησάμενοι*. — Einiges Näheres siehe auch bei Michelet: die Ethik des Aristoteles x. Berlin 1827.

(οὐ γὰρ ἔν' εἰδῶμεν τί ἐστὶν ἡ ἀρετὴ σκοπούμεθα· ἀλλ' ἐν ἀγαθοῖς γενόμεθα· ἐπεὶ οὐδὲν ἂν ἦν ὄφελος αὐτῆς.), und im dritten Kapitel (II.): διὰ τοῦτο οὖν ἀναγκαῖον, εἶναι περὶ ταῦτα τὴν πᾶσαν πραγματεύειν· οὐ γὰρ μικρὸν εἰς τὰς πράξεις· εὐ ἢ κακῶς χαίρειν ἢ λυπεῖσθαι. Eben so IV, 4. τὰ μὲν οὖν πράγματα δίκαια καὶ σώφρονα λέγεται . . . ; woraus sich schon im Allgemeinen ihre Bedeutung für den Aristoteles erkennen läßt. Für die oben angeführte Stelle aber sehen wir, daß sie nach dem ganzen Umfange der ausgeführten Handlung genommen sein will, ganz im Sinne des Aristoteles, dem es nie an der Bestimmung allein genügt, sondern der eine That verlangt, ein Ding, an welchem er die Anschauung des ἀγαθὸν und der ἀρετῆς, oder des κακὸν in vollem Maasse habe, damit für das wirklich zu erreichende Ziel kein Moment und selbst keine Ausflucht noch zurück oder gar im Hinterhalte sei. Deshalb spricht er, manchem unverständlich, sich an einem andern Orte so aus, daß er meint, in der Seele sei weder ἀγαθὸν noch μὴ ἀγαθόν: beides wird erst am πᾶγμα in der Vollendung offenbar. Τίς γὰρ ἂν ἀπορήσειεν εἰ ἐνεστὶν ἐν τῇ ψυχῇ ἰσθός, ἢ ἀνθρώπος; ὁμοίως δὲ καὶ τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ μὴ ἀγαθόν (De An. A. V, 5.). Dann sagt er in einer andern Schrift: τὰ γὰρ ἀγαθὸν ἐν τοῖς πρακτοῖς ὑπάρχει καὶ τοῖς οὖν ἐν κινήσει (Met. K. 212. 12. Br.), und untersucht πῶς ἔχει πρὸς τὸ ἀγαθὸν καὶ τὸ καλὸν τὰ στοιχεῖα καὶ αἱ ὀρχαί (N. 300, 26. Br.). Schon oben (S. 124 ff., 190. 207.) haben wir uns jener Stellen zur Darlegung des Begriffs der dialektischen Entwicklung und des Werdens bedient, und fügen ihnen hier zunächst die Worte hinzu, welche wir auch in der Metaphysik lesen (A. 257. 30.): τῷ πρώτῳ ἐνατιόν αὐδέν, womit wir hier sogleich die andere Stelle (de An. A. II, 7.) zu verbinden hätten: πᾶν μὲν τὸ ἐν, ἐπιστήμην δὲ τὰ δύο: denn mit dem Wissen tritt der Unterschied ein. *)

*) „Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so wer-

Zum Bösen bedarf es also einer Existenz, nicht der Welt, welche nach der richtigen Zweckbestimmung geschaffen ist, sondern einer durch den Menschen nach einer bestimmten *προαίρεσις* ausgeführten That; sonst ist das *κακόν*, welches an den Dingen haftet, nur ein Mangel, ein Übel, oder eine Verschlechterung, Herabsetzung. Erscheint nun auch die Seele als in solchem Zustande befindlich, und bedarf sie, wie es Plato angibt, einer *Κάταρσις*, um gut zu sein? *ἀκατάρτος γὰρ τῆς ψυχῆς ὁ γέ κακός* (Legg. IV, 716.). So gewiss der Mensch Theil hat am göttlichen Wesen, wird sich an diesem Orte zeigen müssen ob Aristoteles, wie ihn Kant vorwirft, mehr einen quantitativen Unterschied, als einen qualitativen, zwischen Tugend und Laster mache, und ob er bei dem bloßen Wert stehen geblieben sei: *ἐν τῷ ποτὶ, αἱ ἀρεταί* (Ethic. N. I. 6, 3.). Wir werden die Stelle zu diesem Behuf genauer ins Auge fassen, während wir die Lehre des Aristoteles über das *μετέχειν αὐτοῖα* hier als bekannt voraussetzen dürfen. *)

den eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.“ 1. Mose 3, 5. — Es kann hierbei wohl erinnert werden, daß man gar sehr irrt, wenn man Aristoteles und besonders Plato zu Vorläufern des Christenthums machen möchte; denn sie unterscheiden sich in den beiden Hauptlehren von denselben, sie setzen die Seligkeit nicht in den Glauben sondern in die Erkenntniß, und sie läugnen die Menschwerdung Gottes, da er nicht in sinnlicher Gestalt erscheinen könne. Plat. Rep. II. 381: *Ἄλλὰ μὲν ὁ θεὸς τε καὶ τὰ τοῦ θεοῦ πάντα ἅπαντα ἔχει. Πῶς δ' οὐ ταύτῃ μὲν δὲ ἴσμεν ἂν πολλὰς μορφὰς ἔχει ὁ θεός. Ἡμεῖς δὲ οὐκ ἔσμεν, ἀλλ' αὐτός καὶ ἄριστος ὅς τις τὸ δυνατόν ἴσμεν αὐτὸν μορφή.* Von einer Selbstentäußerung und einem *θεὸς ἐν μορφῇ δοῦλου* (Paul. ad. Phil. II. 6, 7.) ist nirgend bei den Griechen die Rede. Einzelne Moralsätze aber machen nicht das Christliche; dies liegt in der Selbsterniedrigung Gottes (*ἐταπείνωσεν ἑαυτόν*), welche Plato bestritt. Vergleiche im übrigen Feuerbach, das Wesen des Christenthums, S. 197: Der Unterschied des Christenthums vom Heidenthum. — Würde man Griechenland seinen Antheil am Christenthum zurückgeben, so kann es nur das *λογικόν* desselben sein; seine Resterien sind anderen Ursprungs.

*) Um hier wenigstens, zugleich in Beziehung auf unseren Gegenstand, einige Andeutungen über die Art zu geben, wie Aristoteles diesen sogenann-

Sollen die Tugenden, und also auch die Laster, in dem Noëon liegen, so muß dieses, nach dem was bei Aristoteles bisher von ihnen gesagt worden ist, ein Verhältniß haben zur *ἔσσις*: wie stellt er dies dar?

Schon nach dem obigen bestimmten Ausspruch, es seien die Tugenden Qualitäten, wofür wir *ἴσθαι* schon als *ἔσσις* erklären müssen, läßt sich vermuten, daß es mit jenem seit Kant oft wiederholten Tadel gegen den Aristoteles eine etwas andere Verwandtschaft habe: und können wir auch hierbei nicht außer Acht lassen, daß in seinen Werken oft mehr die Reime späterer bedeutender Entwicklungen gegeben sind, und daß nicht für alle Lehren ein durchgeführtes System vorhanden ist. So werden wir auch hierbei die Hinweisungen auf das Richtige finden, und wo sich Widersprüche zeigen, werden wir jene besonders zu beachten haben. Um hierüber zu einer klaren Einsicht zu gelangen, müssen wir zuerst diejenigen Übel, als deren Urheberin Tyche genannt wird, von dem wirklich Bösen sonders; sie finden sich aufgeführt in der *Rhetorik* (II. 6.) wo von dem Mitleiden in Bezug auf sie gehandelt wird. Dasselbst heißt es: *ὅσα τε γὰρ τῶν λυπηρῶν καὶ ὀδυνηρῶν φθαστικά, πάντα ἐλπεινά, καὶ ὅσα ἀναισθητικά, καὶ ὅσα ἢ τύχη αὐτὰ κακῶν μέγεθος ἔχοντων. ἔστι δ' ὀδυνηρὰ μὲν καὶ φθαστικά θάνατος καὶ αἰκνίαι σπομίκτων καὶ κακώτερος καὶ ἡδονῆς καὶ πόσεως καὶ τροφῆς ἔσθια, ὧν δ' ἡ τύχη αὐτὰ κακῶν, ἀφελῆς, ὀλιγοφύλου (διὸ καὶ τὸ διεκπύεσθαι ἀπὸ τῶν*

ten quantitativen Unterschied der Tugend und des Lasters bestimmt, sehen wir aus den *Ἠθ.* *mag.* B. 3. eine Stelle hierher: *νῦν δὲ ὅτις ἀρεστέος καὶ φειρότερος κακίον ἂν εἴη. ἔστι δὲ ἡ φειρότης περιβάλλουσα τις κακία* 'ὅταν γὰρ τινα παντελῶς ἴδωμεν φαῦλον, οὐδ' ἀνδραγῶν φαιναν εἶναι διὰ τὸ φειρόν, ὅς οὐδὲν τινα κακίαν φειρόμενα. *Merkmürdig ist daselbst die Ausrufung, welche sich an die Behauptung anschließt, es sei in der Seele weder Gutes noch Nicht-Gutes: . . . οὐκ ἔστι πρὸς ἀρετῆς ὅ γὰρ πρὸς βελέων τῆς ἀρετῆς καὶ οὐ κατ' ἀρετῆς ἐστι σπουδαῖος . . . ὥστε γὰρ καὶ ἡ κακία ἡ φειρότης ὅτις ἀνδραγῶν ἐστιν οὐκ καὶ ἡ ἀρετῆς ἡ ἀντικειμένη.*

φύσιν καὶ ἀνθρώπων εὐειρόν), αὐτοῦ, ὁρῶντες, ἀνέστηκα κ.
 7. 2. Welch einen Fortschritt Griechenland in der Erkenntnis des
 Bösen gemacht hatte seit den Zeiten des Homer und Hesiodus,
 leuchtet sogleich ein, wenn wir uns an die oben (S. 20.) ange-
 führte Stelle aus der Theogonie über die Töchter der Eris erin-
 nern, indem diese dort zur Mutter auch aller der oben genannten
 Übel gemacht wird; jetzt hatte man sie sondern gelernt von dem
 Bösen und gab dem Zufall sein Recht in der Welt der wechseln-
 den Erscheinungen, ohne sein Werk als eine βλάβη τοῦ θεοῦ anzusehen.
 Die Übergangsstufe zu der höhern Auffassung fanden wir in den
 Worten des Empedokles, deren Gedanken in der daselbst citirten
 Stelle Aristoteles hervorhebt, in so fern er als Grund des Guten
 αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν bezeichnet und in demselben Sinne, nach der vollen
 Bedeutung des αὐτὸ in seinem Sprachgebrauch, als Grund des
 Bösen τὸ κακόν. Damit haben wir ein Princip gewonnen, das
 vom Zufall getrennt seiner Wirkung nach in den Willen gesetzt
 ist und fortan die Geister beherrscht; das Böse wird ein rein
 Geistiges, eine ἔξω, welche Willen und That bestimmt und aus
 dem Gedanken herfließt; denn indem die ἔξω eine Qualität ist,
 gibt sie dem, in welchem sie sich findet, den Namen: ποιεῖται δὲ
 λέγω, καὶ ἢ ποιῶ τίνας εἶναι λέγονται (Arist. Cat. cap. 8.).
 Sind daher die Tugenden ἔξω genannt und finden wir die be-
 stimmten Werte: sie seien Qualitäten, so ist dies ebenso von dem
 Laster anzunehmen, und wir haben sie demnach als qualitativ ver-
 schieden von der Tugend zu betrachten.*) Allerdings ist es aber
 begründet, daß bei bloß äußerlicher Betrachtung der Tugend und
 des Lasters nach ihrer Erscheinung, beide unter die Betrachtung
 eines quantitativen Mehr oder Minder fallen können. Wir haben
 oben gesehen, welchen Werth Aristoteles auf die ποιεῖται legt,

*) Siehe das Genauere über das Ποῖον bei Diese, die Philos. des
 Aristoteles, S. 74 ff. und die daselbst angemerkte Stelle von Trendelenburg.

und können deshalb wohl nicht behaupten, was Micheler (a. a. O. p. 81.) schreibt: „Indessen ist doch zu betrachten, in welchem Verthe beide Kategorien auf die aristotelische Tugend angewandt werden. Und da müssen wir gestehen, daß der quantitative Unterschied, nicht dem bessern Sinne nach, aber dem Principe gemäß, domirt, und der qualitative noch nicht zu seinem Rechte gekommen ist, indem seine Nothwendigkeit allerdings im Principe liegt, er sich jedoch noch nicht aus diesem Wesen heraus zur Wirklichkeit gestalten kann.“ der in diesen Worten enthaltenen Widersprüche nicht einmal zu gedenken.“)

Halten wir fest, daß die Übel der Welt dem Zufall anheim gegeben sind und nicht nach dem Rathschlusse der Gottheit zutreffen, welche ja sonst mit Räubern und Mördern eine Gesinnung theilen müßte, und daß das Böse erst an den Dingen selbst und im Menschen und seiner *παράστασις* hervortritt, so sehen wir, daß *καὶ τὸ κακὸν* nur im Geiste des Menschen seinen Wohnsitz haben kann, und in seiner Erscheinung sowohl als in seinem Ursprunge qualitativ unterschieden ist von dem Guten, dessen Quelle die Gottheit ist und das Allgemeine durch seinen *λόγος* in sich Bestimmte.“) Die weitere Ausführung dieser Gedanken ist indes nur bei einer Darlegung des ganzen Systems des Aristoteles möglich, und es müßte dazu besonders sein Verhältniß zu der platonischen Lehre benutzt werden, wie es in Beziehung auf die berühmte Stelle im Timäus (52.) über die *χώρα* sich darstellen würde. Plato unterscheidet dort drei *γένη* oder *εἶδη*, das erste

*) Die Stellen, welche auf den quantitativen Unterschied deuten, sind sehr zahlreich: man könnte auch Ethic. Nic. V. 2. dahin zählen: *δορεῖ καὶ τὸ μέτρον κακὸν ὑπερβαίνει πλεονεξία*: nur galt es hier die Bestimmung des Principis, nicht ein bloßes *δορεῖ*.

**) Wie sehr Aristoteles an diesem Satze festhalte, geht schon daraus hervor, daß er sagt, Gott könne nichts ungeschähen machen. — Auch für uns ist ja die Zeit verüber, wo man das Absolute in die unbegrenzte Willkür setzte und in diesem Sinne auch von absoluten Herrschern sprach.

ἀγέννητον καὶ ἀνώλεθρον, οὔτε εἰς αὐτὸ εἰσδεχόμενον ἄλλο ἄλλοθεν οὔτε αὐτὸ εἰς ἄλλο ποιῶν . . . ἀννώλεθρον, und was allein die νόησις erfassen könne; das zweite αἰσθητόν, γεννητόν — δόξη μὲν αἰσθησεως περιληπτόν: sodann das dritte γένος ὃν τὸ τῆς χώρας αἰεὶ φθορὰν οὐ προσδεχόμενον, ἔδραν δὲ παρόχον ὅσα ἔχει γένεσιν πᾶσιν, αὐτὸ δὲ μετ' ἀναισθησίας ἀπτόν λογισμῷ τιτὶ νόσφ, μόγις πιστόν, . . . aber, schließt er seine Darstellung: τῷ δὲ οὕτως ὅτι βοηθῶς ὁ δὲ ἀκριβείας ἀληθείης λόγος, ὡς ἴσως ἂν τι τὸ μὲν ἄλλο ἢ, τὸ δὲ ἄλλο, οὐδέτερον ἐν οὐδετέρῳ ποτὶ γεγενημένον ἐν αἵμα ταυτὸν καὶ δύο γενήσασθον. Damit schon ist ausgesprochen, daß in dem Sein keine ursprüngliche Qualitätsverschiedenheit anzunehmen ist. Weiter sagt Plato ganz ausdrücklich: . . . ὡς εἰκόνι μὲν, ἐπιτερεῖ οὐδ' αὐτὸ τοῦτο ἐφ' ᾧ γέγονεν αὐτῆς ἐστίν, ἐτέρου δὲ τινα ἀνὶ φέρεται φάντασμα, διὰ ταῦτα ἐν ἐτέρῳ προῆκεν τὴν γένεσσαι, οὐσίας ἀμωγέπως ἀντεχομένην, ἣ μηδὲν τὸ παρῶν αὐτῇ εἶναι (τὴν χώραν).

So schwierig die mitgetheilte Stelle in ihrem ganzen Zusammenhang und in ihren einzelnen Theilen ist, wollen wir doch wenigstens Einiges über ihr Verständniß anzudeuten versuchen. Es handelt sich um die Erscheinungsform der Idee und Plato gibt als solche die χώρα an, den Raum; an ihm erscheinen die Dinge in ihrem Wechsel, entstehend und wieder verschwindend, also ohne wahre Realität; daher wie sie gleichsam nur im Spiegelbilde erblickt, wie dies Plato öfter, besonders in dem berühmten Mythos von der Höhle, in welche die Schatten des wahren Seins fallen, ausgeführt. Dieses ist ewig sich selbst gleich, wird aber am Raum als Form der Anschauung, mit Kantischem Ausdruck zu reden, offenbar: nur ist dies alles dem reinen Denken nicht mehr zugänglich; ihm kommen nur die Begriffe zu oder die Ideen: wollen wir die χώρα erkennen, so befinden wir uns in einem traumhaften Zustande und es kann nur νόσφ λογισμῷ geschehen;

die Erkenntniß der sinnlichen Anschauung aber wird durch die δόξα vermittelt. Nun handelt es sich darum die Materie, welche durchaus mit der *χώρα* nicht zu verwechseln ist, da diese als immateriell dargestellt wird und eine vielmehr intelligible Form ist, mit dem *λόγος* oder mit der Idee, der ewigen Wesenheit, in ihr richtiges Verhältniß zu setzen, mit einem Worte, es handelt sich um die Identität beider, und dafür möchte die vorliegende Stelle gleichsam eine Ergänzung oder gar den Schlüssel zum Parmenides bieten, indem Plato am Ende seiner Betrachtung meint, wir seien nicht im Stande wachend über dies alles die Wahrheit zu sagen, daß es sich nämlich folgendermaßen damit verhalte: daß wir eben nur ein Bild erblickten, da auch das selbst, woran es geworden sei (die *χώρα*) nicht ihr gehöre (ihrer sei — *ἐκείνη ἐστίν*), sondern es als ein Phantasma, als eine Ercheinung eines andern sich fortbewege, und deshalb in etwas anderem seinen Ursprung haben müsse, indem es auf irgend eine Weise an der Wesenheit Theil habe; oder es müsse überhaupt gar nichts sein. Zur Unterfügung des wahrhaft Seienden aber diene der genau aufgefaßte wahre Begriff, daß so lange Etwas ein anderes sei, und ein anderes wiederum ein anderes, keins von beiden in dem andern entstanden und sie folglich nicht zugleich dasselbe und zwei sein könnten. Dieser wichtige Ausspruch dürfte daher jene angebeutete Ergänzung zum Parmenides enthalten, indem im Timäus, als demjenigen Dialog, welcher die bisher versuchte Darstellung der Begriffe in ihrer Realität zeigen sollte, auch für diesen bedeutsamsten Punkt der Identitätslehre hier eine Erklärung versucht wird. Was weiter darauf folgt: *τὴν δὲ γενέσθαι τὴν οὐρανίαν καὶ ἀρχαίαν α. τ. λ.* würde uns hier zu weit abführen, und wir bemerken nur noch das bezeichnende Wort für die Materie, ehe sie zu einer wohlgeordneten Welt sich gestaltet hat, — *αἴτις καὶ τὸ πᾶν ἐν αὐτῇ διασπορεύειν γέ-*

νόησαι — daß die Theile der Welt in ihren Unterschied treten: τὰ δὲ κινούμενα ἄλλα ἄλλως ἀνὶ φέρεσθαι διακρινόμενα. *)

In diesen wenigen Worten sind die Grundlagen aller verschiedenen philosophischen Systeme gegeben, deren vollkommene Vereinigung wir bis auf diesen Tag vergebens erstrebt haben, **) und wir werden deshalb von Aristoteles nicht voraussetzen dürfen, zumal die Tröcke über seinen Werken mit manchem bösen Zufall gewaltet hat, daß er uns eine Lösung des von Plato aufgezeigten Zwiespalts biete: manche wichtige Hinweisung jedoch ist nicht zu übersehen.

Über die $\xi\lambda\iota$ sagt Biese (a. a. O.): „sie ist das bestimmte feste Verhalten, welches auf der Anordnung der innern Theile (Met. 5, 19. $\delta\acute{\iota}\alpha\delta\epsilon\upsilon\sigma\iota\varsigma$) des Organismus beruht; aus diesen bildet es sich hervor und wird zu einem Habituellen. In dieser Beziehung ist $\delta\acute{\iota}\alpha\delta\epsilon\upsilon\sigma\iota\varsigma$ $\upsilon\pi\epsilon\rho\eta\gamma\iota\kappa\acute{\eta}$ (de anim. 2, 5.) und $\xi\lambda\iota$ ein $\mu\epsilon\tau\alpha\theta\epsilon\tau\iota\kappa\acute{o}\varsigma$ $\delta\iota\alpha\delta\epsilon\upsilon\sigma\iota\varsigma$, aber zugleich η τῶν μερῶν ἀρετή (Met. 5,

*) Aus diesen Angaben über die $\chi\acute{\omega}\rho\alpha$, besonders auch aus den Worten καὶ φανερὸν ἀνυπαρχόντων εἶναι σου τὸ ὄν ἅπαν ἔν τινι τόπῳ καὶ κατέχον χωρὶν τινα, τὸ δὲ μήτε γῆ μήτε σου κατ' οὐρανὸν οὐδὲν εἶναι, zu denen sich für Aristoteles die Betrachtung der $\psi\upsilon\lambda\eta$ gesellen mußte unter den von demselben aufgestellten Gesichtspuncten, η $\psi\upsilon\lambda\eta$ τὸ ἴσχατον κατ' αὐτὸ οὗτο ἢ οὐτο ποσὸν οὗτο ἄλλο οὐδὲν ἔστι (Met. Z. p. 131. 16. Br.): η $\psi\upsilon\lambda\eta$ ἄγνωστος κατ' αὐτὴν (149, 9.), so wie der $\psi\upsilon\lambda\eta$ τοκικὴ (Met. H. 166. 6) u., wird sich ergeben, weshalb wir im Eingange unserer Darstellung das Chaos mit diesem Begriffe parallelisiren konnten. Vergleiche eben S. 8., und über die ganze Stelle, vorzüglich auch über den Punct, daß Plato nicht Raum und Materie verwechselt habe, Böckh in Daub's und Creuzer's Studien, III, S. 32 ff. — Etallbaum übersetzt $\omega\varsigma$ εἰσὶν αὐτὸν — nam (sicuti) imagini quidem, quandoquidem nec ipsum hoc eujus causa exiit, ipsius est etc. Vgl. noch Pol. V, 479.

**) Ohne allen Sinn ist es indessen, wenn man von drei Philosophien redet, von negativer und positiver Wissenschaft oder Philosophie u., wobei die Eigentümlichkeit der positiven Philosophie darin besteht, durchaus mit der Philosophie nichts gemein zu haben, sondern sich gleich der Theologie auf den Buchstaben zu stellen; das ist nicht der $\pi\acute{\iota}\tau\omicron\varsigma$ λόγος, nicht der im Geist wiedergeborene Gott, und es kommt solche Wissenschaft aufs höchste zur Auferhebung des Fleisches; das ist ihr heiliges Osterfest.

20.). Dabei sind die Tugenden selbst *ἔτι*. In diesem bestimmten Verhalten zeigt sich eine entschiedene Richtung, die sich in der Thätigkeit (*ἐνέργεια*) offenbart. Von dem natürlichen Vermögen (*δύναμις*) unterscheidet sich dies bestimmte Verhalten dadurch, daß es selbst nur die Richtung auf das Eine hat, während jenes sich auf das Entgegengesetzte bezieht (wie unter *δύναμις τοῦ ποιῆν καὶ πάσχειν*. Vergleiche *Ethic. 5, 1.*).“ Nehmen wir dazu die Worte aus den Büchern über die Seele, welche von der selbstbewegenden Kraft derselben handeln (*A. III, 7, 8.*): οὐδεὶς δὲ ὡς τὸ ὑπὸ καὶ τοῦ κινῆσθαι ἐν τῇ οὐσίᾳ, τοῦδ' ὑπ' ἄλλου κινῆσθαι, ἀλλ' εἰ μὴ κατὰ συνθεσέως, ὥστε οὐδὲ τὸ κατ' αὐτὸ ὄρατον ἢ δι' αὐτό, τὸ μὲν δι' ἄλλο εἶναι, τὸ δ' ἐτέρου ἐνεκεν ... ἀλλ' ἔστιν ἡ κίνησις τῆς οὐσίας αὐτῆς κατ' αὐτήν so wird sich leicht als Folgerung ergeben, daß sich der Mensch durch nichts Äußerliches dürfte bestimmen lassen noch bewegen, sondern daß seine Handlungen Selbstbestimmungen sein müssen: so fordert es die *οὐσία* seines Geistes. Befindet er sich also in irgend einer *ἔτι*, so ist dies sein Thun, und wenn er nach seiner *δύναμις* leiden und handeln kann, so muß eben seine von ihm ausgehende *διάθεσις* auf die Tugend und Tüchtigkeit aller seiner Theile gehen, seines Geistes wie seines Leibes; denn auch diese werden ja nur durch Willen und Entschluß der Seele in Thätigkeit gesetzt: ὅπως δ' οὐχ οἷτω φαίνεται κινεῖν ἡ ψυχὴ τὸ σῶμα, ἀλλὰ διὰ προαιρέσεως τινος καὶ νοήσεως (*l. 1. 10.*): nichts Zufälliges darf also auf uns einen unsere *οὐσία* beherrschenden Einfluß üben, sondern diese selbst schafft ihre guten oder ihre bösen Zustände, und es erklärt sich daraus das Wort in den Problemen (*δ. 13.*): τὸ δὲ μέγιστον καὶ τὸ καλὸν οὐδενὸς ἐστὶν οἰαῖον. Nach der hohen Ansicht daher, welche wir dem Aristoteles, gleich Plato und allen edlen Griechen, von der Erkenntniß zugesprechen müssen, im Gegensatz des Beharrens in der Materie und des Verfallens in Lust und Begierde, darf wohl mit vollem Grunde behauptet werden,

daß ein Geist, eine Seele, welche nicht ihre wahre οὐσία erkennen, sondern in dem verharren, was nicht ihrer ist, in der Materie, als eine κακὴ ψυχὴ anzusehen ist, die feige nicht zu der Höhe durchdringen noch sich emporarbeiten mochte, auf der allein sie ihr οὐκείον bewahren kann. Daß sie auf dieser Stufe wieder zur Einheit zurückkehre, auf der anderen aber niemals zu einer schönen Harmonie gelangen kann, spricht er in den einfachen Worten des von ihm citirten Verses aus (Ethic. Nicom. II, 6.),

ἐνδοὶ μὲν γὰρ ἀπλῶς, παντοδαπῶς δὲ κακοί: *)

so wie er ebendasselbst (III. 5.) ausführt: ὅτι ἐκούριοι εἰσι καὶ αἱ ἀρεταὶ καὶ αἱ καλῖαι, nicht aber behauptet, es gäbe zur Ehre Gottes σκεῖν ὁρμή. **) Wir fügen deshalb zum Schluß dieser Darstellung nur noch eine Stelle aus den 'Ηθ. μεγ. (B. 7. p. 1205 a. Bekk.) hinzu, welche über die wahre Meinung des Aristoteles keinen fernern Zweifel lassen wird und besonders nicht über den Werth, welchen er der That beilegt: ὁμοίως δ' εἰσὶ καὶ ἐπιστήμαι φαύλαι, οἷον αἱ ζήταντοι, ἀλλ' ὅμως οὐ διὰ τοῦτο φαύλων ἢ ἐπιστήμη, ἀλλ' ἀγαθὸν τῷ γένει καὶ ἐπιστήμῃ καὶ φύσει. ὥστερ γὰρ οὐδ' ἀνδριανοποιοὶν θεωρεῖν θν' αὐτοῖς τις ἴσται ἐξ ὧν ἀπέτυχε καὶ κακῶς ἐργάσατο, ἀλλ' ἐξ ὧν εὖ, αἷτως οὐδ' ἐπιστήμῃ οὐδὲ φύσει οὐδὲ ἄλλο οὐδὲν ποιοῖν τί ἴσται ἐκ τῶν φαύλων, ἀλλ' ἐκ τῶν σπουδαίων. ***)

*) Ein Spanisches Sprichwort sagt:

Los hijos de Dios son simples, los diablos dobles.

**) Siehe oben S. 49 ff., und vergleiche über das διακούριον S. 25.

***) Da es schon bei den Alten selbst ungewiß war, in wie weit die den Pythagoreern zugeschriebenen Lehrlänge ihnen gehörten, oder von späteren Philosophen noch tieferem Eingehen in die Natur der Begriffe erst in ihrer jetzigen Uebersetzung aufgestellt sind, so erinnern wir hier nochmals an die pythagoreischen Gedanken über das ἄκρουν, als welches Aristoteles in der Nikomachischen Ethik (II. 5.) das καρόν bezeichnet (vgl. S. 294. und siehe die betreffenden Stellen bei Brandis a. a. O. S. 503 ff.), indem für diesen hier noch zu bemerken wäre, daß er das ἄκρουν mit dem ἄτακτον zusammensetzte, also das ordnende Princip, die τάξις, auch bei ihm seine Be-

Schließlich hätten wir nur über das Verhältniß des Falschen zum Schlechten, worauf wir im Anfang schon hingedeutet, noch eine Bemerkung zu machen, da wir ja auch schon früher die Lügenschaft nebst der Schmeichelei als die Spitze des absichtlich verübten Bösen bezeichnen mußten (S. 176 ff.), und die Sophisten oft als die Urheber jener angegeben werden. Πράγματα μὲν οὖν ψευδῆ οὕτω λέγεται, sagt Aristoteles (Met. Δ. p. 119, 8.), ἡ τῷ μὴ εἶναι αὐτά, deshalb, weil sie nicht existiren, ἡ τῷ εἶναι ἀπ' αὐτῶν φαντασίαν μὴ οἷτος εἶναι, wenn die davon vorhandenen Vorstellungen von einem Nicht-Seienden herrühren, von Träumen oder Gebilden der Phantasie; λόγος δὲ ψευδὴς ὁ τῶν μὴ ὄντων ἢ ψευδὴς διὸ πᾶς λόγος ψευδὴς ἐτέρου ἢ οὐ ἰστίῃ ἀληθείᾳ, ὅταν ὁ τοῦ κύλλου ψευδὴς τριγώνου. Es müsse nun, heiße es weiter, von jedem Dinge seine Wahrheit nach seinem Begriffe ausgesagt werden, nicht zwar so, wie Antisthenes gemeint habe, daß man jede Sache nur durch sich selbst bezeichnen dürfe und Widerspruch nicht möglich sei, sondern man könne einen Gegenstand auch durch sein Gegenheil bestimmen. Im Ganzen daher beziehe sich die Lüge auf das μὴ ὄν, wer aber dergleichen falsche Vorstellungen hervorzurufen trachte, sei der Lügner, dem auch ein selbstständiger Wille zuerkannt wird und von dem sich die folgende Schilderung findet: ἀνθρώπος δὲ ψευδὴς ὁ εὐχεσθὴς καὶ προαιρεσιᾶς τῶν τοιούτων λόγων, μὴ δὲ ἑτερόν τι ἀλλὰ δι' αὐτό, καὶ ὁ ἄλλος ἐμπονητὸς τῶν τοιούτων λόγων, ὥσπερ καὶ τα

deutung für das Gute in vollem Maße geltend macht; denn heiße es (Met. K. VIII. p. 218, 23. Br.): Τὸ δ' ὡς ἀληθὲς ὄν καὶ μὴ κατὰ συμβεβηκός π. τ. ἢ ... πρὸς δὲ τὸ εἶναι ὄν καὶ χρεῖσθαι τὸ δ' οὐκ ἀναγκαῖον ἀλλ' ἀρεστόν, λόγος δὲ τὸ κατὰ συμβεβηκός τοῦ τοιούτου δ' ἀρεστός καὶ ἀπικα τὰ αἴτια. Man erinnere sich weiter an Platon's einende Sätze, Phil. 25. D. 32. A. τὸ ἐκ ... ἀπίου καὶ πείματος ... γνηγιός εἶδος (vgl. 26. B.), und Soph. 252. B. ἐκ ἑνὸς ἀπικα ... διαφορεύονται: fñt die hier nicht weiter auszuführende Dialektik des Einen. Aristoteles machte darin einen Fortschritt, daß er das εἶδος als πείας bestimmte, wie sich dies aus seiner ganzen Auffassung natürlich ergeben mußte. (Met.)

πράγματι φαμεν ψευδῇ εἶναι, ὅσα ἐμποῖτ' ψευδῇ φαιταίναν. Wahnsinnig sei daher die Rede des Hippias (ἐν τῷ Ἰππία λόγῳ; παρακρο'εται), daß Wahrheit und Lüge dasselbe sei: wie aber jemand der sich lahm stelle, schlechter sei als der wirklich Lahme (nicht κρείττων, wie Hippias behauptet hatte), also sei es auch mit der Gesinnung: ἐπεὶ εἴ γε χολῶς ἐλὼν χείρων ἴσως, ὥς περ ἐπὶ τοῦ ἥθους καὶ τοῦτο. Da nun die Wahrheit der Menschen größtes und süßestes Gut ist, so ist der ihr größter Feind, welcher sie wissenschaftlich um die Wahrheit betrügt, sie belügt, sie täuscht mit einem μὴ ὄν, oder durch Trugschlüsse mit sophistischer Scheinkunst sie ablenkt von dem Wege zu ihrem Ziele, und so erkennen wir den Bösen als den, welcher den Geistern wissenschaftlich ihr schönstes Festguthum raubt. *) Was nun diese Verbindung des Falschen mit der That des Bösen betrifft, so lesen wir darüber in den Büchern von der Seele (III, 7. 6.): καὶ τὸ ἄνεν δὲ πράξεως τὸ ἀληθές καὶ τὸ ψευδές ἐν τῷ αὐτῷ γίγναι ἑστὶ, τῷ ἀγαθῷ καὶ τῷ κακῷ· ἀλλὰ τῷ γε ἁπλῶς διαφέρει καὶ τινί. **) In so fern nun aber erst der νοῦς ποιητικὸς die Entwicklung des geistigen Lebens vollendet, und das Allgemeine sich im Einzelnen darstellen muß, ist es durchaus erforderlich, daß der Gute sowohl als der Böse, um als solche erkannt zu werden, auch mit ihren wahren oder falschen Ansichten heraustrreten und sich, und so die Verbindung vollenden, welche zwischen der Theorie und der That

*) Nam quid eum loquutum putem de obditiis rebus et obscuris, qui lucem eripere conetur? Cic. Acad. qu. II, 10. Besonders beschreibt Plutarch περὶ δευσιδαιμονίας, 14. sehr treffend die üblen Folgen falscher Vorstellungen und irriger Begriffe. Wenn man aber diesen zu entgehen strebe, müsse man nicht in das Gegentheil verfallen; οὕτως γὰρ εἶναι γινώσκοντες τὴν δευσιδαιμονίαν, ἐμπόρουσιν εἰς ἀτιμώτατα τραχέϊαν καὶ ἀνείρεσκον, ἀπεργάζεσθαι ἐν μέσῳ κινεῖν τὴν εὐδαιμονίαν.

**) E. Trendelenburg zu dieser Stelle; ... ita differunt, ut bonum, quoniam in agendo situm sit, ad aliquid, quod extra se positum sit, referatur, verum autem per se, nullo sine extrinsecus proposito, consideretur.

nothwendig bezieht. Dem selbst wenn man Θ 11 nur als die theoretische nicht als die handelnde Vernunft auffassen wollte (s. Biele, Phil. des Arist. S. 352 ff., vgl. mit 358 ff.), so wäre auch bei dieser mangelhaften Bestimmung nicht zu übersehen, daß ja der $\nu\acute{o}\nu$ in seinem rein theoretischen Verhalten stets als energisierend gedacht wird, und nicht bei dem allgemeinen Verhalten der Dinge stehen bleibt: $\acute{\omicron}\lambda\omega\varsigma \delta\epsilon \acute{o} \nu\acute{o}\nu\varsigma \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\nu \acute{o} \kappa\alpha\tau' \acute{\epsilon}\nu\acute{\epsilon}\rho\gamma\eta\tau\alpha\iota \tau\acute{\alpha} \pi\acute{\rho}\acute{\alpha}\gamma\mu\alpha\tau\alpha \nu\acute{o}\nu\omega\iota$ (de A. III. 1. 8.); wozu man die bedeutsamen Worte füge, $\tau\acute{o} \delta' \alpha\upsilon\tau\acute{o} \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\nu \acute{\iota} \kappa\alpha\tau' \acute{\epsilon}\nu\acute{\epsilon}\rho\gamma\eta\tau\alpha\iota \acute{\epsilon}\pi\alpha\sigma\tau\iota\nu\tau\iota$, $\tau\acute{o} \pi\acute{\rho}\acute{\alpha}\gamma\mu\alpha\tau\iota$. Allerdings indeß geben sich in diesen Lehren alle diejenigen Mängel kund, welche erst die neuere Philosophie in ihrer ganzen Stärke zum Bewußtsein bringen sollte, um über sie hinaus zu umfassenderen Resultaten zu gelangen.

Zehntes Kapitel.

Die Atomiker. — Die Stoa. — Epikur. — Der Skepticismus.

„Die Atomiker, während sie mehr wie alle Übrigen sich gegen die Morgenröthe der Wahrheit verblendeten, schieden wenigstens aus der Voraussetzung realer Vorherbestimmtheit ein wissenschaftliches Element zu fernerer Entwicklung aus, den Begriff der Nothwendigkeit des Causalnexus,“ schreibt Brandis (Geschichte II. S. 351.). Um dies recht zu verstehen, müssen wir in der Zeit ein wenig zurückgehen und betrachten, in welchen Anfängen die nun folgende Auflösung Griechenlands wurzelte. Die Lehre des Demokrit wird dazu einen schädlichen Ausgangspunkt bieten, da wir neben einer abstracten Tugendlehre, die auch dem geistig Allgemeinen einflage, eine geistvernichtende Herrschaft der Materie werden zu bemerken haben. So lesen wir schon über den Demokrit (bei Aristoteles de A. A. III, 9.): $\acute{\epsilon}\mu\alpha \delta\epsilon \alpha\upsilon\tau\acute{o} \kappa\alpha\tau\acute{\alpha} \nu\alpha\tau\iota\varsigma \phi\alpha\sigma\iota$

την ψυχὴν το σῶμα ἐν ᾧ ἐστίν, ὡς αὐτὴ κινεῖται, οἷον Δημόκριτος, παραπλησίως λέγων Φιλίππῳ τῷ κορινθοδουδισκάλῳ, ᾧσι γὰρ τὸν Δαίδαλον κινουμένην ποιῆσαι τὴν ἐλάνην ἄφροδίστην, ἐγχεῖαντ' ἄφρονον χιτὸν, ὁμοίως δὲ καὶ Δημόκριτος λέγει, κινουμένης γὰρ ᾧσι τὰς ἀδιαρέτους σφαίρας διὰ τὸ περιεῖναι μηδὲ ποτε μένειν, συνεφέλλειν καὶ κινεῖν τὸ σῶμα πᾶν. Welch ein Unterschied gegen die Ideenlehre des Platon oder gegen das begrifflich Allgemeine des Aristoteles, das nur in der Entelechie zu seiner höchsten Vollendung kommt (μᾶλλον οὐσία τὸ εἶδος τοῦ γένους ἐστίν (s. Biese a. a. O. p. 56 ff.). In der lehre des Demokrit dagegen erblicken wir den Abfall als vollendet, in so fern die Bewegung nur körperlich bedingt sein soll („die untheilbaren Kugeln, weil sie niemals still zu stehen vermögen, ziehen den Körper mit sich fort“), und dieselbe nicht mehr vom Denken und dem Entschluß abhangelid aufgefasset wird (διὰ προαιρούμενός τινος καὶ νοήσεως); denn nur so könne ja die Seele das Thier bewegen (τὸ ζῶον). Hatte nun die griechische Philosophie als energirenden Grundgedanken das Streben sich der Bestimmung durch die Materie zu entreißen und Seele und Geist als das Wirkende in derselben zu begreifen (vgl. S. 15.), so ist einleuchtend, daß die Männer, welche die Atomlehre erdacht und ausgebildet haben, etwas Unbelleidisches, den Geist Griechenlands Vernichtendes, ausübten.*). Besonders mußten die mächtigen Versuche Platons und des Aristoteles, die Dreiein als Einheit zu erkennen, welche bei letzterem die Theorie des vollendeten Schlußes bereicherten, an solchen Auffassungen scheitern und den allmählichen Verlust der wahren Philosophie nach sich ziehen; was Aristoteles mit so ächt speculativem Geiste begonnen, das Allgemeine als nur im Besonderen und Einzelnen sich vollendend auszuspre-

*) Leucipp und Demokrit werden schon von den Alten nicht gesondert in ihren Lehren, denn πρὸ πάντων ἐνὶ λόγῳ διατίταται (Arist. de Gen. et Corr. I. 8).

chen, führte bei einer Scheidung dieser drei nothwendigen Momente des Begriffs in leere, träumerische, aller Realisität ermangelnde Phantasien der Musik, oder zu einem gedankenlosen Materialismus: der wahre Geist emschwand oder erhielt sich wenigstens nur in der etwas verkümmerten Form der starren stoischen Tugendlehre, während das „sein Urtheil zurückhalten,“ dieser Wahlspruch der neuen Akademie, vollends die Wahrheit als ein nicht Erkundbares hinstellen ließ. Welch ein Feld, welch ein empfänglicher Boden eröffnete sich damit der Thorheit und den trassesten Verzerrungen des in der Irre schweifenden, vor jedem Phantome erzitternden Aberglaubens; keine Abgeschmacktheit eines noch so dünnen Gehirns, die während dieser Zeit der Verdunkelung des wahrhaft Seienden in einer entmenschten Zeit nicht willige und gläubige Anhänger fand, so daß sich nur durch den Geist weniger Männer ein wissenschaftlich begründetes Streben fortpflanzte. Das sind die Zeiten des Verfalls des Hellenenthums, über dessen ganze Schwäche nur Rom mit seiner siegenden Macht einen augenblicklichen Glanz verbreiten konnte, bis mit ihm endlich auch der letzte Schimmer des Alterthums der Nacht des Mittel-Alters anheimfiel. Auch die orientalische Satanelogie, in der wahrlich vom Logos nichts zu entdecken sein möchte, konnte auf diese Weise ein Schrecken vieler Jahrhunderte werden und sich selbst zu dem Ursinn und der Abscheulichkeit der Hecenproceße, wegen unmittelbaren Verkehrs mit dem Teufel, steigern; mit der Erkenntniß des Logos in seiner Wiedergeburt mußte der Satan alebald verschwinden. *)

*) Man vergl. dazu die Ausführung im 2. Kap. des ersten Abchn., besonders S. 29 ff., um die Vergleichung der christlichen Teufelslehre mit dem anzudeuten, was die Griechen durch Sokrates, Plato und Aristoteles erlangten hatten. Die biblische Lehre machte den Teufel wieder zu einem dem Menschen äußerlichen Princip und verlegte letzteren, durch den als *πρωτογενής* jenem zugeschriebenen Einfluß über die ihm anheim ergebene Zerkümmertheit, von neuem in den Stand der Unfreiheit, aus welchem erst Luthers Kirchenverbesserung in ihrer consequenten Durchführung ihn wieder erlösen

Die Bestätigung dieser Behauptungen werden wir zunächst an der Lehre Democrits sehen. Ἡμεῖς δὲ τῷ μὲν ἴσμεν οὐδὲν ἄσφαδὲς ὄναιμεν, μεταπείστον δὲ κατὰ τὰ σώματος διατρέχει καὶ τῶν ἐπισιόντων καὶ τῶν ἀντιωτρυζόντων, lesen wir bei Sext. Emp. adv. Math. VII, 135, und Cicero (Acad. qu. II, 10.) schreibt, mit Beziehung auf Diog. Laert. IX, 72. ἐπεὶ δὲ οὐδὲν ἴδμεν ἐν βυθῷ τῶν ἢ ἀλλήλων — Naturam accusa, quae in profundo veritatem, ut ait Democritus, penitus abstruserit. Bilder, εἰδωλα, erblicke der Mensch, und von ihnen hätten die Alten geglaubt, sie seien die Getheit; aber Geis sei nur, was eine unvergängliche Natur habe: in Wahrheit seien nur die Atome, welche er auch Ideen nennt, und das Leere, τὸ κενόν. Von den Ideen, welche den Menschen nahe träten, gibt er an, sie wären ἀγαθοποιὰ und κακοποιὰ, und sie hätten zwar ein schwer zerstörbares Wesen, aber sie seien nicht unzerstörbar; ihre Erscheinung und ihre Stimme deute die Zukunft vor. Daraus ist nun freilich erkennbar, daß wir nichts wissen, nichts zu erkennen vermögen nach seiner Wahrheit, sondern jeder urtheile eben nach seiner Meinung wie es sich treffe: διότι μὲν δὲ καὶ οἷτος ὁ λόγος ὅτι ἐπεὶ οὐδὲν ἴδμεν περὶ οὐδενός, ἀλλ' ἐπιφαιμεν, ἐκείνουσιν ἢ δοῖται.

Durch solche εἰδωλα und ihr Eingehen in die Phantasie, so wie durch das ausgesprochene Unvermögen zur Erkenntniß, mußte die wahre Wissenschaft unterzaren werden und der Mensch ein Spiel der Winde scheinen, dessen Gedanken ganz dem Zufall anheim fielen, der also nicht mehr für sich einstehen, das πῦρ nicht ferner zum πῦρ machen konnte; denn nach dem Zusammen-

treten

dürfte: sie erst erschwere wieder die Bahn der Forderung und der Erkenntniß, und entziehe die Welt dem Teufel der Teufel, der Amathie. Nun erst konnte wieder von christlicher Freiheit die Rede sein; nach dem Teufel aber schlen- derete er sehr bedeutungsvoll das Dintenfaß, das ihn und mit ihm die Unfrei- heit der Welt vernichten sollte.

weisen oder der Sonderung der Atome allein war ja das Dasein bestimmt: ποιεῖν δὲ καὶ πᾶν ἢ τυγχάνουσιν ἀπόμενα· ταύτη γὰρ οὐχ ἔν ἐστιν, καὶ συνεπόμενα δὲ καὶ παρεπόμενα γενῶν· ἐκ δὲ τοῦ κατ' ἀλήθειαν ἐνός οὐκ ἂν γενέσθαι πλείους, οἷδ' ἐκ τῶν ἀληθῶς πολλῶν ἔν, ἀλλ' εἶναι τοῖς ἰδιότατον (Arist. de Gen. et Corr. I, 8.). Das Eins und die Vielen werden somit als Wahrheit jedes für sich festgehalten, die Dialektik zeigt sich nicht wirksam, und eben so wenig wird das πῶς noch im Gegensatzes des ἄπειρον begriffen; aller qualitative Unterschied hat hier aufgehört; es entsteht ein reines Quantitätsverhältniß und des Demokrit Substanzen werden ἅπλοιο genannt (Plut. adv. Colot. v. 8.); womit denn für das Gute und das Böse allerdings eintritt, was wir in Bezug auf den Aristoteles nicht annehmen konnten, da wir bei ihm die Tugenden als ποιότητες sahen. Dies einzige Wort wird uns die ganze Klusl bemerkbar machen, welche solche Betrachtung des Wesens der Dinge von der rein materialistischen für immer scheidet. Ganz natürlich sagt deshalb Simplicius (Phys. fol. 7 a.), Leucippus habe den entgegengesetzten Weg von Parmenides und Xenophanes eingeschlagen; denn von dem Einen kommen wir in eine unbestimmte Vielheit, und statt der Ideen zeigt sich eine unbegrenzte Zahl von σχήματα: δὲ καὶ κατὰ μέρος τοῦ ἀπείρου ποιοῦναι τὰ στοιχεῖα πάντα συγκατατίθεν κατὰ λόγον· καὶ τῶν ἐν τοῖς ἀτόμοις σχηματισμῶν ἄπειρον τὸ πλεονέχον κατὰ τὸ μέγεθος πολλῶν τοιοῦτων ἢ τοιοῦτων εἶναι· ταύτην γὰρ αὐτοὶ τῆς ἀπειρίας τὴν αἰτίαν ἀποδοδόντων (Simpl. I. I.).

So fern die Lehre des Leucippus und Demokrit den hier behandelten Gegenstand betrifft, liegt die Hauptansicht in den Worten des Aristoteles (Met. A. 4.): οἷδεν πολλὸν τὸ ὅρ τοῦ πᾶ ὅρτος εἶναι φασιν, ὅτι οἷδ' ἐκ τῶ κατὰ τοῦ σώματος: als ἀρχαί aber werden angegeben σχήματα, τάξεις und δυνάμεις, womit man von der inneren Form, welche der Sache immanent ist, auf die

äußere Übergang und die Endlichkeit oder die göttliche Ansicht von dem Leben der Seele aufopferte. Äußere Nothwendigkeit trat damit an die Stelle der dem Geist seiner Natur nach unnothwendigen, mechanischer Stoß bedingte die Bewegung (*ἄλλο ἐκ ἄλλου κινεῖται βίη τῶν στοιχείων*. Arist. de Coel. III, 2.), und die Bestimmungen der Quantität wurden die allein geltenden: *παρὸ μὲν οὖν καὶ κοῦρον τῷ μεγέθει διαφέρει Δημοκρίτος*: denn die Grundlagen aller Dinge sind dieselben: *ἐκ τῶν αὐτῶν γὰρ τοιγὰρ καὶ κοινὰ γίνεται χωριμιάων* (Arist. de Gen. et Corr. I, 2.). Daß unter solchen Voraussetzungen die Sinne und die durch sie empfangenen Eindrücke die Hauptrolle spielen mußten ist natürlich, da nirgend von einer verschiedenen Natur eines Dinges im Unterschied von einem andern sich etwas vorfindet, sondern nur das *σχῆμα* sich ändert und dadurch etwas Anderes hervergebracht wird; genug der Geist wird unterschiedslos wie die Materie, und es kann auch von Gutem und Bösem nicht flüchtig mehr die Rede sein: *περὶ μὲν οὖν βελόος καὶ κοῦρον καὶ σκληροῦ καὶ μαλακοῦ ἐν τοῖς αἰσθητοῖς, τῶν δ' ἄλλων αἰσθητῶν οὐδεὶς εἶναι φάνηκεν, ἀλλὰ πάντα πάσῃ τῇ αἰσθητικῇ ἀλλοιομένης, ἐξ ἧς γίνεσθαι τὴν φατυσίαν. οἷδ' γὰρ τοῦ ψυχροῦ καὶ τοῦ θερμοῦ φάνηκεν ὑπάρχειν, ἀλλὰ τὸ σχῆμα μεταπίπτει ἐν γράβεσθαι καὶ τὴν ἡμετέραν ἀλλοιοῦσθαι* (Theophr. de Sensu 61.). Die Seele wird nach dieser Ansicht als Feuer bestimmt und Wärme (Arist. de anim. A, 2.), und wenn auch von ihr ausgesagt ist, sie verleihe dem Lebendigen die Bewegung, so geht doch alles Geistige in der Behauptung zu Grunde, sie sei Eins mit dem *νοῦς*, und die Erscheinung sei die Wahrheit: *ὁ Δημοκρίτος ὁμοῦς τὰν οὖν ψυχὴν καὶ νοῦν· τὸ γὰρ ἀληθὲς εἶναι τὸ φανόμενον*: wozu dann vollkommen übereinstimmt, was Plutarch sagt (de Pl. Phil. IV, 8.), daß Empfinden und Denken nur auf dem äußeren Eindruck beruhe: *ἀνίσταται καὶ Δημοκρίτης τὴν αἰσθητικὴν καὶ τὴν νοητικὴν γίνεσθαι τὸ αὐτὸν*

ἔμψυτον προφύκτων μηδὲν γὰρ ἐπαλλάξαι μηδετέρῳ χωρὶς τοῦ προκείμενου εὐδαίμων. Wer kann da noch zweifeln, ob hiemit die Selbständigkeit des freien Geistes sich habe vereinen lassen, ob von einem solchen nur eine Ahnung auftauchen konnte, da der Mensch nur von dem Zufall der äußern Erlebnisse und der durch seine Umgebungen ihm gewordenen Bilder abhängig gemacht wurde: er war willenlos, unfrei, konnte über die Wahrheit nichts erkennen, und blieb daher unzurechnungsfähig; auch er galt dem Philosophen nur als ein Naturproduct; seine Entschlüsse treten von außen in seine Seele. Denn so lautet die schon oben berührte Stelle aus Sertius Empiricus (adv. Math. IX, 19.): Διμόκριτος δὲ εὐδαίμνα τίττα φησιν ἐμπιλάζειν τοῖς ἀνθρώποις καὶ τοῦτων τὰ μὲν εἶναι ἀγαθοποιᾶ, τὰ δὲ κακοποιᾶ. ἔφηεν καὶ ἔχεται εὐλόγων τυχεῖν εὐδαίμων. Obgleich wir daher über die γῆσις γνώμεν im Unterschiede von der σκοτίη nicht näher unterrichtet sind, so möchte doch das Hauptergebniss der philosophischen Ansicht des Demokrit in der Unterschiedslosigkeit zu finden sein, nach welcher man von einem Dinge nicht mehr behaupten kann es sei dieses, als das; so daß es für Wahrheit und Lüge, und damit für gute und böse That kein Kriterium gab: οὐδὲν γὰρ μᾶλλον τάδε ἢ τάδε ἀληθῆ. ἀλλ' ὁμοίως διὰ Δημόκριτος γὰρ φησιν ἔχει οὐδὲν εἶναι ἀληθὲς ἢ ἡμῖν γ' ὁδῆλον (Arist. Met. Γ, 5.).

Einen höchst wichtigen und im Alterthum vielfach gerühmten Satz von ihm, der sich auf die Ruhe der Seele bezieht, gibt uns Diogenes Laertius (IX, 45.) an: Τίλος δὲ εἶναι τὴν εὐεμερίαν οὐ τὴν αἰτὴν οὐδαν ἐν ἡσυχίᾳ, ὡς ἔπειτα παρακούσαντες ἐπιδέξαμεθα, ἀλλὰ κατ' ἥν γαλήνῃ καὶ εὐταπειᾷ ἡ ψυχὴ διαίτῃ, ἐπὶ μηδενὶ παραττομένη φόβου ἢ δεισιδαιμονίας ἢ ἄλλου τινὸς πάθους. καλεῖ δ' αὐτὴν καὶ εὐνοῖα καὶ πολλοὶς ἄλλοις ὀνόμασι. Diese Worte geben uns die Grundlage dessen, jener stabilis animi sedes oder tranquillitas, wie sie Seneca nennt,

was dem Menschen allein übrig bleibt, sobald ihm der Geist zur bloß bewegenden Seele wird, welche ihre Bestimmungen von außen aufnimmt, und — was immer in wunderbarer Wechselwirkung besteht — sobald auch das höchste Werk des Geistes, ein wohlgeordneter, auf die Ideen des Rechts gegründeter Staat, der Willkür despotischer Gewalt in die Hände fällt, so daß es für den Weisen keine andere Befriedigung mehr gibt, als sich in die unangreifbare Burg seines unbeweglichen allen Stürmen trotgenden Innern zurückzuziehen, wie es Demokrit aussprach, und wie es die Stoiker in ihrer allbewunderten Haltung unter der römischen Kaiserherrschaft ausübten.

Somit treten wir zu den Männern der Unterschiedlosigkeit, für welche es nur Eine Tugend gab, und welche wie der Ethier Ariston urtheilten: τέλος ἐφησεν εἶναι τὸ ἀδιαφόρων ἔχοντα ζῆν πρὸς τὰ μετὰ τὴν ἀρετὴν καὶ κακίαν, μηδὲ ἡπτινοῦν ἐν αὐτοῖς περιελλογῆν ἀπολείποντα, ἀλλ' ἐπίσης ἐπὶ πάντων ἔχοντα: denn der Weise gleiche einem guten Schauspieler, welcher, möge er die Maske des Iherkses oder des Agamemnon nehmen, beide angemessen darstellen würde. Die Physik und die Logik, oder die Wissenschaft von der Natur und die der Vernunft, hob er auf, indem er die Eine als unsere Grenzen übersteigend ansah, die andere als ohne Nutzen für uns; die Ethik allein betreffe uns.^{*)} Von seiner Tugendlehre heißt es ebendasselbst (161.), daß er weder viele Tugenden eingeführt, wie Zenon, noch Eine, mit vielen Namen genannte, wie die Megariker, sondern allein τὸ πρὸς τι ποῶς ἔχειν, welches man nach der Stelle des Plutarch (de Rep. Stoic. 7): μίας ἀρετῆς οὐχέτις ἔλεγε τὰς ἄλλας εἶναι, so erklärt, daß es bedeute, dieselbe Tugend sei verschieden nach den verschiedenen

*) S. Diog. L. VII, 160. Bei Etbäus (Serm. 82, 11.) lesen wir den noch stärkeren Ausdruck: Ἀρίστον ἔλεγεν εὐκρίναι τὴν διαλεκτικὴν καὶ ἐν ταῖς ὁδοῖς πηλὴν πρὸς οὐδὲν γὰρ οὐδ' ἐκείνον χρεσμιον οὔτα παραβάλλειν τοῖς παθόντας.

nicht sagt, „Kühn war das Wort, weil es die That nicht war,“ sondern ganz nach dem Grundsatz des Aristoteles lebt: τὸ αὐτὸ τὸ πρᾶτον καὶ τὸ προαίρετον (Met. E. p. 122. Br.); mit der Entgegensetzung des Wollens und Vollbringens verfallen wir so gleich in die moderne Schwächlichkeit, welche nur zu oft in der kraftlosen ἀρχῇ, einer nichtsagenden προαίρεσις stehen bleibt. Anders der Heros des Alterthums! Denn um den Zwiespalt der Existenz aufzulösen, zur Harmonie zu führen, bedarf es des heroischen Bewußtseins eines Göttersohnes, der die böse Zerrissenheit des Daseins überwindet und ein Heiland der Menschen wird, indem er entweder alles Schaden bringende austrottet und äußeren Frieden begründet (καὶ γὰρ ἡ διασφορά τῶν κακῶν ἐστίν. Met. Θ. p. 189, 19.), oder die Willen zu jener göttlichen Kraft befeuert, welche die Geschiedenheit der πράγματα in die Einheit des Geistes umgestaltet. Diesen Sinn hat für den Griechen ein Heros. Da nun das κακὸν an dem Dasein haftet (οὐκ ἔστι τὸ κακὸν παρὰ τὰ πράγματα. Arist. I. I.) und in den Göttern ein Unterschied des Guten und Bösen so wenig besteht, wie in den Thieren, καὶ γὰρ ὥπερ οὐδὲ θηρίον ἐστὶ κακία οὐδ' ἀρετή, οὕτως οὐδὲ θεοῦ (Arist. Eth. N. Z. 1.), so tritt erst im Menschen jener Zwiespalt ins Bewußtsein (ἡ διαίρεσις ἐν διανοίᾳ ἀλλ' οὐκ ἐν τοῖς πράγμασιν. id. Met. E. 4.), und kann erst von dem Heros besiegt werden, welcher die φρονεῖντὰ περὶ τὰ ἥθη überwindet, die κακία, die ἀνωμασία und die θρηπίστis (id. Eth. N. I. 1.); denn heißt es an demselben Orte: πρὸς δὲ τὴν θρηπίστis μάλιστα ἀν' ἀνομίᾳ λέγειν τὴν ὑπὲρ ἡμῶν ἀρετήν, ἡγουμένην τινα καὶ θεῶν κ. τ. ἔ. Durch diese ὑπερβολὴ ἀρετῆς nämlich und diese dem Zustande des Thieres am meisten entgegengesetzte Haltung werde der Mensch, wie man sagt, zum Gott erhoben (s. Plat. Legg. VII, 818), und damit die ursprüngliche Einheit seines Wesens wieder hergestellt. Denn wie auch immer Menschen und Götter geschieden seien, singt Pindar (Nem. VI.):

ἀλλὰ τὴν προσμύχνηται ἔμπαν ἢ μέγαν
 ῥόον ἔχει φῶς ἀσπάρτοις.

Ihren Gegensatz finden die Heroen an allen gegen die göttliche Harmonie ankämpfenden Geistern, mögen diese im Kampf mit den Mufen, mit dem Apell oder dem Diomysos dargestellt werden; es sind dies aber die wahren Nachkommen der alten Götterväter, der Titanen oder der διαγερτικοὶ θεοί, welche die ἀρεταὶ κατὰστροφικοὶ nicht zu üben verstanden und deshalb die empfindlichste Strafe erleiden mußten, indem sie ἔχον ἀρετὰς ἀλίσκων schmäblich zu Grunde gingen. Daß aber Zeus nicht gestattete seiner Hoheit zu spotten und daß der Heros nur durch Duldung, durch ἐγκράτεια, konnte der Ehre des Olymps theilhaftig werden, zeigen die Erzählungen der Fabelwelt schon, und wir dürfen nicht erweilen darin eine Änderung des Sinnes unter dem Volke anzutreffen bis in die Zeiten seines Verfalls: wenigstens finden wir bei Plato (Legg. VIII, 840.) jenen Gegensatz des körperlichen Heroismus der Athleten und des die Weltlust besiegenden Kampfes auf das schönste gezeichnet; wenn nämlich jene Duldung und Enthaltensamkeit übten um den Sieg im Ringen und Wetlauf, sollen nicht unsere Kinder dafür sich des schönsten Sieges erfreuen, τῆς τῶν ἰδίων νίκης ἐγκράτειά τις ἂν ᾖ ἢ εὐδαιμόνεια, ἰσχυροῦσι δὲ τοῖς νικῶσιν ἄνθρωποι. Mußte doch unter dem Einflusse der Bildung dieser späteren Zeit selbst Herakles zu einem Heros der Tugend und Selbstüberwindung werden! So wie nun Zenon (Diog. Laert. 7. 131.) die Seelen der Weisen Heroen nannte, Pythagoras die ganze Luft von ihnen und den Dämonen angefüllt glaubte, und Pausanias berichtet, sie seien der Bösen Feinde, malte spätere Dichtung dies immer vollständiger aus, bis man sie endlich mit den Engeln identifizierte, *) den bösen Dämo-

*) Vgl. Philo, de Mundo: τὰς δὲ θεοτέρας κατασκευὴς λαχούσας αὐτὸς ἀνοχτῶν τοῦ τῆς γῆς κόσμου ἀνοχτῶν δ' εἶναι πρὸς αὐτὸν τὸ αἰετὶ τὰς κατὰστροφάς. ἀς οἱ μὲν κατ' Ἑλλήσιν φιλοσοφῶ-

Zuständen des Lebens. Auf dieses *τοῦτο ἐστὶν τὸ τέλος*, auf diese höchste Spitze der Subjectivität concentrirt sich also fortan die Bestimmung des Weisen, und so haben wir auch während der ganzen Zeit nach der weltumfassenden Thätigkeit Alexanders und seines erhabenen Lehrers nicht große Entdeckungen auf dem Gebiete des Geistes sondern einzig stoische Haltung vorzüglich in der Römerzeit zu bewundern; mit kalter Verzichtleistung achtete man es nur noch für nichtenswerth *ἀδιαφόρον* *ἔχοντα* *εἶναι*, und wenn irgend ein Staat, hat Rom diese Mannestugend geübt. Nach Chrysippos, von dem der bekannte Vers gilt: *εἰ μὴ τὰς ἐν Νεὺ-
κτονος, οὐκ ἂν ἦν Ἑρμῆς*, wurde auch in der Doctrin dieser Schule der Hauptsache nach nichts mehr geändert.

Müssen wir indeß den Verfall der wahren Philosophie in dieser Zeit beklagen, indem sich diese bald nur darauf beschränkte, Verhaltensregeln für ein im Ganzen dem Zufall oder der Fortuna überlassenes Leben aufzustellen, so ist doch zu bemerken, daß der Weise den Grundsatz der Freiheit nicht opferte, sondern nur mit falscher Ansicht Freiheit in der möglichen Resignation auf alles Äußere suchte, damit man in seinem Innern keiner fremden Herrschaft unterliege; wodurch wenigstens das abstracte Princip der Selbstherrschaft gewahrt wurde, daß wenn der Mann wolle, ihm niemand etwas anhaben könne. Zwar bildet dieser Grund der Tugend auch den Ausgangspunct für das gänzliche Zerfallen jeglicher Gemeinschaft, weil jeder sich als in die letzte Heimath auf sich zurückzieht, und es erfolgte daraus ein Verfall des Staats- und Privatlebens, der in der Welt fast ohne Beispiel ist, aber es war wichtig, daß sich dieser Punct so abstract in seiner ganzen Schärfe offenbarte: ich bin in meinem Innern frei und gehöre dort nur mir selbst; Schmerz und Freude lassen mich auf gleiche Weise unbewegt: denn diese Spitze des Selbstbewußtseins konnte selbst römischer Despotismus nicht bewältigen, und der aus der Welt fast verschwundene Geist fand diese Zuflucht, in welcher er

seine Wiedergeburt vollendete. Die Philosophie nannten die Stoiker *ἀσκήσιν τέχνην ἐπιηδείον. ἐπιηδείον δ' εἶναι μίαν καὶ ἀνωτάτω τὴν ἀρετήν* (Plut. de Plac. Phil. I. prooem.).

Sind nun aber die Lehren der Tugend, welche uns die Stoa überliefert hat, so erhaben, daß die neuere Zeit für Männertugend eben nur auf sie zurückgehen kann, so werden wir auf der andern Seite nicht eben so befriedigt sein durch die wirklich philosophischen Gedanken; schon die einzige Erklärung *τὸν μακρότατον διανοίας λογικὸν ζῶον*, möchte davon überzeugen (Plut. l. l. IV, 11.). Von den Dingen aber nannten sie einige gut, andere schlecht, andere neutral; die guten seien die Tugend, die *φρόνησις, δικαιοσύνη, ἀνδρεία, σωφροσύνη*, und deren Gegenteil das Schlechte; die *οὐδέτερα* *ἔνα μὴτε ὠφέλει μὴτε βλάπτει, οἷον ζωὴ, ὑγίεια . . . εὐκτατος, νόσος, αἶσχος κ. τ. λ.* (Diog. L. VII, 107.); so daß wir hier nur die alten Behauptungen der Philosophen und Dichter wieder antreffen, mit dem Unterschiede, daß was diese als *κακία* bestimmt hatten und der *Μοῖρα* zuschreiben, hier unter die *οὐδέτερα* gezählt wird. Deshalb war es nur von Bedeutung den Hauptsatz der Stoiker hier hervorzuheben und zu bemerken, wie sie diesem gemäß eine *Vita sibi concors* als das *summum bonum* hinstellten, indem sie die Glückseligkeit als *unam consensionem totius vitae* definirten (Sen. ep. 89, 14.). Mit sich selbst im Widerspruch sein ist als das Unglück bezeichnet, als *κακοδαίμονία*, und dieser Widerspruch ist als das Böse, das *Ethische* zu bezeichnen, dem sich der Mensch entziehen müsse: *Τὸ δὲ τῷ ὁ μὲν ζῆλον οὕτως ἀπέδωκε, τὸ ὁμολογουμένως ζῆν. τοῦτο δ' ἐστὶ καὶ ἔνα λόγον καὶ σύμφωνον ζῆν, ὥς τῶν μαχομένων ζῶων κακοδαίμονιόντων* (Stob. Ecl. II, p. 132.). *)

*) Wie ungenügend alle anderseitigen Erklärungsversuche des Bösen in der Welt, als die auf die menschliche Willensfreiheit gegründeten, bleiben müssen, wird sich hier leicht aus einer Anführung ergeben (nach Strauß, Dog. II. S. 370. Leibniz Theodicee): „Es wollte Gott, vermöge seines

Nahmt uns die fleische Mannbarkeit aber unwillkürlich an das eiserne Zeitalter des Menschengeschlechts in all seiner Verderbnis, so sehen wir ihr gegenüber auch das weltordnende Princip oder die Gottheit zum Naturgesetz erstarren; *ὁμολογούμενος τῇ φύσει ζῆν* ward oberster Grundtag, und die *περὶ φύσεως* begannen wiederum ihre bedeutsame Rolle zu spielen, mit reicheter Bestimmung als wir sie früher gesehen, mit einer unendlich fein ausgebildeten Lehre von den *Officia*, mit Abhandlungen über die *lives honorum et malorum*, indessen ohne die regsame Lebendigkeit und die sprudelnde Kraft altellenischer Zeiten. Zwar sagt Seneca, *Benef. VI, 11: Voluntas est quae apud nos ponit officium*; aber alles athmet nun eine gewisse Kälte, und in weitem Abstände von der tiefreligiösen dorischen Hingebung lesen wir: *Neque bonum et, quod ab eo pendet, officium in alio positum est, nisi in voluntate, quam habeamus, necessariae isti naturae legi constanter prudenterque obtemperandi* (Cic. *Tusc. IV, 6.*); selbst wenn ein Dichter die An-

vorangehenden Willens dem menschlichen Geschlechte das größte Gut mittheilen, das an dieser Stelle des Universum möglich war; als solches zeigte sich die Vernunft und Freiheit, der jedoch die Möglichkeit des Bösen untrennlich anflehte: Gott wählte sie um des überwiegenden Guten willen, das sie zu stiften versprach, und ließ das Böse, das sie mit sich brachte, nicht als Mittel, sondern als Auhängsel (*concomitance*, oder *παρὰ παρακολούθησιν*, wie schon die Stoiker sich ausdrückten, *Gell. Noct. Att. VI, 1.*) jenes Guten zu.“ S. 373. „Hier entlehnten die philosophirenden Kirchenväter die Idee, daß ohne den Gegensatz des Bösen das Gute nicht zur Erscheinung komme, ohne dessen Widerstand aber auch für sich selbst nicht wahrhaft wirklich werden konnte.“ — Man sehe den ganzen Abschnitt bei Strauß; man wird erkennen, daß hier nur die wahrhaft philosophische Ansicht einen Ausweg finden kann und daß allein die principielle Behandlung die Dornen aller der kleinlichen und scholastischen Epigonaltheorien niederzuwerfen im Stande ist; mit der Zulassung und dem nicht Nichtwollen ist durchaus nicht geholfen. Um eine Welterschöpfung zu begreifen muß man nicht Wüthen seigen; sie ist nicht über die Vernunft, aber sie liegt über dem Verstand der Menge, ohne ihre Gottheit von der Unbegreiflichkeit zu entleeren.

schaunungen der Philosophie, welche von den Ideen zum Wanken eines Naturgesetzes herabgesunken waren, beleben wollte, war es nicht mehr Gesang, sondern Ausdruck, wie etwa der folgende, welcher die Guten und die Bösen unter die gleiche Schicksalsgewalt beugt, der nichts widerstreben könnte (Cleanth. ap. Epictet. Man. 52.):

ἄγρου δέ μ' ὦ Ζεῦ καὶ σὺ γ' ἡ Περγωμένη
ὅποι ποῦ' ἔμην ἐμὴ διαταραγμένος.
ὥς ἔψομαι γ' ἄοκνος· ἦν δὲ μὴ πείλω
κακὸς γένόμενος, οὐδὲν ἥττον ἔψομαι.

Das Hellenenthum verknöcherte unter dem Druck der Zeiten, seine herrliche selbstständige Schöpferkraft war verloren, und während die edleren kräftigeren Geister sich stumm dem Weltgesetz unterwarfen, der *δεισιδαιμονία* entliegend, brach diese über alle schwächeren Geister herein mit wild orientalischem Zaumel und verhüllte der emarteten Nation vollends das reine Götterbild der Wahrheit.

Haben wir so in den Stoikern die Atomistiker auf dem Gebiete des Geistes erkannt, da sie der Vernunftwissenschaft und der Physik entsagend nur persönliche Tugendübung als die Hauptsache lehrten, so bleibt uns die entgegengesetzte Erscheinung zu betrachten übrig an den Schülern des Epikur. Wenn nun Antiochus zeigte, *ὅτι παρὰ Πλάτων καὶ τὰ τῶν Στοικῶν δόγματα*, so sehen wir des Epikur ganze Naturlehre auf den Demokrit zurückgeführt: *Atqui si haec Democritea non audisset, quid audierat? quid enim in physicis Epicuri non a Democrito?* (Cic. de Nat. Deor. I, 26.). Betrachten wir aber das Ziel, welches er für die Philosophie aufstellte, so will er, daß sie λόγους καὶ διαλογισμούς ein glückliches Leben bewirke, nicht wie man gewöhnlich meint durch Sinnengenuß: auch er indeß schloß den rationalen Theil der Philosophie aus und behielt nur den naturwissenschaftlichen und den sittlichen bei; daher auch hier an eine Lösung ihrer großen Probleme nicht zu denken ist.

Für das κακόν werden wir, da die sogenannte Kanone mit der Pörsit verschmolzen wurde, auf den Standpunct der heroischen Zeiten zurückgeführt, daß es die Übel umfaßt, das ganze Reich der Art: ἰδούνη ἀρχὴν καὶ τέλος λέγομεν εἶναι τοῦ μακαρίου ζῆν. ταύτην γὰρ ἀγαθὸν προσον καὶ συγγεγονὸν ἔγνωμεν, καὶ ἀπὸ ταύτης καταρχόμεθα πάσης αἰδέσεως καὶ φυγῆς, καὶ ἐπὶ ταύτῃ καταπαύομεν ὡς κείνῃ τῷ πάθει πάν ἀγαθὸν καί τῳτις . . . καὶ ἀληθῶν πάντα κακόν (Diog. L. X, 128.). Nur fehlt dieser Ansicht die Kraft des Heroismus, welche der Thatenlust alles zum Opfer bringt, und die Distinctionen, daß manches Übel zu erwählen sei in so fern es mehr Gutes mit sich führe, so wie manche Lust zu meiden wegen ihres bösen Gefolges, vollenden gar die Schwächlichkeit der Sache: πάντα οὖν ἰδούνη διὰ τὸ φύσει ἔχειν οἰκείαν ἀγαθόν, οὐ πάντα μέντοι αἰετέ· καὶ ἀπὸ καὶ ἀληθῶν πάντα κακόν, οὐ πάντα δὲ αὐτὴ φρεσὶ περικαῖα. Während wir daher bei den Stoikern den festen unbeugbaren Willen bewunderten, treffen wir hier auf die Philosophie des Weltmannes, der alles fein und genau abwägt und jeden Schritt überlegend berechnet, ob er auch zu dem wahren τέλος führe, zum glückseligen Leben. Aller wahre Gedankengehalt, alles was den Menschen adelt durch süßlich hohe That, ist hiermit geopfert dem Wohlergehen der Persönlichkeit, und wenn auch Epikur selbst, bei dem mäßigsten Leben, die Energie der Philosophie in die Vernunft und die vernünftige Unterredung setzte, so konnte seine Lehre doch bald nur zur Entfettlichung führen und zur Auflösung aller Bande der Menschheit, da sie die Energie des Logos nicht ursprünglich in sich trug; denn auch das ἀγαθόν des freundschaftlichen Verkehrs mußte man bald nach dem dadurch entstehenden κάθος zu berechnen anfangen und mied es, sobald die Übel überragen, während der Stoiker immer wenigstens der Selbstopferung fähig blieb um sich zu retten in seinem abstracten Selbstgefühl. Deshalb war die Lehre des Epikur auch keiner

Weiterbildung fähig, und die Welt erfuhre wenig von den auf sie gegründeten Thaten eines begeisterten Strebens oder einer Vollendung, wie sie Aristoteles als Ziel hingestellt; man versank allmählig immer tiefer in das, was die frühere Philosophie als das Böse bezeichnet hatte, in die Einigkeit mit dem Natürlichen, das man höchstens zur Sinnenslust überlegt verfeinerte. Wie anders hatte sich dagegen Sokrates über den sittlichen Werth des Menschen ausgesprochen und was hatte er dadurch vollbracht! *) Dagegen, was sagt Epikur: Διὰ δὲ τὴν ἰδονὴν καὶ τὰς ἀρετὰς αἰετῆσαι, οὐ δὲ αὐτὰς, ὥσπερ τὴν ἰατρικὴν διὰ τὴν ἰγνείαν (Diog. L. X, 138.). Um diese jedoch vollständig zu machen und alle Furcht vor Überirdischem und vor dem Tode zu verschmerzen, bedürfen wir der Physik, welche uns über den Zusammenhang und die Ursachen der Erscheinungen belehrt; ein also zu erreichendes Glück aber habe der Weise in seiner Gewalt: εἰ τὰ ποιητικὰ τῶν περὶ τοῖς αἰσθητοῖς ἰδονῶν ἔλκε τοῖς φρόνους τῆς διατριβῆς, τοῖς τε περὶ μετεώρων καὶ θανάτου καὶ ἀληθοῦτος, ἔτι δὲ τὸ πλεονεξία τῶν ἐπιθυμιῶν ἐδιδασκεῖν, οὐκ ἂν ποτε εἴχομεν ὅτι μεμνημένοι αὐτοῖς πειναχόμενοι εἰς πληροῦς τῶν ἰδονῶν καὶ οὐδαμόθεν οὔτε τὸ ἀλγοῦν οὔτε τὸ λιποῦμενον ἔχουσι, ὅπερ ἐστὶ τὸ κακόν. Wichtig ist dabei nur daß es wiederum dem Weisen zugeschrieben wird, auch dieses Übel besiegen zu können. Aber wie verschieden von der platonischen Darstellung lautet es, wenn wir lesen (L. I. 148.): ἡ ἀδικία οὐ κατ' ἐαυτὴν κακόν. Auf die Vermeidung und Austreibung der Furcht lief alles hinaus, damit der Mensch in seiner Gemüthsruhe nicht gestört werde; dann sei er glücklich. Wohin dies führen mußte!

*) Wir erinnern hier nur noch an die Erzählung, welche wir bei Cicero (Tusc. qu. IV, 37.) lesen: Ut Socrates dicitur, cum multa in conventu vitia collegisset in eum Zopyrus, qui se naturam ejusque ex forma perspicere profitebatur; derisus est a ceteris, qui illa in Socrate vitia non agnoscerent: ab ipso autem Socrate sublevatus, cum illa sibi inesse, sed ratione a se ejecta, diceret.

Wir zeichnen es mit den Worten des von manchem gerade dieser Lehre wegen (*fontem curarum esse Timorem*) bewunderten Dichters, des Lucretius (III, 48 sqq.):

Extorres itidem patria, longaeque fugati

Conspectu ex hominum foedati crimine turpi.

Omnibus aerumnis affecti denique vivunt:

Et quocunque tamen miseri venere, parentant.

Ob sich unter diesen Verhältnissen irgend ein fester Glaube an die Wahrheit erhalten konnte, ob irgend ein Geist sich zu einer höhern Erkenntniß ihrer Mysterien aufschwingen würde, daß sie sich herrlicher noch als durch die alten Weisen der Welt offenbarten, — wir dürfen es kaum voraussetzen. Über nichts ein bestimmtes Urtheil sprechen, da der Mensch nichts Gewisses von den göttlichen Dingen aussagen könne, mußte die Lehre der am meisten verbreiteten Weisheit werden, welche sich sehr gut in die Frage des Pilatus zusammendrängt: Was ist Wahrheit? In diesem Zustande der Geistesverlassenheit die alte Welt; es bedurfte neuer kräftiger Völkersämme, welche sich mit jugendlicher Frische in den Besitz der reichen Erbschaft setzten, und nachdem das eiserne Joch der Kirche sie entwildert, der Wahrheit von neuem in eifriger Forschung nachstrebten, wie dies vor den anderen die germanischen Stämme auf sich genommen haben: ihnen verdankt auch die Welt die Wiedergeburt des ächten Hellenenthums, das die romanischen Völker nur sehr entartet darzustellen vermochten in dem von ihnen selbst nicht mehr anerkannten und mit Recht verlassenem unlauteren Classicismus; die Deutschen erscheinen in Kunst und Wissenschaft als seine reinsten Träger. *)

*) Wie bedeutenden Einfluß man der komischen Bühne auf diesen Sturz des alten Glaubens der Väter und der alten Sitte und des Rechts zugeschieben mußte, haben andere vorzüglich in Beziehung auf den Sokrates darzustellen versucht. Ein Beispiel von der Art, wie man den S. 136 erwähnten Satz des Euripides auffaßte, möge hier noch seinen Platz finden:

Was daher die Skeptiker betrifft, so wandten sich dieselben mit ihren negativen Behauptungen gegen die bisherigen Dogmen und sagten wie Timon (Aristoc. ap. Euseb. Praep. Ev. XIV. 18.): τὰ μὲν οὖν πράγματα εἶναι αὐτὸν ἀποφαίνετον ἐπίσης ἀδιάρροια καὶ ἀσάφητα καὶ ἀνέγνωτα· διὰ τοῦτο μήτε τὰς αἰσθήσεις ἡμῶν μήτε τὰς δόξας ἀλλοθεύειν ἢ ψεῖδεσθαι. Habe man dieses eingesehen, so bleibe nichts übrig, als ἀφασία *) und ἀσαρξία: erkennen ließen sich nur die πάθη. Alles was uns gilt, beruhe auf menschlicher Sägung; denn an sich seien die Dinge weder schön noch häßlich, weder gerecht noch ungerecht, καὶ ὁμοίως ἐπὶ πάντων μηδὲν εἶναι τῇ ἀληθείᾳ, νόμῳ δὲ καὶ ἔδει πάντα τοῖς ἀνθρώποις πράττειν· οὐ γὰρ μᾶλλον τόδε ἢ τόδε εἶναι ἕκαστον (Diog. L. IX. 61.). Das war Pyrrhons Lehre; Timon drückte es ähnlich aus (Sext. Emp. adv. Math. XI. 120): οὔτε ἀγαθὸν τί ἔστι φέσει οὔτε κακόν, ἀλλὰ πρὸς ἀνθρώπων ταῦτα νόμῳ κέκερται.

Denn, sagt man, das Eine halte man hier für gut, dort für schlecht, den Einen hier für gerecht, dort für ungerecht; κοινὸν δὲ οἷδεν πάντων ἀγαθὸν ἢ κακὸν εἶναι: so habe Epikur die Lust für ein Gut, Antisthenes dieselbe für ein Übel erklärt; also

wir lesen darüber bei Aristophanes, wo sich die Frauen beschwerten, daß sie das Übel in die Welt gebracht haben sollen (785 ff.):

ὥς πᾶν ἰσμεν κακὸν ἀνθρώποις καὶ ἡμῶν ἐστὶν ἅπαντα,
ἐριδὲς, νίκη, στάσις, ἀφραδία λύπη, πόλεμος . . .
πᾶς τις τὸ κακὸν τοῦτο ζητεῖ, πρὶ τὰς κλίνας περνοστών.
πάν ἔκ θυρίδος κατακλύτομεν, ζητεῖ τὸ κακὸν ἐρεῖσθαι·
πάν αἰσχυρτεῖσθ' ἀνακαρτέσθ, πολλὸν μᾶλλον πᾶς ἐπιθυμεῖ
αἰεὶς παρακλύσαν ἰδεῖν τὸ κακόν. . .

*) Es ist auch eine ἀνασία, wenn man von Gott nichts aussagen kann, als daß er unaussprechlich ist, und ihn damit noch besonders zu preisen meint, wie Milton sich ausdrückt (Parad. Lost. B. V.):

These are thy glorious works, Parent of Good!
Almighty! thine this universal frame,
Thus wondrous fair; thyself how wondrous then!
Unspeakable; who sits above these heavens etc.

sei dasselbe gut und schlecht. Der Unterschied würde in der Meinung liegen, und deshalb müsse man diese gegen einander abwägen; da jedoch die *δόξαι* gleich gewichtig sind (*διὰ τὴν ἰσότητά των τῶν λόγων*), so sei dies unmöglich und es folge: *ἀγνοῦνται οὐτ' τὸ φάναι ἀγαθόν*. Denken wir nun an das Verhältniß der Erkenntniß der Wahrheit zu der tugendhaften Handlung, und an das der Lüge zum Bösen, so sehen wir auch den Unterschied des Guten und Bösen im Princip aufgelöst, da alle Dinge ihrer Natur nach *ἀδιόφορα* seien. Jedem *λόγος* tritt mit gleicher Berechnung ein anderer entgegen; jedes Kriterium ist verschwunden; ja nicht einmal definiren kann man mehr eine Sache: *τῶν μὲν γὰρ πραγμάτων διαχωρίζονται τῶν δὲ λόγων ἰσοπεποιτται ἀγνοοῦντα τῆς ἀληθείας ἐπακολουθεῖ.* *) Mit diesem höchsten Sage des Skepticismus und dem von ihm aufgestellten Ziele der *ἀταξία* oder *ἀπάθεια*, mit der völligen Unterschiedslosigkeit des Guten und Bösen versank das Alterthum in die Barbarei, welcher die Welt bei einer schlechten Identitätslehre ihrer Natur nach immer verfallen muß. **)

*) Es verhehe sich wohl von selbst, was Diog. L. IX, 74. dazu bemerkt: *Διτρίχουν δὲ οἱ Σκεπτικοὶ τὰ τῶν αἰσίων δόγματα πάντα ἀνατρέχοντες, αὐτοὶ δὲ οὐδὲν ἀποφαίνοντες δογματίζεσθαι.*

**) Vgl. darüber besonders Hegel, Encyclopädie, Vorrede zur zweiten Ausgabe, wo auch der falsche Angriff auf Spinoza gedacht wird.

Bemerkenswerthe Druckfehler und Ergänzungen.

Seite 14 Zeile 7 *u. l.* folcher.

— 19 — 14 fehlt die Note:

Vergl. besonders die Stelle bei Platon Legg. VII. 818: οὐκ ἔστι γὰρ ἀνάγκη ὅστις καθήκειν, ἢ φανερὸν οὐδὲν πρὶν οὐτὶ μάχισται τὰ πρὶν οὐτὶ μαχιστάς ποτε.

Seite 22 Zeile 10 *v. u. l.* jener Eilen.

— 21 — 3 *u. d. v. u.* setze als Note.

— 32 — 13 *v. u. l.* und wie er leiden.

— 65 — 15 *v. u.* in der Note lies: S. 306.

— 73 — 8 *v. d. l.* Ol. 13. 10.

— 203 — 1 *v. u.* in der Note lies: bren.

— 210 — 5 *v. d. l.* Götternamen.

— 216 — 8 nach „entreißen“ fehlt die Anmerkung:

Über die Kämpfe gegen die Centauren vergl. Stuehr, die Religionsgeschichte der Hellenen x. S. 82 ff.; über die Abstammung derselben die Hauptstelle bei Pind. Pyth. II. 42 sqq. und daselbst die Scholien.

S. 267 Zeile 19 fehlt nach „allein“ die Note:

Wo auf einen Gott als Urheber hingedeutet wird, geschieht es unbestimmt und so, daß in dem eigenen Sinne doch die Hauptveranlassung liegt, wie Oed. C. 371 sqq.:

νῦν δ' ἐκ πρῶτον τοῦ κατὰ ἀμνηστίου ὑμενός
ἐκείνῳ τοῖν τιμασθέντων ἔτις κατ'.

Seite 268 Zeile 3 setze nach „berechtigten“ die Note:

Schon daß der Mensch zur Abwehr berechtigt ist, hat eine große Bedeutung. S. Oed. C. 270—272: παρὼν μὲν ἀντίδικον.

Seite 284 Zeile 7 setze die Note:

Man kann diese Siebenzahl mit den sieben Altären vergleichen, welche Dilcam den Balak erbauen heiße, nach 4 Mos. 23, 1.

Seite 315 Zeile 12 setze nach „werden“ die Note:

So führt Oedipus für sich an (Oed. C. 273): νῦν δ' οὐδὲν τίςδε ἰσχύει τῷ ἰσχύει; jedoch will er dadurch seine Strafe nicht mildern, sondern nur abmehren, daß er kein κατὰ sei, obgleich er seine ἔργα mehr πικροπόρα nennt als διδοκασόρα.

Seite 340 Zeile 16 setze nach „Willen“ die Note:

Deinde quum Aristoteles (cf. eth. Nic. VI. 2.) agendi arbitrium (neque enim necessitate pellitur, nec eligendi et mutandi habet facultatem) τὸ ἐνδεχόμενον ἄλλως εἶναι, h. e. id quod etiam aliter se habere potest, significasset: humanam libertatem, quae immutabili rerum necessitati non occumbit, contingentiam appellavit. Trendelenburg, El. Log. Ar. p. 48.

Zur Wiederherstellung

der

Kunst der Beredsamkeit

als

philosophische Wissenschaft.

Einleitung

zu

den Vorlesungen über des Aristoteles Rhetorik.

Von

H. A. Märcker,

Privatdozenten an der Berliner Universität.

Berlin 1843.

Bei Ferdinand Dümmler.

MA



Vorwort.

Die Kunst der Beredsamkeit oder die Kunst in freier Rede über einen wichtigen Gegenstand sich überzeugend an seine Zuhörer wenden zu können, ist eine so ernste, hohe und schwierige, daß es nur selten einem hervorragenden Talente vergönnt ist, die Krone des Sieges in ihr zu erlangen. Die Geschichte aller Jahrhunderte bietet uns nur sehr wenige ausgezeichnete Muster dieser Gattung der freien Künste. Denn sehen wir auch nur auf die Kanzelberedsamkeit, die einzige Art freier Rede, welche sich bisher in Deutschland hat geltend machen können, wie wenige werden unter

den Tausenden, die sonntäglich diese Kunst ausüben, mit dem Ruhm eines Redners genannt oder glänzen als solche in den Annalen der Deutschen! Der Grund dieser Erscheinung liegt theils in der ausnehmenden Schwierigkeit der Sache selbst, für uns aber noch darin, daß man die Behandlung des freien und unmittelbar von dem Hörer empfangenen Wortes dem Zufalle überlassen oder in den betreffenden Anleitungen höchstens formelle Anweisungen geliefert hat, und daß nicht viele auch nur auf den Standpunkt gelangt sind, welchen ein anerkannter Kanzelredner schon vor längerer Zeit für Geistliche bezeichnet hat, die Beredsamkeit als eine Tugend aufzufassen *). Und gar die tiefere, von

*) Unter diesem Gesichtspunkte faßt Iheremin die Rhetorik auf in seiner Schrift: die Beredsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Die Aufl. 1837. Daß jedoch die hier aufgestellten Grundsätze sich nicht zur Begründung eines Systems eignen, sondern nur „das subjective Merkmal für den geistlichen Redner zur Schätzung seiner Arbeiten“ (S. VI.) abgeben, möchte leicht zu erweisen sein. Denn wie ist es möglich von einer systematischen Rhetorik zu handeln, wenn man auspricht, wie der Verfasser dies in der Zueignung that: „meiner Ungewißheit, wei-

den Griechen gebotene philosophische Begründung!
 Diese nun ist es auf welche ich von neuem hinweisen möchte, um die hieher einschlagenden Schriften der griechischen Philosophen wieder einer besonde-

nem blinden Umbertappen, ward nur durch die Ueberzeugung ein Ende gemacht, die Verebfamkeit müsse ihren höchsten Principien nach, von Kunst und Philosophie gänzlich getrennt und als eine rein fittliche Thätigkeit betrachtet werden!" Als Quelle dieser unkünstlerischen und unphilosophischen Sittlichkeit werden Religiosität und positives Christenthum angegeben: „das positive Christenthum, das ich als eine notwendige Basis der geistlichen Verebfamkeit dargestellt habe." Es ist hier nicht der Ort auf die, jener unphilosophischen Sittlichkeit natürlich entgegengesetzte philosophische Unfittlichkeit näher einzugehen; aber es möchte doch scheinen, die Philosophie bewirke durch klare Begriffsbestimmung mehr für die Feststellung von leitenden Principien, als die geistliche Unklarheit, die als höchstes Princip für die Kanzelverebfamkeit nichts weiter aufstellen kann, denn: „als die klare Bezeichnung für die Aufgabe des Predigers würde angesehen werden können: Er strebe in seinen Predigten Gott zu gefallen." (S. V.) Dies mag dem frommen Gefühle das Höchste scheinen; aber für die Grundlinien einer systematischen Rhetorik ist damit wenig gewonnen, eben so wie alles, was im Verlauf der Schrift auch in Bezug auf Aristoteles und die Behandlung der Rhetorik von Seiten der Philosophie gesagt wird, auf völlig unklaren oder ungenügenden Auffassungen ihrer Sätze beruht, deren Auseinanderlegung jedoch der folgenden Darstellung selbst angehört.

ren Beachtung zu empfehlen*), und zwar zu einer Zeit, in welcher das Wort sich von längstanerkannten Fesseln zu befreien trachtet, die aber das durch keinesweges gelöst sind, daß man ausspricht: freie Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! Die schlimmsten Hindernisse der Befreiung liegen nicht in den äußeren Hemmnissen; diese sind bei einem wahrhaften innern Drange leicht überwunden: aber es möchte nicht eben so leicht sein, sich einer gebotenen Freiheit auch auf schöne Weise bedienen zu

*) Selbst Hegel, welchem die Aristoteles' Schriften von neuem zugewandten Studien so vieles verdanken, hat über die Rhetorik nur folgende beiläufige Erwähnung einfließen lassen: „Aristoteles sagt, man müsse sich gegen die Dialektiker eher der Syllogismen, gegen die Menge eher der Induction bedienen. Ebenso trennt Aristoteles die dialektischen und beweisenden Syllogismen von den rhetorischen und jeder Art der Ueberzeugung; zu den rhetorischen rechnet er aber die Induction!“ Auf dieselbe Weise wird der so wichtigen rhetorischen Schriften meist nur ganz beiläufig von anderen Lehrern der Philosophie und Philologie gedacht, während Aristoteles, wie auch Plato, auf dieselben so viele Mühe und so vieles Nachdenken mit Recht verwandt haben und derartige Betrachtungen eines Philosophen keineswegs für unwürdig hielten; denn welchen Nutzen haben die glänzenden Worte, wenn sie nicht überzeugen können?

können, indem die Kunst, welche dafür vorausgesetzt wird, nicht das Werk des Augenblicks ist, sondern einer jahrelang fortgesetzten Übung und eines äußerst angestrengten Studiums bedarf. Dazu geben uns mehrere Schriften der Alten eine vorzügliche Anweisung vorzüglich durch richtige Begriffsbestimmung, so wie durch die in ihnen aufgestellte Methode, durch scharfe Auffassung des zu erreichenden Zieles und durch treffliche Behandlung der für die Kunst der Rede erforderlichen Mittel; weshalb niemand vor dem Worte Rhetorik zurückschrecken, sondern im Gegentheil sie als diejenige Wissenschaft erkennen möge, deren Wiederherstellung als ein Bedürfniß unserer Zeit erscheint, damit auch schon die Jugend in ihr ein Mittel mehr finde, für den Beruf des freien und selbstständigen Mannes und des Staatsbürgers sich schon frühzeitig heranzubilden. Daß dies keine geringe Aufgabe sei, möchte schon die Uebersicht der Sache beweisen, welche ich hiermit auch einem größten Zuhörerkreise vorzulegen wage, indem ich dadurch

manchen Bestrebungen unserer Tage eine ersprießliche Hinweisung auf anerkannte Grundsätze geben zu können glaube. Wenn aber sowohl im Volke als von Seiten der Behörden das Bedürfniß freier Redeübung anerkannt wird, so genügt es der Wissenschaft nicht, daß man den Forderungen der Zeit eine blos formale Gerechtigkeit angedeihen lasse in Bezug auf das äußerliche Verhalten und die wünschenswerthe Deutlichkeit der Rede, sondern sie verlangt ein Anerkenntniß ihres Wesens, ihrer inneren Bedingungen, und indem sie sich auf die richtigen Begriffe stützt, erheischt sie eine Entwickelung des jener Anforderung zum Grunde liegenden Geistes, da der Hauptmangel der Zeit nicht in der äußerlichen Unklarheit, sondern in dem halblösen Inneren zu suchen ist, und diesem kann nur philosophische Betrachtung abhelfen.

Berlin, im Januar 1843.

M.

Meine Herrn!

ndem ich diesen Lehrstuhl zum erstenmal betrete, darf ich wohl ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, zumal ich dem Gegenstande dieser Vorlesungen, welcher fast vergessen und gleichsam verloren daliegt, erst von neuem Geltung verschaffen möchte. Fürchten Sie indeß nicht, daß ich längst abgethanes Formelwesen wiederum aus Licht ziehen werde, oder daß ich Leichen und Mumien aus ihren Gräbern hervorrufen und sie der Bewunderung oder gar der Anbetung der Zeitgenossen als Götzen und Heilige hinstellen wolle. Die Todten mögen ruhen; sie dürfen nicht den Anspruch machen, über die Lebendigen herrschen zu wollen; denn nur der Lebendige hat das Recht das Leben zu beherrschen. Also nicht tohten Schematismus und spitzfindigen Wortkram werde ich Ihnen hier darzulegen haben, sondern ich glaube, daß ich Ihnen einen lebendigen Quell zu eröffnen vermag, welcher ungenutzt daliegt und manchem doch heilbringend werden könnte. Außerdem scheint mir diese Wissenschaft der Rhetorik vorzüglich geeignet, von der Philosophie im Allgemeinen den Vorwurf abzuwenden, als beschäftige sie sich nur mit Unpraktischem, das Leben in keiner Weise Berührendem.

Gerade die Rhetorik, welche allen verständlich werden möchte, ist dazu berufen, die Tiefen philosophischer Betrachtung auch dem gesunden und praktischen Menschenverstande zugänglich zu machen, und die Brücke zu bilden zu dem inneren Heiligtume, indem sie möglichst ohne Terminologie auftritt und sich mit dem allgemein verstandenen Ausdruck oder mit dem Bilde genügen läßt. Deshalb glaube ich es aussprechen zu können: nicht die Masse und Last des todtten Wissens, unter der wir ohnedies schon erliegen, möchte ich mit diesen Vorlesungen vermehren, sondern lebendig trete ich zu der frischen Jugend, um dem Geschäftsmann wie dem künftigen Gelehrten die Mittel zu bieten, einfach, klar und kunstschön ihre Gedanken beweisend und überzeugend an den Hörer gelangen zu lassen. In diesem Sinne und mit diesem Vertrauen beginne ich diese Vorlesungen.

Rhetorik nach Aristoteles.

Meine Herrn!



ir haben in der gegenwärtigen Vorlesung die Rhetorik zu behandeln und näher betrachten, die Grundlagen anzugeben, welche wir in der Schrift des Aristoteles über diesen Gegenstand dafür vorfinden. Ehe wir jedoch an die Darstellung der Sache selbst gehen, habe ich mich einleitend über die Wahl dieser Vorlesung zu erklären und deren Umfang übersichtlich zu bezeichnen.

Die Rhetorik hat sich in ihrer ganzen Bedeutung zunächst bei denen gleichsam zu rehabilitiren, bei welchen sie in Miscrebit steht, als sei sie eine rein formale und nur das Aeußerliche betreffende Wissenschaft; eine rhetorische Darstellung wird in dieser Weise wohl als eine übertriebene und unwahre, der sich nur an die Sache haltenden, der einfach und im Princip wahren entgegenge-
setzt. Rhetorik, Phrase, Gloskel und Leerheit, Mangel an Sachgehalt werden dann für einerlei gehalten, besonders mit Hinsicht auf leere und übertriebene Lobrednerci; auch haben die Rhetoren selbst hinlänglich dazu beigetragen, ein

solches Urtheil zu begründen. Doch diesen Tadeln gegenüber wird es der Wissenschaft der Rhetorik leicht sein, sich in in ihren vollen Werth wieder einzusetzen, sobald sie dem gerechten Verlangen entspricht, daß sie über andere Dinge Auskunft gebe, als über eindringliche Wortstellung, über Metaphern und sonstige Ausdrucksweisen. Daß sie aber überhaupt in Mißcredit fallen konnte, liegt nicht an ihrem wahren Gehalte, sondern an denen, welche sie auf kleinliche Weise ausbeuteten und ohne ihre Tiefe und den weiten Umfang ihrer Grenzen auch nur zu ahnen, sie zur Lehrmeisterin leerer Epigonaligkeiten herabsetzten. Die Rhetorik kann nach ihrem wahren Begriff höheren Anforderungen genügen, und ich glaube deshalb etwas nicht Unerprießliches zu thun, wenn ich diese Wissenschaft nach dem Werthe aufzeige, welchen ihr mit Recht die Alten beilegte. Daß sie als solche zum Theil aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden ist, diene uns nicht als Beleg ihrer eigenen Untüchtigkeit; sie bedarf auch keiner äußeren Stützen, welche immer den inneren Verfall eines Gebäudes am augenscheinlichsten kund geben; sondern auf sich selbst gegründet, wird sie sich wiederherstellen und durch innere Kraft beweisen, daß sie nur zum größten Nachtheil derer selbst, welche sie gering achten konnten, von ihnen ist vernachlässigt worden.

Indeß ist die Existenz eines jeden Dinges an gewisse Lebensbedingungen unabänderlich geknüpft, unter welchen allein sein Dasein möglich wird; wie die Existenz der Pflanze an das Vorhandensein von Licht und Luft, welche allein ein vollkommenes vegetabilisches Leben zu entwickeln im Stande sind. So hat die Rhetorik zu ihrer vollen Blüthe gewisse notwendige Voraussetzungen, ohne

die sie in denselben Zustand verfalle, in welchem sich die Pflanze an kumpfen und dunkeln Orten befindet; sie schleicht kraftlos und farblos kümmerlich an: Boden hin und findet nicht ihre eigenthümliche Nahrung. Wer sie unter dem Druck der Zeiten, in den Händen gesinnungsloser Grammatiker also antrifft, der schelte nicht sie, sondern er suche sie auf in den Zeiten ihrer Blüthe und ihres höchsten Glanzes, als ihr Besiz den Ruhm freier Männer machte, und er wird den strosenden Wuchs in nichts jenem schleichenden Wilde der Sprachkünstler ähnlich finden.

Die Grundbedingung für die Existenz der Rhetorik ist die Freiheit in der Wissenschaft und im Staatsleben; ohne Oeffentlichkeit ist ihr Leben unmöglich; Schriftwechsel hinter verschlossenen Thüren giebt ihr den Tod. Zweitens erfordert sie eine freie und furchtlose Persönlichkeit, welche Glauben findet und verdient durch das Bekenntniß ihrer Freiheit. Sie erheischt ferner einen künstlerischen und kunstgebildeten Sinn bei vollkommener Herrschaft über die Sprache, sie fordert eine wohlbegründete Kenntniß des menschlichen Herzens und Gemüthes, um auf dieselben in der angemessenen Weise zu wirken und die Leidenschaften zum Dienste der Wahrheit aufzurufen, und endlich, als Schlusstein, erheischt sie die Liebe, damit das Wort vom Herzen dringe zum Herzen, daß der Redner nicht sei eine klingende Schelle, sondern daß er, durchdrungen von glühendem Eifer für Menschenwohl, gottbeist sich dahingebe und in der Seele des Hörers eine Ueberzeugung schaffe für die Wahrheit. Für alle diese Punkte werden wir die Angaben finden in den Büchern des Aristoteles, ergänzt durch die hierhin einschla-

genden Dialogen des Plato, vornehmlich durch den Phädrus und den Gorgias, aus welchen sehr viele Sätze des Aristoteles hergeleitet sind, was besonders die Auffassung der Rhetorik als einer Kunst betrifft. Sehen wir einen Augenblick auf jene Lebenselemente unserer Wissenschaft zurück, so wird uns sogleich einleuchten, weshalb sie mit dem Verfall Griechenlands in denselben mithineingezogen werden mußte, und wie es gekommen ist, daß sie in späteren, zumal in den modernen Zeiten nur als Phrase wieder aufleben konnte, oder höchstens als schülerhafte Nebenübung, aber nicht als der wahre und künstlerische Ausdruck der Ueberzeugung freier Männer im Verreiche des Staats oder in der Wissenschaft: denn auch diese hat ja in der neueren Zeit selten eine künstlerische Weise der Darstellung gefunden und sieht noch an vielen Orten auf der niedrigen Stufe des Hefischreibens. Wie anders unter der Herrschaft hellenischer Mufen!*)

Verschwimmt mit der Rhetorik erscheint nämlich bei Aristoteles die Poetik, und auch dies wird ihr sogleich eine andere Stellung anweisen, als ihr mancher wohl zugestehen möchte; sie ist die Kunst der Prosa und ergänzt so den poetischen Ausdruck. Darüber hätten wir eine zweite Betrachtung anzustellen.

*) Auch Cicero hebt die Seltenheit ausgezeichneten Redner hervor, die *paucitas oratorum*, selbst im Vergleich mit tüchtigen *imperatores* und Dichtern (*de or. l. 2*): doch wird dies niemand Wunder nehmen, der bedenkt, wie selten jene notwendigen Erfordernisse sich vereinigen finden. *Quibus de causis, sagt er, quis non jure miretur ex omni memoria aetatum, temporum, civitatum, tam exiguum oratorum numerum inveniri? Sed enim majus est hoc quiddam, quam homines opinantur, et pluribus ex artibus studiisque collectum.* Cic. l. l. 4.

Der Begriff der Kunst ist in dem Umfange, in welchem er von den Hellenen aufgefaßt wurde, in unseren Zeiten fast für verloren zu achten; man denke an unser Theater, an unsere Tanzkunst, an die moderne Schriftstellerei, an dieses allen Gesegen der Schönheit Trotz bietende, unkünstlerische Wesen: in schön gebundener Rede oder gar periodisch-classisch zu schreiben gilt für eine Verirrung, und während man mit Recht die philisterhafte Steifheit bekämpfte und ihre Fesseln brach, hat man leider auch die Schönheit zur Flucht genöthigt. Freilich liegt eine Mitveranlassung dazu auch darin, daß selten ein Schriftsteller mit Gedanken auftritt, welche eine ordentliche Periode füllen könnten; man denkt aphoristisch, atomistisch, ohne innern Zusammenhalt, ohne organische Fortbildung, und diesem allem entspricht natürlich auch die Form der Darstellung.*) Diesem Verfall des Denkens und seines schönen Ausdrucks setzt sich gleicherweise die Rhetorik entgegen in ihrer doppelten Eigenschaft, als Gegenbild der Dialektik und philosophische Wissenschaft, so wie als Kunst in ihrem Zusammenhange mit der Poetik. Denn um hier nur dies hervorzuheben, indem wir ihren Begriff als Wissenschaft der Darstellung selbst überlassen, sie ist vor allen Dingen eine Kunst und es giebt für sie eine Wegführung (das *ἰδιον* hebt Aristoteles gleich im Eingange hervor), und so werden wir sie vorzüglich auch nach ihrem künstlerischen Charakter ins Auge zu fassen

*) Welcher Autor giebt sich wohl jetzt die Mühe, einen Satz siebenmal umzuschreiben, wie Plato den Eingang zur Republik, und wie wenige beherzigen das *Nonum prematur in annum*? Selbst die Redart *Novum* genügt dem jetzigen erhemerten Drange nicht mehr.

haben. Genüge es dafür vorläufig daran zu erinnern, daß wir es mit einer in Hellas ans Licht getretenen Kunst zu thun haben, in Hellas, das einer jeden Darstellung, einem jeden Ausdruck des innern Lebens mit dem feinsten Gefühl und dem grösstesten Sinne den Stempel der Kunst aufzudrücken wußte. Was aber endlich die tiefdringende Naturanschauung betrifft, welche auch dem umnebelten Blicke der modernen Welt scheint entflohen zu sein, so werden wir sie in den vorliegenden Büchern über die Rhetorik in hohem Grade in den Betrachtungen über die Leidenschaften sich bethätigen sehen, welche eine würdige Grundlage zu Spinozas berühmten Tractat bilden.

Nach diesen Vorbemerkungen kann es nicht auffallen, daß wir die Rhetorik von Plato benannt finden, als eine durch Reden seelenführende Kunst: Ἄρ' οὖν οὐ . . . ἡ ῥητορικὴ ἂν εἴη τέχνη ψυχᾶγωγία τις διὰ λόγων*), noch wenn wir bei Cicero lesen: Ut hominis decus est ingenium, sic ingenii lumen est eloquentia; und ich glaube durch die Autorität dieser beiden Männer zuvörderst die Wahl des Gegenstandes gerechtfertigt zu haben.

Zu erwähnen bliebe daher nur noch der Punkt meines Anschlages, in welchem ich sage, es werde sich dieser Vortrag sowohl auf die Beredsamkeit im Allgemeinen, als auch auf die Kanzelberedsamkeit beziehen. Dies trifft den Kanzelredner nicht als diesen besonderen Redner, sondern vornehmlich wegen des Glaubens und der Ueberzeugung, denen Aristoteles eine vorzügliche Beachtung schenkt und über die hier noch weiter zu sprechen ist.

Das griechische Wort *ἥλιος* hat im Deutschen eine

*) Phaedr. 261. A.

dreifache Bedeutung, die aber auf demselben Grunde ruht: es heißt Glaube, es heißt Beweisführung, und drittens Ueberzeugung; in allen drei Formen werden wir es bei Aristoteles mit diesem oder jenem Zufüge erscheinen sehen. Der Grieche kennt nämlich keinen Glauben, für den nicht der Beweis geführt werden, und der nicht durch diese Beweisführung zur wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung erhoben werden könnte. Wir finden deshalb den Ausdruck *ὑποτάξις πίστις* (I. c. 9.), was nicht als zweiter Glaube zu fassen ist, sondern die zweite Art der Beglaubigung bedeutet, welche im *ἥθος* liegt; denn der Glaube soll der Wahrheit, der Natur der Sache entsprechen. Wie nun die Rhetorik hierfür wirksam sei, zeigt uns ebenfalls Aristoteles; er weist uns die Kunst auf, wie wir überzeugend reden können und wie wir in dem Hörer Glauben erwecken. Deshalb hab' ich die Beziehung auf die Kanzelbereitsamkeit besonders hervorheben zu müssen geglaubt, zumal die Klage über den verderblichen Unglauben der Zeit jetzt eine so allgemein widerhallende ist. Lassen Sie uns daher betrachten, was der Stagirite dem Redner für Mittel an die Hand giebt und für wissenschaftlich begründete Mittel, um sich den Glauben des Volkes zu verdienen, wobei wir freilich keinen Köhlerglauben voraussetzen dürfen.

Nach diesen den Gegenstand im Allgemeinen charakterisirenden Worten habe ich eine Uebersicht des Inhalts dieser Vorlesungen in seinen Hauptzügen Ihnen darzulegen.

Zuerst ist der Begriff der Wissenschaft zu entwickeln und dieselbe in ihr richtiges Verhältniß zu setzen zu den andern ihr benachbarten Wissenschaften, besonders zur Dialektik, so wie zu denjenigen, als deren Resultat sie be-

zeichnet wird, zur Analytik, Topik, Methodik und zur Poetik; außerdem ihr Verhältniß zur Kunst, wobei der alte Streitpunkt hervorzuheben ist, ob nämlich die Rhetorik eine τέχνη sei, eine wirkliche Kunst, oder eine ἀτεχνος τριβή^{*)}, ein kunstloses Treiben, oder ein kunstloses Handwerk, wie Schleihernmacher übersezt: damit fiel zugleich die schon oben von Aristoteles ange deutete wissenschaftliche Behandlung, oder die ἑδοποιήσις dieser Kunst hinweg. Zur Sache selbst übergehend hätten wir alsdann die Redegattungen zu betrachten, die genera, γένη: die beratende, das γένος συμβουλευτικόν, die gerichtliche, τὸ δικάζον, und die epideiktische, τὸ ἐπιδεικτικόν.

Da es nun aber, wie gesagt, sich für den Redner in jeder Gattung darum handelt, daß er Glauben finde, so sind zunächst die πίστις zu behandeln, die Mittel um eine Ueberzeugung zu schaffen, welche sich in πίστις ἀτεχνοί und ἀτεχνοί scheiden, in kunstmäßige, welche innerliche Ueberzeugung schaffen, und in kunstlose, die äußerlich zu der Sache treten, als da sind, historische, poetische und sonstige Beweismittel. Die Beweisführung selbst aber geht aus von einem Redner und wendet sich an den Hörer, deßhalb ist ferner von der Person des Redners zu sprechen und von der in ihr liegenden Beweiskraft, mit einem Wort, von der Autorität, so wie von der Person des Zuhörers und seiner ganzen Stellung und Gemüthsbeschaffenheit, und wie beide beitragen, einer Sache Glauben zu verschaffen. Dies ist derjenige Abschnitt der Aristotelischen Darstellung, auf welchen ich schon hingewiesen als auf einen solchen, der die tiefsten

*) Plat. Phaedr. 260. E.

Blicke in menschliche Zustände und Verhältnisse verräth und ohne Illusion ausspricht, was für jeden Hörer nach Stand und Rang, nach Armuth und Reichthum, nach Jugend und Alter, nach Wünschen und Hoffnungen das Beweisende ist, genug was jeder nach seiner Lage geneigt ist zu glauben *).

Sie erkennen hierin schon das eigentliche Gebiet des Redners, denn nirgend gilt es so sehr, den Menschen im ganzen Umfange seiner Verhältnisse zu begreifen und aufzufassen, als bei der Redekunst; alle anderen Künste treffen ihn weniger aufgeregt durch irgend eine Vorherbestimmung, durch Prädisposition, als diese, und nirgend besitzt die Verführung und der Glanz sophistischer Künste mehr Mittel, die Menge irre zu leiten und selbst den Gebildeten zu verlocken, da ja ein jeder so gern glaubt, was er wünscht und hofft.

Wie unendlich wichtig es daher sei, daß der Redner im Dienste der Wahrheit stehe und nur der wirklich die Sache darlegenden Mittel der Ueberzeugung sich bei seiner Beweisführung bediene, springt wohl auf den ersten Blick in die Augen; hier, wenn irgend wo, ist der Ort der Begründung ewiger Wahrheit oder der Volksverführung durch die Erregung der menschlichen Leidenschaften für unwahre und schlechte Zwecke. Beispiele von irreführenden Volksreducern und irregeleiteten Versammlungen wird uns auch unser Philosoph an die Hand geben. Zugleich aber zeigt er uns die Möglichkeit und den Weg,

*) So etwa der Adel und die Bürgerschaft, deren Stimmung Ar. beschreibt, um daraus zu beweisen, was für beide überzeugende Kraft habe, welchen Reden sie Glauben bräussen zufolge ihrer Standesvorurtheile.

durch die Behandlung der Rhetorik als einer Kunst, behufs der Rede die richtige Beweisführung zu geben, wobei vorzüglich des Enthymema, oder des rednerischen Schlusses, zu gedenken, so wie vom Standpunkte des Hörers aus die Nichtigkeit der Schlussformen und der beigebrachten Beweismittel zu beurtheilen ist, um nicht sophistischen Gründen zur Deute zu werden; dabei ist Rücksicht auf die Schrift des Aristoteles von den sophistischen Elenchen zu nehmen.

An diese inneren Bedingungen der Wissenschaft der Rhetorik, durch welche sie zu den philosophischen Wissenschaften gehört, knüpfen sich zum Schluß die künstlerisch formalen, in Betreff der äußeren Darstellung und der ganzen Ausarbeitung und Haltung einer Rede. Dies ist auch der Ort, wo die rhetorischen Figuren zur Sprache kommen, so wie, in Bezug auf den Stil, die Unterschiede des Gemeinüblichen, το κοινον, des Eigentlichen oder Eigenthümlichen, des οἰκτιον, und des Metaphorischen, die μεταφορα. Den Schluß macht die Betrachtung der Theile einer Rede, nach der Theilung in die προορσις oder die Aufstellung des Gegenstandes und der Behauptungen, und in die Beweisführung oder Beglaubigung der Behauptungen, die πεισις. In diesem Zusammenhange ist dann von der Kunst der Prosa, im Gegensatz der Poesie, zu handeln und besonders das Ziel der prosaischen Darstellung im Unterschiede von dem der poetischen ins Auge zu fassen.

Was die moderne Sprachkunst und Schriftstellerkunst aus dem fortgesetzten Studium der Alten für Nutzen, schöpfen könne, und wie alle diejenigen, welche einmal von dem Geiste des Alterthums angehaucht worden sind,

es als ein unerlässliches Bildungsmittel für uns anzusehen berechtigt sind, wird hierbei vor allem klar werden; denn es wäre ja thöricht, wenn wir in die Nacht der Jahrhunderte zurück gehen sollten, um die geistige Bildung der Jugend zu vollenden, und nicht vielmehr nach den Werken des nächstvergangenen Tages griffen, wenn nicht jene classischen Bildungselemente bisher noch durch nichts Späteres ersetzt sind, und auch wohl nicht werden ersetzt werden können, da sie in ihrer erhabenen Einfachheit durchaus mit den Werken der ewigen Lehrmeisterin, der Natur, gleichen Schritt halten.

Für die Betrachtung des Einzelnen werde ich mich an die Ausgabe der Rhetorik von J. Bekker halten, in einen besonderen Abdruck hier bei Reimer erschienen, 1831 8vo., zugleich mit der öfter zu benutzenden Poetik. Wer sich lieber eines deutschen Textes bedienen möchte, dem wäre die Uebersetzung von Knebel zu empfehlen. Aristoteles Rhetorik. Uebers. u. erläut. Stuttgart 1838, als vierter Band der Uebersetzung aristotelischer Werke. Der Text derselben ist vorzugsweise benutzt von Biese in seiner übersichtlichen Darstellung der Rhetorik, welche er im zweiten Bande der Philosophie des Aristoteles gegeben. Berlin 1842. S. 574 — 660. Wo ich von den hier gegebenen Interpretationen abweiche, werde ich im Einzelnen bemerkbar machen, da sich die bedeutsame Prägung des Griechischen nicht immer in den deutschen Ausdruck fügen will, und öfter das Richtige verfehlt ist.

Zum Schluß dieser Vorbetrachtung ist noch über den Nutzen der Rhetorik zu sprechen, über das *χρησιμον*, welches Aristoteles nie zu beachten vergißt. Ist die Beschäftigung mit ihr wirklich erprieflich, oder läuft sie auf

nüchterne Wortklauberei hinaus, was man der griechischen Rhetorik zum Theil vorgeworfen hat? So lesen wir:*) „die Beredsamkeit schlug beim Mangel an Wirklichkeit und fruchtbarer Politik in die kunstgemäßen Schulformen der Rhetorik um. Letztere gewann aber dadurch einen weitläufigen Einfluß, daß die Technik, welche seit Aeschines und Hegesias in den Sekten der Rhodiaci und Asiani zur Reife kam, ein Gewebe der mannichfaltigsten Schematismen, Figuren und sprachlichen Mittel ohne Geschmack und praktisches Gefühl für Komposition, diese verfeinerte Technik auf alle Redegattungen angewandt wurde: woraus eine rhetorisirende, auf Glanz und Eindruck berechnete Prosa hervorging, welcher grammatische Korrektheit und geistige Tiefe mangelten.“ Wenn wir ein so dürftiges Bild dieser Wissenschaft zu entfalten hätten, würde es sich in der That nicht der Mühe lohnen, sich aller jener Formen und des ganzen weitschichtigen Schematismus zu bemächtigen; indeß wird uns ein Wort des Aristoteles sogleich über den Gehalt derselben trösten. Er weist nämlich im Eingang seiner Schrift jene Auffassung der Rhetorik ab,**) indem er sagt: „daß diejenigen die Sache aus den Augen verlieren, welche z. B. über solche Gegenstände Regeln aufstellen, wie der Eingang oder die Erzählung beschaffen sein müsse, und weiter keine Anweisung zu einer kunstmäßigen Beweisführung geben.“ (cap. I.) Der Werth einer jeden Wissenschaft bestimmt sich nämlich nach

*) Bernhardt, Grundriß der Griech. Litt. Halle 1836. I. S. 373.

**) Vergl. Plat. Phaedr. 266. Προσίμωτον μὲν οὐκ αὖτε πρῶτον ὦν ἐστὶ τοῦ λόγου ἀγαθόν ἐν ἀρχῇ . . . διήγησιν, μαρτυρίαις, . . . τεκμήρια, . . . ἀνέκτα. — Dies war die gewöhnliche Erklärung.

dem, was sie zu erreichen im Stande ist, und nach ihrem Umfange, ihrer Allgemeinheit, das heißt hier, nach der größeren oder geringeren Zahl der Geister, welche sie für sich gewinnen und welche sie begeistern kann; je höher die Sache steht, welche sie behandelt, desto umfassender der Kreis ihrer Anhänger und ihrer Diener. Alle zu sehr in kleinliches Detail gehenden Studien werden daher nur, was man nennt, Specialitäten ausbilden, wie etwa die grammatischen Studien oder die etymologischen, und es möchte sich nie allgemeine Begeisterung um die richtigere Herleitung eines Wortes erheben oder um die Entdeckung und Bestimmung eines neuen Infusionshierarchens: das alles hat seinen großen Werth, aber nur als Einzelheit. Ganz anders tritt die Rhetorik auf. Aristoteles sagt von ihr: „sie sei in Gemeinschaft mit der Dialektik von der Art, daß ein jeder ihre Kenntniß suchen müsse und daß sie keiner abgeordneten Wissenschaft angehöre; deshalb haben alle auf gewisse Weise Theil an ihr.“ Wodurch er dies rechtfertigt, werden wir sogleich erkennen. Er schließt keinen Stand von ihr aus; sie soll mehr oder weniger ein Gemeingut aller Menschen sein, gerade wie das Element, in welchem sie sich äußerlich darstellt, die Sprache. Denn fährt Aristoteles fort, ein jeder sucht wohl je nach seinen Grenzen, etwas zu erforschen, einen Satz zu behaupten, etwas zu verteidigen oder anzugreifen. Die Meisten thun dies nun freilich aufs Gerathewohl, andre nach einer durch Übung erlangten Bildung; es komme nämlich darauf an, daß ein jeder auch wisse was er behaupte, und daß er durch die Kunst und Methode der Rhetorik seine Behauptungen auf die rechte Weise einzuleiten und zu unterstützen wisse. Schon aus diesen Worten wird

der Nutzen der Rhetorik hinlänglich klar sein, besonders in Zeiten, wo es gilt, daß keiner eine Meinung auf guten Glauben hinnehme, sondern selbst wissen möchte, was er glaube, und wo so unendlich viele unbegründete Behauptungen sich geltend zu machen suchen, die auf die bloße Autorität der Meister hin sollen für wahr angenommen werden. Daher scheint es auch in unseren Tagen an der Zeit, den kunstgemäßen Weg kennen zu lernen und von neuem darauf hinzuweisen, wie jeder für sich zu einer festen Ueberzeugung gelangen möge. Gewiß also ist die Wissenschaft, welche uns dies lehrt von dem allerhöchsten Nutzen und berechtigt das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen; wir kämpfen hierbei alle pro aris et focis. Wenn es nämlich vor allen Dingen wichtig ist, zuerst selbst eine gerechte Sache für sich zu erwählen, sobald sie auch gegen Angriffe als solche behaupten zu können, so stimmen wir sicher alle dem Aristoteles bei, indem er ausspricht: „Was den Nutzen der Redekunst betrifft, so würde es zunächst, da das Wahre und Gerechte seiner Natur nach stärker als das Gegentheil ist, tadelnswerth sein, wenn man das Gerechte nicht nach Gebühr geltend machen könnte. Ferner eigne sich eine streng wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes nicht für Alle; die Redekunst halte sich aber in ihrer Beweisführung und der ganzen Darstellung an das Gemeinfaßliche.“ Das ist es dann auch vorzüglich was ihr die allgemeine Theilnahme sichert, und was in den Zeiten, in welchen jeder Bürger Theil hat an den öffentlichen Angelegenheiten, um theils richtend, theils beratend in sie einzugreifen, die Rhetorik für alle und einen jeden zu dem bedeutsamsten Studium macht, da, wie Aristoteles wohl nicht ohne Grund be-

merkt, die streng wissenschaftliche Behandlung der Philosophie *u. d.* nicht für einen jeden sei, die ja schon durch ihre Terminologie so manchen von sich zurückschreckt.

Sie können darüber vergleichen Ant. Riccoboni *de usu art. rhet. Francof.* 1595.; so wie auch dessen *Paraphrasis in Rhetoricam Arist.*, neu aufgelegt London 1822, und an vielen Stellen von Nutzen sein wird. Ueber die angezogene Stelle s. S. 15.

Nach dieser Vorbetrachtung wird gewiß jeder von uns gern in die Worte des Aristoteles einstimmen, wenn er sagt: „um so viel höher der Geist steht als der Leib, um so mehr möchte es schimpflich sein, sich mit Vernunftgründen nicht schützen zu können, da es schon schimpflich ist, seinen Leib nicht vertheidigen und schützen zu können.“ (Cap. I.)

Haben wir nun durch diese wenigen Anführungen schon eine erhebende Einsicht gewonnen in die ganze Art des Philosophirens des Aristoteles, so möchte es für diejenigen, welche mit demselben noch weniger vertraut sind, nur noch einiger Worte bedürfen, um sie diesen allumfassenden Geist für immer lieb gewinnen zu lassen.

Fragen wir, was macht einen Schriftsteller groß und bedeutsam, was macht ihn zum Lehrer der Menschheit, wie man Aristoteles oftmals genannt hat, so ist es sein rastloses, sein unermüdetes Streben nach Erforschung der Wahrheit, das sich nicht durch kleinliche Hindernisse der Zeitlichkeit abschrecken läßt, welche gegen die ewige Wahrheit und ihre göttliche Energie doch über ein Kleines machtlos zerschellen; es ist ferner die Freimuthigkeit, und ich muß sagen, es ist die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die ersuchte Wahrheit an das Licht stellt: ob

diese oder jene scheinbare Existenz darüber zu Grunde gehe, ob sie von dem Unverstande beklagt werde und von der Kurzsichtigkeit, er kann nicht anders als sachgemäß reden; die Nachwelt wird seine Richterin sein. Er spricht nicht für diesen und jenen, er spricht nur vor Gott, welcher die Wahrheit ist, er kann um keines Menschen Gunst oder Zustimmung buhlen; aber die Welt hört ihn. Soll er denken, was möchte man dazu meinen? seinen Gedanken deshalb verdrehen? Der gewichtigste Richterstuhl eines Weisen ist das Gericht der Nachwelt, sein ärgster Feind die Lüge, sein bösester Censor sein eigenes Bewußtsein: sonst fürchtet er niemand. Deshalb aber ist sein Wort die Sache selbst; „der lügt, wer nicht sachgemäß spricht“, sagt Aristoteles; und durch Wahrheit allein wird ein Autor würdig zu den Classikern einer Nation gerechnet zu werden. So erscheint uns der Weise von Stagira; Sachgehalt ist seine erste Tugend; ein ungekünstelter Ausdruck steht jenem würdig zur Seite; denn niemand hat mit so überraschender Kürze die wichtigsten Geheimnisse enthüllt, wie gerade er. Insofern empfiehlt er sich denn einem jeden zum gründlichsten Studium, der wirklich auf irgend einem Gebiete sich zum Forscher berufen fühlt; denn alle Untersuchungen gehen bei ihm von der Sache aus und zwingen zu ihren Folgerungen durch die Macht der Sache selbst; sie selbst begründet seine Methode. Dabei tritt seine Darstellung freilich nicht in der herrlichen Fülle und Einfachheit des Platon auf, sondern sie scheint trocken auf den ersten Anblick und ist es in der That, weil er jeglichen Schmuck verabsäumt, ihm wohl gar Feind ist. Daher eignet er sich weniger zu einer zugleich anziehenden Lectüre; er bezaubert nicht, wie sein göttlicher Lehrer;

aber dennoch fesselt er unwiderstehlich jeden, der nur die Sache sucht, und ihre Genera und Species, in welche sie selbst sich zerlegt, nach ächt philosophischer Betrachtung. So werden wir ihn auch in den drei Büchern der Rhetorik finden. Gedanken mit denen mancher moderne Autor leicht ein ganzes Buch gefüllt, wirft er mit scheinbarer Achtlosigkeit hin, gleich der Cumäischen Sibylle, die ihre Schicksalsprüche rathlos vom leisesten Wehen des Windes zerstreuen läßt, wie Virgil singt (Aen. III. 445—52):

Welche Verkündungen nun in das Laub eintrug die Jungfrau,
Ordnet sie alle nach Zahl, und läßt sie verschlossen im Helsen.
Jene ruhn unbewegt an dem Ort, und behaupten die Ordnung.
Doch wenn heran nur leise bei umgedrehter Angel
Sauchte der Wind, und die Pforte die lustigen Blätter verwirrt;
Rimmer die flatternden dann im gehöhleten Helsen zu haufen,
Noch zu erneuen die Lag', und die Sprüche zu einigen sorgt sie:
Rathlos fliegen sie weg, und lassen das Haus der Sibylle.*)

Es ist dies die große Weise der Alten, worin sie am meisten sich von der modernen Eitelkeit entfernen, und die man an ihnen auch in der Kunst stets als unerreicht gepriesen hat.

*) Nach Boß.

Nec revocare silus, aut iungere carmina curat:
Inconsulti abeunt.

George W. J. S. S. S.

Die
Willensfreiheit
im Staatsverbande.

Zur Einführung
in
des Aristoteles Bücher von der Rhetorik
und zur
richtigen Würdigung der geistlichen Beredsamkeit.

Von
F. H. Wäcker,
Privatdocenten an der Berliner Universität.

Τολμητόν γάρ εἶναι τὸ γε ἀληθὲς
εἰπεῖν, ἄλλως τε καὶ περὶ ἀληθείας
λέγοντα. Plato.

Berlin, 1843.
Bei Ferdinand Dammker.

1.214.273 60.4000
1.214.273

Er. Hochwohlgebornen

dem

Königl. Geheimen Ober-Regierungs-Rathe zc.

Ritter des rothen Adler-Ordens zweiter Klasse

Herrn Johannes Schulze

dem freisinnigen Förderer und Schützer wissenschaftlich
begründeter Wahrheit

ganz ergebenst zugeeignet

vom Verfasser.



I n h a l t.

Vorrede	Seite VIII
Einleitung	1

Erster Abschnitt.

Der Begriff der Rhetorik und ihr Verhältniß zu anderen	
Disciplinen	21
Begriff der Rhetorik	22
Verhältniß der Rhetorik zur Analytik	42
Verhältniß der Rhetorik zur Logik	44
Verhältniß der Rhetorik zur Ethik und Politik	48
Die Rhetorik als Kunst	54
Die verschiedenen Redegattungen	77

Zweiter Abschnitt.

Die einzelnen Redegattungen.

Erstes Kapitel. Die beratende Redegattung	98
Zweites Kapitel. Die gerichtliche Beredsamkeit	136
Drittes Kapitel. Die epideiktische Redegattung	159
Viertes Kapitel. Die geistliche Beredsamkeit	166



V o r w o r t.

Es kann auffallend erscheinen, daß ich dem vorliegenden Werke einen Titel gegeben habe, der mit dem, was man gewöhnlich unter Rhetorik versteht, keinen Zusammenhang vermuthen läßt; jedoch wird nähere Einsicht in das Wesen dieser Wissenschaft leicht vom Gegentheil überzeugen: nur ist dazu ein anderes Staatsleben vorausgesetzt, als wir es in der deutschen väterlichen Monarchie bisher anzuschauen gewohnt waren. Denn die Griechen sagten nicht, daß der Mensch von Natur rathlos sei, sondern sie nannten ihn παντοπρος*); sie waren für die Regierung und Leitung des Staates selbständig herangewachsene Männer, die selbst eine Einsicht in sein Wohl und Wehe zu

*) Nach Soph. Ant. 359 ff.; nicht wie Reander in seiner Schrift über den Kaiser Julianus sich erlaubt hat, diese Stelle zu verschummeln, um den Griechen die Ansicht zu leihen, der Mensch sei für sich rathlos: ἑνδωπτος παντοπρος ἄνθρωπος. Soph., Schreibet. Das heißt gewissenhaft verfahren! —

gewinnen sich bemühten, und dies sogar für ihre und des Menschen höchste Pflicht achteten, sie waren im eigentlichen Sinne Staatsbürger; und als solche schrieben auch ihre Weisen die Rhetorik und erörterten deren wesentliche Grundlagen. So Aristoteles in der unter diesem Namen erhaltenen Schrift, die keinesweges der Grammatik anheimfällt, und deshalb auch nur zum Theil von späteren Bearbeitern und von den Grammatikern wieder aufgenommen worden ist: die meisten derselben haben das Wesen der Rhetorik gar nicht mehr begriffen. Wenn es nämlich gewiß ist, daß zum rechten Verständniß einer Sache und eines Gedankens nicht nur der rechte Mann gehört, sondern auch die richtige Zeit, indem gewisse Gedanken in manchen Epochen der Geschichte durchaus als todtes Gut daliegen, so daß spätere Zeiten die Blindheit nicht fassen können, welche über jene Perioden verbreitet war, so ist dies vorzüglich mit den Gedanken der Fall, welche der Willensfreiheit zu Grunde liegen, und mit allem, was aus dieser hervorgeht. Hat man doch gar oft behauptet, die Griechen hätten das Moment des Willens in der Philosophie entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig beachtet, und dies sei erst Ergebniß der neueren und

neuesten Philosophie, während Griechenlands Wesen in jenem Moment enthalten ist, seine ganze Litteratur nicht auf blindes Schicksal, wie man davon selbst für die Tragödie gefabelt hat und noch fabelt, sondern auf den freien Willen gegründet ist, wie ich dies für die Kunst an einem anderen Orte darthun werde. Die Hellenen können ohne diese Einsicht gar nicht verstanden werden, und alle schiefen Urtheile über so viele Erscheinungen lösen sich erst, sobald man den Menschen begreifen lernt, wie er nur Mensch ist durch freie Willensbestimmung und durch Selbstbewußtsein: hat denn wohl sonst ein Volk den Mangel an Erkenntniß, die *Ἀραδία*, als das Böse bestimmt? Wer das konnte, gab dem Menschen einen höheren Werth, als nur ein Werkzeug zu sein in der Hand blinder Schicksalsmächte: das Griechenthum tritt ein in die Geschichte mit dem bestimmten Ausspruch der menschlichen Willensfreiheit*).

Dieselben Grundlagen nun für den Staatsverband, für Gesetzgebung, für Recht und Gerechtigkeit, so wie vor allen Dingen für den Begriff der Tugend nachzuweisen, ist der Zweck meiner folgen-

*) Dies geschieht mit dem homerischen Ausdruck, der Mensch könne *ὡς ἄνθρωπος* handeln. S. Pr. d. Bösen, S. 246 ff.

den Darstellung: außerdem möchten sich für die einzelnen Zweige der Wissenschaften, welche dieselbe berührt, manche bisher unbekannte oder unbeachtete Resultate herausstellen, da die Alten stets aus der Fülle des Lebens schöpften und nie dürftig aufstiegen, was die tiefe Erkenntniß des Lebens nach allen Richtungen hin betrifft. Deutschland konnte aber erst zum Verständniß dieser wesentlichen Grundlagen des hellenischen Lebens gelangen, nachdem ihm der Begriff der Freiheit im eigenen Leben aufzugehen anfängt, und nun es die Würde des Menschen in sich darzustellen mit wahrhaft göttlicher Inspiration arbeitet, so daß es ferner nicht mehr einem fremden Willen blindlings gehorcht, sondern nun es endlich begreift, daß Tugend nur aus der Erkenntniß  aus der freien Willensbestimmung geboren wird, und daß alle andere Begründung derselben äußerlich bleibt, den Menschen immerdar auf der Stufe des Sclaven zurückhält, und ihn nie zu der verheißenen Freiheit der Kinder Gottes hindurchdringen läßt. Zu dieser von allen Geistern freudig begrüßten Morgenröthe eines neuen Lebens in dem geliebten Vaterlande möchte auch die folgende Schrift einen kleinen Beitrag liefern, damit deren Verfasser der Genußthnung

nicht entbehre, auch an seinem Theile ein, wenn auch noch so geringes, Eherslein zu dem Bau des neuen Domes der Freiheit und wahren Menschenswürde beigezeichnet zu haben: in seinen leuchtenden Hallen wird die Menschheit frei aufathmen nach langer Knechtschaft und sich ermannen nach schwerem Drucke. Dann wird sie auch erst Christus recht erkennen in seiner göttlichen Sendung für Alle und einen Jeden, um selbst den Geringsten unter uns zum Leben zu führen und dem Niedrigsten ein Heiland zu sein, der ihn zum Menschen macht, ob dies nun durch die von Schelling verkündete neue Form des johanneischen Christenthums sei, dessen Grundlagen er keinesweges festgesetzt hat, oder durch eine andere; sicher aber wird auf diesem neuen Tempel, den Gott sich erbaut, seine Weihe in höherem Grade ruhen, als auf den Pforten des trassenden Aberglaubens und der Verfinsternung, welche sich in ihren teuflischen Autos da so noch überdies den Anschein christlicher Bruderliebe gab, indem sie ihre den Flammen geweihten Schlachtopfer noch scheidend küßte *).

*) Parny schildert dies folgendermaßen:

Oh! de l'Espagne honneur ineffaçable,
C'est là sur-tout que la religion,

Ist nun dieser mittelalterliche Bau für immer dahin und gehört es jetzt anerkannt zu den Zeichen eines finsternen Geistes, ihn zurückzuwünschen und sich nicht vielmehr der Morgenröthe des neuen Lichts zuzuwenden, das in seinem vollen Glanze freilich noch unter dem Horizonte weilt und erst den kommenden Geschlechtern in seiner ganzen Kraft strahlen wird, so möchte es wohl keine undankbare Arbeit sein, auf diejenigen unter den Vorfahren hinzuweisen, welche uns für die Grundlegung des neuen Baues die nöthigen Materialien liefern, wie ich glaube, daß in dem auf dem Titel angegebenen Gebiete es in der Rhetorik des Aristoteles der Fall ist. So alt ist die Weisheit und so spät findet sie ihre Erkenntniß.

Dans ses fureurs, tranquille, inexorable,
Des curieux fixe l'attention.
Des zélateurs ce n'est plus le courage,
Armé du glaive, et bravant le trépas;
Ce ne sont plus des guerres, des combats,
Où le danger commande le carnage.
Ici l'on tue avec sérénité;
Le meurtre y prend un air de majesté.

Du Te Deum l'hymne joyeux commence.
Le roi, la cour, et les devots charmés,
De leurs pareils rôtis et consumés,
Offrent l'odeur au dieu de la clémence.

Leider ist an dieser Schilderung kein Wort erblich; sie ist historisch.

Was ich aber vorzüglich wünsche, ist, der Wissenschaft den Begriff des ἀντιστοίχου wiederzugewinnen und die Betrachtung des Irdischen unter diesem Gesichtspunkt vorzubereiten; denn die Rhetorik umfaßt ihrem Wesen nach die ganze Erscheinungswelt nach ihrem πιδανόν, sie fragt jedes Ding, welchen Glauben es in seinem Dasein verdiene, und sie schließt auf diese Weise die Spitze der Wissenschaft unserer Tage, die Kritik, in sich ein. Die Alten fassen diese unter den Begriff der παιδεία, und wir lesen darüber bei Aristoteles (περὶ ζώων μ. I. 1.): daß es für jede Theorie und Methode zwei Arten des Verhaltens gebe, die eine sei mit Recht Wissenschaft zu nennen, die andere Zucht, παιδεία, . . . τὴν δ' οἷον παιδεύειν τινα. πεπαιδευμένον γὰρ ἐστὶ κατὰ τρόπον τὸ δύνασθαι κρῖναι εὐστόχως τί καλῶς ἢ μὴ καλῶς ἀποδεῖξαι ἢ λέγειν . . . πλὴν τοῦτον μὲν περὶ πάντων κριτικόν τινα νομίζομεν εἶναι. . . . Solche Bildung setzt nun die Rhetorik von jedem Hörer voraus, daß er Gut und Böse, Schön und Schlecht unterscheiden könne, so wie sie von dem Redner fordert, daß der Menge das πιδανόν nach seiner Wahrheit vorgelegt werde. Wenn wir daher die Rhetorik ihrem Wesen nach die Wissen-

schaft der Erscheinungswelt nennen und diejenige, welche alle Ergebnisse der ἐπιστήμαι gleichsam vorbereitet, um sie der Dialektik zuzuführen, so wie auf der anderen Seite die, welche alle Thaten auf dem Wege des Guten vermittelt und zu ihnen begeistert den Antrieb giebt, so möchte ihr dies eine bedeutende Stelle im ganzen Zusammenhange der philosophischen Disciplinen sichern und die ihr von neuem zugewandten Kräfte nicht einem unbedeutenden Ziele sich opfern lassen. Indes bleibt das Ganze dieser Wissenschaft einer späteren Behandlung vorbehalten, und es soll die vorliegende Schrift nur gleichsam als eine Aufforderung gelten, die Schätze, welche hier zu heben sind, nicht ungenutzt liegen zu lassen, sondern sie zur Fortbildung, zur παιδεία der Zeit auf schöne Weise zu verwenden. Wenn diese aber vor allen Dingen strebt, ein Bewußtsein über Recht und Unrecht zu erlangen, um das ihr zustehende Recht mit Uebereizung und allen durch dasselbe gebotenen Mitteln in Anspruch zu nehmen, so dürfte ihr die Rhetorik dazu einen wesentlichen Dienst leisten; denn urtheilen können und nach gewonnener Einsicht handeln ohne kleinliche Rücksicht, sondern einzig mit dem Hinblick auf die Gerechtigkeit der Sache, ist

die Ehre des Mannes, welche die Griechen durch ihre Beredsamkeit wecken und kräftigen wollten; erscheine ihre Kunst auf diese Weise auch in den zu neuem Leben erwachenden Gauen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes^{*)}.

Zu diesem Zweck ist der Partei der Bewegung und des Fortschritts, welche ihrer Natur nach immer die Partei der aufstrebenden Jugend ist, welche ihre Zukunft mit sich führt, um sie dereinst zu begründen, von Seiten der Reaction zunächst nur die Anerkennung zu wünschen, daß es sich hier nicht um frivole Tagesinteressen handelt, sondern um die höchsten Angelegenheiten der gesamten Menschheit, und daß mit hohlen Declamationen, Verleuperungen und Schimpfreden nach der Weise gewisser Zeitschriften hiergegen nichts ausgerichtet wird. Deutschland sucht in seinem Fortschritte weder Raub noch Mord, wie man wohl die Furcht-

*) Im innigen Zusammenhange damit steht die Wiederherstellung der Gymnastik, welche Plato als das ἀντιστοργον der Musik betrachtet und von der er sagt, daß sie es mit dem Verdenden und Vergänglichem zu thun habe, während die Musik die ewige Harmonie darstellt, eine metaphysische Kunst ist: alle Schönheit in der Erscheinung und alles Ebenmaass ihrer Bewegung gehört der Gymnastik; dies ist ihr antitropisches Verhalten zur Musik, nach Plat. Pol. VII. 522. und kurz zuvor: Γυμναστική μὲν ποῦ περὶ γινόμενον καὶ ἀπολλύμενον τετελεσται.

samen möchte glauben machen, und wenn es bei seinem ernstlichen Geschäft manchen bisher Befehlenden und was selbst als heilig gegolten, vernichten muß, so verfährt es dabei nach dem göttlichen und ewigen Rechte der Kritik, welche dem Unhaltbaren, und sei es noch so glänzend und prunkend, unabweislich sein Ziel steckt und seine innerliche Krankheit oder Leere an den Tag bringt; wo man aber die Principien unabänderlich festgesetzt hat, und jeden Angriff dagegen für gotteslästerlich erklärt, und sich noch damit brüstet, daß man ja Freiheit innerhalb dieser Principien, — die sich erst als solche beweisen müßten, — gestatte, da muß Störung und Krankheit eintreten, wie dies jetzt an vielen Orten der Fall ist: das Unhaltbare entgeht aber dadurch doch nicht der Fäulniß; hüllet es in Purpur, Gold und Seide, es bleibt ein Leichnam, den man seiner Ruhestatt nicht entziehen soll. Ist es nun ein so großes Verbrechen, wenn man einem Leichnam sagt, du bist todt, und wenn man dem Lebenden sich zuwendet, der auch seine Zeit haben will und seine Herrschaft, die ihm niemand nehmen kann? So arbeitet sich Deutschland hervor aus der Verborgenheit der Inquisitionsgerichte und dem Dunkel der Geheimen Rathsver-

sammlungen, um beim Licht der Sonne zu richten über sich selbst nach seinem Gesetz, um selbst zu berathen über seine Zukunft, und um sich in freier Versammlung Lob und Tadel zu spenden nach dem allgemeinen Urtheil: ist das nun so meuterisch und so mörderisch, daß man nicht Worte genug findet, vor solchen Bestrebungen zu warnen, wie vor dem Antichrist, ist es durchaus in der Schrift verboten, ein Mann zu sein, und selbst seiner Angelegenheiten zu wahren nach dem Recht und nach dem Gesetz? — —

Keine geringe Stütze aber für diese edelsten Bestrebungen des Vaterlandes auf seinem ruhmvollen Wege werden ihm die Männer sein, welche fortan von Seiten der künstlerisch und wissenschaftlich aufzufassenden freien Rede dafür Sorge tragen, daß sie wieder zu Ehren komme: das wird sie jedoch vor allem, wenn niemand mehr ins Gelage hinein, sondern ein jeder im vollen Bewußtsein seines Gegenstandes und mit Herrschaft über die Kunstmittel glaubwürdig redet.

Daß nun diese Schrift in einem ernstlichen Drange nach Wahrheit geschrieben ist, werden nur die erkennen, welche, mit ihren überzeitigen Sprüchen ausgerüstet, weiter nichts kennen als diese, und

natürlich verlangen, daß man ihren Sätzen, die sie nicht einmal hätten erfinden können, unbedingten Beifall gebe. Es fehlt diesen Herren nur der Bannstrahl Roms, um Peters Stuhl an Intoleranz zu überbieten; da aber bei ihnen nur von Zeter- und Schreien die Rede ist, nicht von einem wirklichen Eifer für die Sache selbst, so kann man ihren blinden Lärm ruhig in der Zeit verhallen lassen: wer wirklich reinen Herzens ist, wird nie einen Andersdenkenden verkehren; dem Pöbel aber gelingt es nur durch Lärmen und Loben die Aufmerksamkeit der Zurechtstehenden einen Augenblick auf sich zu ziehen; des Lichtes reiner und milder Glanz und sein Sieg, der nicht fehlen kann, ist seinem blinden Auge verborgen.

Ueber die Rhetorik im Ganzen wird, wie gesagt, später eine umfassende wissenschaftliche Darstellung handeln; doch fordert sie Mühe, weil darüber an deutschen Schriften wenig Gesundes existirt, da man kein richtiges Princip, oder überhaupt kein Princip für sie aufstellte und ihren Umfang kaum zu ahnen scheint. Denn um Anderer nicht zu gedenken, wer sollte meinen, daß selbst Schleiermacher (Aesthetik, S. 18) schreibt: „Nur können wir nicht läugnen, daß von diesen ersten Anfängen, die

hernach die Richtung auf das Speculative genommen haben, noch eine andere Linie ausgegangen ist. Diese können wir, auf das Antike zurückgehend, am besten fassen, wenn wir mehr auf die Rhetorik des Aristoteles sehen, als auf die Poetik. In dieser letzteren finden sich keine Vorschriften, wie der Dichter zu Werke gehen soll, wohl aber finden sich solche Vorschriften in der Rhetorik. Da hat es aber schon vor Aristoteles solche Theorien gegeben, und diese führten den Namen τέχνη schlechtthin, eigentlich sogenannte ἑρμηνεία, da sie von anderen Künsten keine solche Anweisung gaben. Die Rhetorik, wie sie auf diesem Gebiete behandelt wurde, gehört nun freilich nicht in den Begriff der Kunst, wenn man ihn in seiner Reinheit betrachtet, weil sie einen ganz anderen Ausgangspunkt hat, im politischen Gebiete verweilt, und da einen bestimmten Zweck erreichen will*). Allein diese τέχνη haben sich vom Anfange an auf sehr überwiegende Weise auf die Gliederung der Rede

*) Man vergleiche darüber den gerade entgegengesetzten Ausspruch des Arist. S. 34—35, und den ganzen Abschnitt, über die Rhetorik als Kunst. — Schleiermachers Mißverständnis scheint aus einer Abhandl. von Raumer, über die Poetik des Arist. (Abhandl. der Berliner Acad. der Wissensch. 1828), entsprungen zu sein, in welcher dieser auch τὸ σῶμα τῆς πρὸς τὸν λόγον, den Leib der Redekunst überlegt; ihre Seele sei die Wahrheit. Vgl. unten S. 60—62.

und über das Musikalische in der Sprache verbreitet, und dies ist doch gerade die Seite der Sache, die am meisten der Kunst im engeren Sinne angehört." Ist darin auch nur eine Ahnung von dem zu erkennen, was die Rhetorik des Aristoteles bietet? Und solches schrieb der berühmte Schleiermacher! Die Herausgabe seiner Aesthetik hat ihm keinen sonderlichen Dienst geleistet: aber wie, wenn sich nun jemand auf seine Autorität meint stützen zu können?

Berlin, im Mai 1843.

M.

Einleitung.

Die Rhetorik des Aristoteles ruht auf dem Grunde der freien Entwicklung des Staatslebens und giebt uns dafür die wesentlichen Momente an; in ihrer weiteren Darstellung behandelt sie sodann die Leidenschaften, insofern sie von dem Redner erkannt sein müssen, um höheren Zwecken dienlich gemacht zu werden, und zuletzt das, was man gewöhnlich unter Rhetorik versteht, den Stil, die Theile der Rede und ihre Anordnung, so daß sie eine philosophische und zugleich eine Erfahrungswissenschaft bildet, da es hier ja darauf ankommt, den Menschen nach seiner jedesmaligen Lage wirklich für das Gute zu gewinnen *). In der folgenden Darstellung werde ich indes

*) Wenn Thoremin in seiner bekannten Schrift, die Beredsamkeit eine Tugend, 2te Auflage, S. 123, in dieser Beziehung sagt: „Aristoteles, der im Eingang seiner Rhetorik die Erregung der Leidenschaften verdammt, später aber, unfähig, eine selbstständige Ansicht durchzuführen, sich zu dem einmal Beabsichtigten bequemt“ u.; so sieht man, wie weit er von der richtigen Auffassung dieses Gegenstandes entfernt war. Möchte das

nur den ersten Theil derselben erläutern, den eigentlich philosophischen, weil er wichtige Aufschlüsse über bisher unbeachtete Ansichten der Alten gewährt und für die Philosophie im Ganzen von nicht geringer Bedeutung zu sein scheint, sowohl für die Geschichte derselben als auch für das System, indem sich Hauptgrundsätze der Staatsrechtslehre der Alten und ebenso psychologische Sätze in Beziehung auf den Gang der Seelenhätigkeit, von dem Erwachen der Begierde, der ἐπιθυμία und der ὁρμῆς ἀλλοτρίῃς, an bis zur vollständigen Entwicklung der selbstbewußten Freiheit nirgend so klar und umfassend ausgedrückt finden *). Außerdem, wenn es noch heutzutage Philosophen giebt, welche an der Möglichkeit der Definition einer Sache überhaupt zweifeln, da sie niemals alle Elemente derselben in sich tragen könne, und welche das Wesen der Freiheit etwa gerade darin setzen, daß sie sich nicht definiren lasse, da sie auch die Gottheit nur als That und Thatfache erkennen, die sich immer wieder auflöse, ohne daß sie jemals zu ihrem Begriff durchbringen, so möchten in den von Aristoteles versuchten Erklärungen sich manche als dergestalt treffend erweisen, daß sie wohl jemand von ihrer

noch in einer ersten Arbeit hingehen (1814), aber, daß der Verfasser im Jahre 1837 noch sagt, „er sei mit dem Inhalte des Buches einverstanden, und nehme nichts davon zurück“ (S. IV.), verdient gewiss eine ernste Rüge. Aber ein beschränkter Anstand der Unfähigkeit! — Wir werden über die Zusammenhangslosigkeit seiner ganzen Schrift noch weiter unten zu reden haben.

*) Ich erinnere dafür nur vorläufig an die im ersten Buche cap. 11. gegebene Erklärung der ἰδρυσις als einer κατὰ κράτος ἀρχῆς καὶ αἰσθητικῆς ἐν τῇ ἀνάγκῃ καὶ φύσει, welche sich vor Demokritus findet, so wie vor der ἀρχὴ πλοῦς gewiss vortheilhaft auszeichnet und meines Wissens bis jetzt noch nirgend behandelt ist.

Nichtigkeit durch die Unmöglichkeit einen anderen Ausdruck dafür zu finden, oder ein vergessenes Element nachzuweisen, überzeugen können. Schon deshalb war es wichtig, Schriften, von denen nicht einmal eine gute Ausgabe existirt, wieder hervorzuziehen. Ehe wir jedoch an die Darstellung der Sache selbst gehen, scheint es erforderlich den Umfang der ganzen Wissenschaft übersichtlich anzugeben, während die Behandlung der oben genannten beiden anderen Theile einer späteren Bearbeitung vorbehalten bleibt. Sachgemäß wird sich den in den folgenden Abschnitten behandelten drei Arten der Beredsamkeit und dem ihnen zum Grunde liegenden Momente der freien Willensbestimmung jedoch die der modernen Welt angehörende Darstellung und Kritik der Kanzelberedsamkeit anschließen, weil sie nach ihrem Wesen nur im Verhältniß zu den drei anderen betrachtet und richtig abgegrenzt werden kann und der Hauptmangel ihrer bisherigen Behandlung in der Schrankenlosigkeit liegt, mit der dieselbe theils alle öffentliche Rederthätigkeit absorbiert, theils ihren eigenen Weg ohne ein bestimmtes Ziel nach Gutdünken verfolgt hat. Vor allen Dingen aber möchte es nöthig sein, ihre Grundlagen zu erforschen und sie auf diejenige Basis zu stellen, welche ihr allein einen dauernden Werth geben kann, während man sich bisher zu ihrer Beweisführung, wo diese erforderlich war, der schwächsten Mittel bedient hat, welche weder vor dem ordentlichen Richter, noch in irgend einer Wissenschaft als gültig dürfen angenommen werden, wenn man nicht in die ärgsten Mißgriffe verfallen will. Wenn daher die Geistlichen zum Theil mit Recht darüber klagen, daß eine große Anzahl gerade der gewichtigsten Geister sich von ihnen abgewandt habe, so wird sich er-

geben, daß die Hauptschuld an der Mangelhaftigkeit der geistlichen Rede liegt und an der Schläffheit, welche sich mit bloßen Versicherungen genügen läßt, ohne im Stande zu sein, eine Ueberzeugung zu schaffen und einen wahrhaften und lebendigen Glauben; weungleich es allen denen, welche ihre kleinlichen Einfälle so gern vor der Menge als göttliche Eingebungen darstellen, zweifelhaft scheinen dürfte, daß die Wissenschaft der Rhetorik auch Glauben zu erwecken im Stande sei.

Die Rhetorik hat sich freilich in ihrer ganzen Bedeutung zunächst bei denen gleichsam zu rehabilitiren, bei welchen sie in Mißcredit steht, als sei sie eine rein formale und und nur das Aeußerliche betreffende Wissenschaft; eine rhetorische Darstellung wird in dieser Weise wohl als eine übertriebene und unwahre, der sich nur an die Sache haltenden, der einfach und im Princip wahren entgegensetzt. Rhetorik, Phrase, Gloskel und Leerheit, Mangel an Sachgehalt werden dann für einerlei gehalten, besonders mit Hinsicht auf leere und übertriebene Lobrednerie; auch haben die Rhetoren selbst hinlänglich dazu beigetragen, ein solches Urtheil zu begründen. Doch diesen Tadlern gegenüber wird es der Wissenschaft der Rhetorik leicht sein, sich in in ihren vollen Werth wieder einzusetzen, sobald sie dem gerechten Verlangen entspricht, daß sie über andere Dinge Auskunft gebe, als über eindringliche Wortstellung, über Metaphern und sonstige Ausdruckweisen. Daß sie aber überhaupt in Mißcredit fallen konnte, liegt nicht an ihrem wahren Gehalte, sondern an denen, welche sie auf kleinliche Weise ausbeuteten und ohne ihre Tiefe und den weiten Umfang ihrer Grenzen auch nur zu ahnen, sie zur Lehreinmeisterium leerer Epigonaligkeiten herabsetzten. Die

Rhetorik kann nach ihrem wahren Begriff höheren Anforderungen genügen, und ich glaube deshalb etwas nicht Unerpriestliches zu thun, wenn ich diese Wissenschaft nach dem Werthe aufzeige, welchen ihr mit Rechte die Alten beilegt. Daß sie als solche zum Theil aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden ist, diene uns nicht als Fels ihrer eigenen Nützlichkeit; sie bedarf auch keiner äußeren Stützen, welche immer den inneren Verfall eines Gebäudes am augenscheinlichsten kund geben; sondern auf sich selbst gegründet, wird sie sich widerherstellen und durch innere Kraft beweisen, daß sie nur zum großen Nachtheil derer selbst, welche sie gering achten konnten, von ihnen ist vernachlässigt worden.

Indeß ist die Existenz eines jeden Dinges an gewisse Lebensbedingungen unabänderlich geknüpft, unter welchen allein sein Dasein möglich wird; wie die Existenz der Pflanze an das Vorhandensein von Licht und Luft, welche allein ein vollkommenes vegetabilisches Leben zu entwickeln im Stande sind. So hat die Rhetorik zu ihrer vollen Blüthe gewisse nothwendige Voraussetzungen, ohne die sie in denselben Zustand verfällt, in welchem sich die Pflanze an dumpfen und dunklen Orten befindet; sie schleicht kraftlos und farblos kümmerlich am Boden hin und findet nicht ihre eigenthümliche Nahrung. Wer sie unter dem Druck der Zeiten, in den Händen gesinnungsloser Grammatiker also antrifft, der schelte nicht sie, sondern er suche sie auf in den Zeiten ihrer Blüthe und ihres höchsten Glanzes, als ihr Fels den Ruhm freier Männer machte, und er wird den strogenden Wuchs in nichts jenen schleichenden Bilde der Sprachkünstler ähnlich finden.

Die Grundbedingung für die Existenz der Rhetorik ist die Freiheit in der Wissenschaft und im Staatsleben; ohne Oeffentlichkeit ist ihr Leben unmöglich; Schriftwechsel hinter verschlossenen Thüren giebt ihr den Tod. Zweitens erfordert sie eine freie und furchtlose Persönlichkeit, welche Glauben findet und verdient durch das Bekenntniß ihrer Freiheit. Sie erheischt ferner einen künstlerischen und kunstgebildeten Sinn bei vollkommener Herrschaft über die Sprache, sie fordert eine wohlbegründete Kenntniß des menschlichen Herzens und Gemüthes, um auf dieselben in der angemessenen Weise zu wirken und die Leidenschaften zum Dienste der Wahrheit aufzurufen, und endlich, als Schlusstein, erheischt sie die Liebe, damit das Wort vom Herzen bringe zum Herzen, daß der Redner nicht sei eine klingende Schelle, sondern daß er, durchdrungen von glühendem Eifer für Menschenwohl, gottbesetzt sich dahingebe und in der Seele des Hörers eine Ueberzeugung schaffe für die Wahrheit. Für alle diese Punkte werden wir die Angaben finden in den Büchern des Aristoteles, ergänzt durch die hierhin einschlagenden Dialogen des Plato, vornehmlich durch den Phädrus und den Georgias, aus welchen sehr viele Sätze des Aristoteles herzuweisen sind, was besonders die Auffassung der Rhetorik als einer Kunst betrifft. Sehen wir einen Augenblick auf jene Lebens Elemente unserer Wissenschaft zurück, so wird uns sogleich einleuchten, weshalb sie mit dem Verfall Griechenlands in denselben mithineingezogen werden mußte, und wie es gekommen ist, daß sie in späteren, zumal in den modernen Zeiten, nur als Phrase weiteraufleben konnte, oder höchstens als schülerhafte Nachübung, aber nicht als der wahre und künstlerische Aus-

druck der Ueberzeugung freier Männer im Bereiche des Staats oder in der Wissenschaft: denn auch diese hat ja in der neueren Zeit selten eine künstlerische Weise der Darstellung gefunden und sieht noch an vielen Orten auf der niedrigen Stufe des Hefischreibens. Wie anders unter der Herrschaft hellenischer Mäcen!*)

Berühmter mit der Rhetorik erscheint nämlich bei Aristoteles die *Poetik*, und auch dies wird ihr sogleich eine andere Stellung anweisen, als ihr mancher wohl zugestehen möchte; sie ist die Kunst der Prosa und ergänzt so den poetischen Ausdruck. Darüber hatten wir eine zweite Betrachtung anzustellen.

Der Begriff der Kunst ist in dem Umfange, in welchem er von den Hellenen aufgefaßt wurde, in unseren Zeiten fast für verloren zu achten; man denke an unser Theater, an unsere Langkunst, an die moderne Schriftstellerei, an dieses allen Gesetzen der Schönheit Trotz bietende, unkünstlerische Wesen: in schön gebundener Rede oder gar periodisch classisch zu schreiben gilt für eine Verirrung, und während man mit Recht die philisthabile Striessheit bekämpfte und ihre Fesseln brach, hat man leider auch die Schönheit zur Flucht genöthigt. Freilich liegt eine Mitveranlassung hierzu auch darin, daß selten

*) Auch Cicero hebt die Seltenheit ausgezeichneten Redner hervor, die *paucitas oratorum*, selbst im Vergleich mit tüchtigen *imperatores* und Dichtern (*de or. I. 2*); doch wird dies niemand Wunder nehmen, der bedenkt, wie selten jene notwendigen Erfordernisse sich vereinigen können. *Quibus de causis*, sagt er, *quis non puto miretur ex omni memoria aetatum, temporum, civitatum, tam exiguum oratorum numerum inveniri? Sed eum motus est hoc quiddam, quam homines opinantur, et pluribus ex artibus studiisque collectum*, *Cic. I. I. 4*.

ein Schriftsteller mit Gedanken auftritt, welche eine ordentliche Periode füllen können; man denkt aphoristisch, atomistisch, ohne innern Zusammenhalt, ohne organische Fortbildung, und diesem allem entspricht natürlich auch die Form der Darstellung.*) Diesem Verfall des Denkens und seines schönen Ausdrucks setzt sich gleicherweise die Rhetorik entgegen in ihrer doppelten Eigenschaft, als Gegenbild der Dialektik und philosophische Wissenschaft, so wie als Kunst in ihrem Zusammenhange mit der Poetik. Denn um hier nur dies hervorzuheben, indem wir ihren Begriff als Wissenschaft der Darstellung selbst überlassen, sie ist vor allen Dingen eine Kunst und es giebt für sie eine Wegführung (das *ὁδοναὶν* hebt Aristoteles gleich im Eingange hervor), und so werden wir sie vorzüglich auch nach ihrem künstlerischen Charakter ins Auge zu fassen haben. Genüge es dafür vorläufig daran zu erinnern, daß wir es mit einer in Hellas aus Licht getretenen Kunst zu thun haben, in Hellas, das einer jeden Darstellung einem jeden Ausdruck des innern Lebens mit dem feinsten Gefühl und dem großartigsten Sinne den Stempel der Kunst aufzudrücken mußte. Was aber endlich die tiefdringende Naturanschauung betrifft, welche auch dem umnebelten Blicke der modernen Welt scheint entflohen zu sein, so werden wir sie in den vorliegenden Büchern über die Rhetorik in hohem Grade in den Betrachtungen über die Leidenschaften sich bethätigen sehen, welche eine

*) Welcher Autor giebt sich wohl jetzt die Mühe, einen Satz hundertmal umzuschreiben, wie Plato den Eingang zur Republik, und wie wenige beherzigen das *Novum prematur in aevum*? Selbst die Lesart *Novum* genügt dem jetzigen ephemeren Drange nicht mehr.

würdige Grundlage zu Spinozas berühmtem Tractat bilden.

Nach diesen Vorbemerkungen kann es nicht auffallen, daß wir die Rhetorik von Plato benannt finden, als eine durch Reden seelenführende Kunst: 'Ἀρ' οὖν οὐ . . . ἡ ἐν τοιαύτῃ δὲ εἰς τὴν ψυχῶν αἰσθητικῶν τὴν διὰ λόγων', noch wenn wir bei Cicero lesen: Ut hominis decus est ingenium, sic ingenii lumen est eloquentia; und ich glaube durch die Autorität dieser beiden Männer zuvörderst die Wahl des Gegenstandes gerechtfertigt zu haben.

Zu erwähnen bliebe daher nur noch derjenige Punkt der Einleitung, in welchem ich sage, es werde sich diese Schrift sowohl auf die Beredsamkeit im Allgemeinen, als auch auf die Kanzelberedsamkeit beziehen. Dies trifft den Kanzelredner nicht als diesen besonderen Redner, sondern vornehmlich wegen des Glaubens und der Ueberzeugung, denen Aristoteles eine vorzügliche Beachtung schenkt und über die hier noch weiter zu sprechen ist.

Das griechische Wort πίστις hat im Deutschen eine dreifache Bedeutung, die aber auf demselben Grunde ruht: es heißt Glaube, es heißt Beweisführung, und drittens Ueberzeugung; in allen drei Formen werden wir es bei Aristo-

*) Phaedr. 271. A. Plato beschränkt sie daher keineswegs auf die öffentliche Wirkksamkeit, sondern da sie Wahrheit und Recht begründen soll, findet sie überall ihre Anwendung, wie es in der angeführten Stelle lautet: „Ich also nicht überhaupt die Redekunst eine Seelenleitung durch Reden, nicht nur in Gerichtshöfen und was sonst für öffentlichen Versammlungen, sondern dieselbe auch im gemeinen Leben (ἐν οἴκῳ ἢ πόλει) und im Kleinen sowohl als großen Dingen, und um nichts vortrefflicher das Nützige, ob es große oder geringfügige Dinge betrifft.“

teles mit diesem oder jenem Zufage erscheinen sehen. Der Grieche kennt nämlich keinen Glauben, für den nicht der Beweis geführt werden, und der nicht durch diese Beweisführung zur wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung erhoben werden könnte. Wir finden deshalb den Ausdruck *ἡ πίστις* (I. c. 9.), was nicht als zweiter Glaube zu fassen ist, sondern die zweite Art der Beglaubigung bedeutet, welche im *ἦθος* liegt; denn der Glaube soll der Wahrheit, der Natur der Sache entsprechen. Wie nun die Rhetorik hierfür wirksam sei, zeigt uns ebenfalls Aristoteles; er weist uns die Kunst auf, wie wir überzeugend reden können und wie wir in dem Hörer Glauben erwecken. Deshalb hab' ich die Beziehung auf die Kanzelberedsamkeit besonders hervorheben zu müssen geglaubt, zumal die Klage über den verderblichen Unglauben der Zeit jetzt eine so allgemein widerhallende ist. Betrachten wir daher was der Stagirit dem Redner für Mittel an die Hand giebt und für wissenschaftlich begründete Mittel, um sich den Glauben des Volkes zu verdienen, wobei wir freilich keinen Köhlerglauben voraussetzen dürfen.

Nach diesen den Gegenstand im Allgemeinen charakterisirenden Worten habe ich eine Uebersicht des Inhalts der Bücher über die Rhetorik in seinen Hauptzügen darzulegen.

Zuerst ist der Begriff der Wissenschaft zu entwickeln und dieselbe in ihr richtiges Verhältniß zu setzen zu den andern ihr benachbarten Wissenschaften, besonders zur Dialektik, so wie zu denjenigen, als deren Resultat sie bezeichnet wird, zur Analytik, Topik, Methodik und zur Politik; außerdem ihr Verhältniß zur Kunst, wobei der alte Streitpunkt hervorzuheben ist, ob nämlich die Rhetorik eine

τέχνη sei, eine wirkliche Kunst, oder eine ἀτεχνος τέχνη*), ein kunstloses Treiben, oder ein kunstloses Handwerk, wie Schleiermacher übersetzt: damit fiel zugleich die schon oben von Aristoteles angedeutete wissenschaftliche Behandlung, oder die ἰσοπολιτεία dieser Kunst hinweg. Zur Sache selbst übergehend hätten wir alsdann die Nebegattungen zu betrachten, die genera, γένη: die beratende, das γένος συμβουλευτικόν, die gerichtliche, τὸ δικανικόν, und die epideiktische, τὸ ἐπιδεικτικόν.

Da es nun aber, wie gesagt, sich für den Redner in jeder Gattung darum handelt, daß er Glauben finde, so sind zunächst die πίστεις zu behandeln, die Mittel um eine Ueberzeugung zu schaffen, welche sich in πίστεις ἐν-τεχνος und ἀτεχνος scheiden, in kunstmäßige, welche innerliche Ueberzeugung schaffen, und in kunstlose, die äußerlich zu der Sache treten, als da sind, historische, poetische und sonstige Beweismittel. Die Beweisführung selbst aber geht aus von einem Redner und wendet sich an den Hörer, deshalb ist ferner von der Person des Redners zu sprechen und von der in ihr liegenden Beweiskraft, mit einem Wort, von der Autorität, so wie von der Person des Zuhörers und seiner ganzen Stellung und Gemüthsbeschaffenheit, und wie beide beitragen, einer Sache Glauben zu verschaffen. Dies ist derjenige Abschnitt der Aristotelischen Darstellung, auf welchen ich schon hingewiesen als auf einen solchen, der die tiefsten Blicke in menschliche Zustände und Verhältnisse verräth und ohne Illusionen ausspricht, was für jeden Hörer nach Stand und Rang, nach Armut und Reichthum, nach

*) Plat. Phaedr. 260. E.

Jugend und Alter, nach Wünschen und Hoffnungen das Beweisende ist, genug was jeder nach seiner Lage geneigt ist zu glauben.*)

Wir erkennen hierin schon das eigentliche Gebiet des Redners; denn nirgend gilt es so sehr, den Menschen im ganzen Umfange seiner Verhältnisse zu begreifen und aufzufassen, als bei der Redekunst; alle anderen Künste treffen ihn weniger aufgeregt durch irgend eine Vorherbestimmung, durch Prädisposition, als diese, und nirgend besteht die Verführung und der Glanz sophistischer Künste mehr Mittel, die Menge irre zu leiten und selbst den Gebildeten zu verlocken, da ja ein jeder so gern glaubt, was er wünscht und hofft.

Wie unendlich wichtig es daher sei, daß der Redner im Dienste der Wahrheit stehe und nur der wirklich die Sache darlegenden Mittel der Ueberzeugung sich bei seiner Beweisführung bediene, springt wohl auf den ersten Blick in die Augen; hier, wenn irgendwo, ist der Ort der Begründung ewiger Wahrheit oder der Volksverführung durch die Erregung der menschlichen Leidenschaften für unwahre und schlechte Zwecke. Beispiele von irreführenden Volksrednern und irrefeleiteten Versammlungen wird uns auch unser Philosoph an die Hand geben. Zugleich aber zeigt er uns die Möglichkeit und den Weg, durch die Behandlung der Rhetorik als einer Kunst, behufs der Rede die richtige Beweisführung zu geben, wobei vorzüglich das Enthymema, oder des rednerischen

*) So etwa der Adel und die Bürgerschaft, deren Stimmung Ar. beschreibt, um daraus zu beweisen, was für eine überzeugende Kraft habe, welchen Reden sie Glauben beimeßen zufolge ihrer Standesverurtheile.

Schlusses, zu gedenken, so wie vom Standpunkt des Hörers aus die Nichtigkeit der Schlussformen und der beigebrachten Beweismittel zu beurtheilen ist, um nicht sophistischen Gründen zur Deute zu werden; dabei ist Rücksicht auf die Schrift des Aristoteles von den sophistischen Elenchen zu nehmen.

An diese inneren Bedingungen der Wissenschaft der Rhetorik, durch welche sie zu den philosophischen Wissenschaften gehört, knüpfen sich zum Schluß die künstlerisch formalen, in Betreff der äußeren Darstellung und der ganzen Ausarbeitung und Haltung einer Rede. Dies ist auch der Ort, wo die rhetorischen Figuren zur Sprache kommen, so wie, in Bezug auf den Stil, die Unterschiede des Gemeinüblichen, το κοινον, des Eigentlichen oder Eigenthümlichen, des οἰκειον, und des Metaphorischen, die μεταφορα. Den Schluß macht die Betrachtung der Theile einer Rede, nach der Eintheilung in die προοιμιαι oder die Aufstellung des Gegenstandes und der Behauptungen, und in die Beweisführung oder Beglaubigung der Behauptungen, die πειρις. In diesem Zusammenhange ist dann von der Kunst der Prosa, im Gegensatz der Poesie, zu handeln und besonders das Ziel der prosaischen Darstellung im Unterschiede von dem der poetischen ins Auge zu fassen.

Was die moderne Sprachkunst und Schriftstellerkunst aus dem fortgesetzten Studium der Alten für Nutzen schöpfen könne, und wie alle diejenigen, welche einmal von dem Geiste des Alterthums angehaucht worden sind, es als ein unerlässliches Bildungsmittel für uns anzusehen berechtigt sind, wird hierbei vor allem klar werden; denn es wäre ja thöricht, wenn wir in die Nacht der

Jahrhunderte zurück gehen sollten, um die geistige Bildung der Jugend zu vollenden, und nicht vielmehr nach den Werken des nächstvergangenen Tages griffen, wenn nicht jene classischen Bildungselemente bisher noch durch nichts Späteres ersetzt sind, und auch wohl nicht werden ersetzt werden können, da sie in ihrer erhabenen Einfachheit durchaus mit den Werken der ewigen Lehrmeisterinn, der Natur, gleichen Schritt halten.

Für die Betrachtung des Einzelnen werde ich mich an die Ausgabe der Rhetorik von J. Bekker halten, in einem besondern Abdruck hier bei Reimer erschienen, 1831 8vo., zugleich mit der öfter zu benutzenden Poetik. Wer sich lieber eines deutschen Textes bedienen möchte, dem wäre die Uebersetzung von Knebel zu empfehlen. Aristoteles Rhetorik. Uebers. u. erläut. Stuttgart 1838, als vierter Band der Uebersetzung aristotelischer Werke. Der Text derselben ist vorzugsweise benutzt von Viese in seiner übersichtlichen Darstellung der Rhetorik, welche er im zweiten Bande der Philosophie des Aristoteles gegeben. Berlin 1842. S. 574—660. Wo ich von den hier gegebenen Interpretationen abweiche, werde ich im Einzelnen bemerkbar machen, da sich die bedeutsame Prägnanz des Griechischen nicht immer in den deutschen Ausdruck fügen will, und vielfach das Richtige verfehlt ist.

Zum Schluß dieser Betrachtung ist noch über den Ruzen der Rhetorik zu sprechen, über das *χρησιμον*, welches Aristoteles nie zu beachten vergißt. Ist die Beschäftigung mit ihr wirklich erspriesslich, oder äuft sie auf nüchterne Wortklauberei hinaus, was man der griechischen Rhetorik zum Theil vorgeworfen hat? So lesen wir:*)

*) Bernharty, Grundriß der Griech. Litt. Halle 1836. S. 1.373.

„die Verebfamkeit ſchlug beim Mangel an Wirklichkeit und fruchtbarer Politik in die kunſtgemäßen Schulformen der Rhetorik um. Letztere gewann aber dadurch einen weitläufigen Einfluß, daß die Technik, welche ſeit Aeſchines und Hegeſias in den Sekten der Rhodiaci und Aſiani zur Reife kam, ein Gewebe der mannichfaltigſten Schematiſmen, Figuren und ſprachlichen Mittel ohne Geſchmack und praktiſches Gefühl für Kompoſition, dieſe verſeinerte Technik auf alle Redegattungen angewandt wurde: woraus eine rhetoriſirende, auf Glanz und Eindruck berechnete Proſa hervorging, welcher grammatiſche Korrektheit und geiſtige Tiefe mangelten.“ Wenn wir ein ſo dürftiges Bild dieſer Wiſſenſchaft zu entſalten hätten, würde es ſich in der That nicht der Mühe lohnen, ſich aller jener Formen und des ganzen weitschichtigen Schematismus zu bemächtigen; indeß wird uns ein Wort des Ariſtoteles ſogleich über den Gehalt derſelben tröſten. Er weiſt nämlich im Eingang ſeiner Schrift jene Auffaſſung der Rhetorik ab, *) indem er ſagt: „daß diejenigen die Sache aus den Augen verlieren, welche z. B. über ſolche Gegenſtände Regeln aufſtellen, wie der Eingang oder die Erzählung beſchaffen ſein müſſe, und weiter keine Anweiſung zu einer kunſtmäßigen Beweisführung geben.“ (cap. I.) Der Werth einer jeden Wiſſenſchaft beſtimmt ſich nämlich nach dem, was ſie zu erreichen im Stande iſt, und nach ihrem Umfange, ihrer Allgemeinheit, das heißt hier, nach der größeren oder geringeren Zahl der Geiſter, welche ſie für

*) Vergl. Plat. Phaedr. 266. Προσποιον μὲν οὖν οἱ μὲν πρῶτον ὡς καὶ τοὺς λόγους ἐκταταὶ ἐν ἀρχῇ . . . διηγησιν, μαρτυρίας . . . τεκμήρια . . . εἰκότα. — Dies war die gewöhnliche Erklärung.

sich gewinnen und welche sie begeistern kann; je höher die Sache steht, welche sie behandelt, desto umfassender der Kreis ihrer Anhänger und ihrer Diener. Alle zu sehr in kleinliches Detail gehenden Studien werden daher nur, was man nennt, Specialitäten ausbilden, wie etwa die grammatischen Studien oder die etymologischen, und es möchte sich nie allgemeine Begeisterung um die richtigere Herleitung eines Wortes erheben oder um die Entdeckung und Bestimmung eines neuen Infusionsstierchens: das alles hat seinen großen Werth, aber nur als Einzelheit. Ganz anders tritt die Rhetorik auf. Aristoteles sagt von ihr: „sie sei in Gemeinschaft mit der Dialektik von der Art, daß ein jeder ihre Kenntniß suchen müsse, und daß sie keiner abgesonderten Wissenschaft angehöre; deshalb haben alle auf gewisse Weise Theil an ihr.“ Wo durch er dies rechtfertigt, werden wir sogleich erkennen. Er schließt keinen Stand von ihr aus; sie soll mehr oder weniger ein Gemeingut aller Menschen sein, gerade wie das Element, in welchem sie sich äußerlich darstellt, die Sprache. Denn, fährt Aristoteles fort, ein jeder sucht wohl, je nach seinen Grenzen, etwas zu erforschen, einen Satz zu behaupten, etwas zu verteidigen oder anzugreifen. Die Meisten thun dies nun freilich aufs Gerathewohl, andre nach einer durch Uebung erlangten Bildung; es komme nämlich darauf an, daß ein jeder auch wisse was er behauptet, und daß er durch die Kunst und Methode der Rhetorik seine Behauptungen auf die rechte Weise einzuleiten und zu unterstützen wisse. Schon aus diesen Worten wird der Nutzen der Rhetorik hinlänglich klar sein, besonders in Zeiten, wo es gilt, daß keiner eine Meinung auf guten Gläubigen hinnehme, sondern selbst wissen möchte, was er glaubt,

und wo so unendlich viele unbegründete Behauptungen sich geltend zu machen suchen, die auf die bloße Autorität der Meister hin sollen für wahr angenommen werden. Da- her scheint es auch in unseren Tagen an der Zeit, den künftigen Weg kennen zu lernen und von neuem darauf hinzuweisen, wie jeder für sich zu einer festen Ueberzeugung gelangen möge. Gewiß also ist die Wissenschaft, welche uns dies lehrt, von dem allerhöchsten Nutzen und berechtigt das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen; wir kämpfen hierbei alle pro aris et focis. Wenn es nämlich vor allen Dingen wichtig ist, zuerst selbst eine gerechte Sache für sich zu erwählen, sodann sie auch gegen Angriffe als solche behaupten zu können, so stimmen wir sicher alle dem Aristoteles bei, indem er ausspricht: „Was den Nutzen der Redekunst betrifft, so würde es zunächst, da das Wahre und Gerechte seiner Natur nach stärker als das Gegentheil ist, tadelnswerth sein, wenn man das Gerechte nicht nach Gebühr geltend machen könnte. Ferner eigne sich eine streng wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes nicht für Alle; die Redekunst halte sich aber in ihrer Beweisführung und der ganzen Darstellung an das Gemeinfassliche.“ Das ist es dann auch vorzüglich was ihr die allgemeine Theilnahme sichert, und was in den Zeiten, in welchen jeder Bürger Theil hat an den öffentlichen Angelegenheiten, um theils richtend, theils beratend in sie einzugreifen, die Rhetorik für alle und einen jeden zu dem bedeutsamsten Studium macht, da, wie Aristoteles wohl nicht ohne Grund bemerkt, die streng wissenschaftliche Behandlung der Philosophie z. B. nicht für einen jeden sei, die ja schon durch ihre Terminologie so manchen von sich zurückstreckt.

Andeutungen darüber finden sich in Ant. Riecoboni de usu art. rhet. Francof. 1595.; so wie in seiner Paraphrasis in Rhet. Arist., neu aufgelegt London 1822. Ueber die angezogene Stelle s. S. 15. Sodann vgl. man in Smart, Metaphysics. Lond. 1842. on Rhetoric, p. 179—250.

Nach dieser Betrachtung wird gewiß jeder gern in die Worte des Aristoteles einstimmen, wenn er sagt: „um so viel höher der Geist steht als der Leib, um so mehr möchte es schimpflich sein, sich mit Vernunftgründen nicht schügen zu können, da es schon schimpflich ist, seinen Leib nicht vertheidigen und schügen zu können.“ (ἀλόγως τὸν αὐτοῦ σώματος, I, 1.) Es liegt aber dieser Gedanke überhaupt der Einsicht der Alten von der Würde und dem Selbstbewußtsein des freien Mannes zum Grunde, wofür es genügen mag, hier nur noch ein Wort von Plato anzuführen: „Auch ist dies wahrlich kein Zustand für einen Mann, das Unrechtleiden, sondern für ein Knechtlein, dem besser wäre zu sterben als zu leben, weil er beleidigt und beschimpft, nicht im Stande ist, sich selbst zu helfen, noch einem Andern, der ihm werth ist.“*) Zugleich zeigen uns diese Worte, weshalb die Alten einen so hohen Werth auf die rhetorische Kunst gelegt haben; denn sie erkennen in ihr des Mannes geistige Waffenrüstung, seine Schutz- und Trugwaffen, die nur dem Knechte nicht zu Gebote stehen und deshalb auch unter tyrannischer Herrschaft den Völkern auf alle Weise entzissen oder verkümmert werden. Daher spricht sich unsre Stelle so bestimmt darüber aus.

Haben wir nun durch diese wenigen Ausführungen schon eine erhebende Einsicht gewonnen in die ganze Art

*) Plato Gorg. 483. Τὸ ἀδυνατεῖν λόγῳ ἀνδραπείδου.

des Philosophirens des Aristoteles, so möchte es für diejenigen, welche mit demselben noch weniger vertraut sind, nur noch einiger Worte bedürfen, um sie diesen allumfassenden Geist für immer lieb gewinnen zu lassen.

Fragen wir, was macht einen Schriftsteller groß und bedeutsam, was macht ihn zum Lehrer der Menschheit, wie man Aristoteles oftmals genannt hat, so ist es sein rastloses, sein unermüdetes Streben nach Erforschung der Wahrheit, das sich nicht durch kleinliche Hindernisse der Zeitlichkeit abschrecken läßt, welche gegen die ewige Wahrheit und ihre göttliche Energie doch über ein Kleines machtlos zerschellen; es ist ferner die Freimüthigkeit, und ich muß sagen, es ist die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die erforschte Wahrheit an das Licht stellt: ob diese oder jene scheinbare Existenz darüber zu Grunde gehe, ob sie von dem Unverstände beklagt werde und von der Kurzsichtigkeit, er kann nicht anders als sachgemäß reden; die Nachwelt wird seine Richterinn sein. Er spricht nicht für diesen und jenen, er spricht nur vor Gott, welcher die Wahrheit ist, er kann um keines Menschen Gunst oder Zustimmung buhlen; aber die Welt hört ihn. Soll er denken, was möchte man dazu meinen? seinen Gedanken deshalb verdrehen? Der gewichtigste Richterstuhl eines Weisen ist das Gericht der Nachwelt, sein ärgster Feind die Lüge, sein bösester Censor sein eigenes Bewußtsein: sonst fürchtet er niemand. Deshalb aber ist sein Wort die Sache selbst; „der lügt, wer nicht sachgemäß spricht“, sagt Aristoteles; und durch Wahrheit allein wird ein Autor würdig zu den Classikern einer Nation gerechnet zu werden. So erscheint uns der Weise von Stagira; Sachgehalt ist seine erste Tugend; ein ungekünstelter Aus-

druck steht jenem würdig zur Seite; denn niemand hat mit so überraschender Kürze die wichtigsten Geheimnisse enthüllt, wie gerade er. Insofern empfiehlt er sich denn einem jeden zum gründlichsten Studium, der wirklich auf irgend einem Gebiete sich zum Forscher berufen fühlt; denn alle Untersuchungen gehen bei ihm von der Sache aus und zwingen zu ihren Folgerungen durch die Macht der Sache selbst; sie selbst begründet seine Methode. Dabei tritt seine Darstellung freilich nicht in der herrlichen Fülle und Einfachheit des Platon auf, sondern sie scheint trocken auf den ersten Anblick und ist es in der That, weil er jeglichen Schmuck verabsäumt, ihm wohl gar Feind ist. Daher eignet er sich weniger zu einer zugleich anziehenden Lectüre; er bezaubert nicht, wie sein göttlicher Lehrer; aber dennoch fesselt er unwiderstehlich jeden, der nur die Sache sucht, und ihre Genera und Species, in welche sie selbst sich zerlegt, nach ächte philosophischer Betrachtung. So werden wir ihn auch in den drei Büchern der Rhetorik finden. Gedanken mit denen mancher moderne Autor leicht ein ganzes Buch gefüllt, wirft er mit scheinbarer Achtlosigkeit hin, gleich der Cumäischen Sibylle, die ihre Schicksalsprüche rathlos vom leisesten Wehen des Windes zerstreuen läßt, wie Virgil singt (Aen. III. 445—52):

Welche Verkündungen nun in das Laub eintrief die Jungfrau,
Ordnet sie alle nach Zahl, und läßt sie verdriffen im Heilen.
Jene ruhen unbewegt an dem Ort, und bebaueten die Ordnung.
Doch wenn heran nur leise bei umgedrehter Angel
Hauchte der Wind, und die Pforte die luftigen Flügel verwirrte;
Kimmer die flatternden dann im geböhlten Heilen zu häufen,
Noch zu erneuen die Vog', und die Sprüche zu einigen forat sie:
Rathlos fliegen sie weg, und haften das Laub der Sibylle.*)

*) Nach Bepf.

Nec revocare situs, aut jungera carmina curat:
Inconsulti abeunt.

Es ist dies die große Weise der Alten, worin sie am meisten sich von der modernen Eitelkeit entfernen, und die man an ihnen auch in der Kunst stets als unerreichtbar gepriesen hat.

Schon in den ersten Worten der Rhetorik werden wir dies bestätigt sehen, welche ohne allen Umschweif gleich die Sache selbst treffen und wie es geschehen muß, den Begriff der Wissenschaft voranstellen *).

*) Die Darlegung des Begriffs einer Sache ist immer das Schwierigste und am Schwersten Fällige bei jeder Untersuchung, weil sie eigentlich dieselbe in allen ihren Momenten schon voraussetzt, vieles vorausnehmen muß, was sich erst auf dem Wege der Untersuchung ergibt, und so werden auch wir für den Begriff der Rhetorik manches voraussetzen müssen, das erst im Laufe der Sache ganz klar werden kann.

Erster Abschnitt.

Der Begriff der Rhetorik und ihr Verhältniß zu anderen Disciplinen.

Aristoteles beginnt seine Darstellung damit, daß er die Rhetorik als ein Gegenbild der Dialektik bezeichnet: ἡ ῥητορικὴ ἐστὶν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ: was sie eigentlich ist, werden wir erst in den später eingeführten Erklärungen sehen. Hier haben wir sie zuerst im Verhältniß und in ihrer Beziehung zur Dialektik zu bestimmen.

Die Kunst der Dialektik oder der gegenwärtlichen Rede und Darstellung ist hauptsächlich von Plato ausgebildet worden und macht den Gegenstand und die Grundlage seiner ganzen Philosophie; sie ist ihm die Kunst der Forschung oder Untersuchung und der Unterredung, die Kunst, welche das Wahre und Falsche unterscheiden lehrt; ihre Grundbestimmungen aber sind für Plato folgende*): „Die wahre Dialektik zeigt die nothwendige Bewegung der reinen Begriffe auf und zeigt das Allgemeine als die Einheit entgegengesetzter Begriffe. Demgemäß finden wir

*) S. Hegels Gesch. der Ph. II. p. 195 ff.

bei Plato das absolute Wesen in reinen Begriffen erkannt und die Darstellung der Bewegung dieser Begriffe; indeß, statt in den reinen Begriffen allein sich zu bewegen und darin fortzugehen, weist Plato das Allgemeine aus den Vorstellungen auf, entwickelt es daraus." Wir werden sogleich sehen, wie Aristoteles den Begriff der Dialektik etwas verschieden hiervon faßt und mit bestimmter Sonderung dessen, was er das Erste für uns nennt, τὸ πρῶτον πρὸς ἡμᾶς, insofern wir der sinnlichen Realität eher gewahr werden, und des πρῶτον τῇ φύσει, des seiner Natur nach Ersten, und wie er hierauf eine doppelte Beweisführung gründet, den Syllogismus und die Induction, so daß er beide Gebiete, das der Vorstellung und ihres Ductus, der sinnlichen Wahrnehmung, der sinnlich wahrnehmbaren Welt, und das des reinen Gedankens und des Begriffs, stets in größter Sonderung auseinanderhält. Plato nun begründete die Dialektik der Begriffe dadurch, „daß er das Allgemeine oder den Gedanken als das Wahre gegen das Sinnliche bestimmt." Dem Sinnlichen, Beschränkten, Endlichen gegenüber hat Plato das Allgemeine als die Idee gefaßt, und diese Idee ist es, welche sich in dem Einzelnen geltend macht; sie allein ist; das Einzelne hingegen entsteht und vergeht, ohne sich in seiner Existenz als ein Diefes behaupten zu können. Die Dialektik aber ist bei Plato diejenige Wissenschaft, welche im Menschen das Bewußtsein dessen, was wahrhaft ist und ewig sich gleich bleibt, erwecken soll; sobald es hingestellt ist, wirkt die Dialektik dann weiter dahin, ein solches Allgemeines, einen Gedanken, Begriff, in sich selbst zu bestimmen. Ein Beispiel wird das Gesagte erläutern. Plato unternimmt in der sogenannten Republik den Begriff des

Staats zu entwickeln, indem er denselben auf die Gerechtigkeit gründet. Was ist also Gerechtigkeit, worin besteht die Natur oder das Wesen des Gerechten? — auf die Lösung dieser Frage kommt es zunächst an. Die erste Antwort darauf lautet: Die Gerechtigkeit sei Wahrheit und Wiedergeben dessen, was Einer von Jemand empfangen. Darauf wird aber sogleich eingewandt: „Wenn Einer von einem Freunde, der ganz bei besonnenem Muth war, Waffen empfangen hat, und dieser sie im Wahnsinn wiederfordert, so ist er weder verpflichtet, ihm dergleichen zurückzugeben, noch thäte er selbst Recht, wenn er sie ihm wiedergäbe, oder in einem solchen Zustande ihm von allen Dingen die Wahrheit sagte.“

Von so unscheinbaren Anfängen ausgehend, entwickelt Plato, zu immer höherer Allgemeinheit aufsteigend, seine speculativen Begriffe, bis er endlich zu der Höhe gelangt, wo sich alles Sinnliche gegen die ewige Idee als unhaltbar erweist und der Begriff sich nur aus sich selber bestimmt, in seinen Gegensätzen sich als Einheit aufweist. Dies auszuführen wäre also das Wesen der platonischen Dialektik.

Während wir aber bei Plato oft einem sogenannten negativen Resultate begegnen, d. h. einem solchen, welches die Vorstellungen anderer von einer Sache, etwa der Tugend oder der Gerechtigkeit, zwar als nichtig aufweist, oder als nur in sehr beschränktem Sinne geltend, jedoch nichts Affirmatives an die Stelle setzt — eine Weise der Darstellung, die dem Plato viele Mißdeutungen erweckt, von Leuten, die ihre eigenen Vorstellungen verwirrt sa-

*) Plato Pol. I. 331.

hen, ohne schwarz auf weiß etwas Neues zu erlangen, irgend eine Formel, worauf er sie in Eid und Pflicht genommen und durch deren Besitz er ihnen, gleich den Sophisten, goldene Berge verheißen hätte — während also Plato diese Verabingung, welche die Menge sucht, meist nicht gewährt, bietet uns Aristoteles in seiner Weise zu philosophiren einen ganz anderen Anblick; er ist affirmativ, er giebt bestimmte Formen und Formeln, welche für die Nachwelt leider oft den Erfolg gehabt haben, daß sie den Geist gebannt, daß sein Leben verkümmerte und erstarrte im Buchstaben: das ganze Mittel-Alter lag darnieder unter dem Banne aristotelischer Schemata, es erstarb unter dem Druck seiner Kategorien, da man seine wahrhaft speculativen Begriffe nicht erkannte. Die Weise des Plato wirkte daher immer bei seinen ächten Jüngern eine Befreiung des Geistes, denn *) „die Dialektik ist das eigene Sich-Aufheben (solcher) endlicher Bestimmungen und ihr Uebergehen in ihre entgegengesetzte,“ und sie negirt nur gewisse Bestimmungen, um dem Höhern, dem Allgemeinen, d. r. Idee und dem Begriffe seine wahrhafte Geltung zu verschaffen. Deshalb ist seine Methode so ungemein anziehend und geisterweckend. Auf ganz andere Weise verfährt Aristoteles; vor ihm liegt der ganze Reichthum des hellenischen Lebens, und er betrachtet sich in vieler Beziehung als dessen Schatzmeister; er prüft die Meinungen aller Vorgänger mit gewissenhafter Treue und sammelt alles Werthvolle, die Kleinodien des griechischen Geistes, sondert das Unhaltbare von dem Ewigen, zu unsterblicher Dauer Bestimmten, und sucht aus den Wider-

*) Hegels Encycl. §. 81.

sprüchen der Vorgänger die Wahrheit darzustellen. Deshalb erscheinen seine Schriften vielfach als Sammelwerke, aber als Sammlungen, welche nur angestellt wurden unter der Herrschaft wahrer Speculation, und die uns zu einem positiven Resultate führen sollen, zu einer Affirmation. In dieser Beziehung kann er auch ganz der platonischen Weise entgegengesetzt den Begriff einer Sache oft in den Anfang einer Abhandlung stellen, wie bei der unrigen, die ein Resultat ist seines ganzen Lebens und Forschens und ihm diesen Begriff als etwas Bestimmtes schon ergeben hat. Aus dieser seiner Methode wird sich uns leicht der etwas von der platonischen Weise abweichende Begriff seiner Dialektik darstellen. Sie wird ungefähr so beschrieben *): „Aristoteles Dialektik bringe ihrer Bestimmung gemäß in die Ansichten anderer ein, betrachtet die verschiedenen Seiten an einem Gegenstande und legt sie dar, deckt die sich ergebenden Widersprüche auf und führt endlich darauf, daß man die Vermittelung derselben durch höhere, begriffsmäßigere Bestimmungen, in welchen das Widersprechende sich aufhebt, zu gewinnen sucht.“ „Es ist daher das Resultat der aristotelischen Dialektik nicht ein Negatives, wie bei Zenon **), sondern sie schreitet fort zum Affirmativen, zur Vermittelung der Widersprüche durch tiefere und in sich reichere Bestimmungen.“ Ein Beispiel wird auch hier zur Erläuterung dienen, indem es uns zugleich eine Vorstellung von der Art des Aristoteles geben wird, „einen Gegenstand nach seinen verschiedenen Seiten zu betrachten, wobei er die

*) Biele. I. p. 616. .

**) Hegels Gesch. der Ph. I. 310 ff.

Nothwendigkeit hervorhebt, zuerst von den Schwierigkeiten, die bei der Untersuchung eines Gegenstandes eintreten können, ein bestimmtes Bewußtsein zu gewinnen, damit man desto sicherer das Ziel, welches man zu erreichen strebt, ins Auge fasse." Aber an diesem Beispiel wird uns ebenfalls klar werden, ein wie hohes und rein wissenschaftliches Interesse Aristoteles bei allen seinen Schülern voraussetzt, wenn wir es mit dem Plato vergleichen sollen, nicht einen Eifer, der nur die Schönheit der Proömien schmeckt, sondern dem es möglich ist, sich durch den Parnemides und den Timäus hindurchzuarbeiten. So schreibt er in den Büchern von der Seele im ersten Kapitel des ersten Buchs: „Zuerst muß man vielleicht unterscheiden, in welcher Gattung, und was sie ist: ich meine ein Etwas und Wesen, oder eine Beschaffenheit, oder eine Größe, oder irgend eine andere der unterschiedenen Grundbestimmungen. Ferner, ob unter dem, was der Möglichkeit nach ist, oder vielmehr eine Wirklichkeit: denn der Unterschied ist nicht gering. Zu untersuchen ist weiter, ob sie theilbar, oder ohne Theile ist. Und ob alle Seelen gleichartig, oder nicht; und wenn sie nicht gleichartig sind, ob sie an Art sich unterscheiden, oder an Gattung." So setzt Aristoteles die Besprechung der Schwierigkeiten seines Gegenstandes fort, und meint, wir müssen zunächst als ungewiß alles das bezeichnen (er nennt dies *διανοεῖν* *)), worüber wir nachher zur Gewißheit kommen wollen (*ἐμπροσθεν ἀναγκαῖον εἶναι διανοοῦντας περὶ ὧν ἐμπροσθεν ὁρίσασθαι* x. τ. λ.); im zweiten Kapitel aber geht er dann auf die schon angegebene Weise auf die Wei-

*) De a. cap. I.

nungen der Vorgänger ein, um sie für seine Darstellung zu sichten. „In der Untersuchung über die Seele, meine er, müssen wir zugleich die Meinungen der Vorgänger mit durchgehen, welche etwas über sie aufstellten; damit wir, was richtig gesagt ist, aufnehmen, wenn aber etwas nicht richtig, dieses vermeiden. . . . Es sagen nämlich Einige, die Seele sei das sowohl vornehmlich, als auch das zuerst Bewegende. In der Meinung aber daß, was nicht selbst bewegt werde, auch nicht ein anderes zu bewegen vermöge, nehmen sie dergestalt an, daß die Seele zu dem gehöre, was bewegt wird. Deshalb Demokrit von ihr sagt, daß sie ein Feuer und ein Warmes sei.“

Wir sehen aus diesen wenigen Worten, wie himmelweit sich diese Darstellungsweise von der des Plato unterscheidet, so daß wir hier wohl an die Parallele, welche Goethe zwischen Beiden zieht, erinnern können, indem er sagt: „Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. . . . Aristoteles dagegen sieht zu der Welt wie ein Mann, ein baumstückerlicher. Er ist nun einmal hier und soll wirken und schaffen. . . . Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spizen Flamme gleich den Himmel sucht.“)“ Deshalb sehen wir auch den Aristoteles den Meister der Wissenden genannt, il maestro di color che sanno, wie ihn Dante preist, der besonders dem Studium des Aristoteles sein tiefes Eindringen

*) Werke, 53. 84—85.

in die Geheimnisse der Schöpfung und der Gottheit verdankt").

Nach dieser Auseinandersetzung möchten einige Worte hinreichen, um den Unterschied zwischen der platonischen und der aristotelischen Dialektik vollends in's Licht zu stellen. Plato will demnach „die Idee dem endlichen Bewußtsein gegenüber als das allein Wahre geltend machen“); Aristoteles hingegen behauptet Welt und Materie als etwas Festes und Ursprüngliches und meint, es sei eine kindische Furcht, zu denken, die Welt könne untergehen; „die gegenständliche Welt hat deshalb für ihn nicht die Bedeutung des bloßen Scheins, des relativen Schwankens zwischen Seyn und Nicht-seyn;“ aber er betrachtet sie mit der bestimmten Einsicht in die Natur des logischen Denkens, welche Plato durch seine Ideenlehre der Wissenschaft gewonnen hatte; deshalb sagt er auch“): „die Philosophen vor Plato haben keine Kenntniß der Dialektik gehabt, οἱ γὰρ πρότεροι διαλεκτικῆς οὐ μαστοῦον“). In diesem Sinne nun, und indem er

*) Inf. Cant III. 131 ff.

**) Plato Phaedr. 266. καὶ ἐγὼ αὐτὸς διλεκτικός. — τοῦτο μὲν τὸ εἶδος διαλεκτικόν. Biese l. l. — Pl. erklärt sich daselbst so darüber: —

Sol. Hiervon also bin ich selbst ein großer Freund, Phädras, von diesen Eintheilungen und Zusammenfassungen, um doch auch reden und denken zu können, und wenn ich einen anderen fähig halte, zu sehen, was in Eins gewachsen ist und in Vieles, dem folg' ich, wie eines Unsterblichen Austritt, ob ich jedoch diejenigen, welche dieses im Stande sind zu thun, recht oder unrecht bename, mag Gott wissen, ich nenne sie aber bis jetzt Dialektiker. —

***) S. die Stellen bei Biese, l. l.

†) Met. I. 6. p. 11. 13.

die Besonderheit der Erfahrungswelt durch das reflectirende Denken zuerst dem Geiste anzuweihen sucht, weist Aristoteles im vierten Buche der Met. nach, „wie die Dialektik wegen ihrer logischen Natur, nach welcher sie sich über alle Gegenstände des Seyenden zu verbreiten geeignet ist, auch die allgemeinsten Gegensätze in Betrachtung ziehen müsse, nämlich das Eine und Viele, das Einerlei und Verschiedene, das Ähnliche und Unähnliche, das Gleiche und Ungleiche.“ In dieser Allgemeinheit und in dieser logischen Natur, welche sich sonder von der sinnlich realen Welt und sich durch eigene und selbständige Kraft entwickelt nur im Gebiete des Denkens, haben wir also den beiden Philosophen übereinstimmenden Begriff der Dialektik zu suchen. Die Folge wird erweisen, wie Aristoteles auf diesem Gebiete und unter Voraussetzung desselben operirt, mit der dem Gebiete dessen, was ein Erstes ist seiner Natur nach, eigenthümlichen Schlussform, dem von ihm zuerst festgestellten und ausgebildeten Syllogismus, dem eigentlich logischen Schluß.

Um nun von dieser Darstellung zu unserem Ausgangspunkte, der Begriffsbestimmung der Rhetorik, zurückzukehren, so ist sie angegeben als ἀντίρροπος τῇ διαλεκτικῇ, d. h. als „ein in ihren einzelnen Theilen entsprechendes Seitenstück zur Dialektik.“ „Ein entsprechendes Seitenstück,“ so lautet es bei Diese, — untersuchen wir, ob ἀντίρροπος dies sage?

Der nächste Anknüpfungspunkt für dieses Wort bietet sich uns in dem der Rhetik entlehnten Worte ἀντιρροπή, wobei sich sogleich zeigt, daß die ἀ. wohl nicht

das Seitenstück zur στροφή genannt werden könne^{*)}. Denken wir die διαλ. als die Strophe, so soll ihr die Rhetorik antistrophisch entsprechen. Die Antistrophe nimmt von der Strophe an, das Metrum, also die ganze äußerlich rhythmische Weise der Darstellung, ihr Maas, sodann die Haltung und zwar mit großer Strenge, so daß einzelne Worte an derselben Stelle in beiden wiederkehren, hauptsächlich aber bilden Strophe und Antistrophe erst ein Ganzes, einen vollständigen Gesang, wobei wir den επωδός einstweilen aus dem Spiel lassen; es nimmt die Antistrophe den Gedanken der Strophe auf und führt ihn auf ihre eigenthümliche Weise weiter durch. So soll es mit der Dialektik und der Rhetorik sich gleichfalls verhalten. — Ein Chor aus der Antigone beginnt:

Strophe.

Vieles Gewalt'ge lebt, und nichts
ist gewaltiger als der Mensch.
Er durchschneidet im Südes Sturm
auch die dunkle Fluth des Meer's,
hinschwebend zwischen den Bogen
auf ringsumkraufter Wapp.
Er müdet ab der Götter böchste,
Erde die ewige nimmer ermattende,
während die Flüge sich wenden von Jahre zu Jahr, sie
furchend mit den Rossen.

Antistrophe.

Blüchtig gefinnter Vögel Schaar
fängt er schlaue umstellend ein,
und wildschweifende Thier' im Wald,
und die wimmelnde Brut des Meer's

^{*)} Ar. Kat. Cap. VII. p. 7. l. 18. B. οὐτως δὲ πόρον δὲ
τοῦς τις ἀποφαινεῖς πρὸς αὐτὸν ὁμοίαν, αἱ δὲ τῶν πρώτων καὶ
τοῖς πρὸς αὐτὸν ἀντιστροφῶν τινὲς τὰ ὁμοίαν...

mit neßgeflochtenen Schleifen,
 der weisbegabte Mann.
 Mit List bezwingt er auch das freie
 Löwen erklommene Thier, und dem mäöhnigen
 Raden des Rosses umschirrt er das Joch und dem unauf-
 reißlich starken Bergstier *).

In derselben Anwendung finden wir bei Plato **), es entspreche die Musik der Gymnastik antistrophisch, eben so der Dichter dem Maler; denn beide entsprechen sich in den Gemüthsstimmungen und Leidenschaften, welche sie nachbilden. Auf diese Weise entspricht auch die Rhetorik der Dialektik; sie gehören beide derselben Kunst an, der philosophischen, sie führen beide in demselben Metrum ihre Darstellungen aus, wie wir später an den Schlussformen erkennen werden; aber wie Dichter und Maler arbeiten sie, wenn auch in demselben Gedanken, doch in verschiedenem Material, der Dialektiker nämlich im reinen Gedanken, im Begriff und nach seiner ewigen Nothwendigkeit, der Rhetoriker, einen entgegengesetzten Ausgangspunkt nehmend, von dem uns zunächst Liegenden, dem *πρῶτον πρὸς ἡμᾶς*, arbeitet zum Theil unter der Herrschaft der *τύχη*, oder des Zufalls in dem Material des sinnlich und real Gegebenen, jener mit dem Syllogismus bewaffnet, dieser mit dem entsprechenden, aber, auf die angegebene

*) Die Art, wie die Gedanken der Strophe und Antistrophe sich bei den Dichtern entsprechen, so wie die ganze Föhrung eines Gedankens nach seiner metrischen Vertheilung, verdiente wohl einmal eine ausführliche Verrückung, wie sie bisher, glaub' ich, noch nicht geliefert ist, da sich die metrischen Handbücher noch mehr mit dem formellen beschäftigt haben und für den Gedanken nur einzelne Andeutungen geben.

**) Pol. VII. 522. A. S. 605. A.

Weise auch zugleich unterschiedenen ἐνδομαχίᾳ, mit der Induction, mit dem ταχυτρόπον, oder gar dem σφαλιστόν, einem noch mehr dem Zufall anheim gegebenen Zeichen: beide aber, Rhetorik und Dialektik, bilden erst, wie Strophe und Antistrophe, einen vollständigen Gesang, zugleich die Welt der Erscheinung und die der Ideen oder der logischen Begriffe umfassend. Dies also ist die erste Bestimmung des Aristoteles für unsere Wissenschaft; sehen wir näher, welche Gründe * zur Unterstüßung seiner Behauptung bietet.

Die Rhetorik entspricht also gleichsam als Gegenbild der Dialektik, sagt Aristoteles; beide handeln über solcherlei Gegenstände, welche gewissermaßen als ein Gemeingut jedem erkennbar sind und keiner besonderen Wissenschaft angehören; deshalb haben auch alle bis auf einen gewissen Grad an ihr Theil: denn jeder will einerseits die Ansichten anderer prüfen und seine Ansicht geltend machen *), andererseits sich gegen Anklagen vertheidigen und selbst eine Anklage anstellen.

Bei den Erklärern der Rhetorik finden sich die verschiedenen Deutungen, welche man dieser schwierigen Stelle gegeben hat, und welche zum Theil so weit von dem Wahren abirren, daß man ἀντιστροφῆς mit dem ἀντιμαχίᾳ, mit dem diametralen Gegensatz, verwechselt hat. Cicero's Uebersetzung dagegen trifft den Punkt, indem er sagt, ex altera parte respondet, und wir haben gesehen, wie diese altera pars zu nehmen sei, als die dem Begriffe entgegengesetzte Realität. Will man diese aber zu einem

*) ἐνδομαχίᾳ λόγον. Ar. Rhet. I. 1. 3. 5, der kleinen Ausgabe von Vellert, fernerhin durch b bezeichnet.

Contrarium machen, so muß es wenigstens mit dem Gedanken geschehen, wie sich im Magneten Nord- und Südpol entgegenstehen, aber in diesem Gegensatze dennoch erst Eins sind *).

Fügen wir zu dieser allgemeinen Bestimmung des Verhältnisses der Rhetorik sogleich ihre nähere Definition, wie sie an mehreren folgenden Stellen gegeben wird; zunächst cap. 2: ἔστω δὲ ῥητορικὴ δύναμις κατὰ τὸν τοῦ θεωρητικῆς τὸ ἐνδεχόμενον πιδανόν. „Es sei also die Rhetorik die Fähigkeit, hinsichtlich jedes Gegebenen das Glaubenerweckende zu erkennen; dieses nämlich gehört keiner anderen Kunst an: die Rhetorik ist in ihrem Kunstgebiete nicht auf eine besondere Gattung von Gegenständen beschränkt, wie die Heilkunde etwa, sondern sie hebt an jedem Gegenstande das Ueberzeugende hervor.“ Diese Bestimmung knüpft sich an die unmittelbar vorhergehende Auseinandersetzung des ersten Kapitels, wie auch schon die Anknüpfung in dem ἔστω δὲ — zeigt, als Folge hingestellt **); es heißt aber in diesem Kapitel, und dies ist sehr wichtig: „Das Geschäft der Redekunst ist nicht die Ueberredung, was freilich ihr Ziel ist, wie bei der Arzneikunst das Gesundmachen, sondern die Auffindung alles dessen, was für den jedesmaligen Gegenstand Glauben erwecken kann . . . Uebrigens ist es das Geschäft der Redekunst, das wirklich und anscheinend Glaubenerweck-

*) S. Riccob. Paraph. in cap. I. p. 3.

**) δύναμις — als logische Macht, als Möglichkeit, der Wirklichkeit der ἐπιστήμης entgegengesetzt; es beschäftigen sich die Dialektik und Rhetorik und die andern Theile des Organon nur mit δυνάμεις, mit den Denkformen; Inhalt, Realität liefern die ἐπιστήμαι.

sende zu erkennen*), worin sie der Dialektik entspricht, welche den wirklichen und scheinbaren Schluß behandelt: ein Redner aber wird sowohl derjenige genannt, welcher es der wissenschaftlichen Erkenntnis nach, als auch der es nur der Absicht nach ist; dagegen ein Dialektiker es nur vermöge seiner Fähigkeit sein kann, weil, wer die Absicht hat, ein solcher zu scheinen, ein Sophist heißt."

Die Bedeutsamkeit dieser Definition des Aristoteles werden wir erst dann recht erkennen, wenn wir sie mit einer anderen von Theodectes gegebenen zusammensstellen, welche uns Quintilian aufbehalten, und welche lautet**): das Ziel der Rhetorik sei, den Hörer nach der Absicht des Redners zu lenken, ducere homines in id quod actor velit; Corax aber, den man den Erfinder der rhetorischen Kunst nennt, definiert sie als die Erzeugerin der Ueberredung: ἡ τροχὴ ἐστὶ πειθοῦς δημιουργός. Aristoteles entfernt sich von allem Unwahren, von allem gesuchten Effect und schneidet ihm sogleich durch seine Erklärung die Wurzel ab, indem er sagt, das Geschäft der Redekunst sei nicht τὸ πείθειν; sondern wie der Arzt auch da seine Kunst mit Erfolg übe, wo die Gesundheit nicht zu erlangen sei, so führe die Rhetorik auch nur möglichst zur Wahrheit.

Ferner wird cap. 2***) die Rhetorik ein ἐπεισμημα der διαλεκτικῆς genannt, und zwar fügt Aristoteles hinzu,

*) S. cap. I. p. 4. 26. sqq. h. τὸ ἐνδεχόμενον πιθανόν — dem ἀναγκαῖον entgegengesetzt — das Mögliche — was sein kann — denn in diesem Gebiete bewegt sich meist die Rhetorik; die Dialektik dagegen in dem ἀναγκαῖον.

**) Fragm. 7. Quint. Inst. II. 15. 10.

***) Pag. 6. 25. b.

so wie ich schon im Anfang bemerkt habe. Den Ausdruck $\epsilon\upsilon\sigma\iota\sigma\mu\alpha$ *) indes finden wir nicht in der ersten Angabe; sein Sinn muß demnach in dem Worte $\alpha\epsilon\tau\iota\sigma\tau\omicron\pi\omicron\varsigma$ verborgen sein, und so ist es in der That. Es könnte jemand hier an $\mu\iota\mu\eta\sigma\iota\varsigma$ denken, ein Wort, das uns sogleich deutlich wird, sobald wir den Künstler als den $\mu\iota\mu\eta\tau\eta\varsigma$, als den Nachahmer einer endlichen Erscheinung, oder der ewigen Idee erkennen; jedoch nach unserer Erklärung von $\alpha\epsilon\tau\iota\sigma\tau\omicron\pi\omicron\varsigma$ ist an solch eine $\mu\iota\mu\eta\sigma\iota\varsigma$ der Dialektik nicht zu denken**). Sondern Aristoteles

*) Ueber $\epsilon\pi\omicron\sigma\theta\epsilon\lambda\epsilon\gamma\mu\alpha$ und $\epsilon\upsilon\sigma\iota\sigma\mu\alpha$ cf. Plat. Parm. p. 132. Die Imitation ist nicht bloß durch die $\mu\epsilon\theta\epsilon\tau\iota\varsigma$ etwas, sondern enthält eigene dialektisch-analytische Elemente.

**) Für diejenigen, welchen der Begriff der $\mu\iota\mu\eta\sigma\iota\varsigma$ in dem hier angegebenen Sinne, wie ihn die Kunst nimmt und wie er in der Kunstlehre zu Grunde gelegt wird, weniger geläufig sein sollte, erinnere ich an eine Weise derselben, die B. v. Humboldt in seinem Aufsatz: „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ (Werke I. 1–25.), für diesen im Unterschiede vom Dichter an giebt. p. 8. „Die historische Darstellung ist wie die künstlerische Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen (doch ist hier der Begriff des Nothwendigen festzustellen — ob es die $\alpha\lambda\eta\theta\epsilon\alpha$ des Schicksals sei, oder das begreife, was zur Darstellung einer Sache erforderlich ist — diesen Unterschied sagt Humboldt nicht klar auf), die Absonderung des Zufälligen . . . Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen: durch unmittelbares Nachbilden der äußeren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorübergehendes Studium der Art, wie die äußeren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen (hierauf knüpft sich auch die Schädellehre), durch die Abstraktion ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboten wird, daß sie neben der buchstäblichen Uebereinstimmung

bezeichnet die Rhetorik als ein *ὑπόμνημα* der Dialektik, als eine ähnliche, derselben Grundidee entsprossene, aber sich anderer Mittel bedienende Bildung, ganz wie wir es bei *ἀντιστοιχία* gesehen haben. Das *ὑπόμνημα* nun und die *ὑπόμνημα* sind wohl einem jeden geläufig, der nur an die Hemidopathie denkt, die man auch als eine ähnliche Nachbildung der medicinischen Wissenschaft bezeichnen könnte; und da aus der Logik das Verhältniß des Ähnlichen, des *ὑπομνημα*, als bekannt vorauszusetzen ist, genügt es hier anzugeben*), es falle dasselbe unter die Betrachtung des Qualitativen, während die Verhältnisse der Gleichheit das Quantitative treffen, die des Einen und desselben aber der Substanz gehören. So geht aus dem Worte *ὑπόμνημα* ein sich qualitativ Entsprechendes, ein Relatives, hervor, und demgemäß haben wir die Rhetorik in ihrem Verhältniß zur Dialektik zu bestimmen.

Nach diesen Angaben können wir nun genau den Begriff der Rhetorik bestimmen. Sie ist von derselben Substanz mit der Dialektik und theilt mit ihr den Charakter der Allgemeinheit, indem sie sich nicht auf eine einzelne Wissenschaft bezieht, aber sie ist von derselben eigenschaftlich verschieden. Darüber noch ein Wort. Wir haben hier nach philosophischer Bestimmung ein Etwas und ein Anderes**), was bei einem gegenseitigen Entsprechen die lateinische Sprache durch *alter* ausdrückt,

mit der Natur noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der größte Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verunkeltete, innere Wahrheit der Verhältnisse offenbar zu machen.“ Daraus erläutert sich der Begriff der Nachahmung.

*) Diese I. p. 13.

**) Hegels Log. I. 122.

ein wahres ἀντιστοιχέον *); wir gewinnen dadurch ein Paar, eine Dualität: damit ist dann Cicero's: ex altera parte respondet vollkommen gerechtfertigt, und wenig hat ihn z. B. P. Victorius verstanden, wenn er sagt **): Apertius vicinitatem, affinitatemque illarum comprobasset, si relictis contrarietate, quae inter ipsas versatur, similitudinis tantum mentionem fecisset. — So ist denn auch zu verstehen, daß Aristoteles die Rhetorik (cap. 2) einen Theil der Dialektik nennt ***), μέρος τῆς διαλεκτικῆς, nicht als ob sie unter der Dialektik mitbegriffen wäre, sondern sie ist ein Theil derselben, insofern sie von derselben Substanz ist, oder sie ist, und dies macht den Gegensatz, ein ὁμοίωμα derselben †).

Was nun ferner die Stellung der Rhetorik unter den übrigen philosophischen Wissenschaften betrifft, so rechnet Aristoteles darüber zunächst cap. 4 ausführlicher, und zwar betrachtet er dort erst ihr Verhältniß zur Analytik; später werden wir das zur Logik, zur Ethik und zur Politik bestimmt sehen. (S. darüber S. 14. 5. b.)

*) Hegels Log. I. 125.

**) Apud Cic. l. 1. p. 3.

***) Ueber den Unterschied von Eigenschaft und Substanz, s. dafür noch Hegels Log. I. 118—119.

†) Bezüglich auf die λέξις oder den Ausdruck, werden wir dem Worte ἀντιστοιχέον im 1ten Buch cap. 9 wieder begegnen. — Ueber den ganzen Begriff des ἀντιστοιχέον, d. h. in wiefern, was von einer Sache ausgesagt ist, auch auf eine andere Anwendung findet, die mit ihr in logischer Verbindung steht, vgl. man den Anfang der Anal. pr. des Aristoteles, wo er von der Umkehrung der Urtheile überhaupt handelt. Ist daher die Rhetorik ein Theil der Dialektik, so findet einiges Dialektische nicht seine Anwendung auf sie, wie weiter unten für die Form des Beweises gezeigt werden wird.

Zu betrachten sind nur noch die *ἐναντία*, auf welche sich Dialektik und Rhetorik gleichmäßig beziehen sollen, woran sich näher darstellen wird, in wie fern sich die Rhetorik und Dialektik von den andern Wissenschaften unterscheiden; τῶν μὲν οὖν ἄλλων τέχνην οὐδεμία τὰναντία συλλογίζεται, ἣ δὲ διαλεκτικὴ καὶ ἡ ῥητορικὴ μὲναι τοῦτο ποιῶσιν. ὁμοίως γὰρ εἰσιν ἀμφοτέραι τῶν ἐναντίων. p. 4. 13. sqq. b. An diesen Worten stellt sich der Charakter der Rhetorik als eines ὁμοιώμα der Dialektik vollends dar. Aristoteles also sagt von den andern Künsten, οὐδεμία τὰναντία συλλογίζεται: keine andere beschäftigt sich mit dem Begriff der Gegensätze.

Zuvörderst erscheine der Ausdruck τέχνη, Kunst, nicht in dem engen Sinne, in welchem wir Kunst nur von den freien Künsten nehmen, sondern Kunst ist den Griechen die kunstmäßige Behandlung auch jeder Wissenschaft, Kunst ist alles durch die Thätigkeit des Geistes Hervorgebrachte, im Gegensatz des Naturproducts, sobald eben diese Thätigkeit eine schöpferische, freie und bewußte ist, und sich dadurch auch von der Handwerkersthätigkeit unterscheidet; daß die Schönheit dabei gesetzgebend sei, versteht sich in Griechenland von selbst. Auf diese Weise tritt dann Kunst auch für die Wissenschaften ein, und das Technologische ist keinesweges auf das beschränkt, was man jetzt Technologie benennt. (cf. 6. 3. b.) Wer auf's Gerathewohl handelt, εἰς, bildet den Gegensatz zum Künstler (cap. 1. 3. 6. b.); was aber das Werk der Kunst sei, sahen wir gleich im Anfang von Aristoteles angegeben; „sich der Ursache, des wirkenden Grundes, der αἰτία einer Erscheinung bewußt werden, ist Sache der Kunst," p. 1. 3. 10. b. τὴν αἰτίαν θεωρεῖν, τὸ δὲ τοι-

οὗτων ἕδω πάντες ἀν ὁμολογήσαιεν τέχνης ἔργον εἶναι. Dann handelt er von denen, welche bisher die τέχνη τῶν λόγων, also die Theorie der Redekunst, sagen wir, behandelt haben; so daß jedes kunstmäßige Denken, alle Theorie, welche sich des Grundes einer Sache bewußt zu werden strebt, jede Grundlage einer Wissenschaft, unter den Begriff der Kunst fällt. Allerdings ist Denken eine Kunst, welche die meisten Menschen aufs Gerathewohl ausüben, denn es fordert Methode, und diese ist nach Simpl. in Ar. phys. fol. 4. . . ἡ μετὰ ὁδοῦ τινὸς εὐτάκτου πρόοδος ἐπὶ τῇ γνωσκόνῃ (bei Dief. 1. p. 170. Not. *). Vergl. Aristoteles Met. A. 4.

„Von den andern Künsten also (Theorien, Methoden), sagt Aristoteles, faßt keine die Gegensätze im Begriff auf; das thun allein Rhetorik und Dialektik.“ — Ich habe in dieser Beziehung schon oben (p. 30.) auf das vierte Buch der Metaph. hingewiesen, wo die Dialektik als die Wissenschaft der allgemeinen Gegensätze bezeichnet wird (Viele I. p. 44. ff. **). Es heißt daselbst, die Metaph. beschäftige sich mit dem objectiven Seyn und den Eigenschaften desselben, die an und für sich Geltung haben; während die andern Wissenschaften nur einen Theil des Seynenden für sich ausscheiden. Weiter beziehe sich diese Wissenschaft an und für sich auf die begriffsmäßige Bestimmung der Unterschiede des Seynenden; wobei Aristoteles auf eine frühere Auseinandersetzung verweist, ἐν τῇ ἐκλογῇ τῶν ἐναντιῶν; siehe darüber Brandis Ar. lib. p. 10. sq.

*) Aus der Bedeutung der Methode ergibt sich die Bedeutung Hegel's für die neuere Phil.; die andern redeten einig.

**) Vergl. meine Schrift: Princip d. Bösen, unter Arist. Z. 337. — τῇ πρώτῃ οὐκ ἐναντιῶν.

Besonders gehöre hierher der Gegensatz. Während sich nun jede einzelne Wissenschaft und Kunst mit den in ihr zur Sprache kommenden Gegensätzen zu beschäftigen hat, wie etwa die Malerei mit dem clair-obscur, die Musik mit dem Hohen und Tiefen, so gehört die Zurückführung der allgemeinen Gegensätze auf ihren Begriff der Dialektik an, der Metaphysik oder überhaupt der philosophischen Betrachtung: sie erst giebt uns auch z. B. den Begriff des Hellen und Dunkeln; die Malerei führt ihn aus.

Eben dies nun, sagt Aristoteles, tritt ein für die Rhetorik, und wir werden es z. B. gleich im Eingange des vierten Kapitels bestätigt sehen, wo es sich für den beratenden Redner handelt um Erkenntniß des Gegensatzes zwischen Gutem und Bösem, p. 13. 27. sq. ὅν ἡ ἀρχὴ τῆς γενέσεως ἐστὶ ἡμῶν ἐστίν. Mit einem Worte, es muß der Redner von richtigen Principien ausgehen, muß Recht und Unrecht im Princip, nach seiner ἀρχὴ und seinem λόγος zu scheiden wissen, nicht bloß auf's Gerathewohl; dann allein kann er auch gesunde Argumente für seine Behauptungen beibringen, und die einzigen Wissenschaften für diese Erkenntnisse sind die Dialektik und die Rhetorik.

So wird die ganze Stelle verständlich sein, p. 4. 9. ff. ἐν δὲ τὰν ἀντίθετον δόξαντας πειθεῖν: wie der Arzt, der das Gift kennt und das Heilmittel, oder der Staatsmann das Zerstörende und das Erhaltende, τὰ ἐναντία: nicht „entgegenge setzte Ansichten,” sondern wirklich — die Gegensätze; eben so unrichtig, „Dialektik und Rhetorik sind entgegengesetzten Behauptungen gleich dienlich *).“ Auch heißt es

*) Die Uebersetzung von Anselm, p. 12.

(p. 4, 16.): Τὰ μέντοι ὑποκείμενα πράγματα οὐχ ὁμοίως ἔχον, ἀλλ' αἰεὶ τάληθ' καὶ τὰ βελτίονα τῇ φύσει εὐσολογιστότερα καὶ πιθανώτερα, ὥς ἀπλῶς εἰπεῖν: die zu Grunde liegenden, die zu behandelnden Gegenstände sind nicht gleichgültig. . . . Weisern sich indeß Dialektik und Rhetorik in Bezug hierauf und auf die ἐναντία unterscheiden, gehört der weiteren Darstellung an.

Verhältniß der Rhetorik zur Analytik.

Wir haben hierbei zu wiederholen, daß Aristoteles die Rhetorik nur als Resultat vieler anderen Disciplinen hinstellt, denn, sagt er (cap. 4.): wer die Dialektik und die Rhetorik nicht als δυνάμεις auffaßt, d. h. als allgemein logische Mächte, sondern als exacte Wissenschaften, der verderbt sie, zerstört ihre ganze Natur, indem er, aus dieser heraustretend, sie auf bestimmte Gegenstände beschränkt, auf ἐπιστήμαι ὑποκειμένων τινῶν πραγμάτων, und sie nicht nach ihrem logischen Charakter auffaßt, ἀλλὰ μὴ μένον λόγων. Und für die Rhetorik meint er es noch stärker ausdrücken zu müssen, in Bezug auf die Erkenntniß des Guten, daß sie weit entfernt sei, dessen Wesen bestimmen zu können, und manche ihr eine zu große Kraft für Ergründung des Wesens der Dinge zugeschrieben hätten; denn für das Gute und für die Dinge, welche unter die Verathung fielen, komme dies einer τέχνη

ἐμψρονετέρα *) καὶ μᾶλλον ἀληθινὴ zu, einer realeren und wahrhafteren Kunst, die nämlich wirklich reale Gegenstände behandelt. Dies erläutert uns noch weiter den Ausdruck, die Rhetorik sei ein Theil der Dialektik. Wir sehen daraus schon ihre etwas beschränkte Stellung unter den philosophischen Disciplinen. Sie besteht nämlich, wie es nun weiter heißt, aus der analytischen Wissenschaft und derjenigen politischen, welche sich auf die Sitte bezieht **).

Der Analysis entgegen steht die Synthesis. Ich will diese der Logik angehörenden Begriffe hier nur durch einige Worte von Kant erläutern; er sagt ***): „In meinem Vermögenszustande ist mehr bei hundert wirklichen Thalern, als bei dem Begriff derselben, oder bei ihrer Möglichkeit, denn der Gegenstand ist bei der Wirklichkeit nicht bloß in meinem Begriffe analytisch enthalten, sondern kommt zu meinem Begriffe (der eine Bestimmung meines Zustandes ist) synthetisch hinzu, ohne daß durch dieses Seyn, außer meinem Begriffe, diese gedachten hundert Thaler selbst im mindesten vermehrt würden.“ Die Analysis bezieht sich danach auf die Begriffe und die Denkformen, und Aristoteles giebt den Inhalt seiner Analytiken demgemäß so an: es beziehe sich diese Lehre auf Beweisführung und die beweisführende Wissenschaft, die ἀπόδειξις und ἐπιστήμη ἀποδεικτική, sodann erkläre sie; was ein Satz sei, eine πρότασις, eine Definition, ὁρος, und was ein Schluß, συλλογισμός, ein vollkommener und

*) Ueber ἐμψρων cf. cap. 2. p. 10. 32. b. Es steht im Verhältniß zu einem ὑποκείμενον.

**) Pag. 14. b., auch für das Obige.

***) Bei Hegel, Log. I. 81.

ein unvollkommener; endlich zeige diese Betrachtung, was es heiße, daß etwas in einem Dinge ganz enthalten sei, τί τὸ ἐν ὅλῳ εἶναι ἢ μὴ εἶναι τὸδε τῶδε, und wovon wir sagen, es komme allein oder keinem zu, τὸ κατὰ παντός ἢ μηδενὸς κατηγορεῖσθαι*).

Wir sehen darin eine logisch-formale Wissenschaft gezeichnet, an der die Rhetorik ihrer Form nach auch Theil hat, als ein μέρος, und zwar so, daß sie, nach einer Seite hin, aus ihr besteht. Aristoteles erwähnt dieses Verhältniß schon einmal im zweiten Kapitel: ὅλῳ δ' ἑαίν καὶ τοῦτο ἐκ τῶν ἀναλυτικῶν**) sagt er, nämlich daß man auf Nothwendiges aus dem Nothwendigen schließen müsse, ἀναγκαῖα ἐκ ἀναγκαίων, das lehre die Analytik. Zum Unterschiede von der Analytik giebt er dann für die Rhetorik an, daß das Euthymema nur zum Theil auf dem Schluß der Nothwendigkeit beruhe, sie müsse sich öfter mit bloßen Anzeichen genügen lassen. Weiter bleibt zu bestimmen das Verhältniß zur Topik***).

Verhältniß der Rhetorik zur Topik.

In unserer Sprache hat sich manchem unbewußt eine Bestimmung derselben erhalten. Wir sagen: er redet

*) Anal. pr. I. 1.

**) Pag. 7. 3. 7.

***) Cap. 2. lin. p. 11. 7. b.

in Gemeinplätzen; das sind die *loci communes*, die *τοκοι κοινοί*, die in der Rhetorik auch eine so große Rolle spielen. Cicero (*Top.* I.) definiert sie, nach Aristoteles, als die *disciplina inveniendorum argumentorum*, und nennt die *τοκοι*, die *ars inveniendi*, daß man nämlich irgend einen Gegenstand sogleich unter seine allgemeinere Beziehung zu ordnen wisse, ihm gleich seinen Platz anzuweisen verstehe. Dies ist eine außerordentlich wichtige und folgenreiche Untersuchung und Kenntniß; wer sie besitzt und mit richtigem Tact anwendet, ist in jeder Wissenschaft und bei jeder Verhandlung bestimmt etwas Bedeutendes zu leisten und eine Menge von unnützem Hin- und Herreden zu ersparen. Der Jurist, der Staatsmann, der Arzt können als Beleg dienen; sie müssen aus einzelnen Zeichen schließen, das Genus einer Sache bestimmen, und haben gewonnenes Spiel, wenn sie den Nagel auf den Kopf treffen, da ja bei Behandlung des einzelnen Falles alles darauf ankommt, unter welchen allgemeinen Gesichtspunkt ich ihn fasse. Das sind also ganz andere Gemeinplätze, als die gewöhnliche Rede sie angiebt, und die für unseren Zweck bei der gerichtlichen Beredsamkeit von der allerhöchsten Wichtigkeit sind. Talleyrand's Ausspruch: „Bringen Sie mir drei geschriebene Worte von jemand, und ich lasse ihn hängen," gehört hierher; denn der Redner weist den Dingen ihren richtigen Platz an, ihre allgemeine Beziehung*). Es geben nun die *Topen***) „die Gesichtspunkte oder allgemeinen Denkformen für die

*) J. A. Nord oder Todschlag: eigenmächtige Selbsthülfe oder Straßenraub: wie dies neuerlich, bei Selbsthülfe gegen einen Executor auf der Landstraße, vorlag.

**) Siehe II, p. 381.

Entwicklung einer Sache an*), welche in ihrer Allgemeinheit auf Gegenstände des Rechts, der Natur, des Staatslebens und viele andere Gegenstände verschiedener Art anwendbar sind." Aristoteles giebt den Gegenstand der Topika folgendermaßen an (cap. 1.): „Gegenstand dieser Bücher ist die Methode aufzufinden, dergemäß man aus dem Wahrscheinlichen über jeden Satz und jedes Problem reden könne, (συλλογίζεσθαι nämlich, logisch) und zwar so, daß wir in unserer Darstellung nichts Widersprechendes vorbringen. Deshalb ist über den Syllogismus zu handeln, und zwar den dialektischen Syllogismus,“ im Unterschiede nämlich vom rhetorischen.

Daraus wird uns der Schluß des zweiten Kapitels verständlich werden, wo es heißt**): die meisten Enthymemen sind aus den besondern Gebieten der Wissenschaft entnommen***), τῶν εἰδῶν τῶν κατὰ μέρος καὶ ἰδίῳν, seltener aus den gemeinsamen Gebieten, ἐκ τῶν κοινῶν. So müsse man nun, wie in den Topika, auch hier für die Enthymemen unterscheiden die εἰδῆ und die τόποι, aus welchen man sein Argument zu holen habe, ἐκ ὧν ληπτέον†): εἶδος aber erklärt Aristoteles, die jedem Gebiete eigenthümlichen Sätze, τὰς κατ' ἑκαστον γένους ἰδίαις προτάσεις, τόποι jedoch, die allen gemeinsamen, τοὺς κοινούς ἑκείνων πάντων††).

Danach läßt sich nun das Verhältniß der Rhetorik,

*) Argumentum. Cic. l. I.

**) Pag. 11. 4. b.

***) Siehe II. p. 582.

†) Nach des Arist. Gebrauch von λαμβάνειν, sumere, . . . διπῶς ληπτέον ὁ διαλεκτικός συλλ. Top. I. 1.

††) 11. 9–10. b.

der Dialektik, der Topik und endlich diejenige Wissenschaft, welche die Principien behandelt und aufstellt, genau angeben. Weder Dialektik noch Rhetorik beschäftigen sich mit den Principien; ἀλλ' ἕκαστη ἔχει τὰς ἀρχάς; diese gehören den besonderen Wissenschaften als ihr ὑποκείμενον. Wer sie auffaßt, sagt Aristoteles, der entfernt sich von der Rhetorik und der Dialektik, je mehr er in das Besondere eingeht, denn weder die eine noch die andere vermögen einen Satz im Princip zu begründen, sondern dies gehört der Wissenschaft an, deren Princip wir berührt haben. Diese unterscheiden sich nach ihrer Gattung, εἴδει διαφέρει, und physische Principien könnten nicht für die Ethik beweisend sein (cap. 2. 1358. 14. sqq. B.). Die allgemeinen Principien oder ἀρχαὶ der Dinge nun behandelt bei Aristoteles die Metaphysik; die besonderen, das ὑποκείμενον einer jeden Wissenschaft, behandelt diese, und weder Rhetorik noch Dialektik können jemand darüber unterrichten*), καὶ οὐκ οὐδὲν περὶ οὐδὲν γένος ἔμπονα. Wenn also Dialektik und Rhetorik insofern zusammenhängen, daß die Rhetorik aus jener das formell oder logisch Allgemeine schöpft, so be-

*) Aus diesem Auseinanderfallen der Begriffe, der Principien und der Methode, als etwas rein Formalem, ist der Unterschied der alten und der neuen Philosophie herzuweisen, indem diese alles aus dem logischen Princip deduciren will, die alte ein ruhendes ὑποκείμενον annimmt, ein nicht erst aus dem Ordanken gewordenen, sondern ein ewiges. cf. Hegels Log. I. 95. — Schelling wurzelt so vielfach in der antiken Anschauung; die Synthesis und die Methode der neueren Philosophie ging an ihm zum Theil spurlos vorüber. Den Uebergang macht allerdings schon Ar. durch Bestimmung des Zweckbegriffs (Begründung der Immanenz); aber er offerirte Platons Jeral. Hegel gab die Methode; nun indeß handelt es sich um die ἐπιστήμη.

darf sie von einer andern Seite her der Ergänzung, wie wir eben bei Kant sahen, der Synthesis, durch inhaltvolle Wissenschaften, und unter diesen steht obenan die Ethik, so weit sie auch die Politik begründet.

Verhältniß der Rhetorik zur Ethik und Politik.

Ἡ ῥητορικὴ οὐκ αἰτεῖται μὲν ἕκ τε τῆς ἀναλυτικῆς ἐπιστήμης, καὶ τῆς περὶ τὰ ᾗδη πολιτικῆς*): beide Wissenschaften haben ein bestimmtes Ganzes, ein ὑποκείμενον, zu ihrem Gegenstande. Damit verbinden wir so gleich die Stelle (cap. 2. p. 6. 19. sqq. b.): ὥστε συμβαίνει τὴν ῥητορικὴν, ὡς παραφύετι τῆς διαλεκτικῆς εἶναι, καὶ τῆς περὶ τὰ ᾗδη πραγματείας, ᾗν δίκαιόν ἐστι προσαγορεύειν πολιτικὴν.

Wir haben gesehen, in wiefern die Rhetorik gleichsam ein παραφύετι, ein Nebenschöß der Dialektik ist, zwei Stämme aus einer Wurzel; jetzt bleibe dasselbe für die Politik zu untersuchen.

Aristoteles beginnt seine Lehre vom Staat mit dem folgenden Sage: „Da wir sehen, daß jeder Staat eine Art von Verein ist, jeder Verein aber irgend eines Guten wegen zusammengetreten ist — denn um des als gut Geltenden willen thun alle Alles — so ist offenbar,

*) Pag. 14. 6. sqq. b.

daß zwar Alle nach einem Gute zielen, ganz besonders aber nach dem vorzüglichsten von allen Gütern, der aller-vorzüglichste und alle die anderen umfassende Verein. Dieser aber ist der sogenannte Staat und der Staatsverein."

Hierdurch ist der innere Zusammenhang zwischen Ethik und Politik festgestellt; nur behandelt jene das Gute im Princip und in seiner Erscheinung am Einzelnen, die Politik aber in der Gemeinschaft des Staats. Deshalb nennt nun Aristoteles nicht die Rhetorik einen Theil der Ethik, sondern sagt, sie beziehe sich auf die Politik, insofern diese die Sitte behandle, τὰ ἤθη? Dies geht aus ihrer allgemeineren Natur hervor; denn die Rhetorik ist nicht Lehrerin der Moral für den einzelnen Fall, sondern, wie sie mit der Dialektik die Principienfragen gemein hat, so geht die Sitte sie auch nur an in ihren allgemeinen und ihren höchsten Beziehungen im Staatsverbande: auch hat sie in diesem nicht blos die particulären Fragen zu behandeln, wie etwa die einzelnen Fälle vor Gerichte, worauf sie wohl manche haben beschränken wollen, sondern es gehen sie nur die allgemeinen Fragen nach dem Wohl und Wehe eines Staats an, wenn man sie in ihrem Grunde und im Ganzen betrachtet; gerade wie es nicht eine medicinische Wissenschaft für den einzelnen Fall gebe, sagt Aristoteles, für Hans oder Kunz, sondern sie stelle die allgemeinen Lehren, die Theorie auf *).

Damit zeigt sich uns schon das Bild eines Redners,

*) Ebenso wie bei der gesetzgebenden Thätigkeit nicht alle einzelnen Fälle zu behandeln sind, sondern es sind die leitenden Grundsätze aus der richtigen Erkenntniß des Wesens einer Sache aufzustellen. Denn Principien zwar kann mancher aufstellen; es kommt aber darauf an, ob sie auch haltbar sind.

der als Staatsmann sich an die Spitze des Staats stellt und seine Lebensfragen behandelt. Die Dialektik hat ihn über alles Ewige unterrichtet; die Politik fordert von ihm Kenntniß des Guten und des Heils, welches die Menschheit durch den Staatsverband zu erreichen strebt *). Mit beiden ausgerüstet, tritt er indeß unter bestimmten Verhältnissen, bei bestimmten durch Gesetze geordneten Zuständen, vor eine irgendwie durch Gemüthsbeziehung, oder Eindruck oder Leidenschaft bestimmte Menge, welche er richtig aufzufassen und zu einem guten, heilsamen Beschluß zu lenken hat **). Das soll die Rhetorik leisten in Bezug auf die Politik, und so besteht dieselbe aus der Dialektik und Politik. Die fünf Punkte nun, worüber ein politischer Redner sich zu verbreiten habe, wie sie p. 14 aufgezählt werden, das Budget ic., überlassen wir der einzelnen Darstellung und nehmen nur den Zusammenhang der ersten Stelle auf, p. 6. Der Theil der Politik, mit welchem wir es hier zu thun haben, betrifft die Sitte, τὰ ἤθη, die Tugenden, ἀρεταί, und die Leidenschaften. Deshalb muß der Redner die Natur einer jeden Leidenschaft insbesondere kennen, ihre Beschaffenheit und wie sie entsteht und woraus. Neben diesen τὰ ἤθη ist Sitte und Charakter eines Volkes ein Hauptmoment, nicht bloß die

*) Orator, der alte römische Ausdruck für Gesandter, oratores faciales. Cic. Leg. II. 9. Liv. I. 13. etc. Virg. A. II. 331.

**) Es sind dieses die τὰ ἤθη, und man wird sich erinnern, daß Sokr. seine Apologie mit den Worten beginnt, ἔτι τι πάλιν ἔλεγε, ὦ Ἄ. Ἄ., περὶ οὗτοι ὑπὸ τῶν ἑσῶν κατηγορούμενοι, οὐκ οἶδα. „Was wohl Euch, i. A., meine Ankläger angethan haben, weiß ich nicht.“ — Sokr. — d. h. in welcher Gemüthsverfassung such m. A. verlegt haben . . . unter welchem τὰ ἤθη ihr seid . . .

augenblickliche *Être* *), der eben nur vorübergehend erregte Zustand, sondern die stehende Grundlage des Charakters, die Sitte: ob ich es mit leicht erregbaren, mit heftigen und zu Thätlichkeiten geneigten Leuten zu thun habe, qui ont la tête près du bonnet**), oder mit besonnenen, materiell Rechnenden, wie mit einem Handelsvolke, mit der *pl-bs* oder den Vornehmen. Denn nirgend gilt es wohl mehr, mit weiser Vorsicht zu verfahren, als in der Politik, und kein Stand erfordert eine so solide Grundlage der Erkenntniß und der Handlungen, als der eines Staatsmannes und Redners. Deshalb giebt es in allen Staaten neben einer großen Anzahl von Geschäftsmännern stets nur so wenige Staatsmänner, wie wir ja die Klage des Cicero über ihre *paucitas* schon vernommen haben; denn sie bilden sich nicht in den Kanzleien***).

*) Ueber *καλός* und *Être*. s. Ar. Kat. *πολύ*.

**) Die *Gloire* bei den Franzosen; *Feerd* und *Heimath*, *angestammte Fürsten*, bei den Deutschen. Deutsche in *Algier* verstehen nicht die *Proclamations pour la gloire*. Wer mit *Jallabaff* sagt: *Das ist Ehre u.*, auf den wirken die materiellen Interessen.

***) Gleichwie die Rhetorik im Verhältnis zu den andern philosophischen Wissenschaften wieder herzustellen ist, muß sie auch als integrierender Theil der Politik wieder aufgenommen werden; denn als solchen betrachten sie die Alten durchaus, da sie von der Politik die richtige Erkenntniß haben, daß sie ein Verhältniß Denkender zu Denkenden sei, nicht aber das Erheben einer einzigen bevorzugten Intelligenz; über die Häupter von Millionen willenloser Geschöpfe, denen dieselbe sich allein bestimmend gegenüberstellt. Auch handelt es sich in der Politik nicht um Glauben und persönliche Ueberzeugung, sondern um Erkenntniß des Rechts, und es kann ein Herrscher die besten Absichten hegen für das Wohl des Volks, ohne Jemanden zu befriedigen, sobald er mit jener vortrefflichen Absicht nicht die Einsicht in das verbindet, was die Alten als die alleinige Würde des Mannes preisen:

So ist die Rhetorik eine gemeinsame Frucht der Dialektik und der Politik. —

Es bliebe nun noch die ganze Haltung der Rhetorik zu betrachten, d. h. die Art, wie sie im Allgemeinen ihren Gegenstand zu behandeln habe, was Aristoteles mit einem Worte so ausdrückt: „es rede der Redner nicht für den Richter“, *πρὸς τὸν δικάστην*, p. 1. 16. sq. b. — Erinnern wir uns auch dabei, daß die *Πειθώ*, die *Suada*, in Athen einen berühmten Tempel hatte*), und daß wir es also nicht mit schlechten Redekünsten oder mit juristischen Kniffen zu thun haben, welche nur den Gegner zu überlisten trachten, sondern mit einem wahrhaften, einem göttlichen Princip, das nur sachgemäß auftreten kann, wo es in seiner höchsten Auffassung durch die Philosophie erscheint.

Der Areopag, dieser würdigste Richterhof Athens, hatte verboten *ἔξω τοῦ πρᾶγματος λέγειν*, sich bei seiner Darstellung von der Sache zu entfernen, d. h. nicht auf Leidenschaft, auf Mitleiden, Zorn, Furcht, sollte bei dem Richter hingewirkt werden, sondern rein und klar durfte

das hohe Selbstgefühl, das sich auch seinerseits bewußt ist, nicht dem Schlechten zu dienen, und das seinen Willen, worin sein ganzes Menschsein sich concentrirt, auch will anerkannt sehen. Als Mittel zu solcher Seelenleitung freier Menschen werden wir die Rhetorik erkennen und sie deshalb der Politik wieder einverleiben, sowohl in der Wissenschaft, als besonders in der Praxis; nur so kann der widerliche Begriff einer unheillosen Perde unter einem alleinweisen Hirten, ein Begriff, der alle Ehre mit Füßen tritt, endlich verschwinden. „Zur Wissenschaft des Staats gehört jene mit der königlichen Kunst in Verbindung stehende Rednergabe, welche durch überzeugende Empfehlung des Gerechtigen die Verhandlungen im Staate leiten hilft.“ Plato, Staatsmann. p. 304.

*) Paus. I. 22. Ebenso in Sicilien. I. I. II. 7.

man ihm nur die Sache vortragen. Man sieht, die Götter wurden nicht bloß äußerlich und nebenher verehrt, sondern sie hatten wirklich einen Einfluß auf die Gesetzgebung; nicht wie es wohl in manchen Ländern schöne Theorien giebt, neben denen eine ganz anders lautende Praxis hinläuft.

Wenn ich mich an einen Richter wende und halte mich dabei nicht rein an die Sache, sondern suche auf das Gemüth des Richters einzuwirken, so ist dies eben so, meint Aristoteles in seiner einfachen Ausdrucksweise, als wenn man ein Richtmaas, dessen man sich bedienen will, erst krumm biegt, *ποικίλεις στρεβλόν*. p. 2. 1. b. Man weiß, wie oft in allen Ländern, besonders wo Geschworne zu Gerichte sitzen, geklagt wird, es seien Einschüchterungsversuche gemacht worden, und welcher Muth dazu gehört, daß ein Richter nach Lage der Sache spreche, ohne Ansehen der Person, und wie so gar häufig der Themis die Binde von den Augen genommen wird^{*)}. Daher ist das Gesetz für den Arcopag so höchst bedeutsam: „lege deine Sache rein vor, gehe nicht aus ihr hinaus.“ Die Sitzungen dieses Gerichts hatten, wie vielfach überliefert ist, etwas so Feierliches, daß Theophrast dadurch befangen aus seiner Rede fiel^{**)}, und in Bezug auf die obige Vorschrift rief ein Herold dem Redner zu: halte weder einen Eingang noch einen Epilog, *μὴτε προσημύλον, μὴτε ἐπισήμειον* ***).

*) S. Chamisso's Gericht, das Urtheil des Schemata.

**) Aelian. V. H. 8. 12.

***) Die Stellen, bei Bachsmuth, Fell. Ath. II. 1. p. 339. Poll. VIII. 117.

Wir haben damit die Grundlage aller Rhetorik angegeben, daß der Redner nämlich nur die Sache zu fragen habe und seinen Gegenstand nicht etwa aus äußeren Rücksichten verdrehe, damit nicht vielleicht irgend ein Feind für einen Anstoß finde: zugleich ist aber damit eine unendlich hohe Forderung aufgestellt; denn so viel leichter es ist, jemand zum Munde zu reden, als nach der Wahrheit, so viel leichter ist's, ein begünstigter Schwäger sein, als ein sachgetreuer Redner, der den Bürgermuth besitzt, le courage civil, der von mehreren gepriesen, als ausgeübt wird; denn er verlangt Kenntniß der Sache, nicht bloß Kenntniß der Schwächen einer machthabenden Person, und selbst unter Gefahren eine muthige Vertretung der gerechten Sache. Wir erkennen daraus die hohen Anforderungen, welche die Rhetorik stellt.

Aber nicht genug, daß der Redner sachgemäß rede, er muß auch kunstgemäß reden, sein Ziel kennen und die zum Ziel führenden Mittel richtig zu gebrauchen wissen. Dies ist unsere nächste Betrachtung, denn was Aristoteles insbesondere für den Richter und die Parteien vorschreibt, p. 2. 2. b. *Ἐν δὲ παντὶ* etc., haben wir bei der näheren Erörterung des γένος δικανικόν, der gerichtlichen Rede, zu erwägen.

Die Rhetorik als Kunst.

Pag. 1. 6. b. *Τῶν μὲν οὖν πολλῶν, οἱ μὲν εἰκὴ ταῦτα ὁρῶσιν, οἱ δὲ διὰ συνήθειαν ἀπὸ βίαιος. Ἐπει*

δ' ἀμφοτέρως ἐνδέχεται, ὁ γὰρ ὅτι εἴη ἂν αὐτὰ καὶ ὁδοποιεῖν. Δι' ὃ γὰρ ἐπιτυγχάνουσιν οἱ τε διὰ συνή-
θειαν, καὶ οἱ ἀπὸ ταυτομάτου, τὴν αἰτίαν θεωρεῖν ἐν-
δέχεται· τὸ δὲ τοιοῦτον ἥδη πάντες ἂν ὁμολογήσαιεν
τέχνης ἔργον εἶναι. Was ist nun der Begriff der Kunst?

— Aristoteles setzt sie hier dem Gerathewohl entgegen und scheint zunächst zu meinen, es müsse ein Mittel ge-
ben, die Beredsamkeit auf gewisse Regeln zurückzuführen,
den Grund der Erscheinungen in derselben zu zeigen, und
die Mittel anzugeben, wie man zum Zweck gelange. Ist
die Kunst eben nur dieses? Man könnte meinen, dies
sei eher für ein Werk des Mechanismus zu halten, indem
die meisten Menschen gewohnt sind, sobald von Kunst
die Rede ist, sogleich Genie damit zu verbinden und das
Wesen des Genies darin zu setzen, daß er mit ihm
selbst verbergenden göttlichen Antriebe, *instinctu divino*,
oder inspirirt handle, sich gleichsam in einem somnam-
bulen Zustande befinde durch Gottbegeisterung. Wenn
dem also wäre, dürfte niemand an eine Kunsttheorie oder
an eine Kunstlehre denken, und wir müßten es dem Zu-
fall überlassen, ob er irgend einen Genius zum Künstler
ausbilden möchte. Dieser Ansicht tritt indeß sogleich die
Erfahrung eines jeden entgegen, der auch nur entfernt
mit einem Künstler ist in Berührung getreten. Welche
Arbeit, welche jahrelange Ausdauer, welche Entsagung,
welcher übermenschliche Kraftaufwand wird nicht zu der
Ausübung irgendwelcher Kunst gefordert! Außerdem besitzt
jede Kunst ein besonderes Material, in dem sie arbeitet,
und dessen Kenntniß nicht gerade immer Genie voraussetzt:
Marmor oder Farbe kann jemand auch ohne Genie ken-
nen lernen; er wird auch den Meißel führen können,

wenn er sich dem hingiebt, und es kann jemand wissen, daß aus solcher Mischung solche Farbe entsteht: das alles kann gelehrt werden und gelehrt. So auch mit der Redekunst: der Philosoph erkennt ihr Wesen, ihr Ziel, ihre Mittel, und die richtige Theorie bringt dies in eine ordentliche Methode, und gleichwie jemand durch Zufall ein hübsches Bild entwerfen kann, aber deshalb noch kein Maler ist, ebenso ist jemand durch die Fertigkeit zu reden noch kein Redner. Griechenland läßt uns da nicht lange in den modernen Träumereien von Kunst, es sagt nicht, so ihr nicht redet wie die Kinder, könnt ihr nicht Künstler sein, sondern es verlangt, daß der Künstler ein selbstbewußter Mann sei, und daß er alle Mittel seiner Kunst vollkommen inne habe; gab ihm dann die Natur den Genius, sie zu beherrschen, neue Schöpfungen hervorzurufen, dann ist er wahrhaft ein Künstler, der nicht singt, wie der Vogel singt, sondern der handelt unter dem ewigen Wahlspruch der Erkenntniß. Deshalb sagt Aristoteles: *ὅτι δ' ἀπορρέουσιν ἐνδύματα . . .*^{*)}. Um hier nicht von dem *longus labor* zu sprechen, den auch Horaz in der Dichtkunst für die Poesie fordert, weil man dies für antik halten könnte, will ich nur an den Dichter Alfieri erinnern und an seine Anstrengung, sich in Besitz der reinen toskanischen Sprache zu setzen, weshalb er sich nach Siena zurückzog.

Was aber dann das Genie thut, ist jedem leicht erkennbar, wenn er sieht, wie von genialen Menschen die einfachsten Mittel auf die überraschendste Weise angewandt werden. So kennt jeder Anfänger in der Musik den

^{*)} Pag. 1. 7 — 8. b.

Odur Accord und mancher Musiker möchte ihn für zu gewöhnlich halten; aber wir können von Musikern das Gesändniß hören, daß, wenn Mozart ihn gebraucht, er ganz anders klingt, als wenn ihn irgend ein anderer Componist anwendet: und dies ist nicht Einbildung.

Eine solche Kenntniß seiner Mittel wird demnach von dem Redner verlangt, damit er wirke und künstlerisch wirke auf seine Hörer, sie zwingt zur Wahrheit, und damit er wirklich seine Kunst beherrsche. Deshalb fordert Plato wohl mit Recht, daß jemand, um sicher sein Ziel zu erreichen, *παρὰ λόγου καὶ ἐργῶ καὶ τέχνῃς* verfare *), und definiert im *Crat.* (414. B.) die *τέχνη* als eine *ἐπιστήμη*, als einen Zustand des selbstbewußten Geistes.

Wenn dies einen ungemeinen Abstand bilden möchte gegen den modernen, geselligen Dilettantismus, dem man oft den Namen der Kunst beilegt, so sehen wir auf der andern Seite, wie dem modernen Sinne die antike Kunst in ihrer Größe und Tiefe nicht wohl zusagt.

Streb'n uns diese weiten Hälten

In Gesichte, wie den Alten?

fragt Göthe, und er hat Recht; denn die strenge Methode der Alten und ihre großartige Auffassung der Sache erscheinen uns kalt; aber die wahre Kunst wird immer wieder ihr ewiges Recht geltend machen, und wir können daher wohl nun mit Uebergung aussprechen: keine Kunst ohne streng durchgeführte Methode **).

*) *Leq. I. 647. D.*

**) *τὸ δὲ τοιοῦτον . . . τέχνη ἐργον. p. 1. 10, und zwar entsteht daraus eine ἐπιστήμη ἐκ τῆς ἐργασίας, oder umgekehrt. In künstlerischer Beziehung erscheint dies im Allg. als Eptl; Kunststpl.*

Diese Darstellung ist nur noch durch einige Worte über ἔξις und διαθήσεις zu ergänzen *).

Ἐν μὲν οὖν αἰδῶς ποιότητος ἔξις καὶ διαθήσεις λεγέσθωσαν. διαφέρει δὲ ἔξις διαθέσεως τῷ πολὺ χρονιώτερον εἶναι καὶ μονιμώτερον. τοιαῦται δὲ αἱ τὸ ἐπιστῆμαι καὶ αἱ ἀρεταί . . . Διαθέσεις δὲ λέγονται ἃ ἔστιν εὐκίνητα καὶ ταχὺ μεταβάλλοντα, οἷον θερμότης . . . διακρίνεται μὲν γὰρ πῶς κατὰ ταύτας ὁ ἄνθρωπος, ταχὺ δὲ μεταβάλλει ἐκ θερμοῦ ψυχρὸς γινόμενος . . .

Danach bestimmt sich Rhet. cap. I. init. die συνέθεια ἀπὸ ἔξεως: Gewohnheit, Übung haben diesen Gegenstand schon zur altera natura gemacht, wie Aristoteles auch von langwieriger Krankheit sagt, sie sei schon περυσιωμένη — also ein dauernder Zustand im Redner διὰ συνέθειαν, durch fortgesetzte Kunstübung. —

Dem εἰκλῆ reden, würde die διαθήσις entsprechen, eine augenblickliche Anwandlung, gleich einer Krankheit, wie wohl mancher durch den Rausch beredt wird, wenn Bacchus die Zungen löst; dies ist keine ἔξις: mit dem Rausche ist die Beredsamkeit dahin. Man könnte dahin auch die διαθήσις rechnen, welche man wohl benennt: mit Zungen reden; so daß ein dem Menschen fremder Geist ohne sein Wissen und seinen Willen durch ihn spricht, und er durch ihn gleichsam beseffen ist, sich nicht selber mehr besüß, seiner nicht mächtig ist. Dies verflücht natürlich gegen die oberste Tugend des Redners und gegen die

*) Ar. Kat. S. — Diese, I. sagt: „Bestimmtes Verhalten . . . Anordnung.“ — es ist aber zu erklären: dauerndes Verhalten und augenblickliche Stimmung; ἔξις eine ἔξις: die Stimmung, eine διαθήσις. Ein Charakter ist nach seiner ἔξις physisch u.

Hauptforderung, welche der Griech' überhaupt an den Mann macht, gegen die Besonnenheit, die Σωφροσύνη. Für eine solche Verebsamkeit, die da erwartet, daß der Geist über sie komme, läßt sich dann allerdings keine Kunstlehre aufstellen, aber eben so wenig behaupten, daß sie die höchste Verebsamkeit bilde.

In wie schneidenden Gegensatz diese Forderung des Griechen mit den frommen Behauptungen mancher modernen Redner, besonders der Kanzelredner, trete, werden einige Stellen zeigen. So verlangt Harms (Mit Zungen reden. Studien und Kritiken. 1843. 3tes Heft, S. 281.): „ein Kommen der Gedanken, da sie mehr gefunden als gesucht erscheinen, unter der Freude, daß sie nicht ausbleiben, und einer Freude um meiner Zuhörer willen, um meinetwillen nicht, daß sie werden daran erbaut werden.“ Tholuk drückt sich noch überschwänglicher aus (Vorrede zum 2ten Theil seiner Predigten, S. XVII.): „Der Prediger, sagt er, wenn er von der Kanzel herunter kommt, muß Mutterfreuden fühlen, Freuden der Mutter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat.“ —

Das klingt fast kindisch gegen die ruhige Größe des Mannes und seine *δυσωφροσύνη*, die sich nicht also überhebt, weil sie die Schwierigkeiten der Sache kennt; indess findet man nicht wenige, welche diese Selbstgenugsamkeit und die geistliche Ueberhebung für ein sicheres Zeichen des göttlichen Geistes halten, während man wohl sagen darf, daß, wenn der Geist nicht mehr von seiner Kunst weiß, als die meisten derjenigen, welche sich von ihm befehen meinen, es schlimm stehen müsse mit dieser ganzen Art der Verebsamkeit.

Wir können dergleichen Angaben auch schon gebüh-

rend widerlegt finden in der Schrift von Iheremin: „Die Verebsamkeit eine Tugend,“ Vorrede; für uns aber bilden sie den nächsten Uebergang zu unserer folgenden Betrachtung über die Wissenschaft der Rhetorik im Verhältniß zur Kunst derselben *).

Vor auf beruht diese nun bei der Rhetorik? Wir lesen es sogleich in den folgenden Worten. *β. 11: νῦν μὲν οὖν οἱ τὰς τέχνας τῶν λόγων συντιθέμεντες, ὀλίγον παροτρύνουσιν αὐτῇ; μόνον· αἱ γὰρ πίσταις ἐντεχνόν ἐστι μόνον.* . . . in den *πίσταις* liegt allein das künstlerische Verhalten; alles andere ist Nebenwerk. Der Redner soll bei dem Hörer, bei dem Richter Glauben erwecken für seine Sache, er soll eine Versammlung zu der Ueberzeugung führen, daß es gut sei, so und nicht anders zu handeln — und dazu dienen ihm die Kunstmittel der Rhetorik.

Verweilen wir zunächst bei dem Glauben und der Ueberzeugung, da die später angegebenen Mittel, die Enthymemen **), unter die folgende Betrachtung fallen.

Zu dieser ferneren Betrachtung haben wir ein neues

*) Die *σοφία ἀπὸ ἡρώε*, — ein verrätiger dauernder Zustand geht dann förmlich in die *σοφία* über — *β. 9. p. 1.*; auch an dem für einz. eintretenden Worte, *ἀπὸ ταπεινότητος*, sehen wir, daß es nicht eine unkünstlerische Gewöhnung ist, welche den Redner bildet, sondern die Gewohnheit und die Kunstübung; diese hat den Zustand förmlich nun zum *ἦθος* des Redners gemacht. — Soll nun der Redner wirklich erwarten, daß der Geist über ihn komme, oder kann er, wenn es der Moment verlangt, in seiner Kunst die Mittel finden, wenn er einmal zum Redner geboren ist, den Forderungen desselben zu genügen? Giebt es eine Kunst der Rhetorik? — Das ist die Lebensfrage für die Verebsamkeit.

**) *β. 15. σώμα τῆς πίστωσης*, nicht äußerlich zu fassen.

Moment hereinzunehmen, die ἐπιστήμη, das Wissen als Wissenschaft, nicht bloß die εἰσότης. Indem nun Aristoteles als Ziel aller Beredsamkeit hinstellte, nicht das Ueberreden, sondern τὸ πειστικόν, das Glaubenerweckende aufzuweisen, bestimme er zugleich das τεχνικόν *) derselben, als auf der ἐπιστήμη, auf der Wissenschaft ruhend. Die Grundlage der Wahrheit bilden λόγος und ἐπιστήμη, Vernunft und Wissenschaft; wer von ihnen abirrt, verfällt den sophistischen Künsten des Bösen und irret in der Finsterniß verloren; denn es bleibt ihm kein Kriterium der Wahrheit. Aber sagen die Leute: ich bin von der Wahrheit einer Sache überzeugt, wenn auch kein menschliches Zeugniß dafür aushält, eine göttliche Stimme sagt mir, daß sich dies so verhält: dies ist die Klippe aller Erkenntniß, an der die meisten scheitern; denn ardua veritatis via, der Weg zur Wahrheit ist steil und rauh, und es ist so leicht, sich m't seiner sogenannten inneren Stimme abzufinden. Aristoteles scheute den steilen Weg nicht; er gründet Ueberzeugung nicht auf den blinden Glauben, sondern auf die Wissenschaft und auf den λόγος, und daher durfte er auch die Rhetorik unter die Wissenschaften setzen, die ἐπιστήμη, sofern sie ein reales Object hat, und unter die Kunst, sofern sich eine via et ratio, eine Methode, für ihr Befahren festsetzen läßt **).

Das Wort Ueberzeugung, ich bin von einer Sache überzeugt, kann in einem doppelten Sinne genommen

*) Pag. 3. 3. 22. b.

**) Cf. Schleiermachers Dialektik, p. 480 ff., über das Verhältniß von ἐπιστήμη und τέχνη; man erhält wenigstens fruchtbare Andeutungen.

werden, subjectiv, ich halte es dafür, und dann hat die Ueberzeugung nur eben den Werth einer Meinung, einer Ansicht, die desto mehr Glauben finden wird, je angesehener der Mann ist, der seine Ueberzeugung ausgesprochen, oder objectiv, d. h. so daß mein Glaube mit der Sache und der Wahrheit übereinstimmt. Wenn demnach die subjective Ueberzeugung eben der Beweiskraft ermangelt, und z. B. vor Gericht von gar keinem Belang ist, so soll gerade an der objectiven Ueberzeugung dieses Moment des Beweises ergänzt sein.

Die objective Ueberzeugung gewinne ich nur kunstgemäß durch diejenige Art der wissenschaftlichen Beweisführung, welche man Enthymema nennt, ὁῦμα τῆς πειστικῆς, d. h. auf dem Gebiete der Rhetorik, wie wir dies vorher schon bestimmt sahen *). Seine Begründung fällt in die spätere Entwicklung; hier haben wir nur noch einen Hauptgegensatz ins Auge zu fassen und zu prüfen, welche Beweiskraft wir dem Glauben im Gegensatz des Wissens beizulegen haben?

Die Wissenschaft gründet sich auf das Wissbare, die ἐπιστήμη auf das ἐπιστητὸν; ihm entgegen steht das Nicht-Wissbare, dem man wohl den Namen des Glaub-

*) Die Römer haben für diese objective Ueberzeugung keinen Ausdruck; Persuasio ist das subjective Ueberreden, und Mihi persuasum est, die subjective Ueberzeugung; doch könnte man fides öfter in dem objectiven Sinne finden. Solche Betrachtungen fallen der höheren Grammatik anheim und der geistigen Sprachvergleichung, die da unter sucht, welche Wörter ein Volk nach seinem Geiste ausprägt. Für Rom gilt hierbei der Standpunkt der Subjectivität und der klaren sachlichen Anschauung, recht im Gegensatz zu Griechenlands Objectivität, die sich besonders in dem freien Gebrauch des Neutrums zeigt.

baren beilegt, indem man dem ganzen Gebiete des Wissens das des Glaubens entgegenstellt, wohl mit dem Verlangen, daß man annehmen solle, Glauben sei eine höhere Gewißheit als Wissen, und daß es sündhaft sei vor Gott, ein Nefas, über gewisse Dinge überhaupt nur nachdenken zu wollen: genug, wenn das Wissen ein Ethen ist, so wird natürlich im Gegensatz dazu der Glaube blind sein; sehendes Wissen nun soll zur Unseligkeit, zur Verdammniß, blindes Glauben zur Seligkeit führen. So steht ungefähr dieser Gegensatz.

Fassen wir ihn zuerst unter der Beziehung der ἐναντία auf, der Eins stehenden Gegensätze, so werden wir für beides, für Glauben und Wissen, ein ὑποκείμενον, ein Substrat, einen Quell annehmen müssen, nämlich das Epyendes; oder sollen wir die Frage so stellen: Wissen kann ich nur von dem Nicht:Epyenden, Glauben haben nur von dem Epyenden; denn niemand wird doch behaupten, daß sich der Glaube auf Nicht:Epyendes, nur Angenommenes, nur auf Hypothesen beziehe. Der Glaube bezieht sich also auf Epyendes; aber auch das Wissen? Kann der Mensch etwas wissen, d. h. ein Epyendes in sein Bewußtsein aufnehmen? Wir kennen die Sätze, welche das Gegentheil behaupten, und die da sagen, wir dringen mit unserem Wissen nicht vor über die Erscheinung hinaus. Und was wäre auf der andern Seite der Quell des Glaubens, als der einzigen Gewißheit von dem wahrhaft Epyenden? — Man entgegnet: die Offenbarung. Aber wie bestimmt man diese? Wir sehen hier sogleich sich zwei Arten unterscheiden: man nimmt an, eine innere und eine äußere. Diese, um von ihr zuerst zu reden, ruht auf äußeren Beweisen, auf histo-

rischen Documenten, auf dem Buchstaben*), und sie fordert, daß sich der Mensch, daß sich der Geist hingebende an etwas, sich ihm unterwerfe, was äußerlich an ihn tritt, und was Aristoteles unter die *νότοις ἀρεταίς* rechnet, als Document, Urkunde, Zeugniß von Zeugen. Indes hat man solcher Forderung wohl von jeher mit Rechte entgegengestellt, daß wenn sie sich auf den Boden der Geschichte stelle, sie auch die Prüfung geschichtlicher Thatfachen sich müßte gefallen lassen, sich ihr unterziehen müßte, wie vor dem gewöhnlichen Richter; denn nirgend wird ein Instrument ohne Beweisführung und Beglaubigung als gültig anerkannt. Damit ist der Kritik Thür und Thor geöffnet; sie geht ans Werk, und was bewirkt sie**)? — Ein Zurückweichen der Gegner auf ein anderes Gebiet, auf das der innerlichen Offenbarung. „Sollte auch kein historisches Zeugniß Etich halten,“ rufen sie, „mein Inneres bezeugt die Wahrheit dieser historischen Thatfache.“ Und was ist dieses Innere? — Eine sogenannte innere Erfahrung, ein Geist, der über jemand kommt und ihn aussprechen läßt, was wahrhaft ist; wie wir die Worte von Harmis über das Kommen der Gedanken gelesen haben, und Theil genommen haben an den Mutterfreuden von Tholuk's Terebsamkeit. Welchen Werth haben nun für den Hörer solche Freuden über ein unter Gottes Segen gebornes Kind? — Er kann glauben, kann auch mit eben dem Rechte zweifeln; er kann in Ekstase gerathen und fanatisirt werden — aber giebt dies eine zwingende Ueberzeugung? — Mit einem Worte: Wenn der Glaube sich rettet, als

*) Ihr Ausruf ist die Orthokorie.

**) „Prüfet alles!“ ihr Wahlruch aus der Schrift selbst.

in seine letzte Burg, in die Beglaubigung durch die Inspirationslehre, wenn er nichts weiter behaupten kann, als: ich glaube, weil ich glaube, so sehen wir, daß er gegen die Künste dieser Welt den Kampf nicht bestehen kann; wie denn auch meistens dies der Refrain der Glaubenspredigt ist: „die arge Welt will ihren eigenen Witz setzen gegen göttliche Eingebung.“

Wir haben an der Darstellung der Orthodorie und des Pietismus gesehen, daß jene eine *πίστις ἀνεργος*, ein äußerliches, erst an seiner Seite zu beglaubigendes Document, zum Quell des Glaubens macht, dieser aber einen rein subjectiven Ausgangspunkt nimmt an der inneren Stimme, der inneren Offenbarung, und daß wir auf diese Weise nie zu einer genügenden Ueberzeugung zu gelangen vermögen, da hiermit der unbeschränktesten Willkür Thür und Thor geöffnet würde, und es zeigt uns auch das Zeugniß der Geschichte, daß die Zeiten, welche solchem subjectiven Meinen gehorcht, das sich für die alleinige Wahrheit und für das göttliche Wort durch Priesters Mund ausgab, dem ärgsten Despotismus, dem des blinden Glaubens, verfallen sind. Brauche ich an Spaniens Inquisitionen auch nur zu erinnern? Und dies geschah alles für den Glauben in majorem Dei gloriam*). Ist

*) Weist man deshalb der von den Theologen so häufig gerühmten Transcendenz auf den Grund, so findet man den crassensten Eigensinn und eine Subjectivitätslehre, vor der mancher Gläubige erschrecken möchte, wenn sie der ihm in ihrer Naivität entbüllet würde. Die gänzliche Weltentfagung, mit der sich manche Lehre brühet, geht da mit der kleinlichsten Papstier Hand in Hand und mit der lächerlichsten Eitelkeit, welche ihre Unterstützung noch vielfach in der mißverstandenen Lehre über die *dignitas sacerdotalis* nach dem Vorbilde der *summus sacerdos* findet, und darin,

das nun die Burg, in der die Philosophie sicher wohnen mag? — Was diesen Glauben stürzt, ist seine mangelnde Begründung *), mit der er nicht einmal den einfachsten Schlüssen trogen kann, es ist, um dies schon hier hervorzuheben, sein künftloses Treiben, seine ἀναγνος τριβή, der Mangel an Sachgehalt und an methodischer Entwicklung, an einer εὐδὴς εὐταξίας, um zur Wahrheit zu gelangen. Wenn wir daher auch nicht gerade behaupten möchten, daß sich der Glaube nur auf Nicht-Seyendes beziehe, so muß wenigstens zugestanden werden, daß es ihm für wissenschaftliche Begründung an jedem überzeugenden Kriterium fehle, und daß wir ihn deshalb nicht in Griechenland antreffen und antreffen können in der Bedeutung und Ausdehnung, welche ihm andere Zeiten und Länder gegeben haben; denn die Wissenschaft kann sich niemals bei den Versicherungen des Glaubens beruhigen und das Selbstbewußtsein kann nicht zugestehen, daß es von dem Glauben überwuchert werde, und daß sein klarer, freier Quell in dessen dumpfen Schatten versumpfe. Der

daß selbst viele protestantische und evangelische Geistliche sich noch nicht von dem Grundlag der katholischen Kirche losgemacht haben, daß der Priester der Vermittler der göttlichen Gnade zu den Laien ist, während doch mit der Reformation viele Lehre sollte gefallen sein. Aber der mächtige Fortschritt der Zeit und ihr unaufhaltsamer Willensstrang arbeitet sich mehr und mehr über solche Ansichten hinaus, und die da wirken aus dem Geiste, sind die Heiligen künftiger Jahrhunderte und die wahren Fackelträger des reinen Lichts der Wahrheit. Doch fordert sein Sieg noch manchen heftigen, erbitterten Kampf, und manches Märtyrertum wird noch in die Bücher der Geschichte einzutreiben sein.

*) In wie weit der Pietismus gegen die Dribodorie dennoch einen Fortschritt bildet, auszuführen, gehört an einen anderen Ort.

Griechen verlangt Wissenschaft und eine dieser zum Grunde liegende Sache, Gehalt und wahrhaft Existendes, das dem Bewußtsein, als solches, mit überzeugender Kraft gegenständlich werde; von der Wissenschaft selbst aber fordert er kunstgemäße Darstellung des Wissens und redet in dieser Weise von ihr ebenfalls als von einer Kunst*).

So werden wir denn die durch den Redner zu erweckende Ueberzeugung nach den Worten des Aristoteles nicht durch den Glauben, im Sinne der Orthodoxy und des Pietismus, sondern durch das Wissen zu begründen haben; indes schöpfen wir diese Wissenschaft nur *ἐκ προῦπαρχόντων τῶν πραγμάτων***), aus dem zum Grunde liegenden Sachgehalte, und haben daher jetzt ferner den Stoff des Redners nach seiner Grundlage näher zu bestimmen.

Ich wende mich dafür noch mit einigen Worten zu dem Gegenstande dieser letzten Auseinandersetzung, in Beziehung auf das gegenseitige Verständniß, indem wir dabei gerade die Grundlage der Rhetorik zu eröffnen haben. Worauf beruht gegenseitiges Verständniß, und überhaupt die Möglichkeit, daß ich mich jemand verständlich mache, und daß ich eine Sache verstehe? — Dies beruht, um es hier nur so auszudrücken, auf einer gegenseitigen Uebereinstimmung, einem innerlichen Zusammenhange zwi-

*) Cf. Schleiermachers Dialektik, S. 9, §. 48. „Die höchste Wissenschaft muß auch Kunst sein,“ ist nur nach dem Vorgange der Griechen aufgestellt. Ar. Kat. 7. p. 7. II. 23. B. τὸ γὰρ ἐπιστητὸν πρότερον ἂν ᾔδειε τῆς ἐπιστήμης εἶναι. ὡς γὰρ ἐπὶ τὸ πολὺ προῦπαρχόντων τῶν πραγμάτων τὰς ἐπιστήμας λαμβάνομεν.

**) Kat. I. das obige Citat im Verfolg.

schen dem Sehenden und dem Hörenden, oder zwischen mir, als dem Verstehenden, und der mir gegenständlichen Sache, mit einem Worte, auf einer sachgemäß begründeten Identität. Der Mensch wird dem Thiere nicht verständlich, da das Thier höchstens dazu fortgeht, den Willen seines Herrn zu fassen, ihm zu folgen; aber der Mensch kann sagen: er begreife das Thier, er begreife überhaupt ein Object. Damit fällt auf Seiten der Natur fort: das gegenseitige Verständniß. Der Mensch steht unter dem Einfluß der natürlichen Verhältnisse, alle Naturerscheinungen äußern auf ihn mehr oder weniger ihre Wirkung, aber die Natur versteht den Menschen nicht; Liebe zur Natur kann nie auf den Standpunkt erhoben werden, wie die Liebe zu dem Menschen, der gleiches Geschlechts ist, und wenn man auch einen Zusammenhang findet zwischen Pferd und Reiter, Hirten und Hund, zwischen dem Dichter und dem Meere und dem Weltgebäude, so kann doch hier nie göttliche Liebe walten, denn es mangelt das Verständniß. Dazu gelangen nur Menschen, und die Kunst, durch welche es erlangt wird, ist die Kunst der Gesprächsführung, die hohe Kunst der Dialektik.

Wie indes für das Verständniß der Natur eine ursprüngliche Identität des Denkens und des Seins vorausgesetzt wird, ohne welche ein Verständniß der Natur unmöglich wäre, so muß zu dem höheren Verständniß, zu dem gegenseitigen Verhältniß, in welches der Mensch zum Menschen tritt, eine eben solche Identität, eine ursprüngliche Wesenseinheit vorausgesetzt werden; denn nur auf dem Boden dieser Identität ist Verständigung möglich, *προσ᾽ ἀλλήλους τῶν πρᾶγμάτων*, wie es in der

angeführten Stelle des Aristoteles heißt, indem die sächliche Grundlage vorhanden ist.

Was ist aber weiter zum Verständniß erforderlich? Identität des Ausdrucks, der Sprache. Wenn jemand eine Sprache erlernt, so gewinnt er darin das Mittel, sich mit Anderstredenden zu verständigen; er versteht den Fremden nun; indeß wie geschieht es, daß so wenige Menschen im Stande sind, in den Geist einer fremden Sprache einzubringen? Manche können den ganzen Wörternvorrath herbeizien, und doch bleibt eine fremde Nation uns meistens ein Buch mit sieben Siegeln. — Ganz natürlich; weil wir die Form aufnehmen, aber selten dazu gelangen, den Geist einer Sache zu durchdringen, weil wir meist den fremden Wörtern unsere vorgefaßten Meinungen mittheilen, unsere vorausgesetzten Bedeutungen, und nicht erst die ganze fremde Anschauungsweise uns vergegenwärtigen. Esprit, weiß jeder, heißt Geist; und mancher möchte sich beleidigt fühlen, wenn man ihn danach fragte; aber wie viele können den Unterschied beider Wörter darlegen nach dem Geist der deutschen und französischen Nation? Daran scheitert meist unser Verständniß. Eine Sprache in dieser Weise studiren, setzt ein Leben voraus und die allergründlichste Sachkenntniß, so daß selbst Eingeborne nicht Rechenschaft über ihre Sprache geben können; wie es z. B. wenige Engländer geben möchte, die den Unterschied zwischen Spirit, Mind und Soul zu sagen wissen *).

Gegenseitiges Verständniß beruht also auf Identität

*) *Mancher Kammerdiener versteht sechs Sprachen, aber er weiß keine.*

der Sache und des Ausdrucks*); und wenn wir den Redner nun ins Auge fassen, so verlangen wir von ihm Kenntniß von den Stände des Hörers, damit ihn dieser auch begreife, er sich dem Zustande des Hörers accommode, und etwa in Gleichnissen rede, wenn eine begriffliche Deduction nicht verstanden würde. Betrachten wir daher als die Kunst des gegenseitigen Verständnisses die Dialektik, so sehen wir auf diesem Punkte den ferneren Zusammenhang und das antistrophische Entsprechen der Rhetorik: sie soll eine gegebene Sache dem Hörer verständlich machen, sie ihm beglaubigen. Daß sie dieses vermöge, dazu bedarf es nun eben jener Einheit der Anschauung, daß der Redner weiß, er befinde sich mit seinem Hörer auf gleichem Boden, und er könne von ihm verstanden werden**). Erinnern wir uns zu diesem Behuf nochmals der in dem Vorigen (S. 61.) angeführten Stelle aus Schleiermachers Dialektik (S. 450 — 451): „Wir sind uns der Identität der Sprache bewußt. Nicht so, als ob Differenzen nicht möglich wären; wir setzen sie vielmehr voraus, aber nur so, daß sie sich vermöge der Identität werden lösen lassen. Wären alle mögliche Differenzen vorgekommen und durch Gesprächführung aufgelöst: so wäre die Sprache absolut identisch geworden für alle, die sie reden, und damit auch das Denken. Giebt es nun auf diesem Endpunkte noch eine Kunstlehre des Sichverständigens? Nein. So lange er aber noch nicht erreicht ist, muß es eine Anweisung darüber geben, wie er mit Sicherheit von jedem Punkte aus erreicht wer-

*) Nur der Dichter, sagt man, könne den Dichter verstehen.

**) Die Missionare in China nannten Gott, den Himmel.

den könne. Ergänzen wir ἐπισημαίνω, bleiben aber genau bei dem Ausdruck des Sichverständigens stehen: so ist hier ἐπισημαίνω dasselbe als γινώσκω, denn das Sichverständigen ist ein Thun und also von einem Verfahren dabei die Rede, und beide Ausdrücke sind nur bestimmte Arten und Weisen, wie das, was durch Denken bezeichnet wird, in der Wirklichkeit auf eine zeitliche Weise vorkommt (Denken und Sein). Ist nämlich der Endpunkt erreicht, ist aller Zweifel gelöst, gleichviel, ob in einem Einzelnen durch einsames, oder in mehreren durch gemeinsames Ueberlegen: so ist die Sprache vollkommen sich selbst gleich und fest geworden und ein vollständiges Wissen entstanden, sofern man sich des Verfahrens und der Regeln dabei ist bewusst worden, d. h. sofern man nach derselben Kunstlehre zu Werke gegangen ist, und das zeigt uns das Verhältniß in welchem beide Ergänzungen zu einander stehen."

Wegen dieser Ergänzungen bemerke ich nur noch, daß dieses äußerlich gefaßt ist, und daß Wissenschaft und Kunst nicht als Ergänzung zu dem Denken aufzufassen ist, sondern daß das Denken, in sofern es zum Bewußtsein kommt, eben die Wissenschaft bildet, und in sofern es methodisch seinen Weg vollendet, auch zugleich die Kunst in sich schließt.

So hätten wir nun den gemeinsamen Boden gewonnen, auf dem Redner und Zuhörer mit einander stehen, unsere Operationsbasis: die ursprüngliche Identität des Denkens und des Seins und die Identität der Sprache; vermittelt wird uns aber dieses Wissen zunächst durch die Dialektik, so wie in seiner Realität durch die

verschiedenen Wissenschaften. Damit kommen wir auf die einzelnen Nebegattungen und die Person des Redners.

Fassen wir indeß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes das Ganze noch einmal zusammen, so ergibt sich für die Betrachtung der Rhetorik als Kunst Folgendes.

Aristoteles stellt die Rhetorik mit allen andern Künsten auf gleiche Linie und bedient sich als Beispiel, um ihr Wesen deutlich hervorzuheben, der Heilkunst^{*)}, nachdem er im Eingange des ersten Kapitels als das Eigenthümliche dafür die richtige Methode oder die *ὁδολογία* angegeben hatte. In dieser einfachen Bestimmung zeigt sich vor allem Griechenlands Größe, so wie seine Bedeutung für alle kommenden Zeiten: es verachtet nämlich jeden leeren Schein, alle nicht zum Wesen einer Sache gehörigen Außendinge, und ist, wenn wir es nach seinem eigenthümlichen Streben begreifen, wie es sich in seinen größten Geistern bethätigt hat, nur auf Erkenntniß und Darstellung des Wesens der Dinge gerichtet; es suchte die Principien festzustellen und in allen Worten, Handlungen und Einrichtungen danach zu verfahren. Auf diesem Wege erhob auch der griechische Geist die Rhetorik zu einer Kunst.

Besieht nämlich das Wesen aller Kunst einzig darin, die wahre Natur einer Sache ins Licht zu stellen nach ihrer ganzen und göttlichen Energie, so muß die Rhetorik als diejenige Kunst bestimmt werden, die nicht etwa zu überreden trachtet, *ὃ δὲ πείσσει ἔργον ἀνθρώπου*, sondern das aufsucht, was im Stande ist, für jeden Gegenstand Glauben zu erwecken; ihr Geschäft ist *τὸ λύειν τὰ ὑπό-*

*) I. cap. 1. fin.

γοντα πιδανὰ περὶ ἑκαστον, und darin besteht ihre ὁδο-
 ποιησις, welche sie dem unkünstlerischen Treiben enthebt.
 Deshalb finden wir auch die *πίστις* doppelt angegeben,
 es sind kunstlose und kunstgemäße, jene äußerlich zu einer
 Sache tretend, diese sie nach ihrem Wesen darlegend.
 Aristoteles widmet den *πίστις ἀρεταί* ein besonderes
 Kapitel, das letzte des ersten Buchs, und zählt deren
 fünf auf: Gesetze, Zeugen, Verträge, erzwungene Aus-
 sagen (*βάραντοι*) und den Eid. Alle diese, meint er, kön-
 nen Wahres und Falsches enthalten, sind nicht aus der
 Natur der Sache selbst entnommen, und obgleich sie vor
 Gericht die Hauptbeweise zu liefern pflegen, kann doch die
 Kunst der Rhetorik sie nicht als vollständig anerkennen;
 sie fordert Beweisführungen, welche uns zum Auerkenntniß
 durch ihre innere Wahrheit zwingen, was nur durch die
πίστις ἐνταχτοι zu erreichen möglich ist, als deren Grund-
 lage sich für die Rhetorik das Enthymema darstellt. Das
 Wesen desselben findet sich in den philosophischen Hand-
 büchern entwickelt und Aristoteles hebt dafür nur beson-
 ders hervor, daß es nicht dem vollkommenen Schlusse,
 dem Syllogismus, gleich zu achten sei, der philosophische
 Wahrheit begründet, sondern daß auf dem Gebiete der
 Endlichkeit und der wechselnden irdischen Erscheinung sehr
 häufig eine Wahrscheinlichkeit an die Stelle der Wahrheit
 tritt und als überzeugend angenommen werden muß, da
 die Rhetorik nichts Höheres hervorbringen könne, noch
 der Dialektik völlig gleich zu achten sei. Aus diesem
 Grunde legt er auch neben der durch das Enthymema
 gelieferten Beweisführung ein so großes Gewicht auf die
 von ihm sogenannte *δυστάχη πίστις*, auf das *ἦθος* des
 Redners; sein ganzer Charakter müsse vorzüglich in die

Waagschale fallen, und dies mit allem Recht. Wenn nämlich die Wahrheit eines Principis sich den Menschen vor allem an den Gesinnungen und den Handlungen der Träger desselben zeigt, und wenn in der Geschichte und dem öffentlichen Leben es sich erweist, daß selbst gute Principien können in Verfall gerathen, weil sie keinen tüchtigen Repräsentanten finden, keinen Mann, der durch sein *ἦθος* für sie Gewähr leistet, so ist sicher, für die Menge zumal, der Charakter des Redners von ungemeinem Gewicht, und selbst schlechte Institute können durch gute Verwaltung, schlechte Gesetze durch besonnene Handhabung ihren zweideutigen Ursprung vergessen machen. Als reines Ergebniß dieser ganzen kunstmäßigen Behandlung der Lebensfragen in Staat und Kirche ist festzuhalten, daß man nirgends dürfe der höheren Beweisraft, der inneren Darstellung einer Sache, die niedere des äußerlichen Beweises entgegenstellen, oder gar sie damit niederschlagen wollen; poetische Fiktionen und selbst persönliche Ueberzeugung, wie sie sich am höchsten im Eide, oder nach moderner Subjectivität, im Ehrenwort bekräftigen will, kann nie gegen die Natur der Sache selbst etwas durchzuführen unternehmen; die schwache Aeußerlichkeit muß auch hier, wie überall, der siegreichen Macht der Innerlichkeit das Feld räumen *).

Allerdings indeß werden die Menschen nach ihrer innern Arbeitsweise, welche sich so gern auf Herkommen und Gewohnheit, oder auf das sogenannte historische Recht

*) Verweigerung des Eides, sagt Aristoteles, geschieht nicht gerade immer aus Furcht vor einem Reineide, sie kann auch aus Tugendhaftigkeit geschehen; οὐτως δὲ ἀπαρτὶν αὖ εἶναι, ἀλλ' οὐ δα' ἐμπροστίον τοῦ πρῶ. 1. cap. 13. p. 31, 28—29, b.

beruft, sich stets lieber auf die äußerlichen Beweise zu stützen suchen, welche vor ihnen schon da waren (ἀταρχα δὲ λόγῳ ὅσα μὴ οἱ ἡμῶν παύριστα ἀλλὰ προσηρχεν), als auf das methodisch zu Erreichende, was erst durch unsere Arbeit, und die wahrlich keine geringe ist, hervor gebracht werden muß, ἀταρχα δὲ ὅσα διὰ τῆς μεθόδου καὶ οἱ ἡμῶν κατασκευασθῆναι δυνατόν (I. cap. 2. init.), und sie werden nicht sagen, τότε γὰρ πιστεύομεν μάλιστα ὅταν ἀποδείξειν ὑπολαμβάνομεν (cap. I.), sondern das Schwarz auf weiß, und „es steht geschrieben,“ wird stets für die Menge den höchsten Beweis liefern, da ihr der λόγος und die aus ihm gezogenen πίσται unzugänglich sind *): aber eben deshalb ist es so außerordentlich wichtig, die Person des Redners noch besonders ins Auge zu fassen, da man ihr den meisten Glauben zu schenken geneigt ist; die anderen angegebenen Beweismittel jedoch dürfen wir wohl der diplomatischen und gerichtlichen Prüfung überlassen.

Um das oben Gesagte weiter zu belegen, erinnere ich nur noch an eine Stelle des Cic. de or. II. 7, welche ohne die richtige Bestimmung von ars und scientia und die Grundlage der Rhetorik, die Wahrheit, im Gegensatz der Meinung, nicht wohl verständlich sein möchte.

Sed quia tamen hoc totum, quicquid est, sive artificium sive studium dicendi, nisi accessit os**), nullum

*) I. cap. 2. τῶν δὲ διὰ τοῦ λόγου ποιημένων πίστων τρία εἶναι· αἱ μὲν γὰρ εἰσιν ἐν τῷ ἔθνει τοῦ λόγοντος, αἱ δὲ ἐν τῷ ἀπροσάφει διαθεῖναι πως. αἱ δὲ ἐν αὐτῷ τοῦ λόγου διὰ τοῦ δεικνύναι ἢ φαίνεσθαι δεικνύναι.

**) Der Griechen os rotundum, ihre ganze äußerliche, künst-

potest esse; docebo vos, discipuli, id quod ipse non didici, quid de omni genere dicendi sentiam. Hic posteaquam arriserunt: Res mihi videtur esse, inquit, facultate praeclara, arte mediocris. Ars enim earum rerum est, quae sciuntur; oratoris autem omnis actio opinionibus, non scientia continetur. Nam et apud eos dicimus, qui nesciunt, et ea dicimus, quae nescimus ipsi. Itaque et illi alias aliud iisdem de rebus et sentiunt et iudicant et nos contrarias saepe causas dicimus, non modo ut Crassus contra me dicat aliquando aut ego contra Crassum, cum alterutri necesse sit falsum dicere; sed etiam ut uterque nostrum eadem de re alias aliud defendat, cum plus uno verum esse non possit. Ut igitur in ejusmodi re, quae mendacio nixa sit, quae ad scientiam non saepe perveniat, quae opiniones hominum et saepe errores aucupetur, ita dicam, si causam putatis esse, cur audiat.

Die Erklärungen dieser Stelle sind, besonders was scientia und ars betrifft, sehr ungenügend, auch die von Ellendt (1841)*); man versteht sie indess leicht aus unserer bisherigen Darstellung. Zugleich ersieht man aus Cicero's Schrift, daß auch die Alten das mit Zungen reden

gebildete Beredsamkeit. — Cf. Cic. de or. I. 3. in qua (scena) cum omnes in oris et vocis et motus moderatione elaborant, quis ignorat, quam pauci sint fuerintque quos animo aequo spectare possimus? —

*) Libro III. Crassus . . . omnium artium summam esse societatem nec fuisse antiquitus sciendi et dicendi divortium docet. (Ellendt. Introd. Fin.)

gekannt und wie sie darüber geurtheilt haben. — In wiefern es nun der Redner meist von Seiten der Menge mit *opinionēs* zu thun habe, und selbst auch reden müsse, ohne jemals die Wahrheit erreichen zu können, wird sich vorzüglich bei dem vierten γένος, bei der geistlichen Beredsamkeit, ergeben. Cicero's Standpunkt, den er in dieser Beziehung in seiner *Ars or.* eingenommen, ergibt sich im Allgemeinen aus dem seiner Philosophie.

Die verschiedenen Redegattungen.

Nachdem wir nämlich die Rhetorik gegen die andern Gebiete der Philosophie abgegrenzt, müssen wir sie in sich gliedern, und zwar zerfällt sie zunächst in drei Geschlechter, γένη. Hierbei ist aber stets an unseren Zweck zu denken, an die Praxis des Redners, an sein τέλος; wir dürfen nicht in Abstractionen fortschreiten, wie im Gebiete der Analytik und Dialektik nur den Begriff entwickeln, sondern wir haben es wesentlich mit der Person zu thun, und zwar mit der des Redners selbst und der des Hörers; denn nach diesem wird Aristoteles die Gattungen bestimmen, mit scheinbar äußerlichem Grunde, wenn er sagt (cap. 2. init.): „es giebt drei Gattungen, εἶδη, der Rhetorik, denn so viele Arten von Hörern gebe es auch:“ aber er fährt sogleich fort den Gegenstand sachgemäß weiter zu bestimmen, seiner merkwürdigen Eigenthümlichkeit gemäß,

welche die Begriffe stets in ihrer gegenständlichen Vollendung uns zur Anschauung bringt *).

So lesen wir denn in Bezug auf die Person des Redners, daß er sich seiner Subjectivität entschlagen müsse und nur Träger und Vertreter der Sache sein dürfe; und als solcher darf er nicht Privatmeinungen und Ansichten geltend machen, und darf nicht mit seiner persönlichen Autorität einer Sache Glauben schaffen wollen, sondern wie Aristoteles vorher bemerkt hat **), daß in den am besten eingerichteten Staaten nur die Sache spricht, so muß es sich auch mit dem besten Redner verhalten; sein ganzes 3.05., sein Wesen muß ein Bild, ein reiner Abdruck der Wahrheit sein ***). Ist ein Redner also beschaffen, oder ein Staatsmann, den wir immer mit darunter begreifen, so ist es keine große Sache, wenn er an seine auf das Recht begründete Ueberzeugung alles, und selbst sein Leben setzt, wenn er unter allen Umständen vertraut auf den Sieg der gerechten Sache. Wir werden dies in allen Staaten bestätigt sehen, wo die Parteien ehrenhaft auftreten, und es wird deshalb mit Recht ein jeder durch äußerliche Umstände veranlaßte Uebergang von einer Partei zur andern, von einem Glauben zum andern, als das schlechteste gebrandmarkt, was ein Mann begehen kann; seine politische Existenz ist damit vernichtet. So lehrt es an tausend Beispielen die Geschichte.

*) Den Inhalt des zweiten Kapitels, so weit er die *κίνησις* betrifft, übergehen wir hier, da wir ihn so eben besprochen haben.

**) Cap. I.

***). Nicht: richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten. — Wahl eines Beamten, Deputirten auf sein 3.05. hin, als *κίνησις κοινωτική*.

Ich führe dies nur an wegen der Worte des Aristoteles im 2ten Kapitel: κυριωτάτην ἔχει πίστιν τὸ ἦθος; der Charakter gewinnt sich den vorzüglichsten Glauben: wenn jemand im Stande war, eine begründete Ueberzeugung zu haben, und nun durch Leben und Tod diese Ueberzeugung besiegelt, das ist die κυριωτάτη πίστις, die herrlichste Beglaubigung. Aber, sagt Aristoteles, es müsse dies geschehen διὰ τὸν λόγον, durch die Wahrheit der Sache, ἀλλὰ μὴ διὰ τὸ πρόθεσθαι ποῖον τινα εἶναι τὸν λόγοντα. nicht deshalb, weil man von der Person des Redners etwa eine vorgefasste Meinung habe; denn diese würde den Autoritätsglauben begründen und Wahres und Falsches ununterschieden annehmen lassen; wie auch mancher aus übertriebener Eitelkeit selbst in den Tod ging, ohne doch Glauben für sich erwecken zu können.

Sehen wir nun den Redner so geschildert, so steht es anders mit dem Hörer, besonders mit der großen Masse*). Die imperita multitudo, die nur zuschlagen könne, der urtheilslose Haufe, ist oft genug von den Schriftstellern aller Zeiten charakterisirt worden und behauptet noch alle Tage zu sehr seinen frivolen Sinn, als daß wir uns hier mit näherer Bezeichnung aufzuhalten brauchen. Aristoteles schreibt deshalb auch ein besonderes Verfahren vor für den Redner πρὸς τοὺς πολλούς**), der sich zum Volke wendet, p. 4. 5 ff.; der

*) Die Masse fügt sich leicht in die Forderungen der herrschenden Macht, kennt nur persönliche Interessen, ist keiner sonderlichen Anopferung fähig, wenn sie nicht erst fanatisirt ist oder einen Druck abwirft, und so haben die Reichen die Ueberzeugung, auf welche sie einmal sollen vertheidigt werden.

**) Christus wird noch um eine Stufe tiefer in Verdäktniß

Redner kann unter diesen Umständen nicht einfach genug sprechen, er muß sich der verständlichsten Worte und der schlagendsten Beweisführung bedienen διὰ τῶν κοινῶν, aus dem allgemein Faßlichen muß er Beweise schöpfen, wie dies in der Topik gesagt ist; besonders aber muß er in der Weise aristotelisch verfahren, daß er nicht Abstractionen aufstellt, sondern immer am praktisch Vorliegenden den Begriff aufzeigt. Die Menge lehrt nur das Beispiel.

So sind die Hörer beschaffen, die πολλοί, zu denen der Redner sich wendet^{*)}; wie muß nun weiter sein Verfahren sein. Aristoteles sagt, p. 5. 27. ff.: es gäbe drei Arten von Beglaubigungen, und nennt 1) das ἦθος τοῦ λέγοντος, von dem wir gesprochen^{**)}, 2) αἱ δὲ ἐν τῷ τῶν ἀπροσῆν διακρίναι πως, daß man den Hörer in einen gewissen Zustand setzen kann, ihn für sich gewinnen; daß der Redner ihn in ein gewisses πᾶθος verseze. — Die ganze Stelle siehe p. 6. 3. 8 ff. b.

zu den ἔχθροι greift. — Der Orient ist die Heimath der Parabel, des Gleichnisses, des Bildes u. Der Occident predigt lieber den Gelehrten. Ueber die Fabel s. Philoast. Vit. Ap. VII. — Ein Redner sollte der Menge den Besitz des Volkes und den der Regierung unter dem Bilde einer Börse mit zwei Ringen vor; und bekannt ist in un'ren Tagen besonders O'Connell geworden, durch seinen Einfluß auf die Massen, die πολλοί und die ἔχθροι. — Wegen dieser einfachen, leichtfaßlichen Darstellung eignen sich denn auch die Fabeln u. am meisten für den ersten Unterricht.

*) S. über sie noch Hegel, Phil. d. Rechts, §. 301 u. 317.

**) Die ἐμμελεια! Es wirkt vor allem auf die Menge, wenn ein unabhängiger Mann spricht, nämlich, der kein Interesse zur Sache hat. Von Beamten setzt man wohl voraus, daß sie unterthänig sprechen; doch gab es deren immer, welche dieses Vorurtheil auch tögen Kräften.

Wenn es aber nicht genügt, nur Grundsätze aufzustellen, ohne sie auch durchzuführen, so fragt sich, haben die Griechen auch vermocht, ihren hohen Forderungen entsprechende Redner auszubilden? Man kann wohl behaupten, daß die Praxis hier der Theorie vorangegangen, und daß die rhetorische Kunst ihre Regeln zuerst von den hervorragendsten Rednern abstrahirt habe. Als solcher erscheint vor allen Perikles, von dem Plato rühmt (Phaedr. 269 — 270.): „Perikles mag doch wohl unter Allen der Eingeweihteste gewesen sein in die Redekunst... denn nur aus der Kenntniß der Natur“ kann jene Würde und Zuversichtlichkeit im Erfolg entstehen, welche Perikles außer seinen Naturgaben in so hohem Grade erworben hatte. So denke ich wenigstens, weil er mit dem Anaxagoras, der ja wohl ein solcher war, zusammentraf, und jener hohen Kenntnisse voll ward, und zur Natur des Verstandes und Unverstandes gelangte, wovon ja Anaxagoras so viel Reden machte, hat er von dort her, was ihr nützlich war, in die Redekunst herübergebracht**).

*) μεταπολιτις — Kenntniß des Weltalls. — S. die Ausführung dieses Gedankens, Legg. XII. cap. 13—14, wo es heißt: ohne solche Kenntniß sei jemand ein πολιτικός, aber kein ἀρχων.

*) Um hier nur noch einer Stelle zu gedenken, erwähnte ich an die hohe Bedeutung, welche Quintilian (Inst. or. proos.) dem Redner giebt, wonach sich eben Belohnung in der Leitung der wichtigsten Angelegenheiten dieses Lebens in ihm concentriren soll, nach dem wahren Begriff des Staatsmannes. Er sagt: Neque enim hoc consesserint, rationem rectae honestaeque vitae (ut quidam putaverunt) ad philosophos relegendam: cum vir ille vere civilis et publicarum privatarumque rerum administrationi accommodatus, qui regere consilium urbes, fundare legibus, emendare iudiciis possit, non alius aut profecto quam

Erwägen wir nun solche Anforderungen genauer, so kommt es etwas Kleinlich heraus, wenn man bei Therman (a. a. O. S. VII.) liest: eine kunstgebildete Predigtweise, bei welcher eine dialektische und ästhetische Vollendung angestrebt wird, sei allenfalls zu verflatten, indess, „diese Predigtweise ist jedoch nicht die einzige, es ist nicht einmal die beste. Es giebt fromme, in ihrem Innern sehr lebendige und weitgeförderte Verkündiger des göttlichen Wortes, denen die Gabe eines tiefen und zusammenhängenden Denkens, so wie eines angemessenen und schönen Ausdrucks nicht verlichen ist.“ Dessen ungeachtet sollen sich solche Männer mit großer Klarheit aussprechen. — Wie dies möglich ist, ist nicht recht einzusehen; auch möchte es schwer sein, mangelnde Tiefe und Zusammenhang des Denkens mit dem göttlichen Wort in Harmonie zu setzen. Soll dies hiermit als oberflächlich und unzusammenhängend bezeichnet werden? Mit keinem Ausdruck wird wohl mehr Mißbrauch getrieben, als mit diesem: göttliches Wort. Wenn schon Göthe sagt:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist zumeist der Zeiten eig'ner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln,

orator. — Dagegen man heututage wohl behaupten hört, die Philosophie schade dem Staatsmanne und den Staaten. Boeckh sagt daher in einer Rede: Et nostro quidem saeculo duas imprimis disciplinae, quae multum conferre ad humanitatem videntur, acerrimos obtreccatores et adversarios habent, philosophia et studia antiquitatis. Matri doctrinarum omnium obstrepunt redivivi quidam Anyti et Meleti, infestam religioni, infestam civitati esse clamantes; mihi mentis humanae ratio, quam philosophia explicat, non videtur pugnare posse nec cum religione nec cum civitate, sed illam purgare a superstitione, hanc ab institutorum perversitate.

so möchte wohl das sogenannte göttliche Wort auch zu-
meist der Herren eigenes Wort sein und Gott in seiner
Tiefe und in seinem ewigen und nothwendigen Zusam-
menhange wenig Antheil an solchen flachen, zusamen-
hangslosen Reden haben, bei denen von einer Ueberzeu-
gung nicht die Rede sein kann. Wen aber Jeremin da-
mit meint, das sind die sogenannten Sündenprediger, die
von nichts als dem allgemeinen Verderben der Welt, von
Saalessienf etc. zu reden wissen, und die die Welt nicht
schlecht und schwarz genug schildern können, um zur
Buße zu rufen. Solchen mag dann allerdings die Gabe
eines tiefen und zusammenhängenden Denkens nicht ver-
liehen sein, aber sie sind eben so weit entfernt von dem
Dienste des Geistes, wie der wunderthätige Schächer von
Niederrempf von dem Stande eines wirklichen Arztes.
Der Geist verlangt andere Diener, und einen wie hohen
Veruf die geistliche Beredsamkeit habe, werden wir er-
kennen bei Betrachtung der verschiedenen Arten der Be-
redsamkeit, zu denen wir uns jetzt wenden, indem wir
den eigenthümlichen Boden einer jeden Redegattung nä-
her zu bezeichnen haben; denn nur aus einer wahrhaften
Grundlage kann auch wahre und Gott wohlgefällige Be-
redsamkeit hervorgehen, die den Hörer nicht durch Täu-
schung, durch Fanatismus, sondern durch die ewige Macht
der Wahrheit zu gewinnen vermag. Wenn aber daran
liegt, den großen Haufen, die rohe Masse, nicht zu bil-
den, sondern zu fanatisiren, der mag dann freilich einen
anderen Weg gehen, als den, welchen die Kunst der Rhe-
torik mit unerbittlicher Strenge vorgezeichnet.

Kap. 3. Ταῦτ' οὖν τῆς ῥητορικῆς εἶδη τρία τὴν
ἀριθμῶν. Aristoteles zeichnet in diesem Kapitel die drei

Genera so genau, daß wir nur den Inhalt desselben anzugeben nöthig haben, um über sie vorläufig vollkommen unterrichtet zu sein. Es giebe also drei Redegattungen, deren Ziel, wie gesagt, der Zuhörer ist; die Zuhörer aber können dreifacher Art sein: ein *ὁμολογῶν*; und ein Richter, welcher wiederum in zwei Arten zerfällt, in einen Richter über die Vergangenheit oder über die Zukunft, p. 11, Z. 18–20. Denn wie Aristoteles einfach nach den Hörern die Redegattungen bestimmte, so theilt er diese wieder nach den Zeiten, und er ist auch hierin ein treffliches Vorbild für jede Eintheilung einer Wissenschaft, und später einer Rede selbst*), daß er nicht nach Gott weiß

*) Beispiele schlechter Eintheilungen liefert jede Predigtammlung, weil sich die geistliche Rede ihrer Natur nach nicht an die Sache selbst hält, sondern meist an das Unbedeutendste anknüpft, während nur sachgemäße Entwicklungen wirklichen Werth haben. Dies wird indeß kein Ende nehmen, so lange man die Bedeutung eines Dinges nicht in ihm selbst sucht, sondern in etwas unerkanntem und unerkennbarem Jenseitigen, und sich dadurch zu den obenbeurtheilten und abgeschmacktesten Allegorien für die einfachsten Sachen und Begebenheiten verleiten läßt. Man denke an die biblische Exegese der gewöhnlichsten Lebensvorgänge. Dabei kann es wohl keinen größeren Organsatz geben, als den der nie sachgemäß verfabrenden Theologie, die mit ihren Glaubenssätzen, Glaubenslehren und den übrigen Glaubensorganen niemals die Dinge selbst sieht, sondern stets ihre eigenen überirdischen Phantasmagorien, und des nur die Sache selbst, ihr Was und ihren Grund suchenden Aristoteles, der als wahrhafter Begründer der Wissenschaften in sofern für uns dasteht, als er die transcendenten Betrachtungen durch seine Teleologie mit einem Schlage vernichtet und jedes Ding nach seinem inneren Wesen begreifen lehrt. Daher hat die Theologie nicht Anspruch auf den Namen einer *ἐπιστήμη*, denn sie erkennt keine *ἀρχή*, und sie weiß nicht von den Dingen selbst, was das Wesen der Wissenschaft ist; sie thut daher recht, diese von sich fern zu halten, da beides nie zu vereinigen

welcher Chimäre eintheilt, sondern nach der einfachen, zum Grunde liegenden Sache. Hier sind es die Zeiten für den Hörer; entweder ist es, die Zukunft, ὁ μέλλων, wer darüber redet, ist ein Berathender, ein Rathgeber, ein συμβουλευόμεν, und er wendet sich, als an seinen Hörer und den Richter über einen Beschluß, an den ἐκκλησιαστής, an den Mann der Volksversammlung, und damit gewinnen wir die erste Redegattung: das γένος συμβουλευτικόν, die beratthende Rede. Redner ist der Staatsmann, orator, der Volks- oder Parlamentsredner; Hörer, die Volksversammlung oder irgend ein beratthendes Corps, das einen Beschluß zu fassen hat über Zukünftiges; denn diesem Redner und dieser Versammlung gehört die Zukunft. In sofern nun diese Beschlüsse die wichtigsten sind, zugleich aber bei der Ungewißheit menschlicher Angelegenheiten die schwankendsten, werden wir sie verangestellt sehen mit ihrem ganzen ὑποκείμενον, mit allem ihnen zum Grunde liegenden und zur Berathung noth-

ist, und das klare, helle Auge der Philosophie stets die Dinge anders sehen muß, als das verzühte des Glaubens. Die Philosophie muß aber übererheben auch niemand darüber täuschen wollen, als habe sie etwas gemein oder sei gar Eins mit jener Verzühlung, die sogleich von der Welt abstrahirt und über sie hinaus den Himmel offen sieht. Die Ideologie erkennt nur das Jenseits an, also rede sie auch nur von ihm nach ihrer höheren Eingebung und ihrem absoluten Wissen, aber sie verdränge nicht die einfache Betrachtung der Dinge, welche sie nicht kennt, noch kennen mag; das nimmt die Weltweisheit für sich in Anspruch nach des Aristoteles Erklärung von der Σοφία im Eingange zu seiner Metaphysik: sie sucht τὰ πρότερα αἰτίας καὶ τὰς ἀρχάς, und ihr Ziel ist τὸ εἶδέναι, nicht aber das Träumen und der ideologische Semnambullismus. — S. über die ἀρχή, Plat. Phaedr. 245.

wenig erforderlichen Erkenntniß und Sachkenntniß. Unter den Nationen, in welchen berathende und zur Beschlußnahme autorisirte Versammlungen existiren, werden uns bei den neueren Nationen hierfür die Engländer das Beispiel der größten Sachkenntniß und der ruhigsten und sachgemähesten Erwägung bieten in den Beispielen ihrer größten Parlamentsredner, während bei den Franzosen das oratorische Talent selbst sehr beschränkt ist und die Reden auch leicht auf kleinliche Persönlichkeiten abzielen; indeß hat auch Frankreich in den letzten Zeiten bedeutend an Kenntniß und Haltung gewonnen. Das Wesen dieser Redegattung besteht ganz einfach im Zurathen und Abzathen; denn das thun hierbei die Redner sowohl in Privat- als in öffentlichen Angelegenheiten, C. i. 1. 3. 24—26. Es handelt sich nämlich einfach darum, ob ein Beschluß gefaßt oder nicht gefaßt, ein Gesetz angenommen oder verworfen werden solle. Wie wichtig dies indeß sei, und wie es das ganze Volk interessire, was für Beschlüsse genommen werden über Krieg und Frieden, was für Gesetze in Kraft treten sollen, sieht jeder leicht ein. Der Tyrann nur legt die Gesetze durch sein Machtgebot auf; der wohlorganisirte Staat giebt sie der Berathung anheim, der Oeffentlichkeit, und die Geschichte zeigt, daß je gebildeter ein Volk ist, desto mehr Antheil forderte es und erlangte es an den Berathungen über seine Zukunft und an der Gesetzgebung; nur der Sklave läßt sich äußerlich ein Joch auflegen, der Gebildete will Theil haben an den über ihn zu fassenden Beschlüssen. Die Menge aber, die πολλοί, über ihr wahres Wohl auf die rechte und geschickte Art aufzuklären, das ist die Sache des Berathen-

den Redner, der die ἀγὰν und ἀνα kennt, wie es heißt cap. IV. init. (p. 13. *).

Das zweite Zeitmoment ist die Vergangenheit; ihr gehört die vollendete That und das über sie zu haltende Gericht: ob sie geschehen oder nicht, ob sie von dieser bestimmten Person verübt, und von welcher Bedeutung sie sei, das ist Sache der richterlichen Verhandlung. Redner ist der gerichtliche Redner; Hörer, der Richter oder der Gerichtshof; die Zeit die Vergangenheit; Gegenstand: die That und ihre Bedeutung. Dies ist das zweite γένος, τὸ γένος δικανικόν. Wie beim ersten über προτροπή und αποτροπή, scheidet sich hier die Rede, ihrem Gegenstande nach, in Anklage und Verteidigung, κατηγορία und ἀπολογία**), p. 11. Z. 26—28, Z. 31. p. 12. 1. — Denen, die vor Gericht streiten, dem Redtenden ist τέλος (p. 12. Z. 9—11.) τὸ δίκαιον καὶ τὸ ἀδίκον. Gegen dieses treten alle anderen Gesichtspunkte in den Hintergrund, p. 12. Z. 14—17. Wenn es sich also vor Gericht um Feststellung des Thatbestandes han-

*) Sein τέλος p. 12. Z. 4—9. Doch werden wir sehen, daß das συμπέρον nicht nach eigenfünftigen Interessen zu bestimmen ist, sondern nach dem, was wahrhaft nützt, v. h. nach der Gerechtigkeit und nach dem Guten, dem ἀγαθόν (Plato Rep.). Doch über das Verhältniß beider, die sich scheinbar ausschließen — weiter unten.

**) Die Apologetik ist in sofern eine mehr richterliche Disposition für die Verteidigung des Christenthums gegen seine Ankläger. Ich hebe dies schon hier hervor, um das eigentliche Gebiet der theologischen Beredsamkeit recht klar bestimmen zu können und das bekannte γένος der Schulpredn zu definiren, besonders aber vor dem Verwechseln des Theologischen und des Christlichen zu warnen.

belt, so ist doch die Hauptsache: Recht und Unrecht. Was ist Rechtens? und wem steht die Entscheidung dieser Frage zu. Aristoteles sagt: dem Richter, und es dürfe die Partei dem Richter nicht die Bedeutung einer Sache vorlegen wollen, p. 2. 3. 2 ff. Das Gegentheil lesen wir am Schluß vom Kap. 3. 3. 6 ff. Dies scheint ein gewaltiger Widerspruch, indem Aristoteles vorher die Feststellung der Sache allein wollte, hier aber dem Redner die Darlegung der Bedeutung einer Sache außerdem zuschreibt. Die Frage löst sich einfach mit dem: Es müßte es sein, und so ist es in der That. Allerdings ist's das Ideal einer Rechtsverfassung, daß ich dem Richter nur die That sage, und so denken wir uns den himmlischen Richterstuhl; die Alten aber schreiben solche Kraft dem Richter der Unterwelt zu, vor dem es weder nöthig noch möglich scheint, die Bedeutung einer Sache, Recht und Unrecht, auseinander zu setzen. Wer möchte die Götter lehren wollen, was Rechtens sei*)? Jedoch dem

*) Plato, Gorgias 524—525. „Sichtbar ist alles an der Seele, wenn sie vom Leibe entkleidet ist, sowohl was ihr von Natur eignete, als auch die Veränderungen, welche der Mensch durch sein Bestreben um dies und jenes in der Seele bewirkt hat. Kommen sie nun vor den Richter, und zwar die aus Aitha vor den Rhadamanthys: so stellt Rhadamanthys sie vor sich hin und blickt auf eine jede Seele, ohne zu wissen, wessen sie ist, sondern es, wenn er den großen König vor sich hat, oder andere Könige oder Fürsten, findet er nichts Gesundes an der Seele, sondern durchgepeitscht findet er sie und voller Schwielen von Neid und Ungerechtigkeit, und wie eben jedem seine Handlungsweise sich in der Seele ausgeprägt hat, und findet alles verrentet von Lügen und Hochmuth und nichts gerades daran, weil sie ohne Wahrheit aufgewachsen ist, sondern vor aller Gewaltthätigkeit und Reichlichkeit, Uebermuth und Unmäßigkeit im Handeln zeigt sich auch die Seele

menschlichen Richter gegenüber verhält sich Sache anders; er ist eben so wenig der Inbegriff aller Weisheit, als es der gerichtliche Redner ist, sondern er will das Recht finden, muß belehrt werden, und es ist allerdings Sache des gerichtlichen Redners, jene genannten Gesichtspunkte hervorzuheben und dem Richter alle Seiten einer Sache klar aufzuzeigen; dann ist ein Rechtssprechen möglich. Wie schwierig es dabei noch immer sei, wird die genauere Darstellung zeigen; denn bei der Verwirrung, welche meist unter den Menschen nach verschiedenen Ansichten und nach den Regierungsformen über Recht und Unrecht herrschen, ist es eine der gewichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, Richter zu besigen, die wirklich eine Einsicht haben in das Recht und die nicht blos nach den Gelezen und Rechten urtheilen, die sich wie eine ewige Krankheit fortschleppen, sondern die da fragen nach dem Rechte, was mit uns geboren ist *).

Der dritte Zeitpunkt ist die Gegenwart und die Macht ihres Eindrucks, die *δύναμις*, p. 11. Z. 22. Ueber die Zukunft entscheidet der Ekklesiast, über das Geschehene der Richter, über die Gegenwart der Theoros **). Halten wir uns zunächst an das *κρίνειν* und fragen, wer ist hier der Richter, und über was hat er zu richten? Die Theorie ist, wie wohl alle wissen, ein Anschauen und

voll Mißverhältniß und Häßlichkeit. Hat er nun eine solche erblickt, so schickt er sie ehrlos gerade ins Gefängniß, wo sie, was ihr zukommt, erdulden wird.“ — Das ist ein Bild des göttlichen Richtersstuhles. S. Princip d. Bösen, S. 32—33.

*) S. Göthe's Faust.

**) Pag. 12. Z. 1—4.

ὁμοῖος ist ganz allgemein genommen, ein Zuschauer. Was für eine richterliche oder entscheidende Gewalt kann nun diesem zugeschrieben werden? Wir kennen Zuschauer fast nur im Theater, und ihre richterliche Gewalt ist, sobald sie nicht etwa Recensenten sind, rein persönlich; wir haben keine vom Staate bestellten Kampfrichter oder Richter des Schönen, die etwa eine Entscheidung gäben bei einem tragischen Wettkampf. Eben so wenig kennen wir andere Feste, bei welchen von Rechtswegen über die Leistungen geurtheilt würde; höchstens ist's an einigen Orten jetzt mit Industrie- und Viehausstellungen der Fall; in Frankreich geschieht es auch wohl bei Gemälderausstellungen durch die Hand des Königs. Das nun ist die für unser drittes γένος vorausgesetzte Gegenwart: ein Fest, eine öffentliche vom Staate verordnete Feier, und eine an ihm zu haltende Rede, wie wir es nur mehr in den beschränkten Kreisen einzelner Corps oder Institute kennen: es sollen also öffentliche, von dem Staat ausgehende Feierlichkeiten auch durch Reden verherrlicht werden; dafür dient die dritte Redegattung, das γένος ἐπεδεικτικόν, und der Richter ist der ὁμοῖος*), der Festrichter, welcher zu urtheilen hat über die δόναμις, über die Macht des Eindrucks, welchen der Redner hervorzurufen versteht, über die Gewalt seiner Rede. Τέλος dieser Redegattung ist Lob oder Tadel, ἐπαῖνος καὶ ψόγος: p. 11. Z. 28—29.

Schon bei den Römern war diese Redegattung ver-

*) Er wird als κριτής bezeichnet, und es ist dies die eigentliche und die bedeutame Stelle des Kritikers, der über gegenwärtige Leistung, über die δόναμις, sein Urtheil abgibt.

schwunden, sie verstanden es nicht mehr, wie die Hellenen, ihre Triumphzüge oder ihre Spiele durch die Kunst der Redeübung zu verherrlichen, die sich freilich mit Gladiatorkämpfen wenig vertru, und so finden wir weder Panathenaische Reden, noch eine Leichenfeier, wie sie einst Perikles mit seiner berühmten Leichenrede für immer würdig gemacht hat; weshalb Cic. de or. I. 6. sagt: Graecos homines non solum ingenio et doctrina, sed etiam otio studioque abundantes partitionem quandam artium secisse video, neque in universo genere singulos elaborasse, sed seposuisse a ceteris dictionibus eam partem dicendi, quae in forensibus disceptationibus iudiciorum aut deliberationum versaretur, et id unum genus oratori reliquisse*). Unter uns sind dann vollends alle drei genera glücklich zur Ruhe gegangen, und wir hören die Stimme eines öffentlichen Redners weder in einer beratenden Versammlung, noch vor einem Gerichtshof, noch bei allgemeinen vom Staate veranstalteten Festen; höchstens werden Geistliche beauftragt, ein Sieges- oder ein Dankgebet zu halten, eine Leichenfeier für die Gebliebenen zu veranstalten, was allerdings einige Ausbülfe gewährt, aber weder der Natur der Sache, noch besonders der Natur der geistlichen Beredsamkeit entspricht, da solche Feierlichkeiten Sachen des Staats sind und nicht der Kirche, der keinesweges das *τέλος επιδαιτυνών* zuer-

*) Man kann hierbei wohl eine Ansicht gewinnen, mit welcher tiefen Einsicht dergleichen Fragen von den gewöhnlichen Ciceron des Cicero beantwortet werden, wenn man liest (bei Elenkt p. 13.): Non tangitur hic tertium genus dicendi, επιδαιτυνών s. demonstrativum, quia duobus illis longe cedit gravitate.

theilt werden darf. Denn wer z. B. für das Vaterland gefallen ist, muß auch von dem Lande als solchem gepriesen werden *), nicht von den Dienern des Friedens und der allgemeinen christlichen Kirche, vor der alle Menschen Brüder sind und Kinder Eines Gottes, und vor welcher Krieg nicht anders erscheinen kann, denn Brudermord. Soll also die Kirche solche Siegesfeste veranstalten, so muß sie ihrer Natur entsagen und Dienerin irdischer Interessen, einiger gewonnenen Städte oder erbeuteter Schätze, werden, genug dem Augenblick verfallen, dem die festliche Redegattung dient: die Kirche, als solche, kann sich nie freuen über erschlagene Tausende; das ist, wie gesagt, nur die Freude des einzelnen siegenden Staates; ihm gehören alle nur ihm betreffende öffentlichen Feiern; ihm allein gehören die drei Redegattungen, von denen wir bisher gehandelt haben. Aber wie es immer geschieht, sobald das ordentliche Verfahren nicht zugelassen ist, daß man ungehörige Glieder zu einer Gestalt zusammenhäuft, was höchstens ein Conglomerat giebt, so ist es auch hier geschehen: die drei bezeichneten Redegattungen waren verstummt, uns blieb allein die geistliche übrig, und so usurpirte sie theils ganz Ungehöriges, ließ sich in irdische Verhältnisse ein, welche ihr ewig fern bleiben mußten, oder man schob ihr auch, als der einzigen, alle öffentlichen Reden zu, wie man wohl an Catechismen ein Rechenbüchlein anheftet, oder wie die Kaufleute kleiner Städte mit allem

*) Bei uns sind auch die Leichenreden den Predigern zugesallen, und nur Frankreich macht auch hier durch seine Grabreden, welche häufig von politischen Männern ausgehen, eine Ausnahme: denn der geistliche Redner kann nur den Menschen bedenken; den Staatsbürger betrachtet der orator.

und jedem Handel treiben. Dadurch sind alle natürlichen Verhältnisse hier verrückt worden. Keinesweges ist indeß dadurch die Gesundheit des Ganzen gefördert worden; denn wie bei den organischen Functionen des Leibes keine für die andere eintreten kann, und sobald eine von ihnen in ihrem natürlichen Lauf unterdrückt wird, sich zerstörend auf die andern wirkt mit ihrer gehemmten Kraftentwicklung, so mit den geistigen Organen des Staats und mit den geistigen Functionen überhaupt: auch hier kann keine für die andere eintreten, und auch hier wirkt Hemmung zerstörend für die andern.

So haben wir es also bei der dritten Redegattung mit der Gegenwart zu thun und mit einer Festversammlung, als Hörern und Nichtern, und mit dem Festredner, dessen Aufgabe oder τέλος es ist, Lob oder Tadel zu spenden, je nachdem eine That schön oder schimpflich ist, nach dem καλόν oder αἰσχρόν (p. 12. Z. 11—14.)*); für die drei Redegattungen werden wir aber stets wiederkehren sehen die Betrachtung des συμφέρον und βλαβερόν, des δίκαιον oder ἀδίκον, sowie drittens des καλόν und αἰσχρόν (**).

*) Ankebels Uebersetzung: „rein künstlerische Reden“ ist falsch; denn es handelte sich nicht um Kunstproductionen, sondern um Lob und Tadel, oder mit einem Worte Plato's in den Legg. III., man rede: τῶν τε καλῶν ἐπαῖα, καὶ τὰ ἐπιδαι καὶ μὴ γίνονται ἐκδικοῦνται. wenn von Staatswegen Ehre oder Schimpf soll angethan werden, nach dem καλόν oder αἰσχρόν seiner Handlung. Eine Rede zu einem Ordensfeste wird daher auch unter diese dritte Redegattung fallen.

**) Diese drei Glieder kehren häufig wieder und bedeuten dann immer die Gattung — ὁ ἐπαινῶν — den epideiktischen Redner u.

Im Allgemeinen ist hier indeß noch zu erinnern, daß in unsern Zeiten die Presse oder die Journale einen bedeutenden Theil der öffentlichen Beredsamkeit an sich genommen haben, besonders in sofern größere Kreise berührt werden sollen, oder indem selbst eine Weltverbrüderung vorbereitet wird, wie sie auch schon Göthe mit seinem Gedanken einer Weltliteratur vorgebeutet hat^{*)}. Die Hauptaufgabe des Journalwesens möchte nun von dem γένος συμβουλευτικὸν bestimmt werden; denn die zu nehmenden Maaßregeln sind zumeist das Interesse des Tages; außerdem fällt ihnen jetzt auch wohl das γένος ἐπιδεικτικὸν zu, das Lob und der Tadel, indem die Journale Nekrologe liefern und die Urtheile des Tages vermitteln. Wir erkennen, welch eine bedeutende Aufgabe damit der öffentlichen Presse zugefallen ist, und wie es für die richtige Leitung derselben eben der tüchtigen und ehrenwerthen Eigenschaften bedarf, welche wir für den beratthenden und Lob und Tadel spendenden Redner in Anspruch genommen haben; zugleich aber, wie der Staat die Hauptgarantie für diese richtige und sachgemäße fortschreitende Leitung seiner Angelegenheiten nur in dem ζῆλος suchen kann und in einer soliden sachgemäßen Bildung. Diese aber muß vor allen Dingen und überallhin verbreitet werden, um dem Schlechten die Mittel zu nehmen, auf ununterrichtete Massen einzuwirken, und um diesen selbst ein Urtheil möglich zu machen über das, was dem Staate und ihnen selbst nütze und schade, sowie über Recht und Unrecht; wer hier als Vaterlandsfreund den

^{*)} Die öffentliche Stimme, das Gewissen der Welt, bei einer Sache zu theilhaben, haben die Alten noch nicht gekannt.

Zustand Deutschlands ansieht, wird wissen, wie in dieser Beziehung fast noch alles zu thun bleibt, indem der Gesichtskreis der Meisten sich noch nicht über das leidige Mein und Dein hinaus erstreckt, das suum cuique als Privatrecht. Censur aber verfehlt ihren Zweck.

Auf die angegebene Weise sehen wir die Welt vertheilt, alles Irdische in Besitz genommen, das Vergangene, das Gegenwärtige, das Zukünftige ist seinen ordentlichen Richtern zugewiesen, denen die Entscheidung darüber zusteht. Wohin stellen wir nun den Geistlichen? Wir möchten ihm fast mit den Worten des Gottes zursagen: Willst du in meinem Himmel mit mir leben? — Ihm gehört die Ewigkeit, er predigt nicht für ein Reich von dieser Welt; das Diesseits überläßt er dem Staate, der es desto vollkommener in Anspruch nimmt und desto mehr alle seine Bedürfnisse erfüllt, je vollkommener er organisiert ist: dem Geistlichen gehört das Jenseits, ihm gehören alle die ewigen und allgemeinen Mächte; das Irdische, ewig Werden, nie Bestand Gewinnende verschwindet vor seinen Blicken und er schaut nur auf das ewige Sein, auf das Unveränderliche, von dem wir weder Entstehen bemerken, noch Vergehen. Die Zeit gehört der Welt, wie wir bei Plato lesen (Tim. 38. B.): „Die Zeit also wurde mit der Welt, damit sie, zugleich geschaffen, auch zugleich aufgelöst würden, wenn je einmal eine Auflösung derselben eintreten sollte. . . . Das Urbild ist ein für alle Ewigkeit Seiendes, die Welt dagegen eine stets für alle Zeit gewordene und seiende und sein-werdende.“ Vorher fragt er (p. 27. D.): „Was ist das, was immer ist, aber kein Werden hat, und was ist das, was immer wird, aber niemals ist?“ Dieses niemals Seiende, die

gegenwärtige Welt, gehört den anderen Rednern; von dem ewig Seienden berichte uns der geistliche Redner, der von ganzem Herzen zu sagen vermag, das Reich, wonach ich ringe, ist nicht von dieser Welt. Tritt er aber zu dem einzelnen Menschen, so schaue er ihn an, wie derselbe Philosoph sagt (im Gorg. 524.): αὐτῇ τῇ ψυχῇ αὐτοῦ τὴν ψυχῇ, mit der Seele schaue er die Seele, beide frei von allen weltlichen Umhüllungen, und wenn er redet, gebe er nicht μῦθος, nach Art der Dichter, sondern λόγον, die Wahrheit, denn der λόγος ist seine ἀρχή, aus der er demonstriert, sein erschaffendes Princip; muß er aber zum Volke sprechen in Mythen, so seien sie der Art, wie wir an derselben Stelle bei Platon lesen *): „Höre denn eine gar schöne Rede, die du zwar für ein Märchen halten wirst, ich aber für Wahrheit;“ es sei diese in der Fabel Umhüllung.

Haben wir daher den andern Rednern ihr Gebiet anzuweisen können, so bleibt dem geistlichen Redner der Geist und die Seele nach ihren ewigen Verhältnissen, zufolge des schönen Wortes von Heraklit: ψυχῇ; παύρα οὐκ ἂν ἐξούποι ὁ πᾶσαν ἐπιπορευόμενος ὁδόν· οὕτω παύειν λόγον ἔχει. Denn betrachten wir hier vorläufig einen Fundamentalsatz der christlichen Lehre, so ist es der der Gleichheit aller Menschen und ihrer gleichen Berufung, so daß vor dem Throne Christi kein Ansehen der Person gilt, daß vor ihm nur die Menschheit in Betrachtung kommt, und jeder Einzelne, sofern er menschheitlich erscheint, d. h. den Beruf der Gattung erfüllt. Ein herrlicher Spruch ist es deshalb: „Was ihr dem geringsten dieser

*) Pag. 523.

gethan, habt ihr mir gethan." Aus dieser Erkenntniß heraus hat also die geistliche Berechtigung zu wirken, und von welchem Einfluß sie deshalb auf alle irdischen Verhältnisse sein müsse, indem sie sich dagegen verhält, wie das Allgemeine gegen die Besonderheiten, wie sie recht eigentlich das Princip der Liebe zu vertreten habe*), ist schon hier einleuchtend. Das Genauere gehört unter die detaillirte Betrachtung der einzelnen Gattungen, auf die wir nun übergehen.

*) Für die Griechen ist hier nur vorläufig an die hohen Tugendlehren zu erinnern, wie sie z. B. Arist. Pol. I. 9. aufstellt, p. 10. 3. 21 — 23: „Die größten Tugenden sind notwendig diejenigen, welche den Menschen den meisten Nutzen stiften, wenn nämlich die Tugend die Kraft wohlthaten ist, eine *δυναμις εὐαγγετική*." Sgl. ferner p. 34. 6, daß niemand sich der Güter des Zufalls rühmen sollte, sondern nur des Selbsterworbenen, *ἐν τῷ τοῦ θεοῦ ἀρετῇ*. — Das Christenthum will freilich auch diesen Ruhm vernichten; „wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn;" doch erkennen die Griechen und die Alten überhaupt den gerechten Stolz als eine Tugend des Mannes an, ohne irgendwie der Bescheidenheit zu nahe zu treten; weshalb auch Heide ausruft: nur die Schufte sind bescheiden. Daß man den falschen Egoismus auszutilgen strebe, zeigt schon Ar. Pol. 34. 22 — 24; *πατριῶν τοῦ ἀρετῇ*, opferte sich jemand dem Vaterlande. Sollte das Christenthum jenes gerechte Selbstgefühl vernichten wollen, wie wohl die Ausprediger meinen, so würde es den Menschen selbst vernichten und eben so alle Rationalität, die nur aus jenem entspringt. Unter den Vätern leben aber nur die in der Geschichte fort, welche im Gefühl ihrer selbst menschheitlich wirkten; die andern müssen vergessen werden. —

Zweiter Abschnitt.

Die einzelnen Redegattungen.

Erstes Kapitel.

Die beratende Redegattung*).

 Hierbei handelt es sich zuerst um die Frage, worauf denn überhaupt eine Verathung könne gerichtet sein. Aristoteles beantwortet sie mit einfach bestimmten Worten, p. 13, 20 ff.: Verathen könne man über Gutes und Schlechtes, ἀγαθόν καὶ κακόν, aber nicht über alles, was überhaupt geschehen könne oder nicht, sondern nur über Dinge, welche eine Verathung gestatten, und diese sind nur alle, welche sich ihrer Natur nach auf uns zurückführen lassen und deren Quell, deren ἀρχὴ τῆς γενέσεως, in uns selbst ist. Diese ἀρχὴ τῆς γενέσεως kann nun eine doppelte sein, eine äußerliche, oder nach Plat. Legg. X. p. 904, eine in uns selbst liegende, so daß wir ursprünglich als ποτὶς τινας bestimmt sind, und nun nicht mehr anders, als nach dieser ersten Qualität uns ent-

*) Πολυπραγίας μέγαν ὑποστροφὴν ἔστι τῶν ἑμῶν. Ar. Hist. An. I. 1.

schließen könnten, was auf die Gefäße des Bösen im Neuen Testament zurückkäme; aber dem ist nicht also: nach dieser ursprünglichen Bestimmung bleibt uns immer noch der freie Entschluß, denn es ist uns zugleich die Wahl und die $\varphi\rho\nu\nu\gamma\iota\varsigma$ *) verlichen, über welche man die schöne Definition bei Aristoteles findet, *Pz. cap. 9. p. 31, 6—8.*

Unter allen Völkern finden wir indeß den Fortgang der Entwicklung so geordnet, daß es zuerst äußerliche Mächte sind, welche bestimmend auf die Entschlüsse des Menschen wirken, und die sich als Orakel oder sonst durch Priester und Sehermünd ihm kund geben; erst allgemach erkennt er die innere beratende Stimme**), die indeß mit jener äußeren einen langwierigen und hartnäckigen Kampf zu bestehen hat, einen Kampf auf Tod und Leben, bis entweder die sich regende innere Kraft unterdrückt wird von den äußerlichen Bestimmungen und ein Volk tyrannischer Herrschaft anheim fällt, oder bis die Kraft innerer Bestimmung, oder die der Selbstbestimmung, den Sieg davon trägt und zur Erscheinung eines freien Volkes führt: in der Regel aber sehen wir hier in der Geschichte das Schauspiel wechselnder Gestaltungen, und es folgen sich Tyrannei und freie Verfassung nach den Phasen der Volkskraft oder der Nationalischwäche, die dann von dem unumschränkten Willen eines Einzelnen,

*) Ueber die Tugenden als $\varphi\rho\nu\nu\gamma\iota\varsigma$, s. *Princip d. A. p. 331.* (cf. *321.* über $\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}\nu\tau\omicron\varsigma$ $\rho\omicron\upsilon\lambda\acute{\alpha}\kappa\epsilon\sigma\theta\epsilon\iota\alpha$); es beruht jener Begriff darauf, daß der Mensch wirklich wisse, was gut und böse ist. Dies ist unser Ziel.

**) Der Genius, $\tau\acute{o}$ $\lambda\omicron\gamma\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$, des Sokrates. Im *Pr. d. A.* habe ich nachgewiesen, daß er nur abräth; der Entschluß bleibt frei.

ex nutu, abhängt*). Alle Nationen nun, welche diesen Kampf nicht durchzukämpfen vermögen, sind Sklavenvölker und für die Geschichte von keiner Bedeutung; die wirklich berufenen und auserwählten Völker dringen durch zu der Bestimmung der freien Wahl, im liberum arbitrium, durch das entschiedene Hervortreten des Selbstbewußtseins, als wahrhafter Grundlage freien Entschlusses, und sie constituiren sich durch dessen Kraft aus innerer Bestimmung ihres selbsteigenen Geistes als Nationen. So lange daher ein Volk noch dem Gesetze als etwas äußerlich ihm Gebenden gehorcht, sieht es in dem Verhältniß des alttestamentarischen Bundes, im Verhältniß des Herrn und der Knechtschaft; erst wenn das Gesetz erfüllt wird, tritt es ein ins Innere, und es entwickeln sich die christlichen Völker wesentlich auf der Grundlage freier Selbstbestimmung**): denn die Offenbarung Got-

*) Für Griechenland habe ich diesen Gang der Entwicklung, unter die Bestimmungen des Guten und Bösen gefaßt, in meiner Schrift, das Pr. d. N. II., darzustellen versucht, welche mit dem entschiedenen Hervortreten des freien Willens schließt, welcher im Selbstbewußtsein überhaupt erst den Menschen begründet. Vgl. auch Velling, die Erziehung des Menschengeschlechts.

**) Diese Bestimmung hat sich freilich nach dem Guten zu richten, um frei zu sein; doch davon weiter unten. Indem Rupp — „der christliche Staat“ — dieses Moment der Begründung desselben durch den freien Willen nicht hervorhob, mußte er eine schwache Argumentation liefern; denn eben, indem der Staat wahrhaft christlich ist, ist er ein konstitutioneller, frei sich beratender, nicht durch Regierungsgewalt äußerlich bestimmter, so wie auch die Grenzen der Kirche sich danach ganz richtig und einfach bestimmen, ohne weder den Staat zu überfließen, noch von ihm eingeengt zu werden. — Vgl. darüber auch die nicht eben durch logische Consequenz ausgezeichnete Beurtheilung der Rupp'schen Schrift in der Preuß. Staatszeitung, Januar 1843.

tes beruht ihnen nicht mehr auf etwas Außerlichem, sondern die Herzen selbst werden für den wahren Christen die Tempel Gottes; er wohnt in ihnen als Selbstbestimmung, und erst jetzt kann der Mensch sagen, das Wort Gottes hat mich frei gemacht, ich hänge von niemandem mehr als Knechte ab, sondern es ist die Bestimmung in meine Hand gegeben, sie ist ἐν τῷ ἔργῳ. Daher ruht im christlichen Staate die Fortentwicklung wesentlich auf der beratenden Versammlung, welche jedem das Recht anthut, ihn für stimmfähig zu halten und ihm dadurch sein unveräußerliches Recht zugesieht, das der Willensfreiheit nämlich *); jede andere Ansicht aber ist als unchristlich abzuweisen, indem das Wort Gottes erschienen ist, den Menschen frei zu machen, nicht aber ihn noch tiefer zu knechten, als er es unter dem Gesetz des alten Bundes gewesen, und indem keine andere Freiheit möglich ist, als die Willensfreiheit, welche ja die wahre christliche Freiheit ist: ihren nächsten und hauptsächlichsten Ausdruck hat sie in der beratenden und beschließenden Versammlung. Deshalb schüttelte Deutschland die Fesseln des Papismus ab und zerbrach das römische Gesetz, da es zur Selbstbestimmung fortging. Wir wissen alle, wie dieser ewig ruhmwürdige Schritt mit der Wiederherstellung der Wissenschaften zusammenfiel. Außerdem hat unser Vaterland in diesem Unternehmen mehr vollendet für die Welt, als andere Völker, indem sie sich Constitutionen gaben, welche über Abgaben, τὸ φόρον, Einfuhr und Ausfuhr, εἰσαγωγὰ καὶ

*) Hierauf beruht auch die wahre Urbanität, die ἀστεύτης, daß man in Jedem den Menschen ehre und über ihn nicht, wie über ein Willenloses, eine Sache, verfüge, sondern ihm in seinen Angelegenheiten das Wort gönne.

und ἀγαπᾶν, beschließen; denn es brach die Fesseln des Geistes *). Wir werden bei der geistlichen Veredlung weiter sehen, wie wichtig dies geworden und welchen Veruf die Geistlichen diesen Fortschritte Deutschlands gegenüber einzunehmen haben, während es freilich noch manche giebt, die Luther und Melancthon mit dem Munde preisen, aber dem Sinne nach noch unter der Herrschaft des alten Hundes oder des Katholicismus stehen, da sie den Buchstaben über alles stellen und nur den Buchstaben nicht immer zu beglaubigender Documente für sich anzuführen wissen, welche wir von Aristoteles unter die τίμαι ἀγαυαί, die weniger gültigen, mit Recht gezählt fanden.

Ganz dieser hoben, ächt menschlichen Anforderung entsprechend, sehen wir denn auch die Hellenen verfahren, indem sie dem Menschen als sein eigenes, als sein unterscheidendes Wesen den freien Willen zuerkennen, ihn aber eben deshalb auch für alle Folgen seines Entschlusses in ganzem Maasse verantwortlich machen: auf diesem Einen Punkt ruht die richtige Erkenntniß des griechischen Volkes; es wird ein freies genannt, weil es mit sich selbst zu Rathe ging und in der höchsten Gefahr seiner nicht vergaß, sondern sich mannhaft bewährte in seinen Anführern und Häuptern, so wie in allen Mitkämpfern. Was wollen gegen solches Bewußtsein die rohen asiatischen Horden sagen, gegen die man immer nur aus-

*) S. die Rede von Hegel, Freibaden, 1839. IV. Freilich darf sich Deutschland nicht bei der höheren Freiheit beruhigen, sondern muß die ihm von Rechtswegen zustehenden Gegenstände der Vererbung ebenfalls in Anspruch nehmen, um auch dem alten Vorwurfe des Unpraktischen endlich zu entgehen.

sprechen kann, was Herodot selbst den Persern bei der Anzahl der Perser erkennen läßt: „viel Menschen, aber keine Männer“). Vor allem aber beruht auf diesem einen Grundfrage die Erhabenheit der griechischen Tragödie, und ich will deshalb an ihrem Beispiel das Besagte erläutern**).

Allgemein bekannt ist der Ajax des Sophokles und man weiß, wie er gewöhnlich als ein schwächeres Stück hingestellt wird, indem dem Ajax zu schreiendes Unrecht geschehe, der Wahnsinn, in den er verfällt, eine unglaubliche Härte unbilliger Götter sei, die nur ihrem Günstling, dem Ulysses, die Waffen des Achill zuwenden, während Ajax das höhere Verdienst habe. Bei diesem Raisonnement hat man nur einen kleinen Punkt übersehen, welches indes

*) Herod. VII. 210. πολλοὶ πρὸς ἀνδραγαθὸν ἄλλοι δὲ ἀνδρες.

**) Iperemio stellt die Wirkung des Retners auf frei sich Betrachende in einem Jugendgedicht (1898), Demosthenes, so dar:
Jeder gehorcht Dir, und meint, nur dem eigenen Willen zu folgen;

Jeder glaubt sich frei, wenn Du gewaltig ihn zwingst.
Frei auch ich er! Du hast im Gemüth nur den eig'nen Entschluß ihm.

Ausgebildet, es folgt jeder dem inneren Gott.

Es sind diese Zeilen, im Vergleich mit den späteren Ansichten des Verfassers, ein Beweis dafür, wie jemand in den Abnungen und Anschauungen seiner Jugend das Richtige besitzen kann, und es später durch Studium in sich vernichtet, statt dem freien Antriebe zu folgen und so den inneren Gott wirklich zu erkennen: seine Rhetorik wurde eine Anekdote, welche ja überall eintreten muß, wo jemand sich ohne Untersuchung einem Bestehenden ergiebt, dessen Grundlagen als wahr vorausgesetzt werden. Was wäre die Wissenschaft, wenn sie seit Anbeginn nur solche Vertreter gefunden hätte; denn, sagt Boeckh, wenn man nur also gehandelt, adhuc in primis haeroremus humanitatis rudimentis.

gerade der Hauptpunct ist, nämlich Willen, Absicht und Entschluß des Ajax, ohne die er aufhört ein Heros zu sein. Ajax mordet die Heerden und die Hirten und that dies im Wahnsinn, den ihm Athene verhängt, aber weshalb that dies die Göttin? Aus reiner Willkür? — Dann handelte sie ungöttlich. Sie that es, nachdem Ajax seinen Entschluß gefaßt, die Fürsten der Argiver zu ermorden, und um dies Unheil abzuwenden, das Heer vor einem unausbleiblichen Untergange zu bewahren, verwirrte sie seinen Sinn; er nimmt Hirten und Heerden für die verhassten Argiver und tödtet sie. Auf diesem freige-
faßten Entschluß ruht die ganze, schön durchgeführte Tragödie: Ajax wollte, und er trägt die Folgen seines Entschlusses; wir erkennen in ihm den Freien, den Heros, welchem auch in der Entscheidung nicht der Wuth zur That gebriecht. Wir finden die bezeichnete Stelle Vers 44, wo Ulysses die Göttin fragt:

ἦ καὶ τὸ βούλημα' ὧς ἐκ' Ἀργείων τὸδ' ἦν;

Wing sein Entschluß auch wirklich auf das Argosgeheer?

und Athene erwidert:

αὐτὸ βούλετο, αὐτὸ κατεπαύσατο ἔργον.

Und war ich achlos, hätt' er ihn auch ausgeführt *).

Darin sind alle Bedingungen zur That gegeben, und Ajax trägt natürlich ihre Folgen ganz; mit diesem Einen Verse steht oder fällt die Tragödie. Uebersetzt man ihn freilich mit Donner:

*) Auch nimmt Menelaos in seiner Rede diesen Entschluß des Ajax als das Hauptmoment wiederum auf; er sagt (Vers 1055—56.): ὅτις σπαρτὴν ἑμπύαντι βούλετο εὐαγε φέρον — ὡς καὶ ἐκασπαύετο, ὧς ἔκαστο βούλετο — aber eine Göttheit habe es verhindert. —

So kann er solches wider uns Argier aus*)?

so sieht man, daß von einem Verständniß der Tiefe dieser Tragödie hier keine Rede sein kann. Zugleich giebt uns dieser Satz den Maassstab der Beurtheilung so vieler neueren sogenannten Tragödien, welche die Geschichte abschreiben und dialogisiren, oder wissenschaftliche Excurse in Versen liefern, aber von dem Moment des freien Entschlusses und seiner notwendigen Folgen auch keine Ahnung haben. Das Heidenthum ist in dieser Beziehung weit menschlicher und auch christlicher, als die unter dem Einflusse des Christenthums entstandenen Producte; denn es erfüllt die Forderungen der freien Kunst**).

An solch eine Versammlung, welche mit Willensfreiheit und Selbstbewußtsein handelt, wendet sich also der beratende Redner, und sie allein trägt in sich die Möglichkeit einer Beschlußnahme. Indess ist hier an einen Punkt zu erinnern, den Cicero im ersten Buche de or. behandelt, und der in alten und neuen Zeiten gar oft wiederholt ist, daß nämlich die Redner wohl zur Auflösung, aber nie zur Begründung der Staaten etwas beigetragen haben, daß im Gegentheil die Thaten ohne Worte zum alleinigen Heil und Wohlergehen der Völker gereichen; man nennt ja auch diejenigen die glücklichsten, von welchen nichts zu reden sei, bei welchen also auch nicht geredet werde. Cicero läßt den Scaevola diesen

*) Nicht besser in der 2ten Auflage, noch bei Schöll. — Von diesem Hauptpunkte ist in seiner Schrift keine Rede, sondern er giebt eine lange Unterfuchung über die Aesthetik, die auf die Tragödie als Kunstwerk von gar keinem Einflus ist.

**) Das Weitere s. in der Poetik, welche besonders die gewöhnliche Ansicht von der Schicksalstragödie zu berichtigen hat.

Einwurf so formuliren (Cap. IX.): Quis enim tibi hoc concesserit aut initio genus hominum in montibus ac silvis dissipatum non prudentium consiliis compulsus potius, quam disertorum oratione delinitum se oppidis moenibusque saepsisse? aut vero reliquas utilitates aut in constituendis aut conservandis civitatibus non a sapientibus et fortibus viris, sed a disertis et ornate dicentibus esse institutas? So haben Romulus, Numa Pompilius, Servius Tullius und andere gehandelt, während es von den Gracchen heißt*), den Söhnen eines Conservativen: At vero ejus filii disertis et omnibus vel naturae vel doctrinae praesidiis ad dicendum parati, cum civitatem vel paterno consilio vel avitis armis florentissimam accepissent, ista praeclara gubernatrice, ut ais, civitatum eloquentia rempublicam dissipaverunt.

Wem fällt dabei nicht sogleich alles ein, was man gegen beratende Versammlungen, gegen Parlamente bemerkt hat. In ihnen siehe nämlich die Herrschaft der Majorität zu; es könne aber, wie es oft geschehen, die Stimme eines Weisen die Meinung von Hunderten aufwiegen; und gäbe es eine ärgere Tyrannei, als die Herrschaft der Majorität, welche den Einen ersücke? So dann komme durch solche Redner Aufregung in die Massen, die nur zu ihrem Unglück über ihre Verhältnisse hinaus gerissen würden; genug die ganze parlamentarische Beredsamkeit sei ein Unheil, eine Pest für die Staaten, oder mit Cicero zu reden, diese sogenannte Lenkerin derselben

*) Sie gaben den ersten Anstoß zu einer Befreiung des römischen Volkes aus den trübseligen Fesseln der Aristocratie.

dissipat rempublicam, löst seine ruhige Einheit auf. — Alle diese Bedenken sind den Griechen nicht unbekannt, und wir können gegen die Ochlokratie die härtesten Diatriben lesen selbst bei Platon*), der doch das Princip der Freiheit anerkennt: indeß sagt dies nichts gegen das Princip und wir haben es hier nur mit diesem zu thun; die einzelne Ausführung muß sich allerdings nach den Umständen modificiren; im Princip muß die freie Verathung festgehalten werden. Die Bestimmung eines jeden Menschen ist es, sich zum Selbstbewußtsein und zur christlichen, d. h. zur Willensfreiheit zu erheben; ist dies noch nicht geschehen in einem Volke, so ist es Sache seiner Führer, diese Bestimmung ihm erreichen zu helfen. damit es wirklich ein Volk sei, d. h. aus Menschen gebildet werde, nicht aus Thieren oder Knechten, und in die Hände der dazu Befähigten, d. h. der beratenden Versammlung, ist alsdann die Entwicklung der Volksinteressen niederzulegen, während der Redner seinem Berufe getreu die Sache vorzutragen hat. Dies ist das Princip, um das allein sich die Philosophie zu kümmern hat, nicht aber um Zufälligkeiten, die sich hier oder dort finden, und die mehr Freiheit gestatten oder größere Beschränkung nöthig machen; denn der Mensch ist frei geboren und ist erst Mensch in der Freiheit und durch dieselbe. Unabweisbar aber giebt sich für uns dieses Princip kund in dem allgemein wiederhallenden Ruf, organiser les masses; denn nicht blos dieser und jener, nicht blos eine Aristocratie der Intelligenz ist zur Freiheit berufen, sondern ein jeder hat als Mensch auf sie vollen und begründeten

*) Plat. Theaet. und sonst.

Anspruch, und die Menschheit wird in ihrem Fortgange mehr und mehr erreichen, was die Hellenen als Wesen des Menschen ausgesprochen und bei sich wenigstens in der Kunst und der Wissenschaft vollkommen durchgeführt haben; wenn auch auf ihren Staaten noch der Mangel des Sklaventhums lastete *).

Auf dieses Princip der Völkerfreiheit sich gründend beschließt nun eine beratende Versammlung über Mittel und Wege, die πόλις, über Krieg und Frieden, über den Schutz des Landes **), über Einfuhr und Ausfuhr, und über die Gesetzgebung. Es ist hier nicht der Ort, genauer auf die Einzelheiten dieser Bestimmung einzugehen, da sie eine Darlegung des ganzen Staats Haushaltes der Alten verlangen, und es hier nur auf das Princip ankommt, durch welches eine beratende Versammlung begründet wird und kraft dessen sie ein Recht hat, die genannten Gegenstände durch ihre Berathung zu bestimmen ***).

*) Ist dieser Mangel aber, besonders in Bezug auf geistige Sklaverei, aus dem modernen Staate ganz vertrieben? Wo existirt schon ein Staat, der wirklich auf vollständige Anerkennung des Menschen und seiner Rechte gegründet wäre? Das mag uns etwas milder stimmen gegen die Alten, die denn doch manche Vorzüge hatten, deren wir entbehren.

**) Krieg und Frieden werden hier von dem Schutz des Landes getrennt; denn jene betreffen Kriegsführung im Allgemeinen, die auch in der Ferne geschehen kann, eine temperäre Frage; dagegen die Werke und Anstalten zum Schutz des Landes sind Sache der fortlaufenden Berathung und dürfen nie außer Acht gelassen werden. S. 15. 3. 12: αἱ δὲ τῆς πόλεως, sind die vertheidigten Befestigungen, Heererei, Fußvöll und Schiffe, und auch wohl die Populien und anderen Gattungen der Soldaten.

***) Vergl. im Allgemeinen, Böckhs Staatshaushalt, Band 2,

Nachdem wir nun dieses festgestellt haben, bleibt uns weiter die Untersuchung über das, was einer beratenden Versammlung als Richtschnur zu dienen habe, mit einem Worte, Ziel und Zweck, beigemäß sie ihre Beschlüsse faßt. Es ist hier nicht mehr von einer äußerlichen Bestimmung durch Vogelflug oder Orakel, oder irgend einen anderen Weg die Rede, auf welchem das Schicksal könne erkannt werden; denn seine Macht sehen wir schon im Homer gebrochen durch die Anerkennung des *ὑπέροπρον* *), indem der Mensch diesem zufolge auch gegen die Schlüsse des Fatus handeln kann: er ist so für die ganze ächt hellenische Welt als frei sich Beratender hingestellt, und danach sind alle Staats- und Familieneinrichtungen getroffen. Heißt dies indeß, er könne nach Willkür handeln, nach Launen und Einfällen? Dagegen wahr! ihn schon die hohe Anerkennung, welche dem Geseze geworden; denn die Geseze heißen bei Plato **) die Könige der Staaten, Pindar singt ***): ἐν τῇ γὰρ νόμος ἐστὶν βασις, κατέστυται τε, πᾶντων πολιῶν ἀρχαίαι, und Aristoteles sagt an der betreffenden Stelle des cap. 4[†]): ἐν γὰρ τοῖς νόμοις ἐστὶν ἡ σωτηρία τῆς πόλεως. Der

und über die *πολιτικὴ τῆς γῆρας*, Streweien, p. 267 — 68, zu ergänzen durch diese Stelle des Aristoteles und mehrere des Platon. — Ich werde darüber ausführlich in einer Darstellung der Platonischen Geseze handeln, die noch vieles ungenutzte Material zum richtigen Verständniß der staatswirtschaftlichen Ideen des Alterthums bieten.

*) S. Princip d. Böfen, unter Homer.

**) Plato, Conv. 186. C.

***) Ol. XIII. 6.

†) Pag. 13. 23—24.

Staat ruhe demnach auf dem Gesetz, und dies ist von Gott gegeben, wie Plato gleich im Eingange seiner Bücher von den Gesetzen sagt: „Wer, fragt der Athener den Kretenser und den Spartaner, ist bei euch Urheber der Gesetze, ein Gott oder ein Mensch?“ Und Clinias, der Kretenser, entgegnet ihm: „Ein Gott, o Fremdling, ein Gott, um es am richtigsten zu sagen; bei uns Zeus, bei den Lacedämoniern aber Apollo.“

Damit sehen wir eine Richtschnur des Verhaltens und jeder Verathung aufgestellt, und eine Schranke, wie sie weiter durch die Definition dessen, was Gesetz ist, bestimmt wird: es ist nämlich in seiner höchsten Bedeutung die *θεωραία νόμος*, d. h. die Einrichtung der Vernunft. Halten wir dies fest, so wird es niemand Wunder nehmen, wenn wir für die Verathung auch ein allgemeines und ein göttliches Ziel festgesetzt finden. Man hat in neueren Zeiten sich vielfach abgemüht, um für die einzelnen Verwaltungszweige, von denen Aristoteles hier handelt, richtige Principien aufzufinden, und hat sie zu dem Ende meist isolirt betrachtet, die Finanzen, den Handel, den Krieg u. s. w.; indess ist es nicht Sache der Philosophie, die Dinge einzeln zu behandeln und vereinzelt, sondern sie faßt sie stets in ihrem innersten Wesen und Zusammenhange, und entgeht dadurch allein der Einseitigkeit, welcher jene Art der Behandlung natürlich ausgesetzt ist^{*)}. In vielen Staaten sehen wir aber noch heutzutage die Finanzen als die Hauptsache betrachtet, den

*) Diesen Sinn hat auch allein Plato's berühmtes Wort, die Könige sollen philosophiren, d. h. nicht Einseitigkeiten folgen, sondern alles Einzelne unter den allgemeinen und nothwendigen Gesichtspunkt fassen, nachdem sie es in seinem Wesen erkannt.

öffentlichen Kredit, und die Regierungen meinen alles gethan zu haben, wenn sie für eine gute und richtige Abrechnung gesorgt haben *); genug das Geldinteresse überwiegt meistens, und man stellt für die Finanzen nur die Grundsätze auf, unter welchen es möglich wird, ein möglichst hohes Einkommen zu ziehen bei der leichtesten Erhebungsart der Steuern **). Eben so ist's mit dem Handel: die Ausfuhr soll die Einfuhr überwiegen, oder derartige Grundsätze. Desgleichen mit dem Kriege ***); in Bezug auf allgemeine Politik aber kennt jedermann die Machiavellistischen Grundsätze, welche allerdings das großartigste und am meisten auf die Schwächen der menschlichen Natur berechnete System geistigen Verrugs bilden, das noch ein Schriftsteller der Welt dargelegt hat.

Aus dieser Vereinzelung und den kleinlichen Berechnungen der Staatsklugheit reißt uns Aristoteles, indem er alle genannten Gegenstände unter Einen Gesichtspunkt

*) Wenn es geht, ohne Deficit.

**) Hat doch noch am 18ten Februar 1843 Herr G. D. H. v. H. in einem Vortrage in der Singakademie zu Berlin behauptet, „die neuere Welt sei Wallenstein sehr verpflichtet, weil durch ihn die stehenden Heere und eine regelmäßige Steuerverfassung begründet werden seien, die beiden Grundlagen des heutigen Kulturzustandes.“ — In der That, wenn dies sich also verhält, und für viele Staaten ist es richtig, so kann man den Socialismus keinesweges tadeln, der andere Grundlagen der Cultur fordert, sondern muß ihm im Gegentheil beifallen. Das also wären, um mit Kant zu reden, die beiden Behandlung des neuen, und doch wohl auch des christlichen Staats? — Da hat die Kurzsichtigkeit einmal das Geheimniß verrathen, während sie außerdem lobpreisen wollte. Und dann will man die Philosophen schelten; die sollen das Volk verderben!

***) Hugo Grotius, de J. B. et P. Martem habent arbitrum. l. 3.

faßt; denn, sagt er (cap. 5. init.)*): Alle gesamt und jeder einzeln haben wir bei unseren Beratungen und Entschlüssen ein Ziel, um dessenwillen wir das Eine erwählen und das andere fliehen; dies aber ist die Glückseligkeit und ihre Theile; ihretwegen geschehe auch das Zurathen und das Aburathen, die προτροπαί und αποτροπαί**), von Seiten des beratenden Redners. Diese Eudämonie wird nun auf vier verschiedene Arten definiert; sie ist entweder, εὐπραγία παρ' ἀρετῆς***), ein auf die Tugend gegründetes Wohlergehen¹⁾, oder αὐτάρακτα σωτῆς, Selbstgenugsamkeit, oder ὁ βίος ὁ παρ' ἀσφαλούς ἡδύτοτος, ein sicher und auf das erfreulichste geführtes Leben, oder εὐδαιμία κυμαίνων καὶ σωμάτων παρὰ δυνάμειος πολυακτινῆς τε καὶ πρακτικῆς τούτων, ein blühender Zustand des Besizes und des Leibes mit der Möglichkeit, sie zu bewahren und hervorzurufen; „denn Eins oder mehreres hiervon, sagt Aristoteles, rechnen alle zur Glückseligkeit²⁾.“

Ohne sich auf eine nähere Bestimmung dieser Definitionen einzulassen, faßt sie Aristoteles alle zusammen und nimmt nur nachher die αὐτάρακτα wieder auf, das Moment nämlich, nach welchem keine Bestimmung, kein Element der Wohlfahrt soll draußen gelassen werden, denn, heißt es³⁾, auf diese Weise wäre ja wohl das Leben das

*) Pag. 16. 3. 14—17.

**) 3. 20—21.

***) 3. 21—27.

†) „Wohlfahrt mit Tugend verbunden.“ Anket.

††) 3. 27—28.

†††) Pag. 17. 3. 2—3.

selbstgenugsamste, wenn ihm alle in ihm und außer ihm liegenden Güter zukommen, die ἀγαθὰ ἐν αὐτῷ, die geistigen, und die ἑξῆς, die äußerlich als κτήματα hinzutretenden*). Glückseligkeit ist daher ein ohne irgend einen äußeren oder inneren Mangel geführtes Leben**). Diese Tadellosigkeit wird also an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt und als Richtschnur für die beratenden Versammlungen angegeben; sie im Ganzen oder nach ihren Theilen müsse man für einen zu gebenden Rath geltend machen können, daraus seine beweisenden Schlüsse ziehen.

Eine Bemerkung hätten wir nun im Allgemeinen noch über das ἡδονὴ zu machen (16, 3. 25), dem nicht eine Beimischung von schlechter Sinnlichkeit zuzuschreiben ist, sondern das sich auf die hier zum Grunde liegende Ansicht von der ἡδονή zurückführt, wie wir sie z. B. bei Plato finden (Legg. II. p. 653). Plato spricht daselbst von der Erziehung und meint, die erste Kundge-

*) Außerdem wird nur noch auf das ἀγαθὸν hingewiesen, und der ἥρως ἀγαθός dann noch besonders für den Reichtum hervorgehoben und diesem gemäß bestimmt, p. 18, 3. 3—5. cf. 17, 31; denn der Reiz muß ausschließlich sein.

**) „Volle Befriedigung der Lebensbedürfnisse;“ Ankel, und die ἐν αὐτῷ und ἑξῆς ἀγαθὰ nennt er: „die persönlichen und äußerlichen Vorzüge.“ — Genug, um uns nicht fern von dieser Uebersetzung zu verlassen, zumal die ἐν αὐτῷ noch besonders benannt werden als die κατὰ φύσιν und τὰ ἐν σώματι; sie ἑξῆς ὅγ. aber sind εὐχάριαι καὶ πόσι καὶ ὑγῆματα καὶ τιμῆ, wozu noch kommen die δουρίαι, das Vermögen, etwas zu wirken und die τιμῆ. S. 19, 6—8 und 19, 32. — 20, 10. Denn in allen äußerlichen Verhältnissen muß die Einwirkung und Minderwirkung des Zufalls anerkannt werden: nur sobald auch die εὐτυχία hinzutritt, ist an eine Sicherheit für die Lebensverhältnisse zu denken.

bung des Innern eines Kindes, seine erste αἰσθησις, Empfindung, sei ἡδονή und λύπη, Lust und Schmerz, und in diesen trete zuerst Tugend und Schlechtes an die Seele, ἡν οἷς ἀρετὴ ψυχῇ καὶ κακία παραγίνεται πρῶτον, ταῦτ' εἶναι. Als diese Gefühlsgrundlage der Tugendbildung haben wir also die ἡδονή hier zu begreifen, indem φρόνησις und λόγος, vernünftige Einsicht, erst den späteren Jahren vorbehalten seien *). Ein solches Leben ist mit den Worten βίος μετ' ἀσφαλείας ἡδιστος gemeint, ein durch ἀρετὴ erfreuliches oder freudereiches, damit niemand an sinnliche Lust dabei zu denken versucht werde; denn unter die Güter, welche zur αὐτάρκεια gehören, wird nicht einmal eine schöne Frau gerechnet, sondern nur im Allgemeinen die Schönheit, welche allem künstlerischen Genuß zum Grunde liegt. Ueberhaupt sind die Alten nicht in der Weise sinnlich gewesen, wie sich dies mancher in seiner Lüsterheit wohl vorgestellt hat, und sie haben andere Genüsse aus dem Anblick der Schönheit gezogen und ihrem göttlichen Ebenmaaß, der Harmonie aller Theile, als eine bloß sinnliche Befriedigung **).

Da wir die Begriffe der Lust ***) und der Schönheit also aufzufassen berechtigt sind, wehren wir eine

*) Plat. I. I.

**) Daber hat man auch das Wort ἡσθησις, welches auf diese sinnliche Befriedigung deuten könnte, längst durch andere ersetzt.

***) Vergl. noch über λύπη und ἡδονή, in Beziehung auf die πάθη, Pht. β' cap. I. S. 56, 30—32; denn auf beide Gemüths-bewegungen werden die πάθη zurückgeführt. Cf. cap. 2. für den Zorn: ὡς ἐν ὁρῇ ὁρᾷς μετὰ λύπης κτλ. Vergl. Spinoza, von den Gemüthsbewegungen, Cap. 19.

falsche Definition der Glückseligkeit ab und hindern, daß nicht jemand in die Gedanken des englischen Comfort ver falle, das von diesem hohen Begriff der griechischen Schönheitslust keine Ahnung hat, und dessen Theile nicht übereinstimmen möchten mit denen, welche wir bei Aristoteles als Theile der Glückseligkeit bestimmt sehen; denn die Griechen kennen weder plumpudding noch beefstake. Allerdings aber sind die Hellenen nicht ein Volk, das sich mit bloß abstracten Anschauungen begnügt, in den unbegrenzten Welträumen, dans les espaces, seine höchste Befriedigung findet, sondern sie sind eben deshalb ein Typus für die Menschheit, weil sie allein unter allen bisher erschienenen Völkern es verstanden haben, den Menschen als solchen aufzufassen, menschheitlich und menschlich, nach seiner Ganzheit; sie schnitten ihm nicht schon im Erdbendasein den Gebrauch seines Körpers ab und steckten ihn zu trüber Meditation in Klöster, als seine höchste Bestimmung, noch versenkten sie ihn in sinnlichen Genuß allein, sondern sein ganzes Wesen nahmen sie und fasten, nach dem Ausdruck des Spinoza, wenn irgend ein anderes Volk, ihn auf *sub specie aeterni*. Diese volle Befriedigung, diese εὐδαιμονία, macht die Bedeutung Griechenlands für die Menschheit aus, und Aristoteles hebt daher am Schluß der gegebenen Definitionen die εὐδαιμονία πρακτική *) eines gesicherten Zustandes noch besonders hervor: die höchsten Gedanken in der schönsten Ausführung, das sind die Werke der Hellenen.

Deshalb finden wir die Eigenschaften der Eudämonie sogleich zweifach getheilt, in geistige und körper-

*) S. 16, 3. 26—27. Man denke an Zitiertes Phil. der That.

liche *). An dieser Stelle ist indeß zu bemerken, was für alle ähnlichen Aufzählungen bei Aristoteles gilt, daß sie wohl Vollständigkeit haben, aber oft durcheinander geworfen sind und auch nach den Manuscripten nicht immer feststehen; denn man wird in der weiteren Ausführung des Kapitels bemerken, daß Aristoteles nicht der hier gegebenen Anordnung folgt, und daß er außerdem dieser vieles beimischt, was eigentlich nicht zur Sache gehört, sondern nur die dunklen Worte einer Erklärung weiter zu erläutern dient. Z. B. p. 17, Z. 20—21 in Bezug auf νότος (Z. 15) die ἀρεταὶ νέου: Z. 32 ff., die weitere Definition von *χρησιμὸς* etc. Denn Aristoteles will nach seiner großen Gewissenhaftigkeit, nach der ἀκρίβεια seines ganzen Charakters, nie einen Punkt unerörtert lassen, der etwa gemißdeutet werden könnte, und so nimmt er stets die nöthige Erklärung gleich mit auf, wodurch freilich eine kunstsichöne Darstellung nicht möglich wird **). Damit ist der allgemeine Organismus des Kap. 5. angedeutet.

Die angeführten Theile der Eudämonie sind nun: εὐγένεια, edle Abkunft, πολυφιλία, viele Freunde, χρηστοφιλία, nützliche Freunde ***), Reichthum, εὐτεχνία, gutgeartete Kinder und viele Kinder, und ein glückliches Alter, εὐγηρία. Damit endet der erste Abschnitt, dessen genauere Ausführung sich auf p. 17, Z. 9 bis p. 18, Z. 9 findet, und sodann p. 19, Z. 17—30, wo die

*) Pag. 16, Z. 28 und pag. 17, Z. 2.

**) S. auch S. 19, Z. 7—8.

***) Nicht bloß: „Freundschaft von Rechtschaffenen,“ *ἁρετῶν*; f. p. 19, Z. 24—30.

εὐχρησία nebst der πολυφιλία und χρηστοφιλία nachgeholt werden. S. 16, Z. 31 läßt er sodann die ἀρεταί, die Vorzüge oder Tugenden des Körpers folgen: Gesundheit, Schönheit, Stärke, Größe und agonistische Kraft (Kampfsiebelkraft), woran sich ohne weiteren Absatz der Rede die δόξα, der Ruf, die Ehre, Glückseligkeit und Tugend reihen. Der nun folgende Satz, die Theile der Tugend nennend, ist offenbar ein Glossem, s. p. 21, Z. 16. Ehe Aristoteles die Vorzüge des Körpers genauer betrachtet, reiht er der ersten Betrachtung sogleich die δόξα an, in der εὐδοκία (p. 18, 9), und der Ehre (ibid.), welche er zugleich vollständig mit ihren Theilen aufzählt und, ohne der ἀρετή hier weiter zu gedenken, behandelt und dann p. 18, Z. 26 — 19, Z. 17 die angeführten Tugenden des Leibes. Erst am Beschluß des Kapitels kommt er wieder auf die ἀρετή zurück, S. 20, Z. 10, und verschiebt sie als den geeignetsten locus für das Lob, κλειστότατος περὶ τοῦ ἐπαίνου τόπος, auf die Abhandlung des Lobes, d. h. auf die Betrachtung des γένος ἐπιδοκτικόν. Dies ist die etwas verworrene Gliederung des fünften Kapitels, wobei nur noch zu bemerken ist, daß der im Anfang angegebene Unterschied zwischen ἰδιότης und κοινότης auch an den betreffenden Stellen wieder aufgenommen wird, p. 17, Z. 9 für die εὐχρησία, denn dem Volke kommt sie auch zu, ἰδιότης: Z. 12 ist sie ἰδιότης bestimmt; Z. 17 und 21 für die εὐτεχνία und πολυτεχνία; dann aber werden beide Bestimmungen Z. 25 zusammengefaßt ἰδιότης καὶ κοινότης — sowohl was die Männer, als was die Frauen anbelangt, müsse man suchen zu solchen zu gehören (d. h. die Eltern müssen zunächst diese Sorge für ihre Kinder tragen, sie also zu erzeugen); denn wo z. B. wie

bei den Spartanern die Frauen schlecht seien, da sei der halbe Staat nicht glücklich. Fernerhin kommt jedoch dieser Unterschied nicht in Betrachtung; jedoch für die Schönheit wird die des Jünglings 18, 3. 30, des Mannes 19, 3. 2, und des Greises 3. 4 besonders definiert; wovon sogleich weiter die Rede sein wird. Das Detail der einzelnen Erklärungen überlasse ich indeß dem besondern Nachlesen, indem ich nur im Allgemeinen bemerke, daß sie alle treffend gefaßt sind und so erschöpfend, daß sie wohl für alle genannten Fälle als richtig gelten können. Jedermann aber wird nach solcher Uebersicht einsehen, ein wie schwer zu erreichendes Gut die also bestimmte Glückseligkeit ist, da sie ja auch vielfach von den Zufälligkeiten des Lebens und dem abhängt, was darin nicht die Sache unserer Wahl und Entschließung ist *), und wie wir nur Theile von ihr im öffentlichen und Privatleben können realisirt sehen: sie ist nach Aristoteles

*) Die *αὐτοῦ* verdient in der Beziehung eine besondere Bemerkung, als die Lebendigergebnisse, welche man ihr zuschreiben darf, sehr genau von dem, was wirklich mit Verwurfssein und Vernunft geschieht, getrennt werden müssen, damit man nicht die göttliche Vorsicht, wie wohl von schmeichelnden Lobrednern geschieht, über Dinge preist, die rein in der Hand des Zufalls liegen. Als vor einiger Zeit die Nachricht einlief, in Neapel habe ein Unglück auf der Eisenbahn den Tod vieler Tausende veranlaßt, nur der König und die königliche Familie seien wie durch ein Wunder erhalten worden, nahm ein Geistlicher einer namhaften Residenz davon Veranlassung, die göttliche Vorsicht zu preisen, welche über dem Geschick der Könige wache, so daß selbst eine Pestepidemie ihm dagegen Bemerkungen machte. Später erwiderte sich der ganze Unfall als eine Erquickung. — Wir werden weiter unten sehen, wie das Lob sich nur auf den locus der *ἀρετῆς* beziehen könne, nie auf die Werke der Tyche, auf die *τύχη*.

Definition ein Ideal, das nur bei den Göttern seine Erfüllung sieht.

Ohne daher weiter in die Betrachtung der einzelnen Theile der Wohlfahrt einzugehen, mache ich nur bemerkt, daß (p. 18, 11—12) der Begriff der Ehre, der τιμή, auf die δόξα εὐεργεσιῶν, auf den Ruhm, welcher durch Wohlthaten erzeugt wird, begründet ist, von dem wir schon einmal gesprochen; erklärend werden dann die verschiedenen Beziehungen des Wohlthuns, das sich im Allgemeinen immer auf Erlangung eines Gutes richtet, angeführt*). Ich hebe dies deshalb hervor, weil die Alten von dem modernen sublimirten Begriff der Ehre, welcher seine höchste Spitze im Duell findet, keine Vorstellung haben und nicht annehmen, daß jemand, nachdem er einen Zweikampf bestanden, nun auch ein ehrenhafter Mensch sei; die Ehre der Alten beruhte nur darauf, daß jemand thätig war für Erlangung eines Gutes, dessen Erwerbung schwierig ist, ἀγαθόν, ὃν μὴ ῥαδίᾳ ἢ κτλ. αἶ; **). Sodann mache ich aufmerksam auf die Definition der Schönheit (S. 18, 30 — 19, 5), welche eine dreifache ist, im Jüngling, im Manne und im Greise, und sich wiederum nicht auf äußere Bildung bezieht, sondern auf die soliden und dauernden Eigenschaften des Körpers, wie der Engländer sagt: handsome is what handsome does. Aristoteles Erklärung lautet: „Die Schönheit ist für jedes Alter eine verschiedene. Die

*) S. 18, 14—18.

**) Die Franzosen schreiben diese Ehre auch nur dem homme de mérite zu, und Verdienstlerren sind daher diejenigen, welche am meisten dem wahren Begriff der Ehre entsprechen.

Schönheit des Jünglings ist, daß er einen zu Anstrengungen tauglichen Körper habe, sowohl zum Laufen als zu Kraftäusserungen, und der für den Genuß mit Lust anzuschauen sei; weshalb die Hünfkämpfer die schönsten sind, weil sie zu Kraftanstrengungen und zur Schnelligkeit zugleich fähig sind *). Des Mannes Schönheit ist, zu den Arbeiten des Krieges geschickt zu sein, und daß er mit Lust anzuschauen sei, während er Furcht einflöße; des Greises Schönheit aber, daß er den nothwendigen Arbeiten genüge und schmerzlos sei, indem er an nichts von demjenigen leide, was das Alter beschwert."

Der hier aufgestellte Begriff der Schönheit gehört freilich zu denen, gegen welche Sokrates bei Plato beständig ankämpft, indem man wohl die Schönheit des Jünglings, des Mannes u. s. w. nenne, aber nicht sage, was Schönheit an sich sei (Vgl. Men. über die verschiedenen Tugenden); indes dient er uns doch, die tüchtige Ansicht des Alterthums daran zu erweisen, wie wir sie in den Werken der Kunst bethätigt finden, welche die Schönheit nach dieser Weise hin ausdrücken. Vorzüglich ist das *ἥθος*, die Lust, welche man beim Anschauen der Schönheit empfindet, bemerkbar zu machen; denn dieses soll selbst mit der *εὐστροφία* des Kriegers verbunden sein, während die Uebertreibungen und Ausartungen des mo-

*) Die *ἀνταθλία*; der Ruhm der griechischen Kampfspiele ist zu bekannt, um hier weiter davon zu sprechen; nur kann an die neutestamentlichen Anspielungen auf dieselben erinnert werden. Paul. ad. Tim. 2, 5 und sonst. — Für die Schnelligkeit brauchen wir nur des Achilles zu erwähnen und seiner gepriesenen Schönheit. Die Kunst aber, welche aller menschlichen Bewegung Schönheit und Rhythmus giebt, ist die Gymnastik.

bernen Kunstgeschmacks gerade an der Abwesenheit dieses ἡδὴ Gefallen finden; kein Kunstwerk ohne Lust des Anschauens: von den furchtbaren Scenen eines Schlachtfeldes, seinem Blut und Eiter wendet man sich mit Entsetzen weg *); aber bei dem Anblick einer Tragödie müssen wir rufen: furchtbar schön! Dann mögen wir gern zu seinem Anschauen zurückkehren **). Vor allem vergleiche man die Stellen des Platonischen Phädrus über die Empfindung der Seele beim Anblick der Schönheit, um den wahren Begriff der hier gemeinten ἀπόλαυσις zu fassen; denn ἀπόλαυσις heißt nicht bloß sinnlicher Genuß, sondern ein wirklicher Nutzen, den man von etwas zieht, wie hier von dem süßen Anblick den Kunstgenuß. Cf. Pht. I. cap. 5. p. 18, 1: ἐλευθέριον δὲ τὰ πρὸς ἀπόλαυσιν· κάρπια δὲ λέγω ἀπ' ὧν αἱ πρόσοδοι, ἀπολαυστικά δὲ ἀπ' ὧν μὲν παρὰ τὴν χρῆσιν γίγνεται, ὃ τι καὶ αἴσιον· δ. h. alle liberalen Genüsse, von denen man nicht Gelderwerb erwartet, besonders die der freien Künste, alles nicht banausische ist ein ἀπολαυστικόν; alle Brodstudirenden aber schreien mit Strepsiades, ihrem Ahnherrn, τί δέ μ' ὠφελήσουσ' οἱ βυθμοὶ πρὸς τάλριτα. (Bei Plato findet sich ἀπόλαυσις nur einmal im Timäus 83; aber Gorgias 492. B. ἀπολαύειν τῶν ἀγαθῶν, und sonst.). Ueber das καλὸν als Begriff wird indeß noch weiter unten bei der epideiktischen Beredsamkeit

*) Man sehe z. B. die Kriegermasken im Hofe des Zeughauses zu Berlin; ihnen fehlt dieses ἡδὴ.

**) S. z. B. weiter unter cap. 6. p. 21, 12 ff., cap. 9 p. 30, 13—15 die Erklärung des Schönen mit Bezug auf das ἡδὴ und das αἴσῶν, wenigleich an der letzteren Stelle von dem sinnlich Schönen gehandelt wird.

gehandelt werden; in sofern es das Kunstschöne bezeichnet, liegt ihm die Definition des Plato (Tim. 87. C.) zum Grunde: πᾶν ἐκ τοῦ ἀγαθοῦ καλόν, τὸ δὲ καλὸν οὐκ ἄμεινον; in ethischer Beziehung, das sittliche Maass. Das Gute und Schöne sind Begriffe; erscheinen sie realisiert, im Einzelnen an seinen Handlungen, so tritt jene künstlerische Bestimmung des Maasses hinzu, durch welches bedingt und begrenzt das Gute und Schöne hervortreten.

In Bezug auf die Glücksgüter wird noch gegen den Schluß bemerkt (S. 20, 18—19), daß gegen sie sich der Neid richtet, eine sehr treffende Bezeichnung, für deren weitere Begründung ich vorläufig an § 16. p. 85, 6 ff. erinnere, woselbst das Wesen des Neides so genau geschildert ist *). Der hier genannte Neid geht meist von der Menge aus, während ein Neid, der sich auf geistige Güter und erworbene Vorzüge richtet, der Wettseifer des Edlen ist, der Neid des Themistokles, den die Lorbeeren des Miltiades nicht schlafen ließen.

Nach diesem also nach den Grundlagen und für seine einzelnen Bestandtheile ausgeführten Urbilde der Glückseligkeit, und indem er darauf hinschaut, hat der Verachtende das συμψέρον, das Zuträgliche, Ersprießliche anzuwenden und aus den hier aufgestellten Principien die Be-

*) Es findet sich dafelbst auch der schöne Ausdruck des Simonides über den Vorzug des Weisen oder des Reichen. — Dem Pauperismus gegenüber liegt die Aufgabe des Reichen darin, daß er sein Gut neidlos besitze; so schön muß er sein gebrauchten. S. über die ψῆσις Plat. i. cap. v. p. 21—22, wo der κλέος als die ἀπαρὶ κτήσεως bezeichnet wird; denn nur als eine solche ἀπαρὶ kann er ohne Remissio sein.

weise im Einzelnen herzunehmen, cap. 6. E. 20, 3. 13—15. Doch genügt dem Aristoteles die gegebene Ausführung noch nicht, sondern er sagt: da man nicht über das Ziel, sondern über das zu Rathe geht, was zum Ziele führt, so haben wir unsere weitere Betrachtung auf das ἀγόν zu richten; denn, sagt er, das συμφέρον ist τὸ συμφέρον κατὰ τὰς πράξεις^{*)}. was nämlich unserer Handlungsweise im Einzelnen als Richtschnur dienen soll; da aber das Mögliche das Gute ist, weil alles Schlechte schadet^{**)}, so haben wir das Princip und die Elemente des Guten zu bestimmen, E. 20, 3. 15—19. Das Gute nun ist das, was nun seiner selbst willen erwählt wird, was seinen Zweck in sich selbst hat, ὃ ἂν αὐτὸ ἐαυτοῦ ἕνεκα ᾗ αἰσίων. Weiter wird es so definiert: „Das Gute ist das, um dessentwillen wir etwas Anderes erwählen und nach dem alles strebt, oder alles, was mit Empfindung begabt ist oder mit Vernunft, oder wenn es mit Vernunft begabt würde^{***}).“ Dies ist die allgemeine

*) E. Pr. d. Bösen, unter Aristoteles. Auch Plato hatte schon die Behandlung der Gesetzgebung unter die Gesichtspunkte des συμφέρον und des μὴ συμφέρον gefaßt, und diese wieder unter die höhere und allgemeinere Bestimmung der *Σοφία* gestellt: Epin. p. 979. ἥμιν δ' ὅν ἐχούμεν περὶ νόμων σχεδόν ὅσοι τὰ μὲν ὅλα βέλτε τ' εἶναι γινώσκειν τὰ βέλτεστα ἀνθρώποις, καὶ πᾶς δὲ ἱκανὸς γινώσκειν καὶ εἰσέτι τὰ λεγόμενα καὶ ποιεῖν, εἰ γνοίη τί ποτ' ἐστιν ὃ συμφέρον εἶδος καὶ τί τὸ μὴ συμφέρον. κτλ.

**) Schon durch die Ausführung des Platon festgestellt. E. die Stellen über die Schädlichkeit der τυραννίς für den Tyrannen selbst. So konnte Aristoteles für ausgemacht annehmen: τὸ συμφέρον ἀγόν.

***) Dies trifft nicht die Thiere oder das Unbefesselte, sondern die Menschen, nach den Worten des Platon: φρόνησιν δὲ καὶ

Definition, der Aristoteles sogleich die specielle Anwendung auf den Einzelnen folgen läßt, für den sich als das Gute herausstelle, „was die Vernunft einem jeden vorschreibt, oder was für jeden einzelnen Fall die Vernunft einem Jeden vorschreibt, und das, in dessen Besitz er sich wohl befindet und ohne Mangel;“ dann aber nimmt er wieder die allgemeinen Bestimmungen auf, „und das Mangellose, und das, was die derartigen Zustände hervorbringt oder bewahrt, und das, welchem solche folgen, und was die gegentheiligen Zustände verhindern oder vernichten kann.“ Diesen allgemeinen Sätzen gemäß soll nun das Gute nach seinen verschiedenen Arten bestimmt werden; indeß fügt Aristoteles nach seiner Weise erst eine Zwischenerklärung ein über das „Folgen,“ ἀκολουθεῖν, und sagt: eine Folge könne von doppelter Art sein, entweder zugleich mit eintreten, wie Leben der Gesundheit folge, oder später, wie das Wissen ein Übereinsein sei gegen das Lernen. Er nimmt diese Bestimmung noch einmal auf cap. 7. E. 24, 13: ἔπεται δὲ ἢ τῷ αὐτῷ ἢ τῷ ἑστέρι ἢ τῷ ὀνύμει*), indem er die Folge der ὀνύμει noch hinzufügt. Für die beiden ersten sind die Beispiele dieselben; für die ὀνύμει sagt er, es folge die Beraubung der Plünderung; denn wer plündere, raube doch wohl. Indes liegt doch ein Fortschritt in dieser Wiederholung; denn Aristoteles spricht von dem ἐνσώφρην, dem mit in einer Sache Enthaltsen, und ergänzt

ἀληθεῖς δόξας βέλαιουσ, εὐτυχίῃ, ὅταν καὶ πρὸς τὸ γῆρας παρ-
εγένητο. Legg. II. 653.

*) Von dem daselbst genannten ἐνσώφρην wird sogleich weiter geredet werden bei Gelegenheit des Größeren und Kleinereu.

die Folge auf philosophische Art, da er sie auf den Begriff zurückführt, die *δύναμις*, denn in der Plünderung liege dem Begriff nach der Raub: diese Bestimmung läßt er aus bei der ersten Angabe (cap. 6); denn es handelt sich dort von dem ausgeführten Guten, nicht bloß dem im Begriff sich Darstellenden *), und er geht deshalb sogleich über zu einer näheren Definition des *ποιεῖν* **): „dieses sei dreifach, entweder wie das Gesundsein Gesundheit bewirke, oder die Speisen die Gesundheit, oder die Leibesübungen die Gesundheit hervorbringen; denn in der Regel bringen diese die Gesundheit hervor;“ d. h. es entsteht ein Ding auf nothwendige Weise aus einem andern, so nothwendig, wie die Gesundheit aus dem Gesundsein, oder es ist dazu nothwendig erforderlich, wie die Nahrung zur Gesundheit, oder es dient dazu, wie die Gymnastik, da es nicht eben feststeht, daß beide auch nothwendig die Gesundheit zur Folge haben. So verhält es sich denn auch mit der Verwirkung des Guten, daß es nothwendig gewissen Voraussetzungen folge, wie etwa guter Ruf der Gerechtigkeit, oder doch nicht ohne

*) Ausführlich sind diese Begriffe des *ἔχειν* und *ἐπείγει* behandelt in der Physik (3, 3) für die Verhältnisse der Natur; *ἔχειν* μὲν οὖν λέγεται τὰς ἐν αὐτῇ κατὰ τόπον, *ἔχειν* ἐν ἐνι τόπῳ ἐστὶ πρώτον etc., und für den Begriff und die *δύναμις* in der Met. 3, c. 11 u. 12, womit zu vergleichen Anal. pr. die Auseinandersetzungen über τί τὸ ἐν ἑαυτῇ εἶναι ἢ μὴ εἶναι τὸ αὐτὸ τῶδε (1. 1. mit.). — Aus der ersten Stelle wird sich auch eine genauere Unterscheidung des *ὑπερ* (cap. 6) und *ἐπείγει* ergeben. — Vgl. über die fernere Anwendung des Begriffs der Folge, Phys. 8^e, 10. τῷ δὲ πλούτῳ ἂν ἵπταται ἡδὴ καλ., was für Charaktere sich also nothwendig bilden durch den Reichtum, seine Folge sind u.

**) Z. 20, 3. 30.

gewisse Bedingungen ins Leben treten könne, oder meistens theils aus einem gewissen Verhalten hervorgehe, wie die Gesundheit aus den Leibesübungen.

Auf diese Voraussetzungen hin wird das Gute bestimmt, als Erlangung des Guten selbst, *λήψις τῶν ἀγαθῶν*, oder als Befreiung von Uebeln, *τὰς τῶν κακῶν ἀποβολάς* *), zugleich mit einer Anwendung der Säge über das *ἄμα* und *ἵτερον*; denn das Gute tritt zugleich ein mit dem Abwerfen des Uebels, folgt aber dem Erlangen des Guten *ἵτερον*. Bei der nun folgenden Auffassung der einzelnen Güter kaum es auffallen, die *εὐδαιμονία*, welche wir früher als den allgemeinen Zustand haben beschrieben gesehen, in den alles aufgehen müsse, hier als etwas Specielles genannt zu finden **), mit den Tugenden, dem Reichthum, der Gesundheit, die oben als *μέρη* der *εὐδαιμονία* aufgeführt sind; es wird an dieser Stelle die Definition des Guten auf sie angewandt, das *καθ' αὐτὴν αἰρετὴν καὶ αὐταρκεῖς*, und daß wir vieles (*πολλὰ*) ihretwegen erwählen (vorher *ἄλλο*), wie unmittelbar davor auf das Schöne. Die Sache ist nur so zu erklären, daß Aristoteles hier einen individuellen Zustand meint, etwa Gemüthsruhe, beglückendes Gefühl, indem er durch die Bestimmung des Begriffs des *ἀγαθόν* jene allgemeine Bedeutung der *εὐδαιμονία* aus den Augen verlor, und es möchte diese Stelle, wie im Kap. 5 die Aufzählung der Theile der Glückseligkeit im Verhältniß zu der nachfolgenden Behandlung, einen Beweis liefern für die im Anfang aufgestellte Vergleichung des aristote-

*) S. 20, 32 — 21, 2.

**) S. 21, 14—16.

lischen Verfahrens mit dem der Römischen Sibylle: er kommt nie im Einzelnen auf die Sprüche zurück, und man kann von ihm nicht die strenge, wörtliche Genauigkeit kunstmäßiger Schriften fordern; genüge es uns an der allgemeinen Consequenz und an der oben von uns gerühmten Treue und Gewissenhaftigkeit des Mannes *).

Von den einzeln im Kap. 6 angeführten Gütern nenne ich nur die S. 21, 3. 26 genannte δόξα τοῦ λέγειν, zugleich verbunden mit der δόξα τοῦ πράττειν, da thatloses Reden nicht Sache eines bedeutenden Geistes ist und am allerwenigsten das bewirkt, was sogleich von dieser δόξα angegeben wird, daß sie der Quell des Guten sei, ποιητικὴ τῶν ἀγαθῶν. Diejenige δόξα τοῦ λέγειν, welche für sich anführt: dixi et animam salvavi^{oo}), mag nach mancher Vorstellung von christlichen Tugenden etwas bedeuten, aber hellenisch ist sie nicht, und wird vom wahren Christenthum eben so wenig anerkannt; jenes oft gebrauchte Sprichwort ist nur der Trost der schwachen Seelen und derjenigen Freunde, auf welche auch die angegebene Erklärung des Aristoteles von der ὑψηλοφιλία keine Anwendung findet. Ähnlich verhält es sich mit der Nebenart, daß Worte auch Thaten seien, die allerdings einen Sinn hat, aber sicher nicht den, daß es, nachdem man gesprochen, der Thaten nicht mehr bedürfe. Die falsche Befriedigung, welche

*) Wer Gefallen daran findet, seine Widersprüche zu beleuchten, dem bieten die verschiedenen Begriffe, welche Aristoteles mit dem Sein verbindet, einen hinlänglichen Stoff.

**) Seine Seele mag jemand damit retten, aber Ruhm erwirbt er dadurch nicht; auch ist dem Thatlosen freis Schweigen am zuträglichsten. Besser sagt einer facta loquuntur.

aus jenem Mißverständnisse hervorgeht; ist eine Mitveranlassung, daß Deutschland auf dem Gebiete der Geschichte und des praktischen Ruhmes gegen so viele minder reich begabte Nationen zurücktritt, während diese öfter nichts weiter gethan, als daß sie die wirkliche That zu dem in Deutschland gesprochenen hohen Worte hinzusetzten: nach der Natur der Sache aber absorbiert dann die Erfüllung, die Entelechie, die bloße Anregung, die *δύναμις*. Deshalb sagt Aristoteles in bedeutsamer Verbindung: die Kraft des Wortes, der That^{*)}. (Vergl. S. 25, 8 ff.)^{**)}.

Im siebenten Kapitel behandelt Aristoteles denjenigen Punkt, welcher für die Praxis von der allergrößten Bedeutung ist, nämlich die Abstufung der Güter gegen einander und ihre größere oder geringere Zuträglichkeit: denn über die Principien findet man nicht oft Gelegenheit gründlich zu streiten, sondern meist ist im einzelnen Fall von einem zu fassenden Entschlusse die Rede, von einer Wahl, einem Sollen oder Sollen nicht. Darin nun zeigt sich am meisten der wahre Charakter eines Volkes und des Einzelnen, in dem nämlich, was jemand für ein größeres Gut oder ein geringeres Uebel hält, ob leibliches oder geistiges Wohlergehen, Geld oder Ehre, Handel oder Krieg, und hier ist eben der Ort, wo man nach Stimmung und

*) Wegen der Auffassung des Reichthums als „Kunst des Schöpfens“ s. oben. Die außerdem aufgezählten Tugenden dürfen keine Schwierigkeiten bieten, und könnte es nur auffallen, dem Plutus unter dem anderen *ἀγαθόν*, unter dem Begriff des Guten, zu begegnen; nach der Fassung des Aristoteles aber ist er allerdings eine *ἀσπαρτή* und keine geringe!

**) Es wird hier der bekannte Proceß über Tropos erwähnt; Kallistrotus und Chobrias waren die Beklagten.

kaune so oder anders entscheidet und frühere feste Entschlüsse nach anderer Ansicht plötzlich ändert, Geseze giebt oder zurücknimmt, Krieg oder Frieden will. Die sicheren Angaben dafür enthält, wie gesagt, unser siebentes Kapitel, S. 23 ff.

Zum Zweck dieser Darstellung gehen wir wiederum von dem zum Grunde liegenden Begriff des Größeren und Kleineren an sich aus, um danach auch das größere Gut und das Nützlichere zu bestimmen; Aristoteles nennt es zunächst τὸ ὑπερέχον und τὸ ὑπερεχόμενον*), das Ueberragende und das Ueberragte: jenes ist ein bestimmtes Quantum und etwas darüber; dieses das darin Enthaltene, ἐνυπόχον. Darauf wird das Größere und das Kleinere nach dem Maas der gewöhnlich angenommenen Grösse eines Dinges bestimmt, πρὸς τὴ τῶν πολλῶν μέγεθος: das Gute aber wird nach den oben angegebenen Sägen definiert τὸ τὸ αὐτὸ ἐνεκα αἰστού. Das ὅ ἐνεκα sei nun τὸ τέλος, um dessentwillen das andere geschehe, und das Gute an sich sei das, was in Beziehung auf sich dieses erleide, daß nämlich um seinerwillen alles andere geschehe, αὐτὸν δὲ ἀγαθὸν τὸ πρὸς αὐτὸ ταῦτα παρὸν. Deshalb also sei notwendig das Mehr als Eins und als das Mindere, indem man das Eins oder das Mindere zusammenzähle, das größere Gut, ἀνάγκη τὰ τὰ πλείω τοῦ ἑνὸς καὶ τῶν ἑλαττόνων, συναριθμοῦμένου τοῦ ἑνὸς ἢ τῶν ἑλαττόνων, περισσότερον ἀγαθὸν εἶναι ὑπερέχει γάρ, τὸ δὲ ἐνυπόχον ὑπερέχεται.

Diese Betrachtung ist von der größten Bedeutung für alle praktischen Verhältnisse sowohl, als auch für die

*) S. 23. 3. 21—23.

Begriffsbestimmung, damit man stets bei einer Entscheidung dasjenige Höhere ergreife, welches ein niederes in ihm enthaltenes Moment unmittelbar zur Folge hat, und nicht, indem man ein geringeres Moment geltend macht, das höhere verleihe. Zum Belege will ich hier sogleich auf die Wichtigkeit aufmerksam machen, welche das Größere und Kleinere für die Kunst hat, namentlich für die Tragödie. In dem Kampf ihrer Interessen handelt es sich für den Helden um eine Entscheidung, und während er die verschiedenen Wege im Geiste durchmustert, welche ihm offen stehen, entscheidet er sich für diesen oder jenen nach Wahl und Leidenschaft, d. h. menschlich, nicht als trocken abwägende Maschine. Sehen wir die Antigone an und den Kreon. Deshalb stimmt sie dafür, den Bruder zu bestatten, nicht dem Befehle zu gehorchen? und Kreon, dem Befehle selbst die Geliebte seines Sohnes zum Opfer zu bringen? Beide machen ein höheres Gesetz geltend gegen ein weniger gewichtiges^{*)}. So überhaupt in der tragischen Kunst und im Allgemeinen in der Kunst. Denn z. B. auch bei der Malerei kommt es auf ein künstlerisches Abwägen der verschiedenen Momente an, ob der Maler diese oder jene Figur in den Vordergrund stelle, andere dagegen zurücktreten lasse, ob er mehrere Figuren erscheinen lasse, oder sich mit wenigeren begnüge, weil sie die andern in sich begreifen^{**)}.

*) Vergl. die betreffenden Stellen Vers 69 ff., 448 ff., 635 ff., an welcher letzten Stelle Kreon das Moment des Gehorams gegen alle andern geltend macht. Sonstige Beispiele bieten die kämpfenden Interessen in jeder Tragödie dar.

**) Wie wichtig ist dies Zurücktreten der Nebenpersonen nicht auch in der theatralischen Kunst!

Diese wichtige Betrachtung ist, wie bemerkt, in dem siebenten Kapitel in Beziehung auf den Redner abgehandelt, *περί τοῦ μέτρου ἀγαθὸν καὶ τοῦ πολλόν συμπέροντος* (S. 23, 23); es gilt hierbei das Abwägen von Gründen und Gegengründen, das in der Politik von so großer Wichtigkeit ist und dem Kampf der Redner den freiesten Spielraum läßt, indem es sich oft ereignet, daß ein scheinbar und an sich durchaus unbedeutendes Argument für den Augenblick überwiegt, daß man z. B. um einer persönlichen Frage willen Hauptsachen bei Seite setzt; also *ἐκλογισάμενος ἄρῃ συμπέρειν περί τοῦ πολλόν ἀμειψήσεσθαι* (S. 21—24)*). Ich gehe hier nicht genauer ein auf die Sätze über groß und klein, viel und wenig (S. 23, 25—28), und hebe nur die Bestimmung vom Verhältniß der Gattung und des Einzelnen dafür heraus, daß nämlich eine Gattung die andere übertragt, wenn das Größte der einen das Größte der anderen übertrifft, und eben so umgekehrt (S. 24, 5—11). Außerdem wäre nur zu erinnern, daß die vorangestellten allgemeinen Sätze im Verlauf des Kapitels auf die einzelnen Fälle angewandt sind, und zwar bald dieser, bald jener, wie das *ἐνσπάρχειν* der Begriff des Guten (S. 24, 23—25 und sonst), das *τίλος* nach S. 23, 32. — 24, 1. (J. F. Z. 24, 25—25) u. s. w. Die Zahl der aufge-

*) Es geschieht wohl, daß hier die Unentschiedenheit nicht weiß, wofür sie stimmen soll, und es ergeben sich daher die beliebigen Darstellungen von „den beiden Seiten.“ der Staatsmann ist aber gerade der, welcher die richtige Entscheidung trifft. Raroleon in der gesetzgebenden Kommission trat anders auf, als jener, welcher sagte: „die Ketie haben beide Recht.“ — Die Bestimmung des *ἐπεσφύζειν* (S. 24) wird noch einmal aufgenommen S. 24, 4.

stehen Sätze beträgt zwei Alphabete; nur der S. 26, 30 ff. genannte könnte Schwierigkeit bieten. „Wie bei zwei Dingen, welche unter denselben Begriff fallen und denen dieselben Modalbezeichnungen hinzugefügt werden, die Folge sich ergibt, also folgt auch das andere.“ *Σύστασις*. Dem *ἀντιστάσις* entgegengesetzt, heißt zu einer Gattung gehörig, wie Aristoteles sagt: *λέγω δὲ πῶρ καὶ γῆν καὶ τὰ σύστασις τούτοις*. und Theophrast: *οἱ γλυκτεῖς χυλοὶ καὶ οἱ κατ' αὐτὴν τὴν συστάσιν*; daher auch *συγγενὴ συστάσιν* bei Aristoteles^{*)}. Solche *συστάσις* bilden hier die Begriffe der *ἀνδρία* und der *σωφροσύνη*; beide sind Tugenden, und es ist natürlich, daß die Entscheidung nur innerhalb derselben Gattung stattfinden kann für Begriffe, die in derselben Linie stehen; denn ich kann keine Reihe bilden aus Erde und Tapferkeit. Ist nun in diesem Falle bei gleicher Wortaffection, das ist hier *πῶρ* ^{**)}. das Eine vorzüglicher als das andere, wie das *ἀνδρῆες* vorzüglicher als das *σωφρόνως*, so ist es auch die Tapferkeit gegen die Feindschaft, oder das Tapfersein gegen das Feindschaft.

*) Cuius von Schneider, im Lex.

**) Das Wort *πῶρ*; heißt nicht, wie Anselm meint, „Allstandsbezeichnung,“ sondern Redetheil und dessen Endbezeichnung im Allgemeinen; es folgt also aus den derselben Gattung entnommenen Begriffen, die sich unter einer Endbezeichnung befinden, auch das andere,“ d. h. andere Bezeichnungen einer *parorationalis*. Substantiva, Verba, sind ebensoviele *πῶρ*, und Aristoteles hätte mit gleichem Rechte das Verbum voranstellen und für das Adverbium die Folge ziehen können. — Anselms Uebersetzung zeigt den Nachtheil, wenn man die Wortbedeutung aus einzelnen Stellen oberflächlich abstrahirt; ein Hauptmangel der Verita.

sein *). Sodann ist noch hinzuweisen auf das *αὐτοπύς* im Gegensatz des *ἐκτετυγμένον* (S. 27, 31 ff.), auf das Angeborne, welches höheren Werth habe, als das Erworbene, und was sich nicht bloß auf geistige Güter bezieht im Gegensatz des irdischen Besizes, sondern auch das Angelernte übertreten soll **), wie Pindar singt, die Weisen wären es von Natur, *φυζ.* wer nur etwas angelernt, sei ein Schwäger, *μαθήντες δὲ κἀπποι, χόρακας ὧς* etc. ***); denn die Meinung ist noch vielverbreiteter, die Griechen haben mehr auf Kunst als auf Natur gehalten: man sieht aber hier die volle Geltung des *αὐτοφυζ.*, wie wir es noch später als Naturgabe des Redners im Gegensatz der bloßen Kunstfertigkeit werden zu bezeichnen haben. — Endlich ist noch ein schöner Zug, S. 18. 3. 7—14, *καὶ τὰ πρὸς ἀλήθειαν τῶν πρὸς δόξαν*: was um der Sache und Wahrheit willen unternommen werde, sei größer, als was nur des Scheins halber geschehe; worin man das, was die christliche Sittenlehre nachher so scharf hervorgehoben hat ¹⁾, mit trefflichen Ausdrücken vorgezeichnet findet.

Aus den angegebenen Sagen also sind die Beglau-

*) *αὐτοπύς* ist durchaus übereinstimmend mit dem altdeutschen Ausdruck *Freidenheit*, und kann nicht *Befonnenheit* überlegt werden, wie Schleiermacher es gethan, obgleich wir eigentlich keinen Ausdruck mehr dafür besitzen: es ist die Tugend, die sich zu entscheiden weiß, d. h. richtig zu urtheilen versteht, zu scheiden (*dis-cretion*), und sich demgemäß bestimmt. S. Breidank, vorgegeben von W. Grimm. Anm. 1.

**) Denn der Dichter sagt: *αὐτοδίδακτος δ' εἶμι*.

***) Pind. Ol. II. 86—88.

1) Laß deine rechte Hand nicht wissen, was die Linke thut.

bigungen, die Argumente, oder die *πίστις* für irgend eine Entscheidung zu entnehmen. Dazu fügt Aristoteles im folgenden Kapitel noch einen schon oben erwähnten Punkt, daß der Staatsrechner sich eine genaue Kenntniß aller Verfassungen verschafft haben müsse, um Ziel und Zweck einer jeden zu kennen und danach seine Rede einzurichten; denn die Erhaltung der bestehenden Verfassung sei das Hauptaugenmerk, *συνεργῶσι δὲ τὸ σῶζον τὴν πολιτείαν* (S. 28, 32 — 29, 1). Denn, sagt er, sich den vier gewöhnlich angenommenen Staatsformen anschließend, jede hat ihren besondern Zweck, *αἰσθύνεται γὰρ τὰ πρὸς τὸ τέλος* (S. 15); das Ziel der Demokratie sei Freiheit, das der Oligarchie, Reichthum u. *). Danach entscheide man sich in den verschiedenen Staaten und glaube dem am ersten, dessen Sitte und Charakter der bestehenden Staatsform am meisten entspreche (S. 20 ff.); deshalb müsse man die *ἦδη* jedes Staats genau kennen, *τὸ μὲν γὰρ ἐκείνης ἦδη; πιδανώτατον ἀνάγκη πρὸς ἐκείνην εἶναι*; Sitte

*) Die hier gegebenen Bestimmungen gelten noch heute, und man kann sich nur wundern, da hiernach in der Monarchie am Ende alles auf die persönliche Sicherheit des Oberhauptes, die *φυλακή*, hinausläuft, wenn jemand von ihr die Freiheit als Ziel aufgestellt sehen will; diese ist und bleibt, wie es Aristoteles mit jenen Worten sagt, Eigenthum der Demokratie; *ἐστὶ δὲ δημοκρατίας μὲν τέλος ἐλευθερία . . . τυραννίδος δὲ φυλακή*. Das Gewisse und besonders auch die Entwidlung des Zieles der Aristokratie, welches begreift *τὰ πρὸς ταπεινὰ καὶ τὰ νόμιμα*, gehört in die Politik. Genügt daher eine Verfassung dem vorgeschrittenen Bildungsgrade einer Nation nicht mehr, so muß man sie ändern, aber von einer bestehenden Form kann und darf man nur ihr eigenthümliches *τέλος* erwarten, so wie jede bestehende Regierung die ihr entsprechenden Forderungen an die Untergebenen machen muß, bis die Verfassung geändert wird.

und Handlungsweise offenbaren sich durch die Entschlüsse, diese aber bestimmen sich nach dem Endzweck *); diesen also setzt er, wie er ja in der Natur alles bedingt, auch für die politische Welt als das allgemein Bestimmende und Maafsggebende fest. Wir sehen auch daraus, daß es nicht die Sache der Alten war, hohle Theorien in die Luft zu bauen, sondern sich nach dem Grund der Sachen zu wenden und ihm gemäß alle ihre Sätze einzurichten.

*) 3. 26—28. — 3. 23 ist auch des „Böhlmeinent“ gedacht, des *δωρεα*, aber freilich nicht im Sinne der Gabern, sondern so, daß jemand durch seinen Charakter eine Gewähr gebe, er bezwecke wirklich das Böhl des Staats, was Aristoteles eine *πίστις δι' ἠθικὰ λόγια* nennt.

Zweites Kapitel

Die gerichtliche Beredsamkeit *).

Aristoteles geht auch dafür wiederum von dem Grunde der Sache aus; woher haben wir hier die Beglaubigung zu nehmen, worauf die Schlüsse zu gründen, wenn wir anklagen oder verteidigen (cap. 10. S. 35, 3. 8 ff.). Zu bemerken ist dabei nur der Ausdruck: ἐκ πόρων καὶ πείων ποιεῖσθαι δὲ τὸς συλλογισμοῦς; wie viele Punkte dies nämlich seien und von welcher Beschaffenheit? Die Quantität bestimmt er dreifach: erstens, welcher und wie vieler Dinge wegen die Menschen Unrecht thäten, zweitens, in welchem Zustande sie selbst dabei wären, drittens, welcher Art die wären und in welchem Zustande, denen man Unrecht thue**). Bei dieser Aufzählung sieht er sogleich, daß es auf Einen Begriff hauptsächlich ankomme: was heißt Unrecht thun?

*) Aristoteles schiebt im Kap. 9 die epideiktische dazwischen ein; insof behalten wir hier die erste im Kap. 3 angegebene Folge bei: der Staat ist begründet durch die in der beratenden Versammlung beschlossenen Gesetze; danach tritt der Richter ein.

**) 3. 10—12.

Dies ist (3. 13—14): „jemand wissenschaftlich“) gegen das Gesetz beschädigen,“ τὸ βλάπτειν ἐκόντα παρὰ τὸν νόμον. Denken wir hierbei zunächst an eine Platonische Definition des ἀδικεῖν, so lautet sie (Gorg. 483. C.): τὸ τοῦ ἴσθαι τὸ ἀδικεῖν τὸ πλεον τῶν ἄλλων ζητεῖν ἕξαι. es sei also Unrecht, mehr haben zu wollen, als ein anderer.

Schon diese doppelte Definition führt uns ein in die ganze Schwierigkeit der gerichtlichen Beredsamkeit, insofern sie Recht und Unrecht zu begründen hat; denn entweder geht sie nach der letzteren Erklärung zu Werke und basiert sich auf die Gleichheit aller Menschen und auf ihren gleichen Anspruch auf Besitz, das Gesetz völliger égalité mit seinen äußersten Consequenzen, oder sie verfährt nach dem positiven Recht, nach dem Gesetz. In der angeführten Stelle redet freilich Plato auch vom Gesetze, und zwar von einem zwiefachen, dem Naturgesetz und dem positiven Recht, und meint, es gäben beide ganz verschiedene Schlüsse: das Naturgesetz führe darauf hin, daß der Stärkere mehr berechtigt sei als der Schwächere, und dies hätten auch die meisten Gesetzgebungen functionirt; denn, sagt er: „In Beziehung auf sich selbst also und das, was ihnen nützt, bestimmen sie die Gesetze und das Lößliche, was gelobt, das Tadelhafte, was getadelt werden soll, und um kräftigere Menschen, welche mehr haben könnten, in Furcht zu halten u.“ aber nach platonischer Grundansicht ist das πλεονεκτησθαι, das Mehrhabenwollen, das erste Unrecht, und die Aufgabe des

*) Da das Wollen in so engem Zusammenhange steht mit dem Wissen was man thut, kann ἐκόν wohl auch durch wissenschaftlich wiedergegeben werden. Anselm: „freiwillige Beschädigung anderer.“ dies gäbe nicht den wahren Sinn des ἐκόν.

gerichtlichen Redners ginge darauf, jenes Recht geltend zu machen; was wir füglich mit späteren christlichen Ansichten von der Gütergemeinschaft zusammenstellen können. Ist indeß dieß ein idealer Zustand, der allerdings im Begriff zum Grunde zu legen ist, so verhält es sich anders in der wirklichen Welt, und Plato erkennt ihre Macht selbst an, indem er in seinen Gesetzen Vermögensklassen und sonstige bürgerliche Unterschiede feststellt und danach Gesetze giebt. Wir erkennen demnach das Gesetz der Gleichheit als maassgebend an für die gesetzlichen Bestimmungen eines Staats, und es wird bei dem berathenden Redner stets eine Hauptücksicht sein, die möglichste Gleichstellung aller Bürger zu erzielen, weil es zu dem grössten Unfuh führen muß, von äußerlichen Verschiedenheiten der Menschen auszugehen und dem Adel etwa eine ganz andere Abstammung zuzuschreiben, als dem Bürger und dem Bauer; solcher Kastengeist gehört nur ungebildeten Nationen auf früherer Culturstufe an, unter den gebildeten Völkern gilt jener Grundsatz ursprünglich gleicher Berechtigung. Diesen mit Weisheit ins Leben einzuführen und die Uebergangsstufen ohne revolutionäre Erschütterung zu vermitteln, ist Sache des weisen Staatsmannes und Gesetzgebers: beide bestimmen indeß übereinstimmend mit dem Volke, wie dies beim γένος ἀνθρώπων erläutert ist, das Gesetz, und nach diesem Gesetz regelt sich vor dem Richterstuhl Recht und Unrecht. So sehen wir, wie Aristoteles Erklärung des Unrechthuns mit den sonstigen Bestimmungen der Griechen ganz übereinstimmt. Denn sollte ein Gesetz auf Unrecht beruhen und verändert werden müssen, so ist es nicht Sache des Richters als solchen, dies zu bewirken; er kann nur als

Näher dazu in der Versammlung auftreten und seine Abschaffung beantragen; als Richter aber hat er nach dem Gesetze zu entscheiden, nach den νόμοι καί τε νόμοι. Antigone fürbe daher nicht unschuldig, wie man wohl behauptet hat, sondern nach dem Rechte des Staates, da sie kein Gesetz übertreten hat und es wesentlich that*); denn Gesetze sind kein Spielzeug, mit dem man nach Gefallen schaltet, und müssen, so lange sie rechtmäßig bestehen, streng eingehalten werden. Darf man aber mit Recht diesen Gehorsam für sie fordern, so ist auch auf der andern Seite keine Willkür an ihre Stelle zu setzen, so daß man augenblickliche Entscheidungen trifft selon le bon plaisir, wodurch die in allen wohlgeordneten Staaten so sehr verpönte Kabinettsjustiz begründet würde.

Setzen wir daher einen solchen Zustand der Heiligkeit des Rechts und der Gesetze voraus, ein jus sacrosanctum, so werden wir an des Aristoteles Erklärung nichts zu tadeln finden und sagen: Unrecht thun heißt, jemand gegen das Gesetz wesentlich schädigen. Dieses Gesetz selbst ist ihm aber ein zweifaches, ein besonderes, νόμος, ein geschriebenes, nach welchem man in einem Staate verfährt, und ein allgemeines, νόμος, ein ungeschriebenes, das alle Menschen gemeinsam anerkennen, also das Naturrecht**). Zu diesen beiden wäre drittens

*) Z. Gr. v. Bölen, S. 306, Note 1, und Böckh, Abh. über die Antigone. Berlin 1843.

**) Man kann hierbei nicht an Völkerrecht denken, für das sich überhaupt bei den Griechen noch wenige Bestimmungen finden; es möchte sich indes darum lassen, daß das Völkerrecht im wahren Sinne mit dem Naturrechte auf einer Basis ruhe; denn beide wollen das Recht der Menschheit begründen. Siehe weiter unten.

noch das göttliche Gesetz zu fügen, das die christliche Kirche geltend macht, welches durch Offenbarung gegeben, und die Basis der christlich modernen Welt geworden ist: sein Verhältniß zu den beiden anderen Sattungen haben wir bei der geistlichen Verebfamkeit zu betrachten, in sofern die Kirche durch ihre Redner auch bindet und löst, d. h. verdammt und lospricht, wie der weltliche Richter.

Aus diesen Grundlagen nun müssen die Syllogismen genommen werden. Dabei tritt aber vor allem eine Bestimmung hervor: es müsse jemand wissenschaftlich, ἐκόν, gehandelt haben, um wirklich Unrecht zu thun; mit freiem Willen aber handelt jemand, wenn er wissend und ungewungen handelt, ἐκόντας δὲ ποιοῦν ὅσα εἰδότες καὶ μὴ ἀναγκάζομενοι (S. 35, 14—15). Ich habe schon bemerkt, daß es die Ehre des Menschen sei, zu wissen, was er thue, und daß ihn dies vom Thiere unterscheide. Es ist indeß zu einer vollständig menschlichen Handlung, zu einer That, noch ein Moment erforderlich; es muß jemand nicht bloß wissen, was er thue, sondern er muß auch diese bestimmte That im ganzen Umfange beabsichtigen. Deshalb sagt Aristoteles: ὅσα μὲν οὖν ἐκόντας, οὐ πάντα προαιρούμενοι, was jemand freiwillig thut, thut er nicht immer mit einem bestimmten Vorsatz; ὅσα δὲ προαιρούμενοι, εἰδότες ἀπαντα· οὐδέτις γὰρ ἢ προαιρεται ἀγνοεῖ: was indeß mit Vorsatz geschieht, geschieht immer wissenschaftlich; denn niemand ist dessen unkundig, was er sich vorgesetzt hat. Dies also wird zur Begründung einer strafbaren That vor allem müssen dargethan werden, daß sie von dem Thäter vollständig beabsichtigt war; nur dann trifft ihn auch die volle

Estrafe des Gesetzes, und dies mit allem Recht*) (3. 13—15).

Ist so der Modus der That bestimmt, daß sie wesentlich begangen werde, so kommt es weiter auf ihren Grund an, weshalb die Menschen Unrecht thun (3. 19—21); auch dieser ist doppelt angegeben, es ist die *κακία* und die *ἀσπασία*. Aristoteles läßt hierbei die Bestimmungen des Gesetzes und des Ziehens gegen sie einstweilen bei Seite, denn erst im 13ten Kapitel nimmt er die Betrachtung des Gesetzes nach der doppelten Scheidung als *νόμος* *θεός* und *νόμος* wiederum auf (2. 46, 17 ff.) und geht dort auch näher in das Naturrecht ein. An unserer Stelle behandelt er den Menschen nach dem ihm angeborenen Guten oder Schlechten, selbst abgesehen vom Willen, der auch erst später wieder aufgenommen wird (2. 36, 7 ff.), wo dann die *λογιστική ὁρατή* nur in der Reihe anderer Beweggründe mit aufgeführt wird. Genug, wir stehen hier bei einer psychologischen Betrachtung des Menschen und dessen, was in ihm der Quell des Bösen ist. Nehmen wir dafür zunächst den Begriff der *κακία* auf. Schlecht, *κακόν*, heißt ein jedes Ding, das seiner Bestimmung nicht entspricht, was von seinem Ziel sich verirrt, von seinem Urbilde abgewichen ist, und so ist der Mensch schlecht, wenn er seiner wahren Natur untreu wird. Diese wahre Natur des Menschen ist sein göttliches Erbtheil mit allen Eigenschaften der Kraft und der Tüchtigkeit, welche die Hellenen in ihrer Götterwelt sich

*) Ueber das: „Verziehe ihnen, sie wissen nicht was sie thun,“ S. Hegel, Phil. d. Rechts, S. 140. a. Es kommt darauf an, zu zeigen, ob jemandem strafbares Nichtwissen zuschreiben wäre; im anderen Falle hat Pascal gewiß vollkommen Recht.

zur Anschauung gebracht hatten. Ein Krieger heißt κακός, wenn er der Haupttugend des Kriegers nicht genügt, d. h. frige ist *), und Schlechtigkeit, κακία, ist Abfall von seiner göttlichen Bestimmung. Dieser Abfall ist nun weiter motivirt: er liegt in der ἀκρασία, oder wie Plato sie nennt, ἀκρατεία, ἀκρατία — lateinisch intemperantia, incontinentia, daß man seine Reigungen, Begierden, nicht in dem Maasse beherrschen kann, daß sie zum Guten führen. Deshalb heißt es bei Plato Legg. X. 886. ἀκρατεία ἡδονῶν τε καὶ πᾶθυμιῶν, und Legg. X. 869. ἀκαρτερίας θυμοῦ etc. Der Grund des Bösen aber liegt in der ὁρᾷς, in der falsch gerichteten Begierde, welche, wenn sie richtig gelenkt ist, eine λογιστικὴ ὁρᾷς wird (S. 36, 14) und dann den Menschen zum Guten führt. Deshalb führt auch Aristoteles zur Erklärung der κακία und ἀκρατεία fort: „denn wenn jemand eine μοχθηρία hat, eine oder mehrere;“ damit indeß bricht der Satz ab, indem er sogleich das Moment des μοχθηρὸν für die ἀδικία wieder aufnimmt, daß die Menschen Unrecht begen in Bezug auf die Dinge, für welche sie μοχθηροὶ sind, d. h. schlecht und ohne Selbstbeherrschung. Die nun folgenden Beispiele verwischen das Ende des Satzes, den wir so ergänzen müssen: denn wenn jemand eine μοχθηρία hat, so ist er dadurch κακός und ἀκαρτερός**).

*) Wie oft im Homer.

**) Wir haben also bei der ἀκρασία nicht an schlechte Richtung zu denken bei der ursprünglichen Formation des Menschen, sondern nur an den Mangel der Selbstbeherrschung. — Wegen der bei Plato und sonst auch angeführten ὁρᾷς als Grund des Bösen, weiter unten. Hinzufügen ist noch die Bestimmung im cap. 12. S. 44, 15: ἐστὶ δ' ἀκρασία περὶ πάντα ὅπου ὀφείζονται.

Zu näherem Verständniß haben wir die Stufenfolge in der Entwicklung des menschlichen Geistes zu unterscheiden, indem sich dieser von der Natur allmählig löst und als Mensch ihr gegenübertritt. Er ist zunächst ganz Eins mit der Natur; sie bringt ihn hervor, sie nährt, sie erhält ihn, alle seine Functionen sind übereinstimmend mit anderen Geschöpfen dem allgemeinen Organismus der Natur entsprechend; seine natürliche Anlage bildet, wenn wir es in ein Wort fassen, die Begierde und die Lust: in dieser Naturbestimmtheit erscheint er auf der ersten Stufe vor uns. Aber nach und nach zeigt sich in ihm Bewußtsein, zuerst noch ganz traumhaft, semnamibulisch unbestimmt, es erscheinen ihm Gesichte, wie aus einer anderen Welt, und er beginnt etwas Mächtigeres zu fürchten, als den Sturm und den Donner*); es manifestirt sich ihm der Gott auf dem Gebiete des Geistes, und er lernt ein Ziel erkennen und einen Zweck, er lernt seiner Thätigkeit eine bestimmte Richtung geben, er arbeitet sich hervor aus der Zufälligkeit des Daseins zur Abnung eines Gesetzes. Erreicht er nun seinen Zweck, so sagt er: *«* habe gut gehandelt, erreicht er ihn nicht, so hat er schlecht gehandelt, weil er beide Begriffe anfangs nach seinen Zwecken auffaßt, nicht nach einer allgemeinen Bestimmung; sondern gut ist, was ihm dient zur Befriedigung seiner Lust, gerecht ist, was diesem Zweck entspricht.

Auf dieser Entwicklungsstufe erblicken wir den Menschen lange Zeit; selbst die ersten Staatseinrichtungen

*) In der Geschichte bildet dies die Epoche des Erscheinens von Propheten, deren Gen sich in Gesichten offenbarte, und es ist diese Culturstufe ein höchst bedeutsamer Uebergang aus dem bewußtlosen Zustande in das Bewußtsein.

laufen darauf hinaus, und auch noch heutzutage ist es die Stufe aller derjenigen, welche in ihren Handlungen und Entschlüssen keiner Regel folgen, sondern sich dem Zufall und den Eingebungen des Augenblicks überlassen; es ist der Zustand der natürlichen Selbstsucht, die alles auf sich bezieht und ihre Entscheidungen giebt wie es in der bekannten Fabel vom Löwen heißt, der dem Menschen sagt: alles scheine ihm gut oder schlecht, je nachdem es ihm nütze oder schade; bezeichnet man doch selbst noch gutes und schlechtes Wetter danach, und schreit in der Stadt über schlechtes Wetter, wenn das durstende Land den Herrn segnet für einen erquickenden Regen, der allem Gedeihen giebt *). Allmählig indefs entwickelt sich das Selbstbewußtsein zu dem höheren Grade der Auffassung, daß es den Dingen außer ihm einen eigenen Zweck und ein selbstständiges Bestehen und Vollenden zugesieht und den Korkbaum nicht mehr bloß preist, weil er gute Stöpsel liefert, sondern ihn in der Reihe der Dinge bezeichnet als ein sich selbst darstellendes, Gesezen unterworfenen Ding: genug, es erwachen Wissenschaft und ein Wissen. Sieht aber der Mensch das Naturgesetz, wie es von seinem Willen unabhängig dasteht, so bemerkt er auch bald, daß seine Handlungen öfter nicht das erreichen, was er bezweckt, daß sie ihm im Anfange nützten, später aber desto größeren Schaden bringen, so daß er anfängt, ein höheres Gesetz auch dafür anzuerkennen, und sich im Einzelnen nach einem allgemeinen Zwecke einzurichten. Auf dem Gebiete der Staatsentwicklung ist dies die Stufe

*) Nach diesem Maassstabe beurtheilt man auch wohl die gute und die schlechte Presse.

des Uebergangs aus der tyrannischen Willkürherrschaft, die zu ihrem und anderer Schaden lebt, zu einem gesetzlich geordneten Zustande: der Eigenwille und die Selbstsucht ordnen sich höheren Zwecken unter und bestimmen sich nach ihnen; es erwacht Weisheit und die Kunst sich zu beschneiden, die *σωφροσύνη*, und aus dem Wissen hervorgehend bildet sich ein Wille. Auch auf dieser Stufe ist indeß noch keinesweges dem höchsten Zwecke Genüge geleistet; denn nun mischt sich die Berechnung ein, und wie es wohl täglich geschieht, wenn jemand bedenkt, daß ihm ein Freund mehr helfe als ein Feind und er aus Politik ihn schonet oder ehrt, so pflegt es im Allgemeinen in der Politik herzugehen: sie wird ein kaltes Berechnen und Abwägen gegenseitigen Vortheils und Nachtheils; oder auf dem Gebiete der Ethik, es ist jemand nicht aus Ueberzeugung und durch Willenskraft sittlich und tugendhaft, sondern er möchte gern sich seinen Leidenschaften hingeben, hält sich aber der schlechten Folgen wegen im Zügel und lebt sittlich, ist es aber keinesweges *). Es ist dieß meist die Politik der Handelsstaaten und ihrer schlaun berechneten Taktik; weshalb uns auch die Geschichte in ihnen meist das Bild innerlicher Corruption zeigt, wofür wir unter den Hellenen nur an Korinth und seine Hetären zu erinnern brauchen.

Stand nun der Mensch im Anfange dem Thiere gleich, indem er nur von der Lust und dem Instinct beherrscht wurde**), so sehen wir ihn auf dieser zweiten Stufe in einem Zustande, den viele als verderblich ge-

*) So im häuslichen Leben oft pour sauver les dehors.

**) Callist., Conj. Cat. Prooem.

schildert haben: er kennt die Mittel zu seinen Zwecken, weiß sie berechnet anzuwenden und läßt sie, als seinem obersten Princip, seinem Vortheil dienen. Daher die unmenschliche Grausamkeit der Handelsstaaten, wovon Venedig hinlängliche Beispiele liefert, der kalte, empörende, allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprechende Egoismus^{*)}, mit einem Worte ein Zustand der Civilisation, der denkende und führende Männer veranlassen konnte, den Naturzustand des Menschen und sein Leben in den Wäldern und Klüften als höher zu preisen denn die fortgeschrittene Bildung. Indes nicht zurück sollte man; nun durfte der Mensch nicht auf halbem Wege stehen bleiben: Nicht-Wissen stellt ihn mit dem Thiere gleich, Wissen und das Schlechtere thun, erniedrigt ihn unter das Thier; jezt aber sollte er die höchste Stufe zu ersteigen suchen; er sollte das Gute, den allgemeinen Zweck, erkannt haben und seiner Leidenschaft, seiner Naturbestimmtheit soweit Herr geworden sein, daß er mit Bewußtsein und einem vollendeten Willen^{**)} das Gute ausführt. Dies ist der Zustand der von den Griechen so hoch gepriesenen ἀρετή, während κακία und ἀκρασία den Zustand der πορνηρία, der Schlechtigkeit, bilden^{***)}.

*) Auch auf den Mangel reiner Kunstbegehrung in solchen Staaten kann hingewiesen werden, da ihre Bürger selten die ἀνοκροσται sußen, ἀφ' ὧν μὴτε κατὰ τὴν γαστρὴν γίνονται, sondern durchaus den ἀσπρίαν ergeben sind (cap. 3. S. 17, 32 ff.); es fehlt dort alles, was den Menschen adelt, ihn zum Menschen macht, und die Mäusen fühlen sich unter den Handelsleuten nie heimisch; höchstens will man damit prunken.

**) Ἀναρτέοντα δὲ αὐτὸν ὁ ἐπιστάμων. Ar. Phys. Θ. I. p. 251. a. 3. B—D. B.

***) Denn es kann jemand gar wohl wissen, daß er Unrecht

Diese Kulturstufen der Menschheit und des einzelnen Menschen in seinem Bildungsgange bilden die Grundlage aller richterlichen und gerichtlichen Beurteilung, und Aristoteles unterscheidet sie nach seiner gewöhnlichen Genauigkeit sehr scharf und treffend. Gleichwie wir in der oben*) erwähnten Stelle des Platon sahen, daß er für die Entwicklung des Bewußtseins und des sich selbst vernünftig bestimmenden Willens von den beiden Momenten der *ἰσότης* und *λόγος* ausgeht, so finden wir dasselbe in dem ersten Kapitel der Rhetorik**). Die Lust, sagt er, ist eine Bewegung der Seele und ein vollkommenes***) und gefühltes Einsetzen in ihre ursprüngliche

Stufe, aber er hat nicht Selbstherrlichkeit, *ὑπερβία*, genug, um auch nach seiner Ueberzeugung zu handeln, wie wir es auch schon bei Plato lesen: καὶ γὰρ οὗτοι ὑπερβύσαντες ποτε πάλιν ἢ σωφρονέειν (die ganze Gesundheit der Seele und des Geistes befestigen), καὶ αἰσθάνειν τὴν κακίαν προέσθαι. ἀλλ' οὐ δύνασθαι αὐτὸν κρατεῖν. Phaedr. 231. Dies fällt natürlich unter eine andere Beurteilung, als wenn jemand auch das Schlechte nicht einmal weiß. Man vergleiche damit die Bibel sprache über Willigkeit des Geistes und Schwachheit des Fleisches u., und man wird daraus sogleich erkennen, daß dies nicht erst ein biblischer Gegensatz ist, sondern daß die älteren Vorstellungen hier nur aufgenommen wurden. S. J. B. Paulus an die Röm. VIII, wo dieser Gegensatz durchgeführt ist. Ueberhaupt aber dürfte sich die Theorie der gläubigen Unwissenheit bei genauem Eingehen in die Paulinischen Stellen ganz anders darstellen, da er der Erkenntnis und dem Prüfen eine so hohe Stelle einräumt.

*) S. 133. Vergl. Ar. Rhet. β' l. p. 36, 3. 30 ff.

**) S. 38, 3. 16 ff.

***) ἀσπόμεον — gedrängt, häufig, ununterbrochen (nicht subitus, wie es die lateinische Uebersetzung giebt), bezeichnet hier die vollkommene Erfüllung, so daß eine Bewegung nicht sparsam, hier

Natur; die Traurigkeit ist das Gegentheil. Ist nun die-
ses die Lust, so ist offenbar das Lustbringende (τὸ ἡδύ) das,
was die gesagte Stimmung erzeugt; was sie aber
vernichtet oder den entgegengesetzten Zustand hervorbringt,
ist das Trauerbringende (τὸ λυπηρόν). Zu bemerken ist
hierbei zuerst, daß die Lust auch als eine *κίνησις* aufge-
faßt wird, daß also beschauliches Versetztsein damit aus-
geschlossen bleibt; denn es ist die *ἡδονή* Versetzung etc.
τὴν ὑπάρχουσαν φύσιν, d. h. in die zum Grunde liegende,
geordnete, wahrhafte Natur, welche ihre volle und em-
pfundene Befriedigung finden soll; der ganze Mensch soll
ihrer theilhaft werden. Diese Erklärung des Aristoteles hat
den Zustand thierischer Begierde, der *ἐπιθυμία* und *ἐπάσις*
ἀλλήλοισι (E. 16, 14), schon übersprungen; aber er be-
stimmt die Lust als eine Bewegung der Seele noch auf
dem rein sinnlichen Gebiete (*ἀνάγκη πάντα τὰ ἡδέα ἢ ἐν*
τῷ αἰσθάνεσθαι εἶναι παρόντα κτλ. E. 39, 18 ff.);
damit jedoch fehlt ihr noch immer die Hauptsache des rein
Menschlichen, ein festes Princip, das wie erst in dem *ἀγαθόν*
gewinnen. Wer hierbei nur die *φύσιν* bedächte, nicht auch
den *νόος*, könnte den Aristoteles zu einem vollständigen Ma-
terialisten machen, wenn er an die Stelle Phys. III. 1.
erinnerte, *οὐκ ἔστι δὲ κίνησις παρὰ τὰ πράγματα*: wo-

und dort, sondern gedrängt ringt in die Seele; sonst ist keine
Lust möglich. Reizlos, nach dem griechischen Ausdruck, sollen die
Genüsse sein, d. h. in reicher Fülle und befriedigen. Der eigent-
lich griechische Ausdruck dafür ist: *ὁ ἄπαισις* etc.; ein Vollge-
nuß zieht keine strafende Gottheit auf sich herab, und wahre Be-
friedigung gewährt der Seele auch nur eine unverfümmerte Fülle,
weßhalb Götter wohl sagen durften:

„Sei ein armer Hund erfrischt
Durch die Lust mit Leid gemischt.“

gegen ihn auch seine ganze Darstellung der Seelenlehre nicht ganz schüßt, wie z. B. 1. 8. οὐ γὰρ τοιοῦτος εὐπατος τὸ τί ἦν εἶναι καὶ ὁ λόγος ἡ φύσις, ἀλλὰ ποτε καὶ τοιοῦτο ἔχοντος ἀρχὴν κινήσεως καὶ στασεως ἐν ἑαυτῇ (Vergl. daselbst Trendelenburg)*). Durch die hier gegebenen Erläuterungen über die ἡδονή, aber schließt sich Aristoteles wiederum an die früheren Bestimmungen über die εὐδαιμονία an und setzt sie, die später in eine untergeordnete Stelle gerückt wurde (S. 126–27), wieder in ihre erste hohe Stelle ein, wo sie den ganzen Komplex

*) In herrlicher Weise hat diesen ganzen Zustand der Lust, der ἡδονή, Schiller dargestellt in seinem bekannten Gedicht, an die Freude, das in der That eine κατὰ τὴν ἀφῶν κατ. demerkt. Ueber die κατὰ τὴν ἀφῶν selbst ist noch S. 41, 25–26 zu vergleichen, woselbst es von dem Lernen heißt, es sei ἐν τῇ πανθῶν εἰς τὴν ἀφῶν κατὰ τὴν ἀφῶν. ein Verleihen in das, was die Dinge ihrer Natur nach sind; eine treffliche Definition. Die Worte ἡ εὐδαιμονία φῶνς bedeuten nur „den natürlichen Zustand,“ den der vollkommenen Gesundheit, wie ihrer freilich nur die Götter genießen, denen auch allein die daraus entspringende Lust zu Theil ward, wie im Gegenheil die ἡδονή der Zustand des Schmerzes und der Traurigkeit ist, in dem sich mehr oder weniger ein jeder befindet, und nur seltene Momente möchten dem Sterblichen einen völligen Genuß seiner ursprünglichen Natur gewähren, wie wohl der Dichter ihre Hülle und vor die Seele führt als die Freude des an Leib und Seele Gefunden, den die Hülle der Gefühle mächtig aufregt. — Ueber den Sinn des schwierigen Ausdrucks, der κατὰ τὴν ἀφῶν, vergl. man noch z. B. Herod. II 173, wo Amasis seinen Todlern sagt: οὐκ ἔστι καὶ ἀφῶν κατὰ τὴν ἀφῶν, also verhält es sich mit der ganzen Natur des Menschen: εἰ ἐθέλοι κατὰ τὴν ἀφῶν κατὰ τὴν ἀφῶν, καὶ μὴ εἰς παρὰ τὸ μέτρον ἐκείνου ἀφῶν. εἰθὲν ἐν ἡ τῇ παντί, ἡ ἔστι ἀπόλλυτος παρὰ τὸ μέτρον. — In diese ganze Natur, als seine εὐδαιμονία φῶνς, soll nun der Mensch eingelegt werden: er ist nur glücklich, wenn er ganz Mensch ist, seiner Idee vollkommen entspricht; und eine andere Glückseligkeit giebt es nicht. S. auch Aeschin. p. 280–291. 291.

alles dessen bildet, was überhaupt der Einzelne und die Staaten in ihrem Dasein zu erstreben hatten *).

Es kam die hier gegebene Definition zugleich als Grundlage der Erklärung des christlichen Dogma von der ἀποκατάστασις angesehen werden, wenigleich dieser ein wesentliches Moment fehlt; denn jene Einsetzung geschieht durch die Erkenntniß. In dieser Beziehung ist noch an derselben Stelle S. 41, 24 (cap. 11) die Erklärung des θαυμαῖον zu bemerken, welches Plato als den Charakter des Philosophen angiebt, ganz im Gegensatz mit dem kalten Horazischen Nil admirari; denn, sagt Ar., es liege darin das Verlangen der Erkenntniß, ἐν τῷ θαυμαῖον τὸ ἐπιθυμαῖν μάταιν ἔστιν, in der Erkenntniß aber liege die Einsetzung in die (gegebene, die ursprüngliche) Natur. Diesen Kern des θαυμαῖον hat wohl manche Erwunderungsphilosophie nicht beachtet **).

Im Folgenden werden nun nach gewohnter Weise die lustbringenden Dinge aufgezählt, so daß voransteh, was wohl von den meisten Menschen als die erste ἡδονή möchte angesehen werden, nämlich (38, 21 ff.): τὸ τε εἰς τὸ κατὰ φύσιν ἔλκει ὥς ἐπὶ τὸ πολὺ, καὶ μάλιστα ἔστιν ἀπειληφότα τῇ τῶν ἑαυτοῦ φύσιν τὰ κατ' αὐτὴν γινόμενα: im Allgemeinen ist es lustbringend, das Naturgemäße zu erlangen, besonders wenn das, was ihr gemäß geschieht, selbst seine volle Naturkraft erreicht hat;

*) Ueber die biblische Bedeutung der ἀρετή, siehe auch Strauß, Dogmatik II. p. 463.

**) Siehe Frauenhadt, Schellings Vorlesungen in Berlin, 1842, und Wardsteinke, zur Kritik der Schelling'schen Offenbarungsphilosophie. Ueber die ἀποκατάστασις κατὰ φύσιν (Stt. a. a. O. 466) siehe weiter unten.

denn in dieser Bestimmung liegen die höchsten und die schönsten Genüsse. Was dagegen verflößt, giebt stets mehr Schmerz als Lust, wie wenn ein Knabe die Wäfen nehmen oder ein Greis in den Wettkämpfen auftreten soll: aller solide Genuß entspricht jener Definition *).

Wird jedoch für den Körper jene Ordnung gemacht, daß man seine volle Reife für den Genuß erwarte, wie dies schon im Wege der Natur allen Geschöpfen vorgezeichnet ist, und nur vom Menschen unnatürlich übertreten wird, so haben wir nach der gesetzgebenden Bestimmung für die Handlungen zu fragen, welche dem Geiste unmittelbar entspringen; denn der Mensch sollte ja grade seiner Lust mit Bewußtsein Herr werden, ein *ἐκπατὴς*, und dem Guten dienen, sich dem Allgemeinen unterwerfen, er soll nicht mehr fehlen als *ἀνέλκτος***). *περὶ τὰς τοῦ σώματος ἰσχύας*, noch als *ἀνελκόμενος περὶ ὑπέρματα*, noch als *παλακός*, *βαλὼς* etc., sondern die *ἀρετή* soll ihm einwohnen und nach ihr soll er seine Handlungen bestimmen***).

Danach läßt sich leicht errathen τίος *δουλεύει*, aus welchem Grunde die Menschen fehlen^{†)}; denn es bedarf dazu nur der Unterscheidung dessen, τίος *ἐπαγόμενος* und τίος *παύμενος* *ἐκπατὴς* *ἀδύνατος*, wonach sie trachten und wem sie entgegen wollen. Zugleich wird das Geschäft der gerichtlichen Redner bestimmt, des Anklägers und des Verteidigers; jener muß sehen, wie viel und welcherlei von dem Genannten sich bei dem Gegner

*) Vergl. Plato, Phil. 31. D.

**) S. 35, 23 ff.

***) S. 35, 31 ff.

†) S. 36, 4 ff.

vorfinde, nämlich von dem, bei dessen Erstrebung man den Nächsten schädigt; der Verteidiger aber hat darauf zu sehen, wie viel und welcherlei sich nicht vorfindet. Ist aber die Bestimmung, welche wir vorher in Beziehung auf den Willen als die unterscheidende für den Menschen angegeben haben, die richtige, so heißt es durchaus folgerichtig, als erster Satz: alle handeln entweder nicht aus sich oder aus sich, $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma$ oder $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma$, denn die Willensfreiheit und der eigene Antrieb machen stets die Grundlage der Beurtheilung und der möglichen Strafanwendung. Zugleich wird daraus vollkommen klar sein, wie die Griechen die $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma$ unter das Schlechte zählen können, indem der unwissende Mensch darin in der Hauptsache von seiner menschlichen Bestimmung abirrt, daß er nicht Gut und Böse unterscheiden kann *). Ohne daher weiter in das Detail des zehnten Kapitels einzugehen, stellen wir nur dies fest, und bemerken bei dem Einzelnen nur die Definition des Zufalls (S. 37, 12 ff.): durch den Zufall geschieht alles, dessen Grund nicht anzugeben ist, was keinen bestimmten Zweck hat und was weder immer noch meistens, noch ordnungsgemäß geschieht; von Natur aber (7221) alles, dessen Grund in ihm selbst liegt und was geordnet geschieht; denn während man oft den Zufall als nicht zu definiren angiebt, möchte dies eine entsprechende Grundlage richterlicher Entscheidung abgeben **). Im Allgemeinen ist nur hinzuzufügen, wie nach der Beurtheilung, zu welcher Aristoteles hier an-

*) S. die Stellen im Pr. d. S. 110 ff.

**) Vgl. über die $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma$ Ar. Phys. II. 1. p. 235. a. 12 ff. ganz anders aber $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\varsigma$ ibid. 3. B. über das Zuf.

leitet, der Mensch nach seinem ganzen Zustande unter die richterliche Entscheidung fällt, und nicht dem starren Buchstaben es überlassen bleibt, den einzelnen Fall zu richten, womit der Ungerechtigkeit Thür und Thor geöffnet ist, so daß der Ausspruch fiat justitia et pereat mundus dann seine Stelle findet, während es der Grieche stets mit dem Urtheil über mehr oder weniger freie, höher oder tiefer in ihrer ganzen Bildung stehende Menschen zu thun hat *).

Diesen Punkt des eigentlich menschlichen Zustandes führt Aristoteles im zwölften Kapitel zunächst weiter aus, indem er angiebt τῶς ἔχοντες ἀδικεῖν (S. 43, 3), nachdem er ausgeführt, aus welchen Gründen gefehlt werde; zugleich beschreibt er den Zustand derer, welchen Unrecht geschehe. Da jedoch die hier gegebenen Erläuterungen nur nachgelesen zu werden brauchen, entnehme ich dem vorliegenden Kapitel nur den Unterschied zwischen ἀναρχία und ἀδικία (S. 44, 23), weil diese Worte auch biblisch eine so große Bedeutung haben und das Sündigen als ἀναρχία genannt wird; hier werden wir es anders finden. Diejenigen, sagt er, pflegen zu fehlen, bei denen anzunehmen ist, sie haben es aus Zufall, aus Zwang, aus Naturdrang, oder aus Gewohnheit gethan; die also haben überhaupt nur gefehlt, welche nicht absichtlich das Recht verletzt haben: denn dies ist der wahre Unterschied, während der Begriff der Sünde einer anderen Beurtheilung unterliegt **).

*) Das Nähere in den Gesetzen des Plato. Die Unterscheidung des Guten und der Lust, S. 36, 3 ff., die ἐπιθυμία, S. 37, 30. Der Wille aber ist bestimmt als die ἡγεσία ἀπορροῶν (S. 38, 13).

**) Cf. Frauenhäft, Schelling's Vorlesungen in Berlin. S. 126.

Nachdem nun so die natürliche Grundlage des Rechts und der Mensch nach Willen und Begierde, nach Selbstherrschafft und Schwächen bestimmt sind, kommt Aristoteles im dreizehnten Kapitel nochmals auf die Gesetze zu sprechen und auf das Recht, indem er die vorläufige Bestimmung des νόμος θεός und νόμος wieder aufnimmt. Wenn ich daher schon früher an das doppelte Gesetz erinnert habe, dem der Mensch in seiner Doppelnatur unterworfen ist, an das ewige Gesetz der Götter und der Natur, so wie an die Menschenfügungen, so wird es hier nur noch der Hinweisung bedürfen, wie überall und in allen Zeiten dieses zwiefache Recht zu den härtesten Kollisionen geführt hat und den eigentlichen tragischen Wendepunkt aller weltgeschichtlichen Erscheinungen ausmacht; selbst das Gesetz der Liebe bestimmt, du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, und löst noch keinesweges den Widerspruch zwischen Welt und Gottheit, sondern läßt ihren Gegensatz unveröhnt neben einander hergehen. So stellt ihn auch Aristoteles als einen wirklich bestehenden dar, und wer giebt uns die Lösung? — Nur der menschliche Fortschritt. Denn die Fügungen der Menschen sind wandelbar, und keine historische Schule kann durch den bloßen Bestand ein privilegiertes Unrecht retten, wie solches noch in so vielen Gesetzen zu Rechte besteht. Wir müssen hierbei die ewige Grundlage der menschlichen Natur uns vor die Augen treten lassen: mag man sie überbauen, verschütten, mögen Jahrhunderte vorübergehen und Gesetze und Rechte einen tausendjährigen Bestand haben, was manche Heiligkeit nennen und als Kriterium der Wahrheit derselben anführen, die ewigen Gesetze treten immer wieder hervor und schüt-

eln den Kram ab, der ihnen aufgebürdet ist, indem sie sich zu größerer Reinheit erklären: jeder tragische Wendepunkt der Weltgeschichte bietet ein Moment dazu dar, jeder Märtyrer des göttlichen Rechts ward ein köstlicher Baustein für den Tempel desselben; also gedenkt Aristoteles auch der Antigone und ihrer vor den Göttern schönen That. Deshalb haben wir auf zwei Punkte in der folgenden Darstellung unser Augenmerk zu richten, auf die Billigkeit, das arbitrium, und auf die Natur der Strafe.

Billigkeit heißt nicht schwache Nachgiebigkeit aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen menschlichen Schwäche und nach dem Rechte des: „Thu mir nichts, so thu ich dir nichts;“ sondern es ist ein feines Abwägen der Kollisionsfälle, in denen strenges Recht, in denen der *vōyς* nur Unrecht stiften würde. Hat demnach jemand in solchem Kollisionsfalle sich für das Eine oder das Andere entschieden, so muß der Richter arbitrieren, nicht wie Kron aufgebracht und zornig nach dem strengen Buchstaben verurtheilen; er tödtet damit seine eigene Gewissensruhe. Aus diesem Punkte allein ist ersichtlich, daß in solchen Fällen nur Geschworne zu Gericht sitzen können, die ein schuldig und nicht schuldig nach ihrem Gewissen, d. h. nach strengster Abwägung eines harten Kollisionsfalles, sprechen, und daß die Gesetze dafür nicht ausreichen: es stellen die Geschwornen das Gewissen einer Zeit und eines Volks dar; sie zeigen, wie weit schon die Versöhnung der streitenden Rechtsfälle gebieten ist, während die als heilig zu achtenden Gesetze, nach unserer früheren Darstellung, in Achtung müssen erhalten werden, bis sie durch neue ersetzt sind. Die Geschwornen bilden also diesen

vermittelnden Uebergang des Fortschritts zwischen dem menschlichen und dem immer tiefer erkannten göttlichen Recht, und die Gerichte müssen von den Staatsbehörden auf dieser Stufe und dieser Höhe mit aller Kraft und Bildung erhalten werden, wenn sie nicht erstarren und zu Höfen des Unrechts werden sollen, aus Freunden und Schützern des Volks seine ärgsten Feinde und Widersacher. Wenn also jemand κατά τὸ ἀλλήλῃς ὁδὸν ἀδικαί (S. 48, 28), tritt das Geschwornengericht mit einem nicht schuldig ein; so verlangt es τὸ ἐπιταλάς, dessen Definition wir cap. 13 (S. 48, 19—20) lesen: ἐστὶ δὲ ἐπιταλάς τὸ παρὰ τὸν γερουσιαστὴν νόμον δικάζειν. Von dem Diäteten wird aber behauptet, er sähe auf das Recht, während der Richter das Gesetz vor Augen habe (S. 49, 17): δικαστὴς τὸ ἐπιταλάς ἔργῳ, ὃ δὲ δικαστὴς τὸν νόμον. Durch diese Vorschrift meint Aristoteles den so sehr bedenklichen Umstand zu vermeiden, daß geschriebenes Recht, welches sich unter gewissen Umständen als Unrecht darstellt, oder durch die Länge der Zeit und andere Verhältnisse sich in solches verkehrt habe, zum Nachtheil der Parteien und im höchsten Widerspruch mit dem Rechtsbegriff selbst dennoch ausgeführt werde. Deshalb solle der Schiedsrichter das Recht geltend machen gegen den bestehenden Buchstaben des Gesetzes (γνώμῃ τῇ δικαστῆρι, wie es auch in dem attischen Richtereide heisst. E. Schömann II., Attisches Recht S. 128. Note). Es ist dies anerkanntermaßen die gefährlichste Klippe des Rechtsweisens, und in allen Staaten, in denen nicht auf solche Art dem sich entwickelnden Begriffe des Rechts beständig Eingang verschafft wird auf das geschriebene Gesetz, ist das schreiendste Unrecht unabwendlich. — Die

Römer halfen hier durch das prätorische Edict *), während in manchen Staaten neue Rechtsbegriffe erst sehr spät und unter den größten Schwierigkeiten den Buchstaben stürzen können, und das Arbitrium des Richters sich nur auf das Strafmaass anwendet, sechs Monate oder zwei Jahr, jedoch von einer philosophischen Fortbildung richterlicher Personen leider noch zu wenig die Rede ist; denn was die Universitätsjahre hierin leisten, kann höchstens nur eine Anregung genannt werden, und nicht mit Unrecht heisst es noch immer:

„Es schleppen sich Griefe und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.“

*) Für den ganzen Charakter des ein solches Recht handhabenden Richters, der nicht durch den Buchstaben idölet, erinnere ich noch an den Pyl. 7. 11. angeführten Vergleich des Aristotias, der den Diäteten einen Altar nennt, zu dem derjenige seine Zuflucht nehme, dem Unrecht geschehen sei; ὡςπερ Ἀρχὸς ἐν τούτῳ εἶναι διατητὴν καὶ βοηθόν· ἐν' ᾧπερ γὰρ τὸ ἀδικήματιον καταπαύει: dies möchte bei dem Richter nicht immer der Fall sein. — Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß dieser Unterordnung des Richters und des Schiedsmannes nicht die bestehenden Verhältnisse eines Staats zum Grunde liegen, sondern nur die philosophische Ansicht des Aristoteles, um ein Auskunftsmittel für Kollisionsfälle zu finden, da in Athen z. B. die Diäteten ebensovohl nach den Gesetzen, und die Richter, wo die Gesetze nicht auslängten, nach ihrem Gewissen zu urtheilen eidlich verpflichtet waren, wie dies nach Demosthenes gegen den Timokr. II., die Bücher über den attischen Proceß und das attische Recht näher auseinanderlegen. — Auch nach den Platonischen Gesetzen (Legg. XII. 956) bilden, wie dies in dem attischen Gerichtswesen der Fall war, die διατηταί die erste Instanz, so daß Plato also der attischen Einrichtung getreu blieb, während er auch die ἀρπαγα νόμιμα noch nicht in dem weiteren Sinne auffaßt, wie Aristoteles, sondern mehr als Bäterfune: οὗτις τούτῳ ἐστὶ πύστις . . . τὰ καλοῦσθαι ὑπὸ τῶν πολλῶν ἀρπαγα νόμιμα καὶ οὐ παρὰ νόμους ἐκνομήσθαι (Legg. VII. 793).

Ferner ist der wichtige und so ächt humane Satz des vierzehnten Kapitels zu beachten: ἡ δίκη καὶ κόλασις ἱκανοί: sühnen und heilen sollen Gericht und Strafe. Damit fallen Abschreckungs- und andere Theorien in ihr Nichts zusammen; der Richter soll nie den Charakter des Täthters haben, sondern er soll den Menschen retten, die Strafe soll ihn zur Erkenntniß führen, ihn, wenn er noch nicht Mensch war, dazu machen. Deshalb ist unser modernes Zuchthauswesen schon längst als mangelhaft anerkannt; denn unsere Strafanstalten tragen keinesweges jenes Motto an der Stirne, sondern sind Orte des Schreckens und Abscheues und wahre Schulen des vollendetsten Verbrechen. Ist aber für irgend einen Zweig unserer Rechtsverwaltung etwas Wesentliches zu leisten, so ist es für das Kriminalrecht und für das so sehr im Argen liegende Strafrecht; beide erwarten erst ihren Propheten, der bei ihnen die Würde der Menschheit wieder herstellt, und ausgezeichnete, wahrhaft menschenliebende Geister haben sich deshalb schon längst der Wiederherstellung beider zugewandt. Dankende Nachkommen werden ihrer eifrigen und rastlosen Bemühung aber durch Auerkenntniß der von ihnen ausfließenden Wohlthaten lohnen.

Hat nun ein Mann durch Arbeit und Mühe für das Wohl seines Volks im Ganzen und Einzelnen sich eines wohlgeordneten Staats würdig gezeigt, so tritt die dritte Art der Verehrsamkeit und gleichsam das Tugendgericht über seine ganze Laufbahn oder über einzelne Handlungen derselben ein; denn ἐκ τῶν πράξεων ὁ ἥταιρος, sagt Aristoteles (E. 33, 16).

Drittes Kapitel.

Die epideiktische Redegattung.

ie man den einzelnen Menschen nur im Verhältniß zur Gattung begreifen kann, so bestimmen sich die Pflichten des Bürgers im Verhältniß zu dem Staatsverbande, welchem er angehört*), und gleichwie wir für den Begriff des Rechts die doppelte Grundlage aufgefunden haben, von welcher wir so eben gehandelt, so zeigt sich nun auch für den Begriff der Tugend diese zwiefache Herleitung. Aus welcher Quelle fließen ihre festen Bestimmungen? Nehmen wir hier zuerst einen biblischen Ausdruck auf, den wir bei Lucas (1, 6) in Bezug auf den Zacharias und dessen Weib aufgezeichnet finden, so lautet das Lob der Gerechten dasselbst: „Sie waren aber beide fromm vor Gott, und gingen in allen Geboten und Sagen des Herrn untadlich.“

Halten wir diesen Begriff der Tugend fest, so kommt es nur darauf an, Gottes Gebot zu kennen und danach

*) Man denke an die bekannten Aussprüche von Montesquieu über die Tugenden des freien Bürgers und des Unterthanen.

sich zu halten; es wird dabei vorausgesetzt, daß der Glaube an die Wahrhaftigkeit dieses Gebotes unumstößlich sei, und daß der Mensch eben nichts Höheres kenne als solchen Wandel. Und gewiß giebt es auch nichts Höheres als Gottes Gebot; es wird ohne Zweifel das der erhabenen und reinsten Tugend sein. Kame nun solches Gebot unmittelbar an uns, so wäre darüber durchaus kein Widerspruch zu erheben; indeß sehen wir vielfachen Streit und sogar die Behauptung, jenes Gebot sei nicht von Gott, sondern Menschenfagung. Denn während manche noch heutzutage ein unmittelbares Erscheinen der Gottheit annehmen, um z. B. den Juden zu sagen: „Du sollst nicht stehlen“, was doch andere Völker sich selbst ohne solche Dazwischenkunft gesagt haben *), warnt der Apostel selbst den Titus (1, 14), er möchte nicht achten lassen auf die jüdischen Fabeln und Menschengebote, welche sich von der Wahrheit abwenden, μη προσέχοντας βουλαῖς ῥήδοις καὶ ἐντολαῖς ἀνθρώπων ἀποστρεφόμενων τὴν ἀλήθειαν.

*) Die schöne Moralsage von ganz anderer, höherer Art und feinerer Beziehung könnte man nicht aus den griechischen Anemikern und dem Psiodos zusammensetzen, während in der Moral des Deralegus kein Punkt ist, der eine Offenbarung voraussetzt, wenn man dieselbe nicht für alle anderen Völker voraussetzen will; denn lesen wir nicht z. B. bei Heras, Sat. 1, 3, 105–106: *Uppida coeperunt munire et ponere leges: Ne quis fur esset, neu latro, ne quis adulter*, du sollst nicht stehlen, nicht ehebrechen? Das konnte der Mensch aus dem eigenen Griste entnehmen, und der Apostel warnt daher wohl (1 Tim. 4, 7) mit Recht vor den „altweltlichen Fabeln.“ Wie wenige beachten es jedoch, wenn er nun auf eine *λογικὴ λατρεία* dringt (ad Rom. 12, 1) und die vernünftige Einsicht über alles setzt. Oder sollte der Römerbrief kein Zeugniß geben können?

Für die Griechen nun besteht nicht jener Grundbegriff nach dem blinden Gehorsam, sondern bei ihnen herrscht der *Λόγος* und das *Λογικόν*; danach bestimmt sich bei ihnen auch die *ἀρετή* und die *κακία* *). Ueberdies bekommt die griechische Sittenlehre sogleich eine ganz andere Färbung durch den in ihr herrschenden Begriff des Schönen und des Hässlichen, des *καλόν* und des *αἰσχρόν*, als Bezeichnungen des Guten und des Schlechten. Um dies zu erläutern, brauchen wir nur einen Augenblick auf das Gebiet der Kunst bei den Griechen hinüberzuschauen; denn ihre Moral ist eine Kunstlehre der Sitte und zielt dahin, den Menschen auch hierin künstlerisch von dem Thiere zu unterscheiden, ihn dem Gebiete des Willenslosen, des Unbewußten und der Natürlichkeit überhaupt zu entheben; er ist überhaupt nur Mensch, in sofern er Künstler ist, sein Inneres zu einem Kunstwerk der Sittlichkeit gestaltet.

Bei diesem Gedanken werden sich sogleich alle diejenigen tief verletzt fühlen, denen naiver Ausdruck, Unschuld in ihrem Sinne und eine gewisse mädchenhafte Unbewußtheit das Höchste dünkt, und deren höchstes Ideal der Anbetung naive Jungfräulichkeit ist. Wandle die Wege des Herrn, ohne viel zu grübeln und zu fragen, das ist vom Teufel, der Zwietracht säen will in die Gemüther, also lautet die so oft wiederkehrende Ermahnung; erhalte dir kindlichen Sinn! und als Bispel der Moral stellt man den gemißdeuteten Ausspruch hin:

*) Dem Gegensatz dazu hält die katholische Kirche fest, „In dem sie ihre Moral auf Geheimnisse des Glaubens gründet.“ S. Ammon, Handb. der Kanzelberedsamkeit. 3te Ausgabe. S. 55 ff. Ueber den vermeintlichen Unterschied der Kanzelberedsamkeit in der katholischen und protestantischen Kirche.

werdet wie die Kinder! dann erlangt ihr das Him-
melreich.

Gegen solche Fassung dieses Spruches ist wohl mit Recht eingewandt worden, der Mann solle kein Kind sein, und man hat gefragt, welche Eigenschaften des Kindes sich derselbe zu eigen machen sollte, da ein Kind ungezogen, eigenwillig, tropig *re. frei* *), und man sieht leicht, daß sich jenes Wort nicht auf die Unerzogenheit beziehen kann, sondern allein auf die bewußtlose Unschuld, in die sich der alternde, in seinem Innersten zerrissene Mann so gern träumend versenken mag. Soll nun der Mann in seinen Werken und Handlungen so bewußtlos unschuldig sein, soll auch in seinen Thaten die Rechte nicht wissen, was die Linke thut? — Wir sehen wiederum, hier ist ein doppeltes Gesetz: das der ewigen Mutter Natur und das des zum Bewußtsein und zur Erkenntniß empörringenden Menschengesistes, dessen Wahlspruch Griechenland für alle Zeiten ausgesprochen hat in dem: *Erkenne dich selbst*. Will man nun hier einem Gesetz ohne das andere die Herrschaft einräumen, so wird es dem Menschen ergehen, wie dem Staate, der nur das geschriebene historische Recht anerkennt, ohne das *εὐνοια*: er wird ein Unbeing werden, ein Monstrum; denn Kunst ohne Natur ist ein erbärmliches, ekelhaftes Zerrbild; Natur ohne Kunst ist Nothheit, und was man Natur nennt in der Kunst, ist keinesweges die baare und blanke äußerliche Erscheinung; denn diese wiedergeben, ist nicht eben das Werk eines großen Genies. Beide, Kunst und Natur, durchbringen sich in so wunderbarem Verhältniß, daß sie

*) S. V. Bauer, *Synopsil. Bd. 3. über das Werden wie Kinderin.*

wie Leib und Seele im Menschen erscheinen, und wie es der Kardinal Bembo in der berühmten Grabchrift auf den Raphael sagt:

Hic ille est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.

Hiernach hat der Mensch sich weder durch Verläugnung aller Natur zu einem moralischen Zerrbilde zu machen, noch durch Verkennen der Kunst auf der Stufe des Thieres zu verharren, oder höchstens sich zu dem Leben der Idylle zu erheben, da wir seine Bestimmung, als Bürger eines Staats zu wirken, oder wie ein bekannter Ausspruch sagt: „freier Bürger eines freien Staats zu sein,“ in Griechenland an die Spitze gestellt sehen; der Staat aber verlangt nicht Kinder, nicht liebende oder klagende Schächer, sondern selbstbewusste Männer, um seine höchsten Zwecke zu erfüllen.

Deshalb wurde uns der ἀνὴρ ἰσχυράτης als das Bild eines griechischen Heros und die ἰσχυράτις als die erhabenste Tugend dargestellt. Worin aber besteht sie? Ist sie Entsagung aller Genüsse, wie Aristoteles angegeben, daß es gesunde Menschen gebe, die aber weder einer Anstrengung noch eines Genusses fähig seien*), oder ist es vielmehr Bollgenuß aller dem Menschen zustehenden Güter und Beherrschung seiner selbst im Genuß? — Wir können für Griechenland darüber keinen Augenblick in Zweifel sein. Hier tritt indeß eine bedeutsame Unterscheidung ein, welche gerade den Wendepunkt, oder den Angel der Tugend bildet. Jeder Genuß bezieht sich auf

*) S. 18, 28.

ein Object, und er entsteht erst aus dem Zusammenwirken mit dem mir gegenständlichen Sein, indem ich mich in seine Natur versetze, oder es in mich aufnehme: ich liebe dich, heißt es, ich trinke den Gott, den lauterem Nachus; aber die Sprache bietet auch ein: ich liebe mich, ich trinke meines Herzens Bönne und Seligkeit, ich berausche mich in meinen Gefühlen, genug ich lebe im Selbstgenuß, bin mein eigenes Object, oder auch der Gegenstand meines eigenen Schmerzes, ich beklage mich, ich verzehre mich, — mit einem Worte Selbstquälerei*). In dieser schlechten Reflexion auf sich haben wir den ganzen Unterschied gesunder und krankhafter Zustände, reiner und unreiner Moral. Wer den anderen liebt, ist der Menschenfreund, wer sich selbst liebt, der Egoist; wer die Welt wieder spiegelt in seinem Gedicht, der wahre Dichter, wer nur sein leidiges Herz singt, ist der subjectiv moderne Versquäler, der keinen gesunden Gedanken, noch einen reinen Rhythmus erzeugen kann. Dieser modernen sentimentalen Selbstliebe und ihrer ganzen elenden Selbstquälerei tritt die gesunde erhabene Objectivität der Alten in ihrer allumfassenden Weltanschauung entgegen; sie genießen der Welt als eines Gegenstandes, dessen ihr Geist sich bemächtigt, den sie lebendig wieder hervorbringen aus dem Geiste, und nicht mönchisch dumpfe Abgeschlossenheit athmen sie, sondern Fülle göttlicher Kraft, welche nur aus jener reinen Beziehung auf ein Object entspringen kann**).

Wenden wir dies weiter auf die Beziehungen des

*) Der *phantasmagorismos* im ausgedehnten Sinne gedacht.

**) Die höhere Entwicklung der *εὐχρηστικὴ* gehört der Moral an.

Mannes zum Staate an, so ist nur der ein Bürger, der sein Vaterland liebt, und der nichts thut für sich, sondern stets lebt und handelt im Dienste des Ganzen, während der Egoismus sich abschließt von dem Ganzen, nur für sich denkt und niemals sich lebendig mit ihm in Einklang setzen mag; fassen wir es noch eine Stufe höher, so ist es die Aufopferung einzelner Städte und Provinzen für das Heil des Ganzen, während die falsche Vaterlandsliebe nur Pfahlbürgerthum oder Provinzialismus ist, welche der allgemeinen Liebe den Platz räumen muß. Die größte Höhe des Mannes aber auf diesem Punkte ist die des Staatsmannes, der das Ganze in solch lebendiger Harmonie zu erhalten weiß, daß nichts Einzelnes sich eigensüchtig hervordrängen darf, welcher Ackerbau und Handel, Bürger und Adel in solches Ebenmaaß setzt, daß jeder in seiner That für das Ganze sich doch auf seinem Plage glücklich und geehrt und ohne Reiz fühlt.

Ueber diese Tugend der Alten haben wir nun die näheren Angaben in dem 9ten Kapitel nachzulesen; da ja ἀρετή und κακία, das καλόν und das αἰσχρον den Gegenstand für den Redner der dritten Gattung bilden sollen; daß aber die Tugend nach griechischem Begriff wirklich den hier aufgestellten Sätzen entspricht, wird uns die Schilderung des ἀνὴρ πολυειδὴς lehren, S. 33, 18.

Viertes Kapitel.

Die geistliche Beredsamkeit.

Indem ich es nun unternehmen will, diese Gattung der Rede als ein viertes γένος hinzustellen, erkenne ich, daß dieses nicht thunlich ist, ohne eine andere Untersuchung, die sich auf den Grund bezieht, auf welchem sie ruht; besonders würde nach dem Zwecke dieser Schrift, die Willensfreiheit aufzuweisen, davon zu handeln sein, in wiefern überhaupt im Christenthum eine solche anerkannt wird: denn die Freiheit der Kinder Gottes, oder die Freiheit im Glauben, scheint eine ganz andere zu sein, als diejenige, auf welche wir bisher unsere Ausführung bezogen haben. Freilich sagt Dräseke, um nur ihn anzuführen, in seinem Abschiedsgruß: „Wie die Wissenschaft blühet in der Freiheit, so, und noch weit mehr, der Glaube an das Evangelium;“ jedoch ist es klar, daß die Freiheit der Wissenschaft niemals mit einer Freiheit kann parallelirt werden, welche auf einem gegebenen Gesetze beruht, „Freiheit wurzelt im Gesez,“ das unabänderlich von den Gläubigen als Wahrheit anzunehmen ist, oder höchstens, wie Schelling es thut, erklärt werden kann.

Um daher hier eine sichere Basis zu gewinnen, müssen alle diese Lebensfragen des kirchlichen Glaubens erforscht werden, damit man vor allen Dingen die Theologie und die Religion aus den unkünstlerischen Beweisen, deren sich die Orthodogie, als der einzig wahren, bedient, herausheben könnte in das Gebiet der allein überzeugenden inneren Wahrheit, weil auch die als Gipfel von der Religion gepriesene Liebe, als identisch mit der Wahrheit, nicht hervortreten kann, sobald der Geist nicht im Stande ist, diese zu erzeugen; denn, wer keine Wahrheit schaffen kann, der kann auch keine lieben, dem geht überhaupt die Liebe ab; diese ist nur die göttliche Blüthe innerer Wahrheit. Genug, man müsste den Geist des Christenthums in seinem ganzen Gegensatz gegen das Heidenthum prüfen und aus einer methodischen Darstellung, welche die allein wissenschaftliche ist und welche allein der Theologie den ihr von vielen Seiten bestrittenen Namen der Wissenschaft erwerben könnte, die reinen Resultate schöpfen, welche eine Grundlage der geistlichen Rede bilden können; denn „das Uebervernünftige erklären," heisst keine Wissenschaft aufstellen. Außerdem würde, wenn das Christenthum als alle Wissenschaft zerstörend anerkannt ist, und wenn die Diener der Kirche glauben, das Anathema über die Wissenschaft als den Glauben vernichtend aussprechen zu müssen, hier zuerst dieser Widerspruch gelöst, oder gezeigt werden, daß beide nicht miteinander bestehen können, wenn sie einem dermaßen verschiedenen Gebiete angehören, daß nie eine Vereinigung, noch Versöhnung zu hoffen ist, da der Glaube Voraussetzungen macht, welche die Wissenschaft nicht anerkennen kann, und in Bezug auf den göttlichen Willen eine Allmacht fordert, welche, um subjectivem Ge-

lüste zu genügen, das Weltgesetz aushebt, die göttliche und eingeborne Kraft des Feuers, d. h. tödtet und es nicht brennen heißt den Gläubigen zu Gefallen, und das hellste Tageslicht plötzlich in finstere Nacht verkehrt, um der Ehre Seines Namens willen. So lange man die Ehre Gottes noch in ägyptischen Finsternissen, in Fröschen und Käufen sucht und nicht im Christ, das er auf Ewigkeit gegründet, und das er in seiner Kraft unwandelbar erhält, so lange man allen *λογος* verläugnet, um Frieden zu finden, wird eine Rede, die dies lehren muß, nie Glauben finden können bei denen, welche wirklich zur Erkenntniß der Wahrheit selbst durch ihres Geistes innersten Drang sich getrieben fühlen, und jeder Fortschritt der Wissenschaften wird die Klust nur um desto schreiender hinstellen. Solche Orthodoxie muß daher von der Wahrheit ihrem Schicksal überlassen werden und darf derselben ihre Aussagen niemals als ein Slavenjoch auflegen *).

Um indessen hier noch an einem Beispiele zu zeigen, wie urtheilslos, um nicht zu sagen gewissenlos, man mit den Sagen verfährt, von denen man behauptet, sie seien übervernünftig und können nur durch Offenbarung in die gottverlassene Welt gekommen sein, wollen wir die so viel gerühmte Feindesliebe besprechen, welche man für übervernünftig erklärt und als Gipfel der christlichen Moral aufstellt, während die Kirchengeschichte im Gegentheil

*) So lange man für das Christenthum nicht anderes anzuführen weiß, als daß es eine göttliche Thatfache ist, sollte man sich wenigstens enthalten, darauf eine Beweisführung und einen Schluß gründen zu wollen; denn eine Thatfache ist kein Princip, sondern nach Aristoteles höchstens *αρχή* oder *πρώτη αρχή*. Rhet. I. c. 2. §. 2.

nicht viel von dieser Liebe zu erzählen weiß, sondern überall Beispiele von dem Fluch antrifft, den die Liebe auf ihre Gegner unter allen Formen geschleudert hat; denn solches Anathema, wie die christliche Kirche, hat noch keine andere Religion gekannt, und noch dazu stellt sie sich als dazu von Gott berechtigt hin^{*)}.

*) Ich weiß wohl, daß ich hiermit nichts Neues gebe, da sich in ergetischen Sammlungen die hierauf bezüglichen Stellen längst zusammengetragen finden, indeß mag der fortgesetzten Wiederholung des Hergebrachten auch die Wiederholung des Wahren entgegengesetzt werden. — Wenn nun Rosenkranz, *Ideol. Encycl.* in dem Abth. *Homiletik*, p. 115, sagt: „Der allgemeine Begriff der Predigt ist also, wie aus ihrem Zusammenhang mit dem Liturgischen und Katechetischen sich ergeben hat, der, daß sie nicht einseitig belehren, auch nicht einseitig erregen, vielmehr eben so sehr den Verstand als das Gefühl beleben will,“ so ist dies in der That gar wenig gesagt, und kann weder dem Christen noch der wissenschaftlichen Darstellung genügen: denn möchte nicht dies auf jede Schrift oder jede mündliche Mittheilung passen, ohne das Wesen einer Sache anzuspüren? — Indes ließe sich eine unentliche Sammlung ähnlicher Sätze aus den Schriftstellern über *Homiletik* u. zusammenbringen: und solche Fülle wird als göttliche Inspiration gepriesen oder ruft, der Herr rede durch ihren Mund! — Ihr guten Heter! — Da lob ich mir wahrlich noch Krummacher, der spricht's doch rein aus, wie er's meint, und sagt: „Die griechische Sprache der heiligen Schrift ist eine geheiligte, gesund gemachte, der Krankheitsstoff ist ausgeschieden. Was gegen die Regeln der griechischen Grammatik scheint, ist es nicht. Was schlecht griechisch genannt wird, ist recht griechisch nach der Grammatik des Geistes.“ — Hört! Hört! — Schon die vielen Grundlegungen der geistlichen Predigtamkeit und die fast von jedem Prediger anders aufgefaßte Definition vertheilen, bald mehr nach der psychologischen Seite hin, bald, daß man Christus allein verkündigen solle u., beweisen, daß niemand dafür eine unmögliche, allgemein gültige Forderung ansetzen kann, und wenn bei der beratenden Rede die Versammlung wesentlich Willensfreiheit behaupten muß, so ist bei der griechischen Rede nie davon die Rede: die menschliche Freiheit geht in ihr zu Grunde,

Hören wir dagegen einen heidnischen Philosophen in seiner Schlussfolgerung über das Betragen des Tugendhaften und Gerechten gegen seine Feinde, zu welchem Behuf wir nur eine Stelle aus Platos Republik abschreiben (I. p. 335): Ist es aber wohl, sprach ich, des Gerechten Sache, auch nur irgend einem Menschen zu schaden? — Freilich doch, sprach er, Bösen und Feinden muß man schaden. — Und wenn man Pferden schadet, werden sie besser oder schlechter? — Schlechter. — Und das in Bezug auf die Tüchtigkeit der Hunde oder der Pferde? — Auf die der Pferde. — Werden nun nicht auch Hunde, wenn man ihnen schadet, schlechter in Bezug auf die Tüchtigkeit der Hunde und nicht auf die der Pferde? — Nothwendig. — Und von Menschen, Freund, sollen wir nicht eben so behaupten, daß sie durch zugefügten Schaden schlechter werden zur menschlichen Tüchtigkeit und Tugend? — Allerdings wohl. — Aber ist nicht die Gerechtigkeit menschliche Tugend? — Auch das nothwendig. — u. s. w.

Nur ein Punkt der Einleitung erfordert hier noch eine nähere Erörterung, die Behauptung nämlich, welche daselbst (S. 3) ausgesprochen ist, „daß eine große Anzahl gerade der gewichtigsten Geister sich von den Geistlichen

während, wenn Christus in der That für die Menschheit gestorben ist, es doch Ziel der christlichen Religion sein muß, den Menschen nach seiner wahren Natur und ganzen Kleinheit und Noth zu unterstützen und so ihn wahrhaft frei zu machen; ganz im Gegensatz dazu ist aber hier nur von einem *servum arbitrium* die Rede, von einem gänzlichen Gefangennehmen des eigenen Urtheils unter den Glauben. Und die Menschheit sollte wirklich bestimmt sein, die Fesseln solcher Knechtschaft auf ewig zu tragen? Der Geist wird auch frei machen! —

und der geistlichen Rede abgewandt habe*)." Sollen wir nämlich einer Lehre anhangen, uns von ihrer Darstellung in der Rede befriedigt fühlen, so muß sie auf ihrem Gebiete das Wesen der Dinge richtig ans Licht stellen; denn ein Mann kann sich wohl nie damit allein befriedigen, daß er persönlich, wie man sagt, nach seiner Ueberzeugung, einer Darstellung zustimmt, daß sein Gefühl ihr entspreche, in sofern dies nur ein subjectives Fühlen ist, und dem Türken auf ganz andere Weise zukommt als dem Griechen; sondern der Mann, im wahren Sinne des Wortes, fordert Herrschaft der Sache. Nun aber betrachte man die geistliche Rede und lege an sie den einfachen Maßstab des Gesetzes der Arcopagiten, nicht *ὅτι τοῦ πράγματος λέγειν*, und man wird den Schlüssel zu jener Erscheinung haben, die so manches religiöse Gemüth verlegend trifft, ohne daß es die Mittel fände, jenen Zwiespalt zwischen dem Volksbewußtsein (d. h. dem Bewußtsein der Geister im Volke, und ein anderes giebt es nicht) und den Geistlichen zu heilen: wie weit entfernen sich diese nicht meist von ihrem eigentlichen Gegenstände**), und wie ist es daher nur mög-

*) Vergl. die Note zu S. 63—66.

**) Freilich kommt gegen die geistliche Verjüngung und ihre wahrhaftigen Eingebungen, die sich am meisten an den Zungen der Unmündigen und Schwachen am Geist offenbaren, das reine Schauen der Philosophie sehr zu kurz, welches Plato unter andern im *Phädrus* beschreibt (S. 247): „Das wahrhaft leidende Wesen, sagt er, hat nur der Seele Führer, die Vernunft, zum Beschauer. . . Gottes Verstand nähert sich von unverminderter Vernunft und Wissenschaft, wie auch der Verstand jeder Seele, wenn sie das, was ihr gebührt, aufnehmen soll.“ — Wenn man daher von christlichen Wissenschaften redet, so ist dies, nach dem obersten

lich, daß sie dem Geiste eines gebildeten Volkes entsprechen, abgerechnet, daß die Mehrzahl von ihnen nicht einmal die Bildung besitzt, sich auf der Höhe der Zeitbewegung auch nur orientiren zu können. Sagt man jedoch, der Geistliche müsse nicht zu dem weltlichen Verstande reden, seine Absicht dürfe allein sein, eine Erhebung des Gefühls zu bewirken, da die Tugendlehre in der Ethik mitgetheilt werde, und so jede Wissenschaft oder Kunst in ihrem Kreise, und es jeder derselben schon ohnehin eigen sei, ihren Gegenstand sub specie aeterni zu betrachten und darzustellen, auch die Schule ohnedies vieles vom geistlichen Lehramt an sich genommen habe, so setzt man auch nicht eine dogmatische Rede als Hauptsache des Gottesdienstes fest, sondern man ordne ihn so, wie ihn das Gefühl verlangt, musikalisch: ceremoniell, und wolle nicht durch trockenes Gerede, was nur den abge-

Grundlage des Christenthums, daß man seine Augen vor den Dingen verschließen soll, nach dem des Nicht-Sehens und nach dem des Glaubens, eine Unmöglichkeit. Wer da spricht, nur in dem beschränkten Sinne, worin es gewöhnlich gesprochen wird, mein Wissen ist, daß ich Christum glaube, der verzichtet von vornherein auf eine philosophische Einsicht in den Weltzusammenhang, und vernichtet damit nicht nur die christliche Wissenschaft, sondern alle und jede Wissenschaft. Zeigt uns denn auch die Geschichte umsonst den ungeheuren Kampf, den das Christenthum mit der Wissenschaft von jeher unternommen und der noch heutzutage in allen Ländern die Welt aufregt? — Kämpft nicht jede Annahme eines Wanders mit der Wissenschaft? So sollte man sich nur nicht absichtlich über Dinge zu täuschen suchen, die nach ihrer inneren Natur unvereinbar sind; die Masken müssen endlich fallen, damit Männer einen ehrlichen und redlichen Kampf kämpfen mögen, und daß diese Aufrichtigkeit in unserer Zeit hervorgehoben ist, sollte man als eines ihrer schönsten Geschenke preisen: das Carnaval der Welt ist vorüber.

letzten Enchlos längst abgethaner Bilder und Formeln durchlaufen kann, eine solche Erhebung bewirken, zumal die protestantisch-nordische Phantasie eben nicht glücklich zu nennen ist, wenn sie sich in neuen Bildern ergöhen möchte; sie wird dann meist unschön und abenteuerlich, so daß sie jedem künstlerischen Bewußtsein anstößig werden muß, und den einfachsten Sagen und Forderungen der *Arz poetica* des Horaz Hohn spricht*).

Wenn es daher unmöglich ist, daß sich die geistliche Beredsamkeit in ihrer jetzigen dürren und dürftigen Weise, die Goethe im Faust am treffendsten charakterisirt, dem Bewußtsein eines durch alle Mittel der Erziehung in Wissenschaft und Kunst gebildeten Zeitalters gegenüber behaupten kann, so bedarf sie einer gründlichen Reform, um sich mit jener Bildung wieder in Einklang zu setzen, und ich werde später versuchen, so viel an mir liegt, die Grundzüge dieser neuen Gestaltung anzugeben: auch hat der Kampf unserer Tage wohl genugsam dargelegt, daß die geistlichen Waffen und das altverbrauchte Rüstzeug hier nicht mehr ausreichen; denn der ewige Refrain von der abgefallenen sündigen Menschheit und die altväterische Beweisethorie aus dem Abhängigkeitsgefühl, müssen endlich einmal eine andere Lösung finden, als sie von der katholischen und protestantischen Kirche bisher ohne allen Erfolg versucht ist.

Handelt es sich indessen um einen vorläufigen Beweis dafür, daß die Kanzelberedsamkeit in der That einer Grundreform bedarf, so wollen wir an einem kleinen Bei-

*) So redet wohl ein Geistlicher von dem Kommen Christi und wie er schon das Klauichen seiner Füße vernehme.

spiel darlegen, wie willkürlich sie alles zu ihren Zwecken verkehre*), und besonders, wie es unmöglich ist, sich überhaupt mit dem Theologen in einen Verlehrs einzulassen, da ihm das mangelt, was als Grundlage aller Verständsamkeit von Seiten der Wissenschaft vorausgesetzt werden muß, der Boden gemeinsamen Verständnisses**). So lange weiß nicht überall weiß heißt, sondern für den Glauben auch schwarz bedeuten kann, so lange ein offener Widerstreit, um nicht einmal zu sagen Widerspruch, für denselben keiner ist, sondern der höchste oder tiefste Sinn, so lange ist mit der Theologie nicht zu streiten, und sie schließt sich dadurch selbst von der Wissenschaft aus, weil sie nicht mit ihr auf gleicher Basis ruht, wie nach den Worten des Aristoteles früher ausgeführt wurde***).

Aber, wenn die Wissenschaft von etwas Wißbarem ausgeht und an der Sache ein Kriterium hat, so spricht der Fromme, „ich weiß nur Christum, und mein Wissen ist, daß ich ihn habe und liebe,“ und der Gläubige zeigt seine Natur eben daran, daß er an alles glaubt, was geschrieben steht; denn seine Vernunft ist ja ein Weltkind und vom Teufel her; er verzichtet demnach auf die Kritik.

Das ist äußerst lebenswürdig, wohlmeinend und ganz wie es ein guter Hausvater liebt oder eine Liebende es ausdrückt; es sind naive, unschuldige Kinderansichten,

*) Vergl. die Ann. S. 84–85.

**) S. darüber S. 67 ff.

***). Man könnte sich bei diesem Verfahren der Theologie zunächst des Wortes Friedrich Wilhelms III. erinnern, welches Cylerius mittheilt, daß die Streitigkeiten der Theologie ihn dazu gebracht, zu denken, es gebe eine Theologie ohne Religion.

die ewige Melodie von dem guten Schaafhirten, der seine nie murrende Herde unter dem Schall der Flöte auf die Weide führt und jedes Schaaf bei Namen kennt, und mit diesem häuslichen und liebevollen Herzen tritt man dann hinüber in Staat und Kirche und spricht dort, wie gute Kinder zu ihrem Vater sprechen: macht er es auch manchmal wunderbarlich, sie wundern sich doch nicht und sind ihm immer in Ebersam zugehan; der liebe Gott wird's ja schon machen durch die Hand derer, die dazu berufen sind; ihr andern rührt bei Leibe nicht daran*)! —

*) Dem etwa daran läge, den künstlerischen Eindruck einer solchen Feste zu gewinnen, der lese, was Carl Graf, *Stillsche Reise, 2ter Theil*, p. 90—81, darüber schreibt: „... ich begab mich, sagt er, da es gerade Sonntag war, in die Kirche (in St. Stefano). Weiber, in schwarzes zurückgeschlagenes Gewand gekühlt — ohnachts wie in Neapel — empfingen knieend das Pred des Nachmittags. Die Männer standen umher. Hier hatte ich Gelegenheit, den unverkennbaren Ausdruck von Kneben in den Gesichtern zu bemerken, und es ließ sich kaum bezweifeln, daß hier der blinde Glaube herrschen müsse. Wirklich machten selbst die Denker, die ich kennen lernte, keine Ausnahme. . . . Ein Christlicher aus Neva unterhielt sich lange mit mir über die *aria calliva*. Am Schluß des Gesprächs zog er ein großes Kreuz, worauf ein hölzerner Christus aufgeschritten war, aus dem Aulen, küßte es, und sagte: der gilt so viel als die beste China.“ Möglic nun, daß solch ein Glaube selig macht, ob er aber glücklich, ob er zum Menschen mache, zeigt das Gland Siciliens. — Zu vergleichen sind auch alle die Kammerverhandlungen, in denen es sich um die Stellung der Geistlichen zu der Schule handelte; aufgekürzte Versammlungen lehnen ihre Aufsicht immer ab, als eine tyrannische, verknäuelnde: giebt man dafür nur die Parallele derjenigen Schulen, welche von Geistlichen geleitet werden und der sogenannten weltlichen; Wissenschaft entsteht ja erst, nachdem das Priesterthum abgeworfen ist.

Nach diesen Vorbemerkungen werden wir einige Sätze aus einer Predigt von Dr. F. W. Krummacher zu würdigen wissen, welche, erst in diesem Jahre erschienen, gewiß den neuesten Standpunkt dieser Art von Vorträgen an die Hand giebt, zumal wir in ihm einen der am weitesten verehrten Redner vor uns sehen, wobei es indeß wohl nachgesehen werden wird, wenn wir die der geistlichen Rede notwendigen Wiederholungen, Tautologien und Wortverderbungen hier bei Seite lassen.

Nach dem Eingange heißt es p. 4: „Aber mitten durch die eiteln Gelüste der Zeit hindurch zieht sich eben die Schlagader auch noch eines anderen Begehrens, das sich in der Weltlösung: „Freiheit und Genuß!“ mit nichts repräsentiert sieht; eines Begehrens, das höher hinauf seinen Schwung nimmt, und nur in dem: „Ach, daß du den Himmel zerrißest und südest herab!“ seinen Ausdruck findet. Horcht euch nur um: „Dein Reich komme!“ heißt es hier; da drünstiger: „Laß mich deine Herrlichkeit sehen!“ dort: „Du, Hirte Israels, der du Jakob hütetest wie die Schaaf, erscheine!“ hier: „Rachet die Thüren hoch in der Welt, und die Pforten weit, daß der König der Ehren einziehe!“ — O, seid mir gegrüßt, ihr in der Nähe wie in der Ferne, deren Sehnsuchtsgebiet über die Grenzen des Irdischen und Vergänglichsten weit, weit hinausreicht! Ihr stillen Träger jenes heiligen Feuers, das, wie es aus der Höhe stammt, so auch zur Höhe wieder aufsteigt; ihr, von dem ewigen Magnet berührten Herzen, denen Eins vor allem Andern anliegt: das Eine, daß der, der eure Liebe ward, sich offenbare und überall den Glanz seiner Ehre entfalte und leuchten lasse; das Eine, daß Christus herrsche, sei

nen Namen in der Welt verkäre, und dem heiligen und seligen Regimente Alles, Alles unterthänig mache; ihr zu dem Flügelichlage solch göttlichen Schnens frei Gewordenen, mit Wonne grüße ich euch als das Salz der Erde, ja als holte Sterne in der Nacht, zu denen man geträufet aufschaut. O, leset ihr zuvörderst in dem eben: angeführten Worte des Evangeliums euren Adelsbrief. „Jesus,“ heißt es, sprach zu seinen Jüngern: „Ihr werdet begehren, einen Tag des Menschensohns zu sehen.“ Dieses Begehren also, wie es auch eure Brust schwellt, ist der Jüngerschaft Christi Abzeichen und Signatur. So seid ihr ja über euch und eure Stellung zu klarem Bewußtsein gelangt. Frohlocket; denn seine Jünger sein, heißt die Arche bestiegen haben, die, unter Gottes Flagge segelnd, auf sicherer Fahn über die Wegen der Zeit den goldenen Küsten des ewigen Paradieses entgegen treibt.*

Also von außen her soll der Herr zu euch kommen, an eure Fenster soll er klopfen, oder den Himmel zerreißen und herabfahren, der Jacob hütet wie die Schaafe; auf diese Weise sehnt sich die Zeit, den Herrn zu schauen; das soll sein Tag sein*). Hättet ihr doch nur die zwei vorübergehenden Verse beachtet (20—21); dort steht geschrieben: „das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Begehren; denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.“ Und auf jene Krummachersche Weise soll die Christenheit sich nach seinem Kommen sehnen, „daß er den Himmel zerreiße, und daß man die Thüren in der Welt hoch mache,“ wie um einen irdischen Potentaten; οὐα ἔρχεται ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ παρά π

*) Die Predigt beginnt nämlich mit Lucas 17, 22.

παρρησιᾶς, heißt es, und er löst sich nicht Wochen und Monate vorher anmelden, daß man auch Ehrenspalten für ihn in Vereinschaft habe. Echt, so versteht ihr die Schrift, so könnt ihr auch im Dienste des Gottes, der sich als Geist der Wahrheit verkündigt hat, euch nicht losmachen von dem irdischen Hofedienst und den äußerlichen Formen königlicher Herrschaft mit all ihrem Gepränge. Erkennt ihn in Wahrheit, und ihr werdet ihn anders verkündigen, nicht als den Welzerreißer, sondern als den Weltordner, und ihr werdet dann seine Wunder im Kosmos verstehen lernen. Das sind also die Blicke, die über die Himmel hinaus zu Gott selbst zu reichen meinen!

Allen Zweifeln gegen die Schrift erhoben, setzt nun Krummacher weiter entgegen, S. 8: „den gewaltigen Geruch der Wahrheit, der dem Unbefangenen aus jedem Kapitel dieses Buchs entgegenschlägt, damit der lose, leichtfertige Zweifel wieder sterbe, den ein eben so verlegener als aufgeblasener Zeitgeist den armen Leuten eingetrichtert.“ — Wir übergehen natürlich alles Unschmackhafte in diesen Worten und halten uns nur an den Geruch der Wahrheit, den wir bisher noch in keinem Lehrbuch, auch in keiner Bibelstelle als Beweismittel angeführt fanden. Wie, schwanden dem Gläubigen alle anderen Sinne, und ist er allein auf die Beweiskraft der Nase beschränkt? Wenn nun Plato sogar von dem Auge sagt*): „das Gesicht ist der schärfste aller körperlichen Sinne, vermittelt dessen aber die Weisheit nicht geschaut wird, ἡ πρόνοιας οὐχ ὁράται,“ so wollt ihr die Wahrheit riechen, und das

*) Phaedr. 250.

höchste Kriterium der Glaubenslehre soll in die Geruchsorgane gelegt sein, während Christus fordert, daß ihr Gott im Geiste anbetet, also ihn auch im Geiste erkennt, während dieser nach der Schrift allein zeugen soll von der Wahrheit? Welches wäre denn die Qualität und die Quantität des Geruches, an denen man das göttliche Wort erkennen möchte? Zu dieser Höhe haben sich denn freilich die weltlichen Wissenschaften noch nie aufgeschwungen. — O ihr Kleingläubigen! wie ganz anders wirkten da die alten Väter der Kirche. Würden sie je gewagt haben, zu predigen, wie unser Verfasser fortfährt, nachdem er statt des erhabenen Rufes Sursum Corda! die Nasen aufgerufen, daß die Ungläubigen und arg Verblendeten riechen sollen, „damit sie mit eigenen Augen sehen, (dem Glaubensprediger verschwimmen alle Sinne in einen trüben Brei)*), wie die feck ausgesprengte Saage von den tausend Widersprüchen in der Schrift nur eine freche, unverschämte Lüge sei. Damit sie vielmehr sich selber überzeugen, daß, was an scheinbaren Widersprüchen da und dort sich findet, nur eben Schein sei und sich ohne Mühe lösen lasse.“ Sollen das die Wunder des Herrn durch den Glauben sein? — Aber ernsthaft gesprochen, haben wir nach solchen Beispielen, die sich zu Tausenden alle von gleicher Schaalheit beibringen ließen, in unserer bisherigen Darstellung zu viel gesagt? und ihr wollt euch mit solchen Abgeschmacktheiten auslehnen gegen den Ernst der

*) Die Königin Christine behauptete, daß die Theologie verlange, man solle sich die Augen austreten, um besser zu sehen.

Wissenschaft, die keinen Schritt thut, ohne die gewissenhafteste Prüfung! Ja verachtet nur Vernunft und Wissenschaft. — Was außerdem den Satz S. 15 betrifft: „daß das Wort nicht Barbaren blos, sondern auch die cultivirtesten Völker der Welt sich unterthänig machte; das nicht Löwen nur in Kämmer, und Wüsten in lachende Auen verwandelte, sondern auch auf die Philosophenschulen Athens, auf die Weisheitempel Roms seine Zahren pflanzte, und nicht an Zeiten nur, in denen Unwissenheit und Rohheit auf dem Throne saßen, seine Macht entsfaltete, sondern auch diejenigen Perioden der Weltgeschichte, auf welche wir als auf die Glanz- und Blüthenzeit der Wissenschaft, Kunst und Bildung bewundernd zurückschauen, allmächtig mit seinem Geiße durchdrang, mit seinem Stempel beprägte, und von Grund aus umgestaltete und regenerirte,“ so ist seine Bestätigung in der Weltgeschichte und in der der Wissenschaften und Künste buchstäblich nachzulesen. Also kein Wort weiter über solche Reden, die nur zu der unwissend gläubigen Menge können gehalten werden, die aber die Kritik nicht ertragen *). Was damit gebauet wird? Dr. Krummacher meint (S. 16): „Nur hier und da, vielleicht aus einem Buch, von einem Blatte nur schlägt ihnen unabweisbar der Geruch einer Gott entströmenden Wahrheit entgegen“ (wir sehen an dieser Wiederholung, daß dies in der That das Hauptkriterium des Glaubens ist), „und siehe, dies eine Zweiglein schon vom tausendästigen Baum des Glaubens trägt ihnen eine ganze Frucht: und Blüthen-ernte der Hoffnung, des Friedens und eines neuen Le-

*) Man vergl. damit noch p. 18—19.

bens ein; dieser eine winzige Scheiter des für sie zerbrochenen großen Bibelschiffes reicht an sich schon hin, sie mit einem Male aus namenlosen Irrthäl zu erretten; So thut die Bibel selbst in ihren Fesseln noch Wunder, wie sie keine Wissenschaft hervorbringt. Ein Stück derselben hat in unsern Tage viele, viele schon, ich könnte Namen nennen u."

Fragen wir nun weiter nach dem Standpunkt, welchen solche Weisheit der Kirche nach der Meinung des Redners jetzt einnimmt, so erklärt er sich freilich gegen alle untergeordneten oder einseitigen Ansichten, gegen den „engherzigen und beschränkten Pietismus," gegen den „Orthodoxismus, der in das Bekenntniß fertiger, abgeschlossener Dogmen das Heil setzt, todte Buchstaben zu seinem Gößen macht; statt nach dem Leben, nur immer nach der Stellung der Leute zu den starren Artikeln seines abgeschlossenen Systems forscht, und die letzten zur einzigen Grundlage seiner Urtheile über den geistlichen Werth und Unwerth, über das Seligwerden und Nicht-Seligwerden Anderer erhebt; gegen den Separatismus, der selbstgefällig auf seine Winkelkirchlein weist": alle diese Richtungen nennt er selbst „Zergewürbe des Christenthums"*) (p. 14). Seine Lösung (sagt er p. 15)

*) Dieses Aufgeben des Pietismus von Seiten eines seiner eifrigsten und beredtesten Vorkämpfer zeigt, daß man denselben nicht länger behaupten kann gegen den freien Gedanken. Indem aber auch die untergeordneten Plätze verlassen werden, ergibt sich klar, daß die Ideologie und der Glauben in ihrer bisherigen Gestalt einer neuen Bewegung weichen, die mit klarem Bewußtsein über die Gegenstände und über das eigenthümliche Recht jedes Dinges sich endlich durchzudenken wird. Vergl. oben S. 60 ff.

sei gleichfalls der Fortschritt; auch er gehöre dem Princip der Bewegung; aber statt ihre Grundlagen anzugeben, seine Uebereinstimmung mit der Bedeutung, welche die Zeit diesen Worten beilegt, oder seinen Widerspruch dagegen, ergeht er sich nur in weitschweifige Reden über das Wort *). — — Ja darauf kam es eben an, dieses Wort auszusprechen; zu solcher Bestimmtheit der Erklärung kann aber die geistliche Vereblichkeit nicht fortgehen, denn sie würde dadurch ihre Hauptwaffe aus den Händen geben: die schweifende Unbestimmtheit, welche sich aller wissenschaftlichen Betrachtung, aller ἀκρίβεια entzieht.

Hat daher die Theologie einen Kampf unternommen mit der Wissenschaft und der Vernunft, indem sie mit ihren unerhörten Anforderungen auf deren Gebiete herübertrat und den Boden der Religion verließ, von dem sie sich nie hätte verirren sollen, und mußte sie auf diese Art eine Unterdrückerin aller wahren Wissenschaftlichkeit werden, so kommt es jetzt darauf an, sie in die Grenzen zu weisen, welche sie nicht überschreiten darf. Denn sobald sie den Kampf mit der Geschichte unternimmt, zeigt ihr diese nach ihren strengen Forderungen, daß sie sich nur auf πλάτος ἀρετῆς stütze, und doch Richterin historischer Facta sein wolle; bemüht sie sich der Exegese, so zeigt

*) Man will also das Wort, den λόγος, und setzt damit zu der wahren, einfachen und vernünftigen Einsicht zurück, zu einem wohlbegründeten Glauben, einer fides cui fides habenda: indeß ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß diejenigen, welche sich rühmen, einen Standpunkt verlassen zu haben, noch tief darin fiedeln. Denn fragt man nun Krummacher nach dem Inhalte seines Fortschritts, so verhallt das wieder in die leeren Redensarten vom Worte.

ihr Philologie und Sprachenkunde, wie sie die Dinge verdrehe und verrenke, aus Zeit und Raum entrücke, und nie eine klare Anschauung der Sache gebe; ebenso Geologie, Astronomie, und besonders die Wissenschaft des reinen Denkens: diesen ungleichen Kampf kann sie nicht bestehen und es bleibt ihr keine andere Ausflucht, als die Wahrheit der Wissenschaften für Lüge zu erklären gegen ihre göttliche Offenbarung, und während jede andere Forschung ein klares Auge verlangt, blendet sie sich selbst und schreit alsbald, welche wahrhaften Gesichte sie sehe, und diese will sie dann der getäuschten Welt als göttliche Machtsprüche auflegen. Bei diesem elenden Rennen und Jagen wird der Religion nirgends gedacht; und auch die Schulen, welche den Forderungen der Wissenschaft zu genügen streben, sollen der geistlichen Blindheit gehorchen, und ihre Grundlagen von der Theologie erborgen: aber selbst vor dem unbefangenen Schüler tritt schon die Unstatthaftigkeit solcher Anforderungen hervor, welche er dann wohl mit der Religion verwechselt und, wie tausend Beispiele besonders an den Zöglingen der Jesuitenschulen zeigen, dem Atheismus sich zuwendet. Wenn nun schon Krummacher jene genannten einseitigen Gesichtspunkte aufzugeben gezwungen war, wenn ihn die Gewalt der Sache dazu getrieben hat, so muß es das Hauptaugenmerk jedes Freundes des Fortschrittes in unseren Tagen sein, den Dingen ihre wahre Gestalt wieder zu geben, cuique suum, und einen natürlichen Zustand herbeiführen zu helfen, der den Menschen wieder zum Menschen macht und ihn rein und groß sich in Gottes herrlicher Schöpfung entfalten läßt, wie dies bei den bisherigen so sehr vom Ziel abirrenden Ansichten nur einzelnen bevorzugten Gei-

stern gelungen ist: die Masse taumelt ihren dunklen Lebensweg dahin und die Regierung tritt nur eben in Berührung mit ihr, um sie bei Vergehen gegen das Staatsgesetz zu strafen oder ihrer Existenz gar ein Ende zu machen. Indesß bedarf es, um dies klar aus Licht zu stellen, noch einer ausführlichen Kritik der geistlichen Bureausamkeit nach allen ihren Theilen, welche demnächst zu geben sein wird.

Als nächstes Erforderniß dafür stellt sich die Beantwortung der Frage hin, ob das Gefühl das wesentliche Organ der Religion sei, oder ob man es mit dem Geiste zu thun habe, oder mit beiden; denn nach der angenommenen Grundlage wird man alsdann auch alle nothwendigen Konsequenzen müssen eintreten lassen, und entscheidet man sich für den Geist, so wird man ihm keine Schranken setzen dürfen, welche seinem Wesen widersprechen. Erklärt man sich aber im Gegentheil für das Gefühl, so muß die Religion, im Unterschiede von der Theologie, rein im Gebiete des Fühlens und des Anschauens der bildenden Künste stehen bleiben; denn sobald sie sich begreifen will und ihr Gefühl in Formeln und kirchliche Symbole oder Glaubensbekenntnisse fassen, sobald sie predigt, tritt sie herüber auf das Gebiet des Verstandes und das der Philosophie, der das Reich des Denkens angehört, und verfällt damit den Anforderungen der Wissenschaft*). Das unendliche Reich des Ge-

*) Sehen wir doch selbst an der Entwicklung der griechischen Literatur, daß, nachdem Homer und Hesiod den Griechen ihre Götter gemacht und ihre Geschichte gesungen hatten, welche die bildende Kunst dann zur Anschauung brachte, sowohl diese aus den Grenzen des religiösen Gefühls heraustrat unter die For-

fühllebens, das Herz und alle seine zartesten Fäden, geben aber in den theologischen Disputationen zu Grunde; denn es ist bekannt, daß es nichts Lieblicheres giebt, als theologische Streitigkeiten und geistliche Bedammungsurtheile, und so ist es erklärlich, daß auch Wissenschaft und Kunst sich von ihnen wenden, weil sie den Ansprüchen des Menschen auf keine Art genüge leisten. Das Herz des Volkes ist darin durch seinen Instinct besser belehrt als seine geistlichen Hirten: es sucht Bildung für seinen Geist und Nahrung für sein Gemüth, die gebt der durstenden Menge, die auch in die Wüste gefolgt ist und nun ver-
schmachtet; erkenne, o erkenne den Menschen!

The proper study of mankind is man!

Dem ist einmal die Religion wesentlich auf das Gefühl basiert, so darf man sie auch nicht in das Gebiet des Verstandes herüberziehen, weil es sonst leicht geschieht, daß auch die Menge das, was *supra rationem* ist, als *contra rationem* ansieht; weshalb das preussische Censur-
edict mit Recht verbietet, in Glaubenssachen Deductionen eintreten zu lassen: erhob sich doch selbst Leibniz nur zu den *motifs de crédibilité*, unternahm es aber nie, eine Glaubenswahrheit zu erweisen.

derungen und das Gesetz des Maßes und der Schönheit, als auch die höchste Kunstschöpfung die Tragödie im Euripides der Philosophie verfiel, den man ja so oft den Philosophen der Bühne genannt: dies liegt in der Natur der Sache und ist unabweichlich. Der Anbetung dienen in der Regel die unkünstlerischen Formen und die schlechtesten Steine, wie man wohl angiebt, vom Himmel gefallen: wahre Kunst vernichtet auch dieses wunderthätige Element des Glaubens und wurde deshalb von der Kirche als unchristlich verfolgt.

Nun ein Wort zum Schluß: Laßt uns abthun die Kinderschuß und endlich Männer werden. Herrscher aber, die ihr wirklich eure Völker liebe, nicht blos ihnen mit euren Reden schmeichelt, erbarmt euch des armen Volkes, das in den Händen so mancher seiner Hirten niemals dem Jerrwahnne entrinnen kann; was es an ihren Lehren befigt, ist ja wahrlich nicht das Himmelreich! Ein Umbau ist unerläßlich, das sehen alle, aber es bedarf, um ihn zu bewirken, eines tüchtigen Baumeisters: nur er kann die gestörte Harmonie der Theile wieder herstellen, und die aus ihren Fugen gerückte Welt wieder einrichten. Ob es mir aber gelungen sein sollte, den Gegenstand wenigstens zu bezeichnen, welcher eine solche Thätigkeit nothwendig erfordert, werden alle diejenigen zu beurtheilen wissen, welche die ganze Kraft ihres Geistes auf ihn gerichtet haben und denen die Praxis selbst die Schwierigkeiten und Erfordernisse ihres Berufs, so wie die schreienden Mängel des bisherigen Verfahrens, dargelegt hat: wenigstens glaube ich den Boden zu dem neuen Bau ein wenig geebnet zu haben. Widerwärtig werden sich meinen Hindeutungen nur diejenigen zeigen, welchen jede Beleuchtung ihres handwerksmäßigen Treibens ein Vergnügen scheint; die es wirklich wohl meinen, werden selbst scharfe Worte gerechtfertigt finden, weil nur sie einen Fortschritt bewirken.

Druckfehler.

Seite 45 Zeile 6 v. u. statt Talleyrand's lies Michelien's.

„ 75 Note 1 Zeile 3 statt τὸ ἀποσπᾶ lies τὸ τὸν α.

„ 92 Note Zeile 2 v. u. statt Menichen lies Christen.

Berlin, gedruckt bei J. J. Starke.

Daß

**Wesen des Protestantismus,
in vierzehn Thesen.**

Allen wahren Protestanten geweiht.

Nebst Einleitung und einigen Beilagen.

Von

F. A. Märker,

Privatdozenten an der Universität zu Berlin.

Vernunft, Freiheit, Fortschritt.

Berlin.

Verlag der Weisichen Buchhandlung.

1843.

Herr Foster, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Inbegriffe
Volleres unsere Tughe werten; — daß diese uns vertheiden können,
we wir aufhören sehen, in der Thier zu stehen; — daß diese unserm
Herrn, der Vornehmung unserm Gierigkeiten Schranken setzen dürfen;
so bin ich der erste, der die Tughe wieder mit dem Tughe ver-
tauscht.

Leffing.

Vorwort.

Die Fortentwicklung des Protestantismus.

Diese Schrift ist nur dazu bestimmt, das heiligste Gut des Menschen zu wahren, den Fortschritt des Geistes; außerdem, die Sache derer zu vertreten, welche ihr Leben an die Wahrung dieses Gutes gesetzt haben, und welche um ungerechter oder falscher Anklage willen niemals das aufgeben werden, was der Geist nach seinem ewigen Recht zu fordern nicht aufhören kann. Deshalb werden sie mit ruhigem Angesicht hören, was man gegen sie vorbringen mag, aber auch ihrerseits verlangen gehört zu werden. Denn ehe man jemand verdammt, sollte man ihn billig wohl gehört haben, ehe man die Äußerung einer in der Zeit gegebenen Bewegung hemmt, sollte man sich fragen, was man damit erreiche, und sich nicht wundern, wenn die Forderungen der Geschichte vor äußerlichen Hemmnissen nicht schweigen wollen. Denn wie alles Geistige sich im Innern des Gemüths vollendet, und der äußeren Gewalt unergreifbar ist, so spottet es auch kleinlicher Hemmnisse, ebenso wie es die größten überwindet und

in diesem Kampfe erst recht wächst und erstarkt. Vierter nicht das Christenthum in seinem weltbüßerischen Kampfe mit der römischen Zwingherrschaft dafür den herrlichsten Beweis? Und den Geist, welchem alle Gringewalt erlag, meint man jetzt mit derselben bannen zu müssen? Um seiner Herr zu werden, bedarf es des Geistes und der Geister: Vernunft, Treue und Fortschritt können und werden sich niemals der Gewalt unterwürfig zeigen, und nur einen Despoten mögen eide und unwissende Schwächler über deren wahres Wesen, über die ihnen imwohnende Geistesart zu täuschen unternehmen.

Diese gewiß von keiner Partei zu bestreitenden Sätze werden dennoch von denen gar häufig aus den Augen gelassen, welche da wähen, durch ihre Stellung eine Verantwortlichkeit für Ruhe und Sicherheit der Bürger zu haben, und so übt namentlich die Polizeigewalt oft eine Verurmung über Dinge, welche keinesweges in ihr Bereich fallen, nämlich über die Entweltung und den Fortschritt der Geister; sie meint, ihnen das richtige Maas dessen was die Schwachen eben ertragen dürften, zumeissen zu kennen, damit niemand straubele oder gar falle, und sie übt deshalb eine Censur wo es nur eben ihre Aufgabe wäre, äußeren Grenzen zu bezeichnen, durch welche jemand überall auch der äußeren Macht verfällt. Will man aber die Geister auf solche Weise hemmen, so muß das durch-

aus als ungeeignet zurückgewiesen werden: denn der Geist sucht nur hinter seine Schranken nur in sich selbst.

Nun hat der deutsche Geist sich den Ruhm erworben in der Weltgeschichte, daß er der Geist der Freiheit ist in ihrer concreten Gestalt, und so muß besonders von den Deutschen ausgesagt werden, daß wie sie die römischen Regionen, so ebenfalls die römischen Dogmen um ihre Knechtschaft darnieder geworfen haben, indem Deutschland von jeher das Reich freier Bewegung gewesen ist und nichts Fremdes und Fremdartiges sich dauernd hat aufzuringen lassen; sondern nur das erkennt es an als bindend, so wie als Norm d. d. Glaubens, was mit dem Geiste des Geistes überbauet im Einklange steht. Aber die Reformation eine Tochter Deutschlands, daher bis auf die neuen Ereignisse unser Vaterland der Held, an dem alle Versuche fremder und einheimischer Könige und knechtischlicher Dogmen und Regierungsbeamten verunglückt und erbarmungslos scheitern, und stets scheitern werden, so lange deutsche Theologie auch ihr Palladium nicht aufgibt, die innige Verbindung und den steten Verkehr mit der freien Wissenschaft, so lange sie aus ihr sich stets in neuer Gestalt wiedergebirt: und Deutschland wird sein Banner auch fernerhin wahren: denn was nicht frei ist, ist nicht deutsch. In diesem Sinne werden wir die deutsche Theologie auch fernerhin sich ausbilden, und Deutschlands ruhmwürdige Bewegung, die Re-

formation, sich weiter verbreiten und ausführen sehen: selbst sind wir noch in ihrem Kampfe begriffen, und das Vordringen von Rom ist noch keinesweges vollendet; die schändliche Italienerci muß erst vollends durch den Geist der Freiheit gebrochen und überwunden werden. Der ächte deutsche Geist ist es also, der vermittelst seiner herrlichsten Blüthe, der freien Wissenschaft, den Gedanken des Christenthums auf das Lebendigste entfaltete, und so die Nation vor chinesischer und ägyptischer Erstarrung im Dogma gerettet hat. Außerdem ist der deutsche Geist ein allumfassender, und die Religion des Deutschen darf daher niemals eine Sectirerei sein, ein engbegrenztes Dogma, dem in der nächsten Nachbarschaft sich sogleich ein anderes, eben so bornirtes, entgegensteht; sondern seine Dogmen müssen die Welt in sich schließen, und Lebenskraft in sich tragen für die Entwicklung von Jahrtausenden: dies aber von dem richtig aufgefaßten Protestantismus zu erweisen ist die Aufgabe der folgenden Mäner.

Hiermit gebe ich meine Ansichten, und besonders die folgenden Theses, den Freunden zu förderlicher Aufnahme hin; den Gegnern aber, im Fall sie ihrer Verdächtigungsmaßregeln sich einen Augenblick einschlagen und einmal rein nur die Sache betrachten können, zu begründeter Erwiderung.

Berlin, im September 1845.

W.

Inhalt.

	Seite
I. Der erste Berliner Protest und seine bisherigen Erfolge. . .	1
II. Der zweite Berliner Protest.	4
III. Die Principien des Christenthums.	7
IV. Witzschns Abseid. Zur Begründung des wahren Freireichthums. Witzschn.	17
V. Schlusssatz.	
A. Die objective Leber.	22
B. Schlusssatzungen. Der Zukunft anheimgegeben. . .	25



A single vertical line of text, possibly a page number or a small identifier, located near the bottom left corner of the page.

I.

Der erste Berliner Protest und seine bisherigen Erfolge.

Ein jedes Werk, und sei es noch so groß und erhaben, will anfangen sein; auf allen Gebieten, in der Theorie und Praxis macht sich aber für den Anfang dieselbe Schwierigkeit geltend: wo sollen wir beginnen? fragt der Staatsmann: womit ist der Anfang zu machen? lautet die schwierigste Frage aller Philosophen. Die meisten Menschen aber kommen zu nichts, weil sie nicht im Kleinen anfangen wissen, den Anfang verächtlich ansehen, und sie sind dann doch sehr verwundert, wenn sich aus einem unscheinbaren Keime plötzlich ein mächtiger Baum emwickelt hat, der dem Sturme Trotz bieten kann. So geschieht es mit dem ersten Berliner Protest: die Unerfahrenen meinen, es sei doch gar nichts damit erreicht, daß man einen Namen in die Zeitung drucken lasse; da thaten doch Engländer und Franzosen andere Thaten; dieses aber sei kindisch. Dagegen erheben die Spötter ihr höhendes Gelächter, und suchen alles Ungehörige, das sich einem jeden Unternehmen beimißt, wie die Kesselgarde der großen Armeen, dem Geschrei des Kartes preiszugeben: doch ahnen diese schon eher, oder wissen auch recht wohl, daß eine Widelfrau und

ein Hausknecht, die überdies sehr ehrenhafte Leute sein können, nicht der Kern der Sache sind; sie versuchen es jedoch bei den Schwachen mit dem probaten Mittel der Persönlichkeit, wobei sensibler Verdächtigungen nicht gespart werden. Verfasser dieses hat die Spottreden der Ultras über die Julibeliden mit angehört und weiß sehr wohl, daß man den Julierden la décoration de la canaille nannte; und doch haben diese verachteten Bürger sich dem Jesuitismus, auf einige Zeit wenigstens, mit Erfolg entgegensetzen können. Solche Ausserlichkeiten vermögen denn auch nichts über das Urtheil des erfahrenen Mannes. Wenn daher der Anfang sich überall so zeigen wird, und wenn schon das Sprichwort lehrt: principis obsta, so wird man in Bezug auf das Princip nur wünschen müssen, daß es nicht so erscheine, daß es in seiner eigenen Formirtheit sogleich erlosche, sondern daß es weit genug sei, um eine weite Entwicklung zu fassen: hat doch gerade das Christenthum denjenigen seiner Tüge, welche diese Kraft in sich tragen, seine Lebensfähigkeit zu danken; denn sie überdauern die Jahrhunderte, und alles rein Menschliche in ihm kann nur mit dem Menschen selbst zu Grunde gehen, während alle beschränkten Tüge in der nächsten Zeit absterben und höheren den Platz räumen müssen.

Nach diesem großen Beispiele nimmi der Berliner Predigt keine enge confessionelle Grundlage, und man kann es von vielen Geistlichen und berühmten Theologen, wie Schleiermacher, beistimmen hören, daß eine Kirche um Jahrhunderte überdauern zu können, ihre Mitglieder nicht an den Buchstaben eines Bekenntnisses fesseln müsse; sondern, er stelle sich auf die Grundlage der Bruderliebe und des

allgemeinen Menschenrechts; wobei es Niemand zuargen wird, daß es ein bedeutendes Unternehmen ist, die so fest gesesselte confessionelle Farnirtheit in Berlin durchbrechen zu wollen: und dieser wahrhafte Kern der jüngsten Bewegung wird nach Jahren seine reichlichen und schönen Früchte tragen. Betrachte deshalb Niemand diesen Anfang: er hat die Sache werth nach Berlin verpflanzt und die Geister aller Beobachter auf sie gerichtet, und er hat eine Zerkünderung des Lichts und der Finsterniß bewirkt; nebstbei aber gar manchen, und selbst viele Geistliche, die gleichgültig von ferne der Bewegung der Zeit zusahen, dahin geführt, sich klar und öffentlich über ihre eigentliche Richtung auszusprechen. Wenn man daher in Zukunft eine tiefere Erregung sehen wird, so wird man sich stets des ersten Berliner Proteses erinnern, und es ihm vielleicht Dank wissen, daß er einen immerhin unscheinbaren Anfang zu machen wußte. Mögen andere Schritte nun die große Bewegung weiter lenken zum guten Ziele.

II.

Der zweite Berliner Protest.

Dem ersten Berliner Protest ist der Vorwurf der Unbestimmtheit gemacht worden, und diese ergab sich nothwendig aus seinem Ziele: er wollte eine Norm der Vereinigung sein für alle diejenigen, welche sich in den verschiedenen Gebieten und Bekenntnissen durch die Übergriffe der Päpsten verletzt fühlen, von welchen jede freiere Bewegung des Staats auf gleiche Weise zu leiden hat. Der dagegen hervorgerufene zweite Protest leidet indessen an einem Mangel, der jenen Mangel des Zurechtweisens weit übertrifft: er ist unklar und ohne rechten Halt in seiner Fassung, wobei er die Unbestimmtheit des ersten Protestes für sein Gebiet, für das des protestantischen Bekenntnisses theilt, indem er von jeder Lehrformel abstrahirt. Die Worte von Christus aus zu Christus hin sind dergestalt schwankend, daß sie ohne bestimmte Lehrformel allen und jeden „selbst den fremdartigsten Elementen Raum und Gelegenheit zur ärgertlichsten Einnischung geben.“ Will man einmal Christum bekennen, so bekenne man ihn auch offen als den eingebornen Sohn x., und nehme nicht diesen oder jenen einzelnen christlichen Satz für die Substanz seiner ganzen Lehre. Möge sich aber ein Jeder, der die Person

Christi, wie es auch Schelling thut, als die Spitze des Christenthums hinstellt, wohl verstehen, daß er mit dem Eignen Namen nicht den Brief seiner Anechtenschaft schreibe. Denn bekanntlich ist es etwas ganz Verschiedenes, ob ich mich zum Christenthum bekenne oder annehme daß mit Christi Worten alles gearbeitet ist, ehe an fernere Gedanken daran zu denken. Wenn aber einmal die Überzeugung zum Grunde liegt: Jesus Christus gesien und heute derselbe auch in Ewigkeit, und dies kein leeres Wort ist, so wird sich auch sein Wesen ausdrücken lassen, weil sich ebenhin das Ewige weit leichter in Worte fassen läßt, als die wechselnde Erscheinung. Mit dem bloßen Namen Christus ist es nicht gethan; aber das ist, man möchte fast sagen der Kind unserer Zeit, daß kein Mensch mehr die Frage bei dem rechten Namen zu nennen wagt, und dießem selbst, welche sich für eine Sache erklären, dieses so waghaft thut, daß auch ihre Gegner sich mit ihnen zu demselben bekennen könnten. Der erste Protest hatte deshalb auch wegen seines entschiedenen Hervortretens einen Verweis, der erst durch die Unentschiedenheit des andern seine volle Anerkennung finden wird; er stellt sich ganz bestimmt auf den Grund menschlicher Fortentwicklung nach dem großen Ziele der Menschheit: Ein Hart und Eine Herde! während die anderen aus der confessionellen Enge sich noch nicht los machen können, und damit doch weiter nichts erreichen, als daß sie selbst Zeugniß ablegen müssen, wie sie nicht gegen allen Fortschritt Veralteres festhalten wollen; wofür die eigene Unklarheit schon hinlängliche Strafe ist. Aus diesen Gründen ist dem zweiten Protest nicht mit Unrecht der Vorwurf einer durchaus unwissenschaftlichen

Haltung gemacht, wobei es nicht zur Entschuldigung gereichen kann, daß man populär sein wollte; denn gerade die Popularität fordert einen sehr scharfen Ausdruck. Deshalb haben sich auch geachtete Männer dabei nicht durch ihre Unterschrift theilnehmen wollen, weil in dieser Haltung weder die Wissenschaft noch die freie Forschung gewahrt sei. Andere erklärten, daß wenn sie sich überhaupt einem solchen Schritt hätten anschließen wollen, sie der ersten Erklärung, ihrer Unsicherheit wegen, den Vorzug gegeben haben würden. Bei diesen offensichtlichen Mängeln sind indessen die ehrenwerthen Gesinnungen und Absichten der Unterzeichner des 15. August aller Anerkennung werth; sie müssen nur begreifen lernen, daß unsere Zeit und unsere Verhältnisse jetzt mehr und mehr alle Halbheit ausschließen und eine Sicherheit fordern, welche dem principleschweifenden theologischen Weisen freilich noch nicht recht eigen ist: die Zeit verlangt Männer. Vorwärts also zu dem großen Ziele:

Zeit umfaltungen Millionen,
Diesen Aus der ganzen Welt!

III.

Die Principien des Christenthums.

Zoll das Christenthum die allgemeine, Alles umfassende Lehre sein, so muß es auch keine Wahrheit und keine Erkenntniß geben, welche durch dasselbe ausgeschlossen sind: sobald dies nachgewiesen werden kann, muß stets ein höheres Princip gesucht werden und ein umfassenderes. Wenn den christlichen Dogmen ist nun mehr oder weniger schon erwiesen, oder es erweist sich täglich mehr, daß sie von einzelnen, beschränkten Menschen aufgestellt, auch nur einen beschränkten Inhalt haben, nach der Kenntniß der Zeit und der persönlichen Erkenntniß: das einzige Allgemeine, was man aufstellen kann, ist aber das Allgemeine, und dieses nennen wir Geist; darüber hinaus ist bis jetzt noch nichts gefunden. Halten wir also fest am Geiste, als dem wahren Christenthum; er wird uns in alle Wahrheit leiten; er ist das im Christenthum gegebene göttliche Princip.

Jedoch stellt sich der Geist einem jeden Einzelnen auf die verschiedenste Weise dar, je nach den Organen, welche einem jeden zu Theil geworden sind (wie dies auch schon der Apostel sagt), und persönlich wird er die verschiedensten Offenbarungen von allen anderen haben, in der Kunst, in der Liebe, der öffentlichen oder privaten That, und so wird für einen jeden sich Gott auf die ihm eigenthümliche Weise ge-

halten, es wird jeder Einzelne die Kraft der Gottheit auf seine eigenthümliche Weise beibehalten. Indessen werden, nach der Natur des Menschen, zwei Dinge das allgemeine Band bilden, das alle umschlingt: im Gefühl ist's die Liebe, und in der Erkenntniß der Geist; und trenne man ja dieser keines von dem anderen, sondern beide zusammen im schönen Einklange machen erst einen ganzen Menschen, und machen erst den Menschen.

Wie bestimmt sich hiernach der Glaube? Er ruht und wurzelt, in sofern er allen Menschen gegeben ist, in der Unmittelbarkeit des Gefühls, und die Schrift stellt ihn deshalb nicht vereinzelt dar, sondern in dem großen Zusammenhang mit der Hoffnung und der Liebe: in dieser allein kann er dauernd wurzeln, aber er ist auch in der Hoffnung schon allumfassend, d. h. niemals ausschließend. Es kann keine Schranken geben der Hoffnung und der Liebe, und somit auch nicht des Glaubens; nur in der Unendlichkeit weiß er sich in seinem Eigenthum und als Sohn der das All umschließenden Liebe.

Löst sich demnach dieser Glaube wohl in ein Wort wrängen, in eine beschränkte Glaubensformel? Es ist der Tod des Glaubens, wenn man ihn an ein Crede, als seinen abschließenden Substanz, für alle Zeiten bestimmend und begrenzend knüpfen will.

Die Erkenntniß nämlich kann niemals aus dem Glauben kommen, sondern immer und überall nur aus dem Wissen und der Wissenschaft. Um also dem Glauben nach dieser Zeit hin eine Grenze setzen zu wollen, müßte man es zuvorderst mit der Wissenschaft thun. War in jedem jemals Herr und Centrum des Wissens und der Wissenschaft

gewesen, wer konnte jemals sagen: ich habe alle Erkenntnis? Christus selbst werden solche Worte nicht zugesprochen; er nennt sich nirgend Herr des Wissens, sondern nur den Weg und die Eingangstür; den Palast aber oder das Haus, zu dem er führen will, baut, nach seinem eigenen Worte, erst der Geist; der erst soll in alle Wahrheit führen. Zudem auch als den Weg können wir Christus nur anerkennen, wenn sein Grund auf dem er baut, ein unendlicher ist, und das ist er: für das gläubige Gefühl giebt er uns die allumfassende Liebe, und für die Erkenntnis den allerleuchtenden Geist, beide aller Beschränktheit ewige Feinde, die niemals ruhen werden, bis sie auch die letzte Schranke gestürzt, welche Eigensucht oder Ueberglauze zu ihrem Schutz errichten möchten.

Wie bildet sich nach diesen Ansichten das Ganze des Christenthums fort, wie vollendet es sich?

Auch Christi Lehre ist nicht in einem Tage gegeben und vollendet gewesen, sondern stufenweise herangebildet in der Art wie es dann die Tage aufsaugt und in die gehörigen Entwicklungsmomente vertheilt hat; noch viel weniger also kann das Christenthum, die Religion des Geistes und der Wahrheit, als in einer Zeit vollendet angesprochen werden; es hat bis auf diesen Tag schon eine unendliche Menge von Stufen und Stadien durchlaufen. Halten muß man nur an seinen ewigen Principien, an der Liebe und dem Geist, welche in ihm zuerst als Religion gegeben sind und welche sich so ausbilden, daß an ihrer Macht alle Schranke der Nationalität und sonstigen Beschränktheit des Menschen zusammenbricht, daß der Mensch, umfaßt in Form der Gemeinde der Gläubigen, sich im Geist

aufgebaut, im Geist und dem Glauben an den Zister der Religion die allgemeine Verbrüderung der Menschen erkennt.

Sollte nun, selbst nach Christus Absicht, bei seiner Verfen sieben abliehen werden? Keinesweges. Dann hätte es keines Pünktchens, keiner Auszeichnung des heiligen Geistes, keiner Zerstreuung der Apostel unter andere Völker bedurft. Denn mit dem Pünktchen erscheint der Geist als Herr der Gemeinde nicht blos, sondern aller Völker, der Juden und Heiden: es bricht unter seiner Macht der Bau der alten Welt und stürzt darnieder, und eine neue erhebt sich, die sich freilich erst theoretisch vollenden muß, ehe sie allumfassend sich bewähren kann. Deshalb sehen wir die ersten Zeiten der Christenheit sich sehr beschränkt und ausweichend zeigen; sie haben noch nicht die volle Erkenntnis und sind überdies genug, gerade in dem tödlichen Erkenntnis auf einen bestimmten Buchstaben das Erkennungszeichen des christlichen Bruders zu suchen.

Das muß nun aufhören.

Die wahre Liebe umfaßt die ganze Menschheit, und die Erkenntnis hat die Unwahrheit und Beschränktheit der bisherigen Glaubensformeln mehr oder minder dargeban; wie könnte man also gegen alles bessere Wissen an alten Sagen, denen die Wissenschaft längst den Tod gebrochen hat, festhalten wollen? Wie könnte jemand, wie kann der wahre Christ den Bruder nach einem Buchstabenkenntnis, nach einem veralteten Symbol bezeichnen wollen, und nicht in dem Menschen ihn finden? Jene Zeiten, wo das Geschehen ist, sind vergangen oder verschwinden unter unseren Augen in ihren nachgelassenen, kimmerlich ihr Leben fristenden Ketten; es sind die des Mittel-Alters. Wir aber leben in der

neuen Zeit; der Mensch kann endlich an sich seiner Würde und seiner wahren Bestimmung ein wenig mehr betheiligt zu werden.

Da es indeß nicht jedem gegeben ist, Gott in der Wissenschaft und der Erkenntniß zu suchen, und seinen Glauben auch durch sie zu bekräftigen, so bleibt für die Gemeinde im allgemeinen, als den Menschen beglückend, der Glaubenscharakter der Liebe und der Hoffnung stehen, mit allen sich daran knüpfenden Gesetzen der Sittlichkeit und des öffentlichen Lebens. Denn werden beide Principien nur nach ihrem vollen, reichen Inhalt entwickelt, bis zu dem Grundsatz der Heiligseligkeit und der auf sie gegründeten Hoffnung eines vereinigten Vereins, so genügen sie den Ansprüchen der Menschheit vollkommen, und es ist anzuerkennen, daß die meisten Menschen im Gefühl leben, und daß ihnen alle Erkenntniß nur durch die Liebe komme. Sie also stehe da als das erste und das oberste, als das größte Princip der Menschen in ihrem christlichen Verein, und jede Gemeinde, welche sich auf sie gründet, ist eine christliche; die andern stehen in der Nothwendigkeit eines un menschlichen und barbarischen Gefühls, das erst durch lange Läuterung sich zu der Höhe des Christenthums erheben und rein darstellen kann.

Hiernach ist der Cultus, der öffentliche Gottesdienst, welcher wahrhaft christlichen Gemeinde zu bestimmen, als das Herz erhebend, *sursum corda!* und die Predigt wird vorzüglich dahin zu richten sein. Dazu mitwirken jedoch müssen die Künste, als die allgemeine Form der Erkenntniß und des Gefühls, der Anschauung der Gemeinde und des Volkes; Architektur, bildende Kunst überhaupt und Musik müssen das Wort der Liebe tragen. Die Erkenntniß aber

im eigentlichen Sinne, als zu erforschende Wahrheit, gehört nicht auf die Kugel, die immer erbebend wirken soll, nicht durch Contrewerke das Gemüth erhitzen (*contra supbia arguere*), sondern sie ist Eigenthum der Schule und der Lehre, und sie hat hier ihre höchst bedeutsame Stelle.

Dem wenn haben die Unbultsamkeit, der Fanatismus der meisten Eiferer ihren Grund, als in der mangelhaften Erkenntniß, genug in den Mängeln ihres Wissens? Um selblich dem Glauben und der umfassenden Liebe von Seiten der Wissenschaft das entsprechende Gegenstück zu geben, muß man es in der unendlich fortschreitenden, allumfassenden Erkenntniß suchen; nur beide, Hand in Hand gehend, können eine wahrhafte, auf Vernunft, Arbeit, Fortschritt gegründete Religion bilden, welche zugleich alle befriedigt, indem sie das Gefühl nicht draußen läßt, sondern darin schon dem allgemainen Bewußtsein zu genügen strebt. Sobald irrend jemand fordert, daß die Religion sich nach einer dieser Seiten hin ausschließlich (*exclusive*) verhalte, so nimmt er ihr mit dem Allgemeinen das Moment der Göttlichkeit; Gott in seiner Wahrheit jedoch erkannt, begriffen, gefühlt, läßt nichts außer sich. Ueberdies wird deshalb jeder Einzelne, der sich in seiner Einzelheit als Gott, d. h. als ein Moment über das man nicht hinausgehen dürfe, fixiren will; gefährlich aber und dem Menschen gerade in dem, was ihn zum Menschen macht, verderblich, ja ihn vernichtend wird eine jede Partei, welche sich als die einzig berechtigte nach ihren Ansichten vom Glauben und Büßen behaupten will, oder gar im Zande ist, es mit irdischer Gewalt zu thun. Dem, um dies nochmals hervorzuheben: Christus selbst in seiner irdischen Persönlichkeit hat sich nicht als das letzte

Entwickelungsmoment seiner Kirche und der Gemeinde überhaupt festsetzen wollen; denn er wollte sie nicht erstarren sehen in einem einseitigen Standel; allseitig sollte sie ihrer göttlichen Richtung nach alles ergreifen, und darum ging er selbst über sich hinaus, opferte sich durch seinen freiwilligen Tod, und verwies auf den Geist, der sich über die Gemeinde erheben würde. Wie kann demnach jemand dergleichen bormirt und unchristlich zugleich und selbst unbiblisch sein, um bei einem der Entwicklungsmomente des Lebens und der Erscheinung Christi still stehen, und die Gemeinde in ihrem Fortschritt darauf fixiren zu wollen? Es verhöhnt dies nicht allein gegen den Geist selbst, es verhöhnt auch gegen das Wesen der Lehre Christi, gegen sein eigenes, von der Christenheit allgemein angenommenes, aber noch nirgend begriffenes Wort.

Daher müssen wir alle, welche sich einseitig an die Person Christi anklammern, und welche an göttlichen Offenbarungen nichts anerkennen, als die eigenen Worte Christi, welche ja nach alter und neuer Art selbst nicht alle binlänglich nur den Worten nach festsetzen, viel weniger ihrer vielfachen Deutung wegen, deren jede Religionspartei und jede Kirche eine andere versucht und als die allein gültige proclamirt, als nicht wahrhaft im Christenthum stehend bezeichnen; denn sie erkennen nicht das Hauptmoment, dessen Erscheinung der Herr selbst verkündet hatte, den heiligen Geist und seine göttliche Macht; sie bleiben bei dem Pflingstfest als einem einzelnen Moment in der Geschichte der persönlichen Erscheinung Christi stehen, und erkennen nicht seine welthistorische Bedeutung. Diese aber ist gerade, daß von damals an nicht mehr Christus in seiner einzelnen Person:

lichkeit, oder gar nach seiner irdischen Erscheinung, sollte der Herr der Kirche sein und bleiben; denn wenn er dies gewollt, würde er sich als solcher verkündet haben; sondern daß mit der Ausgießung des Geistes er selbst fortan als ein weltgeschichtliches Moment in der Geschichte daisteht, seine Gemeinden aber die des Geistes sein oder werden sollten. Das ist die wahre Bedeutung der Pfingsten, welche von den meisten christlichen Predigern nur so beiläufig als ein Moment im Wege der Pericopenordnung mitgenommen werden, während nach ihnen, in ihrer Wirklichkeit, keine andere Kirche mehr möglich war, als die des Geistes und der Wahrheit.

Hiernach wären also die Grundlagen des Christenthums als allumfassend angegeben. Die Worte: Ein Hirt und Eine Herde geshaut keine abgeschlossene Gemeinde, welche anderen in ihrem Wesen entgegensünde, und die Andersgläubenden zu verdammen das Recht und die Pflicht hätte; der Ausschließliche aber verdammt sich selbst schon als unchristlich, denn er verüßt gegen jenes Ziel, und damit gegen das Grundprincip. Dasselbe nun will ebenfalls das im Gefühl gegebene Princip der allumschließenden Liebe; für sie giebt es auch keinen Gegensatz des Drinnen und des Draußen, wie ihn die Personen machen mit ihrer persönlichen, eigenbümlich und eigenständig bestimmten Zueignung; denn dieses ist nicht die durch Gott in Christo gesetzte, auch den Söllner und den Sünder nicht ausschließende Liebe, welche somit die wahrhaftige Begründung der Worte: Ein Hirt und Eine Herde, in dem Gemüthe der Christenheit und dem sich nach ihr gestaltenden Gemüthe des einzelnen Menschen bildet. Endlich deutens giebt es im Christenthum keinen Ausschluß der Erkenntniß; kenn

Wahrheit irgend einer Art darf ihm fremd oder gar feindlich sein; weil es sich selbst selbst feindlich gegen die Wahrheit lehren müßte, wie dieses jede Kirche und jede Sekte thun muß und immer gethan hat, welche auf einem Bekenntniß als der Summe aller Erkenntniß fest stehen bleibt, und ihre Diener darauf, also auf den gegebenen Stillstand verpflichtet, ihnen nach irgend einer Seite hin eine Grenze der Herabsetzung setzen will.

Die genannten acht Grundsätze des Christenthums, welche weder durch Ausschließlichkeit das Gefühl verletzen, noch durch Unänderlichkeit des Dienstes den Tzumen widerstreben, noch endlich durch Vernunft die Wissenschaft von sich abhalten, oder gar durch Bannstrahlen zurückstrecken, sind nun die Summe der christlichen Wahrheiten, wie sie der Protestantismus theils schon errungen hat, theils in seiner ferneren Entwidlung noch erringen und sich aneignen muß. Damit dies indessen möglich sei, muß ihm eine Kirchenverfassung zur Seite stehen, welche den Fortschritt in aller und jeder Weise begünstigt und nirgend eine Hemmung eintreten läßt; denn, um dies noch einmal hier zusammen zu fassen, die einzige bestimmte Richtung, welche der protestantischen Kirche vorgezeichnet ist, besteht darin, daß sie keine einer Zeit angehörende Formel als für alle Zeiten bindend anerkennt. Die Negation gegen alles Veraltete macht ihr Lebensprinzip, und sobald jemand eine Glaubensform als unfehlbar festhält, geht er zurück in den Schooß der katholischen Kirche. Durch solchen unbestimmten Fortschritt gestaltet sich die protestantische Kirche zur Zeit evangelischen, und da jedes neue Geschlecht denselben mit aller seiner Erkenntniß, und aller durch dasselbe

geronnenen neuen Einsicht seinen Tribut abtragen und sie aus sich neu gestalten muß, so kann sie niemals, wie die katholische und alle ihr ähnlichen Gemeinden, durch den Fortschritt der Zeiten überwunden werden, weil sie selbst in ihm begründet ist und durch ihn bedingt, wie er durch das Leben des Protestantismus bedingt ist. Deshalb muß sich die Ahr evangelische Kirche, auf den ewigen Grundlagen des Christenthums ruhend, mit jedem Geschlecht ein erneuertes Bekenntniß schaffen, wie ja schon der lebendige Glaube aus der Liebe immer neu geschaffen werden muß, um beständig zu sein, und dadurch und allein dadurch wird es dem Protestantismus in seiner ferneren Entwicklung möglich werden, das Christenthum in Wahrheit ins Leben zu rufen, während alle eng gefassten Bekenntnisse, wenn sie auch Staatsgewalt einige Zeit unter der Herrschaft der Furcht stützen sollte, dennoch in nächster Zeit dem Fortschritt der Erkenntniß und dem Lichte des Geistes den Platz räumen müssen. Dem wahren Christenthum bringt daher aller Papismus, unter welcher Form er auch auftritt, den unvermeidlichen Tod; der Geist allein, welcher jede Stöckung hindert und alles Erstarrte in seinem ewigen Flusse wieder verjüngt, ist das wahrhaft Lebende der Christenheit; und wie können ihr zu Gott treten, wenn ihr ihn nicht im Geist und in der Wahrheit erkennet? Der Geist allein ist der ewige Helfer, Tröster, Richter, und kein Mensch soll sich jemals anmaßen, das thun zu wollen, was der Geist allein sich vorbehalten hat; ihm dient und ihm huldigt durch Christus der wahre Protestant.

Um diesen Worten eine vorläufige Begründung zu geben, fassen wir das Wesen des Protestantismus in die folgenden vierzehn Thesen zusammen.

IV.

Theses.

Zur •

Begründung des wahren Protestantismus.

I.

Man muß den Protestantismus allgemeiner fassen, als gewöhnlich geschieht, und ihn nicht blos, wie üblich thut, auf Fabel und Trübel beschränken. Das Reich Gottes umfaßt das ganze politische und kirchliche, literarische und sociale Leben, alle Interessen der Menschheit überhaupt.

II.

Der Protestantismus ist in Bezug darauf und für alle seine Befürworter diejenige That und Gesinnung, welche in den genannten Beziehungen, Vernunft und Freiheit und den beständigen Fortschritt in der Entwicklung beider zur Herrschaft zu bringen strebt.

III.

Der Protestantismus ist das Christenthum, welches das Judenthum und Heidenthum als Stufen betrachtet, und in beiden sich selbst d. h. das in ihnen verborgene Christen-

thum, an den Tag des Bewußtseins zu bringen, es zur Vernunft und Arbeit und zum nie ruhenden Fortschritt in beiden heraufzuläutern hat. Er kann sich daher zu den genannten Religionen nicht, wie sie selber thun, exclusiv verhalten.

IV.

Der Staat, je mehr er der christliche ist, um so mehr ist er der protestantische. Im Allgemeinen ist zu sagen, daß das Protestantismus nicht beliebt ist und daß es ein großer Törrung ist, wenn ein Staat mit Bewußtsein protestantisch ist. Manche sind es nur noch der Überlieferung nach und wären lieber papistisch und absolut. Dies gilt aber nicht vom Staat als solchem, sondern höchstens von einzelnen, vorgänglichen Regierungen.

V.

Negation, Exposition, Kritik sind Bestimmungen an der Wahrheit selbst, welche, durch welche sie sich vermittelt und erst wahrhaft zu sich selbst kommt. Es ist nicht genug, im Besitz der objectiven Wahrheit zu sein, im Staat, in der Kirche; man muß der Wahrheit auch gewiß werden, und die Gewißheit ist nur im Wissen; dieses aber ist ein erlangenes, erworbenes.

VI.

Weil nichts anderes, als die Wahrheit, der Negation, Exposition, Kritik, Grund und Ziel ist, so fragt sich sehr, an welcher Zeit die größten Verdienste der Menschheit stehen, ob an der, da man im Besitz der Wahrheit ist und

zu sein glaube, oder an der, an welcher man sich erst wahrhaft und sicher derselben demüthigt.

VII.

Dies ist oft so gemischtet worden, als wolle man ganz von vorn anfangen, wie wenn im Staat, in der Kirche, nichts vorhanden, nichts geschichtlich gewesen wäre. Auf der andern Seite hat man eben so oft sich auf das Gewesene und Geschichtliche beschränkt, und dem Geiste alle Zeugungskraft abgesprochen. Die Wahrheit ist, daß es der eine und selbige Geist ist, dem die Vergangenen, Gegenwart und Zukunft angehört, und der nach Aufgabe und Bedürfniß der Zeiten darüber zu disponiren hat.

VIII.

Die Christliche Kirche ist ein wesentlich sittliches Institut, das als solches seinen neuen, vernünftigen Geist, welt- und gemeinschaftsbildend, in alle Lebensverhältnisse einzuführen hat. Für diesen praktischen Zweck ist die Glaubenssubstantz des Dogma vollkommen ausreichend, das Dogma selbst hingegen, seine Bestimmung und Fassung, der Wissenschaft zu überlassen.

IX.

Die Arbeit des Staats zeigt sich in seinen Gesetzen. Die Vernunft des Volks ist, ihnen Folge zu leisten und zu gehorchen. Da indeß die Gesetze, um wahre Gesetze zu sein, den allgemeinen Willen darstellen, so muß das Volk sich das Recht vorbehalten, sie zu besprechen und zu prüfen, in wiefern wahrhaft oder nur scheinbar sich der Geist

und Wille des Volks darin ausspricht. Es muß deshalb auch das Recht haben, Anträge darauf zu gründen.

X.

Im Staat und in der Kirche, wie in der Familie, kommt Alles an einen Jeden zunächst in der Form der Autorität, und es ist darauf zu halten, daß sie anerkannt werde. Ist hingegen der Mensch mündig geworden, so ist es sein Recht und seine Ehre, auch das Vernünftige der Autorität zu wissen und einzusehen. Es ist mit der Autorität, wie mit der Aristokratie. Die Vernunft hat in letzter Instanz alle Autorität und der Geist ist der größte Aristokrat. (Nicht umgekehrt ist jeder Aristokrat ein großer Geist).

XI.

Bei dem Leben der Kirche und den Gesetzen des Staats, an einen Jeden auf äußerliche, überlieferte Weise gelangend, kommt Alles darauf an, daß ein Jeder in jenen sein innerstes Gefühl, in diesen, als dem allgemeinen Willen, seinen eigenen Willen wiederfinde und erkenne. Die Bildung und Erziehung für den Staat und die Kirche hat zum Zweck, zu bewirken, daß die Pflichten der Kirche und die Gesetze des Staats für ihn nicht mehr ein Fremdes seien. Nur sich zu ihnen, als zu sich selbst verhaltend, ist der Mensch wahrhaft frei.

XII.

Der geistliche und leibliche, wissenschaftliche und sociale, künstlerische und industrielle Sinn des Volks ist wichtig

anderes, als das Berufsein der Freiheit und das Geltend-
machen desselben als seines heiligen Rechts unter allen mög-
lichen Beschränkungen und Verkümmernngen desselben.

XIII.

Vernunft und Freiheit, obwohl in sich unendlich, doch
nur in endlicher Weise wirksam, sind des vollständigen Fort-
schritts in allen ihren Entwicklungen nicht nur fähig, son-
dern auch bedürftig. Gegen den Fortschritt sich erklären,
heißt die Gegenwart in ihren verschiedenen Zuständen für
vollkommen erklären, und den Fortschritt nur im Munde,
nicht in der That haben, heißt Vernunft und Freiheit in
Kubestand versetzen und abdanken.

XIV.

Nur wenige auch äußerlich das Allgemeine repräsen-
tirende, Vernunft und Freiheit begünstigende Geister haben
der Menschheit einen wesentlichen Fortschritt bereitet, den
Völkern einen neuen Schwung gegeben, und der Geschichte
aus der Ziele geholfen; mehrere haben nicht nur im
Zustand, sondern auch im Rückschritt das Heil gesucht.
Wenn es, wie im fünfzehnten Jahrhundert, einer Reformation
an Haupt und Gliedern bedarf, so muß man sie nicht vom
Papst erwarten; es ist alsdann nicht das Allgemeine, son-
dern der Einzelne, in welchem sich das Gemeingefühl cen-
trirt, das Allgemeine sich wahrhaft repräsentirt, und der
reformatorische Beruf sich durch die That legitimirt.

V.

Schlusswort.

A. Die objective Lehre.

Was heisst objectiver Inhalt? Möchte es doch einem Leben, der von dem Objectiven spricht, stets gefallen, auch dessen Definition sogleich hinzuzufügen, weil unter dem täuschenden Namen desselben eine Menge von Lehren eingeschwärzt werden sind und noch immer eingeschwärzt werden, welche weit davon entfernt sind, objectiv zu sein. Nun dürfte es aber in der ganzen Wissenschaft kein einziges Wort geben, mit welchem vorsichtiger verfahren werden müsste, als mit dem genannten, sowohl von Seiten derer, welche einen Inhalt als den des Objectes hinstellen, als von denen, welche ihn anzunehmen haben, weil hierbei sich die gewaltigste Kraft des Geistes zu betätigen hat, die unmittelbar mit der Schöpferkraft verbunden, dieselbe erst zu einer wahrhaft göttlichen macht, nämlich die Lebenskraft, die in ihrer höchsten Auszeichnung selten einem Sterblichen verliehen wird, so dass er alle die feinsten Verschlingungen des Subiects und des Objects zu erkennen und aufzuweisen im Stande ist. Hier liegt die Klippe an der die meisten scheitern, hier liegt der verborgene Grund alles Auto-

glaubens, hier der Angelpunkt menschlicher Freiheit oder geistiger Unterdrückung und Ansdichtheit: und wer kann von sich rühmen, daß er die Natur der Dinge dergestalt erforscht habe, daß er niemals etwas Subjectives, eine Meinung, eine Vorstellung, eine Vision oder eine Anschauung für objectiv ausgegeben habe? Denn aller objectiv Inhalt ist irgend einmal durch ein Subject, einen Einzelnen zu Tage gekommen, unterliegt also der Kritik; urtheilslos annehmen kann nur der Dumme. Auch in der christlichen Kirche sind alle die Sätze, welche eine Secte, Gemeinde u. als Inhalt ihres Glaubens anerkennen, auf einen einzelnen Lehrer zurückzuführen: denn die, wir wollen die Zahl gering anschauen, sehr verschiednen christlichen Glaubensbekenntnisse sind in ihrer Entstehung nachweisbar und werden um Theil nach den Personen benannt, welche sie verfaßt. Wie kann man nun von einem ewig gültigen, objectiven Gehalt reden, da diese Bekenntnisse meistens in ihren wesentlichsten Lehren von einander abweichen? Christus selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen, wie er doch leicht hätte thun können, wenn er der Ansicht war, der Geist könne in einen Buchstaben gefangen genommen werden, und nun beginnen die sich nach seinem Namen nennen, gerade das Unchristlichste, das allem Christenthum geradezu Widersprechende: sie wollen eine Formel als Papst, d. h. als den unveränderlichen Ausdruck des Geistes für alle, und auf alle Zeiten hin aufrichten. Wahrlich, da ist man mit dem Papst, der doch eine lebendige Entscheidung treffen, an den man zur Entscheidung appelliren kann, bei weitem besser daran, als wenn man dem starren Buchstaben als Götzen dient. Zeht doch nur die harte Zierpe und den dürrigen Geist

der lutherischen Dithederie, von der Luther so weit entfernt war, wie das Leben von dem Tode. Die Sache ist aber vielmehr die: unfähig den Geist zu begreifen und ihm die Herrschaft zu lassen, will man, um mit beschränkten Verständemitteln herrschen zu können, gern den Fortschritt hemmen, den, nach Christus eigenem Wort, nur der Geist bewirken soll, und darum nennt man so gern seine vernirte Ansicht von dem Glaubensgehalt, den objectiven Inhalt. Wenn dem nicht so wäre, weshalb seid ihr denn wohl Neandrianer, Schleiermacherianer, Hegelsteinbergianer, Theodisten u., als weil ihr die subjective Ansicht dieser Männer von dem Christenthum für die richtige haltet, ihre Auslegung billigt? Und das soll der objective Gehalt sein? Wäret ihr wirklich im Besitz der objectiven Wahrheit, ihr würdet euch nicht nach einem einzelnen Lehrer nennen. So hat es auch nach Christus noch keinen wahren Christen gegeben: ihr habet ihn von Anfang nach Paulus, Petrus, Johannes genannt. Aber eben weil dem so ist, daß jede Zeit mehr oder weniger den Ansichten eines einzelnen Lehrers folgte, über den spätere Richter naturgemäß hinauszugehen mußten, indem sie eine tiefere Ergründung des Geistes erforderten, so wollen wir es auch fort und fort also halten, daß wir keinem Menschen zugeschieben, sich als den letzten zu setzen, sondern neuen Entwicklungen und Erweiterungen des Geistes uns offen erhalten: nur so können wir hoffen, der furchtbaren „Anschaulichkeit von allen zu entgehen, derjenigen nämlich unter die, unmitelbar beschränkten, Ansichten eines Einzelnen, welche in den schlechtesten Epochen der Menschheit faßt, sobald ihr Phärope II. ärmlicher Geist noch den weltlichen Arm leidet. Der behauptete auch seine

Sinnsicht als die objective, d. h. als die allein wahre und die allein berechnete.

B. Schlußfolgerungen.

Der Zukunft anheim geben.

1. Der Buchstabe tödtet, heißt es, und doch meint der Theologe, der Buchstabe der Schrift tödte nicht.

2. Der Geist allein macht lebendig; er führt in fortschreitender Entwicklung stets über die alten Formen hinaus. Gott schläft nicht, und er ist der Geist; wie könnte sein Wesen sich also an einen Buchstaben binden, oder wie kann ein Zombel sein Ausdruck sein für alle folgenden Entwicklungen? Menschen haben die früheren Zombel gemacht, und nur Zombelheit späterer Geschlechter kann sich bei ihnen betrubigen.

3. Gott in einen engen Buchstaben drängen wollen, ist menschliche Beschränktheit.

4. Jede Zeit hat den Offenbarungen des Geistes in ihr zu lauschen, sie für den Geist zu erwerben. Die Kirche macht zum Gemeingut, was der Geist auf allen Gebieten errungen hat.

5. Demnach muß die theologische Bildung eine ganz andere werden. Prediger-Seminarien sind Anstalten der Verküpfung, des Zirkelstokes, der Ziehung.

6. Der Geistliche hat sich fortwährend in Einklang zu halten mit der Herrschaft der Gemeinde, darf nicht hinter ihr zurückbleiben, noch sie hinter sich lassen.

7. Treue giebt es nur im Geiste; Buchstabentreue ist Untreue.

8. Der Geist wird, wie der Tag, jeden Morgen neu geboren: so allein lebt er.

9. Ist der Abfall der Menschheit von Gott, wie ihn die Lehre von der Sünde, nach ihrer gewöhnlichen Auffassung, voraussetzt, irgend nachweisbar?

10. Auch die Verführung ist nur durch das Werk freier Überzeugung im Geiste des Subjecs zu vollenden; sie beruht auf Erkenntniß, welche allein den Naturzustand, welchen man Abfall zu nennen beliebt, überwinden kann. Blindes Glauben, und Glauben überhaupt anstatt der Erkenntniß und in allen Dingen, welche der Wissenschaft angehören als ihr unersäufliches Erbe und welche der Forschung unterliegen, ist ein des Menschen unwürdiger Zustand; es ist der Zustand der Knechtschaft des Geistes.

11. Gott ist der Mensch nur, wenn er seiner Gottesverehrung eigener Schöpfer ist; hier kann niemand für ihn eintreten; jeder ist im Geiste nur er selbst.

12. Schellings ursprüngliches Sein-Können ist ebenfalls nur ein Princip der Knechtschaft.

13. Der Geistliche ist nicht der alleinige Träger des Geistes der Gemeinde und kann ihr denselben nicht von außen her ertheilen; die Gemeinde selbst ist der Tempel des lebendigen Geistes, und der Geistliche nur ihr Ausdruck, ihre Ordnung und Regel.

14. Früher sind die meisten nur bis an Christus gekommen; unbekannt sind ihnen die Wirkungen des Geistes. Das Pöngelisch muß endlich eine Wahrheit werden.

15. Alle bisherigen Kirchen verdanken nur den Namen der Zeiten; ihr Geist ist ein samaritanischer Vortragsort,

meist nur auf Weltliches gerichtet. Die Gemeinschaft der Heiligen ist bisher ein leerer Name gewesen.

16. Die Bibel enthält in vereinzelten Aussprüchen die Grundlagen aller dieser verschiedensten Richtungen, auch die des blinden Parteilichers, des Pantheismus: der Geist der Liebe muß aber alle umfassen, wenn wirklich von einer allgemeinen Kirche die Rede sein soll.

17. Die Kirche ist der Ausdruck der Gemeinschaft aller Menschen im Geiste; alle persönlichen und staatlichen Unterschiede sind in dieser Gemeinschaft zu negiren.

18. Aus dieser Allgemeinheit wird jeder Einzelne wiedergeboren für sein einzelnes Dasein; in sie zurück muß er wiederum alle seine Bestrebungen lenken.

19. Die verschiedenen Kirchen haben sich nach dem Geiste eines jeden Volks und Landes zu gestalten.

20. Die Religion ist so nur der Ausdruck und die Gestalt des Gedankens, der Philosophie; sie ist ein Kunstwerk des reinen Geistes und Eins mit der Kunst.

21. Die schöpferischen, die poetischen, die künstlerischen Geister einer Zeit müssen die Religion für jede neue Epoche neu erschaffen.

22. Die Religionen sind nur der Ausdruck der jedesmaligen Weltentwicklung; sie sind nur aus dem Gesamtzustande einer Epoche zu verstehen, gerade wie die Philosophie, und beider Geschichte muß Hand in Hand gehen mit der Gesamtentwicklung.

23. Kirchengeschichte ist nur das Äußere der Zivilisationsgeschichte.

24. Jeder vernünftige Staat muß durch die Begründungen des Gedankens und der Religion regement werden.

indem sie den Einzelnen zurücknehmen in ihre Allgemeinheit, und eine neue Form erschaffen aus neuer, tieferer Geistesentwicklung.

25. Religion, Philosophie, Wissenschaft dürfen niemals der Staatsgewalt untergeordnet sein; sie sind deren Herrscher.

26. Der Geistliche sei nie ein Diener der Polizeigewalt.

27. Der Mensch ist derjenige, bei welchem Inneres und Auseres in Widerspruch ist (die alten Zephorien). In der Religion, der Wissenschaft und Kunst müssen stets Form und Inhalt sich vollkommen entsprechen; sie müssen classisch sein. Der Böse ist, wer jenen Widerspruch als wahr behauptet.

28. Daraus der fließt der oberste Grundlag der Ethik, als reiner Charakterbildung. — Zeien die Geistlichen künftig allummal auch reine Charaktere.

TITUS LUCRETIUS CARUS

ÜBER

DIE NATUR DER DINGE

UND

DIE UNSTERBLICHKEIT DER SEELE.

VORTRAG

GEHALTEN

IM SAALE DER SINGAKADEMIE

AM 8. MÄRZ 1851

VON

F. A. MAERCKER.

BERLIN 1851.

VERLAG VON JULIUS SPRINGER.



VORWORT.

Wenn der wissenschaftliche Verein, welcher seine Vorlesungen in der Berliner Singakademie hält, eine Bedeutung haben und seinem Namen eines „wissenschaftlichen“ entsprechen soll, so kann dies nur dadurch geschehen, daß er dem gewöhnlichen nicht wissenschaftlichen Verhalten der Menge gegenüber auf das Gebiet der Wissenschaften hinüberleitet, nicht aber nur eine einstündige Unterhaltung auf unwissenschaftlichem Wege sucht; letzteres würde mehr auf eine Schaustellung hinzielen, die Theatern und Concertsälen eignet und dem eigentlichen Geiste der Wissenschaft fremd ist, welche der Unterhaltung und auch der Lachlust nie in der Weise nachzugeben hat, wie es Komödie und andere Kunstproductionen thun, um von untergeordneten Zeitkürzungen nicht zu reden. Die eigentliche Thätigkeit der Wissenschaft und ihr Stempel ist nun, daß sie die grundlosen, schwankenden und unsicheren Vorstellungen des gewöhnlichen Lebens hinüberführt in den Begriff und sie auf ihren festen und dauernden Grund stellt. Manche, und gerade die eifrigsten Vertreter der strengen Wissenschaftlichkeit haben daher eine gerechte Scheu, mit dem größeren Publicum, und selbst mit dem gebildeten Theile desselben, in Beziehungen zu treten, weil sie meinen dem Ernst und der Strenge ihrer Disciplinen etwas vergeben zu müssen, sobald sie sich auf das Niveau der gewöhnlichen Vorstellung herabstimmen, zumal, wenn die größere Hälfte einer Versammlung aus Damen bestehe, die ihrer ganzen Natur nach nicht recht im Stande seien, denkend und begreifend in eine Lehre einzugehen: man wisse dann nicht was man ihnen vortragen solle, und nur zum Gefallen sei die Theorie und Doctrin nicht vorhanden; sie wolle den Geist erheben und verlange eine andere als die salonmäßige Stimmung.

Diese Ansicht theilt der Verfasser des gegenwärtigen Vortrages nicht, sondern er ist der Meinung, daß selbst die schweifenden und oft nebelhaften Vorstellungen des weiblichen Gemüthes der Thätigkeit des Gedankens in den besseren und begabteren Frauen sich nicht entziehen, daß im Gegentheile dem Bedürfnisse nach eigentlicher Bildung, welches in der That vorhanden ist, von Seiten der strengen Wissenschaft viel mehr entsprochen und unsere Frauen eben dadurch auf eine höhere Stufe könnten erhoben werden, als sie jetzt in der Regel einnehmen. Ein Mittel dazu erkennt er auch in den Vorträgen, welche in der Singakademie gehalten werden: nicht herabsteigen sollen sie zu dem durchschnittlichen Maasse der Bildung und der Kenntnisse der Mehrzahl der Versammlung, sondern gerade eine Erhebung und Läuterung derselben sollen sie bewirken und werden dadurch allein sich in der Gunst des Publicums erhalten können, daß man eine wirkliche Anregung dafür empfindet, und um desto mehr, je mehr der Einzelne sich in seiner Bildung gefördert und dem alltäglichen Treiben entrückt sieht.

Der gegenwärtige Vortrag wünscht, mittelst der Hinweisung auf einen selbst den meisten Gelehrten entfremdeten Schriftsteller, auf die ewige Grundlage der Wissenschaft, auf die Natur hinzuleiten, und der Verfasser weiß zu seiner Einführung kein besseres Wort zu wählen als den Eingang des Götheschen Gedichts, *das Vermächtniß*, welches zugleich die Grundlage seines Vortrages und der Lehre des Lucrez angiebt:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
 Das Ew'ge regt sich fort in Allen,
 Am Seyn erhalte dich beglückt!
 Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
 Bewahren die lebend'gen Schätze,
 Aus welchen sich das All geschmückt.

Berlin, im März 1851.

F. A. Maercker.

Hochzuverehrende Versammlung!

Ich glaube nicht, daß es dem Sinne der Vorträge, welche in diesem einer ersten und erhabenen Kunst geweihten Saale seit einer Reihe von Jahren gehalten werden, in irgend einer Weise widerspreche, noch dem Gefühle dieser stets dem Besten in Kunst und Wissenschaft zugewandten Versammlung selbst, wenn ich einmal einen Gegenstand der ernstesten Art vor Ihnen anzuregen unternehme, der den tiefstinnigsten Werken, welche die Musik in diesen Räumen ins Leben treten läßt, durchaus entspricht, ich meine die Betrachtung der Natur der Dinge und der Unsterblichkeit der Seele. Denn wenn hier die gedankenreichsten und ahnungsvollsten Oratorien und Symphonieen, wenn des großen deutschen Meisters *Requiem* hier, ich kann es nicht anders sagen, stets mit erneuerter Andacht gehört werden, so ziemt es wohl, diesem Inhalt der Töne den entsprechenden Inhalt der Lehren der Weisen an die Seite zu setzen, zumal da die Seele von vielen und nicht den geringsten derselben als Harmonie aufgefaßt und begriffen wird, und die Tonkunst überhaupt von den frühesten Zeiten her mit der ganzen Gestaltung und Bildung des Kosmos, so wie mit der Gestalt und Idee der Seele und des Geistes in die innigste Beziehung gesetzt ist. Zudem zeigt sich uns zwischen dem Lehrgedicht, mit dessen Inhalt, insoweit er sich auf das so eben angegebene Thema bezieht, ich Sie heute ein wenig näher bekannt machen möchte, und den Wirkungen der Musik in ihrem höchsten und feierlichsten Ausdruck eine so merkwürdige Uebereinstimmung, daß ich die Vergleichung, welche ich hier ziehe, nicht etwa blos auf äußerliche Weise

diesem Orte selbst entnehme, sondern glaube aussprechen zu können, daß das höchste Ziel der Musik mit dem, welches sich Lucrez bei seinem Gedichte vorgesteckt hat, wesentlich übereinstimme. Im Beginn des zweiten Buches schildert er in einer in allen Jahrhunderten gerühmten und vielfach nachgeahmten Stelle die Wirkung der Lehren der Weisheit also:

*Süß ist's, anderer Noth bei tobendem Kampfe der Winde
Auf hochrothigem Meer vom fernen Ufer zu schauen,
Nicht als könnte man sich am Unfall andrer ergötzen,
Sondern die weil man sieht, von welcher Bedrängniß man frei ist.
Süß auch ist's, zu schaun die gewaltigen Kämpfe des Krieges
In der geordneten Schlacht, vor eignen Gefahren gesichert.
Aber süßer ist nichts, als die wohlbefestigten heitren
Tempel inne zu haben, erbaut durch die Lehre der Weisen,
Wo du hinab kannst sehn auf andere, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen, und fehlen,
Streitend um Geist und Witz, um Ansehn, Würden und Adel,
Tag und Nacht arbeitend mit unermüdetem Streben,
Sich zu dem Gipfel des Glücks, empor sich zu drängen zur Herrschaft.*

Diesen Worten, welche in der Weisheit den Quell des Seelenfriedens zeigen, weiß ich nichts an die Seite zu setzen, als den berühmten Eingang der ersten pythischen Ode des Pindar, in welcher er den Frieden schildert, welchen die Tonkunst unter Göttern und Menschen, so wie im ganzen Kosmos hervorbringt, indem er die Macht der Töne der apollinischen Leyer also besingt:

*Goldene Zither, du Apollons und der violetlockigen Musen gleichberechtigter
Besitz, deinen Accorden horchet der Tanz, der Freudenfürst, horehen die
Sänger, wenn du beherrschend den Chor, seinem Gesang voranzuhallen be-
ginnst. Selbst des ewigen Feuers spaltenden Blitz löschest du aus. Oben
auf Jupiters Scepter schlummert der Adler, der Vogel König, die schnellen
Schwingen auf beiden Seiten hinabgebreitet. Dunkle Nacht, der Augenlider
süße Fessel, giebst du hin über sein gebogenes Haupt. Schlummernd hebt
er den wiegenden Rücken empor, von deiner Töne Geschossen besiegt. Selbst
der grimmtige Mars laßt sinken die mordende Spitze des Speers; es schmil-
zet hin in süßer Betaubung sein Herz. Denn auch der Götter Brust treffen
die Wonnetheile, die Apollons weise Hand und der Pierinnen mit icalendem
Busen schnell.*

Indem ich davon absehe, der Vergleichung zwischen der Philosophie und der Musik in ihren tiefsten und innerlichsten Beziehungen

hier weiter zu gedenken, als es in diesen einleitenden Worten mir geziemt, erinnere ich nur daran, daß Sokrates beim Platon ¹⁾ die Philosophie die vortrefflichste Musik nennt; aber ich will es nicht unterlassen hier anzuführen, daß von demselben unsterblichen Lehrer der Weisheit an derselben Stelle die Musik in ein wunderbares Verhältniß zur Unsterblichkeit der Seele gesetzt wird, um vor Ihnen den Beweis zu führen, daß ich, wie gesagt, die von mir gemachte Zusammenstellung nicht bloß diesem Orte entnommen habe. In welcher näheren Verwandtschaft aber die Musik gerade zu dem Zwecke des Lehrgedichts des Lucrez stehe, indem beide die Kraft in sich tragen, die Furcht, den Schmerz und den Tod zu überwinden, werden wir in unserer ferneren Betrachtung erkennen. Jetzt will ich nur hervorheben, daß Sokrates in dem Gespräche mit seinen Freunden am Tage seines Todes, wie es uns von Platon aufgezeichnet ist, den Ausgangspunct davon nimmt, daß ihn auch während seines Gefängnisses ein Traum geheißen, Musik zu treiben. „Es ist mir,“ sagt Sokrates ²⁾, „oft derselbige Traum vorgekommen in dem nun vergangenen Leben, der mir bald in dieser, bald in jener Gestalt erscheinend immer dasselbige sagte: O Sokrates, sprach er, mach' und treibe Musik!“ Diesem Traum gehorchend, fährt er fort, habe er dann einen Hymnus auf den Gott in Delos gedichtet, auf den Apollo, dessen Feier seinen Tod noch verschoben habe. Ohne daß ich es nun hier weiter auszuführen brauchte, wird jedermann erkennen, daß diese Beziehungen von Platon und Sokrates der Natur der Musik und der Philosophie entnommen sind, und daß der sterbende Sokrates mit vollem Rechte der Kunst des Apollo und der Musen in dieser Verbindung gedenkt. Mögen Sie mir daher schon um des hohen Gewährsmannes willen den von mir eingenommenen Standpunct zu Gute halten, so wie daß ich noch einen Gedanken aus der angeführten Stelle des Pindar mit einigen Versen des Lucrez aus dem Proömium seines Werkes in Beziehung setze.

In dieser gefeierten Stelle redet der Dichter die Venus also an, wobei ich nur an den Zusammenhang erinnere, in welchen die Urgeschichte Roms mit der Herüberkunft des Aeneas, des Sohnes der Venus, aus dem zerstörten Troja nach Latium gebracht worden ist:

Mutter der Aeneaden, o Wonne der Menschen und Gotter,

Halde Venus! die, unter den gleitenden Lichtern des Himmels,

1) Phaëdon 61.

2) Phaëdon 60.

*Du das beschiffete Meer und die Früchte gebärende Erde
 Froh mit Leben erfüllst, denn alle lebendigen Wesen
 Werden erzeugt durch dich und schauen die Stralen der Sonne.
 Wann du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde, die Wolken
 Weichen vor dir, dir treibt die buntgeschmückte Erde
 Liebliche Blumen empor, dir lachen die Fluren des Meeres,
 Und es zerfließet in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
 Denn sobald sich die Frühlingsgestalt des Tages enthüllt hat,
 Und entfesselt der züngende Hauch des Faronius aufsteht,
 Kunden die Vögel der Luft dich zuerst an, Göttin, und deinen
 Eintritt, deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.*

Im Verfolg dieses Anrufs erfleht der Dichter den Römern und
 seinem Werke Frieden,

*Denn ich selber vermag das Werk mit ruhigem Geist nicht
 Unter des Vaterlandes Gefahr und Stürmen zu fördern:*

weshalb Venus den Mars besänftigen solle:

*Schaff auch, daß indessen das wilde Gewerbe des Krieges
 Mög' überall entschlummern in allen Landen und Meeren.
 Denn du kannst allein mit süßem Frieden erfreuen
 Unser Menschengeschlecht, da die wilden Geschäfte des Krieges
 Mazors, der Waffenmächtige lenkt, der sich in den Schoofs dir
 Hinwirft, niedergebeugt von ewiger Wunde der Liebe:
 Und so schauend empor, mit zurückgebogenem Nacken,
 Weidet in Lieb' er den dürstenden Blick, dich ersennend, o Göttin.*

Dieselbe Wirkung, welche hier Lucrez der Liebe über den wil-
 den Mars zuschreibt, leiht Pindar der Musik: „es schmilzt in süßer
 Betäubung das Herz des grimmen Kriegsgottes;“ welchen ewigen
 Bund aber Liebe und Musik mit einander geschlossen, brauche ich
 hier nicht weiter anzugeben, denn es ist das liebende Herz zugleich
 das göttlich erhobene und das singende.

So harren am Eingange des Heiligthums der Unsterblichkeit un-
 serer drei allmächtige Gewalten, die Eins in ihrem innersten Kern
 und Wesen, nur verschieden sind in ihrem Ausdruck, die Musik, die
 Weisheit und die Liebe, oder Apollon, Minerva und Venus, die da
 herrschen den Sterblichen und Unsterblichen, so daß Lucrez von
 der Venus singt ¹⁾:

¹⁾ l. 22 ff.

*Weil denn du nur allein die Natur der Dinge registrest,
Ohne dich nichts hervor an die Pforten des himmlischen Lichts tritt,
Nichts den fröhlichen Trieb noch liebliches Wesen gewinnt,
Wünsch' ich, o Gotthelke, doch zur Gehulfin, zu schreiben die Verse,
Die von der Dinge Natur ansetzt ich zu bilden beginne.*

Nach diesen Anführungen wird es niemand mehr Wunder nehmen, wenn ich ausspreche, daß Dichter und Musiker auch für den Inhalt und das Ziel des wahren Lehrgedichts Hand in Hand geben, während es bekanntlich ein alter Streitpunct ist, ob das Lehrgedicht wirklich ein Gedicht sei. Man ist hierbei meistens zu streng den Worten des Aristoteles in seiner Poetik ¹⁾ nachgegangen, welcher sagt: „Im gemeinen Leben verbindet man mit dem Metrum den Begriff des Dichters, denn man pflegt den Namen selbst denen zu geben, welche wundärztliche oder naturwissenschaftliche Untersuchungen im Metrum vortragen, und doch hat Homer mit Empedokles nichts gemein, als das Metrum; daher verdient der Eine den Namen eines Dichters, der Andre vielmehr den eines Physiologen.“ Aus diesem Grunde hat man wohl auch den Lucrez, weil er über die Natur der Dinge gedichtet, unter die Physiologen gestellt; ich aber glaube Ihnen schon hier den Beweis geliefert zu haben, daß und in wiefern er den Namen eines Dichters verdiene. Der ganze Streit ist indeß ein zu tief liegender, als daß wir ihm heute nachgehen könnten, da uns ein anderes Ziel vorgesteckt ist, und meine Absicht konnte es nur sein, den Titus Lucretius Carus (er lebte vom Jahre 99 — 55 vor Christus, unter den größten Stürmen der untergehenden römischen Republik) auf die richtige Weise bei Ihnen einzuführen, so daß ihm der thebaische Sänger mit seinem mächtigen Barbiton voranschritt und der Römer dadurch sogleich in die würdigste Genossenschaft seiner Geistesverwandten gebracht wurde; denn geringer will er nicht angesehen sein, und ich vindicire ihm den Namen des großartigsten und bedeutendsten Geistes unter den römischen Dichtern überhaupt, wofür ich nur die Verse wiederhole, welche Virgil selbst zu seinem Preise gedichtet und die tausendmal citirt sind ²⁾:

Felix, qui potuit rerum cognoscere causas!

*Selig, wenn es gelang der Dinge Natur zu ergründen,
Und wer jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
Niedertrat, das Getöse des gierigen Acheron hohnend.*

1) Cap. I.

2) Georg. II. 490 — 501.

Wie Virgil selbst neben ihm betrachtet zu sein wünscht, drückt er sogleich in den beiden folgenden Versen aus, indem er fortfährt:

*Aber beglückt auch jener, der ländliche Götter erkennt,
Pan und Silvanus den Greis und die Schwesterchöre der Nymphen.*

Auch Ovid singt von ihm in gleicher Bewunderung in einem bekannten Distichon ¹⁾:

*Dann, wenn naked der Tag, wo Himmel und Erde vergehen,
Sinken, erhabner Lucrez, deine Gedichte dahin.*

Mit diesem meinem Urtheile über die Bedeutung des Lucrez unter den Römern stimmt auch das des neuesten Geschichtschreibers der römischen Litteratur überein ²⁾, welcher sagt: „die Bewunderung, welche selbst die Dichter der Augusteischen Zeit theilten, stieg noch in den folgenden Jahrhunderten, und diese Dichtung galt unter den vorzüglichsten Schöpfungen der alten Litteratur; denn das Gedicht ist eins der edelsten Denkmäler dieser Litteratur, der Dichter ein Geist, den an Reichthum der Gedanken und Tiefe wenige übertrafen.“

Von geistreichen Deutschen ³⁾ ist oft bemerkt worden, daß wenn ein Deutscher in seinen Werken und Urtheilen vor seinen Landsleuten etwas gelten wolle, er sich die Bestätigung aus der Fremde herbeiholen müsse, und da ich noch nicht glaube annehmen zu dürfen, daß der Fortschritt, welchen die deutsche Bewegung in den letzten Jahren gemacht, unsere Nation wirklich auf die Höhe erhoben habe, daß jede Schöpfung nur nach der Anschauung der wahren Idee, daß jedes Urtheil nur an der selbständig erkannten Natur der Sache gemessen werde, die einzige wahrhafte „Errungenschaft“, welche die Geschichte anerkennen würde, so will ich es auch nicht verschmähen, wenigstens einen fremden Autor, und keinen ganz geringen, vor Ihnen über unseren Dichter sich aussprechen zu lassen, nicht aber um mich in meinem Urtheil auf sein Zeugniß zu stützen, sondern um Ihnen einen gerechten Zweifel an der Richtigkeit desselben zu erwecken, obgleich es in manchen Stellen für die von mir hier aufgestellte Meinung spricht. Der bekannte und mit Recht geachtete französische Schriftsteller und Staatsmann Villemain hat nämlich auch ein nicht eben umfangrei-

¹⁾ Amor. I, 15, 22.

²⁾ Bernhardy S. 435.

³⁾ Unter anderen von J. Paul.

ches Memoir über das Gedicht des Lucrez von der Natur der Dinge geschrieben, worin er von den großen Schönheiten desselben spricht, die in allen Zeiten die Bewunderung erregt hätten, ferner von der Kraft seiner Analyse, und dann sagt: „er schwingt sich öfters zu einer Höhe der Begeisterung und der Poesie empor, welche nur in der Erhabenheit des Homer selbst ihres Gleichen haben.“ Dieses Zeugniß eines Fremden, und noch dazu eines Franzosen, würde ich, wie gesagt, in einer Zeit der noch immer fortdauernden französischen Nachahmung unter uns dankbar zu dem meinigen machen, wenn ich sagen könnte, daß der, welcher es für unseren Autor ablegt, von dem eigentlichen Zwecke seines Lehrgedichts auch nur eine andeutende Ahnung ausspräche. Denn obgleich er das von mir angeführte Lob des Virgil auch berührt und diesem eine Art von „eifersüchtiger Bewunderung“ des Lucrez zuschreibt, und obgleich in den Worten des Virgil, welche den selig preisen, der jeglicher Furcht und der Unterwelt Herr geworden und als Sieger über ihnen steht, wie in keinem anderen Zeugnisse eine vollständige Angabe des Zwecks enthalten ist, den sich der römische Dichter vorgesetzt, so weiß doch Villemain nur die hergebrachten Dinge über den Atheismus desselben zu wiederholen, wobei er zu dem mehr als wunderlichen Ausspruch kommt: „Ein großer Dichter und ein Atheist, das ist in der That ein sonderbares Phaenomen.“ Wir werden sogleich sehen, daß der geistreiche französische Schriftsteller und alle, welche ihm folgen oder deren Zeugnisse er wiederholt, durch die Behandlung eines Gedichtes von der Natur der Dinge sich nicht eben hat anspornen lassen, auch seinerseits in die Natur des Gedichtes selbst einzugehen, sondern einige verbreitete Andeutungen über dasselbe ganz an der Oberfläche hinweggeschöpft hat: allerdings eine kleine Warnung für die, welche fremde Urtheile wiederzugeben lieben, dies nicht ohne eigene Sachkenntniß zu thun; denn die Gefahren dieses Verhaltens liegen zu Tage. Möge hier nur die Bemerkung vorläufig ihren Platz finden, daß ein Dichter, der an die Natur, d. h. an die immanente Wesenheit der Dinge glaubt und der sich überzeugt hält, daß der Mensch durch ihre richtige Erkenntniß Furcht, Schrecken und den Tod überwinden könne, nicht mit dem Namen eines Atheisten in dem herkömmlichen Sinne zu belegen ist, sondern daß hier nur eine tiefere Betrachtung das Richtige ans Licht fördern kann. Für diejenigen, welche unter anderem nur mit den naturphilosophischen Anschauungen von Leibniz bekannt sind, bedarf dies keines weiteren Beweises; für die anderen führe ich bloß an, daß Leibniz die Materie unter die Wesen-

heiten setzt, die Entia ¹⁾), daß er die Natur als das Uhrwerk Gottes ²⁾), nicht in dem Geiste behandelt, daß alles in ihr willkürliche Satzung sei, in der Weise, wie es wohl eine gänzlich haltlose und gehaltlose theologische Richtung will, da er die Gottheit selbst als das Gesetz des Weltalls begreift, und daß, wenn ein Philosoph in der Auflösung der Dinge eine *res ipsa persistens*, einen fortdauernden Urgrund annimmt, wie Leibniz in der Abhandlung „über die Natur selbst und über die den Geschöpfen eingeborne Kraft und ihre Thätigkeiten“ es thut, und wenn er endlich bei seinem Begriffe der Substanz als dem Principe der Individuation und Specification nothwendig eine Vielheit von Substanzen setzen muß ³⁾), er ebenfalls dem Namen eines Atheisten bei vielen nicht entgehen wird; wie man denn auch mit den Anschuldigungen des Unglaubens gegen den berühmten Stifter der Berliner Akademie der Wissenschaften eben nicht sparsam gewesen ist. Muß nun freilich zugegeben werden, daß, um mit desselben Philosophen Worten zu reden, dergleichen Dinge *vulgi captum superant*, d. h. die Fassungskraft des großen Haufens übersteigen, so darf ich doch mit Recht an diese Versammlung den Anspruch einer tieferen Beurtheilung machen, die aber in der That nicht leicht ist, wenn Männer, wie Villemain und andere namhafte Schriftsteller, besonders aber wenn jene theologische Anschauung, wie sie auch der jüngere Racine in seiner Uebersetzung einiger Stücke des Lucrez ⁴⁾ vertritt, dem gewöhnlichen Verdammungsurtheil über einen Atheisten das Wort redet. Lucrez ist aber in keiner Weise unter die Beurtheilung des großen Haufens zu stellen, sondern er fordert ein ernstes Studium heraus und einen Muth der Forschung, der freilich keine Alltagsgabe ist, womit er aber zugleich alle die sentimentaln Seelen von sich weist, die sich nur bis auf den von Tiedge's Urania eingenommenen Standpunct erheben konnten:

Hoffen soll der Mensch; er frage nicht!

wogegen Lucrez spricht ⁵⁾):

*Finden wir aber, ...
Daß in der That die Furcht im Menschen, die nagende Sorge*

1) Epistola ad Thomasium, I, 53. bei Erdmann.

2) Horologium Dei, ibid.

3) Feuerbach, Leibniz, p. 224, 21.

4) In seinem Gedichte: *La Religion*.

5) II., 45.

*Nicht vor Waffengetöse sich scheut, noch drohenden Lanzen,
Sondern sich unter die Könige mischt und unter der Dinge
Herrscher, und daß sie sich nicht verblenden lassen vom Goldglanz.
Noch vom strahlenden Lichte des purpurfarbenen Kleides:
Zweifelt du noch, dies sei nicht alles Mangel an Einsicht?
Denn wie Kinder erzittern und alles fürchten im Finstern,
Also fürchten auch wir, beim hellen Lichte des Tages,
Dinge, die eben nicht mehr verdieneten Furcht zu erwecken.
Als was die Kinder im Finstern erschreckt und womit sie die Angst tauscht.
Durchaus müssen daher des Geistes Schrecken und Dunkel,
Nicht durch die Stralen der Sonne, des Tages leuchtende Pfeile,
Sondern sich durch der Natur Anschauung und Erkenntniß zerstreuen.*

Was hieraus im Gegensatze von der entgegenstehenden Annahme des blinden Glaubens, als einzigen Mittels der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden, folge und was die von Lucrez geforderte Erkenntniß in Bezug auf die Unsterblichkeit der Seele bedeute, wird weiter unten hervortreten: wir haben es hier in der That mit zwei divergirenden Wegen zu thun, welche sich durch den ganzen Verlauf der Weltgeschichte entgegengestanden und bei denen wir auf dem einen dem Lucrez begegnen, wie er sich in den höchsten Dingen der Menschheit auf Anschauung der Natur und auf Erkenntniß stützt. Ob aber ein Geist, ob ein Dichter, der überhaupt den Ausgangspunkt der *Ratio*, der Erkenntniß durch Vernunft, wählt, mit dem Namen eines Atheisten zu belegen sei, zumal wenn er nicht die subjective Erkenntniß, sondern die objective Vernunft, wie sie in der Weltenuh, in dem *Horologium Dei*, vor uns ausgebreitet liegt, wenn er die *species Naturae*, verbunden mit der *Ratio*, zu seiner ewigen Grundlage macht, lassen wir jetzt dahin gestellt sein. Möge dies jedoch vorläufig dem französischen Schriftsteller zur Antwort dienen, wenn er es sonderbar findet, wie ein Atheist dennoch ein großer Dichter sein könne. Sie erkennen wohl schon hieraus, daß es mit solchen geistreichen *aperçus* oft eine wunderliche Bewandniß habe.

Wenn einmal von einem großen deutschen Dichter, der selbst dem Lucrez vieles verdankt ¹⁾, gesagt worden, daß jeder englische Autor, auch wenn er geringer an Geist sei, doch einen Vorrang vor dem deutschen behaupte, weil der Britte sich immer doch auf den Ocean und auf die Freiheit stütze, wohingegen der Deutsche sich in der Zerstückelung seines Volkes und seines Geistes selten zu weltumfas-

1) Von Göthe

senden und freien Anschauungen aufschwingt und, ein mächtiger Eichstamm, das winzige Glashaus des Pfahlbürgerthums niederwirft, so muß von dem Römer gesagt werden, daß er stets des Wahlspruchs der ewigen Stadt eingedenk war, nämlich der Weltherrschaft, und daß Lucrez sich, diesem Geiste entsprechend, auf das Weltall und auf die Natur des Geistes und der Seele basirt, die er erkennend ergründen will. Daß hiermit der Stoff eines erhabenen Lehrgedichts gegeben war, wird niemand Wunder nehmen. Ohne ein entsprechendes Imperium über die Erde scheint indessen allerdings einem Volke auch keines über den Himmel zu Theil werden zu sollen, denn „im kleinen Kreis verengert sich der Sinn“; unser Dichter ist aber kein Mitglied eines geistigen oder irdischen Kleinstaantenthums: er will, wie Rom über die Völker, so mit Einsicht und Vernunft über die Seelen und Geister herrschen, oder recht eigentlich sie zur Selbstherrschaft führen, sie befreiend von Furcht und jeglicher Sorge. So ergießt er denn all sein Gefühl für die Menschheit in die berühmten Worte ¹⁾:

O miseras hominum mentes, o pectora caeca!

*O unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!
In welch' finsterner Nacht und unter welchen Gefahren
Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,
Daß die Natur für sich so heiss nichts fordert, als daß wir,
Ist der Körper von Schmerzen befreit, des Geistes genießen,
Frohen Gefuhls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge.*

Während Lucrez auf diese Weise dem Dienste der Natur huldigt, während er der irrenden Menschheit ein Befreier werden möchte, und zwar, wie ich schon angegeben, durch Erkenntniß des wahren Wesens der Dinge, und seine Methode so mit dem Wege aller denkenden Geister und des Denkens und der Wissenschaft überhaupt übereinstimmt, ist gerade er den allerheftigsten und rücksichtslosesten Angriffen preisgegeben gewesen und man hat ihn von einer gewissen Seite her, nach dem Ausdrucke Lessings über Spinoza, wie die Leiche eines Hundes mißhandelt. Die gegen ihn aufgehäuften Vorwürfe können wir etwa in die folgenden Sätze zusammenfassen ²⁾:

„Sein Genius ließ ihm erhabene Weisen, um alle Schöpfungen des Genius anzugreifen, die Gottheit, die Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele; in seiner unglückseligen Begeisterung macht er das

1) II. 14 ff.

2) S. Villemain.

Nichts selbst zu einem Vorwurfe der Poesie; er spricht dem Ruhm Hohn; er sucht Genuß im Tode; sein Triumph ist, den Untergang des Gedankens und des Genius in das Nichts zu zeigen. Dieser Skepticismus begeistert ihn. Er vernichtet alle die Götter, mit denen die Dichter das Weltall bevölkert und geschmückt hatten; er spottet der Lehren und heiligen Philosopheme, welche der Phantasie und der Tugend gleich theuer sind, und die ein andres Leben und andren Lohn verheüßen; er vernichtet alle Hoffnungen, alle Befürchtungen. Indem er eine neue Poesie in der Verachtung aller Glaubenssätze der Dichtkunst enthüllt, steht er da großartig durch alle die Stützen, welche er verwirft, und scheint sich allein durch die Kraft seiner eignen innersten Begeisterung aufzuschwingen als ein Genius, der seine Erhabenheit sich selbst entnimmt.“ So Villemain.

Angenommen selbst, diese Charakteristik sei eine zutreffende, so würde sie uns mit einem Geiste bekannt machen, wie die Weltgeschichte deren wenige aufzuweisen hat, der sich in der Kraft seines vollen Selbstbewußtseins nur auf sich selbst stützt, und niemand wird läugnen, daß der Fortschritt der Wissenschaften und der Erkenntniß zumest durch die Geister bewirkt ist, welche, gleich dem großen Descartes, den Heldennuth hatten, von allem Nichtigen und Vergänglichem abscheid, sich allein auf den Punct zu stellen, der nicht weggeläugnet werden kann, und aus ihm das geistige und physische All aufs Neue zu erzeugen: eine Methode, welcher bekanntlich der Fundamentalsatz der ganzen neuern Philosophie: ich denke, also bin ich, seinen Ursprung verdankt. Aber die ganze obige Schilderung ist verfehlt, um nicht zu sagen ganz falsch, weil sie die obersten Sätze des Lucrez ganz außer Acht läßt: sie hebt nur ein Schwelgen in Tod und Vernichtung hervor, wie es sich bei unserem Dichter so gar nicht findet; denn z. B. die Lehre von dem *vacuum*, von dem Leeren, steht bei ihm in unmittelbarem Zusammenhange mit der Theorie von den *corpora solida*, von den unzerstörbaren Körpern, und jeder Physiker wird wissen, was sie bis auf diesen Tag hier zu bedeuten habe. Dagegen lautet grade der oberste Satz des Lucrez: daß eine Schöpfung aus dem absoluten Nichts, wie man wohl hergebrachter Weise sagt, Gott hat die Welt aus Nichts gemacht, überhaupt eine Unmöglichkeit ist. Denn, sagt er, meine Lehre geht von dem Princip aus: *Nihil e nihilo* 1);

Nichts erzeugt sich aus Nichts, selbst nicht durch den Willen der Gotter.

1) I. 149 — 150.

Wer hierin d. h. in der selbsteignen Kraft der Natur schon eine Gotteslästerung sähe, mit dem wäre freilich gar nicht zu streiten, und was sagen solche erst zu Humboldts hohem Ausspruch: „die Natur ist das Reich der Freiheit:“ der sich wesentlich an Lucrez's Theorie von der *natura libera* anschließt. Aber diese Geister erheben ihren Flug recht eigentlich, wie der Dichter sagt ¹⁾, zum Reiche des Nichts,

... wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Ganz anders der wahre Dichter, der Künstler und überhaupt jeder denkende und schaffende Geist; ja verlaugt doch Plato sogar von dem wahren Staatsmanne mit vollem Rechte, daß er ernste Naturstudien treibe und seinen Blick in das Weltall hinaus richte; denn die Folge vom Gegentheile ist kleinliche Selbstüberschätzung und in der Handlungsweise mehr Intrigue als eigentliche Staatskunst. Wie ein großer Geist sich in dieser Beziehung verhalte, mögen uns nur zwei Worte Friedrichs des Zweiten an Jordan ²⁾ zeigen: „Was meine Person betrifft, schreibt er, so ist sie im Universum von so geringem Werthe, daß es wohl kaum bemerkt, daß die Atome, welche mein Ich ausmachen, existiren.“ Eine solche auf die Natur der Dinge sich stützende und eben dadurch von aller persönlichen Eitelkeit entfernte Beobachtungsweise giebt dem Geiste allein Halt und Muth, wie sie zugleich die wahre Mutter richtig aufgefaßter Entwürfe und folgerichtig mit Energie durchgeführter Plane ist; alle kleineren Geister bedeuten wenig oder nichts in dem nothwendigen Entwicklungsgange der Weltverhältnisse, die in ewigen Händen ruhen. Wenn also Lucrez auf die Allmutter, auf die Natur faßt, so ist ihm gewiß kein Vorwurf daraus zu machen, zumal wenn es ihm wirklich gelungen sein sollte, alten Aberglauben und Satzungen des Heidenthums auf diesem Wege zu zerstören, wovon ihm in den oben angeführten Worten ein Vorwurf gemacht wurde, während im Gegentheile darin ausgedrückt ist, daß die Aufgabe des römischen Lehrdichters in diesem Punct mit der des Christenthums und seiner reineren Lehre von der Gottheit übereinstimmt. Höchstens könnte man dem Lucrez diesen Vorwurf nur in dem Sinne der Schillerschen Götter Griechenlands oder der Götheschen Braut von Korinth machen, die beide den Untergang der heidnischen Götter beklagen.

¹⁾ Schiller, *die Gesetze der Welt*.

²⁾ Im September 1714.

Gehen wir jetzt näher auf einige der Hauptbeschuldigungen ein, welche man gegen den Lucrez erhoben, so lautete die eine, „daß sein Genius erhabene Weisen gefunden, um alle Eingebungen des Genius anzugreifen, die Gottheit, die Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, das er überhaupt alle Glaubenssätze der Dichter verachte.“ Eine hierauf bezügliche Stelle des ersten Buches ¹⁾ lautet also:

*Aber auch du, befangen von Schreckenbildern der Dichter,
Wie du immer es warst, wirst suchen dich uns zu entziehen.
Denn ich könnte ja selbst dir Träume erzählen in Menge,
Umsustofsen damit die richtigen Gründe des Lebens
Und dir jegliches Glück mit Furcht und Schrecken zu truben.
Und auch mit Recht: denn wofern im Tode die Menschen ein sichres
Ende der Nothsal sahen, so könnten mit einigem Grund sie
Sich den Religionen und allem Drohen der Dichter
Widersetzen: doch nun ist nirgend den Schrecken des Todes
Auszuweichen; es bleibt die Furcht vor ewigen Strafen.
Und das ruhet daher, daß der Seele Natur nicht erkannt wird.*

Wer Dinge verstehen und richtig beurtheilen will, muß sie in ihrem Zusammenhange auffassen und begreifen. Sehen wir daher, wie Lucrez zu diesen Sätzen kommt. Er hat von falschen Vorstellungen von den Göttern, von der Furcht vor ihrem Zorne und dem daran sich knüpfenden Aberglauben gesprochen und gesagt, daß dieser selbst Verbrechen erzeuge; als Beispiel führt er dafür das Opfer der Iphigenia an und schließt die schöne und ergreifende Schilderung so ²⁾:

*Da verstummt sie vor Furcht, ihr sanken die Kniee zur Erde.
Ach, da half der Unglücklichen nicht, daß einst sie mit süßem
Vaternamen zuerst den grausamen König beschenkt hat!
Aufgehoben von Händen der Männer, die Zitternde, ward sie
Hin zum Altare geführt, nicht daß, nach vollendeter Weihe,
Festlich sie kehrte zurück, bei jauchzenden Festhymnen,
Nein, blutschänderisch fiel das heusche Opfer, vom Vater
Hingeschlachtet, da selbst nun eben sie reifte dem Brauttag,
Nur daß ein gunstiger Wind der Griechen Flotte befördre:
Solche Verbrechen rath dem Menschen die Religion an!*

Tantum religio potuit suadere malorum.

Solche Uebel der Menschheit und so unerhörte Verirrungen, daß

1) 103 ff.

2) I. 93 ff.

ein Vater sein eignes Kind hinschlachtet, um den Zorn der Götter zu besänftigen, will Lucrez durch Verbreitung einer reinen Lehre besänftigen, und wer ihm daraus einen Vorwurf machen wollte, müßte Luther scheitern, daß er gegen den Ablass gepredigt, oder Thomasius, daß er gegen die Hexenprocesse geeifert, oder er müßte sich den Mönchen Agnellus März und Angelus März, einem Augustiner und einem Benedictiner zugesellen, welche sich in München noch im Jahre 1766 gegen den Theatinermönch und Professor Sterzinger erhoben, der gewagt hatte in der bairischen Akademie der Wissenschaften eine Rede zu halten „von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei.“ Die beiden Mönche vertheidigten gegen ihn die nach ihnen auf dem Boden der Kirche erbaute Lehre, unter Verdächtigung ihres Gegners, wider den sich auch noch andere Pfaffen erklärten ¹⁾. Die Grausamkeiten, welche die Priester selbst gegen die unglücklichen Schlachtopfer der Hexenprocesse ausübten, sind zu bekannt, als daß ich hier darauf eingehen sollte; ich will nur anführen, daß Pitaval ²⁾ einen Fall von einem Besessenen aus Loudun erzählt, wobei die Pfaffen selbst bei einer Folterung des unglücklichen Urban Grandier die Hämmer den Henkersknechten entrissen und die Folterkeile so tief eintrieben, bis seine Beine zerschmettert waren und das Mark aus ihnen floß.

Solche Verbrechen rath dem Menschen die Religion an!

Den Pact, welchen Grandier mit dem Teufel abgeschlossen, machte man mit dem Beisatze bekannt: „das Original ist in der Hölle, in einem Winkel der Erde, in Lucifers Cabinet, unterschrieben mit des Zauberers Blute.“ Soll ich dazu noch anführen, daß Luther selbst noch an den Teufel glaubte, daß seine Feinde angaben, er sei aus dem Bunde desselben mit einer Hexe entsprossen, und daß noch jetzt lebende namhafte Kirchenlehrer fordern, die Geistlichen sollten für den Teufel apologetisch auftreten? Lucrez ruft über solch ein Beginnen schmerzerfüllt aus ³⁾:

*O unseliges Menschengeschlecht, dergleichen den Göttern
Zuzuschreiben, und noch als Zeichen des bitteren Grolles!
Welche Seufzer erpresstet ihr da euch selbst und wie tiefe
Wunden schlugt ihr auch uns und bereitetet Thronen dem Enkeln.*

1) Schröckh. Kirchengeschichte seit der Reformation. Bd. VII. 328.

2) S. Schiller, I. S. 1 — 213.

3) V. 1193 ff.

Hierzu gesellt sich noch ein wunderbares Mißverständniß, das freilich von berühmten Erklärern der Alten getheilt worden, aber eben deshalb um so mehr Nachtheil gebracht hat; es betrifft nur ein einziges Wort, insofern wie viele Mißverständnisse in der Welt haben ihren Ursprung nicht in einem solchen. Was wir nämlich Religion nennen, kann nicht im Lateinischen durch *religio* ausgedrückt werden, welches mannigfache andere Bedeutungen hat und sich auch zuweilen dem modernen Begriffe der Religion als einer Gewissenssache nähert, aber mehr in die Gebundenheit des Aberglaubens hinüberreicht, so daß es selbst oft Aberglauben heißt. Ein Beispiel wird dafür genügen.

Als die Griechen daran verzweifelten nach zehnjähriger Belagerung Troja mit Gewalt einnehmen zu können, nahmen sie bekanntlich zur List ihre Zuflucht und erbauten das hölzerne Pferd, das sie mit Bewaffneten gefüllt am Ufer zurückließen, indem sie selbst nach Tenedos schifften. Sobald ihr Abzug in der Stadt bekannt wurde, eilte alles hinaus in die freie Ebene und zum Meeresufer, wo man auch das Pferd fand. Auch Priamus erschien, und es wurde ein Grieche, Sinon, vor ihn geführt, der sich absichtlich hierzu hatte fangen lassen. Diesen fragt der König über das wunderbare Gebilde des hölzernen Pferdes aus, wozu die Griechen dieses entsetzliche Roß aufgethürmt, wer es erfunden, was man damit wolle? und um es gleich mit den Worten der Vossischen Uebersetzung des Virgil ¹⁾ zu sagen, der dies erzählt:

Welches der Zweck? was für Religion? was für Kriegesgeräthschaft?

Wer dies bloß nach den Worten der deutschen Uebersetzung liest, muß sich in der That wundern, wenn er es bedenkt, daß der König beim Anblick des hölzernen Pferdes fragt: „Was für Religion?“ und daß er die Religion sogleich in die Parallele mit einer Kriegsmaschine bringt. Selbst wenn Voss nur gesagt hätte: „ist's Religion, ist's Kriegesgeräthschaft?“ war es schon erträglicher. Die lateinischen Worte lauten: *quae religio?* was schon die lateinischen Erklärer durch *quae consecratio* erläutert, d. h. ist dieses Roß ein Weihesegen zur Sühne eines Gottes, oder eine Kriegsmaschine? So ist die Frage einfach und leicht verständlich. Auf ähnliche Weise haben die Uebersetzer des Lucrez, so oft er von *religiones* spricht, dieses mit Religion übersetzt, während der Begriff dieser im Lateinischen im Allgemeinen mit *pietas* wiederzugeben ist und er sich auch so in unserem Dichter selbst findet, wofür ich nur eine Stelle citire ²⁾:

1) II, 151.

2) V, 1197 ff.

*Frömmigkeit ist das nicht, mit verhulitem Haupte sich oftmals
 Rund um den Stein zu drehn und jeden Altar zu bereuen,
 Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,
 Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
 Ihren Altar zu besprengen, Gelobd an Gelobde zu erbrin:
 Sondern beruhigt im Geist hinschauen zu können auf alles.*

Wenn nun Fontanes in der Abhandlung, welche er seiner französischen Uebersetzung von Popes Gedicht über den Menschen vorangestellt, gewiß Recht hat, indem er anführt, daß selbst den Kennern des Lucrez in der Regel nur einige der berühmteren Stücke seiner Bücher bekannt seien, wie der Anruf an die Venus, die Schilderung der Pest in Athen u. s. w., wie manche Kenner des Platon nur seine Einleitungen zu den Dialogen kennen, so ist es leicht erklärlich, daß so viele Mißverständnisse über ihn sich Jahrhunderte lang fortschleppen konnten und daß immer nur wenige ihn in dem reineren Lichte seines wahrhaften Strebens erkannten, welches von allem Schein, von aller Erscheinung abscheidend, nur zu dem Dauernden und Unvergänglichem hinarbeitet. Dadurch aber, daß er Natur und Vernunft als seine ewigen Leitsterne dafür bezeichnet und sie von den Menschen als solche ebenfalls angesehen wissen will, hat er, obgleich, wie es nicht anders möglich ist, in mannigfachen Irrthümern befangen, sich doch unendlich höher gestellt, als alle die, welche wissentlich oder unbewußt die Religion zum Deckmantel von Verbrechen gebrauchten und dem Zorne der Götter zuschrieben, was nur in ihrer mangelhaften Erkenntniß begründet war. Gegen diese jedoch anzukämpfen ist gerade Lucrez's hohes Ziel, und er hat dadurch sein Gedicht von der Natur der Dinge zu einem unsterblichen Denkmal der Erhabenheit des menschlichen Geistes gemacht, für das noch nach fast zweitausend Jahren der angeführte prophetische Ausspruch des Ovid in unantastbarer Wahrheit dasteht; denn jedes bedeutende Streben, welches auch nur auf das reine Licht der Wahrheit hingerichtet ist, muß ein unvergänglichliches sein, so wahr sich die Menschheit in ihrem nicht zu hemmenden Fortschritte auf diesem Wege befindet.

Gehen wir nun noch auf die herbe Anschuldigung ein, daß Lucrez die Unsterblichkeit der Seele läugne, so dürfte sie sich in vieler Beziehung eben so erledigen lassen, wie die, daß er die Religion überhaupt bekämpfe, während er nur gegen den Aberglauben in den Kampf tritt. Virgil rühmt von ihm, wie wir sahen, daß er dem Getöse des gierigen Acheron Hohn gesprochen habe. Lucrez sagt selber, daß er seinem hohen Vorbilde, dem Epikur, diesen Muth verdanke, und

er feiert ihn in den folgenden Versen ¹⁾, wobei ich mich, wie bisher, ebenfalls der bekannten Uebersetzung von Knebel bediene und an die vorhin gemachte Bemerkung wegen des Wortes *religio* erinnere, das er auch mit Religion übersetzt:

*Schmahlichen Anblicks lag auf Erden das Leben der Menschen,
Unter der Religion gewaltsam niedergetreten,
Die vortretend das Haupt aus den himmlischen Regionen.
Mit entsetzlichem Blick herab auf die Sterblichen drohte:
Da trat auf ein griechischer Mann und wagte zuerst es,
Aufzuheben dagegen das Aug' und entgegen zu streben:
Nicht der Gotter Ruf, noch Blitze, noch drohende Donner
Schreckten ihn ab, sie reizten vielmehr nur scharfer des Geistes
Angestrenzten Muth, die Kegel niederzubrechen
Und der erste zu sein, die Natur aus dem Kerker zu lösen.
Also hat obgewiegt die lebendige Kraft und der Geist drang
Ueber die Grenzen hinaus der Flammenwalle des Aethers,
Forschte mit Geist und Sinn das unermeßliche Weltall.
Von dort kam er als Sieger zurück und lehrte das Sein uns
Und das Nichts.*

Schon indeß Lucrez diese eine Unterscheidung macht, daß er das Seiende von dem Nichtseienden trennt, sehen wir, daß bei ihm von einem absoluten Nichtsein des All und also auch der Seele keine Rede ist; wir befinden uns vielmehr mit ihm wiederum vor dem alten Räthsel, welches Platon im Timäus aufstellt: „Was ist das,“ fragt er, „was ewig ist und nie wird, und was ist das, was ewig wird und nie ist?“ Also fragt auch Lucrez nach dem, was nie geboren werden kann, und nach dem, was durch die Schöpfung hervortritt, nach dem Entstehenden und dem Nichtentstehenden. Daran knüpft er dann auch seine Untersuchungen über Geist und Seele, die er hauptsächlich in dem dritten seiner Bücher niedergelegt hat. Von diesem sagt Voltaire: „Im Lucrez findet sich ein bewunderungswürdiger dritter Gesang, den ich übersetzen werde, oder ich bin es nicht im Stande.“ Er hat ihn nicht übersetzt. Reiben wir hieran noch den Ausspruch unseres großen Königs, der in einem Briefe an d'Alembert vom 26. October 1777 sich also äußert: „Wenn ich bekümmert bin, lese ich das dritte Buch des Lucrez und dieses tröstet mich; es ist ein Palliativ, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine anderen Heilmittel.“ Ich muß es denen überlassen, welche meinen, für die Leiden der Seele eine

1) I. 42 ff.

Panacee in Händen zu haben, sich zunächst mit Friedrich selbst und mit allen den Geistern, welche mit ihm und dem Götheschen Faust sprechen: „ich sehe, daß wir nichts wissen können,“ ins Klare zu setzen; so viel scheint indeß wohl auf den ersten Anblick richtig zu sein, daß wir in Betreff der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bei einem Kapitel angelangt sind, bei dem die meisten mit Schiller und seinem Pilger ausrufen:

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“
 „„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
 Senke nieder.
 Adlerygedank', dein Gefieder!
 Kuhne Seglerin, Phantasie,
 Wieß ein muthlosen Anker hie.““

Dieses Verhalten der muthlosen Resignation ist allerdings das, was die meisten für sich ergreifen, da man ja doch über diesen Abgrund nicht hinaus könne. Anders Lucrez, den kein Acheron schreckt und der mit der Leuchte der Erkenntniß selbst in die Geheimnisse des Todes und der Auflösung eindringen will. Schon dies zeigt, daß wir es hier ebenfalls mit keinem gewöhnlichen Geiste zu thun haben, sondern mit einem der wenigen Erhabenen, welche über Tod und Unsterblichkeit wirklich gedacht und geforscht.

Kühn tritt der Dichter ein in diese schwierigste und geheimnißvollste Untersuchung; er sagt ¹⁾:

„ . . . es ist in meinen Versen des Geistes
 Und der Seele Natur dir aufzuklären noch übrig,
 Und hinunter zu stoßen mit Macht die Schrecken des Orcus,
 Jene, welche von Grund aus truben das Leben der Menschen,
 Alles mit Todesfarbe beschwärzen und nie dem Gemüthe
 Reine Freude vergönnen, noch ungestörte Wollust.

Möge hier die allgemeine Bemerkung einen Platz finden, daß die Psychologie, wovon die Unsterblichkeitslehre nur ein Theil ist, zu denjenigen Zweigen der Wissenschaft gehört, welche nach dem Eingeständniß christlicher Kirchenlehrer selbst durch die christliche Dogmatik nichts gewonnen haben, und daß gerade die Lehre über die Unsterblichkeit der Seele der dürftigste Abschnitt derselben ist.

Wenn auch die Erfahrungs-Seelenlehre durch moderne Forscher manches gewonnen, so sind wir für die Hauptsachen immer noch an

die Untersuchungen des Platon und Aristoteles gewiesen, und ein Buch, was sich dem platonischen Phädon nur entfernt vergleichen ließe, ist seit den mehr als zweitausend Jahren, die seitdem verlossen sind, noch nicht wieder geschaffen worden: so tief drang der Griechen ein in das Mysterium der Seele, weshalb ihn auch manche so gern zu einem Vorläufer des Christenthums machen möchten. Während nun Platon für seine Unsterblichkeitslehre und für die Seele überhaupt den Weg des Geistes und der Idee betritt, geht Lucrez den Weg der physicalischen Untersuchung und stellt als ersten Satz auf¹⁾:

*Also sag' ich zuerst, der Geist, den auch ofters Verstand wir
Nennen, welcher den Rath und das Steuer fuhret im Menschen.
Sei von diesem ein Theil, wie Hand und Fuße, die Augen
immer nur sind ein Theil des ganzen belebten Wesens.*

Dieser Satz wird allen denen, welche sich Seele und Leib als neben einander seiend vorstellen, sehr wunderbar erscheinen, wie denn viele verneinen, daß man etwas Wahres über die Seele überhaupt nur aufstellen könne, sobald man von den Körpern und der Natur absche, eine Meinung, welche manche wohl noch durch Kasteiungen und durch die ganze Askese zu unterstützen pflegen. Hierauf ist nur zu bemerken, daß bis jetzt die höchsten Anschauungen vom Geiste nicht gerade von den Asketen hergekommen sind, daß diesen vielmehr die phantastische Uberschwenglichkeit ihren Ursprung verdankt, und daß sie im Gegentheil die richtige Theorie der Seele und des ganzen Seelenlebens auf das äußerste verdunkelt haben. Die wahrhafte Betrachtung fußt auch in der Lehre von der Unsterblichkeit wiederum auf die Natur und findet in ihr das Heilmittel gegen jede Krankhaftigkeit der Phantasie und jede wüste Ekstase. Wer die Seele betrachtet und von ihr etwas aussagen will, bemerkt schon Aristoteles²⁾, darf nicht von der menschlichen Seele allein sprechen, denn die Seelenlehre gehört zur Betrachtung der ganzen Natur, weil alle Zustände der Seele mit Körperlichem verbunden sind. Deshalb gehört ihre Betrachtung, wenigstens als einer so beschaffenen oder individuellen, dem Naturforscher. Fehlt demnach Lucrez in seiner Methode, so fehlt er wenigstens mit einem bis jetzt noch unübertroffenen Meister der philosophischen und besonders der Seelen-Lehre, der bis auf diese Stunde

1) III. 94 - 97.

2) de anima. c. 1.

ein Damm gegen alle Verirrungen der Einbildungskraft ist, wie kein anderer.

Aber, sagt man, Lucrez zerstört ja auch alle und jede Hoffnung, und da erscheinen denn alle weichfühlenden Seelen mit Tiedge's Urania und klagen:

*Stolze Weisheit, durfstest du mir's rauben
Das erhab'ne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst, nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück!*

Diesen erwidere ich, daß wenn jemand an Dingen, die anderen als leere, schweifende Gebilde erscheinen, seinen Trost und seine Beruhigung findet, es gewiß nicht recht wäre sie ihm zu nehmen, wenn nicht das daraus erwächst, was ich vorhin hervorhob, daß er nämlich einem Wahn falsche Opfer bringt, wie Zschocke aus dem Jahre 1784 über den Kanton Glarus berichtet, daß daselbst die Einwohner in Rohheit und Unwissenheit versunken waren, weil die Herrschenden sich in ihrer Selbstsucht hüteten Bildung und Unterricht zu begünstigen. Zschocke erzählt, wie in dem genannten Jahre noch eine Magd, weil sie das Kind ihrer Dienstherrschaft behext und „durch außerordentliche und unbegreifliche Kunstkraft,“ wie sich das Strafurtheil ausdrückt, wieder enthext habe, gefoltet und dann durch das Schwert hingerichtet wurde. So weit also mangelnde Erkenntniß schadet, oder gar zu Verbrechen führt, kann eine weise Regierung sie natürlich nicht begünstigen. Was aber mit Todtenbeschwörungen in dieser Beziehung geschehen, wissen Sie alle, und es giebt auch hierin äußerst verderbliche Vorstellungen bis auf diese Stunde.

Doch abgesehen davon ist das Gefühl, welches jene Klagen anstimmt, nicht eben ein recht geeignetes Organ für wahre Erkenntniß und Wissenschaft, und auf diese allein will Lucrez sich stützen; alle leeren Phantasiegebilde sollen vor dem Licht der Weisheit in ihr Nichts versinken. Wer überhaupt erkennen will, muß sich den Regionen des Gefühls und ihrer zweifelhaften Seligkeit entziehen und muß den Dingen selbst als bestimmten Individualitäten fest und unbeirrt ins Angesicht schauen können. „Was im Gefühle unmißlos und düftig, wie Bergluft, verschmilzt, sagt Alexander v. Humboldt¹⁾, kann von der nach dem Causalzusammenhange der Erscheinungen grübenden Vernunft nur in einzelne Elemente zerlegt als Ausdruck eines

1) Kosmos. I. 12.

individuellen Naturcharakters begriffen werden.“ Wir sehen demnach, daß es mit dieser ganzen Lehre doch eine tiefere Bewandniß hat, als die wohl meinen, welche so leicht mit dem Namen eines Atheisten oder eines Längners der Unsterblichkeit fertig sind, und in äußerer Unsterblichkeit hat Lucrez wenigstens bis jetzt alle seine Widersacher überdauert, von denen selbst die meisten Gelehrten kaum die Namen kennen, noch, wenn sie ihre Antilueretiana lesen, großen Gewinn davon haben; es ergötzt ihm hierin fast wie dem Machiavelli mit seinen Widersachern.

Hiermit glaube ich Ihnen, verehrte Anwesende, wenigstens einige Andeutungen von dem gegeben zu haben, was den erhabenen Dichtergeist des Lucrez während seines kurzen Lebens auf das ernsteste bewegt haben muß. Man erzählt, daß er, gleich dem herrlichen Sänger des befreiten Jerusalem, in Wahnsinn verfallen sei, manche sagen durch einen Liebestrank, den ihm Lucilia, seine Geliebte oder seine Gattin, geboten. Wenn Sie aber hier wieder den hohen Accorden Beethovens lauschen, wird Ihnen in der ungeheuren Arbeit seiner Gedanken einmal wieder das Bild des Lucrez vor die Seele treten, wie er in gleicher Arbeit und Mühe aus der irdischen Finsterniß zum Lichte emporstrebte; beide aber, der Musiker und der Dichter, haben noch das gemein, daß unter ihren Accorden sich vor uns das Weltall erschließt.

*Denn sobald ihr erhabener Geist der Dinge Natur uns
Laut zu verkünden beginnt in Worten göttlicher Weisheit
Flühen dahin die Schrecken der Seele, die Schranken des Weltbaus
Weichen zurück; ich seh' im Raume sich treiben die Körper;
Mir erscheint die Hoheit der Götter, die ruhigen Sitze,
Die nicht erschüttert der Wind und die feuchten Wolken mit Regen
Nicht benetzen, noch bleicher Schnee, vom Froste gehärtet,
Niederfallend entstellt, ein nimmer bewälkter Aether
Lacht um sie her und breitet sich aus in Strömen des Lichtes ¹⁾.*

Diese vom Lucrez in dankbarem Gefühl auf seinen Meister Epikur gedichteten Worte glaube ich nicht mit Unrecht auf ihn selbst, wie auf Beethoven anwenden zu können, und schließe mit ihnen meinen heutigen Vortrag.

1) III, 14 ff.



ANMERKUNGEN.

Ich kann nicht umhin, den hier folgenden kurzen Bemerkungen das allgemeine Wort voranzustellen, daß der Weg der Einsicht und Erkenntniß, gleich dem der Tugend, ein schmaler und schwieriger ist, und daß die Ruhe der Seele und die Erhebung des Geistes, welche auf ihm gewonnen werden, nur mit täglich sich erneuernder Anstrengung und unter steten Kämpfen, besonders aber nur durch ein eifriges und unausgesetztes Studium zu erreichen sind. Daß dies sich also verhält, ist, nach meiner Ansicht, ein Glück, und es ist zum Heil für die Menschen so geordnet, daß Schlafheit auf diesem Gebiete auch nicht einmal der leisesten Tröstung kann theilhaftig werden. Sollte daher jemand sich durch meine Worte aufgefordert fühlen, sich dem hier gepriesenen Werke zuzuwenden, so kann er dies mit Erfolg nur unter der Bedingung eines langjährigen Studiums thun: denn die goldenen Früchte in den Gärten der Hesperiden kann nur beharrlicher Muth der Helden pflücken; und wenn dem festesten Glauben die schweren Prüfungen nicht gespart sind, und auch von ihm nur, wer ausharrt, die Krone empfängt, um wie viel mehr muß dies mit der Erkenntniß und der Wissenschaft der Fall sein! Wenn übrigens unser Dichter gewiß vollkommen berechtigt ist zu dem Ausspruche, und wenn ihm die Weisen aller Jahrhunderte darin vollkommen beistimmen, daß der Quell und Grund aller menschlichen Uebel Mangel an Einsicht und richtiger Erkenntniß ist, und wenn im Gegentheil anerkanntermaßen der Glaube diese Einsicht nicht gewährt, wie ihm denn auch die christliche Religion ein anderes Gebiet zuweist, so kann wohl über die Bahn, welche zur Beseitigung jener Uebel zu verfolgen ist, auch nicht der geringste Zweifel bestehen, so wenig wie darüber, daß die Anschauung der Natur und ihre Betrachtung, wie sie Lucrez will, die richtige Führung auf dieser Bahn ist; denn, um nur eins zu bemerken, wohin wäre der Protestantismus und die ganze deutsche Bildung gerathen, ohne den Eifer, mit welchem sich unsere Nation den Naturwissenschaften zugewandt hat; man kann dreist die Behauptung aufstellen, daß Luthers erhabenes Werk ohne sie schon längst wieder zum crassesten Aberglauben entartet wäre. Die von Lucrez angegebene Methode ist daher eine mit der ganzen Bildung und Entwicklung des Geistes und seinem stetigen Fortschritt durchaus übereinstimmende, und sie muß festgehalten werden, wenn Deutschland nicht der leutigen Furcht vor allem Nichtigem, vor allem, was den Furchtlosen nicht trifft und nie treffen kann, wieder zur Beute werden soll.

Seite 5. „zumal da die Seele als Harmonie aufgefaßt und begriffen wird etc.“

Lucrez bekämpft dies. S. Bch. III, V. 98 ff. Statt aller weiteren Ausführung beschränke ich mich auf einige Sätze aus den Lehren der Pythagoräer: „Die Begrenzung ist durch die Zahl gegeben, und nur durch diese ist Erkenntniß möglich; selbst die sinnliche Empfindung ist durch die Zahl bedingt, welche die Dinge der Seele harmonisch fügt, so daß die Seele mit dem Gegenstande der Erkenntniß übereinstimmt. Das Gebiet der Seele, und Vernunft ist das Astralische: auf die in diesem Theile des Kosmos ausgeprägten harmonischen Verhältnisse bezieht sich die Weisheit.“ Siehe Boeckh, Philolaos, S. 190 — 191.

Seite 6.

Die Stelle des Pindar ist hier in prosaischer Uebersetzung gegeben worden, da die Versuche, eine sprachschöne und allgemein verständliche metrische Uebersetzung zu machen scheiterten und von den vorhandenen metrischen keine in irgend einer Weise genügt. Da unsere Sprache, was ihr seit Klopstock freilich viele als einen Vorzug anrechnen, leider die Längen immer mit den Stamm- und Wurzelajlben zusammenfallen läßt und alle Nebensyllben kurz gebraucht, so befindet sie sich schon dadurch in der Unmöglichkeit den großen Gang der pindarischen Rhythmen nachzubilden. Für diejenigen, welche überhaupt mit den metrischen Uebersetzungen des Pindar unbekannt sind, folgt hier wenigstens die erste Strophe der angeführten Ode:

*Golden Kitharenspiel, der violunlockeden Muen Besitz
Und Apollons edelstes Gut: dem gehorcht Tamschritt, der ergötlichen Lust Anfang:
Dess Tonfalle lauscht der Säng' Schaur,
Wann Reigenanföhrender Eingangslieder Klang du beginnst anschlagend in wirbelndem
Schwung:*

*Auch des Blitzkeils Zackenspeer selbst loschest du,
Erregst Feuers: es schläft auf des Zeus Machtzepter der Adler, der schnell aufsteigend
Fittige Paar niedererschlägt.*

Seite 9.

„Weil denn du nur allein die Natur der Dinge regierest“ etc.

Zur Vergleichung folge hier nur eine Stelle aus Euripides Hippolyt (Vers 149 bis 152):

*Sie schweift im Aether, in des Meers bewegter Fluth
Weilt Kypris, und alles ist durch sie entsproßt.
Sie ist es, die erzeugt und gewährt den Trost,
Der all uns, die wir auf der Erde sind, erschuf.*

Seite 9. „Ich vindicire dem Lucrez den Namen des großartigsten und bedeutendsten Geistes unter den römischen Dichtern überhaupt.“

Es wird niemand entgehen, daß diese Worte unter anderen auch gegen Leasing gerichtet sind, welcher in seiner Abhandlung: Pope, ein Metaphysiker, sagt: „Sollte man mich fragen, ob ich den Lucrez kenne, ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikur enthalte? Sollte man mir andere seines Gleichen anführen, so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seines Gleichen sind Vers-

macher, aber keine Dichter. Ich lügne nicht, daß man ein System in ein Sylbenmaß oder auch in Reime bringen könne, sondern ich lügne, daß dieses in ein Sylbenmaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht sein werde.“ — Lessing und die ihm zustimmen, würden zu solchem Urtheil vollkommen berechtigt sein, wenn das Werk des Lucrez weiter nichts wäre als ein in Verse gebrachtes philosophisches System; daß dem nicht also sei, geht wohl aus meinen Aufstellungen hinlänglich hervor, und die Frage kann sich nicht mehr um den Lucrez als Dichter drehen, sondern muß für das Lehrgedicht in seinem Charakter als Dichtung überhaupt entschieden werden. Meine Ansicht darüber habe ich im Text ausgesprochen, und es kommt nur darauf an zu untersuchen, inwiefern Lucrez in seinen Büchern den Anforderungen an das Lehrgedicht überhaupt entsprochen; daß dies der Fall sei, läßt sich leicht erweisen und durch Vergleichung herausstellen, daß er nicht nur unter den römischen Didaktikern, sondern unter den Lehrdichtern aller Zeiten eine der ersten Stellen einnimmt.

Seite 13. „Wir haben es hier in der That mit zwei divergirenden Wegen zu thun.“

Daß dieses Auseinandergehen wirklich vorhanden ist, und daß es nur mit Scheingründen als nicht vorhanden verdeckt werden kann, weiß jeder, dem es einmal Ernst gewesen ist, diese Divergenz zu überwinden; es weiß es am meisten die sogenannte speculative Theologie. Nichtsdestoweniger treten immer noch Schriftsteller auf, die aus diesem oder jenem Grunde, am meisten aber in einer schwächeren Geistern stets anhaftenden Scheu vor den Consequenzen, die Verkleisterung eines Bruches versuchen, den zu verbergen die Wissenschaft durchaus keine Ursache hat. So noch ganz neuerlich Th. Henri Martin, Professor in Rennes, in seiner *Philosophie spiritualiste de la Nature*, Paris 1849, der in der Vorrede sagt: „Die Vernunft tritt nothwendig in diese Erkenntnis ein, und zumal, sobald es sich darum handelt, die Entscheidungen der Autorität zu begreifen; dergestalt, daß in der Tiefe einer jeden Doctrin, und selbst der religiösen, sich immer, mag man es wollen oder nicht, ein wenig Rationalismus findet. Aber es ist darum nicht minder wahr, daß die Offenbarung, sobald man sie einmal als eine Thatsache festgestellt hat, die höchste Gewähr der Wahrheit der geoffenbarten Dogmen ist, bei welchen, nach der Bemerkung von Descartes, wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir darin einige unerklärliche Mysterien finden, da ja die Natur, die doch im Vergleich mit der Gottheit so wenig ist, uns eine so große Anzahl derselben bietet. In der Philosophie hänge ich dem Rationalismus an, wie ich ihn so eben erklärt habe, und zu gleicher Zeit unterwerfe ich mich ohne Rückhalt dem Supernaturalismus, so wie er in der vollständigen Doctrin des Christenthums vorliegt, das heißt in der des Katholicismus.“ Es ist zweifelhaft, wenn derartige Ansichten eigentlich zum Nutzen gereichen sollen, dem Christenthum in seiner katholischen Gestalt, oder der Wissenschaft; zufrieden erklären kann sich damit wohl keines von beiden.

Seite 15. „*Nihil e nihilo*.“

Die deutsche Sprache bietet leider für das doppelte Nichts, das absolute und das relative, nicht wie die griechische auch einen doppelten Ausdruck, sie kennt keinen Unterschied des *oûdê* und *oûpôr*, wodurch häufige Begriffsverwirrungen entstehen. Lucrez sagt: Nichts erzeugt sich aus dem absoluten Nichts, und geht auch nicht da-

hin zurück, d. h. in das *oëdre*, wohl aber in das relative Nichts, in das *urêdre*, aus dem auch alles entsteht, d. h. aus dem was es nicht ist: der absolute und göttliche Urquell der Welt ist kein absolutes Nichts. Hiernach ist ebenfalls Villemains Anspruch zu beurtheilen, wenn er sagt: „*dans sa terre malheureuse, Lucrece fait du néant même une chose poétique.*“ Zur Erläuterung diene wiederum nur eine pythagoräische Theorie: „Der Kosmos hatte nach pythagoräischer Ansicht keinen Anfang in der Zeit: sein Werden hat aber einen Anfang im Gegensatz gegen das ungewordene Sein der Urgründe. Dies ist der Sinn des pythagoräischen Satzes, daß die Welt geboren sei nicht nach der Zeit, sondern nach dem Begriff.“ Boeckh, a. a. O. S. 166.

Seite 16. „Lucrez's Theorie von der *natura libera*.“

*Hast du dieses erkannt, so wird hinfort die Natur dir
Frei erscheinen und fern von der Herrschaft stolzer Gebieter,
Alles bewirkend durch sich, ohn' allen göttlichen Einfluß.*

Lucrez, II, V. 1090—92.

„Wo in der Ebene, eiförmig, gesellige Pflanzen den Boden bedecken und auf grenzenloser Ferne das Auge ruht, wo des Meeres Wellen das Ufer sanft bespülen und durch Ulven und grünen Seetang ihren Weg bezeichnen: überall durchdringt uns das Gefühl der freien Natur, ein dumpfes Ahnen ihres „Bestehens nach inneren ewigen Gesetzen.“ In solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft: sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen oft das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist.“

A. v. Humboldt, Kosmos, I, S. 6.

Hierin liegt auch zugleich die Erklärung des Wortes Friedrichs II. S. 21.

Man vergleiche damit einen wenig bekannten Brief an den Grafen Algarotti vom 21. April 1752, der über Maupertuis' Krankheit geschrieben hatte: „Wenn Sie Maupertuis sprechen, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß er keinen Caffé, keine Liqueure trinke und sich den Gesetzen des Hippokrates unterwerfe: denn, alles in allem, muß man regelrecht gesund werden oder sterben“ (*il faut guérir ou mourir dans les règles*). Dieser Ausspruch enthält die ganze Lebensansicht des Königs, und er wird zugleich zur Erläuterung des Wortes dienen, daß das dritte Buch des Lucrez ihn tröste und beruhige, insofern es nämlich die Enthüllung eines Naturgesetzes versucht, dem alles unterworfen ist: der alleinige Trost kann aber hierbei in der erkannten Nothwendigkeit liegen.

Seite 23. „Ein Buch, was sich dem platonischen Phädon vergleichen ließe, ist noch nicht wieder geschaffen worden.“

„Ich bin der Ansicht, daß es bessere Gründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht giebt, als die platonischen: wie weit sie reichen, mag jetzt dahin gestellt bleiben: aber alle andern reichen entweder nicht weiter, oder sind gar keine Gründe, sondern Glaubensartikel, entweder positive eines Religionsystems, oder subjective Einzelner.“

Boeckh, Antiquarische Briefe. Herausgegeben von F. v. Raumer.
1831. S. 209

Wenn Raumer (a. a. O. S. 185) behauptet: „die christliche Ansicht vom Erwerben oder Ertheilen eines neuen Leibes, irgend einer neuen Verbindung des Geistigen und Materiellen, ist richtiger als die Platon's von der bloßen Geistigkeit, über welche man wohl schwebeln und nebeln — aber nichts festhalten kann.“ — so bedarf dieses Wort, um richtig aufgefaßt zu werden, erst noch einer genauen Ausführung und Begründung: so hingeworfen, wie die Aeußerung ist, weiß man nicht recht, ob der Verfasser auf die auch von Lucrez vertretene Ansicht hinzielt, worauf „die neue Verbindung des Geistigen und Materiellen“ deutet, obgleich dies im Sinne des Lucrez auch nicht recht genau gesprochen wäre, oder ob in der That die christliche Ansicht gemeint ist, wie die Kirchenväter und auch die protestantischen Theologen sie vertreten. Diese ist aber von jener in der That sehr verschieden, indem es sich dabei nicht von einer neuen Verbindung des Geistigen und Materiellen handelt, weil der Leib der Auferstehung in der That derselbe ist, wie der irdische es war, mit denselben Bestandtheilen, die er im irdischen Leben hatte, mit Haut und Haaren, Eingeweiden, Knochen und Zähnen (*Tertull., de resurr. c. 63. Resurgit caro, et quidem omnis, et quidem ipsa, et quidem integra.* — *Quenstedt, IV, p. 582: subiectum quo (resurrectionis) est idem numero ac substantia corpus, quod in hac vita existimus.*) — Die hierin liegenden Unmöglichkeiten sind oft genug und hinlänglich beleuchtet worden, und es kann wohl keinem gegründeten Zweifel unterworfen sein, daß eine Untersuchung über die Seele, wie die Lucrezische, denn doch einen ganz andern Gehalt habe, als die der christlichen Kirchenväter über den himmlischen Leib, die theils komisch, theils unwürdig sind. Ihr Werth oder Unwerth wird einem jeden durch ein Paar Anführungen am besten einleuchten. Augustin sagt (*Enchirid. 89*): „Was für einen häßlichen Körper würde das geben, dem in der Auferstehung die ganze Länge der ihm nach und nach abgeschnittenen Kopf- und Barthaare, und wohl gar auch der Nägel, wieder anwachsen sollte.“ Derselbe meinte (*de civit. Dei, XXII, 19*): „Körperliche Mängel jeder Art werden von den Frommen in der Auferstehung getilgt, das Uebermaas von Fett und Magerkeit ausgeglichen, so jedoch daß die Grundzüge der vorigen Gestalt, wie sie zur Kenntlichkeit der Personen erforderlich sind, nicht verwischt werden.“ Ein langer Streit ist über die Statur geführt worden, in der jeder auferstehen würde, und eben so ist über die innere Organisation des himmlischen Leibes viel disputirt worden. Origenes hob schon hierbei die widrigen Folgerungen hervor in Betreff der Gedärme, in sofern man dem neuen Leibe die innere Organisation des alten irdischen zuschrieb: indessen fand der heilige Thomas (*III. in suppl. 81, 2*) den Ausweg, daß die Eingeweide nach der Auferstehung statt ihres jetzigen Inhaltes mit edlen Flüssigkeiten angefüllt sein würden (*Intestina resurgunt sicut et alia membra: et plena erunt non quidem turpibus superfuitatibus, sed nobilibus humoribus.*)

Wird nun auch niemand die Lucrezische Ansicht für mehr halten, als sie in der That ist, d. h. für eine wahrhafte Methode, um dem Richtigen und Halthbaren immer mehr auf die Spur zu kommen, so kann sie doch einem jeden noch den Vortheil bieten, eine genaue und scharfe Fassung jedes aufzustellenden Satzes herbeizuführen, und dafür dürfte sein Studium von bedeutendem und bleibendem Werthe sein, wenn man auch ganz außer Acht lassen wollte, daß er, als die römische Mittelstufe von den Griechen zu Spinoza, in der Geschichte der Philosophie stets seinen Platz wird behaupten müssen, während ihn freilich die meisten bis jetzt an dieser Stelle kaum der Erwähnung werth geachtet haben. Möchte es mir vergönnt sein, die Aufmerksamkeit der Gelehrten ihm wieder in erhöhtem Maaße zuzuwenden: einen andern Zweck kann

der Druck des vorliegenden Vortrages nicht haben, und tüchtige Forschung und sachgemäße Kritik werden sicher nicht verfehlen, fortan ihn überall dergestalt in die Reihe der Entwicklung des Geistes einzuordnen, daß die in ihm verborgenen Schätze wiederum zum Gemeingut der Wissenschaften werden. Eine fernere Anregung hierzu biete noch die

Schlussbemerkung.

Wenn ich in meinem Vortrage das Lehrgedicht des Lucrez nach seinem Hauptzwecke charakterisirt habe, welcher der eigentliche Nerv seiner ganzen Darstellung ist: „Ueberwindung aller Furcht durch richtige Erkenntniß, und Beruhigung des Geistes,“ wie sie in seiner Erklärung der wahren Religion hervortritt (S. 20), so möge hier schliesslich noch das Urtheil Humboldts im Kosmos (II, S. 16—17) seine Stelle finden, der die naturphilosophische Seite des Werkes hervorhebt: „Reichlich mit poetischem Genius ausgestattet ist das begeisterte Naturgedicht des Lucretius. Es umfaßt den ganzen Kosmos; dem Empedokles und Parmenides verwandt, erhöht die archaische Diction den Ernst der Darstellung. Die Poesie ist hier tief mit der Philosophie verwachsen, ohne deshalb in die Frostigkeit der Composition zu verfallen, die, gegen die phantasiereiche Naturansicht Plato's abstechend, schon von dem Rhetor Menander in dem über die physischen Hymnen gefällten Urtheil so bitter getadelt wird. Mein Bruder hat mit vielem Scharfsinn die auffallenden Analogien und Verschiedenheiten entwickelt, welche aus der Verwachsung metaphysischer Abstractionen mit der Poesie in den alten griechischen Lehrgedichten, in dem des Lucretius und in der Episode Bhagavad-Gita, aus dem indischen Epos Mahabharata, entstanden sind. Das große physische Weltgemälde des römischen Dichters contrastirt in seiner erkältenden Atomistik und seinen oft wilden geognostischen Träumen mit seiner lebensfrischen Schilderung von dem Uebergange des Menschengeschlechts aus dem Dickicht der Wälder zum Feldbau, zur Beherrschung der Naturkräfte, zur erhöhten Cultur des Geistes und also auch der Sprache, zur bürgerlichen Gesittung.“

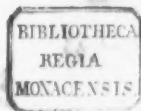


Daniel Webster
der
amerikanische Staatsmann.

Vortrag
gehalten am 12. März 1853 in der Zingstakademie
von
H. A. Wörder.

Mitte Buchstaben aus den Reden von Webster, Everett
und einigen Anlagen.

Berlin, 1853.
Verlag von Georg Reimer.



I. Webber und Demosthenes.

Rühre du ein jugentlich Volk, so erglänzt dir der Tempel des Nachruhms:
Ist ein entartet Geschlecht, hänge die Gier dein Haupt.

Dem Ruhme der Deutschen

in beiden Hemisphären,

Freiherrn A. v. Humboldt,

in dem Gefühle innigster Ergebenheit

gewidmet

vom Verfasser.



Hochzuverehrende Versammlung!

Der dritte Band der gesammelten Werke von Daniel Webster, welche in Boston im Jahre 1851 gedruckt sind, enthält Reden in der Versammlung, welche die Verfassung des Staates Massachusetts verbessern sollte, drei an Zahl, und außerdem achtzehn Reden aus dem Congreß, in den Jahren 1815 bis 1834 gehalten, die sich auf die Bank der Vereinigten Staaten, auf die gesetzliche Münze, auf die griechische Revolution, den Tarif, die Gerichtsverfassung, die Sendung nach Panama, auf das Veto des Präsidenten, auf die Constitution der Vereinigten Staaten, welche kein Vertrag zwischen souverainen Staaten sei, u. s. w. beziehen. Diesen Band hat Webster seiner Gattin gewidmet, oder „seinem theuren geliebten Weibe“, indem er sich an dieselbe wendend sagt: „Ich kann diese Bände nicht unter die Presse geben, ohne daß ich in ihnen den Tribut meiner Liebe und der Anerkennung für die tiefgefühlte Theilnahme niederlege, welche Du für die Schöpfungen empfunden hast, die in ihnen enthalten sind. Du bist Zeuge des Entstehens der meisten gewesen und hast Dich den Gegenständen, welche sie enthalten, mit nicht geringerem Eifer, als ihr Verfasser selbst hingegen, und die Höhe der Gunst, womit das Publicum sie nun aufnehmen wird, berührt Dich mit demselben Ernst, davon bin ich überzeugt, wie mich selbst.“

Unternehme ich es nun heute, vor dieser verehrten Versammlung von einem Staatsmanne zu reden, so thue ich es in der Meinung, welche das Verhältniß von Caroline le Roy Webster zu ihrem

Gatten in mir erregt hat, die der Entwicklung und Fortbildung der nordamerikanischen Institutionen durch Daniel Webster's Thätigkeit mit Eifer zusah und ihrem Vaterlande um so treuer anhing, je mehr es durch ihn dem Ziele genähert wurde, welches beiden Gatten als das Ideal für seine Zustände lebendig vor der Seele stand. Im Hinblick hierauf glaube ich auch von Seiten der Damen Entschuldigung für die Aufgabe zu finden, welche ich mir gestellt, zumal ich zu Deutschen spreche, deren Gefühle für die theure Heimath alt und erprobt sind.

Die Zukunft der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ein Problem, welches nicht allein den Staatsmann, den Nationalökonom, den Geistlichen oder den Freund der Menschheit zu beschäftigen geeignet ist, sondern sie ist eine Stufe in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt; denn es werden dort Versuche so bedeutender Art angestellt, es liegen dort im Keime so ungeheure Aufgaben vor, daß man sagen möchte, wenn sie gelöst werden sollen, so bedarf es eines neuen Geschlechts ursprünglicher Geister, gleich den Titanen, von welchen uns die älteste griechische Sage Kunde giebt, um sie ganz zu erfassen und ihrer Lösung zuzuführen. Schon die europäischen Verhältnisse machen in ihrem Gesamtüberblick Männer nöthig, welche den Heroen gleich zu stellen sind, und wenn die Aufgabe, im Ganzen geordnete Zustände weiter zu entwickeln, schon in der alten Welt eine solche ist, an welcher selbst bedeutende Kräfte scheitern, in wie viel höherem Grade muß dies nicht in einem Staatswesen der Fall sein, das erst im Werden begriffen, schon im Beginn seiner Laufbahn ein Gebiet umfaßt, welches dem der Gesammtheit von Europa an Umfang beinahe gleich kommt. Der Flächeninhalt der Vereinigten Staaten beträgt nämlich ungefähr 162,155 deutsche Quadratmeilen, die größte Ausdehnung des Gebiets von Norden nach Süden 170 Meilen, die von Osten nach Westen etwa 625 Meilen. Für die ganze Länge dieses Durchschnitts vom atlantischen bis zum stillen Meere ist gegenwärtig eine Eisenbahnlinie in Angriff genommen worden.

Der Flächeninhalt von Europa wird auf etwa 150,000 Quadratmeilen angegeben, also nur auf 17,845 mehr als der der Vereinigten Staaten; der von Deutschland beträgt etwas mehr als $\frac{1}{16}$

derselben. Die Vereinigten Staaten bilden eine durchaus in sich geschlossene Masse und haben schon hierdurch allein einen so großen Vortheil in ihrer Weltstellung voraus, daß an einer sicheren Basis für ihre zukünftige Entwicklung, so weit dies die territorialen Verhältnisse berührt, nicht gezweifelt werden kann.

Daß und wie sehr die Bürger der Vereinigten Staaten und ihre leitenden Staatsmänner von dieser Macht ihres Landes durchdrungen sind, ist bekannt. T. Webster hat im Congress und zuletzt als Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten sein Vaterland im vollen Bewußtsein dieser Bedeutung nach außen hin vertreten. Nochte dabei immerhin ein etwas hochtönendes Wort mit eingemischt werden, so diente dies doch eher das Nationalgefühl und den Patriotismus zu beleben und zu kräftigen, als ein entgegengelegtes Verhalten. So schrieb Webster unter dem 21. December 1850 an den österreichischen Gesandten Hülfemann:

„Die Macht dieser Republik hat sich gegenwärtig über ein Land ausgedehnt, das an Reichthum und Fruchtbarkeit eins der ersten des Erdballs ist und einen Umfang gewonnen, in Vergleich zu dem die Besitzungen des Hauses Habsburg nur ein Fied auf der Erdoberfläche sind. Ihre Bevölkerung, schon jetzt 25 Millionen stark, wird die des österreichischen Kaiserthums in einer Zeit übertreffen, in der Herr Hülfemann hoffentlich noch seiner Regierung seine anerkanntwerthen Dienste leistet. Ihre Schifffahrt und ihr Handel werden kaum von den ältesten handelsreibenden Nationen übertroffen; ihre Seemittel und ihre Seemacht mag Oesterreich selbst in allen Meeren betrachten, wo es Häfen hat, so wie sie auch in allen andern Theilen der Erde zu suchen sind.“

Den griechischen und römischen, den englischen und französischen Retnern und Staatsmännern rechnet es Jedermann zum Ruhm, wenn sie ihrem Lande nach außen hin nichts vergebend; sollten wir es daher nicht ebenfalls an den Amerikanern rühmendwerth finden? Der warmen, der glühenden Vaterlandsliebe, welche von der Rechtmäßigkeit und Ehre ihres Strebens durchdrungen ist, mag dies wohl anstehen. Hierbei will ich nicht des Wortes von Goethe gedenken, daß eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern und peinliche Gefühle erzeuge; denn er fügt hinzu, daß er in der

Wissenschaft und der Kunst die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermöge. Und welchen Ruhm und welchen Namen unter den Nationen wir diesem Ringen der Einzelnen im Volke nach solcher Erhebung verdanken, dafür ist der gefeierte Name unseres Lichters selbst der schönste Beweis.

Dem Schaupiele, welches sich jenseits des Oceans vorbereitet und in immer bestimmteren Formen entwickelt, steht wohl keiner mit Gleichgültigkeit zu, und auch Deutschland ist dabei in hohem Maße sehr nahe theilhaftig, selbst abgesehen davon, daß wir am oberen Laufe des Mississippi ein verjüngtes Germanien sich erheben sehen. Fünfhundert Millionen Menschen, so hat man berechnet, wird einst sein ungeheurer Thalgrund fassen und ernähren können. Aus Deutschland hat im Jahre 1852 ein Abfluß an Bevölkerung von etwa 170,000 Seelen stattgefunden, eine Zahl, welche die deutsche Auswanderung im Jahre 1851 um mehr als 50,000 Personen übersteigt, und davon hat sich der größte Theil den Vereinigten Staaten zugewendet. Die reißend schnelle Ausdehnung des Gebietes derselben, so wie den Wachsthum ihrer Bevölkerung, schildert Wehker in einer am 20. Januar 1830 im Senat über den Verkauf der Staatsländereien gehaltenen Rede in folgender Weise:

„Und hier, bei der Epoche von 1794, lassen Sie uns inne halten und die Scene überschauen, wie sie sich damals, vor fünfundsiebzig Jahren, unseren Blicken darstellt. Lassen Sie uns zurücksehen und sie betrachten. Ueber das ganze Land, welches jetzt den Namen Ohio trägt, erstreckte sich zu der Zeit eine ungeheure Wildniß, in die noch Niemand eingebrungen war, mit Ausnahme von zwei Punkten auf welchen ein Anbau stattgefunden hatte, der eine zu Marietta, der andere zu Cincinnati. An diesen kleinen Oeffnungen, welche jede etwa eine Meilenspitze auf der Karte ausmachten, hatte der Arm der Grenzbesohner den Wald gelichtet und einen Sonnenblick eindringen lassen. Die kleinen Ertrübe, welche selbst noch von den überhängenden Zweigen der Wildniß überschattet waren, die von Jahrhunderten zu Jahrhundert gestanden und sich fortgesetzt hatte, fast möchte man sagen, seit der Schöpfung, dies war alles, was damals unter der Hand des Menschen zur Blüthe gebracht worden war. In einer Ausdehnung von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen

bedunkelte keine andere Fläche mit lachendem Grün die Nähe der Civilisation. Der Pfad des Jägers überschritt mächtige Ströme, die in einsamer Größe dahinkossen und deren Quellen in entlegenen und unbekannten Regionen der Wildniß lagen. Ohio reichte im Norden bis an einen ungeheuren Finnensee, auf welchem die Stürme des Winters wütheten, wie auf dem Ocean; alles ringeumher war die Erde der ersten Schöpfung; es war eine frühe, unbetretene, unbegrenzte, es war eine prachtvoll erhabene Wildniß. Und was ist es jetzt? Trübt mich nur die Phantasie, oder kann es eine Thatsache sein, welche sich uns darstellt in solch einem Wechsel, der uns über- rascht und in Erstaunen setzt, wenn wir unser Auge auf das wenden was Ohio jetzt ist? Ist es Wirklichkeit oder ein Traum, daß selbst in einem so kurzen Zeitraume, wie diese fünfundsiebzig Jahre sind, dort auf demselben Boden ein unabhängiger Staat mit einer Million Einwohner plötzlich entstanden ist. Eine Million Einwohner! ein Bestand an Bevölkerung, größer als der in allen Cantonen der Schweiz und gleich einem Drittel aller Einwohner der Vereinigten Staaten zu der Zeit, als sie es unternahmen, ihre Unabhängigkeit zu erringen. Dieses neue Glied der Republik hat schon die Mehrzahl der alten Staaten weit hinter sich zurückgelassen; es steht jetzt Virginien und Pennsylvanien zur Seite und wird, was die Zahl seiner Bewohner anbetrifft, bald keinen andern Staat als New-York selbst als seines Gleichen anerkennen. Wenn wir daher über Maßregeln noch ihren Erfolgen urtheilen mögen, welche Lehren geben diese Thatsachen uns nicht über die Politik der Regierung?"

Von den Productions- und Handelsverhältnissen der Union werden wir eine annähernde Vorstellung gewinnen, wenn wir hören, daß sie, bei einer Bevölkerung, welche um etwa sechs Millionen geringer ist, als die des Zollvereins, doch einen doppelt so großen Handel hat; denn ihre Einfuhr beträgt 322 Millionen Thaler, ihre Ausfuhr 325 Millionen, wogegen die Einfuhr des Zollvereins nur 152 Millionen, seine Ausfuhr 173 Millionen ausmacht, so daß auf den Kopf der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten an Einfuhr 13½ Thlr., dagegen im Zollverein wenig über 6 Thlr. kommen. Es ist dies eine für den Nationalökonomien und Staatswirth sehr beachtenswerthe Erscheinung, während man geneigt sein sollte, bei der alten

Cultur Deutschlands und bei den noch so wenig entwickelten Industrieverhältnissen Nordamerikas, eher das Gegentheil zu vermuthen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, bis zum Jahre 1776 der Oberherrschaft der englischen Krone unterworfen, haben nach einem achtjährigen wechselvollen und oft verzweifelten Kampfe ihre Unabhängigkeit errungen und sie wurden im Pariser Frieden, vom 3. September 1763, als freie, souveraine und unabhängige Staaten von ihrem bisherigen Mutterlande anerkannt; New-Hampshire, Webster's Geburtsland, eröffnete die Reihe der dreizehn Staaten, deren der erste Artikel des Friedenstractats Erwähnung thut. Washington ist der Name des Helden, auf dessen Genius dieses neue Staatsgebäude ruht, das seinen Schutzhelm durch die, im Jahre 1787, in Philadelphia von einer Convention der Abgeordneten von zwölf Staaten entworfenen und von der Majorität des Volkes angenommene Constitution erhielt und an dessen Spitze der Befreier seines Vaterlandes selbst mit dem 4. März 1789, dem Eröffnungstage des ersten Congresses, als sein erster Präsident trat.

Der Act der Unabhängigkeitserklärung eines Volkes und selbst der ihrer Durchführung hat an sich genommen in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit eine nur äußerliche, also eine geringe Bedeutung, wenn mit solcher Erklärung nicht ein neues Princip in die Geschichte selbst eintritt, wie dies z. B. mit der Reformation und der daraus hervorgegangenen Unabhängigkeit des protestantischen Deutschlands von dem katholischen geschah. Eine derartige Bedeutung hat die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776. Jeder von uns kennt die Namen der Jefferson, Franklin, Randolph, Hancock, Hamilton, Roger-Sherman, M. Morris, Livingston, welche alle, dem erhabenen Heldenn und Weisengestirne seines Vaterlandes nachzusehen, durch seltsame Anstrengung und Aufopferung, jener Erklärung gemäß, Amerika aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse einer Colonie zu einem freien Staate erheben, der, ein großes Beispiel in der Geschichte, nach wenigen Jahrzehnten der Republik der mächtigsten Großstaaten werden konnte. Ihr Werk nicht zu verrathen, sondern es auf den von ihnen gelegten Grundlagen der menschlichen und bürgerlichen Freiheit nach jeder Richtung hin zu befestigen und auszubauen: dieser Gedanke befeuerte D. Webster.

Sein Vater, Ebenezer Webster, gehörte zu den Anführern in der nordwestlichen Gegend der Vereinigten Staaten, welche durch die Abtretung von Canada an England, vermittelst des Vertrages von 1763 für Nordamerika gewonnen wurde; dieser öffnete ihm die Durchgänge durch den Urwald und die Pässe der westlichen Hügel. Der königliche Gouverneur von New-Hampshire bewilligte an ihm Obersten Stevens und seine Begleiter, weiß frühere Offiziere, die Stadt Salisbury, deren erster Name Stevenstown war. Diese Stadt liegt gerade an dem Punkt, wo der Fluß Merrimack durch die Vereinigung zweier Gewässer gebildet wird. Hauptmann Webster besaß sich unter den Anführern auf diesen neubewilligten Staatsgrunde und erhielt seinen Antheil Landes in einer nördlichen Gegend. Er wirt und beschrieb als von einem Achtung gebietenden Neupfeten, groß, von athletischer Natur, und lange Kriegsdienste hatten ihm Ansehen und Haltung eines Soldaten gegeben. Er gehörte zu der unerlöschlichen Race der Grenzmänner, welche den ganzen Saum der englisch-amerikanischen Colonien bewohnten und bald als Ackerbauer, bald als Jäger oder Soldaten ihr Leben in einem langen Kampfe mit den Wildheuten einer jungen Ansiedlung am Rande des Urwaldes hindrachten. Unermüdetlicher als die übrigen Mitglieder der Ansiedlergesellschaft des Obersten Stevens trieb er seinen Weg tiefer in die Wildniß hinein und bahnte sich einen Pfad, wo er keinen finden konnte. Zu dieser Zeit befanden sich seine nächsten civilisirten Nachbarn an der Nordwestgrenze in Montreal.

Bald nachdem Ebenezer Webster sich in Salisbury angesiedelt hatte, starb seine erste Gattin und er beirathete Abigail Castman, welche die Mutter von Gedriel und Daniel Webster ward, den einzigen Söhnen dieser zweiten Ehe. Gleich den Vätern vieler ausgezeichneten Männer, war sie eine Frau von außergewöhnlichem Geiste und von einer Charakterstärke, welche sie in dem ganzen Kreise ihrer, allerdings beschränkten Verhältnisse, geltend machte. Sie war stolz auf ihre Söhne und hatte den Vorzug, daß sie sich einmal auszeichnen sollten, wobei ihre Hoffnungen über die beschränkte Sphäre hinausgingen, in welche das Schicksal sie gebannt zu haben schien. Die Auszeichnung, zu welcher beide gelangten und vorzüglich der Jüngere, darf man wohl zum Theil dem frühen Antriebe und der einflüßigen

Leitung ihrer Mutter zusehen. Um die Zeit seiner zweiten Ehe errichtete Hauptmann Webster ein Haus von Fachwerk dicht an dem Blockhaus, welches er bis dahin bewohnt hatte; er grub einen Brunnen in seiner Nähe und legte eine Pflanzschule von Ulmen an. In diesem Hause ward T. Webster am 15. Januar 1793 geboren. In seinem achtundfünfzigsten Jahre, 1840, sprach er vor einer zahlreichen öffentlichen Versammlung in Saratoga und machte dabei folgende Schilderung von seinem Geburtsorte.

„Es hat sich nicht so getroffen, daß ich in einem Blockhaus geboren wurde, aber meine älteren Brüder und Schwestern sind in einem Blockhaus geboren, das mitten auf den Schneetriften von New-Hampshire aufgerichtet war, und zwar in einer so frühen Zeit, daß, als der Rauch zuerst sich aus seinem unförmlichen Kamin erhob und sich über den gefrorenen Hügeln kräufelte, sich kein gleicher Anblick von der Wohnung eines Weißen zwischen ihm und den Ansiedelungen an den Flüssen von Kanada vorfand. Seine Trümmer sind noch vorhanden; ich hatte ihnen alljährlich einen Besuch ab. Ich führte meine Kinder mit dort hin, um ihnen die Mühseligkeiten zu zeigen, welche die Geschlechter erduldet, die vor ihnen heimgegangen sind. Ich liebe es bei diesen frühen Erinnerungen zu verweilen, bei den verwandtschaftlichen Vätern und den Empfindungen der Kindheit, so wie bei allen den rührenden Erzählungen und Vorfällen, welche sich in Alles mischen, was ich von diesem Wohnsitz meiner Familie im Urwalde kenne. Weintest denke ich daran, daß keiner von denen, welche ihn einst bewohnten, sich jetzt unter den Lebenden befindet, und sollte ich mich je seiner schämen, oder es an ~~mancher~~ Liebe und Verehrung für den fehlen lassen, welcher ihn aufrichtete und gegen wilde Gewalt und Zerstörung beschützte, der alle häuslichen Tugenden unter seinem Tuche pflegte und während der Trugsale und des Blutvergießens eines siebenjährigen Revolutionskriegs vor seiner Gefahr zurückbedte, vor seiner Arbeit, keinem Tyser, um seinem Vaterlande zu dienen und seine Kinder für eine bessere Lage zu erziehen, als seine eigne war, dann möge mein Name und der Name meiner Nachkommenschaft für immer aus dem Gedächtnisse der Menschen ausgelöscht werden.“

Welches mußten nicht die Eindrücke sein, die Webster als Kind

in der Ansiedlung seiner Eltern in der Wildniß empfing! Ringsum die unwirthbare Landschaft, die schroffen Umrisse der Felsenhügel, nur unterbrochen und gehoben durch die düstere Schirleingetanne und die zu dem Wollen aufstrebende Föhre; das Tiefland nach allen Seiten hin von Strömen ohne Brücken durchzogen, hohe verkolbte Stämme in den Kornfeldern, welche Kunde gaben von dem harten Kampfe der Ansiedler mit den unermesslichen Wüsten, und dann, am Ende des Jahres, die traurige Gestalt des Winters, wie er sich in den höheren Breitegraten in einer dünnbevölkerten Gegend darstellt, wenn der Schnee herabtreibt und jähe und wild alle Mächte des Nordens dahersürmen durch die verfinsterte Luft. Eine solche Umgebung ist allerdings geeignet, schon dem Charakter des Kindes eine frühe Reife und eine Stärke zu geben, wie sie Webster als Mann im höchsten Maße bewiesen hat. Beschäftigt hat er sich während seiner Kindjahre, gleich andern Knaben auf dem Lande, und man erzählt, daß, als sein Ruf schon durch alle Staaten getrunken war, ihm auf einer Reise nach dem Süden ein Mann entgegengetreten sei, mit der Frage: „bist denn Du der kleine schwarze Daniel, welcher die Pferde zur Tränke zu führen pflegte?“ Die Liebe, mit welcher Webster bis zum Schluß seines Lebens den Landbau pflegte, wozu ihm später auf einem eignen größeren Gute Gelegenheit wurde, steht mit diesen Erinnerungen und Eindrücken seiner Kindheit in unverkennbarem Zusammenhange.

Die Vorschule, in welcher Webster den ersten Unterricht empfing, konnte in solcher Wildniß nur äußerst mangelhaft sein; es war außerdem eine Wanderschule, und der kleine Daniel mußte öfters selbst im Winter, unter Frost und Schnee, zwei bis drei englische Meilen gehen um sie zu erreichen. Er zeigte aber große Lernbegierde; ein älterer Bruder sagte, daß Daniel nur zur Schule geschickt würde, um so viel zu lernen als sie schon wüßten; seine schwächliche Körperbildung mache ihn auch unfähig für kräftige Arbeit. Bücher bot ihm die Volksbibliothek; gleich Franklin wurde er zuerst durch die Recitäre des Spectator angezogen, und man schreibt dieser frühen Beschäftigung die erste Ausbildung für seinen geraden und kraftvollen Ausdruck, so wie die männliche Einfachheit seines rednerischen Stils zu. Die neu gestiftete Akademie zu Greter wurde eine

Wohlthat für die Grasschaft; dorthin wurde Webster im Jahre 1796 gesandt. Die wenigen Monate, welche er in ihr zubrachte, gaben ihm durch treffliche Lehrer eine geistverweckende Anregung. Bemerkenswerth ist für den künftigen großen Redner, daß er, alles Zurekens ungeachtet, aus Aengstlichkeit nicht zum Declamiren und Sprechen vor der Classe zu bewegen war. Schon im Jahre 1797 brachte ihn sein Vater zu einem benachbarten Prediger, der für Kost und Unterricht wöchentlich einen Dollar empfing. Einer classischen Erziehung genoßen damals nur wenige Privilegirte und zwar auf den Collegien. D. Webster hatte nie daran gedacht, daß ihm diese zu Theil werden könnte, und als sein Vater dem funfzehnjährigen Jünglinge mittheilte, daß er ihn auf ein Collegium schicken wolle, ward er sprachlos, weil er nicht begriff, woher sein Vater die Mittel dafür nehmen könne. „Eine Muth überließ mich, schreibt D. Webster, ich legte meinen Kopf auf die Schulter meines Vaters und weinte.“ In der Regel wurden damals von den Vätern in Neu-England nur ihre zarter gebildeten Kinder für eine höhere Bildung bestimmt. Durch den Prediger Wood im Griechischen und Lateinischen für das Collegium vorbereitet und durch seine Studien auf demselben ward Webster mit den großen Vorbildern des Alterthums bekannt, die er nie wieder aus den Händen gelassen; alle seine Reden und die ganze Richtung seines Geistes geben davon das schönste Zeugniß. Im eifrigsten Studium brachte er die vier akademischen Jahre von 1797 bis 1801 hin; besonders zogen ihn in seinen Mußestunden die Geschichte und Litteratur Englands an. Daneben ertheilte er Unterricht für seinen eignen Unterhalt und um auch seinem Bruder Gesehiel die Mittel zu verschaffen, das Collegium zu besuchen. Seinen Lehrern und Mitschülern erschien Webster schon damals als ein ausgebildeter Charakter und sein späterer Ruhm war ihnen nicht unerwartet. Im Jahre 1801 trat er bei seines Vaters Nachbarn Thompson als Rechtsbefähigter ein, einem klugen, unterrichteten Manne, der später auch Mitglied des Congresses wurde; von ihm kam er als Lehrer an die Akademie zu Freiburg in Maine, mit 350 Dollars Gehalt, und versah nebenbei die Districtschreiberstelle; er hatte die Freude, hierdurch so viel zu verdienen, daß er seinen Bruder auf das Collegium bringen konnte. Angestrengteste Arbeit und viele Entbeh-

runge waren in dieser Doppelstellung für Webster die Schule, in welcher große Charaktere sich bilden; er war damals noch so arm, daß er sich Blackstones Commentar nur leihen konnte. 1802 lehrte er nach Salisbury zurück, um seine Rechtsstudien unter Herrn Thompson fortzusetzen; die lateinischen Classiker, England und Shakspere beschäftigten ihn fortwährend. Mit dem Juli 1804 siedelte Webster nach Boston über, wo er unterstützt durch gute Bibliotheken und treue Freunde, dem Studium des Rechts die größte Ausdehnung geben konnte. Eine Gerichtsschreiberstelle mit gutem Auskommen wollte er um seines Vaters willen annehmen, doch ein Mann von Gewicht, Herr Gore, der sein ganzes Talent erkannt hatte, verhinderte dies, und so ward Webster mit dem Jahre 1807 als Advokat am Obergericht von New-Hampshire zugelassen. Während der neun folgenden Jahre lag er seiner Praxis mit solchem Eifer ob, daß er, als einer der Jüngsten, dennoch bald zu den ersten Juristen gezählt wurde und seinen Namen wie seine spätere Größe dadurch begründete. Mit dem Jahre 1812 erwählten ihn seine Mitbürger zum Abgeordneten für den Congreß und fortan war er fast unausgesetzt für sein Vaterland thätig. Verheirathet hat er sich nach dem im Jahre 1828 erfolgten Tode seiner ersten Gattin zum zweiten Mal.

Von Person war D. Webster sehr hervortretend; schon seine aufgethürmte Stirn, seine dunkeln, niedergeenkten Augenbrauen über den tiefliegenden Augen und der Umfang seines Gehirns zeichneten ihn aus. Sein Ausdruck war meist streng und düster, aber von wunderbarem Eindruck war das Lächeln, welches zuweilen über sein unwölkt's Angesicht hinblitzte. Geist und Herz haben in ihm nie ihre naive Ursprünglichkeit verleugnet, welche sich auch besonders in dem heitern Verkehr der Gesellschaft und seiner Freunde geltend machte.

Den hohen Begriff, welchen Webster von der wahren Vaterlandsliebe hatte, gab er sogleich bei seinem ersten politischen Auftreten zu erkennen; denselben Grundfägen aber, auf welche er damals fugte, ist er treu geblieben bis zu seinem Lebendende, als ein wahrer und ächter politischer Charakter. Er glaubte, daß der Frieden der wahrhaftigste Zustand sei, in welchem die Fragen der Völkervertheilung allein

Ihre grundsätzliche Lösung finden könnten: dennoch entschied er sich für den Krieg, als es die Ehre des Landes galt, und wollte Frieden stets nur unter ehrenvollen Bedingungen, gleichwie einst Preußens großer König während der düstersten Epoche des siebenjährigen Krieges an einen Freund schrieb: „Soll ich Frieden machen, so werde ich mich niemals von zwei Bedingungen dabei lossagen, daß ich ihn nur im Einverständnisse mit meinen treuen Bundesgenossen mache, und daß er ehrenvoll und rühmlich sei. Sie sehen, mir bleibe nichts, als die Ehre; sie werde ich um den Preis meines Blutes bewahren.“

Mit gleichen Grundsätzen trat Webster ein in seine staatsmännische Laufbahn. Er wollte Patriot sein und kein Parteimann; so leicht es ist, besonders in bewegter Zeit, die letztere Stellung einzunehmen, so schwer ist es, in ihr ein Patriot zu sein, d. h. über alle Parteistandpunkte hinaus, nur an das Beste des Landes zu denken. Es giebt in der Geschichte Amerikas keinen hervorragenden Geist, der fester an Grundsätzen und weniger an der Partei gehalten hätte, als Webster. Die Verbindungen seiner Freundschaft gingen aus übereinstimmenden Ansichten hervor, und niemals mochte er sich dazu hergeben, in Parteiverbindungen ein Werkzeug des Monopols oder der Ausschließlichkeit zu Gunsten Einzelner oder von Theilinteressen des Landes zu sein; sein Wahlspruch war, wie es auch der Eid des amerikanischen Staatsbürgers vorschreibt: das Land, das ganze Land, und nichts als das Land.

Schon während der Dauer der französischen Revolution hatten die Vereinigten Staaten sich in tiefer Bewegung befunden, obgleich sie an dem Kampfe selbst keinen directen Antheil nahmen: als aber der Niesenkampf Napoleons gegen England begann und der französische Kaiser, durch die Decrete von Berlin und Mailand den ersten Willen an den Tag legte, das Meer durch das Festland beherrschen und unterjochen zu wollen, als die abenteuerlichen Maßregeln der Blockaderklärungen von Seiten Englands und der Continentsperrre von französischer Seite zur Ausführung kamen, da wurde auch die Union mit in den welterstürmenden Kampf hineingezogen. Schon im Jahre 1801 hatte, mit Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse, ein Wechsel der Administration stattgefunden, welche Präsident Jefferson an ihre Spitze brachte, der es sich zur Aufgabe stellte, den furchtbar auf-

gereizten Geist der Parteien, durch Erinnerung an die Brüderlichkeit aller Amerikaner, zu beschwichtigen. „Wir alle,“ sagt er in seiner Einführungsansprache, „sind unter verschiedenem Namen Brüder im demselben Princip, wir alle sind Republikaner, wir alle sind Föderalisten.“ Dies waren die ersten Worte, welche von dem Jünglinge Webster lebhaft ergriffen wurden und die seiner Vaterlandsliebe die weitumfassende Bedeutung gaben, welche ihn hoch über die anderen amerikanischen Staatsmänner erhob; denn sie alle gehörten mehr oder weniger einer Partei an, dem Süden oder dem Norden, dem Frieden oder dem Kriege.

England und Napoleon gegenüber, war es bei der damals geringen Macht der Vereinigten Staaten schwer, eine vortheilhafte und zugleich ehrenvolle Stellung einzunehmen. Die Absichten des Präsidenten Jefferson waren gut, aber er war zu schwach gegen die Partibewegung; der neutrale Handel der Union wurde von beiden kriegsführenden Mächten angegriffen und fast ganz vom Ocean vertrieben. Unter diesen Umständen gab es zwei Wege für die Regierung der Vereinigten Staaten: entweder ein rascher Widerstand gegen die angreifende Stellung Englands und Frankreichs, oder die Annahme des Systems, welches man das restrictive System nennt, und welches theils darin bestand, daß man auf die amerikanischen Schiffe selbst ein Embargo legte, sie innerhalb der Häfen des Landes festhielt, um sie der Hand fremder Kreuzer zu entziehen, theils in Gesetzen, welche allen Handel mit England und Frankreich untersagten. Während das Land sich nach diesen beiden Ansichten theilte, entschied Jefferson sich für das restrictive System, um die Union nicht den Gefahren eines auswärtigen Krieges auszusetzen; er ging sogar so weit, einen Theil der Flotte öffentlich versteigern zu lassen, um Reparaturen zu machen. Auf die Werke zur Vertheidigung der Küsten, welche er aufzuführen ließ, kann man nach dem Urtheile Sachverständiger jetzt nur noch mit Lächeln hinblicken.

Dies war der Zustand unter der Verwaltung Jefferson's, so wie der Stand der Parteien, bis er im Jahre 1809 zurücktrat und Madison als Präsident ins Amt kam, unter welchem am 18. Juni 1812 die Kriegserklärung gegen England erfolgte. Jetzt galt es wahrhaften Patriotismus, gesunde und feste staatsmännische

Ansichten, um das Land zu erhalten, zu retten. D. Webster, damals 30 Jahre alt, wurde ein vorzüglicher Träger dieser Eigenschaften. Im Jahre 1806 schon hatte er in einer öffentlichen Rede unter diesen Parteikämpfen auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den so wichtigen Handel der Union zu schützen. „Nichts ist klarer, sagte er, als dies: wollen wir Handel haben, so müssen wir ihn vertheidigen. Unser Land ist sowohl ein handeltreibendes als ein aderbauendes. Unauflöbliche Bande verknüpfen den, welcher das Land pflügt, mit dem, welcher die See pflügt. Die Natur hat uns in eine für Handelsunternehmungen günstige Lage gesetzt, und keine Regierung kann diese Bestimmung ändern. Gewohnheiten, welche zwei Jahrhunderte befestigt haben, können nicht abgeworfen werden. Ein unermesslicher Theil unseres Eigenthums schwimmt auf den Wellen. Sechzig- bis achtzigtausend unserer nützlichsten Bürger befinden sich dort, und haben einen Anspruch auf Schutz, wie ihn ihre Lage verlangt.“

Mit dem Jahre 1812 begannen an den Grenzen die Feindseligkeiten gegen England: der dreizehnte Congress wurde zu außerordentlicher Sitzung einberufen. Bei der Organisation des Hauses durch Clay, den Sprecher, wurde Webster dem, während eines Krieges, wichtigsten Comité zugetheilt, dem der auswärtigen Angelegenheiten, und gewann trotz seiner Jugend unter den hervorragenden Talenten dieses Congresses bald eine vorzügliche Stellung. Sein formwährendes Augenmerk war dahin gerichtet, die Verlegenheiten des Krieges zu beseitigen und einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen. Mit Unwillen hatte er gesehen, wie England und Frankreich auf gleiche Weise das Völkerrrecht verletzt hatten, und zugleich erkannte er die gänzliche Haltlosigkeit des retririrenden Ersehnens, das zu Angriff und Vertheidigung gleich betraumungslos war: er sah alle Hülfquellen der Nation versiegen, den öffentlichen Geist zu Boden gedrückt und alle Thatkraft nach außen gelähmt; das Ansehen der Vereinigten Staaten war durchaus in Frage gestellt. Da sagte Webster einen hohen Entschluß. Zu Lande war bei der damaligen Militärfraft der Union nichts für sie zu hoffen: deshalb richtete er einen kühnen Angriff gegen die eingebildete Unbesiegbarkheit des Feindes auf dem Meere; und wie glänzend hat ihn der Erfolg gerechtfertigt. Am 10. Juni 1813 hielt Webster im Congress seine Jungfernrede ruhig,

gleich einem gewiegten Staatsmanne. Das ganze Haus lauschte auf seine Worte: denn er entfaltete gleich in dieser ersten Rede die hervorragenden Eigenschaften, welche während seines ganzen Lebens seinen oratorischen Charakter ausgemacht haben: Mäßigung im Ton, Schärfe der Darstellung, Kraft in Entwicklung der Gründe, Entfernung von aller eiteln Rhetorik und hochtönendem Phrasenwerk, bei wichtigem Anlaß wahre Beredsamkeit und indem er alles in einen Ueberblick faßte, eine wahrhafte und glühende Vaterlandsliebe. Es wird bemerkt, daß niemals ein Redner in seiner ersten Rede die Aufmerksamkeit des Hauses so gewaltig gefesselt: die Mitglieder verließen ihre Sitze und stellten sich mitten im Raum, um ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der berühmte Oberichter Marshall sagte gleich damals, daß D. Webster einer der ersten und vielleicht der erste amerikanische Staatsmann werden würde.

Die Rede selbst ist und leider nicht erhalten; wir kennen aber den Gegenstand, worauf sie sich bezog, und können hiernach ihren Geist aus einigen treffenden Worten entnehmen, die uns aus dem Jahre 1812 erhalten sind. „Eine Flotte, sagte Webster, hinreichend zur Vertheidigung unserer Küsten und Häfen, zur Beschützung der wichtigen Zweige unseres Handels und auch hinreichend, um unseren Feinden zu verliessen zu geben, wenn sie uns zu nahe treten, daß sie gleichfalls verwundbar sind, und daß wir die Macht haben zur Wieder- vergeltung und zur Vertheidigung: das scheint die klare, notwendige und unerläßliche Politik der Nation zu sein. Natur und gesunder Menschenverstand schreiben auf gleiche Weise vor, daß die Mittel der Vertheidigung mit der Gefahr im Einklange stehen müssen.“ Im Jahre 1814 aber, eine beträchtliche Zeit früher, ehe die amerikanischen Seeräuber Hull, Decatur und Bainbridge den Zauber der britischen Ubergewalt zur See gebrochen hatten, forderte Webster mit folgenden Worten zum Eintritt in das Heer auf:

„Die geringe Hülfe, welche den Maßregeln der Regierung zu gewähren in meiner Kraft steht, werde ich von ganzem Herzen geben, wenn die Regierung Maßregeln ergreift, welche ich nach meinem Gewissen unterstützen kann. Gelingt ihr auch jetzt der ehrenhafte und aufopfernde Versuch nicht, einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen

und muß sie zu Maßregeln der Vertheidigung und des Schutzes zurückkehren, wie die Vernunft, der gesunde Sinn und die öffentliche Meinung sie vereint fordern, dann werde ich meine Stimme nicht von der Bewilligung der Mittel zurückhalten. Oben wir unsere kleinlichen Anschläge zu einer Invasion auf; löschten wir die Feuer, welche an unseren inneren Grenzen leuchten; begründeten wir dort Sicherheit und Vertheidigung durch eine angemessene Truppenmacht. Laßt einen Jaken, der in eurem Lande schläft, in Ruhe schlafen; stillet das Blut, das aus den Adern einer unbewaffneten Miliz und aus denen von Weibern und Kindern fließt. Gebt den Lebenden die Zeit ihre Toden zu bestrafen und zu beklagen, überlaßt sie ruhig ihrem eignen Kummer. Habt ihr dieses Werk der Wohlthat und des Mitleids an euren inneren Grenzen vollbracht, dann wendet euch um und blickt mit dem Auge der Gerechtigkeit und des Mitleids auf die ungeheure Bevölkerung die Seefüste entlang. Öffnet die eisernen Rauth eures Embargo, nehmt Maßregeln zu diesem Zweck, ehe eine zweite Sonne über euch untergeht. Bei dem ganzen Kriege des Heindes gegen euren Handel würdet ihr immer noch einigen Handel haben, wenn ihr aufhören wolltet, selbst Krieg tagen zu führen. Dieser Handel würde euch einiges Einkommen geben; wendet dieses zur Vermehrung eurer Flotte an; diese wird wiederum euren Handel beschützen. Laßt es nicht länger gelage werden, daß nicht ein einziges kriegsüßes Schiff, das seit dem Kriege durch eure Hände gebaut worden, noch auf dem Ocean segelt. Wendet den Strom eurer Anstrengungen dem Canale zu, welchen das Gefühl der Nation schon breit und tief ausgehöhlt hat, um ihn zu empfangen. Eine Schiffsmacht, genügend um eure Küsten gegen benachbarte Ansränkungen zu vertheidigen, euren Handel zu begleiten und vielleicht die Bedrohung eurer Ströme aufzuheben, ist kein Traumbild. Es kann verwirklicht werden. Muß dann der Krieg fortgesetzt werden, dann geht auf den Ocean. Streitet ihr ernstlich für Rechte auf der See, dann geht auf den Schauplag, wo diese Rechte allein vertheidigt werden können. Dorthin lenkt euch jeder Schritt eures Schicksals. Dorthin werden die vereinigten Wünsche und Anstrengungen der Nation mit euch gehen. Selbst die Theilungen eurer Parteien, wie bestig sie immer seien, enden am Saume des Meeres. Sie verlieren sich in der Hin-

gebung an den Geist der Nation auf dem Elemente, wo diesem Geiste Achtung verschafft worden ist. Beschützt ihr die Angelegenheiten der See durch die Mittel der Seemacht, kann werdet ihr sie auch mit der ganzen Kraft des Nationalgefühls ausrüsten und werdet über die ganze Külle der nationalen Hilfsquellen gebieten. In kurzer Zeit werdet ihr im Stande sein, Verletzungen an dem Plage abzuwehren, wo sie euch angethan werden und wenn es nöthig ist, eure eigne Flotte über die ganze Welt hin mit dem Schutze eurer eignen Kanonen zu begleiten."

Der Freund des Alterthums wird, wenn er solche Worte vernimmt, auf das Eindringlichste an die Gewalt des antiken Helden gemahnt, der sein Volk zum Kampfe gegen den Macedonier und zur Ausrüstung der vernachlässigten Seemacht gegen ihn antrieb; unter seinen Landsleuten gewann T. Webster dadurch ein so hohes Ansehen, daß der berühmte Kenton, auch eins der bedeutendsten Mitglieder des dreizehnten Congresses, aussprach: „Der Norden hat nicht seines Gleichen und der Süden keinen größeren als ihn."

So war Webster durch seine Arbeiten und Reden in dem ersten Congress, dem er angehörte, in die vortreffliche Reihe der parlamentarischen Größen Amerikas getreten und wenn er getreu der alten römischen Maxime: wer den Frieden will, rüste sich zum Kriege, in dem Verhältniß zu England, diesem damals noch sehr erbitterten Feinde seines Vaterlandes nicht bloß mit einer scheinbaren Kriegsrüstung, sondern mit entschiedener Kriegsthat entgegen getreten war, so zeigte er unmittelbar nach dem Kriege und während aller späteren Verhandlungen seiner vierjährigen parlamentarischen und amtlichen Laufbahn, daß es ihm in der That auf ein Friedendwerk ankomme, nämlich auf die kräftige Durchführung und den folgerechten Ausbau der vaterländischen Verfassung.

Die Constitution der Vereinigten Staaten war allerdings gegeben, aber ihre allgemeinen Sätze mußten ihre Deutung, wahre Umgränzung und Anwendung erhalten, und wer da weiß, was es auf sich hat, einen Satz der Theorie in die Praxis überzuführen, der wird begreifen, welche Aufgabe einem Staatsmanne gestellt sei, der dies für einen unlängst begründeten Staat unternimmt, so daß Mitwelt und Nachwelt daraus die Regel der Anwendung zu machen haben. Dies

hat in umfassendster Weise D. Webster für sein Vaterland bewiesen. Nach dem Willen der Begründer der Unions-Verfassung sollte dieselbe ein Sieg der vernunftvollen Freiheit über die Verirrungen und Ausartungen einer zügellosen Volksherrschaft sein: in diesem Sinne hat sie D. Webster aufgefaßt und sich dahin bei allen kritischen Vorgängen entschieden. Im Bewußtsein der vollen Bedeutung eines Gesetzes, als einer alle gleichmäßig bindenden Norm, hielt er die Grundverfassung und die Gesetze des Staates für heilig und die gleiche Ansicht hatte er von Verträgen und Bündnissen: unverbrüchlich müsse daran gehalten werden, da der Glaube und die Treue der Staatsgewalt in ihnen verpfändet sei, weil sonst die Ehre des Staates angegriffen und seine Grundlagen in der Meinung und dem Vertrauen des Volkes erschüttert würden.

Während der Dauer und der Anstrengungen des gewaltigen Kampfes gegen England, welcher Amerika die Gleichberechtigung auf dem Meere gegen die englische Suprematie verschaffte, während die Revolution ihm nur die staatliche Unabhängigkeit gewonnen hatte, war Webster der Gedanke, auf welchen die Constitution sich zu stützen habe und der eigentliche Charakter des nordamerikanischen Staatenverbundes zur völligen Klarheit gediehen: die Union mußte, sollte sie in den Conflicten der Völker, und namentlich den europäischen Großmächten gegenüber, irgend ein Gewicht in die Waagschale der Entscheidungen zu werfen haben, eine Gesamtmacht darstellen mit völlig concentrirter Action, aber ohne in die Verwaltung der einzelnen Staaten irgend mehr einzugreifen, als diese Stellung es verlangte: diese blieb jedem frei; die Souverainität aber mit ihren unveräußerlichen Rechten durfte nach seiner Ansicht nur bei der Union und der Gesamtregierung sein. Dieser Grundgedanke bestimmte Webster's Haltung zur Constitution und den Föderalisten oder Demokraten gegenüber. Sie, repräsentirt unter anderen durch Webster's großen Gegner Calhoun, von Süd-Carolina, behaupteten, daß sie im Sinne der Freiheit für die einzelnen Bundesstaaten die Souverainität in Anspruch nehmen müßten. Es sei eine falsche Lehre, daß das Volk der Vereinigten Staaten in seiner Gesamtheit und als Individuen genommen, jetzt oder jemals nach dem Grundsatz des gesellschaftlichen Vertrages zusammengetreten sei, und daß die Einzelnen

als solche jetzt eine Nation oder ein Volk bilden; es sei fälsch, daß die Bürger der verschiedenen Staaten, welche die Union ausmachen, nicht als Mitglieder jener ihre Souverainität für sich zurückbehalten hätten, und daß die Unterthanenpflicht der Bürger und ihr Gehorsam auf die Centralregierung übertragen werden sei. Dies zerstöre die Souverainität der einzelnen Staaten, sowie den föderativen Charakter der Union, errichte auf ihren Trümmern eine in sich geschlossene Regierung, ohne den Tamm oder die Begrenzung durch eine Verfassung, und führe nothwendig am Ende zum Verlust der Freiheit selbst. Mit einem Worte, Calhoun und die Föderalisten, ähnlich den französischen Girondisten, wollten einen Staatsverband, wie ihn im Alterthum die griechischen Freistaaten und darstellten, oder wie ihn die deutschen Bundesstaaten bilden, von denen auch jeder einzelne völlig souverain ist. Anlaß zu dem Kampfe hierüber im Congreß der Vereinigten Staaten gab damals eine Zollfrage, indem ein Antrag wegen Steuererhebung vorlag.

Dieser Gegenstand ist einer der besprochenen im ganzen Staatsrecht und seitdem dies überhaupt zu einer Wissenschaft erhoben ist, sucht das Problem ungelöst an seinem Eingange, ob die Zwecke der Menschheit besser erfüllt und die Freiheit mehr gewahrt werde im Wege des Föderativstaats oder durch eine centralisirte und wohlgegründete Regierung. Der Kampf hierüber greift ebenfalls tief in das Leben und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Webster pflanzte überall, und auch gegen Calhoun im Senat am 16. Februar 1833, die Fahne der Union, als eines Gesamtstaates und nicht als eines Vertrages zwischen souverainen Staaten auf.

Von wie schwer wiegender Bedeutung dieser ganze Streit für die Union sei, und mit welcher Heftigkeit er von beiden Parteien geführt werde, wird uns am besten eine Stelle aus einer Rede, die Webster am 20. Januar 1830 über die Resolutionen Foot's, wegen des Verkaufs der Staatsländereien hielt, zeigen. Damals hatte das Senatsmitglied für Süd-Carolina, Hayne, den Wunsch ausgesprochen, daß er doch bald die Zeit erleben möchte, wo die Regierung nicht einen Schilling festen Einkommens hätte. „Wenn ich, sagte er, ein Zauberwort aussprechen und durch dieses Wort unter

ganzes Capitolum in Gold verwandeln könnte, so würde ich dieses Wort nicht aussprechen. Denn die Verwaltung eines feststehenden Einkommens befestigt nur eine Regierung und verberbt das Volk.“

Tagegen erhob sich Webster und erwiderte unter anderem:

„Ich bekenne, daß ich diese Ansicht mit tiefem Bedauern und Schmerz in diesem Raume habe aussprechen hören. Wohl weiß ich, daß diese und ähnliche Meinungen von gewissen Personen außerhalb des Capitolums und außerhalb der Regierung gehegt werden, aber ich erwartete nicht, ihnen so bald hier zu begegnen. Feste Begründung! — Dieser fortwährende Ruf, beides, des Schreckens und der Täuschung, — feste Begründung! Wenn Männer von der Wirkung eines gemeinsamen Capitolums reden, das allen Staaten gehört, und in welchem eine Hinneigung zu fester Begründung liegt, was meinen sie da? Meinen sie, eber können sie irgend etwas anderes meinen, als daß die Vereinigung der Staaten durch alles das gekräftigt wird, was irgend die Mittel für die Bewohner der Staaten an die Hand giebt, zusammen zu halten? Wenn sie nur dies meinen, dann dienen offenbar die öffentlichen Vändereien dazu, so gut wie jedes andere Ding, bei welchem wir ein gemeinsames Interesse haben, diese feste Begründung herbeizuführen, und dieser Art von Consolidierung sollte jeder wahrhafte Amerikaner ergeben sein; es ist nichts mehr und nichts weniger als Kräftigung der Union selbst. Dies ist der Sinn, in welchem die Begründer der Constitution das Wort Consolidierung gebrauchen und in diesem Sinne nehme ich es an und preise es.“

Hierauf gebaut ist Websters angeführte Rede gegen Calhoun eine der trefflichsten staatsrechtlichen Darstellungen von dem Wesen des Föderationsstaats gegenüber der wohlbegründeten Macht einer Centralregierung. Die Stellung seines Gegners und seine eigene bezeichnet er im Eingange so:

„Unter den Gefühlen, welche in diesem Augenblicke meine Brust erfüllen, ist nicht das schwächste das des Bedauerns über die Stellung, in welche mein Gegner sich gebracht hat; er ist ungerecht gegen sich selbst. Die Sache, welcher er sich hingeeben, findet keinen Boden in der Constitution, keine Unterstützung in der Sympathie des Volkes, keine freudige Aufnahme bei irgend einer patriotischen Körperschaft. Er hat keinen Anhalt, worauf er fußen könnte, um die

Nacht seines anerkannten Talentes zu entfalten; der Grund unter seinen Füßen ist hohl und verrätherisch. Er hat erklärt, daß von der Entscheidung der jetzt verhandelten Frage die Sache der Freiheit selbst abhängt. Ich bin derselben Meinung, aber die Freiheit, welche nach meiner Meinung jetzt Gegenstand des Streites ist, ist nicht die politische Freiheit in irgend einer allgemeinen und unbegrenzten Auffassung, sondern es ist unsere eigene, wohlverstandene und langbelebene Amerikanische Freiheit. Ich liebe die Freiheit nicht weniger glühend, als das Mitglied für Süd-Carolina, in welcher Form sie auch im Verlauf der Geschichte möge erscheinen sein: wie sie auftrat in den herrschenden Staaten des Alterthums, wie sie wieder hervordruch mitten aus der Finsterniß des Mittelalters und die Bildung neuer Gemeinschaften im neuen Europa beleuchtete, immer überall entzündet sie mich. Dennoch ist es unsere eigene Freiheit, unter dem Schutze der Constitution und durch die Union gesichert, es ist die Freiheit, welche das Erbtheil unserer Väter ist, es ist unsere begründete, theuer erkaufte amerikanische Freiheit, welcher ich vor allem ergeben bin, und deren Sache ich jetzt mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft aufrecht erhalten und vertheidigen will.“

Zum Schluß seiner sehr ausgeführten Darstellung faßt Webster seine Meinung von dem Gefühl und der Liebe jedes Amerikaners für die Macht der Centralregierung und der Union nochmals dahin zusammen:

„Wenn die Regierung ihre Pflicht thut, wenn sie mit Festigkeit und Mäßigung verfährt, so können die Ansichten meiner Gegner nicht die Oberhand gewinnen. Seien Sie versichert, daß unter allen politischen Gefühlen dieses Volkes die Liebe für die Union noch immer das stärkste ist; es wird fest zur Constitution und zu denen stehen, welche sie vertheidigen. Kann sie nicht ohne Scenen der Verwundung und des Streites aufrecht erhalten werden, wie unvollkommen sie auch seien, so mögen sie kommen; wir können, wir dürfen nicht unterlassen das zu thun, was die Wohlfahrt der Union erheischt. Ich bin entschlossen, den mir davon zustehenden Theil auf mich zu nehmen, wohin mich das Vaterland ruft, und mich unter die zu reihen, auf welche die Streiche zuerst und am dichtesten fallen. Ich werde jede Kraft, die ich besitze, dazu anstrengen, um dem vorzubeugen,

daß die Constitution vernichtet, zerstört oder verlegt werde, und sollte ich sie auch fallen sehen, so werde ich doch, vielleicht mit schwacher Stimme aber mit einem Ernst, wie er jemals von menschlichen Lippen kam, und mit einer Treue und einem Eifer, welche nichts erschiden soll, das Volk anrufen, aufzustehen zu ihrer Rettung."

Die Constitution und die Erhaltung der Union, ihre Bedeutung und ihr hoher Beruf: das waren die bewegenden Mächte in D. Webster's Brust; auf dieser Grundlage erhebt sich bei ihm das, was bei einem Staatsmanne stets das entscheidende Moment für die Beurtheilung seines ganzen Charakters ausmacht, seine Begriffe von der Gerechtigkeit und von der Freiheit. Für den ächten Staatsmann gründen sich diese allerdings im Allgemeinen auf die philosophische Grundlage von der Bestimmung des Menschen zur Freiheit überhaupt, aber für den vorliegenden Fall und das einzelne Land schließen sie sich bei ihm eng an die positiven Momente an, welche nach Ort und Zeit gerade dessen Freiheit begründen: wie Friedrich II. an Voltaire schreibt: „Beachten Sie wohl, wie fest begrenzt der Begriff, welcher sich an das Wort Freiheit knüpft, in Sachen der Politik ist, und wie sehr die Metaphysiker ihn verwirrt haben.“ So ging Webster's Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl aus den Thatfachen der Geschichte hervor und aus dem, was er die historischen Wahrheiten nennt: er konnte weder nach den Theorien der Philosophen, noch nach den Gefühlen der Dichtkunst, noch endlich, was manchem wunderbar erscheinen mag, nach den bestimmten Vorschriften der christlichen Religion verfahren, wie erhaben und brüderlich sie auch lauten mögen, sondern auch er stand in der consequent und unwandelbar fortwährenden Entwicklung der Geschichte, welche eben so wenig, wie die Entwicklung der Natur, einen plötzlichen Sprung zuläßt.

Diese Ueberzeugung bildet die Grundlage für Webster's so vielfach angegriffene Stellung in der Sklavenfrage, wie er sie am 7. März 1850 bei Gelegenheit der von S. Clay eingebrachten Resolutionen nahm. Sie betrafen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten und sie wurden durch den Anschluß von Neu-Mexico und Californien an dieselben hervorgerufen. Webster entschied sich für Clay's Anträge, die man das Compromiß nennt, und die in ihrem ersten Artikel bestimmen, Californien in die Union aufzunehmen und

ihm die Freiheit zu lassen, die Sklaverei in seinem Gebiete zu gestalten oder zurückzuweisen. Es lag darin ferner die Bestimmung, daß dies überhaupt Sache jedes einzelnen Staates und nicht der Gesetzgebung der ganzen Union sei. Webster behauptete die Typosition und wollte die Sklavenfrage von Seiten des Congresses durch ein allgemeines Gesetz geregelt und im Sinne der Freiheit des Menschen entschieden wissen: dies fordere schon die Unabhängigkeitserklärung und die Constitution gewähre sie. Wäre über diese Lebensfrage der Union nicht im Sinne H. Clay's und seiner Freunde beschloffen worden, und hätte man kein staatsweises Compromiß zurückgewiesen, so hätte sich die Union gespalten in den slaventhaltenden Süden und den freien Norden, wogu auch Webster's Wähler, die Männer von Massachusetts gehörten. Ungachtet aber Webster dem Norden als Senator angehörte, stellte er die ganze Sklavenfrage doch nur unter den Gesichtspunct der Union, in dem er sie nach ihrem wahren Gehalt und ihrer allumfassenden Bedeutung begriff. Einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede gab er deshalb auch die Aufschrift: Ueber die Constitution und die Union; er widmete sie bei ihrem Erscheinen dem Volke von Massachusetts und sagte in der Widmung: „daß er Wahrheit statt des Angenehmen liebt, vera pro gratis, daß ihm aber die Erhaltung des Staats höher stehe, als selbst die mögliche Entfremdung seiner nächsten Landleute von ihm.“ An dem Tage, als Webster im Senat auftrat, hatte eigentlich noch Herr Walker von Wisconsin das Wort, da seine Rede am Tage vorher wegen der vorgerückten Zeit war unterbrochen worden; am 7. März aber waren alle Galerien des Senatssaales so überfüllt und das Capitolium selbst so umlagert, daß die Senatoren kaum zu ihren Plätzen gelangen konnten, und als der Vice-Präsident jetzt wiederum Herrn Walker das Wort ertheilte, entgegnete dieser: „Herr Präsident, dieser dichtgedrängte Kreis hat sich nicht versammelt um mich zu hören, und hier ist nach meiner Meinung nur Ein Mann, der sich eine Versammlung um sich schaaren kann. Alle erwarten ihn zu hören, und ich fühle, daß es meine Pflicht ist, eben so wie es mir Vergnügen gewährt, deshalb das Wort an den Senator von Massachusetts abzutreten.“ Hierauf nahm Webster das Wort, und er hat an diesem Tage

durch seine Vereinfachung, nach dem Urtheile aller, den Staat gerettet. Er sagt in seiner Rede, daß der Norden und der Süden der Union über die Sklaverei als solche durchaus derselben Ansicht seien, und daß die hervortragendsten Staatsmänner des Südens sie gleichfalls für ein Uebel, einen Brand und Weichthum, für eine Seuche, eine Geißel und einen Fluch erklären, ja, daß man im Norden keine so heftigen Ausdrücke des Abscheus dagegen vernehme wie im Süden. Niemand werde in'sich leugnen, daß die Union sich mitten in gewaltiger Aufregung befinde, und daß ihre Institutionen und ihre Regierung in großer Gefahr schweben. „Die gescheiterten Schritte sind losgelassen. Der Süd, der Nord und der südmische Süd vereinigen sich, um den ganzen Ocean zu erregen, seine Wege gen Himmel zu treiben und seine tiefsten Gründe zu erschließen.“ Webster hatte die Secte der Methodistischen den Streit furchtbar angeführt und auf die Trennung des Südens vom Norden hingedrängt. Webster sagt, daß er alle Verhandlungen über den Gegenstand gesehen, alle Argumente geprüft, daß er aber keinen Grund für die Trennung gefunden, noch irgend ein Gut, was aus ihr hervorgehen könnte. „Wenn sich christliche Ueberzeugung und religiöser Eifer in diese Frage mische, sprach er, so müßte er deren Einseitigkeit hervorheben, denn die christlichen Parteien behandeln jede Sache stets mit einer großen Vermischung von Aufregung; sie zögen eine breite Grenze zwischen dem Recht und dem Unrecht, und gründeten dies auf ihre eigene Ueberzeugungen von Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Linie füßen sie durch eine Reihe von Glaubenssätzen, gerade wie man Pfosten und Steine an den Grenzmarken zwischen den Ländern aufstellt. Solche religiöse Eiferer bestiegen gleichsam das Schlachtfeld einer besondern Pflicht, und trieben es wüthend hin und her und über alle anderen Pflichten hinweg, welche ihnen in den Weg treten; die menschlichen Pflichten wollten sie mit mathematischer Schärfe begrenzen und Recht und Unrecht mit der Sicherheit einer algebraischen Gleichung unterscheiden. Deshalb hätten sie nicht eben zu viel christliche Liebe gegen die, welche von ihnen verschiedener Meinung wären. Sie denken, daß nur das Vollkommene gut ist, und machen dem Urtheile eines anderen durchaus kein Zugeständniß. Wenn ihr durchdringender Blick sie befähigt, einen Fleck in der Sonne zu entdecken, so hal-

ten sie dies für einen hinreichenden Grund, um die Sonne vom Himmel herabzuheben; lieber mögen sie in jämlicher Finsterniß leben. Laßt uns dagegen die Mahnung des Apostels beachten, nichts Uebles zu thun, damit Gutes daraus komme. Das Uebel ist hier die Zerstörung der Union; in ihrem feindseligen Verbände wirkt sie die Kraft finden, in der fortschreitenden Entwicklung künftiger Jahre auch den Fluch der Sklaverei von sich abzuwerfen."

"Und nun", so schloß Webster seine gewaltige Rede, "seien wir nicht Vagabunden in einer Frage, welche Männer erfordert. Nachdem wir unsere Generation zu einem der stärksten und glänzendsten Glieder der goldenen Kette, welche bestimmt ist, so winkt mir die Hoffnung, in der kommenden Zeit alle Völker und Staaten einer solchen Regierung zuzuführen; sie athmet Freiheit und Vaterlandsliebe; ihre noch jugendlichen Aern sind voll von Unternehmungsgelust, Muth und ehrenvoller Liebe zu Namen und Ruhm. Zwei große Meere bespülen jetzt unsere beiden Küsten und verwickeln in hoher Wacht die schöne Beschreibung, welche der Dichter von dem Schilde des Achilles unter der Hand des Künstlers giebt:

Auch die große Gewalt des Strennes Lians schuf er
Ringe am äußersten Rande des schon verletzten Schildes."

Soll ich nach dieser Rede D. Webster's ganze Größe nochmals in ein Wort zusammenfassen, so sei es das, was der gewaltige Calhoun über sie aussprach: "Webster ist zu groß, um jemals Präsident der Vereinigten Staaten zu werden". Dieses Wort hat sich erfüllt. Als einer der Candidaten für die letzte Präsidentenwahl, und fast schon unter dem Siegedrus für seinen Gegner, starb Webster am 24. October 1852. Heiterlich und erhaben war der Moment seines Todes; denn wie plötzlich ihn dieser auch antrat, er empfing ihn mit wunderbarer Fassung, so wie einen längst erwarteten Gast: der Gesetze des Himmels wie der Völker auf gleiche Weise kundig, hatte er seinen Arzt um die Stunde gefragt, welche seine letzte sein würde, und in ihr trat er ruhiger, als er den Senat angetrte, mit einem Gebet vor den Stuhl seines höchsten Richters. Selten ist die Nachricht von dem Tode eines Mannes von seinen Mitbürgern über den ganzen Erdkreis hin mit gleicher Begeisterung aufgenommen worden: nur die Väter des Vaterlandes werden so betrauert.

Webster's Freunde und Bewunderer haben ihn den hervorragendsten Staatsmännern und Rednern aller Zeiten gleich gestellt; sie haben ihn dem Cicero und dem Demosthenes verglichen, und wenn den Zeitgenossen schon jetzt ein Urtheil darüber zusteht, wird er dem unparteiischen Blick der Geschichte einst in gleichem Lichtglanz des Ruhms erscheinen. Abgesehen von der bis jetzt noch unerreichten kaskadenartigen gesammelten Kraft des Demosthenes, berechnen ihn dazu seine Stellung im Staate, die Höhe seiner Auffassung, sein Muth und die Hingebung an sein Vaterland, endlich seine Rednergewalt: selbst auf die einzelnen Vorgänge des Lebens könnte man diese Vergleichung in glücklicher Weise ausdehnen. Will jedoch jemand, wie dies bei der Betrachtung menschlicher Größe wohl geschieht, nach dem Erfolge urtheilen, so kann man selbst die nicht zählend, welche Webster in mancher Beziehung größer nennen, als den attischen und den römischen Redner. Diese Erfolge sind sowohl die der Verhandlungen und der Thatkraft nach außen hin, als die für die innere Entwicklung des Staats und den Parteien gegenüber. Stellen wir aber Manneskraft gegen Manneskraft, so dürfte die Parallele weder den Römer, noch besonders den erhabenen Griechen keinesweges in den Schatten stellen. Denn die Bedingungen ihres Auftretens und die ihnen zu Gebote stehenden Mittel sind durchaus verschiedene gewesen: Demosthenes und Cicero erscheinen als letzte Sterne vor dem Verfinstern ihres Vaterlandes, als der letzte Athemzug der römischen und der hellenischen Freiheit; der Giftbecher des Demosthenes und das abgeschlagene Haupt des Cicero auf der Rednerbühne in Rom sind die bitteren und unser innerstes Mitgefühl erregenden Wahrzeichen des Sturzes der Mannheit von Rom und Griechenland. Was ein entartetes und der Göttergabe der Freiheit unwürdiges Geschlecht, ein von Parteikämpfen gänzlich zerrütteter Staat, der glühendsten und hingebendsten Vaterlandsliebe, dem Streben, Gesetz und Recht der Väter zu erhalten, noch bieten konnten, Cicero und vor allem die Kraft des Atheners hat es mit gewaltiger Hand erfaßt; aber umsonst rollten die Denker demosthenischer Beredsamkeit über den Häuptern marktförmiger Schwächlinge und verrätherischer Geistes. Seine Blitze gegen den Macedonier und Ciceros Erhebung gegen Catilina und Antonius, sie zündeten nicht mehr in der Tiefe: Grabeshölle

berichte nach ihnen in der authentischen Pnyx, auf dem Forum zu Rom; Freiheit und Geist kehrten auf lange Zeit in die Versammlung der Götter zurück. Washington und Webster erkannten die Töchter des Himmels wieder, der Abendstern antiker Größe erschien dort unerwartet als Morgenstern in neuem Lichte; Amerika erschah ihn und mit einem heroischen Aufschwunge entfaltete auch die Verechtheit, die Tochter des Urtheils und der Vernunft, ihre Schwingen, getragen von bevorzugten Geistern. In solcher Wiedergeburt seines Volkes war es D. Webster allerdings leichter, sich frei mit seiner freien und jugendlich kräftigen Entwicklung zu erheben, aber seine Erfolge sind deshalb nicht minder bedeutend; seine Hoffnungen und seine Zuerkunft, der Blick in seines Vaterlandes Zukunft durften jedoch freudiger sein, als die seiner großen Vorbilder. Denn Amerika erscheint gleich einem emporewachsenen Herkules, dessen vereinzigte Manneskraft, mit erworbener und zu Reife gekommener Bildung, die Völker schon jetzt mit danger Ahnung erfüllt. Trohend stehen an der Ost- und Westseite des atlantischen Ozeans die beiden Rivalen der Seeherrschaft einander gegenüber. Ein ähnliches Schauspiel bot die Geschichte in früheren Jahrhunderten auf kleinerem Raume an der italischen und afrikanischen Küste. Rom blieb die Siegerin über Carthago. Wer wird einst in dem fast unvermeidlichen Kampfe Englands und Amerikas den Sieg daventragen und welcher Marius wird dann auf den Trümmern von London oder von Washington das Schicksal seines eignen Landes beweinen?

Bruchstücke aus der Rede

des Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Berlin, Herrn Barnard, gehalten bei einer Zusammenkunft der nordamerikanischen Bürger in Paris, am 16. November 1852, zur Gedächtnisfeier für ihren als Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten auf seinem Postfusse Märtyrertode gestorbenen Mitbürger Daniel Webster.

„Mehrere hundert Bürger der nordamerikanischen Union hatten sich, auf die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres ausgezeichneten und geliebten Landmannes, zusammengefunden, um dessen Antiken durch eine Feiertagsfeier zu verherrlichen und bei dieser Gelegenheit hielt der gerade in Paris anwesende Herr Barnard eine fast einstündige Rede an die Trauerversammlung, aus welcher wir Folgendes herausheben, um das tiefe Gefühl der Trauer über den Verlust erkennen zu lassen, den Amerika in einem seiner größten Staatsmänner erlitten hat.

„Da ich mich zufällig in diesem Augenblicke hier in der Hauptstadt befinde, während einer zeitweisen Abwesenheit von meinem Posten in Berlin, so habe ich sehr bereitwillig die Gelegenheit ergriffen, um bei dieser Zusammenkunft der Amerikaner in Paris gegenwärtig zu sein, und so wie ich dazu aufgefordert worden bin, einen bescheidenen Antheil an ihren Verhandlungen zu nehmen.“

„Die Gelegenheit ist von dem tiefsten und feierlichsten Interesse. Seitdem diejenigen, welche jetzt hier versammelt sind, eine Veranlassung gehabt haben, sich für einen öffentlichen Zweck zusammen zu finden, sind zwei der hervorragendsten Männer unseres Vaterlandes und der Welt in das Grab gesunken. Unser Land hat zwei große nationale Verluste erlitten, und wir, seine Söhne, deren ausdauernde Liebe zu ihm durch unsere zeitweise Trennung von ihm nur immer noch vermehrt wird, wir sind heute hier versammelt durch einen gemeinsamen Antriebe, — ich möchte sagen, durch eine gemeinsame Nothwendigkeit — um den Gefühlen und Empfindungen un-

begrenzter Liebe, Achtung und Bewunderung für die erlauchten Töchter einen Ausdruck zu geben, welche wir gemeinschaftlich mit unseren Landsleuten daheim nährten, und unser Betauern und unseren Schmerz mit dem ihrigen zu vereinen.“

„Tausend ist für den Mund und die Feder eines jeden Amerikaners der Gegenstand der Rede über H. Clay! Und weder Geist noch Herz kann dabei verweilen oder ihn betrachten, ohne sich in edlem Stolge zu erheben, ohne seine Vaterlandsiebe erfrischt, und die Hingebung zu seinem Rande, zu dem Rande seiner Geburt, erweitert und gekräftigt zu fühlen. Wir wissen wie eine ganze Nation in Gegenwart seines, in das Sterblichkeit gehüllten Leichnams sich erhoben hat, um ihn zu ehren, und so erheben wir uns hier, meine Freunde, in diesem fernen Lande, um ihm Ehrerbietung zu bezeigen. Schon ist seine Lobrede gesprochen, schon haben bereckte Lippen seine Größe verkündigt, und tiefachtmende, ja brennende Worte haben dazu beigetragen, in noch tieferen unauslöschlicheren Zügen sein Gedächtniß und seinen Ruf in die Herzen seiner Landsleute einzugraben. Und diese, sein Gedächtniß und sein Ruf sind gesichert; ein Volk voll Bewunderung und Tausendheit wird sie erhalten, die Geschichte kann sie nicht vergehen lassen.“

„Ein jüngeres Ereigniß als Clay's Tod, ist der Tod von D. Webster. Dieser hat uns alle durch Ueberraschung ergriffen. Ich glaube, daß nicht einer unter uns ist, der erwartet hat, D. Webster würde sterben — jetzt noch nicht; aber er ist todt. Am 24. October 1852 war alles, was D. Webster Sterbliches an sich hatte, nicht mehr. Also sagte er, daß es sein würde, und so war es.“

„Daniel Webster ist nicht mehr! Es ist keine Sache von geringer Bedeutung, wenn solch ein Leben zu Ende geht, wenn solch ein Licht erlischt, wenn solch ein strahlendes Gestirn aus dem sichtbaren Firmament über unseren Häuptern verschwindet und auf immer unseren Sinnen und unserem Blick entrückt scheint! Wer fühlt da nicht, daß eine empfindliche Dunkelheit sich auf dem Pfad eines Lebens von uns gelagert hat, seitdem der Stern dieses leitenden Geistes untergegangen ist.“

„Wir bleibt keine Zeit, von seinen Verdiensten um sein Vaterland zu sprechen und um die Sache der constitutionellen Freiheit.

Seine Ergebenheit gegen sein Vaterland war aufrichtig und ungetheilt. Seine staatsmännische Kunst war von praktischer Art; er wußte immer genau, wo er zu beginnen und was er zu thun hatte. Die Constitution der Vereinigten Staaten war vor seiner Zeit ins Leben getreten, aber durch sein Wort und seinen Geist weichte er sie zu einem neuen Lastein. In allem, was er sprach, und er sprach zu seinen Zeitgenossen viel über diesen Gegenstand, sowohl an sich als in Beziehung zu den hervorragenden Männern aus der Epoche der Revolution und der Constitution, hatte er ein bestimmtes Ziel im Auge. Dies war ein Ideal seines Systems praktischer Staatskunst. Er wußte genau, welche Grundsätze und Gefühle in den Herzen seiner Mitbürger lebendig zu erhalten ein wesentliches Erforderniß war. Er erkannte den alleinigen Weg, die Union und mit ihr das Land, das Land Washingtons zu erhalten es für die Welt hinzustellen als ein großes Beispiel von einer constitutionellen Regierung und vernünftigen Freiheit. Dafür arbeitete er, und wenn Jemand einen höheren Gegenstand praktischer Staatskunst sich zum Ziel setzen wollte, so bekenne ich, nicht einzusehen, durch welche Mittel er es erreichen könnte."

"Außerdem aber, welche bedeutende öffentliche und politische Frage, die in Beziehung zu den Vereinigten Staaten steht, giebt es, mit welcher Webster's Name nicht verknüpft ist. Er ist mit der Constitution so verbunden, wie kein anderer moderner Name mit ihr verbunden ist: er ist unausslößlich vereinigt mit der Erziehung, der Religion, der Kriegsgeschichte, der Jurisprudenz und der Diplomatie des Landes, eben so wie mit dem ganzen Kreise seiner volkswirtschaftlichen Interessen und mit allem, was sein Gedeihen oder seine Ehre, seine Größe oder seinen Ruhm betrifft."

"Es wird vereinst fund werden, welch ein großes Herz er besaß neben einem großen Geiste: sie beide im Verein gehalten den Mann; ohne ein solches Herz wäre er ein Ungeheuer gewesen. So wie er war, waren die Verhältnisse seines Charakters übereinstimmend: er war ein liebevoller Geist, anmuthig und voll Zartheitgefühl, gleich seiner Mutter."

"Nichts fehlte, um dem Charakter und der Laufbahn Webster's einen vollendeten Abschluß zu geben, als die letzte Scene seines Lebens, gerade so, wie sie eintrat. Der letzte Act dieses Drama

erhob es zu dem höchsten Glanz und der größten Schönheit. Es war ein durchaus zu dem Ganzen stimmendes Ereigniß, daß er gerade in der Weise sterben sollte, in einer Weise, um die Menschheit in seinem Tode an sich zu ziehen und ihr einen Eindruck zu hinterlassen, wie er dies während seines Lebens gethan. Er starb im Amte, bis zum letzten Augenblicke keine öffentliche Sorge oder Pflicht vernachlässigend, aber doch starb er in seinem eigenen geliebten Landhause, umgeben von seiner Familie, von wenigen theuren Freunden und von seinen niedrigen, aber ihm ergebenen Dienern auf seinem Gute und in seiner Haushaltung. Welch eine Scene war die Scene seines feierlichen Abschiedes von diesen allen, von einem nach dem anderen! Der niedrige wurde nicht vergessen oder vernachlässigt. Da gab es ein freundliches Wort und ein Wort der Weisheit für einen jeden von ihnen in diesem letzten Augenblicke. Und mit welcher Wärme, mit welcher fittlich-religiösen Ergebung erwartete er und bewachte er nicht das Nahen des Todes! Der Tod überraskte ihn nicht; er hatte nicht bis zu diesem Augenblicke gewartet, um zu erkennen, was die Religion biete, und wie ein Christ sterben müsse. Er hatte das Christenthum mit all seiner unvergleichlichen Kraft durchforscht, und seine Ueberzeugungen waren fester als das Leben und fester als der Tod. Als sollte sein Glaube und das Christenthum selbst in diesem Augenblicke auf die schwerste Probe gestellt werden, war es ihm gestattet und er war gleichsam dazu ausersehen, dem Tode Schritt für Schritt mit voller und unverwundelter Christkraft zu nahen. Viele Triumphe hatte er in seinem Leben, doch keiner gleich dem Triumphe seines Todes."

"D. Webster war durchaus eine Schöpfung von Amerika: er war aus amerikanischem Boden geboren, in amerikanischen Schulen aufgezogen, und er hat sich unter den Institutionen Amerikas entfaltet. Mit seinen Naturgaben würde er überall ein hervorragender Mann gewesen sein: doch glaube ich nicht, daß er in irgend einem anderen Lande unter der Sonne sich zu der gewaltigen Höhe würde erhoben haben, welche er erreichte; selbst in England würden ihm die gleichen Gelegenheiten und Veranlassungen für seine Größe gefehlt haben. Die Welt hat nur einen Washington hervorgebracht: dieser Welt nur einen Webster; und der Ruhm dieser

Namen gehört unserem Vaterlande und wird ihm auf immer angehören. Fürchten Sie nichts, meine Mitbürger! Dieses sind Namen, welche mit jedem freienten Jahre und jedem schwindenden Zeitalter glänzender und mächtiger hervortreten werden. Jetzt und nach uns, und vielleicht nach uns noch in höherer Bedeutung als jetzt, werden die Wanderer unserer Republik, wohin immer auf dem ganzen Erdumrund der Pfad eines amerikanischen Bürgers ihn leitet, dort Auszeichnung und Achtung finden als die Kantsleute von Washington und von Webster."

Aus der Gedächtnissrede auf Daniel Webster,
bei einer öffentlichen Versammlung der Bürger von Boston, gehalten
von G. Everett.

Meine Mitbürger!

"Niemals erhob ich mich, um eine Versammlung anzureden, in einem so wenig geeigneten Zustande meines Körpers oder meines Geistes, um meine Pflicht zu erfüllen, und niemals fühlte ich so schneidend, wie ungerichtet Worte sind, um eine Meinung auszudrücken, welche augenscheinlich diese Versammlung ergriffen hat, gemeinsam mit dem ganzen Vaterlande. Es giebt nur eine Stimme von allen, die jemals in mein Ohr gedrungen, welche solche einer Veranlassung hätte gerecht werden können. Diese Stimme, ach! werden wir niemals wieder hören. Sie wird nicht mehr vor Gericht die tiefsten Geheimnisse des Geistes enthüllen, nicht mehr wird sie vor bewundernden Senatsversammlungen überzeugend sprechen, nicht mehr wird sie in dieser Halle, dem erwählten Schauplatz ihrer geistigen Herrschaft, die Seele gleichsam mit dem schwellenden Ton der Mode erbeben, noch das Blut in den innersten Herzkammern mit dem scharfen Klange der Schlachtmusik erregen."

"Mitbürger, ich verweile nicht bei den Zügen von Webster's öffentlichem Leben, wie verlockend auch der Gegenstand ist, denn sie

sind in den Annalen unseres Landes aufgeschrieben. Wer irgend in der Zukunft die Geschichte der Vereinigten Staaten in den letzten vierzig Jahren schreibt, der wird das Leben Daniel Webster's schreiben, und wer das Leben D. Webster's schreibt, wie es geschrieben werden muß, der wird die Geschichte der Union schreiben, von der Zeit an, als er an der Leitung derselben Theil genommen hat. Ich ziehe es vor, auf die Tüde des Privatlebens hinzuweisen, welche den Menschen zeigen, die Güte des Herzens, den Ekelmuth des Geistes, seine Entfernung von aller Bitterkeit der Parteien, die ungekünstelte Milde seines Wesens. Als er die neue Ausgabe seiner Werke vorbereitete, hielt er es für angemessen fast alles meiner Beurtheilung zu überlassen, so weit dies die Eigenschaften des Geschmacks betraf. Nur einen Funct schärfte er mir mit einem Ernste ein, der fast wie ein Befehl klang. „Mein Freund, sprich er, ich wünsche keinen Streit zu verwickeln. Ich habe ein Leben voll von der beflügten Kriegsführung in der Politik durchlebt. Ich bin zuweilen verleitet worden, obgleich selten, und dann zu meiner Selbstvertheidigung, über andere mit Strenge zu sprechen. Ich bitte Sie, wo Sie es, ohne den Charakter einer Rede gänzlich zu verändern, und mir dadurch ein wesentliches Unrecht zuzufügen, thun können, jede Spur von Persönlichkeit dieser Art zu tilgen. Ich würde vorziehen ein Werk nicht zu veröffentlichen, welches einem Ehrenmann, wie sehr er mir auch entgegen stehe, einen unnötigen Schmerz machen könnte.“

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Mitbürger, daß es keinen unserer ausgezeichneten Staatsmänner giebt, dessen Leben weniger Veranlassung zu solch einer Ermahnung darbieten. Webster hatte die Gewohnheit, sich des Gebrauchs aller vergifteten Waffen des persönlichen Angriffes oder des Parteilasses zu enthalten. Keiner konnte sich mehr beifern alle Angriffe zu vermeiden, um einen politischen Gegner persönlich gehässig zu machen. Wenn der Charakter unserer Congressverhandlungen in den letzten Jahren etwas an Würde eingebüßt hat, so fällt kein Theil dieses Tadels auf Webster. Mit Calhoun, der eine geraume Zeit hindurch sein Hauptgegner war, und mit welchem er in den geradesten Widerspruch gerieth, unterhielt er freundschaftliche Beziehungen. Er ließ seinem Talent und seinem Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren. Sie erinnern sich der

Gefühle, mit welchen er zur Zeit seines Todes von ihm sprach. Ebenso bewahrte Gathboun eine gerechte Schätzung von dem Werthe seines Gegners. Er sagte gegen den Schluß seines Lebens, daß es unter allen leuchtenden Männern des Tages nicht einen gebe, dessen politische Laufbahn durch strenge Rücksicht auf Wahrheit und Ehre hervorragender bezeichnet sei als die von Webster."

Das edelste Denkmal seiner selbst hat er sich in seinen Werken gesetzt; in ihnen wird er leben und zu uns und unseren Kindern sprechen, wenn Erz und Marmor in Staub auseinander gefallen sind. Sie sind eine Schatzkammer von politischer Wahrheit und praktischer Weisheit in Anwendung auf die Angelegenheiten der Regierung; ich weiß nicht, wo wir ihres gleichen finden können. Die Worte von Burke stellen sich unwillkürlich unserem Geiste als die einzigen Schriften in unserer Sprache dar, welche den Vergleich aushalten können. Gewiß kann keine Arbeit in der englischen Sprache den Vorrang vor denen von Burke behaupten, in Tiefe der Gedanken, Kühnheit des Entwurfs oder in Pracht des Stils. Dennoch glaube ich mag man, ohne für die Nation oder für die Person partiell zu erscheinen, wohl sagen, daß während der Leser am Ende von der prachtvollen Reinschrift des Ausdrucks Burke's überladen ist, sich in Webster's Schreibweise eine strenge Einfachheit und eine sinnvolle Geradheit findet, welche nie ermüdet. Dies ist es gerade, was den Staatsmann, im Unterschiede von dem politischen Philosophen, bezeichnet. In der politischen Erörterung, die im Cabinet ausgearbeitet ist, muß die Palme vielleicht vor allen anderen im Alterthum und der Neuzeit Burke zuerkannt werden. Aber in dem augenblicklichen Kampf im Senat, Mann gegen Mann und Meinung gegen Meinung, in dem eckten Streit der Verhandlungen, wenn Maßregeln unterhütet und bestritten werden, von welchen die Wohlfahrt des Landes und der Fricthen der Welt abhängt, und wobei est in einem Moment die Linie der Geschiedenheit verändert wird, ohne Zeit zum Nachdenken, ohne Mühe um nach Worten zu suchen oder Aufklärungen zusammenzutragen, sondern wo alles an der Entscheidung der Abstimmung hängt, wenngleich der Ruf eines ganzen Lebens auf dem Spiele steht: alles dieses ist eine sehr verschiedene Lage, und in solcher war Webster ganz unabweislich der Ueberlegene. Demgemäss finden wir, daß die Ge-

schichte sagt, (so unglaublich es klingt, und was ich jetzt zu sagen im Begriff bin, mag ich nicht glauben, obgleich es ohne Zweifel wahr ist) daß diese unnachahmlichen Reden von Burke, welche Niemand lesen kann ohne ein Zittern der Bewunderung bis in die Fingerringen, jedesmal die Bänke im Parlament leer machten. Wohl, Mitbürger, war dies sehr verschieden bei unserem großen parlamentarischen Redner: er fesselte nicht allein willige und, wenn es dergleichen gab, unwillige Senatoren an ihre Sitze, sondern die weiteste Halle war zu eng für seine Versammlung.“

Aus der Gedächtnisrede in New-York,

zu dem Nichterstande der Stadt gesprochen, von Hiram Aethum.

„Der Dienst dieses Tages gehört weniger dem Bedauern und der Klage, als dem Glückwunsch und der Freude. Es ist wahr, unser berühmter Landsmann D. Webster wird nicht mehr zu den Lebenden gerechnet, aber es ist ein Gegenstand der Freude, daß er über die Grenze hinaus lebte, welche gewöhnlich dem menschlichen Leben vorgezeichnet ist, und daß es ihm vergönnt war zu sterben, wie er dreißig Jahre gelebt, in dem Dienste seines Landes und in seinem eignen Hause, umgeben von seinen Dienern und Freunden. Die große Leuchte der Gerichtshöfe, des Senats und des Ministerraths ist für immer erloschen; aber es ist ein Gegenstand der Erhebung, daß sie untergegangen in fast übernatürlichem Glanz, durch seine Wolke verdunkelt, nicht ein Strahl war umdüstert.“

„Ich habe D. Webster öfter eine große Besorgniß aussprechen hören, ich möchte sagen eine entsetzliche Furcht, daß sein Verstand sich verwirren könnte. Er lebte nicht lange genug, um solch eine Verwirrung zu erfahren. Ich freue mich, daß er lange genug lebte, um seine eignen Werke zu sammeln, zu sichten und bekannt zu machen. Viele unserer ausgezeichneten Landleute leben nur in der

Uebersieferung, aber D. Webster hat seine Acten selbst verzeichnet, Acten, welche klar wie das Tageslicht seine politischen, sittlichen und religiösen Grundsätze enthüllen, welche kein Wort enthalten, welches er sterbend tilgen oder ein Freund auslöschen möchte. Mehr als irgend ein Lebender, hat er diese ganze Generation der amerikanischen Bürger in ihren politischen Pflichten unterrichtet, und die Jugend des Landes gelehrt, klar zu denken, treffend zu argumentiren und die Gedanken in das einfachste und schönste englisch zu kleiden. Er hat sich sein eigenes Monument errichtet. Seht, dort steht es und dort wird es für immer stehn. Der Felsen, welchen die Hüfe der Pilgrime zuerst betraten, da sie zuerst an den Küsten des westlichen Continent. landeten, ist bestimmt, lange im Gedächtniß fortzuleben, aber nicht länger als die Rede, welche jenes Ereignißes gedenkt, und die D. Webster zweihundert Jahre nachdem es eingetreten gesprochen hat."

"Das Denkmal, welches den Platz bezeichet, an dem die erste große Schlacht der amerikanischen Revolution geschlagen wurde, wird so lange stehen, wie der Granit eines Denksteines stehen kann, aber lange nachdem es vernichtet und verstreut ist, wird die bei der Legung seines Grundsteines gehaltene Rede, und die Rede, welche neunzehn Jahre später bei seiner Vollendung gehalten wurde, fortleben und verkünden, daß solch ein Denkmal bestanden. Die Namen von John Adams und Thomas Jefferson, werden in später Zukunft genannt werden, jedoch glaube ich, daß unter den letzten Erinnerungen, welche von diesen Namen erzählen, sich die Lobrede befinden wird, deren Gegenstand sie waren, und diese sprach D. Webster. Wir alle hoffen und einige von uns glauben, daß die Verfassung und die Union unseres Landes dauernd sein werden, wir wissen indeß, daß die Ansprachen und Reden, welche D. Webster zur Vertheidigung und Empfehlung dieser Verfassung und Union gesprochen, so lange leben werden, als die englische Sprache unter Menschen wird gesprochen werden. Ich wende mich an das Capitolium dieses Landes, an jede wichtige Institution und an jeden großen Namen in unserer Heimath, unter den Lebenden und Todten, denn hier ist nicht ein Name zu nennen, den seine Beredsamkeit nicht umschlungen hat."

"D. Webster besaß als ein Staatsmann die höchste Reinheit.

Er schien mir immer unter der gegenwärtigen Ueberzeugung zu handeln, daß, was er auch thue, nicht bloß seinen Zeitgenossen, sondern auch der Nachwelt bekannt werden würde. Er war klar in seiner Stellung. Die politische Macht betrachtete er als eine anvertraute Macht, und obgleich er stets willig und bereit war seinen Freunden zu dienen, so mochte er doch niemals auf geradem oder ungeradem Wege dieses Pfand verlegen. Weder in seinen Briefen, noch in seiner Unterhaltung hat er jemals gegen mich einen unreinen Gedanken oder ein unsittliches Gefühl ausgedrückt, noch sich einer leichtfertigen Sprache bedient. Zu sagen, daß er keine Schwächen und Fehler hatte, würde heißen, daß er kein Mensch war. Diese Fehler sind der Welt bekannt gemacht, und seine Freunde würden keinen Grund haben sich darüber zu beklagen, wenn sie nicht wären übertrieben worden. Wir sind es der Wahrheit und der reinen Sittlichkeit schuldig, an diesem Orte auszusprechen, daß keine öffentlichen Dienste, kein hervorragendes Talent Irthümer heiligen können oder dürfen. Zu Webster's Charakter gehörte es, daß er alle Affectation verabscheute. Diese Affectation, welche man oft an jungen Männern sieht, an öffentlicher Stelle nach der Eingebung des Augenblicks zu sprechen, ohne vorgängiges Nachdenken und Vorbereitung, verachtete er vor allem Anderen. Er sprach niemals ohne Vorbedacht und eifrigste Vorbereitung; er besaßte sich für das Ende. Das Ergebnis davon war, daß jedes Ding, das er sprach, immer werth war gelesen zu werden. Ehrgeizig war er, und allerdings ist es mein fester Glaube, daß seine Tage verkürzt worden, weil sein Anspruch auf die höchste Stelle im Staate nicht erfüllt worden ist."

Aus D. Websters Briefen.

1. An seinen Lehrer Herrn Tappan.

Boston, den 20. Juli 1832.

Ich ersehe mit vielem Vergnügen aus den öffentlichen Blättern, daß Sie noch immer sich des Daseins erfreuen, und daß Ihre geistigen Kräfte ungetrübt und frisch sind, obgleich Sie ein sehr vorgerücktes Alter erreicht haben und etwas an Schwäche leiden. Ich kehrte heute gerade von dem Orte zurück, an welchem Sie mich unterrichteten (Es war Websters letzter Besuch an seinem Geburtsorte); es ist für mich ein äußerst erquickender Nag. Der Fluß und die Hügel sind so schön wie immer; aber die Gräber meines Vaters und meiner Mutter, meiner Brüder und Schwestern und der Freunde meiner Jugend, gaben ihm für mich in etwas das Ansehen einer Todtenstadt. Doch ich will nicht klagen. Sie haben lange gelebt und mein eignes Leben ist nicht kurz, und wir haben beide vieles, wofür wir dankbar sein müssen. Zwei oder drei Personen sind noch am Leben, welche gleich mir unter Ihrer Zuchttruthe erzogen sind: sie erinnern sich ihres Lehrers Tappan.

Wohl denn, mein guter alter Lehrer, empfangen Sie ein erneuertes Zeichen theilnehmender Achtung von Ihrem dankbaren Jünger, zugleich mit seinen Wünschen und Gebeten für Ihr Glück bei allem, was Ihnen in diesem Leben noch übrig ist, und ganz besonders, daß Sie in der Zukunft an den dauernden Schätzen der Gerechten Theil haben mögen.

Daniel Webster.

2. An seinen Gutverwalter John Taylor.

Washington, den 17. März 1852.

Nun vorwärts! Das Eis des Winters ist gebrochen und vor dem ersten Tage des April kann all Ihr Land gepflügt sein. Kaufen Sie die Ochsen vom Hauptmann Marston, wenn Sie den Preis angemessen finden. Bezahlen Sie das Heu. Ich schide Ihnen eine Anweisung auf 160 Dollars für diese beiden Dinge. Verfahren Sie mit den großen Ochsen so, daß wir sie ausspannen und fett machen können. Sie haben ein gutes Gespann Pferde, und ich denke, zu diesen hinzugethan, werden vier Ochsen und ein Paar vierjährige Stiere Ihre Arbeit thun können. Wenn Sie dieser Meinung sind, so verfügen Sie über die Stevens-Ochsen, oder spannen Sie sie aus und schiden sie auf die Weide für den Schlächter. Ich weiß nicht wann ich Sie sehen werde, ich hoffe aber vor der Saatzeit. Wenn Sie etwas nöthig haben, wie etwa Guano, so schreiben Sie an Herrn Joseph Buck in Boston und er wird es Ihnen schiden. Welchen Grund Sie auch besäen oder bepflanzen, achten Sie darauf, daß er in gutem Zustande sei. Wir wollen keine Erndten von Flöckfraut machen. Ein kleines wohlgepflegtes Gut ist für den Ackerwirth das nächstbeste Ding nach einem kleinen gutmüthigen Weide. Bestellen Sie Ihren Garten. Sorgen Sie dafür, daß Sie eine hinreichende Menge nützlicher Gemüse erziehen. Ein Mann kann seine halbe Familie durch einen guten Garten erhalten. Achten Sie darauf den Garten meiner Mutter in guter Ordnung zu halten, selbst wenn es Sie den Tagelohn eines Mannes kosten sollte, der dafür sorgt. Ich habe Ihnen viele Gartensämereien geschickt. Vertheilen Sie diese unter Ihre Nachbarn. Schiden Sie dieselben zu den Verräthen im Dorfe, daß Jedermann ohne Kosten einen Theil davon bekomme. Es freut mich, daß Sie Herrn Pilske zum Abgeordneten gewählt haben. Es ist ein braver Mann; aber es giebt in Neu-Hampshire viele Leute, welche sich selbst Whigs nennen, jedoch durchaus keine Whigs sind, und um nichts besser als die Unions-Trenner. Wer irgend Anstand nimmt jedem Theile des Landes seine

ordentlichen und constitutionellen Rechte zuzugestehen und zu sichern, ist ein Feind des ganzen Landes. John Taylor! wenn einer von Ihren Knaben sagen würde, daß er Vater und Mutter ehrt und seine Brüder und Schwestern liebt und dennoch immer darauf besteht, daß einer von ihnen aus dem Hause geworfen werden solle, was können Sie anderes von ihm sagen, als daß er keine wahrhaftige Familienliebe habe? Sie und ich wir sind Aderswithe; wir sprechen nie von Politik — unser Gespräch sind die Dänen; aber merken Sie sich dies: daß wenn Jemand einen Theil dieses Landes gegen den anderen aufzuregen strebt, er gerade so schlecht ist, als der, welcher einen Streit zwischen John Taylor erregen möchte und seinem Nachbar, dem alten Herrn John Sandborn, oder seinem anderen Nachbar, Hauptmann Burtleigh. Es giebt einige Thiere, welche am liebsten im Feuer leben, und so giebt es Menschen, welche sich über Hitze, Rauch, Verbrennen und selbst über eine allgemeine Feuerbrunst freuen. Sie folgen nicht den Dingen welche zum Frieden führen. Sie freuen sich allein über Streit, Eifer und Kampf. Halten Sie keine Gemeinschaft mit solchen Leuten, weder als Nachbarn noch als Politiker. Sie haben nicht mehr Recht zu sagen, daß in Virginien keine Sklaverei bestehen sollte, als ein Virginier hat zu sagen, daß Sklaverei in Neu-Hampshire bestehen sollte. Dies ist eine Frage, deren Entscheidung jedem Staat für sich selbst überlassen ist, und wenn wir die Staaten zusammenhalten wollen, so müssen wir jedem Staate die Macht lassen für sich selbst zu entscheiden. Ich denke, ich schrieb Ihnen nie zuvor ein Wort über Politik. Ich werde es nicht wieder thun. Ich sage nur, lieben Sie Ihr Vaterland und Ihr ganzes Vaterland, und wenn Jemand es unternimmt Sie zu bewegen, sich in einen Streit mit den Befehlen anderer Staaten einzulassen, so sagen Sie ihm, es sei Ihre Ansicht sich um Ihre eignen Geschäfte zu bekümmern, und so möge er sich um die seinigen bekümmern. John Taylor, Sie sind ein freier Mann, Sie haben gute Grundsätze, Sie haben eine zahlreiche Familie für deren Erziehung und Unterhalt durch Ihre Arbeit Sie sorgen müssen. Seien Sie dankbar gegen die Regierung, welche Sie nicht unterdrückt, welche Sie nicht mit übermäßigen Steuern belästet, sondern für Sie

und die Ihrigen die Hoffnung auf alle Segnungen erhält, welche Freiheit, Gewerbfleiß und Sicherheit gewähren können. John Taylor, danken Sie Gott am Morgen und am Abend, daß Sie in solch einem Lande geboren sind. John Taylor! schreiben Sie mir nie wieder ein Wort über Politik. Grüßen Sie auch Freundschaft Ihre Frau und Kinder von mir, und wenn Sie aus Ihren östlichen Fenstern auf die Gräber meiner Familie blicken, so denken Sie, daß der Verfasser dieses Briefes ihnen bald in eine andere Welt folgen muß.

Daniel Webster.

3. An Frau J. W. Balge.

Richmond (in Virginien) im April 1847,
5 Uhr Morgens.

Mag es Sie nun erfreuen oder langweilen, so verdanken Sie diesen Brief meiner Gewohnheit des Frühaufstehens. Aus der oben auf dieser Seite bemerkten Stunde werden Sie gewiß schließen, daß meine Reisegefährten meine Aufmerksamkeit jetzt nicht beschäftigen, da wir nicht beschloffen haben für heute früh Reisende zu sein.

Diese Stadt hat eine angenehme Lage. Sie liegt hoch. Der James-Fluß fließt unter ihr, und als ich vor einer Stunde ausging, vernahm man nichts als das Brausen der Wasserfälle. Die Luft ist ruhig und die Temperatur mild. Es ist Morgen, ein süßer, frischer und erquickender Morgen. Jedermann kennt den Morgen in seinem bildlichen Sinne, in seiner Anwendung auf so viele Gegenstände und so viele Anlässe. Die Gesundheit, Kraft und Schönheit der Jugendjahre bestimmt uns, diesen Zeitraum den Morgen des Lebens zu nennen. Von einer lieblichen jungen Frau sagen wir, sie glänzt wie der Morgen, und Niemand ist in Zweifel, weshalb Lucifer der Sohn des Morgens genannt worden ist.

Aber von dem Morgen selbst wissen wenige Leute, welche die Städte bewohnen, etwas zu sagen. Von allen unseren guten Bürgern sieht nicht Einer unter Tausend einmal im Jahre die Sonne

aufgehen. Sie wissen nichts von dem Morgen. Ihre Vorstellung von ihm ist, daß es der Theil des Tages ist, welcher nach einer Tasse Kaffee und einem Pfefferkuchen oder einem Butterbrode heraufkommt. Für sie ist der Morgen nicht ein neuer Erguß des Lichts, ein neues Hervorbrechen der Sonne, ein neues Erwachen von Allem, was Leben hat, gleichsam aus einem zeitweisen Tode, um abermals die Werke Gottes, den Himmel und die Erde zu betrachten, es ist nur ein Theil des häuslichen Tages, welcher dem Frühstück, dem Lesen der Zeitungen, dem Beantworten von Briefen, dem Schicken der Kinder nach der Schule und den Anordnungen für das Mittagbrod gehört. Der erste schwache Lichtstrahl, die früheste Purpurrothe im Osten, zu deren Gruße sich die Lerche erhebt, und die tiefere und tiefere Färbung in Rothgelb und Roth, bis endlich die prächtige Sonne, die Königin des Tages erscheint — dessen erfreuen sie sich niemals, denn sie sehen es niemals.

Alle Sprachen sind voll von schönen Beschreibungen des Morgens, aber am kräftigsten vielleicht sind sie in denen des Orients, wo die Sonne oft ein Gegenstand der Anbetung ist.

König David spricht, daß er die Flügel der Morgenröthe nehmen will. Dies ist höchst poetisch und schön. Die Flügel der Morgenröthe sind die Strahlen der aufgehenden Sonne. Lichtstrahlen sind Flügel. Die Sonne der Gerechtigkeit soll aufgehen und „das Heil unter ihren Flügeln tragen.“ Eine aufgehende Sonne soll Leben, Gesundheit und Freude durch das ganze Weltall verbreiten.

Milton hat schöne Beschreibungen des Morgens, aber nicht so viele wie Shakspeare, aus dessen Dichtungen ganze Seiten, voll von der schönsten Bilderschrift könnten beschrieben werden, die sich alle auf die Pracht des Morgens gründen.

Ich habe niemals geglaubt, daß Adam dadurch einen großen Vortheil vor uns voraus hatte, daß er die Welt gesehen als sie neu war.

Die Offenbarungen der Macht Gottes, gleich seiner Gnade, sind neu an jedem Morgen und frisch in jedem Augenblick.

Wir sehen einen eben so schönen Sonnenaufgang, wie ihn Adam sehen konnte, und ihr Aufgang ist jetzt ein eben so großer

Wunder, als es in seinen Tagen war, und ich meine noch ein gut Theil mehr, weil es jetzt ein Theil des Wunders ist, daß in tausend und aber tausend Jahren die Sonne zu ihrer bestimmten Zeit erschienen ist, ohne auch nur den millionsten Theil einer Secunde davon abzuweichen. Adam konnte nicht sagen, wie dies sein würde.

Ich kenne den Morgen, ich bin mit ihm vertraut und ich liebe ihn. Ich liebe ihn frisch und süß wie er ist — eine täglich neue Schöpfung, welche hervorbringt und Alles was Leben und Odem und Dasein hat, aufruft zu neuer Anbetung, neuer Freude und neuem Dankgefühl.

Daniel Webster.

Das Gedächtniß des Herzens.

Von

Doro Welte

Gewinnst du Schätze trod'ner Wissenschaft,
So wahrst du sie mit deines Hirnes Kraft;
Thatsachen, Namen — was uns Kenntniß heißt,
Dort trägt sie in sein Denkbuch ein der Geist;
Von Bildern, die der kalte Grund empfangen,
Dringt keines tief und sie sind bald vergangen.

Doch haben wir ein Blatt das hell erglänzt,
Wo Lieb' und Freundschaft die Erinnerung frängt;
Daß nichts aus unsrer Brust sie tilgen kann,
Vertrau'n wir sie der Kraft des Herzens an;
Es giebt kein Dunkeln — kein Verlöschen dort,
In jedem Pulsschlag lebt Erinnerung fort;
Warm goldene Schrift erfüllt die Tafel ganz,
Nur mit dem letzten Puls' erlischt ihr Glanz.

Leiden, den 19. November 1839.

2. Aufl. 8924

Gedichte

von

F. A. Maerker.

Erster Band.



Gedichte

VON

F. A. Maerker.

Erster Band.

Zweite sehr vermehrte Ausgabe.

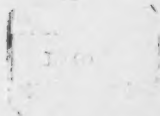
Geftalt von Profefſor.

Verfaffer.

Berlin, 1858.

Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(H. Deder).

155



.....

Der Tempel der Liebe.



Am Waldestrand, fern von der Menschen Eigen,
Ging sinnend ich, als Tag sich schied und Nacht;
Noch sah der Sonne letzten Strahl ich blißen,
Da stieg der Mond empor in stiller Tracht;
Im Abendroth' erglühn der Berge Spigen,
Die golden leuchten wie durch Geistermacht;
Ein Meer des Lichts sah alles ich umfließen
Und wogend sich von Berg zu Thal ergießen.

Gelendet stand ich, mußt' hinweg mich wenden;
Der dunkle Wald mein Auge ruhen ließ,
Als seine Gründe mir ein Wunder senden,
Daß mich des Erdenseins vergessen hieß;
Ich fühlte mich erhoben zu Geländen,
Wo alles auf ein höh'res Dasein wies,
Und sah ein Weib, schön wie ich's nie gesehen;
Ein Hauch umfing mich gleich des Frühlings Wehen.

Ihr nahen wollt' ich; doch ich sah sie schweben,
Nur leicht berührt der Wiesen Gras ihr Fuß;
Im weiten Thal ruft alles sie zum Leben:
Der Fels, der Wald antworten ihrem Gruß;
Sie lächelt mir, da fühl' ich mich erbeben
Im Herzen tief, daß ich ihr folgen muß,
Und wallend führt sie mich vom Thal zur Höhe,
Bis ich an eines Tempels Stufen stehe.

Hier blüht sie hold mich an, lockt zu verweilen,
Und gern hätt' ihre Hand ich nun erfaßt;
Doch wehrt sie mild und ließ sich nicht erteilen,
Erdrückend bannte mich der Erde Laß;
Wie Licht des Aethers, wenn sich Wolken theilen,
Erglänzt sie, läßt dem Auge keine Raß;
Und da auf's neu' ich sie umschlingen wollte,
Wich sie zurück, als ob sie zürnend grollte.

„O, seufzt' ich, ist mir nicht die Lieb' erschienen,
Die meiner Seele glüh'nde Sehnsucht stillt?
Erfenn' ich nicht beglückt in deinen Nieren,
Seh' ich nicht klar, du bist der Göttin Bild,
Der froh die Himmel und das Weltall dienen,
Die Wonn' und Lust in ihren Schleier hüllt?
Wie gönnt mein Loos mir endlich dich zu schauen!
O laß uns deinen Altar hier erbauen!

„Willst einen Altar du der Liebe gründen,«
Entgegnet mir der hehren Göttin Mund,
„Ruht in der Brust ein Feuer du entzündest,
Daß nie die leuchtet auf dem Erdenrund,
So rein wie nur die Stern' es uns verkünden,
Wie es entquillt der sel'gen Geister Bund.
Der Sinne Nacht hält noch dein Aug' umschleiert;
Schau jetzt, wie man die wahre Liebe feiert.

Süß ist der Herzen Sehnsucht und Verlangen,
Verlockend ist der Liebe Zauberton;
Süß ist der Schmerz selbst, wenn Geliebte bangen,
Wenn vor der Welt sie dulden Schmach und Hohn;
Und o wie süß, wenn heiß sie sich umfassen,
Beseligt ernten goldner Treue Lohn:
Doch ist von jener Lieb' es nur ein Schatten,
Die leuchtend waltet auf des Himmels Matten.

O such' entzückt zu nah'n in holken Träumen
Der Liebe, die der Gottheit Schooß umschließt;
Folg' ihren Spuren in den fernsten Räumen,
In jeder Blume, die der Au' entspricht;
Laß aus dem Meer sie dir entgegenschäumen,
Aus lichter Quelle, die sich froh ergießt;
Schau klar sie in den Tiefen der Geschichte,
Und wie mit Gott sie thront zum Weltgerichte.

Du weck' in jeder Brust der Sehnsucht Trängen,
Daß mein Geheimniß ihr sich offenbart;
Daß mächtig sie des Diesseit Riegel sprengen,
Wenn frei die Seele sich den Geistern schaart;
Wohlan, dein Mund vollbring' es in Gesängen,
Im Liebe, das der Götter Bild bewahrt:
Wenn Völker sich und Völker liebend einen,
Werd' ich zu ihrem Segensbund' erscheinen.«

Auf blickt' ich, ach, da war das Bild zerronnen,
Am Platz des Lempels sah ich Fels und Wald;
Doch in mir sprudelt eines Lebens Bronnen,
Das mich erhebt mit hehrer Allgewalt;
Der Glanz der Sterne kündet's mir, die Sonnen:
Auf, sing, mein Lied, der Liebe Lichtgestalt,
Durch deren Günst die Geister sich erkennen
Und Menschen in der Menschheit eins sich nennen.





Inhalts-Verzeichniß.

I. Weibgedichte.		Seite	Seite
Das Denkmal Friedrichs des Großen	3	Ahnung	34
Dem Andenken des Königs Friedrich		Die Gelände.	35
Wilhelm III. von Preußen	7	Für den Geliebten	36
An Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV.		Im Herzen	37
von Preußen	10	Nachtgesang	38
An Alexander v. Humboldt	13	Allein	40
An August Borch	16	Schnuschn	41
		Liebesjauber	42
		Meiner Sonne	43
		Ein Herz	44
		Am Meer	45
		Dem Genius	46
		Schöpfung	47
		Amor	50
		Die Schwäne	50
		Der entflohenen Jugend	51
		III. Virginia.	
		Der Schutzgeist	55
		Lautes Geheimniß	56

II. Jünglingsalter.

Mein Stübchen	19
Warnung	21
Erinnerung	22
Entfernung von der Geliebten	24
Gute Lehrer	25
Ruhe	27
Der Hirt	28
Der Wandrer	29
Das Vögelchen	31
Lebenshoff.	33

	Seite		Seite
Inpromptu	57	Mann und Jungfrau	92
Im Sturm	58	Der Kuß	93
An die Geliebte	59	Der Liebe Heilmath	95
Ich liebe dich	61	Eine Thäne	96
An Virginia	62	Fahr wohl	97
Der Abschied	63	In die Ferne	98
Daß Wiedersehen	65	Der Verwaisten	99
Beim Abschied	66	Dem Geliebten	100
Trost	67	Trennungsschmerz	101
Die Jahre	68	Der Verlassene	102
Erinnerung	69	Abenddämmerung	103
Der Verhassten	71		
Klage	72		
Ihrem Gedächtniß	73		
Verzichtung	74		

IV. Maria.

Die Liebe	77
Der Liebe Bild	78
Blumenerfser	79
Maria	80
Im Frühling	81
Mit Weiden	82
Begegnung	83
Erste Liebe	84
An Maria	85
Maiengruß	87
Amor als Vot	89
Träne	91

V. Das Haus.

Das Vertrauen	107
Die Braut	108
Am Peltzerabend	110
Mit dem Brautkranz	112
Hochzeitsgefänge. 1.	114
2.	116
Leinwand	117
Die Mutter	119
Gott im Kinde	121
Einem deutschen Knaben	122
Der Gattin Geburtstag	123
Blumen und Kinder	124
Das theure Kind	125
Der kleinen Bertha	126
Des Vaters Geburtstag	127
Die Gatten	129

	Seite
Der Wittwe Tochterlein	131
Des Vaters Geist	132
Der Mutter Segen	133
Graß aus dem Jenseits	134
Der erste Kuß	136
Zur silbernen Hochzeit	137
Selbstbefuß	139
Die Großmutter. 1. Schlummer	141
2. Das Gebet	142
3. Das Erwachen	143
4. Der erneute Bund	144
Im Mai	145
In der Grimath	146
Wingerfest (Zum Velterabend)	149

VI. Bilder.

Sturm und Drang.	161
Das Köhlermädchen	165
Rosalie	167
Der Verwaiste	169
Der Fluggott	171
Der Edelknahe	173
Röschen	175
Die Biene	181
Der Sänger	182
Der Bettler	184
Der unbekannten Freundin	185
Zum neuen Jahre	186
In der Fremde	189

	Seite
Alma	191
Der Geliebten	192
Das Ewige	194
Die Gegenwart	195
Ursprünglich	197
Die Heimath	198
Prüfstein	199
An Sophia	200
An die Hoffnung	201
Cäcilienlied	202
Letzter Wunsch	204
Treiben	205
Der Tag und die Nacht	206

VII. Das Vaterland.

Lyke	213
Deutschlands Ju'ast	214
Der Mensch	217
Mein Vaterland	219
Licht und Feuer	221
An Deutschlands Jugend	223
Bundesleid	225
Ein deutscher Gesang	226
Neujahrsgruß	228
Friedrich der Große	229
Die Königin Luise	230
Lolismann	234
Preußens Banner	235
Friedrich Wilhelm IV. und die Kirche	237

	Seite		Seite
Das deutsche Wort	238	Der Gefangene	259
An die deutschen Sänger	239	Provisorium	261
Die Alexandra. 1. Philippus	240	Leistung	263
2. Demosthenes	241	Der unüberwindliche Kaiser	264
3. Alexandros	242	Verzichtung	266
Siegeslied Alexanders des Großen	243	Der Proletarier	267
Der kämpfenden Hellenen	245	Washington	269
Der Vesperstein im Aargau	247	An die Noth	271
Der Pole in Sibirien	250	Epilog	272
Der alte Klausener	252		
Der Verbannte	254		
Völkerfreiheit	256		
Der Verstoßene	257		
Wahlpruch	258		

VIII.

Totenfeier Alexanders des Großen	273
--	-----

I.

Weihgedichte.

I.

I.

Leitet die Geschlechter der Menschen der Geist zu verlassen die Bahnen,
Welche die Väter mit Kraft ebneten, mächtig erregt
Durch das Geschick, das uns führt zu den dunklen Tiefsen der Abgründe,
Wach' im Erthel Strom keiner der Namen verliert,
Die all Sterne die Väter geführt, wie die Leuchten des Schicksals:
Denk' du der Väter, so pflegt fern du die Wurzeln der Kraft
Heimt, o Väter, ihr Werk, du sang' im erhab'nen Gesang es
Auf, und erweckt das Herz neu für der Helden Gehalt.

Das Denkmal Friedrichs des Großen.

Am 1. Juni 1840.

Der Morgen war's am ersten Junitage,
Als achtzehnhundert man und vierzig schrieb,
Den Preußen ahnungsvoll durch düstre Sage,
Die tief dem Enkel im Gedächtniß blieb,
Die Söllern mahnend an des Schicksals Wage,
Das jezt zur Furcht sie, jezt zur Hoffnung trieb:
In solchem Zwiellicht war der Tag erschienen,
Voll hoher Regung, doch mit ernstern Mienen.

Und da vom Dom' ertönt die zwölfte Stunde,
Tritt aus dem Schloß der Königsöhne Zug,
Nacht um den eingebeugten Plag die Runde,
Zu dem man eines Denkmals Zeichen trug,
Daß allem Volke bringen soll die Kunde
Von ihm, der seines Ruhmes Schlachten schlug;
Denn Friedrichs Denkmal will man heut begründen,
Und die Geschöpfe eilen's zu verkünden.

Schon hat das Wort die Feier eingeleitet,
Man füllt den Stein mit goldner Münz' und Schrift,
Die Kelle hat den Mörtel schon bereitet,
Den Hammer legt zur Hand man, Maß und Stift,
Und Friedrichs Erbe zu dem Werke schreitet,
Als plötzlich aller Ohr ein Redner trifft,
Desh keiner sich an diesem Ort versehen:
Auf seinem Stein sieht Friedrichs Geist man stehen.

Er war, wie er sein Volk auch sonst begrüßte,
Wie ihn gekannt, die lebend ihn noch sahn:
Das Auge, das selbst Wund' und Tod verfügte,
Das kühn durchbrach der Zeiten irren Wahn,
Die Hand, die segnend jeder Preuße küßte,
Der ungestraft kein Frevler durfte nah:
So stand er da, nur finst'rer dünkt er jeden,
Als nun er anhub und begann zu reden.

»Den Arm gelähmt, die Geister ohne Schwingen,
So ruhst du machtlos, theures Vaterland,
Siehst in die Marken all die Feinde bringen,
Die ich in hundert Schlachten überwand.
Im Frieden wollen sie dein Herz umschlingen,
Stolz tropend auf der Freundschaft Unterpfand:
Was ich der Brennen kühnem Stamm gegeben,
Darnieder liegt's, das echte Preußenleben.

Ihr dürftet trogen auf den Ruhm der Ahnen,
Dem Fremden rühmen eures Volkes Kraft,
Es mächtig führen hob' und höh're Bahnen;
Noch ist er stark der Preußenlanze Schaft.
Wenn ihr nur hörtet all der Tapfern Mienen,
Die unsrer Freiheit Kriege hingerafft:
Auch keinen Zoll des Land's dürft ihr verkaufen,
Daß je wir sahn mit unfrem Blute taufen.

Doch welch ein Anblick beut sich meinen Augen!
Ersticht im Keim seh' ich des Lebens Trieb.
Der Osten will das Blut des Landes saugen,
Der Süden, Westen ihm Gesetze schrieb;
Vald wird des Volkes Eiche nicht mehr taugen,
Auf ihre Wurzel fiel schon mancher Sieb,
Und die ihn führten, die den Baum verwunden:
Das Gold hat sie im eignen Land gefunden.

In solcher Schmach wollt Friedrich ihr erböhen?
Auf diesen Grundstein thun den Hammer Schlag?
Seht, wie das Volk euch schaut von allen Höhen,
Und jubelnd grüßt den großen heil'gen Tag;
Noch sind's die Preußen, die dem Feinde stehen,
Die leere Drohung nicht erschüttern mag:
In aller Herzen lebt die alte Regung,
In jedem pocht das Vornwärts der Bewegung.

Und könnt ihr sie ertragen, dann errichtet
In meiner Hauptstadt einen Denkstein mir,
Der That Gedächtniß, die mein Volk verrichtet;
Ja, Preußen, ewig bin ich Eins mit dir,
Und was des Volkes Einigkeit vernichtet,
Sein Ende find' es an dem Plage hier:
Seht ihr mein Bild dann auf der Säule stehen,
Sprecht: Preußen kann mit Friedrich nur vergehen.»

Der Geist verschwand; dumpf die Geschütze hallten,
In ihre Donner stimmt der Glockenton.
Aus tausend Rehen jagt die Vivats schallten:
Denn auf den Grundstein schlug der Königssohn.
Drauf all die Treuen zu der Stätte wallten
Für Preußen betend um der Liebe Lohn,
Und jeder fühlte, daß zu neuem Bunde
Das Volk sich eint' in dieser hehren Stunde.

Dem Andenken
des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Den düstern Schleier heb' ich, Vergangenheit,
Von deinem Antlitz, schau den ernstestn Blick,
Den mir aus ernster Zeit du sendest,
Schau die Stirn mit dem Siegeslorbeer

Du stolz umwunden, und mich ergreift die Furcht,
Mit Treu' und Liebe selber dich anzuschau'n,
Ein Jagen fäht mich, dir zu nah'n und
Singend zu feiern den Königsheeress,

Der dir vermählt war, den auf dem Siegesgespann
Du kühn vorantrugst durch das Gewühl der Schlacht,
Ein Muster zeigtest seinen Völkern
Und der Verbündeten Heer' ein Vorbild.

Im Staube lag das Volk und die Schapher all,
Im Joche seufzte schmählich das Vaterland
Von Schicksalschlägen schwer gebündelt,
Alles was heilig und, war geschnitten

Von frecher Willkür: aber dem Könige gab
Der Herr der Welten Duldung und Ruth ins Herz,
Er ließ ihn schau'n der Völker Rettung,
Zeigt' ihm im Wilde das Heil der Zukunft.

Und Friedrich Wilhelm wagte den heißen Kampf:
Er rief sein Volk und führt' es mit Gottvertraun,
Schlug mächtig seinen Feind darnieder
Siegend im Bunde des Rechts Europas.

Der Väter Thron umgab er mit neuem Glanz,
Gab seinen Reichen lang schon entbehrtes Glück
Begründend durch das Band der Liebe,
Was nie erreichte der todte Buchstab.

Nicht durch sein Herrschwort fühlten den Herrscher wir,
Nicht durch sein Schwert, wie längst der Tyrann geherrscht:
Sein Königswahlspruch war die Milde
Selbst für die Feinde, ja für Verirrte.

Und also walt' Ich fürder dein Genius,
Erhabner König, über der Brennen Stamm!

Laß auf des Zeitstroms Woge nimmer
Preußen vergessen, wie du es liebtest.

Singt deinen Ruhm einst würdig der Seldensang,
Wenn deutscher Freiheit Kampf sich den Dichter weht
Zu höchstem Schwung sein Lied begeisternd,
Wenn ihn umleuchtet der Glanz der Krieger,

Die Männer waren, die zu den Sternen kühn
Ihr Haupt erhoben, dann in der Namen Bund,
Die Preußens Strahlenkrone hießen:
Prangeſt als Herrscher Du, Friedrich Wilhelm!

An Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Bildung zur Alexandra.

Hellas, gefeiertes Land, das der Himmlischen Huld sich erkoren,
Behr und an Wundern so reich, wie an Gestirnen die Nacht,
Quell mir des Lebens, des Lichts, und der frei sich entfaltenden Seelen
Heimath, der Geister Asyl in der Entartung der Welt: •
Sag, o soll ich die Gluth der Lieb' und das Drängen der Sehnsucht,
Welche mich ziehen zu dir, wie zu der Mutter den Sohn,
Schöpferisch bilden zum Lied, soll je ich verkünden, was sinnend
Lang' und still ich gepflegt, Hellas, zur Weihe für dich?
Zögernd bewegt' ich's im Geist' und niemals wär' es vollendet,
Hätte die Muse mir nicht Muth in die Seele gelehrt.
»Was du begeisterten Blicks,« so sprach sie, »trugst im Busen
Früh schon wandelnd die Bahn, welche dich Also geführt,
In Macedoniens Siegen des Schicksals Lauf zu entschleiern:
Dreifach künd' es dein Wort durch der Tragöden Gesang.
Sieh den Philippos, Deralles' Geschlecht, im Streit' unermülich:
Irebelnd erhebt er sein Haupt; sinkend erkennt er dich, Zeus.

Dich zu erwecken, Arben, grollt tief Demosibenes' Rede;
 Aber die Mahnung verhallt: keiner erwidert den Ruf.
 Selbst Alexandros erstieht, ein völkerverbrüdernder Ares;
 Doch unabwendbar ereilt ihn der Erinny's Gewalt.
 Sagend empfängst du mein Wort und ich les' in der Seele geschrieben
 Deinen Gedanken: du fragst, wem du enthüllest dein Bild.
 Was es zu bieten dem Herrn, der königlich waltend der Zeiten
 Tief und Gehalt durchbringt, Ihm der die Kunst sich erkort,
 Wie sie die Weisen erkannt, als des Göttlichen Ahnungsfülle,
 Offenbarung der Macht, welche der Schöpfung gebet.
 Hast vom Baume der Kunst du den einzelnen Zweig dir gebrochen,
 Schaut in der Fülle der Pracht groß Er des Ganzen Gestalt.
 Klingt nach Erhab'nem und Schönem der Mann, o so schaut, ihr Geweihten,
 Wie sich in Seinem Gemüth spiegelt der Welt Ideal.
 Möge der Sinn für Natur und befeelender Muth und Gedanke
 Wecken die Geister, wie stets rein sie der König gedacht!
 Kehrt zu den Quellen, ihr Künstler, zurück, zu des Ewigen Urgrund:
 Seid die Propheten des Lichts, welches das Dunkel durchbricht;
 Im prometheischen Kampf für die Göttergewalt in dem Menschen
 Gegen des Schicksals Macht feiert der Helben Triumph.
 So hat Hellas' Kunst der Tragödie Bilder gestaltet,
 Hat nach des Rhythmus Geßel frei sie erschaffen und schön.
 Auf denn! ihr nach im erhabnen Flug, daß Gewalt'ges und Edles
 Schließ' und erneue den Bund, welchen geweiht der Gott.

Herrscher der Preußen, Du Hüter des Ruhms der gerechtesten Krone,

Neige den Worten das Ohr, die mir die Muse vertraut.

Kühnes und Behrtes gebent sie dem Geist' und auf schwierigem Pfade

Führt sie den Wandrer zum Ziel, dort zu den Höhen des Olymp.

Dennoch sei es gewagt, und mör' auch die Wahl und der Vorwurf

Ernst nur und groß, Dir erschleicht leicht ihr Geheimniß Dein Blick.

Schaffend Dir, König, zu nahn, Dir die Frucht und die Blüten zu weihen

Jeglicher Kraft und der Kunst, sei mir des Lebens Genuß.

An Alexander v. Humboldt.

Hebe zum Licht mich empor aus den wallenden Nebeln der Erde,
Genius, der in der Hand uns die Fadel du trägst der Erkenntniß,
Soll zu erleuchten den Pfad, den mühsoll suchen die Menschen
Festgebannt in Nacht und von traurigem Dunkel umfassen
Tief in der eigenen Seele: sie ringt umsonst zu zerbrechen,
Ach, die demantene Fessel, an die sie gekettet das Schicksal.
Zeige den Weg mir, o Geist, der du weltenerzeugend die Sonnen
Wiesst in ewige Bahnen und der mit den Gluthen des Feuers
Alles belebend in jedem du wallest und die Strebenden lenkest,
Wandellos, nimmer beirrt, nach dem Rathschluß deiner Befehle.

Horch, aus des Indus Thälern ertönt mir ein Ruf und vom Ganges.
Sicher lenke den Schritt, hier zeigt sich der Weg dir der Seele,
Wie sie aus Dunkel und Nacht sich empor schwingt und sich der Gottheit
Endlich in jubelndem Drange vereint, wie in ewiger Fülle
Schaffend sie lebt in ihr, ein unsterbliches Sein in dem Weltall.

Luftige Ehre der Geister umschwebten mich, göttliche Weisen
Sangen dem Urgeist sie und geleiteten höher und höher
Rief ins Gebirge, bis endlich ich drang zum höchsten der Gipfel,
Der aus eisiger Schlucht aufstarrt, ein Wunder zu schauen.

Plötzlich verstummten die Chöre: ein heiliges Schweigen beherrschte
Rings die Felsen umher, nur die krächzende Stimme des Seiers
Hört' ich verklingen von fern, der über dem Scheitel mir schwebte.
Betend erhob ich die Händ' und ich steh' empor zu dem Himmel:

Seele der Welt, Allgeist, der hervor du sie rieffst aus dem Ursein,
Hör' mein heißes Gebet, o laß mich erschauen das Geheimniß
Deines unsterblichen Baus, gieb daß ich erforsche die Tiefen
Jeglichen Wesens: wie bargst du den Pfad zu dem ewigen Licht' uns!

Donnernd erdröhnten die Tiefen des Bergs und der Boden erbebt
Unter mir, daß in den Knie'n ich erzitterte schwankenden Lettes.
Wolken verhüllten den Blick, die den dampfenden Höhlen der Felsen
Plötzlich entliegen, sie wallten empor bis zum ragenden Gipfel
Ihn umschleierend und mich, und am Abgrund juckten die Blize.
Sieh, im tödtlichen Schein durchleuchtete strahlend die Wolken
Eine Gestalt, wie nimmer zuvor sie erschienen dem Auge,
Wunderbar, göttlicher Bildung, ihr Haupt umwunden von Schlangen;
Doch in den Nebeln umher gewahrt' ich's wie Chöre der Geister,
Nahe zu dienen dem Herrn, zu verkündigen seine Erscheinung.
Staunend, gebendeten Blicks, rief laut ich die hehre Gestalt an:

Schau' ich den Indras? o sprich: bist Siva du? schau' ich den Brahma?

Schlummernd und in sich versenkt antwortete nichts mir der Hehre,
Winkte nur und aus dem Chor, wie der Liebeszauber des Frühlings,
Trat ein Wesen hervor, mit schüchternen Schritten ihn nahe,
Schönheitglänzend, geschaffen die Himmli'schen selbst zu entzücken.

Sei du Prophetin dem Trager, so sagte der Gott zu der Sulbin,
Zeig ihm den Reigen der Männer, die tief in des Göttlichen Urquell
Eingehn werden, getrieben vom Wissensdrange nach Weisheit,
Die nur der Forschende schaut, der in schaffender Seele vermochte
Wieder in sich zu erzeugen die Welt nach des Geistes Bestimmung,
Und der jegliche Kraft und Gestalt zu des herrlichen Ganzen
Bilde vereint, zu dem All, wie es vorgebildet die Gottheit.

In sich gewendeten Blicks sah jetzt ich erscheinen die Weisen
Alle, sich neigend dem Gott' und sehnuchsvollen Verlangens
Ganz ihn zu schauen, doch durften sie nur anreden die Weisheit.
Wunder, was ferner geschah: zur Prophetin sah ich die Greise
Treten zumal; sie verkündete laut mit erhabenem Rufe:

Würde der Greise, dir geb' ich die Kraft, zu umfassen im Geiste
Eins und das All, dir werd' auch die Kunst, es neu zu erzeugen,
Göttlicher Schönheit Bild, die wieder sich spiegelt im Weltall.
Wie ich's gebaut, so werden die Greis' es enthüllen den Menschen.

Esprach's und der sinnende Gott, der nur in sich selber Bewegte,
Gab ihr Beifall; wieder erhoben sich feierend die Chöre
Zahlloser Geister; noch hört' ich ihr Wehn: da entschwand das Gesicht mir.
Einsam stand ich im weiten Gebirg', es umfing mich die Dede;
Doch heimlehnend erfüllte mich ganz das Gebilde des Kosmos,
Daß Du als Meister erschuffst, Du den Weisen ein Held Alexander.

An August Boeckh.

Zur Feier seines fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums am 15. März 1857.

Was der Unsterblichen Guld hellenischen Weisen verliehen,
Deutschland krönt es in Dir: Hellas erschufst Du ihm neu.
Nebel umfingen Athen, nur zertrümmerte Tafeln noch borgen
Pindars Stern, da ersiehst Du, und es strahlt uns ihr Licht.
Feiernd begrüßt Dich die Welt, der fünfzig Jahre Du rangehst,
Göttlich, wie Plato sie will, Wissen zu gründen und Kunst.

II.

Jünglingsalter.

1.

2

Regelß du des Gießes Lauf,
Sich sein munterß Vrasen an!

Mein Stübchen.

Weinumranktes stilles Stübchen,
Meinem Herzen o wie theuer!
Lieber mir als goldne Säle,
Lieber mir als Prunkgemächer.
Zieh' ich still mich hier zurücke,
Weichen von mir alle Sorgen,
Denn ein Genius wohnt die Schwelle,
Hält mir fern des Lebens Wogen.
Ruhig sitz' ich da und sinne,
Und es naht die holden Rufen,
Kommen hier mich aufzusuchen.
Von der Wand nehm' ich die Leier,
Greife sehnend in die Saiten:
O, dann kommen sie, gezogen
Von den Tönen, sanft getragen,
Und ich singe frohe Lieder
Der Geliebten meiner Jugend.

Hör' sie meine Stimm' erklingen,
Doffret leihe sie die Thüre,
Küßet sanft mich auf die Stirne,
Und ich sink' ihr in die Arme.
Weinunrautes süßes Stübchen,
O, wie bist du mir so theuer!
Lieber mir als goldne Sälle,
Lieber mir als Prunkgemächer.

Warnung.

Willst Spott mit mir du, Holbe, treiben,
Daß durch die Frühlingsgier der Scheiben
So reizend auf mich her du blickst?
Der Wange Roth besiegt die Rosen,
Die sanft die Schlüße dir umfassen,
Wie näher du dem Fenster rückst.

Wie schnell ich auch vorüberlebe,
So fürcht' ich doch des Gottes Pfeile;
Trum treibe nicht das Spiel zu weit!
Bedenke, daß in solchen Scherzen
Er oft entzündet unsre Herzen,
Und dann an unsrer Qual sich freut.

Erinnerung.

Heißer Hain, warum so öd' und traurig?
Wich des Frühlings Sonne ganz aus dir?
Nirgend Regung, alles ruht so schaurig:
Dringt kein Lüftchen durch's Gebüsch zu mir?

Hör' ich nirgend denn der Säng'er Laute,
Die so oft gemeinsam uns entzückt,
Wenn ich, Lebrure, dir ins Auge schaute,
Und durch deinen Blick du mich beglückt?

Alles lachte, wenn an sonn'gen Tagen
Ueber Wiesen ich mit dir geschwebt,
Wenn in junger Liebe mut'gem Wagen
Wir von Fels zu Felsen küß' gestrebt:

Wenn du neidend mir so oft enteiltest,
Wie ein Reh entfloht mit flücht'gem Fuß,
Auf des Berges Gipfel dann verweiltest,
Und mir lächelnd botst der Liebe Gruß.

O, wie glänzten da die blum'gen Matten,
Wie die Wiese, wie der Wald, das Thal,
Wie die Ulmen, wenn in ihre Schatten
Und das Glöcklein rief zum frohen Mahl!

Ward es still dann auf der weiten Erde,
Singen traulich wir hinab zum Fluß,
Und den Lohn für Mühen und Beschwerde
Fand, Geliebt, ich dort im ersten Kuß!

O wie selig hielt ich dich umschlungen,
Schaut' hinaus ins goldne Abendroth!
Zu des Himmels Dom' emporgeschwungen,
Hatt' ich längst vergessen Erd' und Tod.

Und nun muß allein ich traurig wallen,
Flur und Hain den süßen Reiz verlor,
Nicht entzücken mich die Nachtigallen,
Nicht mehr lockt des Frühlings reicher Flor.

Sink' und schwinde, duft'ge Pracht der Blüten;
Weß', o Vos, ihr Stürme, zieht heran!
Ach, für wen sollt' ich sie jetzt noch hüten,
Da sie, Leure, dich nicht schmücken kann!

Entfernung von der Geliebten.

Wenn Apoll den Wagen lenket
Sich zum weiten Ocean,
Nacht sich auf die Erde senket,
Und die lichten Träume nahen,
Dann erwacht mir bittererummer
Und verschleucht den süßen Schlummer.

Ach, es tönt die Abendstunde
Jetzt nur Schmerzen mir herab,
Sie, die sonst aus holdem Munde
Das ersehnte Zeichen gab,
Wenn zu Dir ich konnt' entseilen,
Dort bei Lunas Licht zu weilen.

O, wie war der Tag so lässig,
Wie willkommen war die Nacht;
Aber nun ist sie geßäßig,
Da mir Doris nicht mehr lacht.
Nimmer werd' ich sie umfassen,
Der so treu ich angehangen!

Gute Lehren.

Die Zeit ist spärlich zugemessen,
 Und ewig ist die Wissenschaft!
 Wie konntest ganz du dies vergessen
 Und so vergeuben deine Kraft?
 Wer etwas schaffen will im Leben,
 Muß eifrig ihr sich ganz ergeben;
 Drum nuzt jeden Augenblick,
 Den dir vergönnte das Geschick.

So spricht der Meister, und nun lenk' ich
 Zur schönen Hellas meinen Blick.
 Ich lausch' auf Platon, und doch denk' ich
 Nur Deiner jeden Augenblick.
 Ich träume süß; hörst, da erklingen
 Des Meisters Wort', empor zu dringen,
 Daß auf mein Geiſt zum Himmel strebt,
 Und küßt von Stern zu Sternen schwebt.

Entfesselt schweif ich ganz verloren
Du schau'n Gottes Majestät,
Da trifft des Wächters Ruf die Ohren,
Und zauberisch werd' ich umweht:
Mir ward um's Herz so eng und bange.
Du riefst, da zaubert' ich nicht lange,
Nahm schnell den Mantel und den Hut,
Zum Liebchen ging's: da war es gut!

R u b e.

Ich weiß ein Thal, das möcht' ich still bewohnen,
Ich weiß ein Hüttchen an des Baches Rand,
Ich weiß ein Thal, das Berge rings umthronen:
Dort möcht' ich still, dort nie gestört wohnen,
Dort möcht' ich leben still und unbekannt.

Ich weiß ein Plätzchen auch an heil'ger Quelle;
Es ist so friedlich, ach, so heilig, hehr.
Von Buchen dicht umschattet eilt die Welle
Hinab ins Thal, so rein, so silberhelle,
Dort möcht' ich ruhen, dort und nirgend mehr.

Der Hirt.

Was glänzt so licht herüber aus der Ferne?
Was blickt mir aus den Bäumen dort hervor?
Warum verweilt mein Auge dort so gerne?
Wer weiß, warum dies Plätzchen ich erkor?
Das weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Was schimmert hell herüber von der Heide?
Wer ruht in hoher Eichen Schatten dort?
Wer führt die muntern Lämmer auf die Weide?
Und wen umlagern sie am kühlen Ort?
Das weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Was blick ich unablässig dort hinüber?
Was steh' ich müßig hier wohl Tage lang?
Gedankenlos sinn' ich, wer weiß, worüber?
Wer weiß, warum das Herz mir schlägt so bang?
Das weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Der Wandrer.

Wenn ich morgens aus dem Städtchen gehe,
 Eh die Sonne steigt heraus;
 Wenn den Osten ich erglühen sehe,
 Jauchz' ich freudig auf:
 Du erscheinst mir,
 Und ich bringe dir,
 O Geliebte, meinen Morgengruß.

Lichter wird es auf der weiten Erde,
 Und es regt sich überall;
 Glockenton verkündet schon die Herde,
 Und der Widerhall
 Lönt mir sanft ins Ohr:
 Dann trittst Du hervor,
 Du erscheinst im lichten Morgenroth.

Wächter juckt der Strahl, im vollen Glanze
Zeigt sich frei die Königin;
Jubelnd reiht es alles sich zum Tanze,
Grüßt die Herrscherin.
Dann erscheinst Du mir,
Und ich bringe Dir,
Wie die Lerche, meinen Morgenruß.

Das Vögelein.

War einst ein freies Vögelein,
Das wohnt' im Walde dort,
Und wollte Niemand Diener sein,
Zog frei von Ort zu Ort.

Doch siehe da, ein Mädchen kam
Des Weges her und sang.
Das Vögelein alles wohl vernahm,
Das Herz es ihm durchdrang.

Das Mägdelein seine Straße zog,
Ihm folgt's von Ost zu West,
Und flog und sang und sang und flog:
Sie gönnt ihm keine Rast.

Dem Vögelein schon der Muth entsinkt,
Da hält sie endlich ein.
Es flattert her zu ihr und singt,
Und scheint sie zu erfreun.

Und näher häpft es zu ihr hin,
Und singt und häpft und singt,
Nur zu ergehen ihren Sinn,
Daß durch den Wald es klingt.

War wohl gefiel das Närtchen ihr,
Daß sie es lockt herbei:
»Komm, liebes Vöglein, her zu mir!
»Doch bist du mir auch treu?»

Es kommt und fliegt auf ihre Hand,
Und fliegt ihr in den Schooß,
Ist an das Nägelein nun gebannt,
Reißt nie von ihm sich los.

War einst ein freies Vöglein,
Das wohnt' im Walde dort;
Ruß nun des Nägeleins Diener sein,
Folgt gern von Ort zu Ort.

Lebewohl.

Lebe wohl, du Heißgeliebter:
 Werb' ich nimmer nun dich sehn?
 Ohn' Erbarmen, o Geliebter,
 Reißt man mich von hinnen gehn?
 Reißt mich fort von deiner Seite?
 Will mich führen in die Weite?
 Und vergessen
 Soll ich Dessen,
 Dem ich nimmer sage Lebewohl?

Durch die Städte werd' ich eilen,
 Eilen durch ein weites Land:
 Doch mein Sinn wird hier verweilen;
 Nie zerreißt dies heil'ge Band.
 Ob Gebirg' uns mächtig trennen,
 Ewig werd' ich mein Dich nennen.
 Könnt' ich Dessen
 Je vergessen,
 Der mir nimmer sagte Lebewohl?

Abnung.

Was ruffst du, liebes Vöglein, mich?
Wo ziehst du bang mich hin?
Was deuten deine Lenz? Sprich.
Du klagst: hinweg, dahin?

Wie fliegst und fliegst du vor mir her?
Jetzt endlich ruhst du aus:
Was ist geschehn? O, nimmermehr!
Das ist der Liebsten Haus.

Hier ruffst du nur: hinweg, dahin?
O weh! Sie ist entflohn.
Nun deut' ich deiner Klagen Sinn.
Ist das der Liebe Lohn?

Klag' ich im Garten nun allein,
Daß ich verlassen bin,
Singt über mir das Vögelein
Im Haus: hinweg, dahin!

Die Getäuschte.

Wenn traurig ich dich sehe,
 Daß ich dich still allein;
 Das Herz thut mir so wehe,
 Daß traurig du kannst sein.

Du blickst mich an so trübe:
 Ich weiß nicht, was geschehn;
 Weiß nicht, was dich betrübe,
 Und muß dich leiden sehn.

Die Rosen deiner Wangen,
 Wer hat sie abgepflückt?
 Verwirrt die Vögel hangen:
 Wer hat sie so gedrückt?

Du birst das Haupt im Rissen,
 Die Thräne stürzt hervor?
 Lieb' hat dein Herz zerissen,
 Zerhört der Jugend Flor.

Für den Geliebten.

Hab' angelegt mein schönstes Kleid,
Mit Blumen mich geschmückt:
O weh, daß ihr gebrochen seid!
Ihr seid umsonst geküßt.

Mit heißer Sehnsucht dacht' ich sein,
Als ich die Rose brach:
Nun läßt das Mädchen er allein,
Die ihm die Rose brach?

Hab' angelegt mein schönstes Kleid,
Mit Blumen mich geschmückt:
O weh, daß ihr gebrochen seid!
Ihr seid umsonst geküßt.

Im Herzen.

Verlassen siß' ich in dem Saal,
Und niemand achtet mein:
Doch wüßte' ich wohl, ich wüßte wohl,
Wer mir gefiel' allein.

Ihr andren mögt vorüber gehn,
Bleibt Einer nur nicht fern.
Ich seh' ihn wohl, ich wüßte wohl,
Mit wem ich spräche gern.

Verlassen siß' ich in dem Saal,
Und niemand achtet mein:
Doch wüßte' ich wohl, ich wüßte wohl,
Bei wem ich möchte sein.

Nachtgesang.

Süßes Mädchen, hör', ich wage
 Mich zu dir um Mitternacht,
 Daß der Laute Klang dir sage,
 Was mich drängt mit ganzer Nacht.

Steigt, o steigt empor, ihr Löhne,
 Hülfert sanft es ihr ins Ohr:
 Giebt, daß sie mein Herz verfühne
 Und mir giebt, was ich verlor!

O Geliebte! erwach' und höre
 Wie dich Lautenton umschwebt;
 O, vernimm ihn — ich beschwöre,
 Glaub mir — der für dich nur lebt!

Auf, Gesang, erhebe die Schwingen,
 Halle noch in ihrer Brust!
 Kommt' hinaus zu ihr ich bringen
 Wie ein Lied: o welche Lust!

Wollt, ihr Lön', empor, umfliehet
Leis' und leiser ihr das Haupt;
Süß die Huld' in Schlummer wieget,
Die so oft ihn mir geraubt.

Öflet ihr die schönen Glieder,
Singt ihr liebend gute Nacht,
Und dann locket Traum' hernieder,
Daß noch lächelnd sie erwacht.

Allein.

Verlassen wandl' ich durch den Wald
Im stillen Mondenschein;
Des Tages Stimmen sind verhallt,
Es singt kein Vögelein.
Schlaft wohl, ich geh' allein;
Allein, allein, ich geh' allein.

Gelt spät der müde Tag zur Ruh,
Erwacht mir Sorg' und Pein;
Ein jeder eilt der Hütte zu:
Ich kann daheim nicht sein.
Ruht sanft, ich geh' allein;
Allein, allein, ich geh' allein.

Mond, führe du mich durch die Nacht!
Es kommt der Sonne Schein;
Zum Leben seh' ich all erwacht:
Nicht kist die Lieb' allein.
Still, Berg: ich ruh' allein;
Allein, allein, ich ruh' allein.

Sehnsucht.

Mein Herz, was schlägst du so bange?
 Wohin, ach, entführtest du mich?
 Was ist es, wonach ich verlange?
 O Sehnsucht, Sehnsucht sprich!

Vacht nicht die Göttin der Liebe
 Aus glühendem Auge mir?
 Zieht nicht mit dem süßesten Triebe
 Mein Herz sie, mein Alles zu ihr?

Wohl fühl' ich der Liebe Bande,
 O Doris, in deinem Arm;
 Wohl ward mir zum ewigen Pfande
 Dein Kuß, ach wie innig, wie warm!

Und doch, o du schlägst mir so bange,
 Mein Herz: wohin locktest du mich?
 Was ist es, wonach ich verlange?
 O Sehnsucht, Sehnsucht sprich!

Liebeszauber.

So Tag um Tag entkehren
Der lieben Herrin mein,
In Schmerzen mich verzehren,
Und nimmer bei ihr sein — —
O nein, nein, nein,
Das kann nicht sein!

Muß spät noch zu ihr eilen,
Still, still, im Mondenschein,
Bei mitternäch't'gem Weilen
Lest' ich zu ihr hinein — —
Doch nein, nein, nein,
Das darf nicht sein.

Run will ich mich verbergen,
Verzaubern dastig, klein:
Reich wunderbaren Zwergen
Schläpf' ich zu ihr hinein,
Uad mein, mein, mein
Wird Liebchen sein!

Reiner Sonne.

Nur dich sehn, nur zu dir beten:

• Götter, giebt es sonst ein Glück?

Nur zu einer süßen Stelle

Zieht mich alles ja zurück.

Wie die Sonn' im Raume walte,

Hat dein Antlitz offenbart:

Kreisend ziehn um deine Sonne

Stern' um Sterne reich geschart.

Doch du lässest alle kreisen,

Keinen je dir, keinen nah:

Woh, so werd' auch ich vollenden

Durch die Oede meine Bahn.

Ein Herz.

Mein Leben gab ich dir zu eigen,
Als tief mich traf des Gottes Pfeil:
Ganz konnt' ich da mein Herz dir preigen,
Du meiner Nächste Stern, mein Heil.

O sich des Lebens Truggehalten,
Sieh wie die Pflg' es eng umfrucht,
Daß nimmer in des Herzens Falten
Des Lichtes reine Sonne blüht.

Nur eine Stätte ward erkoren
Zur Wohnung von dem Herrn der Welt;
Ein Tempel geht ihm nie verloren,
Nichtglühend wie das Himmelsgelt:

Das ist das Herz der treuen Liebe,
Der Braut, der Jungfrau laute Brust;
Das sind des Schaffens heil'ge Triebe,
Der Trug der en'gen Weibselust.

Am Meere.

Wenn in höchster Frierkünde
Deinen Genius du erblickt,
Den aus unermessnem Grunde
Dir herauf die Tiefe schickt,
Und im Augenblick er scheidet:
Glaube nicht, daß er entschwand.
Geistverbund nie Trennung leidet;
Sehnsucht ist sein Unterpfand.

Bangt dein Herz, bringt's in die Tiefen,
Hört die Brust sich ahnungsvoll,
Ist's als ob dich Geister riefen,
Deren Hauch dem Meer' entquell,
Auch' auf ihre Himmelszeichen;
Ob du bangst: sie sind dir nah.
Schmerz wird sanft der Sehne weichen,
Troß ist in der Liebe da.

Dem Genius.

Im goldnen Abendrothe
Erglühn Wald und Flur,
Der Mond im Silberbote
Schiffet her auf Sternenspur.
Wenn Meer und Himmel schweigen,
Dem Jenseits ich gelauscht,
Seh' ich empor dich steigen;
Leis hat das Schiff gerauscht;
Du, Genius, kennst mein Sehnen:
Gieb Thoten mir, nicht Thränen.

Schöpfung.

Gott rief hervor die Erde,
Doch war sie wüst und leer;
Da sprach der Herr: es werde!
Und alles lebt umher.

Die Sonne stellt er droben,
Dann tausend Sternlein hin;
So hat' er's schön gewoben,
Und gut nach seinem Sinn.

Doch unsre Erde pugte
Besonders er heraus,
Und jeden Fleck er pugte,
Sann alles weislich aus.

Er schied das Meer; die Felsen
Des Landes thürmt' er auf;
Schmückt alles mit dem Feste;
Schuf Thier und Menschen drauf.

Wer kann sie alle zählen!
Ein jeder kann nun sehn;
Was er für sich mag wählen:
Drum ist's also geschehn.

Doch in den Menschen legte
Gott ganz besond're Kraft:
Ein Herz, das ihn bewegte,
Und immer Neues schafft.

Dem nun mit vollen Händen
Dieß von dem Herrn verliehn,
Der den' es anzuwenden,
Nicht feig' ihm zu entfliehn.

Er schaffe, was nun eben
Er schaffen mag und kann,
Wie's ihm der Herr gegeben,
Und zeig' es jedermann.

Rag's glänzen ober prangen,
 Rag's still bescheiden sein:
 Darum soll ihm nicht bangen,
 Gab's nur sein Herz ihm ein.

Wohl jeder nach Gefallen
 Sich dann ein Stückchen aus;
 Behagt doch auch nicht allen
 Das schöne Gotteshaus.

A m o r.

In glüh'nder Rose Pracht
 Spricht Sehnsucht ahnend.
 Wird stumm sie dargebracht:
 Wiebt sie dir mahnend
 Rund' aus des Herzens Nacht.

Die Schwäne.

Auf des See's tief dunklen Wogen
 Schaukelt, ach, so gern mein Blick.
 Sieh, vorbei die Schwäne zogen,
 Walten mir ein fernes Glück;
 Lockten auf den Silberstreifen
 Ihres stolzen Zugs zu schweifen:
 Laura, kennst du mein Geschick?

Der entflohenen Jugend.

Ihr, der Jugend goldne Tage,
 Seid auf ewig ihr dahin?
 Bringt ihr Schmerz mir nur und Klage,
 Wo ich euch begegnet bin?

Ruhig schließt in deinem Grabe,
 Jugend meines Lebens, du:
 Mit den Trümmern meiner Habe
 Deckt' ich dich Entschlafne zu.

Noch du trittst in vollem Glanze
 Vor mich hin um Mitternacht,
 Genius du, im Sternenzranze,
 Der dem Jüngling' einst gelacht.

Und in Staub seh' ich versinken,
 Was der Mann mit Müß' erbaut;
 Schön're Tage süß mir winken,
 Poßend naht der Jugend Braut.

O, der Jugend goldne Tage,
Seid auf ewig ihr dahin?
Bringt ihr Schmerz mir nur und Klage,
Wo ich euch begegnet bin?

Wär' ich doch mit euch gestorben,
Kämpfend um der Liebe Preis!
Siegend hätt' ich dann erworben,
Was ich nun im Grabe weiß.

III.

Virginia.

„Wie dankst du so lieb, Gedächtniß,
Und sehest erwidert doch nie zurück:
„Verlorne Jugend“ ist dein Vermächtniß,
Zum Schmerze machst du jedes Kind.“

1. Der Schutzgeist.

Läuscht mich dein Glanz, du Stern der Nacht?
Läuscht, Sonne, mich dein Strahl?
Ist's Trug, wenn mir der Frühling lacht
In Blüten ohne Zahl?
Kein Trugbild ist's, kein leerer Schein:
Schau, Mensch, enthülle des Höchsten Sein.

Auf deiner Bahn geleitet dich
Ein Engel gottgesandt;
Wenn deiner Sterne Glanz erblich,
Reicht er dir trenn die Hand.
Folg' ihm, er lenkt des Helden Schritt;
Wo recht du streitest, kämpft er mit.

Im Jenseits wohnt die Stärk' und Kraft,
Wohnt die Begelsterung;
Sie weckt zu Thaten, bildet, schafft
Der Seele kühnsten Schwung;
Sie naht im Drang der Liebe dir;
Auf, Peger, weih dein Leben ihr!

2. Lautes Geheimniß.

In dem weiten Kreise
Sucht mein Auge dich,
Und du ahnest leise,
Wenn ich näher schlich.

Wie die Stern' entweichen
Mit der stillen Nacht,
Seh' ich all' erbleichen
Deiner Sonnenpracht.

Keinem blieb verborgen,
Was mein Auge sprach,
Und gebleicht von Sorgen
Ist' ich stets dir nach.

Doch ich darf nicht sagen,
Was ein jeder weiß,
Ruß im Busen tragen
Keiner Derrin Veris.

3. Inpromptu.

Bei einem Spiele.

Könnst' ich Wort' in Rosen kleiden,
In der Lilien Pachtgewand:
Schläng' ich sie zum Kranz bescheiden,
Legt' ihn voll in deine Hand,
Und der Blumen süßer Hauch
Wallt' um dich als Opferrauch.

4. Im Sturm.

Lass' ich auf dir mein Auge weilen.
Wie ist mein Sinn da ganz verwirrt!
Und wer vermöchte den zu heilen,
Der auf der Liebe Pfaden irrt!

In meiner Seele dunkle Tiefen
Blickst du bezaubernd, wie der Mond,
Der über Wog' und Felsenriffen
In stillem Stillefrieden thronet.

Mein Busen flüht, flieht den Gedanken,
Der Erd' entrückt mich Phantasie;
Den sichern Boden fühl' ich schwanken:
O Tag des Friedens, nahest du nie?

5. An die Geliebte.

Schwing dich auf zu jenen Höhen,
 Wo kein düsterer Nebel weilt:
 Frei ins Berg mir dort zu sehen,
 Zeige dein's mir ungetheilt.

Wenn sich frei von allen Schranken
 Unster Seelen dann geschaut,
 Sich entschleiern die Gedanken:
 Dann sind wir in Gott getraut.

Herrschaft, Macht kann viel erreichen,
 Doch die Lieb' erkämpft kein Schwert;
 Hier gilt Gleiches nur dem Gleichen:
 Lieb' allein ist liebenswerth.

Wenn du schaust und leist' erbehest,
 Wenn in Einsamkeit die graut,
 Nur in mir du fühlst und lebest,
 Wie in dir ich mich geschaut;

Wenn verlassen du die scheinst
Ein zerstücktes Saitenspiel,
Leben wie den Tod beweinst:
Dann erreicht die Lieb' ihr Ziel.

Und wie an des Tempels Schwellen
Vöser Geister Schaar versinkt,
So die Himmel sich erschellen,
Wenn der Liebe Blick dir winkt.

Was den Mann dem Staub' enthebet,
Ist es nicht der Frau'n Gefalt?
Was ihn süßlich neu belebet,
Ist des Vergens Allgemalt.

6. Ich liebe dich.

Laß doch die Weisen streiten,
 Was Liebe sei,
 Ihr einen Thron bereiten,
 Im Netzer frei;
 Ihr Grübeln und ihr Fragen
 Nie rührt es mich;
 Ich kann nur singen, sagen:
 Ich liebe dich!

Was gelten Millionen?
 Sie sucht die Welt;
 Was Glanz der höchsten Kronen?
 Er steigt und fällt.
 Hinweg, ihr Ideale!
 Geliebter, sprich,
 Schwär' auf die goldne Schale:
 Ich liebe dich!

7. An Virginia.

Virginia! schallt es rings von allen Höhen,
 Virginia! tönt es von der Berge Saum;
 Virginia! rufen alle Thäler, Seen,
 Virginia! hallt der weite Himmelraum.

Dein Name wird der Sehnsucht Nacht erhellen;
 Wer bei dem Namen schwur, ist ewig treu.
 Du fährst die Seelen zu des Lebens Quellen;
 Auf deinen Wink erstehn die Berge neu.

Virginia! laß mein Lied dich jubelnd singen,
 Gön' ihm Unsterblichkeit wie meinem Lied.
 Laß meinen Ruf zu deinem Tempel bringen,
 O Lieb', und tön Virginia mir zurück.

Bei diesem Namen soll die Erd' erblühen,
 Soll im Ayr sich schaa'ren Stern bei Stern;
 Sein Sauch versüßen all des Lebend's Mühen:
 Vernimmst du's? Horch! Virginia tönt's von fern.

8. Der Abschied.

Und du gehst, du meines Herzens
 Herz, und lässest mich allein!
 Soll in dieser Welt des Schmerzens
 Ich auf ewig fern dir sein?

Was mir ward in sel'ger Stunde,
 Ach, ein ganzes Leben war's:
 Heb mich doch empor zur Sonne
 Eine Locke deines Haars.

Nach des öden Tages Leiden
 Welche Wollust gab dein Blick;
 Lächelnd schienst du mich zu meiden,
 Wandtest hold dich gleich zurück.

Zwei durchwallten wir zusammen
 Reiche, die der Schmerz nicht kennt,
 Wo des Lebens Feuer flammen,
 Gott sich nur die Liebe nennt.

Sahn wir glücklich nicht sich heben
Rosig jedes Morgens Licht?
Und du gehst! Zwei Bergen beben —
Ach, herein das Dunkel bricht.

• Scheiden — o, welch eine Wüste!
Widersehn — folgst du der Nacht?
Sieh, mit allen Sternen grüßte
Mich des Mondes Wundermacht.

9. Daß Wiedersehen.

Laß dich küssen, Mädchen, küssen,
Goldes, liebes Angesicht:
O, beim Wiedersehen müssen
Worte stehen — der Kuß nur spricht.

Reich die süße Hand; sie preß' ich
An die tief bewegte Brust:
Ach, der Götter selbst vergess' ich,
Wenn du wieder scheiden mußt.

Schau' ich doch der Himmel Sonne,
Heutes Herz, in dir nur an,
Unbeirrt von Erd' und Sonne,
Reinem Urbild' unterthan.

10. Beim Abschied.

Die Feder soll dir schreiben,
 Dein Bild;
 Es soll ein Schutz dir bleiben,
 Ein Schild!
 Den Griffel führt die Feder,
 Sie leihet den Rahmen:
 Sie sagt all ihre Triebe
 In deinen Namen.

11. Trost.

Liebe, du des Lebens Quelle,
Glauben, Urquell jeder Kraft,
Warum mir mein Liebste rauben,
Daß in wüster Leidenschaft
Wild mich treibt der Zeiten Welle?

Lebend nahlst du mir, o Liebe?
Leuchtest in der Hoffnung Stern?
Wenn mein Auge du befruchtest,
Schmerz, da blick' ich auf zum Herrn,
Und mich heilt die ew'ge Liebe.

12. Die Jahre.

So süß, du bittere Jahre,
Und immer neu gemeint!
Des Freundes Bild erscheint
In deiner Wundersphäre.

Wie meine Seel' ihn schauet,
Lebt ganz er nur in dir!
Ach! einzige Freundin mir,
Der ich mich ganz vertrauet.

Du fern? und einsam gleitest
Mein Schiff im Schmerzenmeer.
O Jahre, laub' ihn her,
Der wie ein Stern mich leitet.



13. Erinnerung.

Blümchen in dem dunklen Tage,
Siehst mich an so ernst und still?
Mir Erinnerung andere Tage,
Die mein Schmerz nicht meiden will.

Wie du, stand mir gegenüber
Einstmals meines Herzens Braut:
Trüber ward ihr Blick und trüber,
Wenn sie zu mir aufgeschaut.

Mädchen, hast du mich verstanden,
Wie die Liebe mich verstand?
Unser Augen nur sich fanden,
Knüpfen erster Liebe Band.

Rinnen sah ich ihre Thedne;
Stumm verneigt sie sich und ging:
Blümchen, schau mich an, ich wähne,
Daß ihr Blick mich hold umfing.

Trautes Blümchen in dem Tage,
Siehst mich an so ernst und still,
Weißt, was ich im Herzen trage,
Was nur dir ich sagen will.

14. Der Verklärten.

Wo ist der Zauber deiner Schritte?
 Das Geistesleben deines Blicks?
 Ach, all mein Fragen, meine Bitte
 Verhallt am tauben Rand des Stolz.

Ich eil' hinaus zum Meerestrande,
 Die Segel seh' im Blau ich ziehn;
 Ein frischer Wind treibt sie vom Lande:
 O könnt' ich, könnt' ich mit euch fliehn!

Im weiten, freien Reich der Wogen,
 Verklärt vom Strahl des ew'gen Lichts,
 Wenn alle Erdenpein verflogen,
 Freu' ich mich deines Angesichts.

Du herrschest dann in Näh' und Weiten,
 Befelst mich ganz, du meine Welt:
 Nicht Räume kenn' ich mehr, nicht Zeiten,
 Dich nur und Bog' und Himmelzelt.

15. Klage.

Was suchst du, Herz, in der Brust
Umsonst die Freude?
O gieh dich hin mit bitterer Lust
Dem Leid, dem Leide!

Der Liebe Rosen ließen mir
Nur Thänen, Thänen:
Auf ihrer Bluth entleert zu dir
Rein heißes Sehnen.

Was bangt mein Herz? O weh! Mir bricht's,
Gedenk' ich deiner.
Zerrinn', o Seel', ins ew'ge Nichts
Mit Einer, Einer!

16. Ihrem Gedächtniß.

Will, Herz, dein Leid nicht enden?
 Verrinnt die Thräne nicht?
 Kein Schmerz vermag zu wenden,
 Was aus der Thräne spricht.

Mein armes Herz, so leideſt,
 Ach, Jahr um Jahr du;
 Am Gram den Blick du weißeſt:
 O! giebt der Gram dir Ruß?

Dein Leid wird nimmer enden,
 Weil treu ſie dich verließ:
 Gott konnt' allein es wenden — —
 Ach, Thräne, fließ, o fließ.

17. Verzichtung.

Läß die Liebe dir erschließen
Des verwor'n'en Lebens Sinn:
Wenn sich Herzen frei ergießen,
Das allein sei Hochgewinn.

Liebe, leid', und leid' und liebe;
Alle sind nur groß im All!
Ob dir keine Heimath bliebe,
Klage nur der Menschheit Hall.

IV.

Maria.

Die Worte können meinen Schmerz,
Wie ich sie ausgesprochen;
Doch eine Sehnsucht brant mein Herz,
Die hat kein Wort gesprochen.

Die Liebe.

Durch die Nacht auf Geistesflügeln
Zieht des Mondes Zauberlicht;
Ruhe wohnt auf Thal und Hügeln;
Nur der Seele Sehnen spricht.
Dir, o Lieb', ach, mir so fern,
Folgt mein Flug von Stern zu Stern!

Sieh, die Erd' ist dir bereit;
Frühling hat die Braut geschmückt;
Sanft des Mondes Strahl dich leitet,
Alles harret dein still entzückt.
Aus der Stern' und Blüten Meer
Lauch', o Liebe, hold und hehr.

Der Liebe Blick.

Hab' ihr nur Eind zu sagen,
Ein Wörtchen klein:
Ruß es im Herzen tragen,
Stumm vor die sein.

Soll die mein Mund es sagen?
Mein Auge spricht,
Kann deinen Blick nicht tragen:
Versteht du's nicht?

Dir kann ich Eind nur sagen,
Ein Wort so klein:
Ruß es im Herzen tragen,
Stumm vor die sein.

Blumenopfer

Des Frühlings erste Blume,
Des Thaies Zier,
Weib' ich im Heiligthume,
Kuthere, dir.

Du siehst von meinen Thränen
Sie licht bethaut:
O küßte sie mein Sehnen,
Die ich geschaut!

Des Frühlings schönste Blüten
All geb' ich ihr:
Du wolle Sie behüten,
Des Thaies Zier!

Ihr Auge blickt so sinnig,
Gold lacht ihr Mund:
Mein Sehnen, heiß und innig,
Ihr du's ihr kund.

Maria.

Hauch des Zephyrs, o du Bönne,
Die des Frühlings Schooß' entquillt;
Süßes Licht der Maiensonne,
Daß der Sehnsucht Schmerzen stillt:
Erleucht, o erleucht ein Mädchen mir,
Aßer Jungfrau Perl' und Zier.

Sinnend träumt sie gleich der Rose:
Sag, o Mädchen, denkst du mein?
Zählst du, daß dich wer umlose?
Deffne deines Herzens Schrein!
O, du blickst zum Licht' empor:
Erleucht du Weisern nur dein Ohr?

Im Frühling.

Du holder traunter Frühling,
Wie hast du dich gemüht!
O schaut doch, schaut die Erde,
Wie alles grünt und blüht!

Wie drängen Keim' und Knospen
Sich überreich hervor;
Die Bäch' und Ströme rauschen,
Laut ruft des Waldes Chor.

Doch all das Blühen und Grünen,
Nicht hat es mich entzückt:
Was frommen mir die Rosen,
Die ich gesucht, gepflückt?

Ihr darf ich keine reichen.
O Ros', o Frühlingstheuern,
In eurem letzten Sauche
Laßt mich mit euch vergehn.

Mit Veilchen.

»Woher nur die knospenden Blüten all
Sich der Erde entwandten im duftenden Thal?«
Sie pflegte die Liebe mit sorgender Hand
Im Verborg'nen und schmückt nun mit ihnen das Land.

»Wer hat in das Sträuchchen die Veilchen gesäht,
Es mit Blüten verziert? Ein verborgener Gast?«
Das Veilchen, es lugt aus dem Lande so still,
Die unendliche Lieb' es dir deuten will.

Die schafftet für dich ja bei Tag' und bei Nacht,
Sie weckt dir des Frühlings blühende Pracht:
Nur ruhe sie keiner vor ihrer Zeit,
Sie folgt dem Gesetz der Nothwendigkeit.

Begegnung.

Wenn tief im dunklen Laube
Die Rose glüht,
Die lichteß Gold der Traube
Entgegensprüßt,
Fühlet nicht die zarte Hülle
Dich in der Tiefe Fülle?

Der Jungfrau Wangen glühten,
Ein Fröling lacht;
Die dunklen Augen sprühten
Wie Sternennacht:
O Gluth der Ros', o Trauben,
Ihr lehrt mich lieben, glauben!

Erste Liebe.

Herz, wo ihre Brustherz wohnen,
 Sag, was ihren Busen hebt;
 Stirn, wo ihre Locken thronen,
 Was in ihren Locken lebt?

Augen, sind die lichten Flammen
 Erster Liebe Morgenroth?
 Lippenst süß du einen Namen,
 Lippen? glühst so purpurroth!

Siehst du dort die Ros' erblühen?
 Laushest du der Nachtigall?
 Abend wird's, die Sterne sprühen:
 O, die Liebe weckt das All.

An Maria.

Demant der reinsten Liebe,
Welch Opfer bring' ich dir,
Das unvergänglich bleibe,
Heilleuchtend dort und hier?

Soll ich dir Blumen weihen,
Ein schön, vergänglich Bild,
Das in dem Rausch des Maies
Der Erde Schooß' entquillt?

Die Völle ist rein, erhaben,
Die Ros' ein Blumenmeer,
Doch all des Frühlings Gaben,
So schwellend und so hehr,

Und all ihr süß Entzücken
In Paradieses-Pracht:
Es sinkt vor deinen Blicken,
Maria, mir in Nacht.

Wähl' ich dir edle Strine,
Der Perlen lichten Glanz?
Sie ruhn in goldnem Schreine —
Schau her: welch schöner Kranz!

Doch darf er dich nicht schmücken,
Daß ihn hoffärt'gem Muth:
Dich könnte nicht beglücken
Des Firmamentes Muth.

Demant der reinsten Liebe,
Welch Opfer weih' ich dir,
Daß unvergänglich bleibe,
Helleuchtend dort und hier?

Du strahlst im schönsten Feuer,
Biß aller Liebe Licht:
Vernimm, was inn'ger, treuer
Kein Herz zu deinem spricht:

Wen so die Demuth zieret,
Dem giebt das Herz sich hin,
Und wenn es sich verlieret,
Ist's einer Welt Gewinn.

Maiengruß.

Erwach', o Lieb, erwache,
 Der holde Mai ist da!
 Er spricht der Liebe Sprache;
 Wach auf, er ist dir nah.

Suchst ihn in deinen Träumen
 Im langen Winter nur,
 In unerreichtenäumen,
 Bang suchend seine Spur,

Wenn er in sel'gem Schlummer
 Dir zeigte seine Pracht,
 Und gleich zu deinem Kummer
 Entschwand in öde Nacht.

Da wollest du nicht wachen,
 Verhasst war dir der Tag:
 Wenn Träume süßer sprachen,
 Dich Niemand schelten mag.

Doch auf, er ist gekommen,
Herrscht rings in Flur und Gai;
Die Kasse hat's vernommen,
Sie glüht beim Sternenschein.

Auf deinem Lager breitet
Der ganze Mai sich aus;
Ein Fest ist dir bereitet
Im reichen Blumenstrauch.

Schließ nicht die Augenlieder
Der Liebe Boten zu:
Erwach, hör' ihre Kieder,
Rein süßes Liebchen du.

Amor als Bote.

Sagt mir doch, wer klopft so leise
 Golden Lauts an meine Thür?
 Ei, du, Amor? Auf der Reise?
 Thaten sie dir Ungebühr,
 Daß du klopfst an meine Pforte,
 Hier am still verlassnen Orte?

Sieh, da tritt er ein und lächelt
 Schalkhaft mir ins Angesicht;
 Mit 'nem Brief er winkend lächelt
 Und mir kaum vernehmbar spricht:
 Freund, die Lieb' und Kiedeszeichen
 Können jeden Ort erreichen.

Denn ich nah' auf kleinsten Schwingen,
 Bin das Licht und bin die Lust,
 Wohin nur ein Ton kann bringen,
 Athmend lind ein Blüthenduft,
 In des Rufens süßem Schwellen
 Siehst du meinen Pfeil mich schnellen.

Auch in leichter Briefschale
Schließ' ich Wonn' und Seligkeit;
Brich sie, und des Lichtes Hülle
Strömt hervor dir weit und breit;
Ja des Frühlings ganzen Segen
Bring' als Bot' ich dir entgegen.

T r e u e.

Soll ich dir, Theurer, glauben,
Wenn hold zu mir du sprichst:
»Nichts kann mich je dir rauben?«
O, wenn dein Wort du brichst!

Du sagst: »Noch hab' ich keiner
Je einen Strauß gereicht?«
Gehört dein Herz nur Einem,
Die keiner andern weicht?

Du täusch nicht eine Seele.
Die einmal nur geliebt,
Und, ach, mit deinem Fehle
Sich jedem Schmerz ergiebt.

Mann und Jungfrau.

Seh' ich deine Liebe,
Mädchen, innig, tren;
Wilst du in das Herz mir
Zweifelvoll und scheu:

Eine Leuchte brennet
Mir im Auge dann;
Ihren Quell erkennet
Vagend nur der Mann.

Mädchen, daß ich lieben
Könnte sein, wie du!
Ach, in deinen Augen
Liebet des Himmels Ruh.

Der Ruß.

Warum, Marie, mich haßten?
 O reich mir deine Hand!
 Du willst mich flieh'n, verlassen?
 Weil uns ein Ruß verband?

Marie, es wohnt die Sünde
 Nicht in der Liebe Ruß,
 Und ob die Schrift es künde,
 Dem Gott sie weichen muß.

Wer liebt, dem wird vergeben,
 Wenn Tren' ihn nur befeelt:
 Lieb' ist der Geister Leben,
 Und das hat uns veremfelt.

Der Seelen Ruß so innig,
 So feurig und so rein,
 Der Worte Lauf so sinnig,
 Das sollt' ein Frevel sein?

Der Schlaf zeugt das Verbrechen,
Bringt Seel' und Geist den Tod:
Nie wird der Himmel rächen,
Was uns das Herz gebot.

O laß mich hier erwärmen,
Gieb mir den Ruß zurück:
Marie, in deinen Armen
Ruht all mein Lebensglück.

Der Liebe Heimath.

Wo Bäche murmeln, muß mein Liebchen sprechen,
Nicht in der Städte brausendem Verkehr;
Die Stille darf kein Lärmen unterbrechen,
Pantlos ziehn über uns die Wolken her.

Wer athmet Liebe, wo die Wagen rollen,
Wo gleich dem Schlachtrauf stets die Stimme schallt?
Dem Ohre tönt's wie ferner Donner Grollen,
Wo nur Geschrei des Übels widerhallt.

Und Echo flieht, hört nicht den Ruf der Liebe:
Im Felsenthal nur giebt sie ihn zurück;
Des Haines Schatten nur weckt sanfte Triebe,
Auf blum'ger Au nur blüht der Herzen Glüd.

Wo Bäche murmeln, muß mein Liebchen sprechen,
Nicht in der Städte brausendem Verkehr;
Die Stille darf kein Lärmen unterbrechen,
Pantlos ziehn über uns die Wolken her.

Eine Thräne.

Frage mich, warum ich leide?
Sagt's dir die Thräne nicht?
Sie fließt, ach, für uns beide,
Geliebtes Angesicht!

Ich leid': o könnt' ich's sagen,
Wie gern geständ' ich's dir.
Ich darf mich selbst nicht fragen,
So zehrt das Leid an mir.

Frage mich, warum ich leide:
Geliebter, frag' es nicht;
Schau an, o schau uns beide,
Du theures Angesicht!

Fahr wohl.

Fahr wohl, fahr wohl! All deine Liebe,
Du strömtest sie ins Lebenswohl.
O, wenn mir jed' Erinnerung bliebe
Von meines Herzens schönstem Triebe,
Tönt mir doch ewig threnenvoll
Dein Lebenswohl.

Fahr wohl, fahr wohl! Sei dir gesendet
Mit diesem Glas' ein Lebenswohl!
Ach, eh' ich noch das Wort entsendet,
Zum Herzen es zurück sich wendet;
Nur seufzend ruf' ich wehmuthsvoll
Dir Lebenswohl.

Marie, für immer mir entschwunden,
Du meiner Seele Licht, fahr wohl!
Wie fühle ich, lebt' ich, dir verbunden:
Die Heimath hatt' ich mir gefunden!
Jetzt tönt mir alles schmerzenvoll
Dein Lebenswohl.

In die Ferne.

Abends, unter Duft und Blüten,
Unter glüh'nder Sterne Pracht,
Die des Wanders Pfad beschüten,
Virgt sich Lieb' in Walbednacht;

Sieht den Himmel sich erschließen,
Sieht der Gottheit ew'ges Licht:
Alles kann sich nun ergießen,
Was im bangen Herzen spricht.

O, wie glüht ihr her, ihr Sterne!
Horch, da tönt die Nachtigall!
Stimmst du, Liebchen, aus der Ferne
In des Liebes Widerhall?

Der Verwaisten.

Ins Flammengrab versunken,
Schwand hehr des Tages Licht.
Schaun wir's nun ewig nicht?
In Millionen Funken
Durch düstre Nacht es bricht.

Und aus des Himmels Thoren
Tritt heilig still der Mond;
In Aethers Glanz' er thront.
Tag, du bist nicht verloren,
Wie bang uns Nacht umwohnt!

Dem Geliebten.

Lag, schwand deine Sonne?
Frühling, schwand dein Hauch?
Deines Nahens Wonne,
Freund, gertann sie auch?

Ah, dich find' ich wieder
Nur in heil'ger Nacht,
Wenn vom Himmel nieder
Sternenlicht mir lacht;

Sind' im Heiligthume
Meiner Schmerzen dich;
Der Erinnerung Blume
Grüßt dort tröstend mich.

Trennungsschmerz.

Wunden schlägt und schließt das Leben,
 Lenz um Lenz gebiert es neu:
 Bangst du, tiefstem Weh ergeben,
 Bleibt die Hoffnung doch getreu.

Aber kennst du Harm und Schmerzen,
 Die kein Hoffnungsstrahl versteht;
 Schiedst du je von einem Herzen,
 Dem sich nie das dein' entwehrt:

O, so komm' und seufz' und weine
 Mit mir, klag' an meiner Brust.
 Eine, klag' ich, ewig Eine,
 Thränen folgen unbetrübt.

Der Verlassene.

Was nicht dauern kann,
Sinkt hin;
Doch wenn Glück jerrann,
Das mein Herz gewann,
Und voll Schmerz ich bin
Sein gedenkend:
Bist so gern mein Sinn
Zu Vergang'nem hin,
Augenblicks Gewinn
Liest verkennd.

Abenddämmerung.

Ruhest du scheidend, Sonn', ins Leben
 Mich zurück mit rosigem Licht?
 Elfen, Sylphen mich umschweben,
 Zauberreigen mich umweben,
 Und hervor die Nöthe bricht.

Ach, mein Fröling ist entschwunden,
 Wie des Zephyrs lindes Wehn;
 Meiner Liebe sel'ge Stunden
 Haben schnell ihr Grab gefunden:
 Weh, dich mußt' ich scheiden sehn.

All' ihr Geister, die ihr waltet,
 Wo der ew'ge Vater thronet,
 Sagt, wie über uns er schaltet,
 Wie er unser Loos gestaltet,
 Daß nur Schmerz die Träne lohnt.

Elfen, Sylphen, ihr umwebet
Freudig meinen düstern Traum;
Gras und Blum' und Aeth' euch hebet,
In der Weisser Licht' ihr lebet,
Nicht gekannt durch Zeit und Raum.

Gehet Nacht, den Sternenschleier
Wob auch die Erinnerung;
Ihrer Lächler goldne Vesper
Ruft den Schmerz zur ersten Zeit,
Und das All löscht ihrem Schwung.

V.

Das Haus.

In dir, in dir mich niederlegen,
Dem stummst Weib, nach Nacht und Schmerz,
Küßlein des Herzes sanften Haars:
Das will mein Herzensregard sein.

Das Vertrauen.

Nach der Alexandrea.

Vertrauen ist eine Himmelblüte,
Die du nicht schaffst mit deiner Hand;
Verborgen wächst sie im Gemüthe,
Gezogen von Geistern unbekant.

Als einst zum Ameer Psyche sagte:
O laß dein liebste Kind mich schaun,
Der Gott es kaum zu nennen wagte,
Bis ernt er sprach: es heißt Vertrauen.

Die Braut

Sah ein Fahrzeug schaukeln
An des Meeres Strand,
Wellen es umgaukeln,
Spielen bis zum Rand.

Und die Wogen wiegten
Eine Jungfrau hold;
Schwela' und Fische schmeigten
Sich im Abendgold.

Süßes Traumbild webte
Sich in Alma's Ruh,
Ach, ihr Sehnen schwebte
Jener Rüste zu.

Sie entschlummert leise,
Und ein Knabchen leucht
Meerwärts ihrer Reife,
Wie das Herz sie bedingt.

Drüben, tönt's ihr, drüben!
Klopfend in das Ohr;
Bist allein ja haben,
Ruft ein Geisterchor.

Und Delphine rauschen
In lebend'ger Fluth;
Stern' um Sterne tauschen
Ihrer Strahlen Gluth.

Bist verlassen haben,
Singt berauscht die Welt,
Drüben, Hold', o drüben
Wird der Blick erhellt.

Folg' ihm, der dich leitet,
Nieh' erschließt die Bahn,
Heimath ist bereitet,
Und die Götter nah.

Am Polterabend.

Mit neuen Distichen.

Deinen Namen willst du tauschen?
Kennst du auch des Namens Macht?
Wie die Völker auf sie lauschen,
Wie der Streit um sie erwacht?

Russ' und Pole, Christ und Jude,
Protestant und Katholik,
England oder Botokute,
Perser, Vicman' oder Sikk:

Alle kämpfen um den Namen,
Sehn in ihm ihr Völkertum;
Zeigt doch dieser engste Rahmen
All ihr Glück und ihren Ruhm.

Und du willst den Namen tauschen,
Giebst mit ihm dein Alles hin?
Willst auf einen andern lauschen?
Reinst wohl, Lauch sei hier Gewinn?

Ist der Name nicht das Wesen?
Und du giebst dein Wesen auf?
Willst in andern Sternen lesen
Jortan deines Schicksals Lauf?

Wohl, selch Wunder wirkt die Liebe:
Jeder sucht im Liebsten sich.
Ob des Namens Klang dir bleibe,
Lebt im Gatten doch dein Ich.

Mit dem Brautfranze.

Siegerin im Kampf der Liebe,
Deine Krone reich' ich dir:
Aller Sehnsucht heilige Triebe
Eint der stillen Blätter Zier!

Golde Genien sie umspielen;
Drinnen strömt des Lebens Muth;
Und des Gottes Pfeile zielen
Aus der Blüten schärer Gut.

Wer den Vorherr sich errungen
Mit dem Schwerte, mit dem Wort,
Wer das eigne Herz bezwungen,
Streuet nach des Friedens Port:

Alle neigen sich dem Kranze,
Den die Liebe wand der Braut;
Alles bleicht in ihrem Glanze,
Wenn sie mild herniederhaut.

Süßer Reiz der ersten Krone,
Himmelslicht strahl' auf ihr Haupt:
In den dunklen Zweigen wohne
Eine Göttin dicht umlaubt.

Hochzeitögefänge.

Aus der Alexandras.

I.

Liebe, du Schlüssel der Welten, du Kraft und Geheimniß der Mitter,
 Liebe, du jeglichen Wesens Erzeugerin, ewiges Feuer,
 Ah, o lisse den Bann der verwaisten Seelen;
 Wille, die einsam trauern in Sehnsucht,
 Laß mit des Sangs harmonischer Zaubergerwelt
 Du, der Verschmachtenden Laßsal.

Sieh, wie der leuchtende Vög in dem dunklen Schooß der Welle
 Segen verkündend erscheint nach den Gluthen des singenden Tages,
 Wie befruchtender Regen die Erde naset,
 So in des Trübsals Welle erscheint du,
 Heißlichen Bewußtseins selbsterleuchtendes Licht,
 Liebe: die jungen wir, Heil dir!

Kypreis, vernimm, o gewähre den Wunsch!

Nähe den Liebenden stets in der Jugend Hülle,

Wie in der Wonn', in dem Zauber des ersten Kusses.

Und in den Wunden blutigen gestillten Sehns;

Fliehe die Glücklichen nicht im Besitze schnell!

Unsterbliche Kraft in dem Sterblichen du,

Göttersproß, in dem Rausch des Genusses geboren.

Unerschöpfbarer Lebensquell,

Aus des Weltalls Tiefen strömend:

Hör' uns, hör' uns, o Liebe.

2.

Wenn hold lächelnd du nimmer gesahst, o Liebe,
 Wenn du der Lust und der Freude Vokal nie zeichnest,
 Besser war es für ihn, wenn er nimmer verlassen der Gottheit
 Dunkeln Schooß und wenn nie er das Licht sah.

Doch wenn einen Moment nur erglänzt dein Glühbild,
 Wer in der Wonne des Kusses sich selbst vergessen,
 Ihm ward reichlicher Genuß für die traurigen Nöthen des Lebens:
 Goldenen Regens Erquickung genosz er.

Göttin, o laß uns erblühen der Liebe Rosen,
 Laß sie im Hauche des Glücks uns brechen im Paine,
 Der dir geweiht ist.

Trinkspruch.

Schlumend in des Bacchus Schale
 Ström' ich froh den goldenen Wein:
 Laßt ihn zu dem Hochzeitmahle,
 Brüder, und gesegnet sein!

Seht, des Gottes Feuer leuchten
 Mit verborgner Liebesgluth;
 Aller Sorgen Haer verschreien
 Thatendrang und Lebendmuth.

Ja die Liebe will erschaffen,
 Gärten für die Ewigkeit,
 Eine Welt will sie erraffen,
 Nicht die Abgeschiedenheit.

Alles strebt sie zu vereinen,
 Vor ihr schwindet Raß und Zahl;
 Keiner will getrennt erscheinen
 Von der Freundin seiner Wahl.

Und solch Bündniß zu besiegeln,
Ward der Becher uns verleihn:
Hort mit Schlöffern und mit Ringeln!
Auf, der Gott will ein nun ziehn.

Vivat! schallt es, und es lebe,
Wer zu seiner Jähne schwebet;
Wer da glüht, das Glas erhebe:
Vivat, wer der Liebe hiet!

Die Mutter.

Er'ger Beann der reinsten Liebe,
Mutterfreud' und Mutter Schmerz,
Inn'ge Luß der Schöpfungstrieb,
Wie durchbeßst du süß mein Herz!
Welches Zaubers Himmelsmonne
Füllt die ganze Seele mir?
Lieb', o meines Lebens Sonne,
An mein Glück, ich dank' es dir!

Ehre ruft den Mann zu Thaten,
Schaffend lenkt er Seel' und Geist,
Doch der Liebe goldne Saaten,
Alles, was das Herz verheißt,
Gibt, Kithere, du den Frauen
Gold als reichsten Schatz verliehn:
Laß mich deine Wunder schauen,
Mich zu deinem Tempel ziehn!

Wenn die Wunder du entfaltest,
Ihren Sternentranz enthüllst,
Wenn in hehrer Nacht du waltest,
Leuchtend Erd' und Himmel füllst,
Göttin, der wir froh und neigen,
Der die Welten dienstbar sind:
Feiern all' im sel'gen Schweigen
Nur die Rutter und das Rind.

Gott im Kinde.

Einst trat ein Märchen zu mir ein,
Ein zartes Kind, so schmutz und fein:
Es bot mir Gold und Wundergaben,
Die Augen und das Herz zu laben.

Ich sprach: »ihr Märchen seid nur Traum,
Zerfließend wie der Wellen Schaum.«
Das Märchen sprach: »wir sind die Wahrheit
Im Traumgewand' und lichter Klarheit.

Sahst jemals du den Gott im Kind,
So weißt du, was wir Märchen sind,
Und soll dein Herz sich frisch erhalten,
Nicht des Märchens Traumgestalten.«

Einem deutschen Knaben.

Zeig' in Krieg und Schlachten
Eines Helden Muth;
Doch im Frieden trachten
Wir nach höh'ern Gut.

Kämpfen lehret der Vater,
Reicht dir seinen Schild;
Helden Friedens Rath
Sei der Mutter Bild.

Lehren sie dich einen
Muth' und Manneskraft,
Wirst ein Held erscheinen,
Der stets Frieden schafft.

Der Gatten Geburtstag.

Horch, wer pocht an meine Thüre?
Sieh, ein Glück'ger, engelgleich,
Zeigt den Schuldbrief, den er führe,
Und der Schuldner ward nicht bleich.

Aus dem Lichte neu geboren,
Aus der Jugend Morgenroth,
Wachst du, Theure, mir erkoren,
Die der Liebe Schuldbrief dot.

Was der Gatten Liebe spendet,
Zahlen sie als reinste Schuld:
Berg um Berg ist hier verpfändet;
Gattenlieb' ist Simmelschuld.

Blumen und Kinder.

Blumen sind des Frühlings Kinder,
Sinnig zart von ihm geschmückt;
Kinder sind des Hauses Blumen,
Zu der Eltern Schmach gepflegt.

Bertha, sei des Hauses Blume,
Sei des Frühlings Kindern gleich,
Die in froher Pracht und Offen
Aller Liebe Blütenreich.

Das theure Kind.

Bist in Stürmen und, in Schmerzen,
Tochter, freud'ger Zukunft Pfand;
Siehst du bang der Eltern Herzen,
Knüpfst du neu des Lebend Band.

Lächelt dir der Blick der Deinen,
Herz, ob dich Verzweiflung faßt,
Wird dir neu das Glück erscheinen
Und des Friedens süße Raht.

Glaub', o Gattin, unsrem Bunde,
Ob uns tiefe Nacht umhüllt;
Droht' und selbst der Trennung Stunde,
Wird Verheißung doch erfüllt.

Ist der Zukunft Thor nicht offen?
Leuchtet nicht ihr Morgenroth
Uns im Kind? Auf, laß uns hoffen!
Freudig ankert unser Boot.

Der kleinen Bertha.

Von dem Zaubergarten
Singt und sagt man wohl,
Dessen all wir warten
Goldner Früchte voll.

Auf den Blumen wiegen
Bunte Kinder sich;
Bunte Vöglein fliegen,
Zwitschern froh um dich.

Alt und Jung wir träumen
Gern uns da hinein.
Sag', in welchenäumen
Mag der Garten sein,

Wo die Blumen sprechen,
Unser Sehnsucht Ziel?
Laß ihn dir erschließen
Lieb' und Sittenspiel.

Des Vaters Geburtstag.

Die Tochter spricht.

Ein Weiser hat einst ausgesprochen:
Der Kinder Spiel birgt tiefen Sinn!
Und wer sein Siegel hat erbrochen,
Der zieht die Kinder zu sich hin.

Wie stehn in einem Zauberkreise,
Den nimmer der Verstand durchdringt;
Das Herz allein vernimmt die Weise,
Die aus des Kindes Mund' erklingt.

Sie sagt dem Mann' ein süß Geheimniß,
Sie macht sein Auge thränenfeucht;
Sie zieht ihn nach, und ohne Klammern
Sieht er der Schmerzen Drang verschleucht.

Folg mir zu deiner Kindheit Hoven,
O Vater, heut' am Wiegenfest;
Dort sollst der Liebe Quell du schauen,
• Der und allein gesunden läßt.

Wer seines Ursprungs kann vergessen,
Wer nicht zur Wieg' oft schaut zurück,
Muß einen dorn'gen Pfad durchmessen.
Und kostet nie des Lebens Glück.

Drum sei mein Glückwunsch dir willkommen;
Ein rein'rer wird dir nicht zu Theil,
Und schöner wird kein Ruf vernommen,
Als: Kinder sehn für dich um Heil!

Die Gatten.

Wenn des Mondes Zauber
Auf den Bergen ruht,
Laube still und Lauber
Giebt in sicherer Huth,
Wenn wir frei von Banden
Fühlen Lieb' und Glück:
Daß wir uns verstanden,
Sagt mir froh ein Blick.

Doch der Sturm der Sorgen
Hüllt die Erd' in Nacht,
Und kein Frühlingsmorgen
Hat uns Trost gebracht.
Laut die Wogen branden
Von dem Fels zurück:
Daß wir uns verstanden,
Sagt mir erst ein Blick.

Sieh, der Winter weicht,
Löst das harte Eis;
Schon die Schwalbe streichet,
Knospen treibt das Reid.
Nach dem Sturm zu landen
Munt und das Geschick:
Doch wir und verhanden,
Sagt es mir dein Blick?

Der Wittwe Töchterlein.

Mein holdes goldgelocktes Kind!
Stern meiner Nächte, die ich schwer durchwacht;
Der Sorgen Bilder hatten sie gebracht,
Doch wie sie schnell entflohen sind,
Wenn du mir nahest und mir dein Auglein leucht!

Mein Kind, mein zartes Töchterlein!
Hier steh' ich sinnend zwischen Wieg' und Grab:
Der dich, des Lebens einz'gen Trost, mir gab,
Er wird heut segnend mit uns sein,
Senkt sich im Traum verklärt zu dir herab.

Du süßestes Gedächtniß mir!
Mein Gemant! Nur dich Kleines schmückt mein Haar.
In dir grüßt mich der Engel ganze Schaar,
Und fühl' ich mich verlassen hier,
Sagt mir dein Ruf: er lebt, der mit uns war.

Des Vaters Geist.

Dein denf ich, wie du, theurer Sohn,
Des treuen Vaters freud gedenk,
Als deiner Mühen höchster Lohn
Auf ihn der Sehnsucht Blicke lenk.

Gefchieden aus der Lieben Kreis,
Hab' ich der Liebe nicht entzagt,
Die alles fühlt und alles weiß:
So ru' ich, duldet und vergagt.

Schein' ich dir eines Leuemes Bild?
Mein Sohn, o frage doch dein Herz:
Lebendig bin ich dir ein Schild,
Der mehr dich schirmt als Stahl und Erz.

Nicht thatlos ist der Geister Sein;
Wir schaffen fort am Weltentau:
Und dünkt dich Lieb' ein leeres Schein,
Mein Sohn, empor zum Himmel schau.

Der Mutter Segen.

Der Eltern Segen ist des Kindes Hüter,
 Ein süßer Zauberspruch, ein Talisman;
 Er ist der Glanz der höchsten Lebensgüter,
 Und wo du einkehrst, zieht er dir voran.
 Zur ersten That erhebt der Sohn den Segen,
 Die Tochter zieht in seinem Schut' hinaus;
 Aus jedem Werke blüht er dir entgegen,
 Der Eltern Segen baut der Kinder Haus.

So segn' ich dich in meines Vaters Namen,
 Stets wird dein Vater mit dir sein, mein Kind;
 Im Himmel spricht zu meinem Wort' er Amen,
 Auf immer sind die treuen Väter find.
 Ob mir dein Vater ist vorangegangen,
 Bleibt uns ein Genius doch sein theures Bild;
 Daß du der Mutter Segensspruch empfangen,
 Ist auch des Vaters Geist die Deck' und Schild.

Gruß aus dem Jenseits.

Am Geburtstage der Mutter.

Deiner Liebe schönste Blüte,
Deines Herzens reinste Lust,
Bild der Guld und ew'gen Güte,
Mutter, war ich unbewußt.
Und nun muß ich fern verweilen,
Kann nicht nahen dir zum Gruß,
Nicht des Jenseits Bäume theilen,
Nicht empfangen deinen Kuß.

Doch du fühlst der Tochter Nähe,
Mutter, du vernimmst dein Kind,
Weiß, wenn heiß für dich ich stehe,
Weißt, daß ungetrennt wir sind.
Ja, du kennst der Gräster Wallen,
Kennst der Seelen hohe Nacht,
Schaust der Todten Lichtgestalten
Durch die hehre Sternennacht.

O, des Jenfeits Sonnen leuchten
Strahlend um des Vaters Thron.
Laß dein Auge nicht sich senken,
Glaub der Mutter und dem Sohn;
Glaub, was Nebel dir verhüllen,
Wird verklärt zum reinsten Licht;
Glaub, die Gottheit wird erfüllen,
Was die Sehnsucht dir verspricht.

Der erste Kuß.

In meines Frühlings schönsten Tagen,
 Als sich mein Herz der Lieb' erschloß,
 Aber' ich von einem Kuße sagen,
 Der aus des Morgens Gluth entsproß,
 So wonnereich und wunderbar,
 Als nahe dir der Sel'gen Schaar,
 Als winkt dir der Glitter Gruß:
 So zauderlich sei der erste Kuß.

In ahnungsvoller Lust ich lauschte,
 Bis mir zuerst genah't ein Mann,
 Bis er des Kußes Wonne tauschte,
 Doch als der Kuß wie Rauch zerbrach,
 Dacht' ich, ist das der Liebe Gruß,
 Wie sie erscheint im ersten Kuß?
 Ist Liebe nur der Wogen Schaum? —
 O wunderföller Jugendtraum!

Zur silbernen Hochzeit.

Vom Thurm' ertönt die mitternäch't'ge Stunde,
Nachhallend durch das Schweigen tiefer Nacht,
Und mahnend klingt sie wie aus Weiserwunde
Mir in das Ohr, daß aus dem Schloß' erwacht
Ich lausch', und sieh', es ward mir frohe Kunde
Von längst entschwundenen Zeiten da gebracht:
Ich schwebt' empor und ward zu jenen Tagen,
Wo ihr zuerst euch fandet, hingetragen.

Die Jungfrau sah ich in der Jugend Blüthe,
Wie still erröthend sie die Augen senkt;
Ich sah wie sich umfaßt der Jüngling wächet,
In Bergen war den Busen ihm bedehnt,
Bis er entdeckt, wie heiß er für sie glüht,
Und ihm die Lieb' auf ewig sie geschenkt.
Nun konnten frei die Herzen sich ergießen,
Und bald sah ich den heil'gen Bund euch schließen.

Mit euch hinaus zum stillen die Gedanken
Ins Leben und ich sah vereint euch stehn.
Doch weh! da sah ich euer Jüngling schweben,
Und hangend glaubt' ich, es wird untergehen;
Du aber hältst das Steu'r und ohne Wanken
Blickst sie auf dich, du wirfst den Sturm bekämpfen.
Und fühlst der Noth, wie Wind und Regen draußen,
Siehst du dein Weib, wie kann dir da noch grauen?

Es wirft der Sturm, mit ihm mein ängstlich Bangen,
Gerettet führt' euch günst'ger Wind ans Land;
Aus eurem Aug' hervor die Helden drängen,
Dem Himmel dankend für die Retterhand,
Und nie sah ich so innig euch umfassen,
Als da sich so bekräftigt euer Band.
Die Sonn' erschien; das Leiden war beendet:
Der Treue Lohn ward euch von Gott gesendet.

So sah die Jahr' ich schwinden. Doch die Sterne
Sind mir im Stannen weit schon vergedrückt:
Sie leuchten her den Blick mir aus der Ferne
Auf diesen Tag, der euch so hoch beglückt
Und mich, der steh' an eurem Bild' ich lerne,
Wenn ihr mit Jugendlieb' aus Herz euch drückt;
Wie sehr es stürm', auf sich und Gott vertrauen:
Denn magst du sicher in die Zukunft schauen.

Selbstbesitz.

Schmal ist mein Heil, mein Gut gering,
 Doch wünsch' ich weiter nichts;
 Leicht schweb' ich, wie der Schmetterling,
 Und freue mich des Lichts.

Gar wenig hab' ich, doch der Reiz
 Hat nimmer mich geplagt;
 Nie wünscht' ich mir ein Purpurkleid,
 Und habe nie geklagt.

Ich trug, was mir beschieden war,
 So mancher bitter Pein,
 Und koste Heil: nun über's Jahr,
 Da wird's schon besser sein.

Oft schaffst ein Viehchen Zeitvertreib,
 Und stümm' es, dacht ich gleich:
 Du hast ja dich und hast dein Weib,
 Bist noch vor vielen reich.

So hab' ich still zurückgelegt
Den wechselvollen Lauf;
Streit hab' ich rüßig mich gezeigt,
Und bald nun geht's hinaus.

Schmal ist mein Feld, mein Gut gering,
Doch wünsch' ich weiter nichts;
Reicht schwer' ich, wie der Schmetterling,
Und freue mich des Lichts.

Die Großmutter.

I.

Der Schlummer.

Süßer Mittagschlummer
 Großmama umfängt,
 Und zu ihr hernieder
 Sich ein Traumbild senkt.

Still zu ihren Füßen
 Spielt die Enkelin,
 Blickt nur oft verstohlen
 Nach der Theuren hin.

Aber ihr zu Häupten,
 Ernst das Haupt geneigt,
 Ihre Tochter betet;
 Ringdum alles schweigt.

Das Köhlermädchen.

Im Walde saß die Köhlermaid
 Vor Vaters Hütt' und sann;
 Sie war so einsam und allein,
 Das macht' ihr großes Verzeihn,
 Und aus den blauen Augenlein
 Ihr Thrän' um Thräne rann.

Sei eng und dumpfig ist der Wald:
 Sie schaute sich hinaus;
 Sie wolte gern ein Vögelein,
 Da könnte fliehen sie und bald
 Dort oben in den Lüften sein,
 Durchziehen Gottes Land.

Das Mädchen sann, ein Wanderer kam,
 Der seinen Weg verfehlt;
 Er sah die trübten Augenlein,
 Er sah des Mädchens tiefen Gram;
 »Gern möchtest du wohl draußen sein?«
 Sie hat ihm nichts verhehlt.

2.

Das Gebet.

Er'ger Gott, des Himmels Pforten
Seh' ich vor mir aufgethan:
Väpeln wir ins Leben treten
Und verläßt die wieder nah.

Aber Nacht umhüllt die Straße,
Die wir durch das Leben ziehn,
Eine Nacht voll bangen Sorgen,
Denen keiner kann entflieh.

O wie schwamm ich oft in Thränen,
Sagt' in Angst verzweiflungsvoll;
Doch du sagst im Kindeslächeln,
Daß dein Kind vertrauen soll.

3.

Das Erwachen.

Und die Großmama erwachte,
Sprach: wie hab' ich süß geträumt;
Ward zu jenem Raum getragen,
Welcher rings die Welt umsäumt;

Fühlte mich in Gottes Nähe,
Nicht' ins Aug' ihm voll Vertrauen,
Und er ließ mich in der Liebe
Alle seine Wunder schaun.

Gieh, mein Kind, dich ohne Zagen
In des ew'gen Vaters Hand:
Höre nur des Herzens Stimme,
Glaub', uns winkt der Sel'gen Land.

4.

Der erneute Bund.

Ihre Knie umfaßte
Da die Enkelin,
Und die Tochter neigte
Ihrem Kuß sich hin.

Mutter, spricht sie: betend
Blickt' ich auf zu Gott;
Und beruhigt schau' ich
Leben nun und Tod.

Freudig Großmama zu grüßen,
Eilen alle nun herbei:
Gottz, Sohn' und Töchter küßten,
Daß in Gott die Liebe sei.

Im Mai.

Wer täglich nicht sein Liedchen singt
Und auch sein Glas kredenzt,
Daß hell im frohen Kreis' es klingt
Und jedes Aug' erglänzt,
Dem wird sein Herz
Zu Stein und Erz,
Und in des Lebens düst'rer Nacht
Der Liebe Stern ihm nimmer lacht.

Stimm' an ein Lied, so bläht das Thal,
Es jauchzt der Vögel Chor,
Und in dem weiten Himmelsaal
Lugt Stern um Stern hervor;
Tief in der Brust
Spricht Freud' und Lust:
Drum, willst du jung als Greis noch sein,
Sing dir ein Lied und schenk dir ein!

In der Heimath.

Einem heimkehrenden Künstler.

Die Welt steht auf dem alten Grund',
 Auf dem seit Anbeginn sie stand;
 In alter Kraft die Liebe lebt,
 Und Wonne jedes Herz durchdringt,
 Rehet in die Heimath es zurück;
 Nur in der Heimath wohnt das Glück.
 Drum hat es mächtig dich getrieben,
 Und Herz zu pressen all die Lieben,
 Die um dich bangten, als hinaus
 Du jagtest aus der Väter Haus.

Ehor.

Willkommen, wo die Liebe winkt!
 Willkommen, wo der Becher klingt!
 Die Welt ist weit, die Welt ist rund,
 Doch nur die Heimath macht gesund.

Auf altem Grunde steht die Kunst,
 Das Rechte nur bewahrt die Gunst,
 Und wo der wahre Künstler schafft,
 Bewährt sie ihre Götterkraft;
 Denn als des Himmels Vöte steht
 Er glorreich da, wie ein Prophet.
 Neu steht der Liebe Blüth' er sprechen
 Und inn'ger Freundschaft Band sich schließen,
 Doch trifft der Heimath Ruf sein Ohr,
 Bricht eine Thrän' ihm still hervor.

Chor.

Willkommen, wo die Liebe winkt!
 Willkommen, wo der Becher klingt!
 Die Welt ist weit, die Welt ist rund,
 Doch nur die Heimath macht gesund.

Der deutschen Flur gehört mein Berg
 Im reinsten Jubel, tiefsten Schmerz;
 Nur auf die Blumen hab' ich Acht,
 Die, Heimath, du mir hast gebracht,
 Und freudig wandelt nur mein Fuß
 Durch deine Berg', an deinem Fluß.
 Der Künstler soll der Welt gehören,
 Doch läßt sein Berg sich nicht beschwören,

Im Rausch des Beifalls naht ihm mild,
Sanft lodend doch der Heimath Bild.

Chor.

Willkommen, wo die Liebe winkt!
Willkommen, wo der Becher klingt!
Die Welt ist weit, die Welt ist rund,
Doch nur die Heimath macht gesund.

Wingerfest.

Zum Volterabend.

Vier Satyre und vier Bacchantinnen mit Iphesusküßen treten auf; sie machen tanzend einen Umzug und gruppiren sich dann vor dem Brautpaar.

Erster Satyr.

Wer an dem Gott des Weins noch zweifelt
Und an der Reben Wunderkraft,
Die allen Vanden Segen träufelt
In goldner Trauben süßem Saft,
Der schau, welch ein Wundermädchen
Vor unsren Augen sich bezieht:
Ganz unerwartet steht ein Püschchen,
Das, wie im Paradies, sich liebt.

Erste Bacchantin.

Was dünkt dich hier so unerwartet?
Ist nicht mein Bräutchen schmucl und hold?
Ist sie nicht treu und gut geartet
Und lauter, wie das reine Gold?
Welch Wunder soll mir das bedeuten,
Daß bald sie der Geliebte fand?

Hier sag' ich's laut vor allen Leuten:
Kein Wunder ist's in keinem Land.

Erster Satyr.

Das Wunder gilt nicht deinem Bräutchen;
's ist auf den Bräutigam gesagt;
Denn längst schon wißerten die Leuten:
Der hat dem Ehestand' entsagt.
Da ließ ich ihn zum Rhein gelangen,
Wo er durch Nebenhügel dringt,
Und sieh, bald war sein Sinn gefangen;
Sein Herz schlug wieder neu, versängt.

Erste Bacchantin.

Ich glaub', ihm selber scheint's ein Märchen,
Daß er bei seinem Bräutchen sitzt,
Und als zuerst man sprach: ein Märchen!
Hat er die Ohren selbst gespißt.
Er ahnte nicht, daß ihn man meinte,
Daß er noch würd' ein Ehemann,
Und als man beide froh vereinte,
Kam ihm doch fast ein Schwindel an.

Erster Satyr.

Gott Bacchus wirkt die Wunderthaten,
Wenn er mit Amor completiert:

Da streuen sie der Liebe Saaten,
 Und finden bald was harmonirt.
 Ins Glas hat sich der Schelm geschlichen,
 Wie er den Rheinwein funkeln sah;
 Schnell ist der Actenstaub gewichen,
 Ein frischer Blick war wieder da.

Erste Bacchantin.

Und dann hat Amor Flug genommen
 Auch dieses Herz voll Lieb' und Lust,
 Hat ihm den Liebespfeil gesendet
 Recht in die offne, glüh'nde Brust.
 Da wollt' er erst zum Doctor schiden,
 So unerfahren war er dir;
 Doch Amor hieß ihn vor sich bliden:
 Dies ist der Wundarzt, steh doch hier!

Erster Satyr.

Nun soll er auch den Bacchus sehen,
 Der ihn so arg verzaubert hat,
 Den großen Gott um Gnade flehen
 Und für die Eh' um Hülff und Rath.
 Denn wie die Herrschaft ist gewonnen,
 So will sie auch erhalten sein:
 Drum nähre deiner Liebe Brunnen *
 Nur fort und fort mit edlem Wein.

Erste Bacchantin.

Wir sind dem Gott vorangezogen;
Denn der hat vielen Aufenthalt,
Und fliegt nicht wie der Pfrihl vom Bogen;
Er weilt, wo ihn ein Lied erschallt.
Auch ist der Sonnenritt beschwerlich;
Doch setzt ihn selbst; da ist er schon:
Denn ist er überall entbehrlieh
Und ist zu Amors Jesh' entflohn.

Winger und Wingerinnen, vier Paare, ziehen im weiten Umzuge unter Tanzbewegungen den Bacchus auf einer Tonne herbei, dem der Gott Rhein vorausschreitet.

Der Rhein.

Ihr wundert euch, wer ich wohl sei,
Doch kennt ihr mich, wie ich nur schrei:
Sie sollen mich nicht haben!
Ich bin der alte Vater Rhein,
Der zieht zum Jesh' hier frohlich ein
Mit einem schmutzen Knaben:
Der soll uns schön willkommen sein;
Er will das Herz uns laden.

Wer dieser ist, das fragt mich nicht:
Kennt ihr nicht gleich ihn am Gesicht,
So geh' ich zu den Franken.

Wer uns nicht kennt, der ist kein Mann,
Wer uns nicht liebt, der liegt im Damm,
Kennt nur Erbsipfeilranken,
Und um sein Derg ist's längst gethan:
Doch lebt, des Weins Gedanken!

Bacchus.

Nich hast du wohl noch nie gesehn
Veibhaftig also vor dir stehn,
Und hätte wer dir zugerant:
Ich sei der Gott, du wärest erkaunt,
Und hättest nicht begreifen können,
Dass mich die Menschen Bacchus nennen.
Das macht, es ist der Menschen Wig
In diesem Punct gar wenig rüh.
Nach Schein und Prunk man immer sucht,
Und kennt den Baum nicht an der Frucht.
Man meint, der Gott im grünen Glase
Sei nur ein Gott für Jung' und Nase,
Und nicht, wie andre Götter sind,
So recht ein blühend frisches Kind.
Vom Elmor giebt man's eben zu,
Doch bei mir hat das gute Ruh',
Und schlug' ich mit dem Stroden drein,
Schreit alles doch: 's ist nur der Wein!

Drum bin ich leiblich hier erschienen,
 Und jeder ließ in meinen Reizen,
 Daß ich es bin, der dies vollbracht,
 Der aller Herzen glücklich macht,
 Dem Zeus gesandt und vom Geschick,
 Zu gründen jedes Erdenglück,
 So lang' ihr mich als Gott erkennt,
 Mich nicht mit ird'schen Namen nennt:
 Denn wahrlich, in der Menschen Wein
 Ruß oft blutwenig Gottheit sein.
 Sie bringen ihn euch stets verzeiht,
 Wie ihn der Döndler laudern-leicht,
 Und taufen Gott weiß welche Bräue
 Als Wein, der dort am Rheine bläue.
 Auch schließ' ich an dem Himmelsthor
 Weinblindern stets den Kiesel vor:
 Kein Ein'ger soll hinein gelangen,
 Der euch ein Gift giebt, wie die Schlangen.
 Hier seht ihr mich nun rein und klar,
 Und allen ist's jetzt offenbar,
 Was euch die Menschen Wein gemaant,
 Das war dem Bacchus unbekant.
 Ich will mit meinen Rector-Tropfen
 Dem Döndlerwoll den Mund schon stopfen,

Und will euch hier ein Häßchen bringen,
Daß ihr mit freud'ger Lust sollt singen:

Im Wein wohnt Kunst und Wissenschaft,
Im Wein der Wahrheit Götterkraft,
Im Wein wohnt auch Frau Musica,
Im Wein ist alles Schöne nah!

Stets liebten mich die reinen Seelen,
Die ich geheilt von allen Fehlen;
Es lieben mich, die sich vermählen
Und auf mich und Gott Amor zählen.
Auf meiner langen Erbenschatz
Hab' ich's auch Luther offenbart,
Daß, wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleib' ein Narr sein Leben lang.
Drum Heil dir, wenn als guter Christ
Ein Diener du des Bacchus bist:
Der läßt dich nimmermehr verderben,
Dich selbst sammt deinen Geliebten.
Nimm jetzt von mir des Himmels Segen:
So lang' als meiner du wirst pflegen;
Und steh' im Glas' ich heil vor dir,
Sprich: 's ist ein guter Geist bei mir.

Der Rhein.

Nun sag' ich dem, der's mir vergiebt,
Daß Bacchus mich vor andern liebt,
Und daß er drum die rhein'schen Ehen
Besonders glücklich läßt bestehen.
Die Frauen sind bei uns nicht müßig,
Die Männer nicht so feberfuchsig,
Und wenn ein Uebel doch geschah,
So ist Gott Rheinwein immer da;
Der weiß den Wahn zu cajoliren,
Und niemals wird sein Herz papieren,
So wie ein staub'ges Actenstück,
In dem man liest vom Eheglück,
Daß man im Leben nie grüßt,
Und drob das arme Weib betrübt.
Die Küsse werden frisch gegeben,
Und sagt man: ich bin dein für's Leben!
So ist's nicht eine Unwahheit,
Die Seem erzeugt mit Bitterkeit.
Sieh unsre Männer, wie so heiter!
Drum folg vertrauend dem Begleiter:
Er eilt zu mir, zum Vater Rhein,
Und wird stets ganz dein eigen sein,
Nicht so ein Herz von drei Procent,

Das Bluth nur in der Pfiste kennt,
Sigt er zu lang' ja bei den Acten,
Wenn sie ihn packten und ihn zwackten,
Da sprich nur: Wer, der rhein'schen Frau
Behagt kein Eßgemahl so lau;
Und wollt er einen Ruß verschieben,
Bedroh' ihn mit der kssen Sieben,
Die ihren Mann brav außposaunt,
Dag häßsch Frau Nachbarin erschauet,
Und, bei mein Seel', nicht glauben kann,
Am Rhein gäß's solch 'nen Chemann.

Vacchus.

Rehmt jetzt noch einen Scheidegruß,
Weil ich nun doch von hinnen auß.
Doch denkt ihr je ich sei entflohn,
Fragt hier im Jaß nur meinen Sohn.
Trenn Lehr' ich jeden Derschß zurück,
Dem Winger füll' ich manches Stüd;
Doch traut hinfort nur euren Augen
Und seht ob auch die Sorten laugen:
Prüft ihr nur recht, wird jeder inne werden,
Ich bin derselb' im Himmel und auf Erden.

Die Vacchanten ziehen mit dem Rhein und Vacchus hinaus; die Winger begleiten den Zug mit schönen Tanzwendungen, worauf sie zurückkehren und sich vor dem Brautpaare gruppiren.

Erster Winger.

So sollt ihr schon geladen sein,
Stellt euch zum Wingerfest noch ein:
Viel reicher ist's, als man's euch malt,
Doch mit dem Herzen ihr's bezahlt,
Denn wer einmal den Rhein erkannt,
Bleibt ihm auf immer zugewandt.

Erste Wingerin.

's ist nicht bei uns wie andrer Orten:
Man versteht nicht viel an Sinn und Worten,
Und unsrer Frauen Wissenschaft
Ist 'ne verborgne Zauberkraft:
Sie brennen nicht mit Wipod Kesseln,
Durch Liebe wissen sie zu fesseln.

Erster Winger.

Lebt wohl, lebt wohl, auf Wiedersehn!

Erste Wingerin.

Komm, Bräutchen, komm, wir's und verhehn.

Sie gehen unter verschiedenen Tanzbewegungen hinaus.

VI.

Bilder.

„Nun Erregt dich,
Denn, Götze und Gott,
Gibt es keine Götter,
Wenn der Himmel greift!“

Gott ist nicht zu schenken
Der der Liebe Wert:
Nur wer im Leben
Nur in ihrem Tod.

Sturm und Drang.

Wohin soll dich tragen
Dein kühner Flug,
Hochaufstrebender Jüngling?
Auf zu der Berge
Schneebedecktem Scheitel,
Auf zu den goldenen Sternen
Sehnt sich dein Herz,
Laß so gern die Schranken bröche,
In die es gebannt
Ein unerforschliches Schicksal?

Warum schärfest, o Gott,
Du des Auges Blick,
Mit ihm zu durchbringen
Den unermesslichen Luftraum;
Warum beflügeltest du
Die Gedanken;

Warum legst du in die Brust
Ein Schwert
Nach einem Gute
Nach dem Reinen erreicht,
Und bestirbst und hier unten
Ist an die Erde?

Die schwellende Brust
Stoßt unter dem Drange
Nach einer Grimalth
Sicheren Stille,
Und vermag die Welten,
In ihre Lirten gelegt,
Nicht zu erfassen,
Und daß der Mensch,
Der Gott dieser Erde,
Allen Schmerzen
Ist hingegen
Des elenden Dastins.

Was hier dich, Schicksal,
Nicht also erschaffen,
Nicht hervorrufen
Nur dem Nichts

Für diesen Reiter,
Um dessen Dasein
Ich zittern muß?
Und zum Erfolge
Ward und verließen
Ein schwankender Glaube.
Die trügerische Hoffnung
Und die ebbende Liebe.

So das ist
Das beutendwerthe Dasein,
Sinnlos zusammengewürfelt

Aus Willern
Höherer Tentung!
Das ist alles,
Was du und zu bieten vermagst?

Ein besseres Leben
Ward und verheißen,
Und o fürwahr! dies allein
Vermag und zu trösten
In diesem Jammer.
Doch wenn es und täuschte,
Wenn es ein Trugbild wäre
Des falschen Geschicks: —

Dann brechet zusammen
Ihr ewigen Welten;
Noch all' ihr vermischtet
Nicht zu erlösen
Den Schrei der Geträuften
Im Eden Raume.

Von großen Städten sagt' er ihr,
 Von ihrer Häuser Pracht,
 Von Golbes Glanz, wie Sonnenschein;
 »Du holdes Mädchen, folge mir,
 Daß alles soll dein eigen sein!
 Flieh aus des Waldes Nacht.«

»O Fremdling, täuschest du mich nicht?
 Dann folg' ich gern dir, gern!
 Mich treibt hinaus mein Herz, hinaus!«
 Sie glaubt, was heiß er ihr verspricht;
 Doch fand nicht Grimath sie, nicht Sand:
 Sie trog ihr böser Stern.

Und wieder saß die Röhlermaid,
 Vor Vaters Hüft' und sann;
 Sie war so einsam und allein,
 Daß macht ihr tiefes Vergeleid,
 Und aus den blauen Augenlein
 Ihr Thren' um Thren' rann.

Rosalie.

An der Pforte meiner Herrin
 Rief die Sehnsucht heut mich wachen;
 Hart' ich doch des Augenblickes,
 Wenn in Anmuth sie sich nahte,
 Daß ich liebend sie begrüßte,
 Sie des Grußes sich erfreute.

Doch die Sonne zog vorüber,
 Ihrer wartet' ich vergebend;
 Und am Abend kam der Schlummer,
 Schmeichelnd naht' er sich der Seele:
 Folge mir; ich will dir zeigen,
 Was umsonst du hier erspähest.

Treulich ließ sie leer die Wache,
 Folgte gern dem Schmeichelworte,
 Folgte weithin in den Garten,
 Bis zur duft'gen Rosenlaube;
 Glücklich fand sie dort die Holde,
 Sanft entschlummert auf dem Rasen.

Eilig geht sie mich zu rufen,
 Eilig folg' ich in den Garten,
 Sehe schon sie ruhn am Bache,
 Glaube schon ihr Wort zu hören;
 Doch, erwacht, seh' ich die Liebste
 Droben stehn auf dem Altane.

Und sie spricht: Wie magst du schlafen
 Unten auf dem kalten Steine?
 Warum siehst du jetzt dein Lager?
 Könnt' ich dich aufnehmen, Armer! —
 Doch ich spreche: Hier im Staube
 Deiner Thür ist meine Wohnung.

Zweifelnd horcht sie. Und ich spreche
 Weiter: Wäre doch dein Mitleid,
 Herrin, mir der Liebe Quelle.
 Da verschließt sie schnell das Fenster.
 Einsam klag' ich: lehrt, ihr Träume,
 Wieder, zeigt ihr theures Bild mir.

Der Verwaiste.

Vor den alten Meister trat ein Jüngling,
 Still und ernst, den Blick gesenkt zur Erde;
 Tiefe Schwermuth lag auf seiner Stirne,
 Seines Lebens Blume schien gebrochen.
 »Meister,« sprach er, »weihe mich zum Jünger.«
 Und der Meister sieht die hohe Bildung,
 Sieht dem Jüngling' in die dunklen Augen,
 Sinnet lang', und hebt nun an zu sprechen:
 »Ich' ich auf dich nehm' in meine Schule,
 Mußt du prüfen, ob du auch erfüllst,
 Was allein dich würdig macht der Weihe.
 Kannst des Lebens Freuden du entsagen?»

»Meister, würdig bin ich dann wie keiner,«
 Spricht der Jüngling, »mir ist nichts geblieben,
 Bin verlassen auf der weiten Erde.
 Meinen Vater hat der Krieg erschlagen,
 Meine Mutter sah ich bald ihm folgen,

Seine Schwester hat der Gram verzehret,
Seine Braut ward grausam mit entriß'n,
Und mir Armen ist nun nichts geblieben,
Als ein Herz, erfüllt von Gram und Liebe.«

Thränen hemmten da des Jünglings Rede,
An sein Herz drückt weinend ihn der Meister.
Lange Jahre horcht er nun auf diesen,
Der in Hoffnung blickt auf solchen Schüler.
Und er jaubert bald hervor den Vater,
Läßt erstehn den milden Blick der Mutter,
Malt der Schwester still ergebne Jüge:
Doch nun zieht er einsam sich zurück,
Scheint der Erde kaum noch zu gehö'rn.
Da vermisht ihn eines Tags der Meister,
Sucht ihn lang', und sieht ihn in der Kammer,
Vor dem Bilde seiner Braut entschlafen.

Der Flußgott.

Komm herab, du holde Schöne,
 Tauch hernieder in die Fluth!
 Oft vernahm ich deine Töne,
 Oft schon lauscht' ich, wenn du sangst.
 Mädchen, sag', um wen du bangst,
 Dich verzehrt in Liebesgluth.

Deine Sehnsucht werd' ich stillen,
 Deine Wunden kühl' ich dir,
 Lebe ganz nach deinem Willen.
 Zu der Nymphen Reigentänzen
 Wird' ich lieblich dich betänzen,
 Mädchen, komm herab zu mir.

Und die Welle dumpf erbrauset,
 Schlumend schwillt sie hoch empor;
 Alles bebt, die Luft erschauet,
 Mächtig fühl' ihr Herz sie schlagen,
 Und von Rossen hoch getragen,
 Taucht der Fluthen Gott hervor.

Und sie sieht ihn, sieht ihn winken,
Wie er nah' und näher drängt,
Sieht die Strahlentrone blinken;
Ach, ihr ist, als ob er rief,
Und sie stürzt in die Tiefe,
Wo er liebend sie umfängt.

Der Edelknabe.

Still wird es rings, die Fürstin naht,
Lief neigt das Volk sich ihr;
Sie grüßt der Helden reiche Saat,
Grüßt ihres Landes Zier.
Läßt dann sich nieder auf den Thron,
Zu richten über Straf und Lohn,
Zu hören ihre Völker.

Man drängt hinzu, ein jeder eilt,
Der Herrscherin zu nah;
Sie hört die Klag', hilft underweilt,
Sie schützt den Unterthan;
Vor ihrem Blick der Nebel weicht,
Kein Frevler bleibt ihr unerreich,
Und gnädig sieht sie alle

Da tritt ein Jüngling vor sie hin,
Am Boden ruht sein Blick.

»Was jagst du?« spricht die Herrscherin;

»Enthülle dein Gesicht.«

Der Jüngling bebt, er redet nicht,

Verhüllt im Mantel sein Gesicht,

Stürzt vor der Fürstin nieder.

»Was willst du? sprich!« Ein Threnenstrom
Ericht aus dem Aug' hervor.

»Dich heilt nur Peters heil'ger Dom,

Beicht' in des Vaters Ohr.«

Tief seufzend blickt der Jüngling auf,

Spornet dann sein Koth zum schnellsten Lauf,

Und Ruhe fand er nimmer.

Rösch en.

Der Wandrer.

Was weinst du, Alte,
An dem blumigen Grabe?

Die Alte.

Ach, Herr! diese Thränen,
Wer kann sie trocknen?

Der Wandrer.

Fließen sie dem Gatten,
Der dir hinabsank?

Die Alte.

Mein Gatte? Er ruhet dort
Unter jenem Kreuze; doch hier!

Der Wandrer.

Was beginnst du zu schluchzen?

Die Alte.

Großer Gott! Ich hatte ein Kind,
Ein einziges Uchterlein.

Der Wandrer.

Und sie?

Die Alte.

Alle meine Freuden

Begrub ich mit ihr.

Der Wanderer.

Keine Mutter!

Die Alte.

O, beklage mich nicht, Fremdling.

Gott, mein einziges Kind!

Wie erblühte sie so herrlich,

Eine Pflanze im stillen Thal!

Hab' ich sie nicht behütet,

Wie meinen Augapfel?

Und doch!

Ach ich wollte sie so gern

Glücklich sehen.

Mein Röschen, mein Kind!

Der Wanderer.

Röschen sagst du?

Die Alte.

Ein Verführer hat sie betört:

O der Schande!

Und sie verlassen

In ihrem Unglück

Alle Mutter.

Aber sicher ereilt ihn noch
Rein Fluch:
Möge er schmachlich verderben,
Wie er es verschuldet!

Der Wandrer.

So starb deine Tochter,
Dein unglückliches Kind!

— Ach, Mädchen! —

O, der Unglückselige,
Der dich auf sich geladen,
Wo kann jemals
Er Ruhe finden
Auf dieser Erde?

Die Alte.

Keine Ruhe wird er finden.
Ob ich ihm vergeben möchte,
Wenn er meine Knie umfaßte
Reuig und in Thränen:
Sich selbst Nante er nimmer
Vergeben, was er gethan.
Denn, ach! die reinste Blüte
Hat er geknickt
In ihrer Unschuld,

Und Verzeihung
Sieht es da keine
Vor dem eigenen Gewissen.
O mein Röschen, mein Lächterlein!

Das Kind.

Rufst du mich, Großmutter?
Siehe, diesen Kranz
Wand ich von den Blumen
Auf der Mutter Grabe.

Die Alte.

Wohl, reich ihn dem Herrn.

Der Wanderer.

Wie, du zauberst?

Die Alte.

Was drängst du dich so an mich?
Was wendest du deine Blicke
Von ihm ab?

Das Kind.

Mutter, liebe Mutter!

Die Alte.

Was ist das?

Das Kind.

Mir wird so bang.

Der Wandrer.

Fürchtest du mich?

Die Alte.

Küßchen, reich hin den Kranz.

Doch was seh' ich!

Thränen füllen deine Augen,

Verzweifelt blickst du

Zum Himmel auf.

Rührt dich mein Schicksal?

Beklagst auch du eine Tochter?

Der Wandrer.

Gieb mir den Kranz, Küßchen.

Das Kind.

Nimm ihn, aber laß mich.

Der Wandrer.

Weh mir! Auch du? (er geht)

Das Kind.

Ist der Fremde fort, Mutter?

Die Alte.

Sieh, dort wankt er hin

An der Kirchhofsmauer;

Nun wendet er sich

Sinab zum Flusse.

Was seh' ich!
Er preßte die Blumen
An seine Lippen:
Da verschwindet er
Hinter den Weiden.

Das Kind.

Großmutter, wie geschieht dir?
Du wirst so bleich.

Die Alte.

Weh mir!
Welche Ahnung durchjagt mich!
O meine Tochter,
Wenn er es war,
Der Unglücksfelige,
Wenn ihn vernichtet
Mein Fluch ...
Komm, mein Kind;
Mir schwebelt;
Laß uns heimkehren.

Die Biene.

Ein Bietchen kam geflogen
Zu einer Blume schön;
Es hat ihr Saß gefogen
Auf lust'gen Vergesßhohn.

Bietchen sag hin und wieder,
Senk' in die Blume sich;
Der schwoll das zarte Rieder,
Sie freut des Räubers sich.

Doß Bietchen zog hinüber
Nun in den weiten Wald,
Summt hin und summt vorüber;
Da starb die Blume bald.

Der Sänger.

Sagt, wo find' ich meine Heimath?
 Zeiget mir den Weg dahin!
 Jahre schweif' ich nun vergebens;
 Wem ich auch begegnet bin,
 Keiner nannte mir die Heimath.
 Wie ein Flüchtling umgetrieben,
 Muß' ich flieh'n, die heiß mich lieben:
 Ach, dich such' ich, Quell des Lebens!

Mädchen, kennst du meine Heimath?
 Find' ich Raß' an deiner Brust?
 Streiche nicht die bleichen Wangen!
 Sauge Tod nicht unbewußt
 Aus dem Schatten ohne Heimath!
 Er entrißt sich deinen Armen;
 O, sein Herz kann nicht erwärmen,
 Bis die Heimath ihn umfassen!

Leher, du bist meine Heimath!
Meine Heimath du, Gesang:
Du nur klingst dem Ohr verständlich!
Ton, der aus den Himmeln drang,
Rufft du mich zu meiner Heimath?
Leher, laß die Saiten schwingen!
Meine Sehnsucht will ich singen;
Ihre Heimath ist unendlich!

Der Bettler.

Was verweist du, blonder Knabe?
Bin ich traurig anzusehn?
Wohat der Gram auf meinen Wangen?
Ach, du ahnest, scheinst zu bangen:
Fürchte nichts, du kannst vertraun!
Reiche, reich mir eine Gabe.

Keinen Tausch, du lieber Knabe;
Du verstehst die Thräne nicht:
Bing der Freiheit Drang im Busen,
Hör' nie Sirenen-Rufen!
Dass dir nicht das Herz zerbricht,
Wenn du dankst für solche Gabe.

Der unbekannten Freundin.

Abendrost erlischt im Westen,
Stern' um Sterne glühen auf,
Zieh' geschaaret zu den Besten
Heißer Nacht den ew'gen Lauf.

Tief aus dunklem Himmelsgrunde,
Aus den Fernen, ach! so fern,
Blickt zur mitternächt'gen Stunde
Lachend mir ein goldner Stern.

Gleich dem Auge der Geliebten,
Hat er mir die Brust erragt,
Wie dem Vögelin der Geliebten,
Ihm mein Herz entgegen schlägt.

Tod nicht unerreichbar thronen,
Unerkant die Sterne dort:
Geister über Sie bewohnen,
Holt den Menschen und ihr Gott.

Ja, so drang aus weiter Ferne
Deines Herzens Ruf zu mir,
Nicht entzündend gleich dem Sterne,
Und mein Denken weilt bei dir.

Doch, wenn du in Blumen weilest,
Die mein Auge nie erblickt,
Freundin, wenn du Schmerzen theilest,
Seufzer, die das Herz erschickt:

Sei mir, wie des Himmels Geister,
Eines gütigsten Sternes Licht,
Bis es lenkt des Schicksals Weiser,
Daß mein Blick zu deinem spricht.

Zum neuen Jahre.

Leuereu steht den Grund du, leiden,
Was nur Gott er klagen kann:
Nichte doch das Jahr im Scheiden
Lösen aller Weiser Bann!

In dem Tauf der Scheidestunde
Triest du nicht Vergessenheit:
Einernd läßt sie deine Wunde,
Schürt dann neu des Rufens Streit.

Denn ein Gott ist das Gedächtniß,
Ewig lebt Erinnerung,
Und des alten Jahrs Vermächtniß
Speist im Frühling kräftig jung.

Viel der Schmerzen wird es jagen:
O wie finkt' ich ihren Zug!
Doch den Mann wird sie er beugen;
Schmerz ist nicht, wie Freude, Trug.

Und so heiß' ich dich willkommen,
Jahr, was immer und du bringst:
Lieb' und Kraft sind frisch entglommen,
Nach der Menschheit Ziel du ringst.

Freundin, hoffend laß und wachen
Starken Muths ins neue Jahr,
Und wenn seine Blüten fallen,
Bleibt des Herzens That und wahr.

In der Fremde.

Es wogt der See, es braust der Wind,
Die Wolken ziehn herauf:
Wohin, ihr Wolken, so geschwind?
Bremmt niemand euren Lauf?
Ihr eilet, zieht von Land zu Land:
Ist euch die Erimath nicht bekannt?

Aus düst'rer Wolke zukt ein Blitz,
Ihm folgt des Donners Wort:
Er droht der Menschen sichern Sitz;
Die Wolken ziehen fort:
Euch, Flücht'ge, flieht Beständigkeit;
O kennt ihr nicht des Flüchtlings Leid?

Die Woge braust, es faust der Wind:
Odet des Verlassnen Ruf!
Doch ach! die Woge, sie verrinnt,
Und Sturm verweht den Ruf:
Die Sonne sinkt, es schweigt der See,
Ihr lichten Sterne, hört mein Weh!

I y d e.

Wach unfres Vooes Herrscherin Tyche, Freund!
Wach und es zugewogen von Anbeginn,
Und müssen nun wir duldend leiden,
Was uns verhängte die strenge Porse?

So fragt im Sturm des Zweifels der irre Geist.
Der krumen Leitstern sieht in dem Labyrinth
Der Wogen, die sich brandend thürmen,
Himmelanstrebend und erdzermalend.

Wer mag es sagen, was in dem Buche steht
Der sieben Siegel, sagen, was Schicksal sei?
Den Menschen saht das Unglück plötzlich,
Und der Argstiffene stürzt darnieder.

Ernst spricht der Weise: bau' auf die Nächte nicht
Des blinden Zufalls, gründe dein Heiligtum
Auf Kraft des Geistes, die der Willkür
Drang und der treibenden Fluth entfliehet.

Im Schilf weht ein linder Hauch:
Lauchst, Pflüchsen, du hervor?
Nahst du mir treu im Abendhauch?
Hört meinen Ruf dein Ohr?
Nings auf den Höhen ruht die Nacht;
Im Herzen tief derummer wacht.

M l m a.

Dich nur hör' ich in des Windes Wehen,
Dich vernehm' ich in des Strömes Rauschen,
Du nur glänzt' mir als Stern hernieder;
Blühend seh' als Ros' ich dann dich stehen,
Mit Cypressen deinen Wuchs vertauschen,
Seh' im Laub' als goldne Frucht dich wieder;
In den Wassern glaub' ich dich zu sehen,
In den Wäldern weil' ich, dir zu lauschen;
Du erhebst zur Sonne dein Gefieder.
Hör, Geliebte, hör mein heißes Flehen,
Komm, o laß uns süße Rede tauschen:
Muse sei mir, Genius meiner Vieder.

Der Geliebten.

Mit einem Strauß Jaskblumen.

Deines Verzens inn'ge Liebe,
O wie lauscht sie den Gesängen
Aller Kinder der Natur!
Tief ins innerste Getriebe
Folgt sie ihrem dunklen Drängen,
Folgt der Geister Heerzklängen,
Wandelt auf des Schöpfers Spur.

Sind nicht Blumen auf der Wäide,
Zart von Duft und Thau gewoben,
Dir der Genien halder Gruß?
Blickst du auf zur Sternennarbe,
Senkt sie frei dein Herz nach oben:
In der Gottheit Sitz' erhoben,
Gilt von Welt zu Welt dein Fuß.

Staunend schaut du All' und Gerne;
Tief im Herzen hörst du klingen
Aller Wesen Widerhall.
O vernimm den Gruß der Sterne:
Jubelnd will zu dir er dringen;
Dir, Geliebte, will er singen
Gottes Schöpferkraft im All.

Das Ewige.

Was ist ewig?
Phidias-Werke?
Sie zerfielen.
Dichterworte?
Sie verhallen.
Gott ist ewig,
Und der Menschen
Streben ist es
Zu dem Ew'gen.
Auf zum Lichte
Führt die Brüder:
Dann ist unser
Kleinſtes Wirken
Unverloren.

Die Gegenwart.

Einer' Braut.

Blick nicht hoffend in die Ferne,
Trauernd auf Verlorenes nicht;
Schau in mir des Lebens Sterne,
Meine Gunft ergreif, und lerne
Was der Augenblick verspricht.

Klagt um Todte du, so rinnen
Thränen, o wie heiß! hervor;
Folgt der Hoffnung all dein Sinnen,
Führt dich Sehnsucht rasch von hinnen:
Süßem Traum leihst du dein Ohr.

Auf zur That! dem Jetzt, der Stunde
Blick ins Antlig, rein und froh!
Bringt sie nicht der Freuden Kunde?
Auf, sie ruft das Verg zum Bunde!
Folg' ihr, eh sie schnell entfloß.

Thänen bleichen, Wunsch' ermaten:
Sich, die Gegenwart entzitt.
Reizen dich des Trübsinns Schatten?
Sehnend folgt die Braut dem Gatten:
Wund' und Schmerz er liebend heilt.

Ursprünglich.

Das Wasser treibt hinab zum Meer
 Und überflutet des Todes Wehr.
 Wer hat nur die göttliche Kraft ihm gegeben,
 Zu rieseln, zu wallen im wonnigsten Leben?
 Das that der Herr in seiner Nacht,
 Und nun zieht's fort durch Tag und Nacht.

Vom Himmel strahlt der Sterne Schein:
 Wo mag er nur entsprungen sein?
 Sie warten nur eben, daß komme der Abend,
 Dann flimmern sie, funkeln so wunderbar lebend;
 Und seitdem Gott das Licht gemacht,
 Verlor es nicht an seiner Pracht.

So treibt es nun, ihr Menschen, auch:
 Liebt fort und fort nach altem Brauch;
 Und wo sich ein Bursch' und ein Mädchen gefunden,
 Da kürze man ihnen nicht Tage noch Stunden:
 Der Herr, der alles angesocht,
 Schuf auch der quell'nden Liebe Nacht.

Die Heimath.

Heimath, du des Kindes Wiege,
Mein Gespiel, o Heimathfluß!
Verge, Ström' ich überfliege,
Schreit' ins Thal mit freiem Fuß:
Sind doch Träume, sind Gedanken
Ungebannt und ohne Schranken.

In des Himmels Sternenspiegel
Ziel des Rondes Silberbild,
Nacht löst die verborgnen Riegel
Der Unendlichkeit zurück;
Gain und Fluß im sanften Rauschen
'Löst mich Jahr' um Jahre tauschen.

Heimath, du bleibst unverloren,
Deinen Kindern ewig treu;
Bin ich mit mir selbst verschworen,
Sieh, aus dir ersteh' ich neu.
Wind' und Wolken, all ihr Sterne,
Grüßt der Heimath goldne Ferne!

Prüfstein.

Was im Kampf sich bewähret?
In der Schlacht das Schwert,
Und im Unglück der Freund,
Der es ehrlich meint,
Auch der Nede Muth,
Die uns stützt den Muth,
Und ein brünst'ges Gebet,
Das den Frommen beräth,
Vor allem die Liebe:
Ob treu sie dir bleibe,
Wie es stürmt und gähret,
Nur der Kampf es bewähret.

An Sophia.

Du weinst, Sophia? Blieben dir noch Thränen?
Wohl dir, wenn sie des Auges Stern dir leuchten!
Dir wird der Hoffnung Regenroth noch leuchten:
Des Glaubens Quell stillt deines Herzens Sehnen.

Mein Auge wird von Thränen nicht gerührt.
Leb wohl, leb wohl, du meiner Seele Spiegel!
Nimm diesen Kuß, des Bundes segtes Siegel!
All meines Lebens Blüten sich erblühet.

Du kannst der Trennung Schmerz im Busen adhren;
Des Trostes Licht strahlt dir aus dunkler Irne,
Dir winken segnend dort die goldenen Sterne:
O quellt hervor und laßt mein Herz, ihr Aehren!

An die Hoffnung.

Hoffnung, süßeste Nahrung,
 Götterpeiße den Menschen!
 Anders blüht die Erfüllung,
 Reizlos oft dir ins Auge.
 Herz, drum pflege der Hoffnung,
 Und nährt doch die Erfüllung,
 Eng umschließend die Sehnsucht,
 Schau empor zu den Sternen,
 Erw'gen Voten der Hoffnung,
 Opf'r auf's Neue der Golden.

Ecclienlied.

O welch ein feines Klingen,
Welch süßer Zauberlaut!
Hör' ich Ecclien singen,
Die halbe Gottesbraut?

Sie naht, mich zu erretten,
Hört meinen Erdröhnen;
Sie bricht die schweren Ketten
Und führt mich himmelan.

Du goldner Sang der Löst,
Der Hölten Harmonie,
Klingt aus dem Reich der Schöne
Mir eure Melodie?

Und Harfe tönt und Cithar
In mächt'ger Rhythmen Gang;
Im Sturm und im Gewitter
Drauß hin der Seele Drang.

Sie kann das Leid nicht tragen,
Dad sie gar Liebe kief:
Da steht sie's endlich tagen
In ihrem Durgverlieh.

He', o weich freies Klingen!
Du fähst Harfenton;
Rein Herz vernahm dein Singen,
Erhabner Göttersohn.

Dein Schritt durchzieht die Seiten,
Wie sie der Genius rührt:
Du haßt in Sittusweiten
Nicht dieser Erd' entfährt.

Letzter Wunsch.

Laura, ein'ges Bild mir die Nacht erleuchtend,
Ein'ger Glanz mir, Laura, der schweren Tage:
Alles sinkt in Dunkel um mich und du nur
Blickst mir freundlich.

Als der Jüngling ein' dich erblickt, da blühte
Schwellend erst sein Leben empor; doch alles,
Was ein Gott vollbringen ihm ließ, hat niemals
Ganz ihn beseligt,

Wie dein Bild, wenn dir an der Brust er ruht,
Wenn die Stirn des Mäd'chen du mild ihm kühltest,
Und im Ruse, Laura, er selbstvergessen
Träumend entschlummert.

O so nah' auch jetzt, wenn ich früh nun scheide,
Wiegs sanft das Herz, wenn im letzten Seufzer
Dich es ruft; o nah', und ich überwinde
Schreden des Todes.

Droben.

Sonne, laß mich dir entfliehen,
Du, des Tages Herrscherin!
Stern, der lieb' ich nachzuziehen,
Gib mir dich ganz mich hin.
Strahlst dem irren Wanderer nicht
Du hernieder, schönes Licht,
Aus der Seligen Behausung,
Welche Ruh' auch ihm verspricht?

Der Tag und die Nacht.

Die Geschwister, welche über dem Loos der Sterblichen walten, der ewig junge Tag und die uralte Nacht, besprachen sich einst und wetteiferten über ihre Vorzüge.

Reidest du schon wieder, begann der Tag, die Menschen um meine Geschenke?

Die Nacht.

Ohne Reid seh' ich sie spenden; aber blide um dich, wie mir alle Herzen entgegenschlagen.

Der Tag.

Ungern sehen sie mich scheiden; ängstlich blicken sie nach meinem immer tiefer sinkenden Auge.

Die Nacht.

Sie harren des Augenblicks, da du ihnen Ruhe gönnt; sie bitten, daß ich ihnen meinen Sohn sende, sie zu erquicken.

Der Tag.

Wider Willen hemmst du alles; alle rasten nur und harren meiner Wiederkehr.

Die Nacht.

Alle arbeiten nur, sich meiner zu erfreuen, und deinem Gedächtniß entflohen sammeln sie sich um die heimischen Herde zu ihrem Frauen und Kindern.

Der Tag.

Ich ließ sie handeln, ich sah Millionen streben und ringen, ich näherte sie ihrem großen Ziele.

Die Nacht.

Glück und Unglück wogst du zu gleichen Theilen, und beides fliehet, sich in mir zu bergen. Wiederum ein Tag! seufzt mancher Verlassene.

Der Tag.

O, und die Schreden der Nacht! jammert der Verirrte, der Bequälte, der mich vielleicht nicht wieder erblickt.

Die Nacht.

Deine Hülfe gestreut ihn, aber ich führe die Seele zu Gott; ich überschattete den Verwagenden und lasse ihn in sich zurückkehren.

Der Tag.

Ich sehe die Früchte; in meinem Garten entfalten sich tausendfach die Blüten alles Schönen.

Die Nacht.

Ich erzeugte, ich näherte sie; mein sind die Gedanken und die Entschlüsse.

Der Tag.

Ich muß sie krönen in schöner Vollendung; mir gehört das Leben.

Die Nacht.

In mir ruht die Versöhnung; meine Engel sind die Träume; mir gehört das weite Kaiserreich.

Der Tag.

Ich verschönere seine Schwelger; meine Tochter ist die Wahrheit; ich bin
ein Sohn des Lichts.

Die Nacht.

Alle Mythen schweben in meinem Dunkel; ich erschließe den Menschen das
ganze Reich der Ahnung.

Der Tag.

Ich gebe ihnen die Wirklichkeit; meine Werke nur vermögen dich zu verschönern.

Die Nacht.

Du gibst ihnen die Wirklichkeit der kleinen Erde. Die tausend geschnitten
Welten küssen durch mich in die schwellende Brust; in Siriusfernen entfalte ich
die Herrlichkeit Gottes.

Der Tag.

Ich werde jubelnd begrüßt, meine Feuer flammen auf allen Berggipfeln, wir
singen unzählige Stimmen in der ganzen Schöpfung.

Die Nacht.

In mir glühen die Gebete, an meiner kühlen Brust laßt sich jeder Ermattete;
die Nachtigall weiß ich im Gebüsch; mein Rattenauge blickt liebend auf alle
Reichthümer.

Der Tag.

Ich entfalte die Farbenpracht; nach mir wenden sich alle Blumen; Seen
und Meere erglänzen in meinem Bilde.

Die Nacht.

Ich mir leht die Ruhest, ich schütze die Lebenden, ich wohn' an den heiligen
Säulen.

Der Tag.

Ich bin den Seligen verheiß'n; in dich hinaus werden die Verdammten
geschick't.

Die Nacht.

Der Gott der Liebe läßt sie Schutz finden unter meinem Flügel, wenn du
hartnäckig sie verfolgen möchtest.

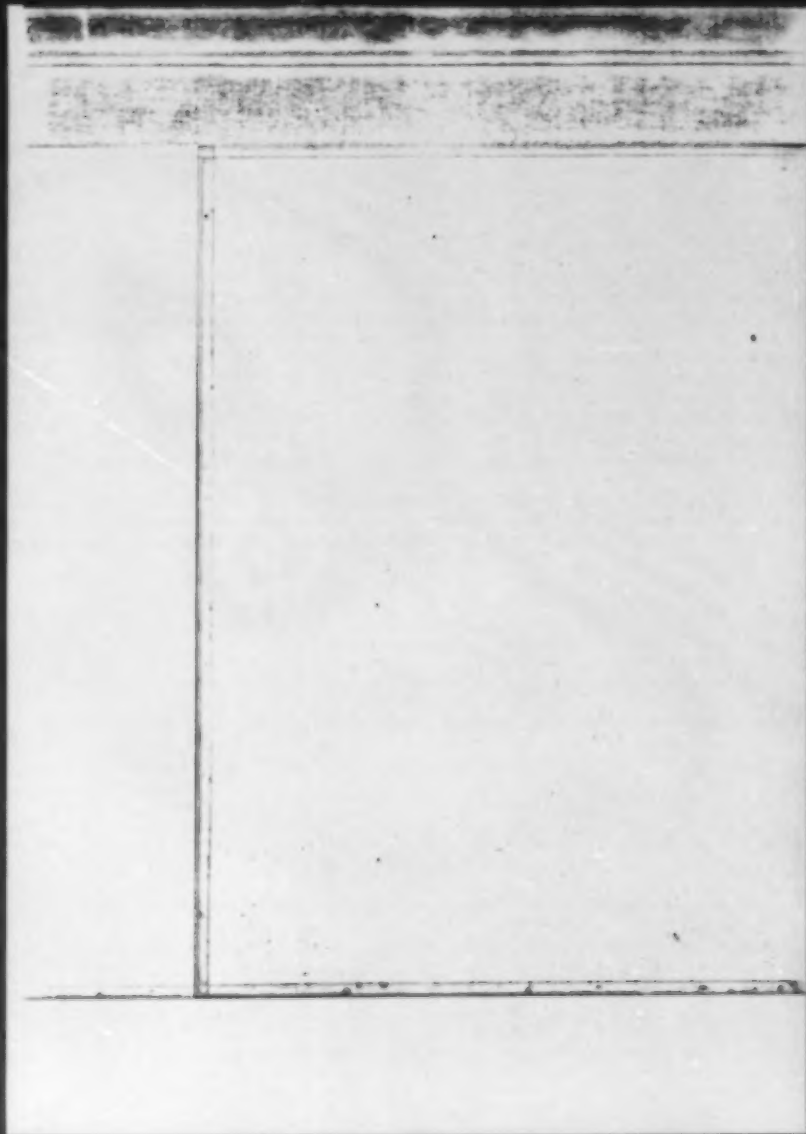
Der Tag.

Werd' ich dich nie überwinden?

Die Nacht.

Und beide schuf ein liebender Vater.

Sie umfingen sich im Abendroth; der Tag sank hinab und ließ seine
Schwestern walten über die müden Menschen, bis er sie im Rufe der Morgenröthe
sanft erwecken konnte.



VII.

Das Vaterland.

Wird mir verziehen, ich hab Euch Entschuldigung
Und bei meinem Mitleid Stacheln.

Deutschlands Zukunft.

1829.

Tief sinnend fand den Freund ich, es ruhte sein
Gramvolles Aug' am Boden, und seßgebannt
Lag bittre Schwermuth auf der Pipp' ihm,
Lag in den Furchen der hingewellten

Erhabnen Stirn. »Was kunnst du?« fragt' ich ihn.
»Ist jetzt nicht Zeit zu freuen sich? Schau empor,
Im Osten steigt die Morgenröthe
Glühend herauf und erweckt die Völker.

Der ganze Erbkreis glühet; in die Dunkelheit
Ziel schon ein Lichtstrahl, ach! und es sehnen sich
Die Berge kranter Millionen,
Trotz den erwachenden Tag zu grüßen.«

»Das ist ein Trugbild,« sagt' er, »vertrau' ihm nicht;
Seh deinen Arm, o Jugend, nicht vor der Zeit!
Sieh nur, wie alles tappt im Dunkeln,
Und wie verworren der Drang hervorbricht.

Hürwahr, des Jünglings Loos wie beneidenswerth,
Der jezt die frische Kraft in dem Busen trägt;
Sein Auge wird die Sooten schauen
Wogend im Felde, Nie uns verborgen

Des frischen Regens harren. Er treibt sie auf,
Er schmückt die äden Fluren mit neuer Pracht,
Und Lantgebeie gehn zum Himmel,
Welcher das dürstende Land erfrischt hat.

Wohl hat auch uns die Jugend geküßt, es hat
Lach und ein heilig Feuer entzündet, als
In unsres Vaterlandes Gauen
Herrlich ertönte der Ruf nach Freiheit.

Und nicht umsonst ward ehren die Stimme laut,
Wie klopft vergebend sie an ein deutsches Berg:
Verwüßend scholl des Krieges Donner,
Eiserne Hessel zerbrach: »wir wollten!«

Noch ach! was Deutschlands Söhne mit Blut erlöpft,
Der heilige Vorbeer, den sie zurückgebracht,
Ward von der Stirn und schnöb' entrißen,
Und es vermodern die schönen Kräfte,

Die niemand nutzt; es schreckte des Feuers Glanz,
Die es entzündet: sie bedekten, es möchte sich
Zerschörend auf sie selber wenden,
Ach! und sie Mühen es nur erkriden.

Rein Auge bricht; doch sicherlich kommt die Zeit,
Da richten wird der Herr, da der faule Sinn
Empfängt das Urtheil, der nichts konnte,
Als das vertraute Pfund vergroben.

Der Mensch.

Freiheit schmückt den Mann!
 Frei heb' er das Haupt
 Auf zu den Sternen.
 Hoch geh' er einher,
 Der König der Erde;
 Denn er allein ahnet und fühlt
 Ihn, der sie geschaffen,
 Der dem Heere der Sonnen
 Ihre Bahnen vorgezeichnet.

Schauet, ihr Völker,
 Empor zu ihm.
 Der liebend hervortief
 Millionen der Geschöpfe
 In dem All der Gestirne,
 Zu ihm, der waltet,
 Ueber den Menschen,
 Von Geschlecht zu Geschlechte,
 Väterlich.

Nach seinem Ebenbilde
Schuf er die Menschen.
Darum wandl' er
Würdig der Gottheit,
Schaffend, belebend,
Und rastlos wirkend,
Frei und kräftig,
Ein Bild des Ewigen
Auf der Erde.

Mein Vaterland.

Sei endlich ganz dein eigen,
 Mein theures Vaterland:
 Sag' es, der Welt zu zeigen,
 Daß du dich selbst erkannt.

Von Göttern du geboren,
 Der Freiheit echter Sohn,
 Hast du dich selbst verloren:
 Hörst du der Feinde Hohn?

Soll stets ein Bild der Schande
 Dir die Geschichte sein?
 Ein Spott im eignen Lande
 Die Donau wie der Rhein?

Am Recht', am Mannesworte
 Ward Deutschlands Kraft erprobt;
 Du hülte seine Pforte,
 Wenn Graun die Welt durchtobt.

Wohl ist sie schwer zu tragen,
Der Herrschaft Sorg' und Last:
Doch lernt den Knecht beklagen/
Nie gönnt sich Ehre Raub.

Eink zu der Menschheit Jenseit
Die Freiheit Aufrung hält:
Mein Volk, dann mit den Besten
Sei kühn vorangestellt!

Doch wenn die Schwerter klingen,
Wählst du den Bettelstab?
Wenn andre Hymnen singen,
Gräßt du die stumm dein Grab?

Licht und Feuer.

Es hatten Licht und Feuer
Einst einen großen Strauß;
Sie schweben hoch und theuer:
Nur ich begründ' ein Haus.

Das Feuer rief zu Thaten
Und zu Gefängen auf;
Das Licht wollt' erst berathen,
Und jügeln ihren Lauf.

Zum Feuer trat die Liebe,
Die Jugendkraft heran;
Das Licht dient sanfterm Triebe,
Schafft Lichtigkeit dem Mann.

Das Feuer sang von Kämpfen,
Von der Bastille Sturm;
Das Licht: wer mag mich dämpfen?
Mich zwingt nicht Burg, nicht Thurm.

Das Feuer rief die Sterner
Die Sonnen all herbei;
Das Licht, das Mäh' und Ferne
Nur seine Schöpfung sei.

Und Licht und Feuer schlossen
Den Bund zu kräft'ger That:
Heil euch ihr Bund'genossen,
Heil eurer lichten Saat!

An Deutschlands Jugend.

Auf, auf, empor! Aus düsterer Nacht
Der Hoffnung Feuer bricht:
Frisk ist der Glaub' und angefaßt
Und neu die Liebe spricht.

Wie drang des Schicksals blut'ger Stahl
Dir, Deutschland, tief ins Herz;
Dir ließ die Schmach manch glüh'ndes Mal,
Doch lauter blieb dein Erz.

Als dich der Feinde Macht umzog,
Die Sturm des Schreckens lag,
An deinem Mark das Unglück sog,
Die Zauber auf dir lag:

Da brach aus deines Busens Groll
Des Bliges Stroh! hervor;
Dein mächt'ger Schöpfertus erscholl
In ernster Donner Chor.

Auf, Jugend, auf, das Vaterland
Bangt in des Todes Nacht:
Wahr' ihm der Freiheit theures Pfand,
Wahr' ihm die eig'ne Nacht.

Und hoch, wie laut es widerhallt:
Empor, es naht der Herr!
Die Geister weckt des Lichts Gewalt,
Es jauchzt Gebirg' und Meer.

Der Herr des Lebens und des Lichts
Ruft mahnend: auf, empor!
Hört die Posaune des Gerichts,
Schaart freudig euch zum Chor.

Stimmt an: erwach', o Vaterland;
Dir weicht die Jugend sich!
Laut hall' es von der Alpen Rand:
Dir, Deutschland, weih' ich mich!

Bundesleid.

Treuester Freund der bangen Stunden,
 Herz, von Sorgen schwer, doch still,
 Heiß und mit dir selbst verbunden:
 Nimmer schlag' als Feind die Wunden,
 Der sich feig vernichten will.

Kühn' empor zur Gottheit strebe.
 Die des Freien Wort nur hört;
 Neu den Muth in dir belebe,
 Auf zum Licht die Deinen hebe!
 So der Mann sich selber schwört.

Ein deutscher Gesang.

Kennst du des Deutschen Namen?
 Wohl klingt er ehrenvoll,
 Und in den schönsten Rahmen
 Ihn Klio fassen soll;
 Der Name sagt: Gerechtigkeit
 Bring' ich den Völkern weit und breit.

In Deutschland äbt der Glaube
 Nicht Zwang und Tyrannei;
 Wer will uns erst erlauben,
 Daß die Gewissen frei?
 Den Himmel sperrt kein Pöbelwort:
 Frei sind die Geister hier und dort.

In Deutschland leidet der Adel
 Dir kein Verdienst an;
 Des Mannes größter Tadel
 Heißt thatenlos zu sein;
 Verachtet ist der feige Muth,
 Der anders denkt und anders thut.

Und frei ist der Gedanke,
Dem deutschen Land erzeugt;
Er kennt nur eigene Schranke,
Der Macht er nie sich beugt:
Ist ihm der Väter Wort verehrt,
Doch ist dem Geiste nichts gewehrt.

Drum klinge des Deutschen Namen
So hell und ehrenvoll,
Und in den schönsten Rahmen
Ihn also fassen soll;
Der Name sagt Gerechtigkeit
Bring' ich den Völkern weit und breit.

Neujahrsgruß.

Das Alte war! War Liebe
Und glüh'ndes Streben auch?
Entlohn des Schaffens Triebe
Im mitternächt'gen Hauch?

Was war, das ist! Nichts lebte,
Das Nacht auf ewig deckt:
Wer läßt zur Freiheit strebte,
Wied einst durch sie erweckt.

Friedrich der Große.

Nicht der Jahre reiche Fülle, nicht des Goldes Vollgenuß,
Nicht das mühlos dunkle Dasein macht beneidenswerth den Mann:
Rein, daß eines Gottes Stimme sich enthüllt durch seinen Mund,
Daß des Völklerlebens Zukunft seine That und offenbart:
Ist für ihn des Wirkens Krone; sie gewannst du, Friedrich, dir.
Was du, hoher Fürst, begründet für die Preußen, wird dein Volk
Durch der Männer Kraft vollenden; was du sannst, es wird vollbracht.

Die Königin Luise.

Im Garten zu Charlottenburg,
O Wanderer, sieh ein Grab,
Das seiner treuen Gattin einst
Der Preußen König gab.

Ein alter Invalide geht
Dort hin und her,
Denkt der gepries'nen Königin
Und spricht, und athmet schwer:

Schon so viel Jahre hab' ich hier
Um dieses Grab gewacht,
Doch seh ich nichts so wunderbar,
Als jähgt in tiefer Nacht.

Am Himmel hoch stand voll der Mond,
Sah durch das Land herein,
Als dort vom Schlosse her sich hebt
Seltsamen Lichtes Schein;

Und langsam zieht ein dicker Zug
Den Kreuzweg hier herab
Von Männern, Frauen; ihren Schritt
Sie richten auf das Grab.

Im Laube berg' ich ängstlich mich:
Weit seh' ich aufgethan
Des Grabes Pforten, und es kommt
Der Zug nun still heran.

Da schau' ich im verklärten Licht
Den hohen König mein:
Er schreitet ernst einher und fest,
Schien tief bewegt zu sein.

Die Tochter hing an seinem Arm,
Der Rußen Kaiserin;
Welch Frauenbild: sie senkt den Blick,
Es heuzt die Herrscherin.

Und dem geliebten Vater folgt
Der Kinder reiche Saat,
Die Söhne und Töchter, wie so oft
Sie grüßend mir genahet.

Sie alle gehn die Stieg' hinan,
Knie'n um der Mutter Bild:
Da sehn mit hellem Sonnenlicht
Die Brust sie plötzlich erfüllt.

Und unter sie tritt, hehr zu schau'n,
Der Mutter lichte Gestalt.
Sie grüßt den Gatten, die Kinder all;
Auch Knie zieht mich Gewal'.

Dem Gatten reicht die Königin
Jetzt liebend ihre Hand,
Führt auf die vordern Stufen ihn,
Hier an der Säulen Rand.

An Preussens Zukunft erst sieht sie mahnt,
An Friedrichs Vatershergeiß;
Mild deutet auf den Sohn sie hin,
Der Deutschlands Hoffnung heißt.

»Bald,« spricht sie, »lehrt zum Vater du,
Bald bist du mir vereint:
O Sorge, daß des Landes Heil
In unfrem Sohn' erscheint.

Sag' ihm, was Verzagend Nacht erschuf:
Selb'ge Geisteskraft!
Er höre nie der Blinden Rath,
Nichts, was das Volk erschloß.

Dann segnen Jüngling ihn und Greis,
Wenn er das Ziel erkannt,
Daß herrlich vorgezeichnet ist
Dem theuren Vaterland.

Nach oben schwand ihr hehrer Klang;
Der Zug lehrte in das Schloß;
Der Vater die älteste Tochter führt,
Und manche Thräne floß.

Geschlossen war des Grabes Thür.
Der Wärtter schaut empor,
Sieht hoch am Himmel jense den Mond
Und denkt an den nächst'gen Chor.

Im andern Jahre hat der Tod
Den Vater uns geraubt.
Der Wärtter sah's: o höret ihn,
Daß ihr den Weisern glaubt.

Lalsman.

In des Volkes Viehe
Wurzelt fest der Baum,
Der die erten Leibe,
Senkt zu jenem Raum,
Wo das Gold die Geister hegen
Und der Göttergabe pflegen.

Und der Erde Blüten
Quillt die goldne Frucht:
Was nur lebt in Reichen,
Was man Jenseits sucht,
Wird die Volkskraft die gewöhnen,
Wenn da frei sie weist zu nützen.

Preußens Banner.

Es ragt in Deutschlands Gauen
Ein Banner hoch empor,
Auf das die Völker schauen,
Wie auf der Freiheit Thor:
Dad ist der Preußen Schwert und Muth,
Der deutschen Brüder Schirm und Huth.

Seht ihr im Sturm es wehen,
Dies Banner hoch und hehr?
Sein Volk will anerkennen
Von Drack und Drang so schwer,
Es hört des Vaterlandes Ruf:
Zu Brüdern es die Deutschen schuf.

Und Hohenzollern ziehet
Und Preußen ihn voran,
Der Feinde Schaar entfliehet
Vor Friedrichs Siegesgespann;
Sein Adler reißt die Schwingen aus
Und schüßet Deutschlands weites Haus.

Ihr Brüder Völk, wir nahen
Ihr: Freiheit und ihr Recht;
Des Preußen Bluten sehen
Noch nie ein feig Geschlecht:
Laut tönt das Horn, die Trommel schallt,
In Deutschlands Gruß das Banner wallt.

Wohl regt in Deutschlands Saan
Ein Banner hoch empor,
Auf das die Völker schauen,
Wie auf der Freiheit Thor:
Es ist der Preußen Schwert und Wort,
Der deutschen Brüder Schirm und Hort.

Friedrich Wilhelm IV und die Kirche.

1840.

„Die Kirche soll sich durch sich selbst gestalten!“
So mahnt und ernst ein echtes Herrscherwort:
Durch eigene Kraft nur steuert sie zum Fort,
Im eignen Glanz nur darf sie sich entfalten.

Sucht ihr des Lebens Kern nur bei den Alten?
Treibt Vätern nicht der Genius fort und fort?
Ist nur der Buchstab auch des Geistes Fort?
Soll als ein Jatum über Gott er schalten?

Dum hört des Königs Ruf, ihr all die Seinen,
Die innig er mit glüh'nder Lieb' umschlingt:
Laßt kühnen Schwungs die frische Thatlust walten.

Wie unsren Vätern wird für uns erscheinen
Ein neuer Frühling; unser Hymnus singt:
Die Kirche wird sich durch sich selbst gestalten.

Das deutsche Wort.

Aus dem Herzen dringend,
Deutscher Dichter Sang,
Mit Sellenen ringend,
Welten tät dein Klang.

Welten hat erschüttert
Deutscher Männer Wort;
Ob ihr Reich zersplittert,
Wird es ewig fort!

An die deutschen Sänger.

Der Liebe sind der Lieder viel gesungen,
Und auch der Klage ward ihr reicher Zoll:
Ihr deutschen Sänger, hört der Muse Stolz,
Wenn rings im Volk kein höh'res Lied erklingen.

Wie hat einst Klopstock sich emporgeschwungen:
Fürs Vaterland sein Busen überschpöhl;
Sein Hochgesang ertönt so groß und voll,
Daß noch er widerhallt in allen Zungen.

Ihm nachgestrebt! so mahnen all die Geister,
Die aus den Tiefen er ans Licht beschwor;
Führet in die Seelen Gottesmuth zurück!

Urbilder zeuget, wie sie schuf der Meister,
Laßt mächt'gen Zorn bringen in das Ohr:
Daß nur aus Ehr' und Freiheit sprühet das Glüd.

Die Alexandria.

I.

Philippus.

Kampf war dein Loos, Philippus, und erkoren
Wirst du zum Helden einer schweren Zeit:
Im Haber fandst du Hellaß und im Streit,
Zum eignen Sturze hatt' es sich verschworen.

Du warst ein König, und in dir geboren
Erschien ein Mann, den Zeus zur Macht geweiht;
Doch dich ergriß des Hochmuths Eitelkeit:
Gekendet' sanft du, durch dich selbst verloren.

Wer könnte deines Schicksals Nacht enthüllen?
Wer, König, fand den Weg zu deinem Herzen?
Des Himmels Spruch wird deine Thaten richten.

Du stachst und mußtst so dein Loos erfüllen:
Dein Uebermuth schuf dir des Todes Schmerzen:
Dünkst du ein Gott dich, wird dich Zeus vernichten.

2.

Demosthenes.

Dich, höchstes Bild der Redekraft, Demosthenes,
Den Peirho zum Propheten sich erkor,
Dich ruf ich, Urgewalt'ger, tritt hervor,
Für Vaterland und Freiheit sprich, Demosthenes.

Den Ruhm der Ahnen preis' uns, o Demosthenes.
Wenn auch dem Deutschen sich ihr Bild verlor,
Tön' ihm der Stimme Donnerwort ins Ohr,
Das einst Athen aufstürmend traf, Demosthenes.

Zerschmettert lag am Boden jeder Feind,
Der vor dem Volk dir zu begegnen wagte:
Im goldnen Kranz seh' ich dafür dich prangen.

Doch wenn der Kraft der Rede sich nicht eint
Des Schwertes Kraft und ihm der Muth versagte,
Kannst Du den Vorbeer sterbend nur empfangen.

3.

Alexandroß.

In deinen Busen legt' ein Gott den Saamen,
Sohn des Philippos, für der Völker Band;
Den Indos schiffst du, beugtest Land um Land,
Und auch das Weltmeer hulldigt deinem Namen;

Die fernsten Zonen feierend ihn vernahmen,
Zum Ammon drangst du durch der Wüsten Sand,
Und Städte rühmen deine Schöpferhand,
Die in sich bergen alles Lichtes Saamen.

Du trittst, ein Held in selbstbewusster Jugend,
Der Herrschaft Ziel war dir das höchste Gut;
Bold nahte dir der Sieg, dein Haupt zu krönen.

Doch ward des Hades Beute deine Jugend.
Du mußt'st süßnen deines Vaters Blut:
Erinn'ng segte dir des Sieges Gezeugen.

Siegeslied Alexanders des Großen.

Aus der Alexandrea.

Auf, Söhne des Ruhms, ihr Genossen des Siegs,
Auf, feiert im Schwung des Triumphs und der Lust,
Mit der Flöten Gesang, der Posaunen Getöse
Ihn, den Adler der Schlacht, der mächtigen Flugs
Von des Hamos weithinschauenden Höhen
Rühn trauend dem Muth' und der Jüttige Kraft,
Mit gewaltigem Schrei
Auf Asiens Flur sich hinab schwang.

Aegypten vernahm und Kylene den Schall,
Von des Kaulasos Bergschlucht hallt' er zurück,
Und des Tanais Stromgott hört' ihn erschreckt,
Zum Okeanos trug ihn der Indos hinab,
Dass keiner des Schwerts und des Kampfes gedacht,
Und der Uxier feig und der Sakter entfloß:
Sie erlagen ihm all,
Wie die Saaten des Feld's vor dem Sturmwind.

Jetzt kehrt er heim in des Vorbeers Schmutz,
Den Rille selbst ihm stoßt um das Haupt,
Den Gefahren des Meers und der Wüsten entrückt
Von dem Jubel der Freud' und der Wonne bewegt:

Denn es lenkt' ein Gott
In den Hafen zurück ihm die Flotte.

Der kämpfenden Hellas.

Der That, des Herzens Jugend,
Fühlt sich mein Herz verwandt;
Der Ahnen Selbentugend
Umflingt, ein ehernes Band
Und all, o Hellas' Jugend,
So drangvoll, so verkannt!

Vinsterkend sollst du schwachen?
Mißgönnt ist dir die Luft?
Und Frühlingswinde brächten
Der Freiheit Blütenduft?
Du jauchtest ... mußt nun schwachen
In öden Kerkers Gruft?

Harr' aus; am feuchten Lager
Steht Hoffnung ungebeugt,
Die über Plag' und Plager
Mit goldnem Hittig fliegt,
Von Hellas' Jünglingslager
Mit lauter Stimme zeugt.

O fahr die Donnerwagen,
Der wilden Schlacht Gefchrei;
Der Freiheit Hells sie schlagen,
Wie Wog' in stürm'scher Buh;
Es gilt hochherz'ges Wagen:
Geißt, Muth, sind ewig frei!

Der Besserstein im Aargau.

Laßt kreisen, ihr Schiffe, den guldnen Polak,
 Und ihr Freunde, nun labt euch am köstlichen Nahl!
 Ich rief euch aus allen den Gauen herbei,
 Daß fröhlich am Tage des Festes ich sei;
 Hoch prangt auf dem Berge der Wall und der Thurm,
 Sie beschützen den Gast und sie wehren dem Sturm,
 Und der Sänger soll singen
 Von der Burg der Villingen:
 An der Reuß und der Pimmat, der Aar und am Rhein
 Soll nirgend ein schöneres Burghaus sein.

Wohl rießt aus der Schweiz du die Freunde herbei,
 Daß fröhlichen Ruthes ein jeder hier sei;
 Zu dem Runderim kreiset der guldne Polak
 Und es labet die Gäste das köstliche Nahl;
 Auf dem Weisberg raget der Wall und der Thurm,
 Sie beschützen den Freund und sie wehren dem Sturm.
 Drum laßtet und singen
 Von der Burg der Villingen:

An der Reuß und der Elmmat, der Har und am Rhein
Wird nirgend ein schöneres Burghaus sein.

Und ihr nun, o Söhne, vernehmet mein Wort:
Dies Burghaus werde der Dürftigen Vort;
Rings schüt' es die Leut' und die Mannen im Gau,
Als ein Segensgestirn für das Thal, für die Au,
Und wenn es der Wanderer erblickt in der Noth,
So ruf im Gebet' er zum ewigen Gott,

Daß er Frieden mag bringen
Für die Burg der Billingen,
Und beschaut ihr die stattlichen Dörfer umher,
Sprecht: Wacht sind wir ihnen und mannhafte Wehr.

Ja, Vater, du bauest ein treffliches Haus;
Weit ragen die Mauern, die Thürme hinaus,
Stark bieten den Kessen und Mannen sie Schutz,
Und sie sollen uns dienen zum Angriff, zum Trutz;
Rasch zwingen das fährige Volk wir anjezt,
Wenn es frech sich erhebt und sich wider uns setzt,

Und in Zucht soll man singen
Von der Burg der Billingen,
Denn die Reuß und die Elmmat, die Har und der Rhein,
Und sollen sie dienstbar und pflichtig sein.

Ihr entarteten Söhne, wer hat euch verlockt?
Ihr sprecht, daß mein Blut in den Adern mir steckt.
Nun werf ich zur Erde den gälbnen Vokal,
Und der Boden verschlinge das löstliche Mahl.
Auf, Freund' und ihr Rannen, fluch eilet herbei;
Kein Stein auf dem andern gelassen mir sei,

Kein Säng'er soll singen

Von der Burg der Villingen:

An der Reuß und der Limmat, der Aar und am Rhein,
Soll keiner die Beute der Zwingherrn sein.

Und die Hand sei verflucht, die dich wieder erbaut!
Wenn einst dann ein Wanderer die Trümmer erschaut,
Wenn ein Hirt ihm von Mauern und Thürmen erzählt,
Die stolz auf dem Berg sich der Wolke vermählt,
Und wenn sie die Sonne des Abends begrüßt
Im Schutt und im Staube, so leer und so wüß,

Wird er dankend noch singen

Von dem Herrn zu Villingen:

Nie will ich den Meinen ein Brandmal sein,
Und die Burg, o ihr Söhne, wird »besser Stein!« —

Der Pole in Sibirien.

Die Lippen lächeln, ruhig scheint das Auge,
Doch tief im Bergen kochen Zorn und Wuth;
Aus jeder Blüte Gift und Tod ich sauge,
Ein jeder Haut wehet meines Jägerimms Bluth;
Den Stahl versuch' ich, ob zur Noth' er taue,
Sein Anblick nur stillt mein empörtes Blut;
Bald erntet ihr die Frucht von euren Thaten,
Verräther, ihr vom Teufel selbst verrathen!

So habt und Armen alles ihr entrißen,
Der Freiheit Tag und süßes Vaterland,
Zwingt unsern Leib, wollt zwingen die Gewissen;
Mit Hohn zerreißt ihr jedes heilige Band,
Und weicht und nun des Ketters Finsternissen,
Vergrabt und in der fernsten Wüste Sand,
Und meint, Besiegten ziem' es zu ertragen?
Hürwahr, wenn erst den letzten ihr erschlagen!

Weint, Jungfrau, denen man geraubt die Brüder,
 Ihr Bräute, weinet des Geliebten Tod!
 Doch, Männer, ihr erstickt der Zwietracht Oeder,
 Wenn schlau die Feind' euch bieten Gold und Brod;
 Schlagt ihre Boten mit dem Schwerte nieder,
 Ihr tückisch Wort stürzt' und in all die Roth;
 Der Kugel sind wir stets, der Vanz' entgangen,
 Nur eigner Hochverrath hat uns gefangen.»

So sang ein Pole leis' im tiefen Schachte,
 Wohin ihn des Tyrannen Bannfluch stieß;
 Der Wächter hört' ihn murmeln, doch er lachte,
 Spornet' ihn zur Arbeit nur mit Knut' und Spieß.
 Der Pole stumm des Heilands nur gedachte,
 Der durch sein Wort Vergeltung und verheiß.
 Der Ruffe peitscht, verdoppelt seine Streiche:
 Der Hammer fällt — er schlug auf eine Leiche.

Der alte Klausner.

Wer kennt in seiner Klaus
Den greisen Alten nicht,
Der nie von seinem Hause,
Nie von den Seinen spricht?

Er kam aus fernem Lande,
Vielleicht gar über's Meer
Zu dieses Wäldes Rande,
Zu unserm Dörfchen her.

Hier kennen ihn nun alle,
Der Knabe, wie der Greis,
An seiner Stimme Schalle,
An seinem Haar so weiß.

Doch seines Busens Jammer,
Die Noth, die ihn umstrickt,
Wirgt er in stiller Kammer;
Nur Gott ins Herz ihm blickt.

Steht er durchs Dorf die Straße
Hinauf zum Helsenbach,
Sieht man das kummerblasse
Gesicht: ruft mancher, ach!

Er hat es nie gerufen,
Den Schritt dann wohl beeilt;
Doch auf des Altars Stufen
Oft betend er verweilt.

Nur als das Dorf am Strande
Der Heimath Jost beging,
An seiner Wimpern Rande
Die helle Thedne hing;

Und als die Chöre sangen:
Du süßes Vaterland!
Hat er sich vor Verlangen
Und Schmerz hinweg gewandt.

Der Verbannte.

Vergiß, o Fürst! heil des Verbannten Wunde!
Gieb ihm das Vaterland zurück!
Was er gethan in einer schweren Stunde,
Er wollt' es für des Volkes Glück.
Du konntest strafen, doch du forderst Demuth?
Sie zeugt vor Menschen Haß und bitter Wehmuth.

Hier sitz' ich stumm im Rauschen dieser Bäume,
Zu meinen Füßen seufzt das Meer;
Ich blick' hinaus, durchforschend Räum' um Räume;
Kein Fahrzeug trägt Verzeihung her.
Der Roth, dem Elend bin ich Preis gegeben:
Wie kann ich fern von Volk und Heimath leben?

O Fürst, du hast zerstückt die heil'ge Liebe,
Die ihren Reiz dem Dasein lieh.
Kein Feindes Schwert trifft mit so sicherem Gliebe:
Entehrung trägt der Freie nie.
Willst du, ein Gott, den Muth darnieder schlagen,
Sei auch ein Gott in der Verzweiflung Tagen.

Was frommt es, Wort und That vor die zu hüten?
 Schweigt auch der Mund, der Vorwurf lebt,
 Der tödtlich trifft wie das Geschoss des Stützen,
 Vor dem ein Dionys erbebt.
 Gott sei mein Hort, du Zuflucht aller Schmerzen;
 Des Volkes Lieb' erhalt' in meinem Herzen.

Völkerfreiheit.

Willst du die Völker befreien? Selbst soll sich jeder beherrschen?

Freudig den Arm und das Herz weihn für die Brüder zum Kampf?
Schall und Name nur bist du, o Freiheit! Scheuen nicht alle

Duldbung und Schmerz? Frei ist, wer zu verzichten gelernt.

Unterwirf dich dir selbst, und unterwirf dich dem Ganzen

Fest und als Mann, und du bist würdig ein Herrscher zu sein.

Wohl ringt mancher danach und es schreien nach Freiheit die Völker,

Doch aus den Banden der Nacht rettet den Schlafenden kein Gott.

Der Verstohene.

Mir selbst entfremdet, ziellos irrend,
 Bestürmen mich Gedanken ohne Zahl;
 Der Menschen Blick trifft mich verwirrend,
 Es bleibt mir keine Hoffnung, keine Wahl;
 Schwer läßt ich, doch ich läßt' um schwere Schuld:
 Mich hat dein Fluch getroffen, o Geduld.

Dich hab' als Gott ich angerufen
 Und einen Altar baut' ich dir allein,
 Trug alle Schmach zu seinen Stufen;
 Du, glaubt' ich, würdest Rächerin und sein,
 Und jetzt verhängstest du so tiefen Fall,
 Daß mich verschlang der grimmen Bogen Schwall.

Stürzt, Brüder, der Geduld Altäre,
 Traut nur des Armes Kraft, der kühnen That —
 Sonst stürzt auf euch des Unglücks Schwere,
 Am Geist, am Herzen übt ihr sonst Verrath.
 Baut auf die Zukunft, doch nicht wie der Knecht:
 Nur wer es fordert, dem geschieht sein Recht.

Wahlpruch.

Freunde, begrüßet den Wechsel des Jahres und erneuert den Wahlpruch,
 Der uns im alten gescommt: pfl eget der Will' und der Kraft.
 Weibet der Geliebten das Herz und dem Vaterlande die Schwerter,
 Und wenn der Feind uns umdrängt, rufet: mit Gott und hindurch!
 Ob wir erringen die Palme des Siegs, ob uns kränze der Vorherr,
 Steht bei den Göttern; bei uns steht der Wille, die That.
 Sehn wir die Herzen erscharrt und in Schlafheit traurig versunken,
 Freunde, so jubeln wir laut, daß wir die Bluth und gewahet,
 Welche die Lieb' und entflammt, die tren mit dem heiligsten Eid schwur
 Seist wir den Brüdern geweiht: hebet für sie den Psal!
 Auf denn, noch einmal: hindurch! Es bahet ein Gott uns den Ausweg;
 Männer, es ruft uns das Land: auf, für der Freiheit Danier.

Der Gefangene.

Mir schauert! O, jetzt fühl' ich meine Banden
 Und meines Rethers weid' ich mir bemußt;
 Der Freiheit Tadeln macht' er all zu Schanden,
 In's Nichts versank die ungemessne Lust;
 Die Völker rief mein Wort in allen Landen,
 Nun schläft's den Todeschlaf in tiefer Brust:
 Um mein Gemach hie' ich die Eulen schwirren
 Und kreischend fliehn bei meiner Ketten Klirren.

Du süßer Traum! Im heitren Morgenlichte
 Sagst du heraus und lachtest mir so mild;
 Zerhoben sah ich angstvoll Feig' und Wichte,
 Dein Spiegel offenbart' ihr schönes Bild;
 Mit den Tyrannen gingst du zu Gerichte,
 Der Wahrheit liebst du deinen Sonnenschild,
 Und Könige riefen laut aus inn'rem Trieb:
 Die Freiheit hoch! sie schafft uns Eintracht, Liebe.

Des Priesterthums Nacht erhebt Aurora,
 Der neuen Welt erhebt ein neues Rom:
 Es ladet zu des ew'gen Friedens Thron,
 Dient nicht dem Teufel in der Gotttheit Thron;
 Die Sorge lehrt zur Blüthe der Pandora,
 In reiner Gluth die Leidenschaft entglomm;
 Ein jeder strebt, daß er sich selbst genüge
 Und ohne Zwang sich dem Gesetze füge.

Dies alles nur ein Traum! In dieser Enge
 Bleibt kaum die Hoffnung ein Geleiten mir;
 Aufstüchtig zieht vorüber dort die Menge
 Und sagt es nicht, warum ich schwachte hier;
 Ihr taubes Herz kennt nicht des Himmels Klänge,
 Dem Golde folgt sie mir gemeiner Bier:
 Nur in der Brust der Weisen, der Satomen,
 Urbild der Menschheit, kannst du diesseits wohnen.

Provisorium.

Genien des Lichts und der Kraft, die einst ihr befeelten die Herzen,
 Die ihr begeistert zur That, hoch zum Triumphe sie führt,
 Und du, Liebe des Volks, o beglückende Liebe der Heimath,
 Saget wohin ihr entflohn, als ihr die Erde verließet.
 Starr wie im Norden das Eis, und dem göttlichen Feuer verschlossen
 Seht' ich die Geister, verläßt jedes erhabne Gefühl.
 Schmerzvoll steht und verzweifelt der Mann: o wie wendet die Straß' er
 Solcher Entartung? Noch rächt jede Verachtung das Herz.
 Halb, »provisorisch« nur ist, was geschieht: ein demaffneter Frieden
 Lehret provisorisch uns auf: nirgend entscheidet das Schwert.
 Schwäche bezeichnet die Duldung des Volks und der großen Gebahrung;
 Eh' ein Schritt noch geschehn, setzt man den Fuß schon zurück.
 Bürgermuth und des Herrschers Entschiedenheit führen zu großen
 Thaten, doch schwindet der Muth jezt, wie man fordert die That!
 Bis in den Tod gilt Treue nicht mehr; kaum hilft noch dem Freund' ein
 Freund; es verhallt im Wort' alle Besinnung und Kraft.
 Daß du gesprochen, gewollt, so rühmst du dich männlicher Tugend;
 Aber die Nachwelt preißt dauernd nur, was du vollbracht.

Seht die Natur! Ihr Gesetz ist nicht provisorisch geschaffen;

Sebet den Herrn, er sprach: »Werde!« zum Licht, und es ward.

Deutschland, wehe der Schmach! Wo find' ich den Muth des Entschlusses?

Ach, wo lebt noch ein Mann, wenn's der Entscheidung bedarf?

Mancher wohl möchte das Gute, doch fürchtet er, daß es geschehe:

Feiglinge, zittert ihr nicht, gilt es die Schwerter zu ziehn?

halt dein Urtheil zurück! spricht neuladernische Weisheit:

Wahrlich, im Dienste der Furcht ward philosophisch die Welt.

Platon, wolltest du daß, als einst zu beherrschen die Völker

Du Philosophen berieffst? Brüder, erwachet zur That!

Pessing.

Kühn, mit dem Blicke des Aarö durchdrangst du die Nebel der Täuschung,
 Schlugst mit der Geißel des Spotts mächtig die Halbheit auf's Haupt;
 Siegreich trugst du das Banner des Lichts und des mannhaften Glaubens,
 Welcher der Wahrheit vertraut, nur der Vernunft sich ergiebt;
 Triebst Pharisäer und Zöllner hinweg vom Altare der Gottheit,
 Aberglauben und Schrift sanken vor dir in den Staub.
 Selber erschuf dein Wort dir ein Denkmal, welches für immer,
 Schöner als Marmor und Erz, treu dein Gedächtniß erhält.
 Mit diamantnem Griffel bewehrt schriebsst fest du den Wahlspruch:
 Prüfe das Wissen, die Kunst frei, nach dem Wink der Natur.

Der unüberwindliche Kaiser.

Die ihr an Heldenruhm vor den anderen Völkern hervortragt,
Die ihr den Römer besiegt, Franken und Türken gewehrt,
Deutsche, was hat so tief in des Unglücks Tagen getroffen
Euch, die des Schicksals Spruch selbst für die Freiheit erschuf?
Seht und erkennt ihr es nicht, wie des Vaterlandes Altäre
Schänd' ein Fremder beraubt? nicht, wie ihr schmachtet im Joch?
Recht und Gerechtigkeit habt ihr geehrt und als Männer verfochten:
Wollt ihr das Recht der Gewalt geben und beten zum Baal?
Opfert den Ruth ihr, das Herz, weil unüberwindlich sich nannte
Er, den Schrecken der Furcht unüberwindlich nur macht?
Unüberwindlich genannt war Philipps zahllose Flotte,
Und doch hatte der Sturm leicht sie zerstreut wie im Spiel;
Unüberwindlich erschien auch Galliens Heer und sein Feldherr,
Doch hat Schicksalsmacht bald sie gebeugt in den Staub.
Unüberwindliches lebt nur Eins, die Gerechtigkeit Gottes:
Dauernd erbauest du nur, was du begründet in ihr.
Führer der Völker, o zücket das Schwert nicht, bevor es nicht Lile
Schügend geweiht; sie beschwört über euch Gottes Gericht.

Weh, schon seh' ich es nah'n, schon drauset daher wie ein Sturmwind
 Schrecklich der Furien Geheul, die den Verächter ersahn
 Göttlichen Rechts, der stolz und im Uebermuthe der Gottheit
 Heiliges Wort mißbraucht, sich mit Jehova verglich.
 Deutschland, fasse das Schwert, denn der Nemesis dient' es noch immer,
 Und wenn irgend ein Gott, hat sie die Macht sich bewahrt.
 Keiner noch konnt' ihr trogen; vernehmst, ihr Deutschen, den Ruf nur,
 Der an die Völker ergeht: schaffet dem Rechte Bestand.
 Euer gefährlichster Feind wohnt in euch selber, erkennt ihn;
 Kleinmuth heißt er, er heißt: Hoffen auf Glück und die Zeit.
 Selber erhebt euch in Kraft, wie sie euch, um zu herrschen, zu Theil ward,
 Und ihr gebietet der Welt, wenn ihr der Ehre gedenkt.

Verzichtung.

Zu euch, ihr Brüder, zieh' mich mein Verlangen:
 Seid Männer! Auf, entsagt dem trüben Sinnen;
 Es gilt das Recht, die Ehre zu gewinnen!
 Wie? Zögert ihr den Mahnruf zu empfangen?

O seht das Land im tiefsten Leiden hangen,
 Seht, wie die Tag' uns kummervoll verrinnen!
 Winkt nicht der Sieg? Auf, laßt uns kühn beginnen:
 Vom Himmel mir der Engel Füh' erklangen.

Frisch hebt die Schäge, die euch Gott verliehen!
 Wer zögert sich den Seinen hinzugeben?
 Wer läßt der Liebe Drang und Gluth erkalten?

Mußt nicht den Völkern stets voran du ziehen,
 O Deutschland, und im eignen Glanz dich heben?
 Du träumst? — Nun gut, so laß die Fremden schalten.

Der Proletarier.

Morden und im Blute wühlen
Will ich, will die Rache kühlen,
Die in meinem Herzen brennt:
Wen des Beiles Schärfe erreicht,
Der im Todeskampf erbleicht,
Daß er seinen Herrn erkennt!

Ruhig süßen sie und lachen,
Geben in des Teufels Rachen
All' uns arme Teufel hin;
Doch den Reichtum wird er paden,
Höhnend werfen zu den Schladen:
Gott will nur hülfreichen Sinn.

Schäumend laßt das Beil uns schwingen —
Doch was hör' ich dort erklingen?
Welche Hand hält mich zurück?
Noth und Armuth hör' ich sagen:
»Verne kraftvoll uns ertragen;
Reide nicht des Reichen Glück.

Sohn der Armuth, bei den Feßen,
 Die der Schwindler Bäuche mäßen,
 Sigt das Laster nur zu Tisch.
 Kalt und hart bist du gebettet,
 Doch die Seel' hast du gerettet
 Und dein Leib ist stark und frisch. »

Washington.

Sehet das Volk, wie bestürzt, als fühlt' es erbeben die Erde!

Zweifelnd sinnest du hier? O, wie in Thränen du schwimmst!

Sagt, was ist euch geschehn? Was hallt von den Bergen zum Meere?

Freunde, was zuckt wie ein Blitz über die Länder dahin?

Und kein Laut? Ihr führt zum Friedhof mich und da zeigt

Abgewandt ihr den Sarg — Wehe, was hab' ich erblickt!

Der wie ein Vöte des Herrn mit mächtigem Arme geschaltet

Ueber des Volkes Geschick, der unerschüttert du standst

Gegen den Sturm, und mit sicherer Hand stets lenktest das Fahrzeug,

Ebler; du liegst nun erstarrt, ach, und es schweiget der Mund!

Trauert, ihr Völker, und weint! Wer wird nun halten das Steuer?

Wer mit des Mannes Entschluß ferner beschwören den Sturm?

Kummervoll blickt ihr hinaus: der mächtige Schild ist gebrochen,

Welcher das Vaterland gegen Tyrannen geschützt,

Du, der bewunderte Held! Doch freutest du nie dich der Schlachten:

Alu dein Sinnen es trieb dich zu begründen das Recht,

Würdig der Ehre des Volks, wie allein es entspriesset der Freiheit,

Die nach der Geister Befehl lenkt und erhebet den Mann.

Heilige Freiheit, dich nenn' ich mit Ehrfurcht nur, dich ersehnen
Alle, du Göttergebild, welche verschmachten in Nacht.
Schüz nach dem Kampf auch den Frieden der Gruft, doch über dem Grabstein,
Völker von Ost und von West, reichet euch männlich die Hand.
Schwöret des Helben zu denken: es wird sein Geist euch umschweben;
Wo ihr vertrittet euch selbst, stärket die Herzen sein Wort.
Wenn sich versöhnt im Bunde der Lieb' einst einet die Menschheit,
Wenn nach den Stürmen der Nacht siegend das Licht sich erhebt,
O, dann erschallet der Erbkreis rings von unendlichem Jubel,
Und zu der Freiheit Triumph eilt er den Völkern voran.

An die Noth.

Ist je ein Lieb dir, bittre Noth, erkungen?
 Geleitsmann deines Wegs ist oft der Fluch.
 Nur wenn der Seele Tiefen du durchdrungen,
 Dem tönt von bleicher Lipps' ein Psalm, ein Spruch.
 Noth, ja dich preis' ich laut: du lehrest beten;
 Das Eisen brichst du, brichst des Slaven Ketten.

Was wir gebaut, das muß die Noth bewähren;
 Wer kennt den Freund, erprobt' ihn nicht die Noth?
 Wem sie nicht ward, der müßte sie begehren,
 Bis sich er sucht, sich selbst erkennt in Gott.
 Noth, ja dich preis' ich laut: du lehrest beten;
 Das Eisen brichst du, brichst des Slaven Ketten.

Weh dir, wenn niemals dich die Noth beengte:
 Sie stiehlt, sie schafft allein den freien Mann;
 Wen drohend nie ein arger Feind umdrängte,
 Der weiß nicht ob er siegen, sterben kann.
 Noth, ja dich preis' ich laut: du lehrest beten;
 Das Eisen brichst du, brichst des Slaven Ketten.

Epilog.

Wären die Wunden der Welt mit Geschwäp und mit Bähern zu heilen,
 Hätten die Deutschen es längst und die Franzosen vollbracht.
 Still, ihr Aerzte: es sehnt sich das Volk nach verjüngenden Thaten.
 Kennt ihr die Obmacht nicht dessen, der handelt und schweigt?
 Plöpflich steht er vor euch, und in Staub sinkt frevelnder Hochmuth,
 Der mit dem Schalle des Wortes meint zu beherrschen die Welt.

VIII.

Todtenfeier Alexanders des Großen.

Zum Theil nach der Schluß-Szene der Alekandrea.

Personen:

Perdikkas, }
Antigonos, } Feldherren Alexanders.
Apollodoros, }

Nearchos, Admiral Alexanders.

Peithagoras, Oberpriester.

Roxane, Gemahlin Alexanders.

Macedonische }
Persische } Krieger.

Seeleute.

Priester.

Volk.

Gefolge der Roxane.

Der dritte Vorhof im Palaste zu Babylon. Im Hintergrunde ein dreifaches Thor.

Krieger und Volk
(eilen auf die Bühne).

Chor.

Was vernahm ich? Was ist, ihr Genossen, geschehn?

Welch entseflicher Ruf hat empor mich geschreckt?

Hog uns das Gerücht?

Er starb, der das Heer, der die Völker gelenkt

Mit des Herrschers Gewalt, mit der zwingenden Kraft,

Die Welten besiegt?

Ist's wahr, ist's wahr?

Sein Geist ist den Freunden entrisfen?

(Sie drängen gegen die Thore im Hintergrunde.)

Öffnet uns, erschleicht die Pforten: unsren König laßt uns sehn!

(Perdikas mit Gefolge tritt aus der mittleren Pforte.)

Perdikas.

Öffnet des Palastes Thore, laßt die Treuen all' herein.

(Die drei Thore werden geöffnet und man erblickt die Leiche Alexanders auf seinem Sterbelager.)

Weilt dem Kön'ge Thrän' und Klage: weh, geschieden ist der Held,

Und zerbrochen ist der Herrschaft mächt'ges Schwert; doch wird der Tag
Einst in lichter Glorie schauen, was du, König, groß begannst.
Uner schöpft ist des Lebens ew'ger Quell: ein Haupt versinkt,
Andres werden siegend steigen, waffnen sich zu neuem Kampf
Für das Wert, das du begonnen; unvollendet bleibt es nicht.

(Die Krieger ziehen unter einem Trauermantel und mit gesenkten Waffen herein. Jede Abtheilung macht vor der Leiche des Königs Halt, während ihr Anführer oder der Ober die Worte der folgenden Leichenklage singt.)

Antigonos

(an der Spitze der Anführer eröffnet und befehligt den Tranzug.)

Starr, in eif'gem Todeschlummer schau wir, Alexander, dich,
Wie vom Donnerschlag getroffen fühlen selbst wir Todespein:
So unglücklich ward dein Leben in des Grabes Nacht verhüllt.
O, wer wird die Völker lenken, wer des Reiches wachen jetzt!
Wessen Mahnung werd' ich hören, wenn mich Sorg' und Sturm umdrängt?
Wer hat seiner Völker Ehre stets im Kampf wie du bewahrt?
Uebermüthig durfte keiner je dir trogen, denn der Herr
Warst nur du, und deines Willens lichtetes Ziel war unser Ruhm.

Chor.

Ach, du schiedst, der göttlich waltend
Dieser Erde war ein König.
Einen Mann wir in dir schauten:
Ach, du schiedst, der Helden Fürst!

Perdikkas.

Leibwächter, die vor allen Kriegern stets geehrt
Die Hand des Königs und die treu ihr ihn geschützt,
Rast seinem Lager, grüßt sein Haupt zum letztenmal;
Dann ordne sich zum Trauerzug das ganze Heer,
Daß wir den Heldenern feiern, wie es Kriegern ziemt.

(Perdikkas, Antigonos und die Anführer stellen sich zur Seite der Leiche auf, während die nun folgenden Heereseinheiten vorüberziehen und sich dann zur Seite ordnen.)

Die Leibwächter.

Apollodoros.

Frommt es uns den Tag zu schauen, nun das Haupt uns fehlt, der Freund?
Rah' uns, Zeus! Doch soll ich klagen, Herr, dein allzu frühes Voos?
Glücklich, dreimal glücklich war' ich, wenn dein Leben ich gelebt
Und der Ruhm mich so gekrönt: willig sah' ich dann den Tod.
Deiner Siege Morgenröthe schnell' als Jüngling dir die Brust,
Und den gotterkornen König sah in dir erstehn die Welt.
Keinem eitlen Herrschgelüste gabst du deine Krieger preis:
Führer warst du durch den Rathschluß, warst ein Heldherr durch die That.

Chor.

Weinend und von Schmerz zerrissen, stehn an deinem Lager wir,
Herr und König, und nicht Einer lebt in deinen Reichen all,
Der nicht gern für dich in Dades graues Dunkel stieg' hinab:
So verwaist ja sind wir alle, daß wir lebend sehn den Tod.

Die Schleuderer.

Der Anführer.

Der Schleuderer Wurfkraft bahnte dir des Sieges Weg:
Des Führers Auge waren wir im Schlachtgewühl.
Du selbst, o König, jagest unsren Reihn' voran;
Im freien Kampfe strittest mit dem Schwerte du
Und hast mit uns der Perser Heeresmacht geschreckt.

Die Bogenschützen.

Der Anführer.

Treu wart' du dem Wort' und was du begannst
Ward fest vollführt, nie fehlte dein Arm
Dem erhabnen Entschluß: wie der Schütze sein Ziel
Stets sicher erfaßt, und den Pfeil abschnellt
Des Erfolges gewiß,
So hast dein Wort nie wankenden Ruthe
Mit gewaltiger Kraft du vollendet.

Die Inder.

Der Anführer.

Du, dem nicht die Welt genügte, welcher Raum umschließt dich jetzt?
O der Mahnung, Freund' und Brüder, an des Staubes Nichtigkeit.

Die asiatischen Hölzsvölker.

Der Anführer.

Uns Gefangene machtest zu Knechten du nicht,
 Hast uns nimmer geschändet durch Sclavendienst:
 Nein, du wolltest, daß kühn wir uns selbst ermannen
 Und daß frei wir im Sieg' und im Schwung der Thatkraft
 All der Deinigen Ehre theilten.
 Opfernd dank' ich dafür, so lang' ich athme,
 Deinen Ranen, du Held und König.

Chor.

Selden sah vor dir ich zittern, welche nie gesehen die Furcht:
 Aber keiner, noch so mächtig, trogte je des Todes Macht.

Die Leichtbewaffneten.

Der Anführer.

Nicht Thal und Abgrund, nicht der steilste Felsenrand,
 Nicht Wüsten, nicht des blitzeschnellen Stroms Gewalt
 Vermochte je zu hemmen unsren Siegeslauf,
 Wenn dir die Schnitter folgten in das Erntefeld.
 Jetzt feiern ernst und schweigend auch die Feinde dich.

Das neue persische Fußvolk.

Der Anführer.

Vater, hast du uns verlassen, deiner treuen Kinder Schaar?
 Welche Hand wird nun uns führen, lenken mild uns und gerecht,
 Wie du über uns gewaltet? Keinen liebten wir wie dich.
 Sieh, es kommt der nächste Morgen, eilend drängt sich Tag an Tag
 Und wir finden dich nicht wieder. Kehre zu deinem Volk zurück:
 Schau hernieder von den Sternen, lenke deiner Treuen Schaar.
 Täglich quillen unsre Thränen neu mit jedem Morgen dir,
 Dank und Opfer dir zu spenden: wie vergäß' ich dein, o Herr!

Die Schwerbewaffneten.

Der Anführer.

Wer führt zur Schlacht nun der Phalang Reihn?
 Wer ordnet gedrängt, gleich Mauern von Erz,
 Nun den Mann an den Mann und den Schild an den Schild,
 Daß in furchtbarem Stoß wir zersprengen den Feind
 Und ihn Schrecken erfasset?
 O wie stob er dahin, Alexander, vor dir,
 Wie vor Ares selbst! Wer wagte dir je,
 In verzweifelnder Wuth
 Zum Angriff neu zu begegnen?

Chor.

Dampf tönt ein Geräusch mir erschütternd ins Ohr:

O Verrath, o Verrath!

Ach er raubte dich uns, Alexander, o Herr!

Und vollführte den Mord, wie die Schlange, durch Gift!

Du erschein', ach erschein!

Auf, fasset das Schwert! Brecht los im Sturm!

Den Verräther ereilt!

Auf, rächet, o rächet den König!

(Die Krieger drängen in wilder Eile nach dem Vorderrunde.)

Perdikkas.

Schweig, Aufrühr! Halt!

Euch blendet ein Gott! Ihr vernichtet das Reich!

Nicht Verrath hat frech uns den König geraubt.

Hört, höret das Wort,

Das scheidend mir ließ Alexander!

Chor.

Hört, was scheidend sprach der König; Freunde, hört sein leztes Wort.

Perdikkas.

Als des Todes Bot' ihm nahte,

Nahm im lezten Augenblicke

Von der Hand er diesen Ring.

Ihr erkennt ihn?

Ehor.

Wir sehn den Ring, Perdikkas, wir erkennen ihn.

Perdikkas.

Seiner Herrschaft Siegel ist er;
Und zum Zeichen,
Daß nach ihm ich herrschen solle,
Steckt' er mir ihn an den Finger.
So gehorcht mir!

Ehor.

Führe' uns, rett' uns, wir gehorchen unsres Königs legitm Spruch.

Perdikkas.

Herrschen werd' ich, bis Roxane
Einen König uns gebor.

Die persischen Kelter.

Der Anführer.

Eines Löwen mächt'ge Stimme hat die Völker rings erschreckt:
Ach, in welches Land entwich er? Mußttest auch erliegen du?
Trauernd sinken mir die Augen nieder und die Thräne rinnt;
Nie verstummt nun unsre Klage, denn du gabst de: Ehren Kranz,
Herr und König, deiner Krieger jedem, der für dich gekämpft.

Die macedonischen Reiter.

Der Anführer.

Oft durchs weite Gefild sprengend auf muth'gem Roß,
 König, hast du geführt selber der Reiter Schaar
 Allen leuchtend voran; o wie erdröhte da
 Durch der Hufe Gewalt zitternd der Erde Grund,
 Und die folgend im Sturm brachen die Reihen wir
 Angstvoll fliehender Feinde:
 Vagend schaun sie den Todten noch.

Nearchos

(mit einem Gefolge von Seelenten).

Aus Huth und Brandung, aus der Unermessenheit
 Der Himmeldräume sprach zu dir der Herrschergeist
 Und lehrte dich der Völkereinheit großes Ziel.
 Zieh, Alexander, allen Herrschern denn voran
 Und öffn' ihr Auge für Poseidons hehre Macht:
 Dann hehst du, Freiheit, sitzend einst dein Haupt empor
 Und weihst zu deinem Heiligthum das Weltenmeer.

Rogane

(mit einem Gefolge von Frauen).

Weh mir, o weh!

Mein Gatte, meines Herzens, meiner Seele Stern,

Dich mußt' ich scheiden, sterben sehn?

Für immer ist erloschen deiner Augen Glanz?

Weh mir, weh, weh!

O Seele, ströme hin den Schmerz,

Ihr Augen, laßt der Thränen Fluth

Sich frei ergießen, bis ihr selbst

Erlöschend nicht mehr schaut das Licht.

Wo weilst du, theurer Gatte?

Weh, weh!

Mein Busen zerbricht, ach es bricht mir das Herz!

Wie bin ich verwaist nun, verlassen, allein;

Jetzt find' ich ja rings in der Welt niemand,

Kein Herz, kein Herz,

Das mich liebend empfängt, das die Thränen mir stilt.

Und uns rächend beschirmt vor den Feinden.

Freund, hörst du mich? sprich!

Ach verstummt ist der Mund, der hold mir gelacht,
Taub ist dein Ohr für mein Seufzen und Flehn.

Weh mir!

Ihr Geister des Lichts,

O gebet den Muth mir, zu dulden!

Chor.

Wenn den Gatten du beklagest,
Herrin, und den Freund, den theuren,
Weinen über unsren Herrscher,
Ueber unsren König wir.

Nozane.

Männer können nicht verwaifen;
Doch wie elend ist das Weib,
Die den Gatten muß begraben,
Die sich härm't in danger Furcht.

Chor.

Genien werden Trost dir senden:
Ueberreich ist ihre Hand.

Nozane.

Meine Thränen werden fließen,
Nis mir selber naht der Tod.

Pythagoras

(mit einem Gefolge von Priestern).

Laßt des Schmerzens Baum uns pflanzen, Hülfe wird und Kraft er leihn:
 Sei dein Genius, großer König, deines Reiches Schutz und Schirm.
 Wer der Welt gleich dir geboten, wem sie dient' als Unterthan,
 Der wird allen Staubgebornen Priester der Unsterblichkeit.
 Kraft, die in der Seele waltet, Macht, die dich verkündet, Geist,
 Andre'm Quell seid ihr entsprungen, als des Stoffes blinde Laß.
 Denn die wahren Göttersöhne zeugte nicht der Raum, das All;
 Aus des Lichtes Brunn entsprossen, aus der Gottheit em'gem Schooß,
 Sind die Kinder sie des Lichtes, sind die Söhne sie des Zeus,
 Und gebieten frei der Erde, frei gehorcht sie ihrem Wort.
 So als Gott hast du gewaltet, den Zeus Ammon sich erkor.
 Alexander, deiner Thaten Größ' und Ruhm ist ein Gestirn,
 Daß zum Himmel lenkt den Menschen und den Göttern ihn gewinnt.

Chor.

Jeder Laßt der Erd' enthoben ruhn in Frieden nun du, Herr.
 Deines Geistes em'ges Bildniß, deiner Seele Wunderkraft
 Strahlt als Sternbild durch die Welten, reiner leuchtet's uns von dort,
 Run der Erdenhülle Dunkel und den Staub verlassen du.
 Mächtger fühl' ich deine Nähe, heil'ger ach! ich deinen Ruf,
 Seit er vom Olympos tönet, und du mit den Göttern thronst.

Antigonos.

Auf, hemmt die Klag', ihr Brüder, hemmt der Thränen Strom;
Denn unaufhaltsam wogt und drängt der Stunden Lauf:
Drum laßt der That uns denken, sammelt eure Kraft!

Apollodoros.

Ihr Krieger, strebt gleich Alexander kühn empor!
Heil seiner Jugend, die zu Thaten ihn geführt
Und in des Ruhmes Tempel dem Achill gesellte!
Heil, Heil, dir, daß dieser Helben Paar gezeugt!

Chor.

Lebe wohl, du theurer Führer; bleibe deiner Krieger Hort!
Deiner Tügte Bild es ruhet tief in treuer Seele mir:
Sei dein Werk der Helben Leuchte auf des Ruhms erhabnem Pfad.

Perdikkas.

Biß zum letzten Lebensfunken hast als Heros du gekämpft,
Haß der Seele Hüll' und Stärke schön bewährt im Todeshauch.
Keiner hat, o Herr, den Adel unsres Geistes kund gethan,
Wie du herrlich ihn verkündet, als du mahnend von uns schiebst.
Wenn im ungemessnen Lauf der Jahre sich erfüllt das Loos
Und der Völker Bund und Freundschaft triumphirend einst sich knüpft,
Dann ist Alexanders Nam' und ew'ge That noch ihr Symbol.
Darum schwöret des Herrschers Willen treu mir jezt den heil'gen Eid:
Stark und einig laßt uns wirken, sterblich als Unsterbliche!

Alle.

Stark und einig laßt uns wirken, sterblich als Unsterbliche!

Chor.

Hoch hebst du die Häupter der Helden empor
Und rüfdest sie aus mit gewaltiger Kraft,

Allwaltender Zeus:

Doch wenn sie vollführt dein Herrschergebot,
Dann senkst in die Gruft du sie plötzlich hinab,
Daß Furcht uns erfasst und jeder sich beugt
Vor dir, der allein du gebietest.

(Trauermarsch. Die Krieger ziehen hinaus. Der Vorhang fällt.)

Gedichte

von

F. A. Maerker.

Zweiter Band.



Gedichte

von

F. A. Maercher.

Zweiter Band.

Zweite sehr vermehrte Ausgabe.

Von fegen.

Berlin, 1858.

Verlag der Königl. Geheimen Ober-Buchdruckerei
(R. Deder).

1900

Widmung.



Der Geliebten.

Mit tausend Namen nenn' ich nur den Einen,
Der allgewaltig lenkt der Sterne Schaar;
All meine Lieder tönen nur der Einen,
Zu der mich Sehnsucht zieht so wunderbar.

Die Liebe scharft die Welten um den Einen,
Schließt Licht und Nacht zusammen, Jahr um Jahr;
Und Jahr um Jahr sie weicht mein Herz der Einen,
Die wie ein Stern mich lenkt so wunderbar.

Einst schwindet alles Dunkel vor dem Einen,
Wenn wir im Licht' ihn schauen rein und klar;
Der Liebe Räthsel löst sich in der Einen,
Die neu mir stets erglänzt und wunderbar.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite		Seite
I. Sonette.		Das Schwert der Liebe	24
1. Julia.		Keine Entsagung	25
Die Zauberinsel	5	Naher Abschied	26
An die Erwählte	6	Gruß in die Ferne	27
Amor der Schalk	7	Getäuschte Hoffnung	28
Abendgebet	8	Verloren	29
Zu Goethes Gedichten	9	Nachwinter	30
Erfüllung	10	Spätherbst	31
Der Dichter 1.	11	Der Geliebten Gruß	32
2.	12	Der Ersehnten	33
3.	13	Geistergruß	34
Liebes-Frühling	14	Einer Entschlafenen	35
Anruf	15	An den Schlaf	36
Morgengruß	16	Der Lobten Gedächtniß	37
Klage	17	Der Gefchiedenen	38
I. An die Geliebte	18	Verlassenheit	39
II. Sie erwidert	19		
III. Das Sonett	20	2. Emma.	
Schiffahrt	21	Von einem Wunderberg' erzählt	43
Ruf	22	Italien, Heimath meiner Jugend	44
Wahnung	23	Madonn' im Schnee	45

	Seite
Wie lieblich ist der Frühling	46
O könnt' ich doch in deinen Augen . .	47
Noch jögret' ich, du reichst du	48
Erst als du heut' ersiehst	49
Die weite Welt ist meiner	50
Die Seele gabst du deinem	51
Heil, Iphigenia, die	52
Ein König huldigt?	53
Schau' ich in deines Schleiers dunklen	54
Wie Hymnen täglich neu	55
Ein Feuer ist in meiner Brust	56
In deinen Augen schlummert	57
Wir beide schienen im Gespräch	58
Ein Zauber, sagt man	59
Der Liebesgötter Thron	60
Zwei Genien sing' ich	61
In deinem Anschau, Emma	62
Zur Heimath, oh! zu schnell	63
Nach wohl, Geliebte	64
Ihr Berg' und Meer', und ihr	65
Ein Loos der Sel'gen ward mir	66
Es wandelt Luna	67
Der holde Frühling reicht mir	68
Aus seinen Himmeln hat uns	69
Hell glühten mir in deinem	70
Im holden Traumbild hab' ich	71
Gedenke meiner! Emma	72
Ein Goldpfad soll streich an dich	73

3. Vermischte Sonette.

	Seite
An die Muse	77
Neues Leben	78
Erhebung	79
Lebenskampf	80
Herrscherrecht	81
Rain und Abel	82
Dorothea. 1.	83
2.	84
Einer Schönen	85
In ein Album	86
Das Versprechen. 1.	87
2.	88
3.	89
4.	90

II. Elegisches.

1. Laura.

	Seite
Sage, wo weilst du, Geliebte	95
Sprich, was sinnt nur die Blume	96
Amor, du schläfst so süß	96
Sieh, zwei blühende Mädchen	97
Willst du, verschleiendes Tuch, mir . .	97
Warum blickst du so scheu	98
Könnst' ich als Gärtel	98
Reich machst, Amor, du mich?	98
Als zu mir selbst ich sprach	98
Glücklicher Schlaf	99
Lettern, in die mein Leben ich barg . .	99

	Seite
Unter den Himmliſchen allen.	100
Kennſt von den Weſen du, Freund.	100
Glücklich, wer dein Vögelin geſehnt.	101
Wär' allweiſend ich doch.	101
Und du weiſſt, o Geliebte?	102
Laura, daß du mich liehſt.	102
Welches der Opfer verſagten wir dir.	102
Wenn du ganz mir die Seel' erſäßt.	103
Als ich den erſten Kuß dir geraubt.	103
Kennſt du der Heiligen Dienſt.	104
Was du mir wundeſt, Geliebte?	104
Wo mir ſprudle der Quell.	105
Hähſt du im Herzen den Gott.	106
Legſt du Schweigen für immer mir auf?	106
Denkſt du des Tages, da wir zuerſt.	107
O wie gern, du Geliebte, verweißt.	107
Grazien zeichnen den Gürtel der Braut.	108
Denkſt du noch immer den Blick.	108
Nicht an allem erſättigt man ſich.	109
Daß mich ergriffen der Geiſt.	109
Liebe, wie läßeſt du leer du.	110
Opfert nicht Liebe ſich gern.	110
Zweifel beſtürmen dein Herz.	111
Freuſt du, Geliebte, des Muthe.	112
Jüngſtbin kehr' in die Stadt ich.	113
Wann ich glaub', o Laura, daß einſt.	114
Laura, bereiñſt, o wie droht dich Einſt!	115
Einſt, wenn mich du vertraut dem.	116

2. Elegien.

	Seite
An Amor. 1.	119
2.	119
Der Jüngling. 1.	120
2.	120
Einem Freunde.	121
Am Meer.	126
Edgars Abſchied.	129
Das Horoſkop.	133
Thomas und Martha.	136
Liebeskatechiſmus.	141
Sophia.	145

3. Epigramme und Zenien.

Pythagoras.	151
Ropernikus.	151
So viel Tauſend der Jahre.	152
Was den Großen erhebt ſo hoch?	152
Dauerndem willſt du dich weihn.	152
Wägne nur nicht zu entſiehn.	152
Sollen die Freuden erblühen.	152
An D.	153
Grabſchrift.	153
Ohnmächtiger Born.	154
Die Kunſt.	154

Alexander von Humboldt.

An Alexander von Humboldt.	157
Neujahrsgruß (1857).	158
Feſtgruß zur Wiedergemeſung.	159

	Seite	Seite	
August Borch.			
Viro summe venerando A. Boeckh	163	Der Schüler	219
Am 24. November 1844	164	An die Deutschen	219
Am 24. November 1845	166	Das Wort	220
Am 24. November 1846	169	Die deutsche Sprache an die deutschen	
Am 24. November 1847	171	Componisten	221
Am 24. November 1850	173	Einem Künstler	222
Die Spenersche Zeitung.		Mit den Gedichten des Hafis	224
Herrn C. F. D. Unger	177	Elementartröst	225
Ehre den Vätern!	182	In das Stammbuch eines Philosophen	226
Dem Jubilar	185	Dem Pfarisären	226
Herrn F. J. J. Unger	188	Hans Friedlieb	227
Herrn Dr. S. S. Epiter. 1850	191	Die Schmerzensdichter	229
1851	193	Mein Schicksal	230
Vermischte Gedichte.		Den Dackern	230
Der Jungfrau	201	Der fette Knabe	231
Gefährtniß	202	An Maria	232
Verlobniß	203	Deut.-Reime.	
Mit einem Mythenkranze	205	War Rom an einem Tag gekaut	235
Zu einem Oblatenschächtelchen	206	Seht ein Armer in großer Herren Haus	235
Zur Hochzeit	207	Was die Schwachen am Starcken	235
An W. G. S.	209	Hat die Welt seit so viel tausend	236
In ein Album	210	Ein jeder fühlt	235
Beim Abschiede	210	Das Herz ist still	236
Meinem Bruder	211	Marcella.	
Mit einem Gedankenspiele	213	Ein Jochl.	237
Fleischen	214	Byron. An den Mond	285
Trost	216	Byron. In ein Album	286
Der Vorsetzerin einer Erziehungsanstalt	217	Daniel Webster. Das Gedächtniß des	
		Herzogs	287

I.

Sonette.



II.

1



1.

Julia.

1*

Der treuen Liebe Nacht
Durchbricht des Stabes Nacht.

Die Zauberinsel.

Auf ferner Insel steht ein Wunderbau,
Durch Geisterhand vor grauer Zeit gegründet;
Kein See, kein Strom mit seiner Fluth dort mündet,
Kein Schiffer nennt die Straße dir genau.

Er leuchtet wie ein Stern im dunklen Blau;
Der Sehnsucht Flammen hat er dir entzündet;
Ein süßes Traumbild dir den Weg verkündet,
Und Führer wird lichtprangend dir ein Pfau.

Dich grüßt die Herrin, zaubert blum'ge Saine,
Am Quellkryall der Palmen Pracht hervor,
Und Ewen, Tiger, die dem Grimm' entfagen.

Dein Herz erwacht voll Wonne zum Vereine
Der Liebe: sie erschließt der Insel Thor,
Und deines Lebens Morgen siehst du tagen.

An die Erwählte.

Gleich einem Sterne seh' ich hell dich glänzen,
 Der hoch am Firmamente hält die Wacht;
 Den Schiffer führt er rettend durch die Nacht
 Und lenkt ihn zu der theuren Heimath Grenzen.

Leicht folgt sein Blick der Reizen Längen,
 Und wie des Sternes Gluthenaug' ihm lacht,
 Fühlt er im Herzen eines Gottes Wacht;
 Befeligt eilt er sich das Haupt zu kränzen.

Du holde Raub, die wie ein Stern mir leuchtet,
 Die rein und klar mich durch die Gluthen führt,
 Wie schärft in mir du heiß der Sehnsucht Triebe!

Du lächelst, wenn mein Auge still sich senket,
 Mein banges Seufzen hat dich nie gekränkt:
 O welch ein tiefes Räthsel ist die Liebe!

Amor der Schalk.

Es war die Zeit des Hlieders und der Rosen
Und jeder Blüte, die den Frühling schmückt,
Die Zeit, wenn Amor aller Herz entzückt,
Wenn keck er schaltet mit der Liebe Coosen.

Und ich pries thöricht ihn den Dornenlosen,
Der mit des Himmels Freuden uns beglückt,
Als er mich jüngst in eine Laub' entrückt,
Vereint mit meinem Näßlein dort zu kosen.

Rein Arm hielt die Geliebte fest umschlungen;
Wir schwelgten in des Kusses Selbstvergeßen
Und glaubten nicht an Amors List und List:

Da war der Rutter heller Ruf erklingen;
Sie fand uns, und der Schalk entfloß indessen;
Ei, was du für ein loser Knabe bist.

Abendgebet.

Gliebier, sprichst du, kann uns Gott vergeben,
 Daß frei wir uns im Hain der Lieb' ergehen,
 In Zauberwelten gar versetzt uns sehen
 Und froh des Wahns, der Thorheit Träumen leben?

Du siehst die Silber deine Ruß' umschweben,
 Was wir getändelt, neu und neu erstehen;
 Inbrünstig wolltest du zum Schöpfer stehen
 Und kannst dich zum Gebete nicht erheben?

Läß dir, Geliebte, vor der Nacht nicht grauen;
 Entschlummte ruhig unter sel'gen Träumen;
 Der Andacht Stunde wird dir wiederkehren.

Gott kann nicht zürnend unsre Liebe schauen,
 Und wenn wir träumend ziehn in Sternenträumen,
 Preist ihn das Herz, den dankend wir verehren.

Zu Göthes Gedichten.

Wenn Lieb', o Julia, ganz die Brust mir füllet,
Das Herz in höh'rem Schlag beginnt zu schlagen:
So mag sie gern nach einem Sinnbild fragen,
Worin sie aller Sehnsucht Bluth verhüllet.

Heil mir, wenn dich der gleiche Drang erfüllet!
Erkennt dein Herz was Göthes Laute sagen,
Dann fühlst du sinnend dich emporgetragen,
Fühlst wunderbar selbst bittren Schmerz gestillet.

O möchte steth begeistert dich erscheinen
Sein hoher Schwung, der uns die Sprache leiht,
Wenn Sangeslust und hoch den Rufsen schwellt.

Dem Herzen wird er steth das Herz vereinen:
Schon hat er unsrer Liebe Bund geweiht
Und wie ein Gott der Seelen Blick erschellt.

Erfüllung.

O Liebe, bergen dich des Ostens Zonen,
Die Reiche, die der Muses Sang erdichtet;
Zu dir der glühnden Sehnsucht Flug sich richtet,
Schaut dich als Herrin auf des Lichtes Thronen.

Nur in der Sel'gen Inseln kannst du wohnen.
Vertrau, mein Herz, die Anker sind gelichtet!
Lieb' ist kein Feuer, das sich selbst vernichtet:
Dort wird ihr Blick der tiefen Sehnsucht lohnen!

Du, Hoffnung, Glauben, leih' mir eure Sprache:
Kein Trugbild seid ihr, das den Sinn betrübt,
Und nicht umsonst weckt ihr der Seele Sehnen.

Doch horch, wer ruft mir da: wach auf, erwache?
Welch süßer Laut ist's, der mir Treue schwört!
O Julia, sieh, dir stehen diese Theuren!

Der Dichter.

1.

Saßst du den Dichter mit der Lorbeerkrone,
Gepriesen ihn im Volk und hoch verehrt,
Wie heiß, o Freundin, haßt du dann begehrt,
Daß dich ein Schöpfergeist, wie ihn, bewohne.

Du wähnest, daß er mit den Göttern throne,
Ihn deck' ein Schild, der allen Leiden wehrt;
In ew'ger Jugend blüh' er unversehrt,
Und alles diene gern dem Göttersohne.

So mag er scheinen. Doch wer kennt die Qualen,
Wer kennt die Leiden einer Dichterstuhl!
Wer zählt die Thränen, die er still vergossen!

Dir scheint er von des Himmels Licht' umflossen,
Doch schwebt er unflät, fern von Freud' und Lust,
Geht unbefriedigt selbst von Göttermahlen.

2.

Wohl ist es schön, in Lieb' ein Werk zu schaffen,
Wohl schön, sich sehnend ganz hineinzutragen:
Jetzt steht es da, wird man willkommen sagen?
Man geht vorbei, naht kaum es zu begaffen.

Die Feindschaft übt, die Bosheit ihre Waffen;
Was ganz du schufst, will keinem ganz behagen;
Und, tief entmuthigt, darfst du doch nicht klagen,
Mußt frisch zu neuer That empor dich raffen.

Vielleicht, daß endlich Einen man gewinne,
Daß es dem heißen Streben mag gelingen,
Ein reines Herz in Liebe zu entzünden.

Doch daß auch der abwendig nicht entrinne,
Ruß immer neu ihn neuer Sang durchbringen,
Und was du baust, mußt stets du neu begründen.

3.

Tratst kühn hinaus du, kannst du nimmer rasten;
Stets mußt du sorgen, für die Zukunft bangen,
Und jeder Preis, den deine That' errangen,
Wird schwerer nur dein müdes Haupt belasten.

Der Reider Schaar umstellt nun den Verhassten,
Sehn sie ihn hoch im Siegesglanze prangen;
Doch wenn der Leyer Töne still verklangen,
Sieht er im Sturm sein stolzes Schiff entmaßen.

Gefungen hat er, was ihm Gott gegeben!
Als er verstummt, hat alles ihn verlassen,
Und kaum erzählt von ihm die dunkle Sage.

Schnell eilt man, einen andren zu erheben,
Ein neuer Nam' ertönt nun auf den Gassen
Und mahnt den Greis an schöne Jugendtage.

Liebes-Frühling.

Des Frühlings Ruf ertönt durch Flur und Auen,
Und eine Welt von Blüten bricht hervor:
Umsonst der eis'ge Winter sie beschwor,
Er sieht des Himmels Pfl' herniederthauen.

Dem Todeschlaf entringen sich die Gauen,
Ein neuer Geist die Erde sich ertor;
Sie leibt des Lebens süßem Hauch das Ohr,
Läßt neu der Schöpfung Wunder uns erschauen.

Und auch mein Herz, nach kargen Winterträchten,
Entfaltet sich in Blüten ohne Zahl:
Gedebst du, Julia, selbst des Todes Trübsal?

Mit dir vereint trotz' ich der Wogen Schwall.
O daß die Rosen mir die Palme dechnten,
Wenn dich erhebt des Liebes Widerhall.

A n r u f.

Licht meines Lebens, holder Stern, o Julia,
An dem sich meiner Liebe Gluth entzündet!
Licht hat des Lebens ersten Keim verkündet;
Du meiner Tage Morgenroth, o Julia!

In meines Herkes Dunkel schienst du, Julia;
Durch dich mein Streben in den Himmel mündet:
Dein Blick hat meines Schaffens Bahn gegründet,
Des Geisteslebens Sonn', o meine Julia!

Des Thoren Auge bleibt dem Licht verschlossen,
Nie hat sich Lüg' in seinem Strahl gebadet,
Nie eitelr Sinn nach seinem Ruß gerungen.

Der Geister Chor umkreißt dich Lichtumflossen,
Und wen ein Gott zu ihrer Feier ladet,
Dem ist durch dich das Schöpfungswort erklingen.

Morgengruß.

Du schürst der Schöpfung Flamme in mir, Geliebte,
Umfangen halt' ich sehnend Erd' und Sterne,
Gedankensturm trägt mich in Siriusferne
Zu Gott, und alles lebt in dir, Geliebte!

Zur Sonn' empor schwing dich mit mir, Geliebte!
Des Lebens Baum bricht mir aus dunklem Kerne,
Nun ich die Lieb' im All erfassen lerne,
Nun sie aus deinem Blick mir spricht, Geliebte!

Durch seinen Hauch erschuf die Pracht der Welten
Der Vater, seines Lichtes ew'gen Thron;
Das Herz nur bangt in Erdennacht verloren.

Doch plötzlich sich die Himmel all' erhellten:
Der bangen Sehnsucht ward ihr reicher Lohn,
Die Liebe weckt zum Licht mich neugeboren.

K l a g e.

Die Vesper nahm ich, da erfasst mich Jagen,
Daß mich die Welt vernicht' in ihrem Hohn;
Des Truges Bild nur leihet sie ihren Thron:
Wie kann das Herz sein tiefftes Weh ihr klagen?

Hörst Einen noch des Sängers Schmerz du fragen?
Ihn tröstet nur Gesang, sein liebster Sohn.
Glanz lockt die Welt, sie sucht des Goldes Lohn;
Ihr Hochmuth will der Brüder Leid nicht tragen.

Vergewissung faßt mich an dem eignen Herzen,
Seh' ich sein reinstes Wort durch Spott entweiht:
Ich zittere, kalter Selbstsucht mich zu zeigen.

Du, Theure, nur fühlst meines Busens Schmerzen,
An deiner Brust naht mir nicht Trug nicht Leid:
Dir kann ich, was ich dulde, nicht verschweigen.

I

An die Geliebte.

Wohin ich seh', ein Zeichen deiner Liebe!
Ein jedes Plätzchen mahnt's mich nicht an dich?
Und wenn ich all mein Denken niederschriebe,
Es ist, Geliebte, Sorge nur um dich.

Doch herber Schmerz in deine Seele schlich,
Ob dein Geliebter ewig treu dir bliebe,
Nicht flücht'ge Gluth mit Ruß und Schwur zerfiel,
Ob ich nur ahne, wie du lebst für mich?

Du suchst die Liebe nicht im Sternenherrn,
Das zahllos sich der Menschen Wip' entzieht,
Dich treibt der Geist nicht über Land und Meer:

Die Rose lockt dich, die den Freund verräth;
Die klagt die Nachtigall, wenn sie entbehre,
Du fragst nur: »wirst du weinen, wenn ich schiebe«?

II

Sie erwiedert.

Wie wenig du der Liebe Sinn verstanden,
 Geliebter, ward mir endlich offenbar;
 Dein Wort, dein Zählen sagt es sonnenklar:
 Du schlägst das Herz in Fesseln und in Banden!

Ihr Männer! wie wiew eure Kunst zu Schanden!
 Euch lebt die Lieb' in der Gestirne Schaar,
 Sie heißt der Gott, der fein wird und der war,
 Hell strahlt ihr Licht für euch in allen Landen.

Nie werd' ich aus den Himmeln sie verweisen
 Und aus dem All, das sie nur wiederstrahlt:
 Doch, stirbt das Herz, wie magst du sie erretten?

Och, stell dich zu den Felsen, zu den Greisen,
 Und willst du, daß sich frei dein Juncos malt;
 Geliebter Freund, schreib nicht mehr in Sonetten.

III

Das Sonett.

Im kleinen Raum das Bild der Welt entfalten,
Im engen Zeitmaß' eine Ewigkeit,
Und was dem Herzen scheint Unendlichkeit,
In garter Form zu fassen, zu gestalten:

Das ist des Schöpfergeistes göttlich Walten!
Vernichtung droht der Elemente Streit;
Doch ist des Himmels Allmacht stets bereit,
Was feindlich kämpft, in Eintracht zu erhalten.

Ins Auge faßt das Herz die ganze Seele,
Des Leibes Bildung trägt das Ideal,
Schön ist nur, was der Grazien Band umschrieben:

Und wenn ich des Sonettes Form mir wähle,
So singt es ja Petrarcas Wonn' und Qual;
Sagt Alles doch das ein'ge Wort: wir lieben!

Schiffahrt.

Gott kennt den Hafen! Ob wir ihn erreichen?
Wie uns das Fahrzeug durch die Wogen trägt,
Ob Sturm, ob Bliß den Rast darniederschlägt:
Wer deutet uns des dunklen Schicksals Zeichen?

Vor höh'rer Macht muß ich mein Segel streichen.
Der Schiffer bebt, eh sich der Sturm gelegt,
Fleht zu dem Gotte, der die Loos' wägt:
Soll er verzweifeln einem Dämon weichen?

Ach, an des Meers und an der Zukunft Gründen
Stehn, Freundin, wir verwaist: kein Odem weht
Und Tröstung aus den nachtsunfloss'nen Schlünden.

Doch auf, ein günst'ger Hauch die Segel bläht,
Und Hoffnung wird stett neu die Leucht' entzünden:
Fest wie ein Fels der Bergen Treue steht.

M u t h.

Ich jauchze, daß mein Geist mich zieht nach oben:
Und ob die Welt um mich in Schlafheit sankt,
Ob sie mein Selbstgefühl durch Thorheit tränkt,
Kenn' ich mein Ziel: was gilt der Menge Loben?

Ermunterung, Stärkung quillt mir reich von oben,
Ich fand den Brunn, aus dem das Herz ich tränke:
Arglist'ge Welt, ich lache deiner Ränke;
Du huchle, daß um Gold dich Schmeichler loben!

In Gottes Werke kann ich still versinken,
Der Rufe Mund läßt neu sie mir erschauen,
Und an der Freundin Brust kann ich genesen.

Wen läßt, Welt, du gleiche Bäume trinken?
Und magst du meines Wortes Hauch verwehen,
Neu wird sich Gott den Kämpfer stett erlösen.

Wahnung.

„Willst du die Welt aus tiefem Schlaf erwecken?
 Willst ihr dein Jannet ganz dahin du geben?
 Der Menge Lust ist nur das Alltagsleben:
 Wie mächt' ich, was mir heilig, ihr entdecken?

Den reinsten Spiegel wird der Neid besessen;
 Geliebter, o wie wird dein Herz erbeben,
 Wenn über dich Gelächter sie erheben,
 Durch All' und bitteren Hohn zurück dich schreden! „

O fürchte nicht, du Theure, daß ich wankte:
 Mir ist ein Geist des Lichts in die erschienen,
 Der mich entsagen läßt der Erde Gaden.

Jetzt hemmt den Strom der Nleder keine Schranke,
 Und bin von deiner Lieb' ich nur umflossen,
 Quillt mir ein Göttertraut, mein Herz zu laden.

Das Schwert der Liebe.

»Blut fließt der Lieb'«? — hör' ich dich zweifelnd fragen;
»Verbrüdern soll die Welt sie, nicht entzweien;
Sie soll von jeder Erdenqual befreien,
Und seit sie herrscht, schuf sie nur Weh und Plagen«.

Du kannst des Elends Lasten nicht ertragen,
Kannst allen Qualen kaum dein Ohr noch leihen:
Dem Reich der Liebe willst dein Herz zu weihen,
Und siehst ihr Schwert nur Wund' um Wunde schlagen.

Du fühlst, o Julia, was auch ich gelitten,
Eh' Sonnenglanz dies Chaos mir erhellt,
Eh' ich der Liebe Weltenkampf erkannte.

Schwer ringt sie, von der Hölle Raubt umstritten:
Auf, daß des Bösen Wuth an ihr zertheilt;
Sie reicht den Kranz, die uns zum Kampf entsandt!

Keine Entfagung.

Du ruffst: entfage, Thruer, mir, entfage!
O Fremdin, und du weißt, was du gesprochen:
Entfagung hat ja dir das Herz gebrochen;
Du suchst den Tod, und weißt, daß ich es trage?

Hör' um das süße Dasein meine Klage,
Fühl' an dem deinen meines Herzens Pochen:
Noch läßt vom Tod' es nicht sich unterjochen,
Ins Leben stürmt es mit erneu'tem Schlage.

Ach, Julia, Frieden nimmer du erringest:
Ins Leben zieht die Lieb' und hold zurück;
Nie stirbt in dir die Gluth, die sie erschaffen.

Glaub' und vertrau, daß einst zum Ziel du dringest:
Nag Schmerz und Trennung drohen uns'rem Glüd,
Du neuem Kampf reicht Treu' und stehst die Waffen.

Naher Abschied.

Mir sagt' ein Traum, ich habe dich verloren,
Und Sorg' entrückte mich in ferne Zeiten:
Des Todes Boten sah' ich dich geleiten
Und Geister, die des Dorns Nacht geboren.

Einsames Dunkel hatt' ich mir erkoren,
Auf dürrer Halde hör' ich Stürme streiten:
Dich such' ich irrend durch des Meeres Weiten;
Doch Erd' und Meer schien gegen mich verschworen.

Ich trag es nicht, den Bogen nur zu klagen;
Mich trieb's, mein Haupt an deine Brust zu legen:
Komm, Julia, rief ich, trockne meine Thränen!

Der Traum entwand; noch sah ich's glücklich lagen,
Noch eilt' ich freud'gen Vergnüß dir entgegen:
Doch Nacht und Tag fällt bald ein langes Sehnen.

Gruf in die Ferne.

Erräthst du wohl, was dieser Schrein umschließet?
Neugierst du nicht, was dir er mög' enthalten?
Ich bitte, sprich, o laß die Liebe walten!
Bedenk' es recht, wenn dich es nicht verdrießet!

Du siehst und sinnst? Wohlan, die Zeit verfliehet!
O, konntest, Böse, so du mir erkalten!
Umsonst! du willst das Herz dem Armen spalten,
Ihm wehe thun, bis Thränen er vergießet.

Nun gut, so will das Schweigen ich denn brechen
Und frei hervortreten nicht mehr schreuen:
Ich komm', o Julia, mahnend dich zu grüßen.

Es eilet ein Vergess'ner, sich zu rächen,
Sein Bild, Verräth'rin, steh dir zu erneuen,
Vielleicht, die bitt're Trennung zu versüßen.

Getauschte Hoffnung.

Durchs Leben wollt' an deiner Seit' ich gehen,
Das war die schönste Hoffnung meiner Tage;
Dem Staub' entrückt, fühle' ich nicht Schmerz, nicht Plage,
Da muß ich plötzlich mir geraubt dich sehen.

Ich dacht' es kaum, und sich, es war geschehen.
Es ist umsonst, daß ich mein Loos beklage,
Ich hab' an meine Zukunft keine Frage
Und meine Seufzer wird der West verwehen.

Ich sah dich heut' an mir vorüberschreiten,
Da hing mein ganzes Leben an zu blühen;
Du blickst zur Erd', erleichst und schiedst für immer.

In deiner Brust sah wilde Stürm' ich streiten,
Die Wang' in ihrem Abendroth noch glühen:
Nun deckt die Nacht des Tages letzten Schimmer.

Verloren.

Mein fühlend Herz, wie lebst du doch in Schmerzen,
Wie hüllt sich dir in Dunkel tief die Welt!
Ach zwischen dich und deinen Himmel stellt
Dein Loos sich mit erbarmungslosem Herzen.

Nur naive Liebe mit der Grazien Scherzen,
Ihr Lücheln meiner Hoffnung Segel schmeißt:
O böser Trug! Mein Fahrzeug ist zerfellt;
Des Meeres Götter spotten unsrer Schmerzen.

Was's Greuel, hoffend sich hinaus zu wagen?
Mit der Sirenen Sänge lockt das Meer,
Verheißt ins Land der Sehnsucht und zu tragen:

Aus allen Tiefen sprüht der Sterne Meer;
Frei flüht die Liebe sich emporgetragen:
Da reißt zur Tief und eine Woge schwer.

Nachwinter.

Zum Widder lent' Apoll den goldnen Wagen,
Es hebt' in freud'ger Regung die Natur,
Und wie erweckt nun sproßten Wald und Flur,
Erschloß auch mir die Brust sich schönen Tagen.

Denn, ach! dein Herz fühl' ich an meinem schlagen,
Ein glüh'nder Rast gab mir der Liebe Schwur,
Und freudetrunken folgt' ich gern der Spur
Des Frühlings, wähnt' entfernt des Winters Plagen.

Doch von dem Pol' erhob sich eis'ges Wehen;
Die Sonn' erbleicht, erstarrt liegt Wald und Feld,
Im rauhen Hauch' erstirbt das frische Leben.

Es sollt' auch ich erstirbt die Liebe sehen
Im Reime, der von deinem Blick' erhält
Nur hoffen konnt' einst schön sich zu erheben.

Spätherbst.

Die goldenen Saatn ruhn in voller Schenzt,
Der Wald ist seines Blätter Schmuck entkleidet,
Auf hoher Alp die Heerde nicht mehr weidet,
Und im Kamine schürt man schon das Feuer.

Still ist's umher, so wild und ungeheuer
Hier in den Schluchten, die man gern vermeidet;
Denn alles seufzt, wenn bang das Leben scheidet:
Es war so schmerzreich und doch so theuer.

Noch ruht es überall, doch aufgerungen
Ist bald der Kampf; dann deckt die tiefen Wunden
Der Winter kühl mit lichteim Schneegewande.

Die Erd' erwacht, von neuer Kraft durchdrungen,
Doch ach, das Herz kann nimmer hier gefunden,
Das führt ein Gott nach seinem Heimathlande.

Der Geliebten Gruß.

Des heißen Tages Stimmen sind verklungen:
Im Osten ist der Mond herausgezogen,
Und blickt so still vom weiten Himmelabogen
Zur lieben Erde, die nun ausgerufen.

Der Sorgen Last entweicht; emporgeschwungen
Schwebt frei der Geist; beruhigt sind die Wogen
Der Brust, mit lauen Winden kommt geküßt,
Was in der Vorzeit Schönes mir erklungen.

Es schwebt der Geister Heer zu mir hernieder,
Und freudig seh' ich nahen all die Lieben,
Geschieden, ach! von und durch weite Räume.

Sie ziehn vorbei. Du, Julia, nur lebst wieder;
Im Schuß ertönt's: Ich bin die fern geblieben!
Und senkt entführst du mich ins Reich der Träume.

Der Ersehnten.

Wo weißt du, Julia, daß ich dich nicht finde,
Daß nirgend dich mein langer Blick erspäht?
Dein Odem mich im Windeshauch' umweht,
Er küßt die heiße Stirn mir hold und linder.

Sieh, wie die Woge sich vermischt dem Winde
Und aus der Fluth das Abendroth erseht:
So wallt mein Busen; meine Seele geht,
Und tief erglüh' ich, od mein Urbild schwinde.

Dich seh' ich: o, wie bist du mir entschwunden?
Dich fühl' ich ewig: und du bist so fern?
Zwei Leben sind ja Einem wir verbunden;

Aus jeder Blüte sprichst du, gleich dem Herrn.
O hält' ich, Theure, doch dich selbst gefunden.
Lauch' aus der Nacht mir, du mein goldner Stern!

Geistergruß.

Empor zum Himmel schwang sich deine Seele,
Und in das Jenseits zieht mein Herz sie nach;
Du seufztest tief und sprachst dein letztes Ach!
Ich hör' es starr, als ob ich selbst mir fehle.

Im Lichtgemand' auf goldner Flügel Schnelle
Sah ich dich fliehn, kein Seufzer aus mir sprach,
Aus meinem Auge keine Thräne brach,
Und Gott nur sah, was mir den Busen schwellte.

Der Liebe Bild ist dem Altar' entrisen,
Des Tempels Marmor rings den Boden deckt:
Verloren klag' ich hier an iber Stätte.

Du nagh mir in der Erde Finsternissen!
Horch! Ist's dein Hauch, der mich zum Leben weckt?
Du bist, Geliebte — rette mich, o rette!

Einer Entschlafenen.

Wir träumen, träumen! Ach die schönste Rose,
Die mir gelächelt, ward zu bald ein Traum;
Zertrunken ist sie gleich der Wogen Schaum,
Sie ruht für immer in des Grabes Noose.

Und Sehnsucht faßt mich tief, die heimatlose;
Der Erd' entrückt sie mich zu jenem Raum,
Wo leuchtend sprießt des Lebens ew'ger Baum,
Wo sich enträthseln unsres Schicksals Noose.

Sprich, Julia, hab' ich endlich dich gefunden?
Wie nahest du mir hold auf sonn'ger Flur!
Wie bist im süßen Traum du mir erschienen!

In sel'ger Lust verfloßen uns die Stunden:
Da plötzlich, ach, entwand mir deine Spur;
Ich blickt' empor und sah dir Genien dienen.

An den Schlaf.

Nach schlafen, schlafen! alles Weh vergessen,
Und auch nicht träumen: Träume schrecken nur.
Sie folgen doch des wirren Lebens Spur,
Und aus dem Auge sie die Thräne pressen.

Auch wenn sie leicht des Himmels Raum durchmessen,
Den Menschen fern, hinaubern die Natur,
Nicht mahnen an die Lieb' und ihren Schwur,
Fühlt bang die Brust, was glücklich sie besessen.

Traumloser Schlaf, drum sei mir du willkommen,
Und Hoffnung du, des Tages Traum, sahe wohl!
Weh, wenn du kühnen Muthes je vertraut!

Wie warst du, Herz, für Völlerglück entglommen!
Wie liebtest du! O Welt, so ed' und hehl,
Hat dich der Hölle Eiß und Trug erkaut?

Der Todten Gedächtniß.

Vom treuesten Freunde wird der Tod uns scheiden,
Zerissen wird der Gatten Liebesbund;
Nicht Schmerz, nicht Flehn erschließt der Gräber Mund,
Auf immer müssen wir die Liebsten meiden.

Wohl scheint's, daß unser Glück die Götter neiden,
Wenn Klag' und Weh erfüllt das Erdenrund:
Sieht nur im Schmerze sich das Schicksal kund?
Schaun wir die Gottheit nur im tiefsten Leiden?

Des Todes mächtige Stimme ruft: Vernichtung!
Verzweiflung saßt uns an des Jenseits Rand,
Und tönt kein Laut aus seiner eis'gen Wüste:

Und doch, wenn stumm wir huld'gen dir, Verzichtung,
Bleibt uns das Herz ein ew'ges Unterpfand
Der Lieb' und zieht uns zu des Jenseits Küste.

Der Geschiedenen.

Versunken war ich in ein selges Träumen:
 Du weiltest hold, wie sonst, an meiner Seite;
 Gerettet war ich aus der Wogen Streite,
 Am Ufer sah das Meer ich brandend schäumen.

Wir schwebten selig in gestirnten Räumen,
 Von Sorgen frei wohin der Flug uns leite;
 Doch als, erwacht, nach dir die Arm' ich breite,
 Warst du entflohn: es kennt der Tod kein Säumen.

Mein Herz, das war ein Traum aus andren Tagen,
 Die längst verschwanden. Kannst du dich gewöhnen,
 Des Lebend' Hülft' auf immer zu entbehren?

Du, Sehnsucht, wirfst mit leichtem Flug mich tragen;
 Doch, kannst du des Verwaisten Brust versöhnen?
 Ein nie gestillter Drang muß ihn verzehren.

Verlassenheit.

Hertz, wie dünkt so schaurig
Dir die Welt und leer!
Erde, blickst so traurig;
Dampf erbraust das Meer.

Tief in Wolken hället
Sich der Mond so bleich.
Hertz, was bang dich fället,
Ist's der Geister Reich?

Wollend wogt und webet
Um mich euer Chor:
Auf, ihr Geister, hebt
Mich zu euch empor!



2.

G m m a.

Blüten des Weh's und der Lust
Heß hier du zum Kranze verflochten;
Aber die Freundin allein weiß was im Liebe sich birgt.

I

Von einem Hunderberg' erzählt die Sage,
In dessen Schooß' ein güldner Schatz sich fände,
Wenn Lieb' in einem Zauberspruch verstände
Den Bann zu lösen längst vergangner Lage.

Gar mancher kam herbei, daß er es wage,
Ob nicht sein Wort des Zaubers ihn entbände;
Doch unbeweglich stehn die starren Wände,
Es schien, daß Lösung ein Geschick versage.

Oft hatt' auch ich den Felsenweg erstiegen
Und sinnend angeschaut die düstren Mauern;
Den Geist zu söhnen rief ich manchen Namen.

Da sang ein Vöglein im Vorüberfliegen
Einst: Emma, Emma! Wonne mich durchschauern:
Dich sah ich in des Felsenhöres Rahmen.

II

Italien, Heimath meiner Jugendträume,
Land meiner Sehnsucht, wann erblick' ich dich?
Im Glanz der Schönheit leuchtend lockst du mich:
Mein Leben schwindet, wenn ich länger säume.

Wie oft durchforscht' ich jeden deiner Räume,
In tiefer Nacht der Schlummer von mir wich,
Wenn holbe Ahnung mich von dir beschlich,
Wenn ich vernahm das Rauschen deiner Bäume.

Da plötzlich, o wer schildert mein Entzücken,
Ist's nur ein Traumbild, ist es Wirklichkeit?
Erschien mir, was ich nie zuvor erblickt:

Von allen Reizen sah ich mich umstrickt,
Glaub' jetzt mich, wie von Nessus Zauberleid —
Du wachst, des Nordens Sohn hier zu beglücken.

III

„Madonn' im Schnee“ heißt eines Kirchleins Namen,
Dass in der Alpen Eis der Glaub' errichtet;
Den Berg empor, dort wo der Wald sich lichtet,
Erbllickst du's rings in schwarzer Felsen Rahmen:

Heilbringend ward es Blinden und den Lahmen,
Weihgab' und Krücken siehst du aufgeschichtet;
Gar manches Wunder ward davon gedichtet,
Bis tief ins Thal hörst du der Priester Amen.

Jüngst sah ich durch den frischen Schnee dich wallen,
Der Fluß, das Thal erwacht bei deinem Bild,
Und jubelnd grüßten dich die Eisgestirne.

Vom Waldebrand hört' einen Ruf ich hallen:
Du, Sohn Germaniens, preise dein Geschick,
Glück winkt und Heil dir in Madonnas Bilde.

IV

Wie lieblich ist der Frühling uns erschienen,
Wie laßt so hold im frischen Grün der Wald!
Vom Himmelsdom der Lerche Lied erschallt
Und unter Blüten summen schon die Bienen.

Die Herzen glühn, erheitert schaun die Bienen
Der Oreife selbst des neuen Lichts Gewalt;
Vom Sangesruf das Echo wiederhallt,
Es eilt Natur der Blüten Gott zu dienen.

So weihet dir mein Lied des Sanges Preis,
Es flieh die Nebel zu des Nordens Reichen,
Wenn deines Bildes Zauber sie geschaunt.

In deinem Licht' erglänzt der Erde Kreis
Und alles grüßt dich als des Segens Zeichen:
Ein jedes Herz erkennt in dir die Brant.

V

O könnt' ich doch in deinen Augen lesen,
Was in der Seele Tiefen dich bewegt!
Hat nie der Liebe Macht dein Herz erregt?
Ruht nie dein Blick auf Tagen, die gewesen?

Ganz andre Heimath hast du dir erlesen:
Die Woge laßt dich, die den Felsen schlägt,
Der Pfad, der hoch dich ins Gebirge trägt,
Der Geist, der wirkt und schafft in allen Wesen.

Bewunderung faßt mich, wenn ich dich erschau';
Gern folg' ich über Länder dir und Meere,
Und doch, was ist's, daß mir entquillt die Thräne?

Der Frühling ruft mich zu der blum'gen Aue,
Doch, fern von dir, fühl' ich nur Oed' und Leere:
Nicht Land, nicht Meer sagt, was ich mir ersehne.

VI

Noch jünger' ich, da reichst du mir die Feier,
Im Schwung des Hymnos' ihr Gesang ertönt:
Des Sanges Zaubermacht in dir sie krönt,
Den Wundern deiner Hand gilt ihre Feier.

Apollo ward für dich auch ein Befreier,
Der mit des Daseins Schmerzen dich versöhnt;
Die Kunst hat dich zum Ideal verschönt
Und gern empfingst du der Geweihten Schleier.

O laß der Götter Wonnen mich genießen
Mit dir, wenn du zum Himmel dich erhebst!
Laß mich des Erdenseins mit dir vergessen!

Wo du erscheinst, sah Apoll' ich sprießen,
Und wenn als Muse du mich jetzt umschwebst,
Siehst du mir Kraft des Weltalls zu durchschneßen.

VII

Erst als du heut' ersiehst in unsrer Mitte,
Schloß alles sich um dich im schönen Kreis;
Auf dich nur sah der Jüngling wie der Greis,
Die Grazien folgten jedem deiner Schritte.

Dein Wink und Beifall lenkt Gesetz und Sitte,
Vor deinem Lächeln schmilzt des Winters Eis;
Der Frühling tritt hervor auf dein Geheiß,
An dich nur richtet sich der Wunsch, die Bitte.

Wer sang und sprach, meint, daß durch dich erhoben
Allein ihm Lied und Rede sei gelungen,
Und wer gefehlt, den hattest du verlassen.

Fern stand nur Einer, konnte dich nicht loben:
Des Herzens Saitenspiel war ihm zerrissen,
Seit dich er sah, muß er sich selber haßen.

VIII

Die weite Welt ist meiner Liebe Garten,
All seiner Blumen Hauch, er duftet dir,
Und die von Ost und West sich einten hier,
Auf ihrer Herrin Blick voll Sehnsucht harreten.

Die unter ew'gem Eise fast erstarren,
Die in der Tropen Gluth verschnachtet schier:
Sie alle boten ihrer Blüten Zier;
Gleich Sternen sie sich reich zu Bildern scharten.

Und da zum Strauß' ich innig sie verschlungen,
Harmonisch jede Farbe zu mir sprach,
War tief im Herzen mir ein Lied erklingen.

Tich feierend hat es Thal und Bain durchdrungen,
Als voll der Mond durch düstre Wolken brach,
Und droben in den Himmeln hallt' es nach.

IX

Die Seele gabst du deinem Vaterlande,
Italien ist's, das dir im Herzen lebt:
Es sind die Freund', um deren Heil es bebt,
Und sehrend blickst du nach der Freiheit Strande.

Auf, füllen den Thral wir bis zum Rande!
Es gilt dem Muth, der die Brust uns hebt,
Den Genien, deren Flug den Geist umschwebt,
Der Liebe gilt's und ihrem ew'gen Bande!

Vernahm ich nicht in dir der Quelle Rauschen,
Die mächtig strömt in deines Busens Tiefe,
Der Liebe Quelle, der entzückt wir laufen?

Ob Muth und Kraft, sich selbst verborgen, schliefen,
Du weckst sie, mit dem Licht die Nacht zu tauschen,
Als wenn ein Gott zu Kampf und Sieg sie riefen.

X

Heil, Iphigenia, dir, so viel besungen:
Zu Helden macht die Männer dein Entschluß!
Du sprichst: wenn ich dem Tod mich weihen muß
Fürs Vaterland, das all' uns hält umschlungen,

Wohlan! so wird die Freiheit ihm errungen.
O Vater, Mutter, hemmt der Thränen Fluß;
Mir gönnt das Schicksal nicht der Liebe Ruß,
Doch feiern einß mich aller Völker Jungen.

Dem hohen Bild', o Theure, gilt dein Streben;
Dein Auge seh' ich für dein Volk erglänzn,
Dein Berg sucht in den Himmeln seine Stätte.

Soll Iphigenia dem Geliebten leben?
Zur Rettung naht er, als die Flammen sprühn;
Sie wehrt ihm, daß ihr Land von Schmach sie rette.

XI

Ein König huldigt? Was bleibt da dem Sänger?
Er sieht die Künste nah'n auf dein Geheiß
Und schaffend ringen um der Ehre Preis;
Die Schaar des Ares jügelt sich nicht länger:

Sie will sich messen kühn mit jedem Dränger;
Und dicht und dichter sammelt sich der Kreis,
Der von der Schönheit heißt des Vorbeers Reid;
Mein Herz schlägt tief im Busen lang und länger.

Da heißt die Muse mich die Brust erschließen;
Stumm wird der Kreis, es lauschet jedes Ohr,
Bis Jubelruf empfängt des Sanges Feier.

Du lächelst — nun muß sich die Wonn' ergießen,
Geöffnet schaun wir des Olymps Thor:
Du machst zur Herrscherin des Dichters Poesie.

XII

Schau' ich in deines Schleiers dunklen Tiefen
Der Augen Gluth, der schönen Formen Fülle,
So fleh' ich, daß dein Antlitz sich enthülle:
Du wedest Schmerzen, die besänftigt schliefen.

Doch Balsam süßt in alle Wunden triefen
Das bangte Herz; frei drixt's aus böhrender Hülle,
Erglühend wie die Ros' in ihrer Fülle,
Wenn sie der Nachtigallen Läne riefen.

Beliebte, schlägt ein Herz in deinem Busen,
Wie durch die Himmel weht der Hauch der Liebe:
Du birgst es heimlich im gestirnten Schleier.

Die Nacht umschleiert auch der Welt die Trüben,
Daß fern sie ihren heiligen Grenzen bleibe,
Wenn sie sich reihen zu der Götter Heere.

XIII

Die Symmen täglich neu der Sonn' erlösen,
Die immer neu und rühret das Bild der Nacht,
Und neu entzückt des Frühlings Blütenpracht
Und Liebe stets wir mit der Rose krönen:

So kann mich von dem Wunder nichts entzöhen,
Das über mich dein Anblick hat gebracht;
Dein Mund in neuem Reiz mir täglich lecht,
Neu reißt mich jeder Tag zum Preis des Schönen.

An jenen Ufern liehest du mich landen,
Wo sich der Lieb' ergiebt das ganze Dey,
Die Seele sich ausathmet im Orlande.

Nun schmacht' ich nie mehr in der Erde Banden;
Dein Auge winkt: dahin ist jeder Schmerz,
Nur der nicht, daß ich sehnd nach dir bange.

XIV

Ein Feuer ist in meiner Brust entzündet,
Ein Bluthenmeer durch meine Adern wühlt,
Das brausend von den Ufern widerhallt
Und über Tiefen woget unzergründet.

Zahlloser Klänge Flammenstimmung mündet
In diese Brandung mit der Bluth Gewalt:
Sie alle feiern eine Richtigkeits
Und aller Ruf nur eine Sehnsucht kündet.

Ein unaussprechliches Verlangen brennt
In meiner Seele: es ist mein ganzes Leben,
Ein Bild, wie nur Olympos Göt' es kennt.

Nag jubelnd sich die Sternennacht erheben
Und Reize bieten, die kein Name nennt:
Umsonst! dein Ruf nur kann mir Bindung geben.

XV

In deinen Augen schlummert ein Geheimniß,
 Daß wie ein wonn'ger Traum mich süß umfängt,
 Dann wider bangend mir die Brust beengt,
 Wenn tief du seufzest: schwer drückt ein Geheimniß!

Die blinde Meng' umschwärmt und, kein Geheimniß
 Abt ihr, wo mich der Geister Schaar umdrängt;
 Laut möcht' ich reden, doch die Lippe zwingt
 Zurück das Wort, du lächelst mir: Geheimniß!

Welch inn'ger Einklang lebt in unfrem Schweigen!
 Es hüllt in Nacht der Seelen Harmonie,
 Entrückt und aus des irden Tages Leere:

Die Stern' umkreisen und im hehren Reigen
 Und ihre Chöre tönen: Sympathie!
 Sie macht und zum Gestirn' im Himmelsheere.

XVI

Wir beide schienen im Gespräch verloren
Mit andren, bis dein Auge traf das meine;
Da schied sogleich das Wesen sich vom Scheine,
Ein Blick verrieth, was sich die Herzen schworen.

Wie lichte Streifen an des Morgens Thoren
Als Boten künden, daß der Gott erscheine,
So gab dein Blick vom Innigsten Vereine
Die Kunde mir, sprach laut vor aller Ohren.

Doch keiner sah's. So träumt, vom Schlaf befangen,
Das weite Land bei Phäbos erstem Licht:
Blind sieht die Menge nicht der Ahnung Zeichen.

Der Liebe Hymnus unsre Herzen sangen,
Ihr leuchtend Feuer durch die Augen spricht:
Ihr Pfeil konnt' unverseh'n sein Ziel erreichen.

XVII

Ein Zauber, sagt man, wohn' im edlen Steine,
Mit Wunderkraft die Geister zu durchdringen;
Der Perlen Glanz soll mild das Herz bezwingen,
Ein Genius hütet sie im goldnen Schreine.

Der Duft der Rose bannet das Gemeine:
Es lockt ihr Blick, der Schönheit Nacht zu singen;
Im Göttertausch' hörst du die Laut' erklingen
Durch eignen Antrieb, wenn ihr naht die Reine.

Dies wirkt des Geistes Macht, das Ideal,
Die Seelen lenkt es, gleich der Sonne Pracht,
Begeistert fühlt sich jedes Herz erhoben.

So schaffst in mir du Wunder ohne Zahl,
Rein Siegesamulet du, Stern der Nacht:
Ein Bot' ist mir dein leuchtend Bild von oben.

XVIII

Der Liebesgötter Thron sind deine Brauen,
In deinem Auge glüht der Sonne Licht,
Aus deinem Antlitz' all der Zauber spricht,
Der uns berauscht in blumenreichen Auen.

Doch wie? Da seh' ich Perlen niederthauen?
Ein Thränenstrom aus deinen Augen bricht?
Dein tiefes Seufzen — ach, ich fass' es nicht!
O laß dein Herz, dein ganzes Herz mich schauen.

Italiens Tochter, lodern dich die Fluren
Der süßen Heimath, winket Roma dir?
Wahnt dich ein Freund, daß treulos du geworden?

Du sprichst: o folge nicht des Leides Spuren!
Doch bleichen seh' ich deiner Wangen Hier:
Antonos Ros', ist feindlich dir der Norden?

XIX

Zwei Genien sing' ich; die mich hold umschweben,
Wenn deines Bildes Zauber mir erscheint;
Untrennbar sind zum Bunde sie vereint,
Zu einem Wesen, einem Seelenleben.

Wie Mutter sich und Tochter eng verweben
Und jede dir der andren Bildung scheint,
Wie gleiche Regung Schwesterherzen eint,
Stehst beide du, wie ein Gestirn, sich heben.

Aus jeder glaubst die andre du geboren,
Und doch sind beide göttlich, un erzeugt;
Nur aus dem Ew'gen quellen ihre Triebe.

Unglücklich, wer die Eine sich erkoren
Und wenn nur sie dich ihrem Willen beugt!
Dir weihn sich beide: Freundschaft und die Liebe.

XX

In deinem Anschau, Emma, ganz verloren,
Wie sinken um mich Erd' und Sterne nieder;
Zu neuen Sonnen schwingt sich mein Gefieder,
Zu neuem Leben hast du mich geboren.

Hatt' ich mich irrend in der Welt verloren,
Fühlte ich erscharrt an ihr die eis'gen Glieder:
Weckst du den Geist zum ew'gen Lichte wieder,
Dein Diener glaubt sich von dem Herrn erkoren.

Daß ich mich selbst gefunden? sagt die Liebe;
In dir unsterblich bin? sagt deine Treue;
O lachte je das Jenseits mir wie du!

Die Welt durchglühn neu der Schöpfung Triebe,
Daß neuer Formen sich der Geist erfreue:
Und deine Hand führt mich den Selgen zu.

XXI

Zur Heimath, ach! zu schnell du wiederkehrst,
Zu wandeln auf Antonas sonn'ger Flur;
Doch bleibt mir tief im Herzen stets die Spur
Des Lichts, mit dem mein Dasein du verklärst,

Des Blicks, mit dem du wonnig mich verzehrst,
In dessen Gluth ich sterbend Liebe schwur,
Des Lächels, dessen Macht ich erst erfuhr,
Seit deinen Köcher ganz auf mich du leereist.

Tief fühl' ich mich, zum Tode fast verwundet,
Und doch vermocht' ich nicht zu widerstehen,
Zu spät riefst weise Vorsicht zu entfliehen.

Rom hat an mir die alte Kraft bekundet:
Properz sieht Cynthia's Reiz in dir ersuchen,
Und nichts vermag ich, als dir nachzuziehen.

XXII

Fahr wohl, Geliebte, laß die Thränen rinnen;
Wir wissen sie der schweren Abschiedsstunde:
Ich nahm den letzten Kuß von deinem Munde;
Ein Blick, ein Händedruck, du gehst von hinnen:

Und schmerzvoll fiel ich in ein düstres Sinnen,
Ob ich zu neuer Lebenskraft gesunde.
Ach, Wank' ein Schicksal drohen unsrem Bunde,
Wie sollt' ich neue Thatlust da gewinnen?

Des Himmels Guld ließ Freuden uns genießen,
Die lebendwarm uns Seel' und Geist erhoben
Und denen wir des Lichtes Gaben dankten.

Doch wird am Ziele sich der Schmerz ergießen:
Wie reich die Zeit mit Bildern ihn durchwoben,
Weint er um Stunden, die so schnell versanken.

XXIII

Ihr Berg' und Meer', und ihr, Italiens Fluren,
Welch süßer Zauber zieht zu euch mich hin?
Erhab'ne Roma, die gebt' mein Sinn,
Durch deine Willen folg' ich Emma's Spuren.

Heut' ist der Tag, an dem sich Liebe schweuren
Zwei Herzen; beide riefen: dein ich bin.
Es war des Glücks, des Lebens Hochgewinn,
Die reinste Lust, die jemals wir erfuhren.

Seit jener Stund' hat uns ein Band umschlungen,
Gefesselt hält uns eine Göttermacht,
Der Freuden höchster Quell und tieffter Leiden:

Denn ach, des Lobes Ruf ist uns erklingen;
In Nebel hüllt' er uns und finstre Nacht:
Die Trennung naht' uns und wir mußten scheiden.

XXIV

Ein Pood der Selgen ward mir, Dich zu schauen;
Was deut mir noch der Weisheit Theorie?
Dein Anblick weckt der Geister Harmonie
Durch reinste Form im Ideal der Frauen.

Raum will der Maler seinen Augen trauen,
Der Mund des Bildners ruft entzückt: o sieh!
Doch ob die Kunst all ihren Zauber lieh,
Dir folgt die Sehnsucht nach Italiens Mien.

Des Malers Bild ist mir zurückgeblieben,
Doch wer der Muse lauscht' auf Pindus Höhen,
Wen zu des Pichtes Urquell sie erhoben,

Er fühlt von heissem Drange sich getrieben,
Zu suchen, was ihm einst erglänzt so schön,
Und weilt hier wie von düstern Traum' umwoben.

XXV

Es wandelt Luna durch des Himmels Räume,
Ihr Haupt umkränzt von goldner Sternentrone;
Sie lächelt mild herab dem Erdensohne
Und wiegt erhebend ihn in selge Träume:

Da plötzlich rauschen sturmbeengt die Bäume;
Gewölk verhüllt die Göttin auf dem Throne;
Es zuckt der Blitz, im dumpfen Schredenstone
Den Wanderer mahnend, daß er hier nicht säume.

Mein Odem stockt; dahin ist mein Entzücken,
Das Himmelöbild ist schnell hinweg geschwunden;
Von Nacht umhüllt seh' ich mich rings ummettert.

Dich such' ich, Emma, nun mit bangen Blicken:
Verlassen harren mein nur schwere Stunden,
Mein Herz, mein alles ist mit dir zerschmettert.

XXVI

Der holde Frühlings reicht mir eine Rose,
Die wonneglühend sich dem Blick entfaltet;
Stolz als der Blumen Königin sie waltet
Und lockt den Zephyr, daß er mit ihr kose.

Doch ach, wer ahnte seines Lebens Loos?
Wer kennt sein Schicksal, eh' es sich gestaltet?
Des Glückes Willkür ist's, die mit uns schaltet:
Kaum schaut' ich sie, da welkt mir schon die Rose.

Ach Freundin, rauch zerhört' ein Sturm die Stunden,
In denen Stern' um Sterne wir durchseilten,
Und blutend löst das Herz sich von dem Herzen.

Haß' ich zu bittere Qual nur dich gefunden?
O Walde Nacht, in der so oft wir weilten,
Verg' vor der Welt mich, lindere meine Schmerzen.

XXVII

Aus seinen Himmeln hat uns Gott gemiesen
Und in der Erde Hefel uns gedant,
Bis ringend, kämpfend wir uns selbst erkannt
Im blut'gen Streit mit Trachen und mit Riesen.

Wer Schmerzen litt, hat endlich doch gepriesen
Des Schöpfers Rath, hat Weisheit ihn genannt:
Scheint gleich des Vogels Kraft zu straff gespannt,
Will keiner doch des andren Loos erkiesen.

Ein herber Spruch hat Trennung uns verhängt,
Und, wie zum Jenseits, treibt mich mein Verlangen
Zu dir, zu dir, du Himmel meiner Seele!

Rein Busen fühlt belastet sich, bedrängt:
Nur trübe Qualen saßt er noch und Bangen
Und glaubt doch nicht, daß Schöneres je er wähle.

XXVIII

Hell glühten wir in deinem Angesichte
Zwei Stern', o Heure, licht wie Morgenthau;
Sie blühten aus des Himmels tiefstem Blau,
Und meinen Kiel lenkt' ich nach ihrem Lichte.

Stolz zog er: wie wenn eignes Berg ihn richtet,
So sicher zog er durch der Fluthen Au;
Des Steuerrers Haupt umwehten Welle lau,
Beseligt schaut' er himmlische Gesichte.

Und Wolken heben sich, sie nahen, sie drohen,
Des Wetters Graus säumt durch der Wogen Nacht,
Des Schiffers Angst steht Rettung von den Sternen.

Es tagt: doch ach, die Sterne sind entflohen!
War't ihr ein Trugbild nur, ein Traum der Nacht?
O bleibt mir günstig in des Himmels Fernen!

XXIX

Im holden Traumbild hab' ich dich gesehen,
Ach, wie so innig bist du mir genah!
Dein dunkles Aug' ergoß des Lichtes Saat,
Verzaubert fühl' ich deines Odems Wehen.

Geliebte, rief ich, konnt' es nur geschehen,
Daß sich geschieden unsres Lebens Pfad?
Welch bitteres Schickial, welcher Götterrath
Zwingt uns, unbeugsam durch Gebet und Flehen?

Du hast mein Haupt mit deinem Arm' umfassen,
Auf deine Lippen preßt' ich heiß den Kuß
Und unsre Augen mischten ihre Thränen.

O böser Traum, du täuschtest mein Verlangen:
Einsam erwacht' ich, ohne Morgengruß
Von dir; es blieb mir nur mein Schmerz, mein Sehnen.

XXX

„Gedenke meiner“! Emma, kannst du glauben,
Wenn mahnend du mir sendest dieses Wort,
Daß dein ich nicht gedenke fort und fort,
Daß selbst der Tod dein Bild mir werde rauben?

Nich heilet nicht der mächtige Gott der Trauben,
Errettend winkt mir nach dem Sturm kein Port:
Es treibt mich ruhelos von Ort zu Ort,
Kein Delblatt bringen mir der Liebe Lauben.

Ah, im Gedächtniß ruhn der Tage Schatten,
Die einst so sonnenhell ich sah mit dir,
Und will ich rasten, steigen sie empor.

Nur einer Göttin leih' ich gern mein Ohr,
Ihr Zauberion entrückt mein Herz von hier:
Du, Rufe, führst und zu der Selgen Matten.

XXXI

Ein Oelkessel soll stets an dich mich mahnen,
Den aus Italien jüngst du mir gesandt?
Sinnbilder prägt' ihm ein des Künstlers Hand,
Der Sonne Kreis und der Gestirne Bahnen?

Hoch schwingt des Lichtes Genius hier zwei Fahren,
Der Liebe heilig und dem Vaterland;
Wohl hält umschlungen beid' ein inn'ges Band
Mit Zeichen, deren Sinn nur Herzen ahnen:

Doch fern auf immer! Welch ein schmerzlich Wort,
Von Qual erfüllt, als wär' der Hölle Pein:
Erinnerung kann den Abgrund nicht verschleiern.

Auf strebt die Seele zu des Jenseits Port:
Der Geister Reich soll ihre Heimath sein;
Doch kann mein Lied nur deinen Namen feiern.



3.

Vermischte Sonette.

Schöne Kiste
Die Gerechtigkeit

An die Muse.

Dank dir, o Göttin, der ich mich ergeben;
Du, holde Muse, lächelst mir auch heut,
Hast mir des Herzens Lebenspuls erneut,
Willst aus der Nacht zu dir empor mich heben.

Im Morgenhauch die Genien mich umschweben,
Durch deren Hand Aurora Rosen streut;
Ihr süßer Sang mein lauschend Ohr erfreut,
Und sieh, dich selbst fühl' ich herniederschweben.

Nach Angst und Qual sich alle Schmerzen lösen:
Die wilde Nacht, ein Gott hat sie besiegt,
Und Nymphen, Grazien führen ihm den Reigen;

Zum Tartaros entflieht das Heer der Bösen;
Des Lichtes Strahl von Welt zu Welten steigt,
Die Muse naht, und Wald und Thäler schmerigen.

Neues Leben.

Du Gauch des Lebend, aus dem Geist geboren,
Wie fühlt mein Busen sich so schwer belastet!
Vergehend, ach! hab' ich mein Schiff bemastet;
Der Herzen Schlafheit hat den Wind beschwoeren.

O harter Sinn und Uebermuth der Thoren!
Ihr jubelt, wenn ein Jahrgang ihr entmaestet,
Wenn krank der Schiffer am Gekade rastet
Und seiner Meeresfahrt Veltstern er verlorren.

»Wie, folgst du nur der Herne Truggehalten?
Schau hier«, so ruft man, »was die Aelter bieten,
Und eher, was vor dir vollbracht die Meister!«

Ihr Weisen, laßt den Sinn uns frisch erhalten!
Küent alle, die der Zukunft Sinn erriethen,
Brecht todte Jarn und wecht zum Licht die Geister.

Erhebung.

Verfallen liegt die Welt, der alte Glauben
 Sticht an sich selbst, der morische Stamm gesplittert;
 Die Tempel und Paläste sind verwittert,
 Der Götter Bilder Ephemera' umlauben.

Nur wildem Taumel dient die Kraft der Trauben,
 Gleich einem Racker ist das All vergittert;
 Die Sonn' erleicht, der Erde Schooß erzittert,
 Der grausen Nacht entfliehn des Friedens Tauben:

Den irren Blick hebt Sehnsucht aus den Trümmern;
 Tod steht sie rings, er drohte sie zu fassen,
 Der Freiheit Hauch nur konnte sie erretten.

Ein Stern erglänzt und läßt sie nicht verkümmern,
 Der Jugend Kraft durchdringt die todtten Massen,
 Ihr Bufen schwillt und bricht die starren Ketten.

Lebenskampf.

Ein Wort des Lebens wird der Welt geboten,
Verächtlich angesehen von ihren Weisen:
»Verzehret die Namen deren Werk wir preisen,
Enthaltet euch, wie wir, von sauren Broten.

Wie schärzt ein Jüngling dort und gord'sche Knoten?
Die Sonne muß um unsren Erdball kreisen!
Lehrt's andrer du, wohl, büß' es in den Eifen!
Es gehn die Rezer schmachvoll zu den Todten.«

Es sucht ein neues Licht sich Held empfangen;
Durch Trug und List will es die Welt erkunden,
Und thöricht wähnt sie Gottes Wort zu dämpfen.

Der Herr läßt seiner Streiter Herz nicht bangen;
Auf seines Sohnes Vorbild laßt uns blicken
Und haßt, wie er, des Lebens Kampf und Kämpfen.

Herrscherrecht.

Es zuckt ein Bligstrahl flammend auf die Erde
Und schreckt die Völker aus der Nacht der Tage;
Sie zittern vor dem mächt'gen Donnerschlage
Und sehn verjagt sich von dem Vaterherde.

Die Länder seufzen bei des Kriegs Beschwerde;
Um theure Söhne weint der Mütter Klage,
In grausen Schlachten thürmt sich 'Nag' auf Plage,
Doch in den Stürmen spricht ein Gott: Es werde!

So ruft im Kampfe ein Heros auf die Geister;
In seinem Glanz' erfrischen sich die Länder,
Und jeder wick zum Manne durch den Einen.

Nicht Frieden, nein, es bringt das Schwert der Meister,
Die Menschen läßt er opfern theure Pfänder;
Doch kommt' ihr Leben nur durch ihn erscheinen.

Rain und Abel.

Vor einem Bilde.

Den Bruder hat des Bruders Hand erschlagen,
Voll Schreden flieht er in ein fernes Land;
Das theure Blut verschlang der gier'ge Sand,
Und schweren Fluch muß nun die Erde tragen.

So tönt es aus der Menschheit frühen Tagen:
Ein Rord zerriß der Brüder Liebesband,
Und heute noch tränkt Brudermord das Land,
Noch hörst in Schmerzen du die Eltern klagen.

Soll ich des Bruders Hüter sein? spricht Rain.
O Berg, hat nicht die Liebe dich geboren?
Vergoss'nes Blut schreit ungeführt um Rache:

Verjüngt ersticht aus ihm der Zwietracht Druhe.
Ihr Brüder, die zum reinßen Bund' ertoren,
Sühnt Abels Gift: dann tag'ſ, wie einst zu Rain.

Dorothea.

I.

Mich faßt, o Schwester, ahnungsrolles Bangen,
 Das dunkle Nacht in meiner Brust genährt:
 Wie lange noch der Himmel uns gewährt
 Den Bund, in dem so fest wir uns umfängen.

Den Jüngling treibt des Heldenruhms Verlangen
 Hinaus zu Thaten, daß der Sieg ihn ehrt;
 Die Jungfrau wird vom Manne heiß begehrt,
 Wenn Lieb' in holden Fesseln ihn gefangen.

So lösen, Theure, sich des Hauses Bande;
 Doch in der Ferne lauschen wir den Tönen,
 Die aus der Jugend goldner Zeit erklingen.

O könnt' ich die willkommne Laute bringen
 Und sanft dich mahnend Leid und Schmerz versöhnen,
 Wenn uns das Loos getrennt durch weite Bande.

2.

Bang naht die Stunde, die uns, Theure, scheidet,
Dem theuren Gatten folgst du nun ins Leben;
Der Wunsch des Herzens hat ihn dir gegeben,
Den zu erfüllen oft das Schicksal neidet.

Doch wenn dein trüber Blick zu sehen weidet,
Wie viele Herzen vor der Trennung beben,
Laß über alles dich den Glauben heben,
Daß Liebe nicht durch neue Liebe leidet.

Die Myrtenkron' hast du dir schön errungen,
Sie schmückt das Haupt dir nach der Jugend Blüthe,
Und reich vermagst du nun dich zu entsalten:

Ist schon der Jungfrau mancher Kampf gelungen,
So trau' ich, daß auch ihr ein Weib erblühe,
Die alles weiß in Liebe zu gestalten.

Einer Schönen.

Selbst bist der schönste Schmuck du dich zu schmücken:

Was kann der Eile fremder Reiz verleihn?

Wie? Kleidet sich Natur in fremden Schein?

Nur durch die Wahrheit will sie uns entzünden.

Der Mäule feines Spiel möcht' und berücken;

Doch Seelengröße traute stets dem Sein,

Und mit sich selbst im innigsten Verein,

Kann nur ihr eignes Wesen sie beglücken.

Sieh nur die Sklaven, die du nach dir ziehest:

Hat nicht der Schmeichler Lobrede dich beschämt?

Reut nicht der Blick dich, den du so verschwendest?

Es rächt Natur sich, wenn du ihr entfliehst,

Wenn all die falschen Götter nicht bezähmt

Dein Herz, und ganz es sich zu Einem wendet.

In ein Album.

Was Männer in des Weibes Sinn beglücke
Und welcher Frau sie zuerkannt den Preis,
Welch Haupt sie krönen mit der Myrte Reiz,
Daß ihres Lebens Pfad es sonnig schmücke,

Und welches Herz, das neu sie freud' entzücke,
Das sie erhebt noch in des Winters Eis,
Dem froh sein erstes Ja noch schwört der Ewig:
O könnt' ich's sagen doch zu aller Glücke!

Des Herzens Gluth, des Busens inn'ge Treue,
Ergebung, wie sie nur die Liebe kennt,
Sind die sie Bürgen für des Glückes Saat?

Folgt nicht dem Tag des Glückes oft die Neue?
Und saßt ein tiefes Weh, das keiner nennt,
Wenn dauernd und nicht eint des Geistes Theil.

Das Versprechen.

An Jean C. R. A. in G.

1.

Den Eid zu brechen, nennt man wohl poetisch,
Wie uns belehrt so manches Trauerspiel;
Nun gar ein einfach Wort, was gilt es viel?
Es einzulösen, wäre kaum ästhetisch.

Man plaudert ja so manches hin am Theetisch,
Erhigt im Streit sich seltner Maß und Ziel;
Dem leicht zur Hand ist seiner Feder Kiel,
Der schwagt auch brieflich liebevoll, pathetisch.

Verehrte Jean, daß alles sind nur Worte,
Vergessen saß, noch eh sie ausgesprochen:
Verschlossen ist der Sinn für ihr Gedächtniß.

Noch weilt die Freundin lang' am fernen Orte,
Nahnt wohl das Herz, daß manches wir verbrochen;
Denn jede Schuld ist ihm ein süß Vermächtniß.

2.

Ein schmuckes Vieblein war der Preis der Wette;
Doch wie? Du gabst zum Vorwurf mir die Hand?
Auf ihren Laut reimt nur der dumme Sand,
Sie bietet keinen Sinn, der mich errette.

Als gutem Haudthier ward ihr eine Stätte,
Und manchem hohen Wappen leiht sie Glanz;
Nur krönte sie noch nie der Dichtung Kranz:
Ihr Hestlied gilt dem Braten und dem Bette.

Sie muß auch hier dem Schwan die Stelle lassen,
Ja selbst die Federn wählt man jetzt von Stahl:
Kein Gott hat sie zum Sinnbild sich erkoren.

Drum siehst du mich von meinem Stoff verlassen,
So bitt' ich dich um eine höh're Wahl,
Denn ohne Stoff ist auch der Geist verloren.

3.

So saß ich einsam, sinnend was ich schriebe,
Um dir zu sagen, was mich tief bewegt;
Still ist die Nacht, in allen Straßen regt
Sich nichts, von dem ein Widerhall mir bleibe.

Dech broden in den Sternen thront die Liebe,
Die aller mit der gleichen Sorge pflegt;
Sie wird die Wunden heilen, die sie schlägt;
Erfüllung bringt sie jedem inn'gen Triebe.

Zum Himmel schaut' ich, schien allein zu wachen,
Und aller Freunde dacht' ich, die zerstreuet
Nach Ost und West geht durch die Länder ziehen.

Mein Lieb, besteiige du den lust'gen Nachen,
Geh, sag' es allen, deren Herz es freuet,
Daß meiner Sehnsucht nimmer sie entfliehen.

4.

»Mein lieber Doctor, bitte, sein Sie praktisch;
» Was sollen uns die nächst'gen Phantasien?
» Erzählen Sie, wie Sie die Kinder ziehn;
» Was macht das Haus, die Gattin? Das ist faktisch!

» Sie ordnen Ihre Verse gar zu faktisch;
» Die Einfachheit mir stets das Beste schien:
» Man muß die deutschen Rufen nicht verzeihn,
» Stellt mir die Mädchen an den Herd, den Praktisch.«

Wohlan, so will ich praktisch denn berichten,
Daß in ein Nachbarhaus wir sind gezogen,
Dieselbe Straß' und Seite, fünf und sechzig.

Zum Sterben war's und mir verging das Dichten;
Heut spannt sich kräft'ger schon des Geistes Bogen,
Und nur nach Ihrer Rückkunft frag' und lechz' ich.

II.

Elegisches.





1.

Laura.

Verwelt ist die Welt,
Die Liebe nicht mehr:
Was gilt nun der Todest?
Woh! bleib er allein.

Sage, wo weißt du Geliebte, was zögert du mir zu erscheinen?

Sieh dich Leben, wie schaal ist es, wie ebe, wie dumpf,

Wenn nicht die Lieb' es erhellte; und als ich herab auf die Erde

Ungern stieg, ward nicht sie mir verheißen im dir?

Ach, nun such' ich umsonst dich und muß in der Wüste verschmachten.

War dir des Himmels Verlußt für den Geliebten zu schwer?

Oder es war gekendet mein Blick und voran zu den Schatten

Gilstest du schon voll Gram, daß ich dich bitter getäuscht?

Reuchte mir, Helios, öffne des Tartaros Grund mir, Herakles,

Finsterer Pluton, gieb mir die Geliebte zurück!

Wenn ich es dann nur ertrage, den schaurigen Weg zu durchmessen,

Ohne mich sehnsuchtsvoll nach dir zu wenden, und dann

Hoffnungslos an dem Grabe zu stehn. Doch da tönet ein Ruf mir

Hell von den Sternen herab — Trug dich die Eyme noch nicht?

Weißt bei den Göttern du noch? O steig' herab vom Olympus,

Öffne das Aug': es empfängt dich im Erwachen mein Gruß.

Sprich, was sinnt nur die Blume, daß tief ihr Köpfchen sie senket,
Daß nach der Erde so scheu immer sie wendet den Blick?
Sprich, was sinnet das Mädchen, daß tief ihr Köpfchen sie senket,
Daß nach der Erde so scheu immer sie wendet den Blick?
Beide sie sinnen dasselbe: Besorgniß macht sie so schüchtern,
Daß nicht ein Blick uns verräth, was in dem Herzen sich birgt.

Uner, du schläfst so süß und dem Lebenden raubst du den Schlummer?
Hat nicht hold dir ein Traum liebend die Psyche vereint?

Sieh, zwei blühende Mädchen erblid' ich da fern im Gespräche;
 Ganz verloren in sich achten der andren sie nicht.
 Siehst du das Feuer des Blicks? Er enthüllt die verborgenen Gluthen,
 Die sie noch schüren: o wie selig noch oben sie schaun!
 Mädchen, wie hüpfet in den Adern das Blut und wie reget sich alles
 Freudig, wie schlägt so voll euch in dem Busen das Herz!
 Hat Aphrodite nicht ganz auf das Antlip schon sich ergossen?
 Herrlich im Glanze der Luft seliger Hoffnung es strahlt!
 Wohl, ich erkenne den Gott, den begleitenden, wie auf der Lippen
 Lieblicher Wallung er schwebt, wie er die Wangen umkost.
 Kennt den Verräther ihr nicht, ihr Glücklichen? Allen verborgen
 Glaubet ihr euch, doch es lag frei auf den Lippen das Herz.

Willst du, verschleierndes Tuch, mir die Wang' und den Busen verhüllen?
 Oder enthüllst du mir nur, was du an Reizen verbügst?
 Also verschleiert die Wolke den Mond und Träume der Liebe
 Tauchen hervor aus der Nacht, wie das Gewölk er umspielt.
 Schnellender Formen Gewalt, wie durchseht ihr so lockend den Schleier:
 Haß du, Laura, dem Mond lieblich die Sauber entliehn?

Warum blickst du so scheu, was wagt dir die Brust, o Geliebte?
Schmerzt es dich, daß ich erzieht, was so verschlossen dich macht?
Darf ich ihn heben den Schleier? Du wehrst, und doch glühn dir die Wangen?
Spricht durch die Augen dein Herz? Laura, mir lächelt dein Ja!

Könt' ich als Gürtel dir küssen das Herz, als Ros' in den Locken
Wiegen mich, könnt' ich als Gold ruhn auf den Reizen der Brust!
Süßest du, Laura, dem Wunsche? So will in das Meer ich mich stürzen,
Daß in der Perle Gestalt sitzend ich thron' auf der Stirn.

Reich machst, Amor, du mich? Ja wohl, an Schmerz und Gehorsam.
Amor, du lächelst? Wie machst selbst du die Duldung zum Glück!

Als zu mir flehst ich sprach, wie glaubt' ich da dich zu vernehmen?
Bist in der Seele Gespräch' auch du in ihr als mein Ich?

Glücklicher Schlaf, nun scheid' ich von dir, denn im innersten Herzen
Thront mir ein Gott, der nie Ruhe den Dienern vergönnt.
Auch wenn zu schlummern er scheint, vertrau dem verderblichen nimmer;
Siehst du nicht Röcher und Pfeil stets und die Fackel bereit?
Amor, du schaltest wie nie ein Tyrann, und doch: Heil dir, willkommen!
Denn in den Tempel der Brust führst du den ganzen Olymp.

Vertern, in die mein Leben ich barg, euch gönnt ein geliebtes
Mädchen, zu weilen, wenn mir mahnend den Finger sie deckt,
Wild und erröthend; es rief schon Nacht von dem Thurne herüber,
Und es beschleicht sie die Angst, daß man uns finde so spät.
Könnt' ich doch lauschen wie du, mein Büchlein, auf der Geliebten
Schritte, so ohne Verdacht, wie man ein Plätzchen dir gönnt!
Geh' ich hinweg, dann findest du dich in den theuersten Händen,
Blick' in das Aug' ihr frei, redest von Liebe so süß.
Glückliches Büchlein, und haß ein Wort ihr tief aus der Seele
Soll du gesprochen, wie preßt glühend sie dich an das Herz.

Unter den Himmlischen allen vergleicht sich keiner an Macht dir,
Kypris, denn Gold und Triumph schwinden vor dir in das Nichts.
Deine Triumphe sie gelten der Siegesfeier, wo jeder
Oern als Besiegter erscheint, freudig der Fessel sich rühmt.
Siegerin bist du allein, du allein giebst Fülle des Reichthums,
Fülle des Glücks, wenn das Herz sich dir zum Opfer gebracht.
Laß mich, Göttin, dir nahen, und dankbar weiß' ich den Kranz dir,
Dufender Rosen Besetzt: denn du besiegtest ihr Herz.

„Kannst von den Wesen du, Freund, mir das eigenwilligste nennen?
Dennoch vergeht es, sobald eigenen Willen es übt.“
Laura, du wardest als Sphinx mir selbst zum höchsten der Räthsel:
Wirgt dein Herz nicht das Wort, welches die Seelen regiert?
Sprich es und banne die Nacht, die unseren Pfad noch umhüllet;
Schau' im Geliebten dich selbst: Freundin, errieth dich der Freund?

Glücklich, wer dein Lächeln geschaut, wenn vorüber du wallest,
 Und ihm die Wonne des Blicks scheucht aus dem Herzen die Nacht:
 Greise vergessen des Stabs und dem Mann' entschwindet die Sorge,
 Jedes Geheimniß drängt sich aus dem Busen ans Licht;
 Glücklich, wem du vergönnt, sich frei von dir zu entsalten,
 Daß in der Rede Erguß plötzlich ein Weiser er scheint;
 Aber den Glücklichen, nenn' ich ihn dir? Ihn schuffst du zum Dichter;
 Was ihm die Seele bewegt, fühlt er, Geliebte, durch dich.

„Wir“ allwissend ich doch, als zuerst du mir nahest, gewesen,
 Wüßtest, daß dir ich entflohn, der du mich also bethörst.“
 Könnten die Götter dir dies, so würdest du, Iheue, nicht jähnen;
 Denn allgütig auch wärst gegen den Sünder du dann.

Er.

Und du weinst, o Geliebte? du weinst im Kusse der Liebe?
 Küßst dann wieder, daß sich ganz mir der Himmel erschließt?

Sie.

Ihränen der Freude! Sie weint die Ros' im Kusse des Frühlings
 Liebend beglückt, und es birgt jede der Thränen sein Bild.

Laure, daß du mich liebst, nicht sagt es die Stunde der Freude:
 Gern theilt jeder die Lust; aber du theiltest den Schmerz.

Welches der Opfer versagten wir dir, o du neidische Göttin,
 Zeit? Raum daß du vergönnt mir der Geliebten Beß,
 Blickst mißgünstig du schon auf die Glücklichen: sprich, was entreiß du?
 Sieh doch, wie Gaben und Guss Lässigen gern du gewährst.
 Ziehst du die Liebenden nur? Doch gemach; denn morgen ja mußt du
 Wiederkehrend verleihn, was du uns heute geraubt.

Wenn du ganz mir die Seel' erfüllst und hoch mir das Herz schlägt
 Unter der schwellenden Bruß, wenn es den Odem mir nimmt,
 Und mit des Wortes Gewalt ich besänftigen möchte die Wallung,
 O, wie ertheilst du mir dann, Sprache, so arm für das Herz!
 Tausendmal ruf' ich: dich lieb' ich, ja dich, und ich liebe dich einzig —
 Doch, wie vermöcht' ein Hauch ganz zu umfassen den Sinn:
 Daß nur dein ich gedenke, daß nur nach dir ich verlange,
 Und daß rings in der Welt nichts mich erzeget als du.

Als ich den ersten Kuß dir geraubt, da scheucht' er den Schlaf dir:
 Sage, wie flieht dich der Schlaf jetzt, wenn ich keinen geraubt?

Kennst du der Heiligen Dienst, o süßst du, Geliebte, wie segnend
 Stärkte dem Herzen sie leihn, wenn du die Lage begehst,
 Die sie geweiht? Du weißt, wie ein Blick uns erschließt den Himmel
 Wie ihn erschließt ein Wort, haucht' es dir Lieb' in die Brust.
 Und wie glücklich der Mann, der Heilige nicht in dem Bilde
 Gläubig nur ehrt, das Kunst kindlicher Zeiten erschuf!
 Selig, wer lebend sie schaut, wenn ein gütiger Gott zu Begleitern
 Uns für die Bahnen sie gönnt, welche so kernig verstrickt,
 Wandeln das Schicksal und heißt noch unadrenlichem Schlusse.
 Freudig erheben wir so, feiern in Dank und Gebet
 Sie, der wir uns geweiht. Wie verehrt nicht innig die Gottheit
 Also das Herz: es erkennt selig ihr größtes Geschenk.

Was du mir wurdest, Geliebte? Die alles belebende Liebe,
 Die aus dem Chaos die Welt schön mir, geordnet erschuf.
 Freiheit gabst du mir, Licht, und die jugende Kraft dem Gedanken,
 Rieffst auf den Wapstap mich, lähn zu bewähren mein Herz.
 Sieh und du siehst wie ein Stern mir voran als leuchtendes Vorbild,
 Sorgend mit tiefstem Gemüth, wie du als Weib dich bewährst.
 Schön vollendet sich uns, was einst mir verkündet ein Traumbild,
 Und aus dem Bunde der Kraft quillt uns das Leben, das Glück.

Wo mir sprudle der Quell, aus dem ich das Gold der Gesänge

Freudig dir biet', o Freund? Schau' in sein Saubergemach.

Duftende Blumen empfangen den Haß, Hyacinthen und Veilchen,

Kühlender Epheu rankt dicht am Gemäuer empor.

Magisch glüht durch Blumen und Laub die verborgene Lampe

Und von den Wänden herab schauen die Heiligen dich an

Alter verschwundener Zeit; sie erfreun sich der liebenden Enkel

Und es erwacht ihr Herz, wenn mit der Kirbter erscheint

Laut, dem Schwunge des Tons die befeelnde Stimme vereinand,

Wenn durch die Träume des Spiels sie zu den Ernen mich trägt.

Sinnend versinkt mein Blick im prophetischen Schauen der Seele,

Und wenn ich leber zur Welt spricht mir im Herzen ein Lieb.

Fühlst du im Herzen den Gott, so folg' ihm, denn er entfliehet

Zürnend, wenn ihm du nicht ganz freudig zum Opfer dich weihest.

Legst du Schweigen für immer mir auf? Soll nie ich verkünden,
Wie du mich liebst, niemals, wie mich die Liebe beglückt?
»Schweue«, so mahnst du, »den Reid, daß nicht mich die Bösen verläumben!«
Laß sie, es haßt der Reid stets an dem schönsten Besig.
Mag auch ein Feind dich verläumben, das wird ihm wahrlich nicht frommen.
Liebst du mich, künd' ich es laut jubelnd der Wies' und dem Wald.
Sich nur die Lerche, wie hebt sie sich froh und beglückt zu des Himmels
Sonnigem Blau; sie vermag nicht zu beherrschen die Brust.
Muß sie nicht singen ihr Lied, da kaum sich geröthet der Gipfel
Ferner Gebirge? Sie muß freudig begrüßen den Tag.
Und ich sollte den Strom der beseligten Pieder verschließen,
Laura, der mir verjüngt rastlos dem Busen entquillt,
Wenn ich dich schau' und im Blick des erglühenden Auges erwarme,
Wenn ich den Frühlingskranz dufstig dir schling' um das Haupt?
Nimmer gesch' es! O sieh, wie dort sich spiegelt im Gießbach
Nüppend die Sonn', und er braust freudiger nun in das Thal.
Also laß auch begeistert mein Herz hinstreuen die Fluthen,
Wie das Gebirge, und hold schau' in den Bogen dein Bild.

Denkst du des Tages, da wir zuerst uns erblickt, o Geliebte?

Denkst du der Stunden, die süß krönte der Herzen Verein?

Aber der sonnigste Tag, nie werd' ich seiner vergessen,

Lachte' uns im Mai, da zuerst mir in die Arme du sankst.

O, wie wallt' in den Atern das Blut, wie begneteten glühend

Blick sich und Blick, als den Kuß heiß ich dir preßt' auf den Mund!

Und, wie oft seitdem wir erneut das Siegel des Bundes:

Keiner hab' ich es nie dir auf die Lippen gedrückt.

O wie gern, du Geliebte, verweilt mein Sinn bei dem Tage,

Wo mit der Nocte bekränzt festlich als Braut du erscheinst.

Zögernd erbebt du die Hand, kaum wagst du dem Blick zu begegnen

Der dich begerbt, und es mischt Thräne mit Thränen sich heiß.

Liebe, du weihe den Bund, wenn ernst wir nahen dem Altar;

Weihe mein Herz: in der Braut mahnt mich ein Engel des Lichts.

Rings umdrängt uns das Volk, und die Feierklänge der Chöre

Dringen hervor aus der Nacht, wenn wir gesprochen das Ja.

Reicht uns die Krone das Glück? O laß uns vertrauen dem Schicksal;

Denn in der Herzen Verein suchten den Himmel wir nur.

Grazien reiß' den Gürtel der Braut und den Schleier die Keuschheit;
 Löset den Gürtel sie einß, trahre des Schleiers sie doch.

Lebst du noch immer den Blick nach dem heiligen Boden von Orkad?
 Rühmst du noch immer mir nur Tempel und Burg und die Stadt?
 Sieh, wie entzünd' mich schweifte der Blick durch die Fläche des Meeres,
 Inselbesät, wenn ich hoch oben bei Sunion stand,
 Wie ich den Jubel gemischt in die Siegesgesänge des Volkes,
 Als, von den Feinden befreit, wieder sie grüßten die Stadt:
 Dennoch hätt' ich das Leben gehaßt, und es hätte die Sehnsucht
 Bald mich verzehrt, wenn ich dort dich, o Geliebter, vermißt.

Nicht an allem ersättigt man sich, wie Vater Homeros
Schlummernd uns singt: er war sicher der Augen beraubt.
Wär' ihm deine Gestalt, dein Blick, o Geliebte, begegnet,
Hätt' er jemals entzückt schön dich wie Kypriß geschaut:
O dann hätt' er der Wechsel des Monds und der Jahre vergessen!
Gold, wie ich einst dich erblickt, lacht mir die Göttin in dir.

Hat mich ergriffen der Geist mir des Jenseits Pforten erschließend,
Ist mir der Rufenerregt, ringen im Sturme darin
Feindliche Mächte' und stürzen in Nacht sie mich endlosen Kampfes,
Schau' ich, Laura, durch dich freudig errettet das Licht.
O, wie erwach' ich so süß, wenn mit liebendem Gruß du mir naheß
Und mich versöhnst mit mir selbst: freudig erhebt sich das Herz
Wiedergeboren durch dich, und alles was selig ich schaue,
Was durch der Göttin Günst' lieblich die Leier mir tönt:
Weiß' ich als Opfer für dich im erhabensten Flug der Gedanken,
Weiße dir jeden Gesang, den in die Seele du strömsst.

Liebe, wie lässest so leer du in unseren Tagen die Herzen,
Weckst nicht der Frauen Gefühl, ruffst nicht die Männer zur That.
Führer des Volks, o laßt doch verjüngt aus den Gräbern der Vorzeit
Strömen die Gluth, die mit Kraft Welten zerstört und gebaut.
Aber ihr rühmt nur die Lieb' als Dulderin, als die Geprüfte:
Mächte des Himmels, wie hat eure Gestalt man verkehrt!
Laura, die leuchtet ihr Licht, und sehn wir die Tage sich trüben,
Sehn wir, wie dieses Geschlecht dürstig am Boden nur kriecht,
Heben wir frei und empor im Schwung der begeisterten Schöpfung:
Vaget die Sehnsucht stumm, öffne den Himmel du ihr.

Opfert nicht Liebe sich gern, um Tausenden Leuchte zu werden?
Brüder der Nacht zu entziehen, bleibt und die Krone des Ruhms.

Zweifel bestürmen dein Herz, daß du siehst den Gerechten, den Treuen
Qualen erdulden und Schimpf, daß man noch höhne sein Grab?
Laura, so will es das Loos! Doch blick dir ins Herz, wo des Mitleids
Innige Thräne dir quillt, siehst du den Edlen im Schmerz.
Feind' und Verfolger versinken, unsterblich nur dauert der Lähre
Brennendes Mal, die bang um den Verfolgten du weinst.
Pflieg' und bewahr' in der Brust dir des Mitleids heilige Regung,
Und wenn die Unschuld lirt, grab' ins Gedächtniß es tief;
Sag' es dem Sohne, dem Enkel, und laß sie erglühn in dem Eifer,
Der dich besetzt; dein Schmerz wird sie erwecken zum Kampf.
Nimmer verzage der Mann, wenn der Freiheit Vanner er führte:
Such' an der Lieb' Altar stets er der Leiden Asyl.
Auf denn, Geliebte, so wahr ein Gott uns beseligend eint,
Grüßen des Mitleids Schmerz froh wir als Voten des Lichts.

Treuſt du, Geliebte, des Muths und des Glaubens dich, der für die Brüder
Stets mich beſetzt: wie gern zeig' ich der Kraft und des Schwungs
Taliſman dir; ihn reichst dir ein Gott in geweihter Stunde:
Folge, ſo heiſcht er, dem Drang, welcher nach oben uns führt.
Glühend entflammt er mein Herz, ſtark fühl' ich durch ihn mich getragen,
Und er verleibt, was allein wirken uns läßt: die Geduld.
Könn' ich die Herzen des Volks mit dem heiligſten Streben entzünden,
Laura, dann bring' im Triumph dir ich die Palme des Siegs.
Denn Hingebung lehrteſt du mich und erlöſten der Selbſtſucht
Rankenden Keim im Gemüth, lehrteſt wie Liebe ſich weicht
Für den Geliebten: ſie fühlt nur und ſchafft, was den Theuren beglückt,
Dem ſie ihr Licht hinſtrömt, reich wie des Tages Geſirn,
Wenn es ſich flammend erhebt und in glühender Liebesumarmung
Alles erregt und beglückt. Laura, ſo gabſt du dich mir.

Jüngstbin lehrte' in die Stadt ich zurück aus der friedlichen Hütte,
Welche mich glücklich umschloß, fern dem Geräusche der Welt,
Wünschte die Freunde zu sehn, die einst mir enger verbunden,
Trennen der Knabe gefüllt, die mit dem Jüngling gestrebt:
Doch wie war ich erschaut ob des Anblicks, glaubte zu träumen,
Glaube' in ein fernes Gebiet mich wie durch Zauber entrückt;
Denn kaum kannte' ich noch Einen, da hoch sich ein jeder erhob.
Alle sie rühmten sich schon Männer im Staate zu sein,
Schlichteten Streit, verdamnten zum Tod' und heilten die Kranken,
Waren zu Lehrern dem Volk' oder der Jugend bestellt.
Kraftvoll wirkten sie so für den Staat und mehrten ihr Wohlsein,
Treu dem Berufe, nur ich hatte noch nicht mich geregt.
Denn aus dem Orange der Stadt war fern in die Berg' ich entflohen,
Heilige Rutter Natur, mich zu erquicken an dir:
Ruht' auf der lachenden Wief' am Strom' und folgte den Wollen,
Lauscht' im Dunkel des Walds munterer Vögel Gesang;
Schaut' in das Abendroth vom erhabenen Berge, da nahtet
Ihr mir, Töchter des Juns, die den Gesang mich gelehrt,
Frei zu ergießen die Brust, und froh, wie ein Hirt des Gebirges,
Niederzublicken ins Thal, wo die Geliebte mir weilt.

Wandellos hält sie gefesselt mein Herz und ich dünke beglückt mich,
Wenn wir vergessen der Zeit, und sie mich liebend umschlingt.
Musen, ihr habt zum Olymp mich geführt, zu den ewigen Göttern,
Habt mir das höchste Geschenk, das ihr besizet, verliehn:
Neidlos die Erde zu schaun und Macht und Fülle des Reichthums,
Welche gebendet der Sinn sich mit dem Herzen erlaust.
Glückliches Thal, du sei mir gegrüßt und, ihr Musen, gewährt mir,
Stets zu genießen der Huld, euer Genosse zu sein!

Wann ich glaub', o Laura, daß einst und das jüngste Gericht naht?
Wenn sich zum Bergen das Herz findet, das jedem gehet.

Laura, hereinst, o wie droht dich Eins! da entbehren wir unser:

Ruhelos bangt dann ein Herz, wenn es das andre vermisst,
Lied' und verwaist! Der Tag umhüllt mit dem Schleier des Todes

Alle die Wonn' und die Lust, welche den Busen uns frei
Hob in der Seelen Verein, der uns vor vielen zu Theil war,

Welcher, zum Himmel gewandt, frisch uns die Jugend bewahrt.
Stumm weilt hier der Verlassne. Ihr Himmlischen alle, verhänget

Keinem von uns ins Grab sinken den andren zu sehn.
Ruht zugleich und zurück! Was gilt's, auf der Erde zu weilen,

Laura, wenn scheidend von mir du zu den Schatten entziehst?
»Scheid' ich, Geliebter, von dir, und siehst in die Brust du mich legen,

Trag' es mit Muth!« — Laß ab! O da verblutet mein Herz.
»Denk, was auf immer uns eint! Dir wird die Geliebte vorangehn.

Klage nicht wehmuthsvoll: Liebe besiegt ja den Tod.«

Einſt, wenn mich du vertraut dem umnachteten Schooße des Grabes
Und wenn heiß du dich ſehneſt, Freund, die Geliebte zu ſchau,
Hatte nur aus, biß der Lenz von den Seligen kehrte zur Erde,
Biß er auf's neue die Braut herrlich mit Blüten beträngt;
Dann erweckt er ſanft auch mich; nach erquickendem Schlummer
Rein' als Blum' ich hervor, läch' aus dem Raſen dich an.

2.

Elegieen.

Beucht ihr Gering mir tod Herz, der Erinnerung Lächeln, o Frauen,
Erachtet vom Himmel mir auch Heil als der Hoffnung Gefähr.

An Amor.

1.

Amor, der Herrschaft bist du beraubt, wie die ewige Roma,
Träumst von der Liebe Triumph nur auf den Trümmern der Welt,
Laufst der Schatten Gewand um der Könige glühenden Purpur:
Walte nur, Amor, du bist auch in den Träumen der Gott.

2.

Laß dein Heiligthum auf den Fels und gründen, o Liebe,
Öffne dem Lichte das Herz, wenn es der Schwelle sich naht,
Zeig' uns die Tiefen des All und der ewigen Götter Geheimniß:
Denn wir beseligt dich schaun, löst sich das Räthsel der Welt.

Der Jüngling.

1.

Musen, o strömt mir Begeisterung ins Herz, o gebet Gesang mir,
Laßt mich im Rausche des Lieds feiern die Kränze des Ruhms,
Welche die Helden des Volks, mein Vaterland, mir errungen,
Daß ich sie götterbesetzt künde der Menschen Geschlecht.

2.

Muthvoll tret' ich zu euch und betracht', ihr Helden der Menschheit,
Eure Gestalt, doch es sinkt nieder zu Boden der Blick.
Wogend erhebt sich mein Herz und es lächeln von droben mir eure
Leuchtenden Bilder, mein Geist sucht in den Sternen sein Ziel.
Geistermächtig erfüllt ihr mich ganz, im wallenden Busen
Wohnt mir ein Gott, und zu euch lenkt unaufhaltsam er mich.
Weißt mich zum Kämpfer des Lichts, und reicht mir im Siege den Lorbeer,
Daß als Genossen ihr mich führt zu dem Tempel des Ruhms.

Einem Freunde.

»Freund, ist ganz dir erloschen die Zeit und der Stunden Gedächtniß,
 Als wir in Hülle der Kraft Treue dem Lande gelobt,
 Daß uns gebär? Wie schwand das Gefühl für den Ruhm und die Größe
 Deutschlands, dem wir das Herz, dem wir das Leben geweiht?
 Jugendlich schwoll uns die Brust; schon sahn wir erstehen dieelden,
 Die für den Namen des Volks kämpfend erhoben den Arm.
 Und das alles begrub die Vergessenheit! Blüht dir im Herzen
 Auch kein Funken des Lichts, das uns die Hoffnung gezeigt?
 Nie zu verzagen, das fordert die Ehr' und der Muth und die Gottheit,
 Die uns geschaffen zur That! Wollt dir verjüngt nicht das Blut?
 Siehe, der Frühling ist da, ein Chor helltönender Säng' er
 Jubelt durch Wald und Gebüsch, lockt auch die Menschen hinaus,
 Fern von der dumpfigen Stadt, das ermattete Herz zu erquiden:
 Laß uns denn ziehen den Pfad, der sich mit Blumen geschmückt,
 Durch die Gefilde zum See; wie labt nicht die spiegelnde Fläche
 Seiner Gewässer; es schweift froh und erheitert der Blick.
 Jetzt denkt fühlend der Mensch und er dünkt sich beglückter im Sinnen
 Ueber dir, freie Natur, als in der Städte Gebiet.

Schlägt doch höher das Herz und schließt der Freund sich dem Freunde
 Inniger an, wenn du, Vöte der Götter, erscheinst,
 Frühling, der Sonn' entsprossen, umhaucht, in der duftenden Mondnacht
 Träumen, vom Jephth, von Lust, wie sie der Himmel nur deut.
 Horch, sehnüchtige Klage der Nachtigall hallt in den Auen
 Wieder, die Rose sie schwillt feurig im Rausch des Gefühls
 Erster Lieb', und aus Baum und Gesträuch, zu schmücken ihr Brautbett,
 Drängen sich duftend hervor Blüten an Blüten zum Kranz.
 Freund, so fühl' auch ich in den lieblichen Tagen der Jugend,
 Und es erschlossen sich mir Blüten der Träume zum Lied,
 Die wir von Deutschland träumten, als froh und gelächelt die Hoffnung,
 Daß für der Welt Ideal Götter dich, Heimath, gemeiht.
 Rein und erhaben erglängtest du mir, wie vom Himmel ein Sternbild.
 Wie des Orion Gestalt, hell mit dem Schilde bemehet.
 Sah ich den Ruhm dir nicht nahen, mit jeglichem Preis dich zu krönen;
 Vorbeern reicht dir der Kampf, Kränze das Wissen, die Kunst.
 Also blidt' ich begeistert auf dich, durch Worte besenert,
 Die im Schwung der Rusit mächtig den Jüngling erregt,
 Deiner Oden, du Fürst des Gesangs, der allen voranschritt,
 Der auf dem deutschen Parnas herrlich als Sieger erscheint.
 Aber wie fühlten wir beid' uns enttäuscht, wie sel und die Binde
 Schnell von den Augen, wie sahn traurig wir dieses Geschlecht!
 Weh und, ihr Deutschen! Das ist die Heimath deiner Gesänge,
 Klopstock? Ist das die Gith, welche die Helven besetzt?

Welch ein Geschlecht: so freig des Ruhms und der Ehre vergessend
Nur des Gewinns sich zu freun, welchen der Geiz sich erjagt!
Deutschland, blieb dir nur dies? Du ermanne dich, sieh die Helden
Deiner Geschichte' und frag, wie sie den Himmel erreicht.
Kenn' ein Gebirg, ein Meer, das Deutschlands Kraft nicht erprobte,
Und nichts gälte sein Wort? Mannhaft, ihr Brüder, empor!
Keiner erwidert den Ruf; es war nur ein Ruf in der Wüste;
Wer von der Ehre noch sprach, wurde verlacht und geschmäht.
Haltlos' Spruch ist jetzt die Moral und der Trost für die Selbstsucht:
Doch mit der Ehr' und dem Ruhm stiehn auch die Mäusen ein Land.
Freund, wie staunst du da noch, daß bald mir entfunken die Leier,
Daß vor der Meng' ich entwich, die so entartet ich sah?
Thränen erpreßte sie mir, ach, Thränen des innigsten Mitleids:
Aber was bleibt dem Mann, wenn er verlassen sich sieht?
Tüster und ernst zog nun mir herauf die jerschörende Frostnacht
Aeber die Blüten des Mai, eißig umhing sie ihr Rauch
Und sie erscharrten: sie hätten bedurft des erquickenden Strahles
Heimischer Größe, ihr Loos fiel mit des Landes Geschid.
Muthlos senkt und verzichtend das Haupt, wer schönere Tage
Jugendlich hoffend ersehnt: sieh der Vernichtung Gewalt!
Schaurig ergriff sie die Freund' und mich, uns gerann in den Ädern
Stoßend das Blut und der Sturm drang uns bis tief in das Mark.
Aber kämpfend und Schritt um Schritt nur wich man dem Feinde;
Deutschlands Kleiner Besitz schien uns ein herber Verlust.

Doch wer fordert zurück, was frech und entriß'n die Feinde,
 Wenn sich entseßet das Volk, wenn es verloren sein Ziel!
 Freundschaft, Band der Natur, du Quell der Erhebung, des Lichtes,
 Fühl' und erkenn' ich dich jetzt? Retter ja wird mir ein Freund.
 Ja, du hangtest um mich, daß Schmerz mich würde verzehren,
 Wenn in der Heimath Jhur Knecht' ich und Sklaven nur fand.
 Oft schon gabst du mir Trost: nun zeigst du die schönere Zukunft,
 Glaubst, es werde das Volk göttlich verzüngt noch erstehn.
 Siehe, da bligt' es: zur Rechten ertönte der Gruß und des Donnerers
 Zeus: o schütze das Land, wahr' uns die Lieb' und das Herz
 Gegen die drohende Welt, die stets mißgünstig sein Opfer
 Fordert, wenn je sich ein Geist über den Pöbel erhebt.
 Traun, du fühlst, wie die Zeit der Ruh' und des Friedens den Mann nicht
 Achtet und höh'nend ihn schmäh't, wie sie den Wicht nur erhebt.
 Worthlos scheint ihr Wort und That, ja sie scheinen gefährlich;
 Schafft sie aus schnödem Papier leicht ja den Götzen, das Geld!
 Aber im Kriege, wenn Noth uns hereinbricht, schwindet das Schlechte,
 Schamlos verzagt; dann gilt voll nur der Mann und das Gold.
 Wähtlich ich ruf' ihn nicht; und traf sein verheerender Schrecken,
 Freund; mich verwundet nur tief, segnender Friede, kein Trost.
 Sodoms Loos bedrohet das Land, und es bräut Belsazar's
 Furchtbares Räthsel; umsonst! Keiner erkennt sich darin.
 Doch du berührst mit dem Finger mich sanft, du mahnst zu beharren:
 Rette der Mann doch sich selbst, wenn auch der Sieg ihm nicht ward.

Laß ausharren uns denn, treu will ich stehn zu den Freunden,
Nimmer vergessend des Sied, das wir als göttlich erkannt.
Sende nur Rach' ein Gott für die Unbill, die wir erduldet,
Rache für Schmach und Gewalt, die uns des Muthes beraubt.
Auf denn, ihr Deutschen, entsagt dem Schmerz ohnmächtiger Seufzer:
Unversehrt ist der Stamm, brach auch die Blüten ein Sturm.
Wieder erwachte der Frühling auch wir und es quillt mir im Busen
Neu der Gesang: nun wehlan, Muse, so nimm mich zurück.

Am Meere.

Dort am Rande des Meers, wo die Lieb' und die Ruhe sich mischen,
Und wo das Cap sich erhebt, rings von den Wogen umschäumt,
Blickt aus dunklem Gebüsch gar traulich herüber ein Bäumchen,
Wie es der Fischer bewohnt, einfach, der Sohn der Natur.
Rochend umzieht der Rasen den Grund und die Fülle des Epheus
Rankt am Gemäuer empor; kaum daß ein Fenster du siehst.
Dorthin, Freund, entfloß ich der Welt und ich fühle mich größer,
Seit aus dem Lärmen der Stadt selbst ich hieher mich verbannt.
Tief in der Seele ergriff mich, was plötzlich die Hand mir vom Steure
Riß, daß mein Segel den Lauf wechselnd des Zieles vergaß,
Welches ein Gott mir gesetzt; doch, Freund, dem treu mich verbunden,
Was der Gedank' und die Kunst schöpferisch Geistes erdacht,
Und was Männer vereint, die, geweiht zum Dienste des Geistes,
Nimmer verlassen die Bahn, welche zum Himmel sie lenkt,
Wähne mich untreu nicht: glaub, daß mich höherem Aufschwung
Zugeführt, was der Stadt niedrigem Dunst mich entzog.
Menschliches Treiben, wie dünkst du so fruchtlos mich und so kleinlich,
Nun ich der Erd' und dem Meer, nun ich dem All mich genah.
Wie von den Lippen der Lieb' in unendlichen Zügen der Jüngling
Seligkeit trinkt und Genuß, der ihn begeistert erhebt,

Wie in den Armen der Maid er ruht und in Wonns die Blicke
Ueberfließen, das Herz ganz sich berauschet im Schaum:
So umschlingt mich Natur, so blüht mir ins Auge der Himmel,
Einig empfinden wir uns, selig wie Mutter und Kind.
Groß' ist hier, hier wehnt der Gedank' und es schwillt mir der Ruf
Wieder in hohem Accord, der zum Gesang mich erregt.
Was man Leben benannt, hier ward es ein Bild mir des Todes;
Leben — du kennst es, o Freund, nur mit der Seele Gefühl.
Folge zur Nacht mir hinab, wo ein schattiger Hügel des Mittags
Blutheu und wehet und Gesäen selbst mir bereitet den Sig.
Ohrwärts gleiten die Blick' in des Meers aufwogende Gläthe,
Ruhend am Horizont, wo er die Küsten umsäumt.
Ueber mir säuselt der Vögel Gedäng' und die wallende Meerhuth
Lönt Meerdeugensang zauberisch mir in das Ohr.
Siehe, da naht mir hold mit lächelndem Gruß die Geliebte,
Rührt mich sanft mit der Hand, neiget ihr Köpfchen mir sanft,
Schmiegt an das Herz sich mir, und es sagen die rascheren Pulse,
Wallend sagt es die Brust, hier ist ein Tempel des Glück's.
Einst, Louise, da lockten dich auch die Gebilde des Reichthums,
Träumend erlagst du dem Schein, bis du zum Leben erwacht,
Bis mit der Rufen Gesang dich rief die Stimme der Göttin,
Die als Seele der Welt lebt in den Quellen des Licht's.
Zweifelnnd erhobst du den Blick, da zureißt dich des göttlichen Rufes
Weih' im Herzen ergriff und dich zum Himmel geführt.

Schüchtern empfängst du den Gott, der dir in den Armen sich senkt;
Wie er im Rauch des Gemüths und in der Liebe sich naht.
Doch er erfüllte dich ganz, und ließ uns entstehen der Täuschung,
Wie an den Stätten sie wohnt, wo nur das Laster sich blüht.
Selbstsucht kleidet sich dort in den schimmernden Mantel der Tugend,
Jegliches heist ihr erlaubt, wenn es nur Gold ihr gewährt.
Iren zu leben und groß, so heisst es des Menschen Bestimmung!
Schrie ich die Worte dir nicht einst in den Sapphir des Rings,
Den ich dir weih', als im Kuß wir zum ewigen Bund' uns vereint?
Sprich nun, hat nicht der Gott alles und herrlich erfüllt?
Heilende Kraft der Natur hat auch an dir sich erwiesen,
Die als Nyctea ich stieh und Aphrodite verehrt.
Kauscht, Vereiden, nur fort den Gesang: ihr eint ihn dem unsren,
Wenn auf den Flügeln des Lieds wir uns entwunden dem Stau.
Sprüche der Weisen, verstummt, wo Liebender Herzen gesprochen;
Freund, du mangelst allein seliger Geistes Verlehn.
Lenk den Schritt daher, laß Glückliche pflegen der Freundschaft;
Gott und Natur ist uns Leucht' und der Seele Genuß.

Edgars Abschied.

Siehst du die Segel da fliehn und am Horizont sie verschwinden?
 Ach, dort weilt noch eind, das mir entführt ein Herz.
 Albions Sternkreuz ist's; noch seh' ich der flatternden Wimpel
 Blutiges Roth, halt ein! Weh; es verschlang sie der Raum.
 Und ich sah am Strand wohl stundenlang, bis der Sonne
 Mittagsgluth mich zur Stadt trieb und zur Kühle des Bains.
 Deiner gedacht' ich: es trat vor die Seele mir jegliche Stunde,
 Jeder Moment, der uns, seit wir uns fanden, vereint.
 Dich erblickt' ich. o Dorn! da stand noch vergeblichem Hoffen
 Endlich das Bild vor mir, das ich im Herzen erschaut.
 Und ich nähete dir: ein bezauberndes Walten verband uns
 Selbstvergeffen; zu spät sahn wir die Lieb' und die Pflicht.
 Kindliches Dankgefühl erschien dir als Regung des Herzens,
 Du urplötzlich auch dich sagst' Upprobirend Gewalt.
 Viel hab' ich da der Thränen geweint, als ganz du erschlossen
 Mir dein Herz, und auch du solltest sie meinem Geschick
 Mitleidsvoll; du vernahmst, was selbst so schwer du empfunden,
 Wie in der Gatten Verlehn oft sich die Liebe verhüllt.

Welch ein Loos, nur dem Worte getreu in Qualen ein Leben

Hinziehn, das uns erschickt, fehlt ihm der Venus Gestirn.

Furchtbar! Doch nun es gilt ein doppeltes Band zu vernichten,

Heilig durch Sitte und Recht, und zu den Höhen des Lichts

Aus der Zerstörung Nacht und aufzuschwingen, erzittern

Weide wir, beben zurück. Sollten geröthet von Blut

Kränze der Liebe wir schaun? Da floh uns verzweifeln die Hoffnung.

Liebe, die Wunden du schlägst, bist du kein trübes Phantom,

Bist du die himmlische Nacht, kaß selbst du gebietest dem Schicksal,

O dann sei der Besitz nie von dem Herzen getrennt.

Also seufzt' ich, Clotilde, hier nach in die Oede des Meeres,

Hoffnungslos und doch hoffend, so muthig und bang.

Einsam maß ich zurück den Weg, den früh wir gewandelt

Weide so Hand in Hand, ach, und den Busen so voll.

Wer mich erblickt, der sagte bei sich wohl, treibt ihn der Juxfann,

Oder hat sonst ein Schmerz schneidend die Seel' ihm zermühlt?

Fliehend entschwanden die Tag' und der Mond, der jetzt wie ein Traumbild

Wleich mich umschwebt, nun mich süßeste Wonne verließ.

Plötzlich erwacht' ich — du gingst! O gieb zurück mir den Schlummer,

Amor, und all die Lust, welche nur Liebe gewährt.

Träumen, ja wohl, wir haben geträumt; ich fühl' es im Wachen,

Aber der Traum, es war innigster Seelenverein.

Brust an Brust und Lippe an Lipp', in strömenden Gluthen

Suchten sich Herz und Herz, tauschten ihr Leben, ihr Glück;

Und doch schiebst du, Clotilde, doch sind von einander gerissen
 Wir, so wie Seel' und Leib scheiden sich sollen im Tod:
 Du die Seel', entschweben im Blau, von den stürmenden Wogen
 Hirtgeführt, und erlartet ließeß den Leib du zurück.
 Das ist Wachen, im Lichte des Tags sich erinnern des Glückes,
 Welches im Traum' ein Gott, welches die Liebe beschied.
 Seliger Geisterbund, kannst nur der Nacht du entspringen?
 Seligkeit, fliehst du den Tag? Leuchtende Welten, ihr sagt's!
 Sternenbimmel, ach öffne dich mir, ihr traget empor mich,
 Genien des Lichts, denn das Herz lebt nur in eurem Verlehn.
 Jetzt siehst neu du, Geliebte, vor mir in erbahener Bildung,
 Neu in Fülle der Kraft; ha, wie dein Auge mir winkt!
 Ja, so standen wir jüngst noch hier und harrten der Stunde,
 Die nach des Voetmanns Wort führen dich sollt' in das Schiff.
 Sichere Zeichen, so klang's, sind da, daß der widrigen Winde
 Traug sich legt zur Nacht; dann sei uns alles bereit.
 Wie wir nun harrten: nicht anders erbangt um die Stunde des Urtheils
 Wohl ein Gefangner, den bald ewiger Kerker umfängt.
 Horch, da tönte die Glock' und es bringt ein Ruf in das Ohr uns:
 Auf zur Fahrt, und sogleich setz die Segel mir bei!
 Ach, Clotilde, wie schüld' ich dir je, was jetzt mich ergriffen!
 Lebwohl: wie ein Schwert fiel von den Rippen das Wort,
 Das mich durchbohrte: ich wollte wie festgebannt an dem Boden.
 Komm, man enteilt! und die Ragg trieb uns vom Hause zum Strand.

Leer noch waren die Gassen, nur hier und dort, wie ein Schatten,
Zog ein Wanderer dahin, scheu, wie im Walde das Reh.
Doch am Gestad' erschallte der Ruf der Schiffer, des Bootmanns:
Hier ist das Boot! und es trug eilenden Laufs dich zum Schiff.
Weh, und nun traur' ich allein: wann seh' ich, Geliebte, dich wieder?
Eins sind Seele und Geist und doch getrennt vom Geschick.
Albions Tochter, du Perle des Meers, wie das köstliche Eiland,
Das dich gebär, dir sei günstig die Fluth und der Wind,
Dass zum Hafen sie führen dein Schiff; du geleit' es, o Göttin,
Welcher der Sturm und das Meer, welcher gehorhet das Herz.

Das Horoskop.

Tritt mit mir auf die Warte hinaus, wo im endlosen Raume
Ringher Stern an Stern kreisen du siehst um den Pol.
Hüll' in den Mantel dich ein, denn es haucht die Kühle des Morgens
Scharf und entgegen, die Nacht weicht vor dem Tage gar bald.
Heut' am ersten des März versprach ich dir, früh dich zu wecken,
Dich zu geleiten hieher; keiner gerahet' es dabei.
Deinen Geburtstag wolltest im Kreis der Gestirne du feiern,
Blicken empor zu dem Dom, welcher die Welten umschließt.
Heiliger Weiser, wie ruhst du so hege im schweigenden Dunkel;
Seele, des Schöpfers Gewand siehst du entfaltet vor dir.
Reiche die Hand mir, Marie, du darfst dem gereifteren Manne
Sagen, warum die das Herz bebt, was die Thränen erpreßt.
Ist es die Größe des All, die bewält'gende Nähe der Gottheit,
Die dich erregt? Blick' auf, wag' es, den Pforten zu nahen,
Welche das Jenseit trennen vom Hier, und wag' es, dem Schicksal
Rühn ins Auge zu schaun, das in den Sternen sich birgt.
Dort taucht Jupiter auf; Mercur glänzt dort und der Venus
Strahlendes Licht, doch der Mond senkte sich schon in das Meer.

Nun erhebt auch Saturn sich am Morgenhimmel und stellt sich
Nahe der Venus Stern; Jupiter tritt zum Mercur.
Nach, der verderbliche, fehlt; im Gegenchein mit der Sonne
Stehet der Mond; sie selbst ist in die Fische gerückt.
Was dies alles dir deute, befragst du mich, glaubst, daß der Zukunft
Tage der Geist uns enthüllt, der in den Sternen sie lieft.
Ist dir ein Spiegel das All für der Menschheit dunkle Geschichte?
Wahelich, die Sehnsucht sagt's; die sich zum Himmel erhebt.
Also ward der Aegypter erregt, so schrieb es Chaldäa,
Römer, Germanen, sie zog alle der Sterne Gewalt
Zu sich empor durch die Kraft der Magie, denn es lenken die Sterne
Jedes Gemüth, das Gott ahnend zu fassen vermag.
So auch dich; und gesteh' es, Marie, dir spricht aus den Räumen
Liebe; du fragst um ein Herz, das sich dem deinen ergiebt..
Hört mich, Gestirne: vermöchtet ihr doch zu beglücken die Jungfrau,
Die am Abend euch ruft und die ihr morgens noch seht
Thränen erfüllt, wenn der Herrscher des Tags von der nächtlichen Wacht euch
Ablöst. Freundin, o sag's, was dein Erröthen bekennet.
Venus lächelt so lieblich dich an; du vertraue der Göttin,
Welche die Himmel regiert, Götter und Menschen beherrscht.
Herz, du Weltenatom, auch in dir ist die Bahn ja bezeichnet,
Die du zu wandeln bestimmst: bau' auf dein Herz, o Marie!
Blick so gesoßt zum Himmel empor und ergieb dich den Sternen,
Aber erkenn' auch in dir leuchtend der Seele Gestirn.

Denn ursprüngliches Schaun der Natur, nie dient es der Schlawheit;
Droben die Schicksalschrift leuchtet nur eignem Entschluß.

Ruth, dann erstehst du verjüngt aus der Nacht erhebendem Anschau:

Fliehet dich das Glück, o Marie, such' in den Sternen dir Trost.

Auf, nun komm, daß den Weg zurück wir finden zur Heimath,

Eh das Erwachen des Lichts Straßen und Plätze belebt.

Freudig verkünd' ich dir jetzt, was im Weltenbuch dir geschrieben

Steht, wie der Seher es einst gläubigen Völkern gethan.

Sorch: kehrt wieder der Tag im kreisenden Laufe der Jahre,

Schau' ich dich, wie du bekränzt nahnst Aphroditens Altar.

Thomas und Martha.

Ueber dem Dörfchen im Thal, wo der Wiesengrund an den Wald stößt
Und wo schäumend der Bach von dem Felsenhang sich herabstürzt,
Pflegt' ein Liebespaar sich zu finden, die Martha' und der Thomas,
Wenn sich die Schwüle gelegt und der kühlere Abend heraufzog
Und wenn alles zur Ruh sich geneigt nach ermattender Arbeit.
Schön war Martha' und hold, ihr schlankerer Wuchs und der Schritte
Sicheres Maß beim Tanz ward selbst von den Mädchen gepriesen.
Lieblich ertönt' ihr Gesang, wenn froh sie voran vor den Schnittern
Früh, beim rosigen Strahl der Morgensonn' in die Auen
Zog, wie die Lerch' im Blau den Greis und den Jüngling entzündend.
Thomas liebte die Maid mit der innigsten Herzenvergebung,
Innig und treu, wie noch keiner geliebt sein Mädchen, so meint' er.
Treuer und inniger noch, so glaubt sie, vergalt es ihm Martha;
Denn ein Mann, der spiele doch nur mit dem Herzen der Mädchen,
Könne das nimmer empfinden, wie ernst sie die Liebe betrachten,
Sie, ihr einziges Gut, und wie sie sich ganz ihr ergeben,

Nur um den Liebsten. Doch kacht' in der That nur an Marthen der Thomas,
 Die man gedenket des Aug's und des eigenen Bluts und des Lebens.
 Aber man wußt' im Dorfe noch nichts von der Liebe der Weiden,
 Ihnen nur war sie bekannt, man ahnt' es nur ohne Gewißheit;
 Niemand hatt' es errathen, beim Spiel nicht, noch in der Kirche,
 Und doch hatten sie Auz und Herz seit lange getauscht schon.
 Arm war Thomas, er konnte der nervigen Hand nur sich rühmen,
 Arbeitsfrisch und des Muths, der ihn schuf zum kühnsten der Jäger.
 Mannhaft trogt' er dem Bären, dem Ur, und kannte die Furcht nicht;
 Auch zu känd'gen ein Roß, ja den wildesten Stier, das vermocht' er.
 Martha war, wenn nicht reich, doch wohlbegütert, die Tochter
 Sorgsamer Eltern, und juu' war Schulz' im Dorfe der Vater.
 Marthens Mutter, sie rühmte sich wohl noch der besseren Herkunft,
 Sagte, den Gürtel von Gold werd' auch sie der Tochter vererben,
 Lauteres Gold, den einst von dem Dhm als Braut sie empfangen
 Und den seit der Zeit sie bewahrt als ihr schönstes Besitztum.
 Marthe soll' ihn tragen als Braut und selbst mit ihm schmücken
 Dann ihr eigenes Kind, daß stets er verbliebe dem Hause.
 Thomas wagte es nie, zu betreten den Hof und die Schwelle
 Seiner Geliebten, am Thor nur hatt' er einmal sie gesprochen.
 Als es die Mutter gewahrt, begann sie: was schaffet der Knecht hier,
 Marthe? Wie hältst du dich nicht für zu stolz, um mit Solchen zu reden,
 Oder wohl gar in das Haus sie zu ziehn! Es merkte die Rede
 Thomas; er blickt' auf die Marthe, die senkte in Thränen das Auge,

Hört' ihn nur murmeln: nun gut! Darauf vermieden die Beiden
 Je sich vor andren zu sehn: wohl wußten sie, daß sich der Eltern
 Segen nicht wend' auf ihr Haupt; doch blieben sie treu sich ergeben,
 Und wo am Walde der Bach heraussch, da trafen sie still sich.
 Einsam war, nicht geheuer der Ort; denn man sagte, daß Geister
 Dort um Mitternacht sich begegneten; Gräber der Vorzeit
 Hatte man jüngst noch gefunden allda; ein gewaltiger Steinblock
 Ragt' aus dem Boden hervor, der dient' als Zeichen und Grabstein.
 Grade nun war's vier Jahr, als hier sie sich Treue geschworen
 Und als Thomas grub in den Stein den geliebtesten Namen
 Martha, zunächst dem seinen, und daß sich beide verlobet:
 Nur die Gestirne der Nacht und die ewige Liebe bezeugten's,
 Welche sie beide besetzt für einander und der sie geweiht sich.
 Auch den Tag und das Jahr des Verlöbnißes grub mit dem Messer,
 Daß bei der Jagd er trug, in den Grabstein Marthen's Geliebter.
 Abendlich dämmert' es schon und das Mondlicht drang durch die Wälder,
 Schweigen ruht' auf der Flur, aus dem Thalgrund tönte nur hoh der
 Nachtigall Klag' und Gesang um ihn, der für immer verloren.
 Liebende sind mit den Geistern vertraut, sie fürchten nur Eines:
 Sich zu verlieren; nicht Dunkel, nicht Tod kann je sie erschrecken.
 Martha saß an dem Stein, wie lange, das wußte sie selbst nicht;
 Heimlich hatte sie heut sich geschmückt mit dem goldenen Gürtel,
 Denn sie kannte den Tag, der vor vier Jahren sie einte;
 Auch der duftige Kranz war nicht vergessen, sie legt' ihn

Auf die Namen im Stein' und bekränzte den Tag der Geliebten.
 Thomas, rief sie, o komm, dein harret das treueste Herz hier!
 Stumm bleibt alles, sie hört nur der Nachtigall tönenden Wohlklang,
 Und: nun gut, nun gut! drang's ihr in das Ohr wie ein Echo.
 Thomas, o komm, wie verlässest du mich, dein geliebtestes Mädchen!
 Hub sie noch einmal an; da vernimmt ein Geräusch sie im Walde:
 Hector ist's, sein Hund, der den Herrn verlassen noch niemals.
 Sprich, du treuestes Thier, wo ist nur dein Herr, wo ist Thomas?
 Hector drängt sie hinweg von dem Stein; wie? soll ich dir folgen?
 Ja; sie folgt' ihm, er führt in den Wald sie tief, wo den Liebsten
 Stumm und entseelt sie fand, umströmt vom eigenen Blute.
 Thomas, mein Freund! Ach du wußtest den Tag, der die Liebenden weihte,
 Konntest den Schmerz der Geliebten nicht sehn und den deinen nicht länger
 Tragen, so gabst du der Wüch' ein Ziel, das endlich erlöst dich.
 Martha sprach's und mit wankendem Schritt, fast unter der Last schon
 Sterbend, hob mühevoll sie den Thomas auf, zu dem Grabstein
 Trug sie ihn hin, der oft sie in süßester Liebe vereinigt,
 Wusch mit dem Wasser des Bachs die Wund' ihm rein, die zum Herzen
 Zeigte den Weg, dann küßte sie ihn in der letzten Umarmung
 Und stieg selber empor zu des ewigen Friedens Behausung.
 Hector bewachte sie treu die Liebenden beide, man fand ihn
 Andern Tags zu den Füßen des Herrn und die Hirschen des Dorfes
 Pauten ein Häuschen ihm dort, das nie er wieder verlassen,
 Nicht am Rande der Gruft, in der man beide bestattet,

Ihn mit der Blüth' im Arm und die Maid mit dem goldenen Gürtel,
Der ihr Kind nur im Sterben geschmückt, so klagten die Eltern.

Heut noch erzählt ein Birt wohl die traurige Mäher dem Wandrer,
Wenn er die Namen entdeckt im Grabstein; aber den Jahrestag
Feiern die Mädchen im Dorf mit Gesang, im festlichen Zuge
Bringen den Kranz sie daher und weihn ihn der Marth' und dem Thomad.

Liebeskatechismus.

Vertba.

Konrad, zum letzten Mal kam heut' ich her zu der Ulme;
Länger ertrag' ich es nicht, daß einsam nur ich dich sehe.
Kannst du vor allen im Dorf nicht Braut mich nennen, so laß und
Scheiden für immer von jetzt; ein sittsames Mädchen es darf nicht
Heimlich thun, was nicht es bekennet vor seinen Gespielen.
Längst schon hab' ich bemerkt, daß hier und dorten man flüstert:
Siehst du nicht Vertba dort? Nun geht sie und küßet den Konrad.
Denk' an der Wasen Geschwäg, und wenn's der Pfarrer erfähre,
Oar, wenn einer uns träf' und säh' das, wie du mich küßest,
Müßst' ich vergehn vor Schaam: drum sag' ich dir, geh' und verlaß mich.

Konrad.

Ei, wie erzürnt! Du hattest gewiß heut Jank mit der Wase;
Seit die Mutter dir starb, ist nie mehr Frieden im Hause.
Wartst so herzlich vordem und küßtest so heiß den Geliebten,
Riefst dem Konrad, wenn ich wohl einmal mich müßte verspäten
Und dir ein wenig gebangt; doch wenn ich von fern dich erblickte,
Spielst' ich Versteckens mit dir und dachte so: wenn sie sich umschaute,

Segt sie Verlangen nach mir; sieh da, und du wandtest das Köpfchen
Oft zum Wald, da harret' ich schon und du sankst an das Herz mir.
Bertha, wie bist du nur heut so kess? Nun, du kannst mich doch anschau:
Hab' ich denn Schlangen im Aug' und Gift, daß du so dich hinweglebst?

Bertha.

Wirst du mich nimmer verstehen? Ich will ja mit Freuden dich anschau.
Seh' ich den Himmel doch an und die Bäum' und den Fluß und die Aeerden,
Die dort weiden im Grund; du sollst mich nur nicht berühren.
Gut auch will ich dir sein; doch dazu bedarf es des Arms nicht,
Den um den Leib du mir schlingst. Ein Mann denkt immer: die Liebe,
Daß sei Blick und Kuß und gar noch ein Herzen und Trüben.
Konrad, wir lieben nicht so. Hast einst du ein Weib dir genommen,
Ist dir der Segen erteilt vor dem Altar, mögt ihr euch Herzen
Nacht und Tag; doch dem Mädchen geizt es nicht, und nun im Ernste
Soll es gesagt dir sein, nicht treff' ich dich mehr an der Ulme.

Konrad.

Weißt du auch, was uns trieb, den Weg zur Ulme zu gehen?
Hätte wohl eine Gewalt es vermocht, hieher uns zu führen,
Wenn nicht der Sehnsucht Drang und das eigene Herz uns gezogen?
Lieb' entflieht dem Geräusch, sie sucht ein verborgenes Plätzchen,
Will, wie die Ros' im Gebirg, in einsamer Stille gepflegt sein,
Wo nur die Geister ihr nah'n; dann dauert sie fest für das Leben.

Siehe, so geb' ich und nehm' ich den Kuß, als ein Pfand für die Zukunft.
Heimlichkeit nenn' ich das nicht, daß fern an der Ulme wir lösen:
Spricht nicht zum Herzen das Herz? und frag', ob ein Glüd du gekannt hast,
Mädchen, dem unsrigen gleich, wie hier uns die Stille es geboten.

Vertha.

Worte verknüpfst du wohl, doch überzeugst du mich nimmer:
Unrecht thun wir, ich fühl' es zu sehr, und du weißt es auch selber.
Liebe beschleicht uns gar bald, und wir Mädchen bereuen's zu spät dann.
Vistig hast du geflechten das Netz, um mich Arme zu fangen;
Alles hast du gethan mir zu Lieb', und nun bin ich gefesselt,
Wie in der Schling' ein Vogel, die Schmerl' in der Reuse des Fischers;
Aber nur Unglück bringst du mir, denn du liebst nur mit Worten.
Rauschenden Wein und der Sinne Genuß, den suchet ihr, Männer;
Aber was bleibt dem Mädchen, wenn ihr sie täuscht und verläßt?
Nimmer gestatt' ich dir Kuß und Umarmung mehr an der Ulme.

Konrad.

Vertha, du gabst mir dein Herz und hineinschaun ließeß du tief mich,
Perlen und Gold sind drinnen, wie nie sie besessen ein König.
Treu' hab' ich dir gelobt, und Konrad wird sie dir halten:
Meine Gehölz' und mein Haus, die Aecker da rings und die Wiesen,
Dein sei alles; nur harre noch aus, bis der Frühling erscheint,
Daß ich sie selber besüße, wenn ganz zum Mann' ich gereift bin.

Öhne zu schwagen dem Dorf; bald rächt dich die Lieb' an den Mähdmen,
Wenn sie im bedäutlichen Schmutz dich hinieln sehn zum Altare.
Frei naht dann uns das Glück; doch, Bertha, glaub mir, der schönste
Bleibt doch immer der Kuß, den zuerst du mir gabst an der Alme.

Konrad fühlte zu tief, was Bertha zu ihm geredet,
Und er wollte nun gehn; da umschlang ihn heiß die Geliebte,
Küßt' und herzt' ihn, wie nimmer zuvor sie ihn hatte umschlungen.
Oft noch blickte seitdem auf die Liebenben schüßend die Alme.

Sophia.

Zu mir trat in der Nacht der Weltensücht, der Gedanke,
Als dich, Geliebte, des Schlafs süßeste Fessel umfing.
Düster erglühete die Lamp' und in nebelhafter Gestaltung
Spielten, wie Geister im Chor, tanzend die Schatten um sie.
Woniglich blickt' ich und stolz auf dich: Polohymnia's Antlitz
Glaub' ich zu schaun, wie im Bild lieblich und sinnend sie lebt.
Neidisch sah es ein Gott; er lösche mir plötzlich die Lampe,
Sterbend erhellte ihr Licht dir noch die Wang' und die Stirn.
Da schaut streng der Gedanke mich an, und mit göttlichem Wink
Mahn' er zu folgen dem Drang, welcher die Weisen beherrscht,
Nicht zu verfallen der Welt und dem Schein, zu entsagen der Liebe,
Welche zerstörend das Herz opfert den Lüsten des Sinns.
Fliehe der Kypria Gewalt, dem erhabenen Zuge der Pallas
Dienend: ich leite dich gern dort zu der hehren Gebiet.
Aethen noch hört' ich, Geliebte, dich leis, doch mich sagt der Gedanke,
Und er entführte den Geist weit zu den Grenzen des Lichts.
Weihe dich ihm, sprach er, dir winkt die erhabenste Lehre,
Die dich entreisend der Nacht, Tod und Vernichtung besiegt.
Schau, wie in Finsterniß irt das Geschlecht zweiköpfiger Thoren,
Die von Entschluß zu Entschluß schwanlend nicht dringen zu Gott.

Nahe der Wahrheit Quell und schöpf' aus dem ewigen Brounen,
Welcher des Truges Gestalt scheucht aus der Seele hinweg.
Tauch' in die Tiefen des Seins und genieß' in Wonne der Klarheit,
Welche die Geister umfließt, wenn sie der Welt sich entrafft.
Stürze die Höhen des Wahns in der Brust, du vernichte die Selbstheit:
Auf, und ergieb dich mir ganz, selig zu leben in mir.
Also sprach der Gedank' und es drang mir tief in die Seele
Jegliches Wort, ich stand wie vor dem ew'gen Gericht.
Aller Erinnerungen Qual und Schmerz durchschnitt mir den Busen;
Laß mich wandeln im Licht, rief ich, entreis mich dem Nichts.
Drunten im Luftraum sah ich die Erd' und die wallende Meerfluth,
Und ich erkannt' im Geist' aller Vernichtung Gebiet,
Dem ich entrann: ich erkannte den Tod; das Licht der Gestirne
Schien zu erbleichen und schon war mir entschwunden der Sinn.
Horch, da drang mir ein Rauschen ins Ohr, wie der jauchzenden Freude
Auf, er durchstobte das All, gleich wie der Jubel ertönt'
Einst in der Schöpfung rings, als im heiligen Lande der Engel
Gottes den Hirten erschien, kündend des Heiles Geburt.
Mächtig ergriff mich des Werdenden Lust: ich erwacht', und o Wunder,
Sterbliches Aug' hat nie, was sich nun zeigte, gesehen.
Aus des Ozeans Fluth in wirbelnder Strömung erhob sich
Leuchtend ein Göttergebild, wie nur der Himmel es birgt:
Herrlichster Frauen Gestalt, der Hüll' entsprungen des Reizes,
Klar wie der Schönheit Quell und doch erhabner, als schön.

Als sie emportaucht, grüßten im Ebor sie alle Oestirne,
Und sie zu schaun im Glanz hemmten die Sonnen den Lauf.
Strömende Kraft durchjuckte die Welt in der Gluth der Erzeugung,
Tief, in der ganzen Natur, regt sich der Formen Gewalt,
Welche, befeelend, das All nach dem göttlichen Willde der Schönheit
Fest und nach ew'gem Gesetz schafft und die Stoffe beherrscht.
Paris, jetzt verstand ich den Spruch, den kühn du gesprochen,
Als auf des Ida Höhn Kypriß den Preis du gereicht.
Schwelgend in wogender Luft verlieh sie dir süßestes Leben.
Eströmt' in das Herz, in den Geist schaffender Wonne Gefühl.
Wohl hat Krieg sie erzeugt, wohl schuf sie Verderben und Elend,
Als sie Troja und als Priamos selbst sie gestürzt;
Doch wohnt Glück im Kampf und auch Ares ist ein Erzeuger,
Dem der Umarmung Günst Kypriß vor andren gewährt.
Alles Unsterbliche dankt dir das Licht, o du Mutter der Wesen!
Ist nicht die Lieb' und der Streit mächtigste Göttergewalt?
Auch den Gedanken erzeugt nur du, und was ich geschaffen,
Kypriß, du gabst es mir hold, gabst mir ein Göttergeschenk,
Dich, o Geliebte: — wie küßt' ich beglückt die erröthende Wange,
Und du sogst mich an's Herz, reichtest die Lippe zum Kuß.
Herrlich erglänzte der Tag, es umfloß uns der Zauber des Morgens,
Als aus Lithonos Arm leuchtend sich Eos entwand.
Wiedergeboren im Licht, umströmt von der ewigen Liebe,
Niet' ich, Sophia, durch dich Worte des Lebens der Welt.



3.

Epigramme und Xenien.

„Was ist besser als Sty!“
Tafel Handbuchs Einleitung.

Pythagoras.

Hört, o gefunden, ich hab's! So ruft mit gewaltigem Schalle
Wirthans Jahr um Jahr, der nicht ein Stäubchen noch fand.
Einmal ruft es der Weise und schlachtet die Hesthelatombe
Sonder Geißel, doch es tönt durch die Jahrtausende fort.

Kopernikus.

Nem, als befreiende Macht hast einst die Natur du gepriesen,
Als sie, zu singen dein Lob, mächtig entflammt den Lucrez:
Und nun laßet auf dir die Verfinst'rung schwerer denn jemals?
Hast aus der Geißel Gebiet ganz du die Göttin verbannt?
Wäge den Jreel und laß den Kopernikus jetzt bei dir einziehn:
Schauf du die Ordnung des All, wandelt sich Nacht dir in Licht.
Was kein Luther vermocht, vollbringt, als Held und Befreier,
Wer die Natur uns enthüllt, frei von den Fesseln des Wahns.

» So viel tausend der Jahre und noch unmündig die Menschheit!
Kennst du den Menschen, und doch staunst ob der Jahre du, Freund?

Was den Großen erhebt so hoch? Ein Ganzes erschafft er;
Aber der Kleine zerstreut entlod im Kleinen die Kraft.

Dauerndem willst du dich weihn und dennoch genügen dem Tage?
Knüpf an das Ew'ge du stet, was den dir heißt der Moment

Wähne nur nicht zu entziehen den Trümpfen; wo auch du weilest,
Glaub' es, sie folgen dir nach, bis auch das Kleinste gerächt.

Sollen dir Freuden erblühen, so lern' und wisse zu leiden,
Und für die Sorge der Welt bringe zum Opfer dich dar.

An D.

Welt das Wissen den Geist, so ist Geryonsabel die Treue
Gegen und selbst und den Freund: beide sie lehn die den Kranz.

Grabchrift.

Von vier Söhnen beweint ruht hier die geliebteste Mutter,
Die zu den Reichen des Lichts leiteten Glaub' und Geduld.
Schmerz hat nie sie gebeugt; sie trug ihn ergeben und standhaft
Lang', und wer ihr genah, sah sich erhoben durch sie.

Ohnmächtiger Zorn.

Seht, wie der Hydra der Zeit den Kopf ich trenne vom Rumpfe,
Ruft der Tyrann, doch je mehr Häupter er schneidet, je mehr
Sieht er erwachsen und will mit Feuer nun alle vernichten:
Doch um den Strauß zu bestehn, mußt ein Verrathsel du sein.

Die Kunst.

Freie Kunst, du führ den gefesselten Menschen zur Freiheit,
Schöne, zur Schönheit, und du, göttliche, führ' ihn zu Gott.

Alexander von Humboldt.

Wenn als Geschwister sich einß Metapher geihen und Waschl,
Weihen sie zum Priester den Mann, weihen sie beide beider.

An Alexander von Humboldt.

Einß ist das All, im Ganzen nichts verloren,
Einß ist der Ursprung mit dem letzten Ziel,
Und der die Unterschiednen all geboren,
Er gab sie nicht dahin des Zufalls Spiel:
Mit ehernem Band' umschlingt Nothwendigkeit
Der Wesen Fortgestaltung in der Zeit.

So sprach der Grieche: doch das All durchschauend
Enthüllt die Einheit erst dein Forscherblick;
Der Kunst, den Sprachen, der Natur vertrauend
Vehrst allvereinend du der Welt Geschick,
Und, was der alten Weisheit Spruch zerreißt:
Der Schöpfung Dasein durch den freien Geist.

Neujahrsgruß.

Sam 1. Januar 1857.

Wenn schaffend uns die Geister all' umschweben,
Die machtvoll glühn am ew'gen Firmament,
Und unsrer Seele Schöpfungskraft erkennt
Der Brudergeister urgewalt'ges Streben,

Dann fühlt sie Eins sich mit der Welten Leben,
Nicht trüb' und einsam, von dem All getrennt;
In freud'ger Lust des Wirkens sie entbrennt
Und will sich kühn in großer That erheben.

Doch, Freund, was ist's, daß Stern' und Seelen scheidet?
Unwandelbar schaun wir der Welt Befeg:
Ein neues Jahr eilt uns daran zu mahnen.

Des Menschen Loos will, daß er ringend leidet,
Doch bannt ihn nicht der starren Formen Reg:
Frei sucht der Geist des Lichtes ew'ge Bahnen.

Festgruß zur Wiedergenesung.

Am 15. März 1857.

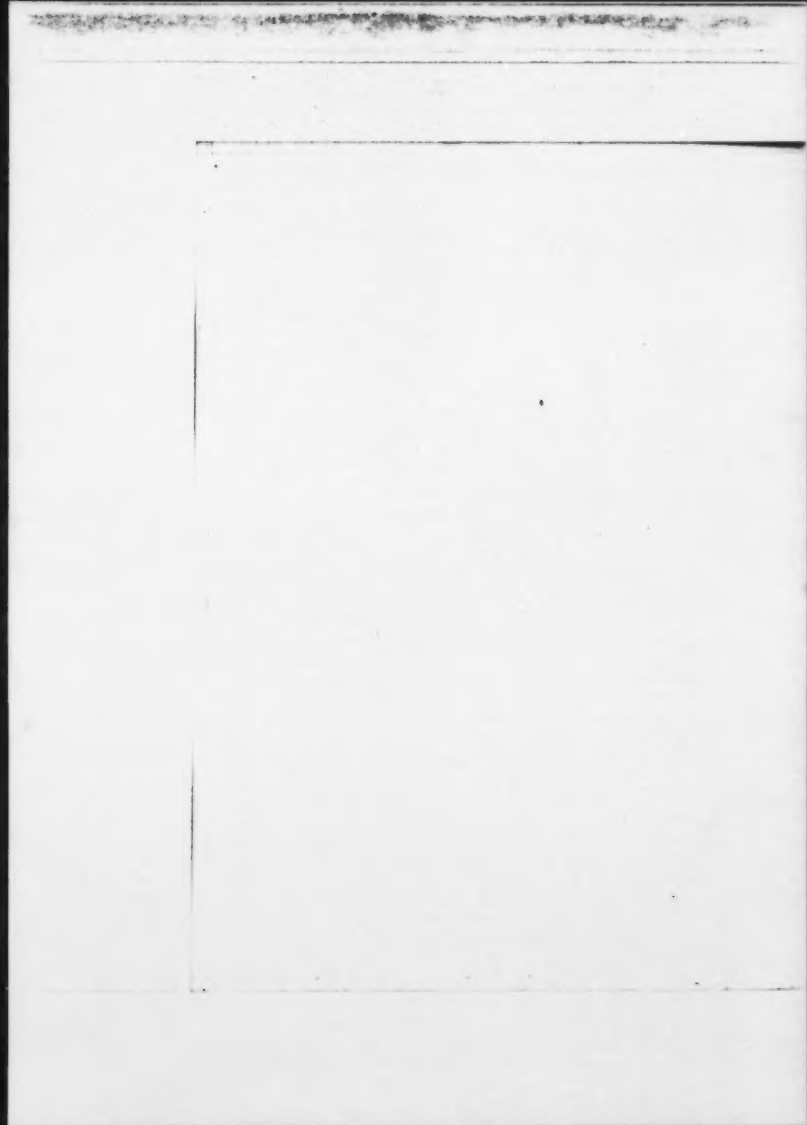
Bei A. Boedds Jubiläum.

Er athmet, lebt: sein Geist ist uns erhalten!
So tönt der Freudenruf von Mund zu Mund;
Treu giebt die Lieb' ihr reinstes Fühlen kund,
Wenn über uns des Schicksals Mächte schalten.

O möchten huldreich sie uns schützend walten,
Dich zu bewahren für der Freunde Bund:
Dein Name leuchtet hell dem Erdenrund,
Du willst der Welt des Himmels Buch entfalten.

O hättest aller Mienen du gesehen,
Als uns dein Brief erreicht am Jubelfest
Des Freundes, den so hoch dein Wort gefeiert.

Still hört' ich jede Brust zum Himmel stehen:
Du schütz' ihn, dessen Bild uns nie verläßt;
Er fehlt, und jede Freud' ist uns umschleiert.



August Boeckh.

Crecht, o Heil'ge, und neu und neu zum Leben die Heil'gen!

Du nur vermagst es: die noch einige Jugend verleben.

I

VIRO SUMME VENERANDO
AUGUSTO BOECKH
 AD NATALITIA
 DIE XXIV MENSIS NOVEMBRIS MDCCCXXXIX
 CONCELEBRANDA
F. A. MAERCKER.

Ὑμνων ἡδυμελῶν καὶ ἐπαίνου παντοδαποῖο
 Ἄνθεα φέρτε, φίλοι, σήμερον ἀνὰ γέρας
 Σεμνῶ, ὅστε Διὸς θυγατέρεσσι μὲν αἰὲν ὁμιλεῖ,
 Αἰδοίαις Ἀρεταῖς, καὶ φρεσὶν ὀρθοτάταις.
 Τοῦνεκα νοῦν οἱ ἔθηκαν ἐλεύθερον Ὀῦρανίωτες,
 Πᾶσι δὲ τοῖς ἀγαθοῖς, φέρτατος ὦν, προμαχεῖ.
 Τιμῶσιν δὲ γέροντες, ἐπικλείουσιν ἔφθβοι
 Ἄνδρα φίλον, χαίρει ᾧ κλέϊ πᾶσα πόλις.
 Δεῦτε, νέοι, κῆν χρὴ στεφάνοις χαίτην ἀναδῆσαι
 Κωμάζοντι· θεοὶ, πλῆσιον ἔσθ' ἱλαοί.

II

Am 24. November 1844.

„Welchen Gott soll ich erheben,
Welchen Heroß, welchen Mann,“
Rief der Sönger einst von Theben,
Als dem Freund' ein Lied er sann.

Und er ließ den Hymnos rauschen,
Der die Phorming herrschend lenkt,
Daß entzückt die Hörer lauschen,
In der Zeiten Lauf versenkt.

Also möcht' auch ich dir singen
Gottbegeistert dein Geschick,
Möcht' erheben meine Schwingen
Abdergleich mit Seherblick;

Deine Zukunft möcht' ich sagen: —
Doch ist sie nicht offenbar.
Hör' ich jeden Freund hier fragen?
Furchtlos schaußt du Jahr um Jahr.

Laß darum den Gott uns preisen,
Der den Gleichmuth dir erhält;
Dann den Heros und den Weisen,
Der dich lenkt zur Götterwelt.

Auf, mit härker'n Flügelschläge,
Vieh mein, töne nun den Mann;
Bring' ihm schöne Lebenstage,
Klotze, die den Faden spann.

Laß das goldne Ziel ihn schauen,
Das der Freiheit Kämpfern winkt:
Mög' er ihrem Stern vertrauen,
Welcher nie ins Meer versinkt.

III

Am 24. November 1845.

Nach dem Süden, Freund, und Osten
Seute den Blick mir gewandt,
Wo die Götter sich erloofen
Einst das schöne Griechenland.

Seht ihr dort Parnassos glänzen,
Pindos, Olympos erglänzen?
Seht ihr zu der Helden Kränzen
Vorbeer dort und Delbaum blühen?

Auf, so flechtet in die Haare
Selber den duftenden Kranz:
Weicht dem heut' entschwundenen Jahre
Bacchus Frucht mit Sang und Tanz.

Dieser Tag gehört dem Manne,
Welchen sich Hellas erler,
Der aus tausendjähr'gem Banne
Ersiehnd es herausbeschwor.

Einst in früher Jugend Träumen
Sah er ein göttliches Bild,
Ganz verloren in den Räumen,
Eine Jungfrau hehr und mild.

Und sie sprach zu ihm die Worte:
Perseus' Macht ich bezwang;
An Europas Eingangspforte
Ih den Ketzer niederrang.

Doch nun lieg' ich selbst geschlagen,
Bin an den Wagen gejocht
Pflunder Herrschaft, muß ertragen,
Dass auf ihre Macht sie pocht.

Du, sei mir ein treuer Votz,
Ründe den Völkern mich an;
Das Verderben, das mir drohte,
Kühner Rath nur wenden kann.

Zieh, der Herold war erhanden,
Hat sich dir, Hellas, geweiht;
Preisend folgt in allen Landen
Deiner Vahn die fernste Zeit.

Selbst hat Pallas ihm zur Ehre
Herrliche, Gabe verliehn:
Daß ihn Alter nicht beschwere,
Kraft und Jugend ihm erschien.

Auf denn, laßt den Becher kreisen,
Singet den Mann und die Braut;
Jüngling ist er unter Greisen,
Ihm zur Seite Hebe schaut.

IV

Am 24. November 1846.

Nacht am frohen Tage
 Seel' in Seel' uns schaun;
 Wein und Festgelage
 Schaffen uns Vertrauen.

Waren Geist und Geister
 Wir das ganze Jahr,
 Bringen heut dem Meister
 Unser Herz wir dar.

Unser Aug' erglänzet,
 Sehn den Freund wir nahn,
 Frisch das Haupt umkränzet
 Auf des Ruhmes Bahn.

Alle Zungen schweigen,
 Alle Waffen ruhn,
 Aller Blicke neigen
 Sich nur seinem Thun.

Und beseligt stiehen
Und die Stunden hin;
Auf! ihm nachzugehen
Bringt allein Gewinn.

Solchen Glücks Erregung
Danken heut wir dir;
Fühlt ihr die Bewegung,
Rufet laut mit mir:

Ihm, der Herz und Geiſter
Dauernd sich verband,
Ihm, dem Freund' und Reister,
Gilt dies Unterpfand.

Ihm, der all die Seinen
Auf zum Lichte zog,
Wag' ihm Heil erscheinen:
Vorch, er lebe hoch!

Am 24. November 1847.

Sagt, wie mach' ich's, daß auf mich
Er sein Auge wendet,
Dem mit Wonne heute sich
Dieser Kreis verpfändet?

Wär' ich nur ein holdes Kind,
So ein blonder Knabe:
O dann haßt' er mich geschwind,
Reicht mir süße Gabe.

Oder wär' ein Mädchen ich,
Schön und Hoheit-blickend,
Würf' er wohl ein Aug' auf mich
Mit dem Haupt mir nickend.

Auch ein Jüngling könt' ich sein,
Edel, lernbegierig;
Sicher pfl egte Voedk dann mein,
Zeigte sich nicht schwierig.

Wär' ich gar die Wissenschaft,
Die er möcht' ergründen,
Glaubi's, mit Lieb' und aller Kraft
Wir zusammen stünden;

Und dann würd' ich loden ihn,
Ihm mein Herz enthüllen,
Gib' ihm all mein Wesen hin,
Ganz ihn zu erfüllen.

Alles dieß vermocht' ich nicht,
Um ihn zu gewinnen,
Und ich mußt', auf Treu und Pflicht,
Andres mir ersinnen.

Werde, sprach ich, ein Fragment,
Das nur er kann lesen,
Dessen Jüg' er ganz erkennt,
Wie sie einst gewesen.

Dann stellt er dich wieder her,
Er wird dich ergänzen.
So geschah's, bei meiner The:
Auf drum, ihn zu kränzen!

VI

Am 24. November 1850.

Nach der Genesung von einer schweren Augenkrankheit.

In alter Zeit ein Dichter sprach:
Hütet ihr seid mir Thoren,
Seht ihr den Theil dem Ganzen nach;
Mir sei der Theil erkoren.

Reber als das Ganze gilt der Theil,
Er trägt die Kraft des Ganzen,
Er ist sein Urgrund und sein Heil:
Schaut nur auf Raphael's Stangen.

Was übet dort die Zauberkraft,
Die alles nach sich zieht?
Ist's nicht der Theil, der alles schafft?
Mit ihm das Ganz' entfliehet.

So darf ich auch des Auges Theil
Die Kraft des Mannes nennen:
Mit ihm ist und kein Pfad zu heil,
Zu schwierig sein Erkennen.

Zumal wo's Unterscheidung gilt
Des Echten und des Wahren,
Gefalt der Dinge, Jäg' und Wild:
Das muß das Aug' erfahren.

Nun denkt, wenn durch den bösen Feind
Bedroht wir sehn ein Auge!
Es ist ein Theil, wie mancher meint;
Doch gilt's was, ob er tanze.

Oft ist das Aug' ein ganzer Mann,
Wie wir an Voedk' es schauen,
Ein Schatz, dem sich vergleichen kann
Nicht viel in deutschen Gauen;

Ein Bild, der heil das Idealbild
Gefchieden von dem Kerne,
Voll Seelenklarheit, ernst und mild,
Gleich einem schönen Sterne.

Und in dem Auge feiern wir
Die Kraft des Ganzen heute:
Grund, aller Glückwunsch bring' ich dir,
Die neu dein Bild erheute.

Die Spenersche Zeitung.

Was das lebendige Wort einß schuf, nicht jetzt und die Zeitung!
Gott sich ermannen die Welt, setzen das Wort sie gerde.

Herrn Carl Ludwig Otto Unger,

geboren zu Berlin den 13. Juni 1786, bei Egidmund Spener in die Lehre aufgenommen
am 9. September 1799,

zur Feier seines funfzigjährigen Jubiläums,

am Sonntag den 9. September 1849,

als Zeichen der Anerkennung und Liebe

von den sämmtlichen Schülern der Spenerschen Druckerei,

in der Tages-Nummer der Zeitung.

»Als ich vor funfzig Jahren dich erblickte,
Wie sahn wir beide da ganz anders aus!
In Quarto, klein, wie's für die Zeit sich schickte,
So trug man damals mich von Haus zu Haus;
Doch wohlgefällig jeder Leser nickte,
Wenn ich erschien; ich war kein Alltagschmaus:
Der Deutsche konnte sich noch überlegen,
Was er im Weltenall sich sah bewegen.

Wie, theures Freundschen, hat sich das geändert!
Was ist aus uns geworden seit der Zeit!
Wir haben damals manchen Tag gefeiert;
Jetzt heißt es jeden Morgen: sei bereit!
Nur Einen Tag die Woche wird gefeiert;
Die andern reden bloß von Kampf und Streit;
Wenn wir nicht die »Errungenschaften« hätten,
Wir könnten uns auch nicht den Sonntag retten.

Doch, Freund, so klein wir beide damals waren,
Als wir zuerst geschlossen unsren Bund,
So sollte bald das Publicum erfahren,
Daß ich auf meinen Vortheil mich verstand,
Ich rief dich zu mir schon mit dreizehn Jahren,
Freisch schienst du mir, an Leib und Geist gesund;
Wir machen's, dacht' ich, wohl ein halb Jahrhundert,
Und so geschah's, daß alle Welt sich wundert.

Ich muß euch ein Geheimniß jezt vertrauen,
Ein Stückchen von Regierungspolitik,
Woran für jeden deutlich ist zu schauen,
Daß mir für unsre Zukunft ward ein Blick;
Man hat's vergessen fast in Deutschlands Gauen,
Doch predigt uns die Lehr' ein hart Geschick:
Wollt ihr im Drang der Stunden euch erhalten,
Laßt jeden Tag nicht einen Andern schalten.

Daß ward von Anfang an bei mir zur Regel:
Dum seht ihr heut den dritten Jubilar,
Dem ich vertraut die Lenkung meiner Segel;
Doch hatt' ich auch erkannt, was in ihm war.
Was alle Weisen lehrten bis auf Regel,
Ich stell' es euch an schönem Beispiel dar:
Soll Staat und Haus tiefwurzelnd euch gedeihen,
Muß Festigkeit der Führer ihm verleihen.

Nur sei mit Umsicht eure Wahl getroffen:
Erkennt im Kinde schon des Mannes Kern,
Dann steht euch eine reiche Zukunft offen.
Ein jeder Tag folgt seinem sichern Stern,
Das Gute trennt ihr von den schlechten Stoffen,
Und haltet alle Eintagsfliegen fern:
So hab' ich mir Carl Unger ausgewählt,
Und mich zur Jubelfeier ihm vermählet.

Die Truderei sollt' einen Fortschritt machen,
Der Handdruck fördert mich nicht gar zu schnell;
Wollt's Einer noch, wär's in der That zum Lachen.
Vor dreißig Jahren sah ich's klar und hell,
Nicht ließ mir's Ruhe, nicht im Schloß noch Wachen,
Und Unger sandt' ich hin nach Ober-Zell;
Bei Würzburg liegt's, wo König lebt' und Bauer,
Der Druckmaschinen weitberühmt' Erbauer.

Der Monden viel bedurft's und zweier Reisen,
Oh' unser Freund das schwere Werk vollbracht;
Auch Mißverständniß gab es, hart wie Eisen,
Das ihm viel Noth und Arbeit hat gemacht.
Doch soll man eines Werks Vollendung preisen,
Muß beim Vollbringen Dunkel drehn und Nacht!
Schon wollte Zwiß den Aufbau ganz vernichten,
Als Unger es gelang, ihn mild zu schlichten.

Dafür ward ihm auch schönster Lohn bereitet,
Als die Maschine jetzt vollendet stand;
Denn bis zum Könige sich ihr Ruf verbreitet,
Die erste war's, die in Berlin sich fand;
Und sich, er kam, vom seinem Stab geleitet,
Der Vächter jüngste führt' er an der Hand;
Dann hat Carl Unger alles ihm gemiesen,
Und seinen Eifer hat der Fürst gepriesen.

Das war verdient; doch tiefer wird's ihn rühren,
Wenn ihren ältesten Freund die Zeitung preist,
Und Lob aus voller Brust muß dem gehören,
Der Tag für Tag sich frisch und treu erweist;
Der keine andre Lust sich mocht' erklären,
Als die ihm des Geschäftes Drang verheißt,
Und, Freund', es sagt was, noch nach fünfzig Jahren
Der Jugend Kraft und Rüstigkeit bewahren!

Bedenkt, wie viel in dieser Zeit erschaffen,
Wie mancher Jüngling ihrer Last erlag,
Wie viele thöricht ihren Lauf begaßten,
Nicht wissend, was von ihnen will der Tag;
Nur altdemüthete Kräfte hier was schafften,
Das wahre Gold von echtem Korn' und Schlag;
Und seht, in all dem Schwall verwirrter Stunden
Hat sich ein Jubelkreis zurecht gefunden!

Das Neu' und das Bewährt' ist nicht stets Eines,
Die Jugend folgt gar oft dem Tagesgeschwätz,
Nährt mit dem Schatten sich des flücht'gen Scheines,
Und fällt gar leicht der Theorie ins Netz,
Wie von dem Schaum berauscht des jungen Weines
Vergeht sie sich am ew'gen Weltgeiz;
Dum leihe sie das Ohr auch der Erfahrung,
Wo sie sich beut, zu ihrer eig'nen Wahrung.

Auf, laßt zum Jubilar und heute wallen,
Begrüßt den Freund in seiner Lieben Kreis,
Macht ihm zum Tempel unsrer Zeitung Hallen,
Wo von der Stirn so oft ihm rann der Schweiß,
Und laßt ihm all' ein Lebehoch erschallen,
Daß unsre Stadt davon zu sagen weiß:
Vivat! so lang' hier die Maschinen klingen,
Wird man dies Lied vom alten Ager singen!'

Ehre den Vätern!

Herrn E. v. D. Unger

zur Festfeier seines fünfzigjährigen Jubiläums.

Von den älteren Freunden.

Freunde, sind denn unsre Zeiten
So ganz funkelnagelneu,
Wie man's hört von allen Seiten?
Gab es sonst nur Splint und Spreu?
Ist das Licht uns erst erschienen,
Seit man acht und vierzig schrieb?
Seit man rief mit blut'gen Mienen:
Wer besiegt, ist ein Dieb?

Laßt einmal zurück uns schauen,
An dem schönen Jubelfest
Mit den Vätern uns erbauen;
Ruft sie her von Ost und West.
Denk der Seinen heut' ein Jeder,
Denen er das Licht verdankt;
Laßt die Dogmen dem Rathgeber,
Herzen schaut, die nie gewankt!

Seht, da naht sie unserm Kreise:
 Väter, Mütter, seid begrüßt!
 Höret eurer Kinder Weise,
 Die ihr pädlich oft geküßt.
 Wollt ihr, Freund', im Bild sie sehen,
 Blickt auf unsern Jubilar;
 Freudigkeit wird euch umwehen,
 Unsern Vater stellt er dar!

Fühlt ihr so der Eltern Nähe,
 Nun so blicket fest sie an,
 Als wenn euch ihr Auge sähe,
 Und dann spreche, wer es kann:
 Treue ward erst jetzt erfunden,
 Pflicht hat niemand sonst gekannt,
 Lieb' hat Herzen nicht verbunden,
 Ehr' hat keinen sonst ermannt!

Freund', ihr schweigt? Wer sagt den Ahnen
 Offen dies ins Angesicht?
 O, sie folgten lichten Bahnen,
 Auch ihr Wort war Ehr' und Pflicht.
 Treu' ist nicht erst heut geboren,
 Recht und Freiheit lebt in Gott,
 Und wenn Liebe falsch geschworen,
 Traf auch, sonst sie Fluch und Spott.

Nicht seit gestern erst bewähret
Unser Freund und Vater die,
Schilt nicht, was man sonst verehret,
Rühmt noch, was man damals pries.
Wöchte sich auf uns verzerben,
Unser Ahnen hoher Ruhm,
Daß wir einen Platz erwerben
In der Ehre Heiligthum.

Dem Jubilar.

Lied.

Heute ward mir's offenbar,
Was die Menschheit einet,
Die uns schon so manches Jahr
Ganz zerissen scheinet.

Glaubet nicht, es sei das Glas,
Darin der Wein erglühet;
Denn wie oft ist Streit und Haß
Aus der Reb' erblühet.

Auch die Schönen mein' ich nicht,
Bräute nicht und Frauen;
Denn in manchem Spottgebiht
Ist ihr Bild zu schauen,

Wie die Einheit sie verstreuen
In dem Ehestande,
Daß man möchte schier vergehn
Durch die Liebesbände.

Doch wenn uns nicht eint der Wein,
Nicht der Reiz der Schönen,
Sagt mir an, was kann es sein,
Was die Welt verfühnen?

Und da hör' ich, spricht man leise:
»Ich hab's ausgesunden!«
Nun, wer's uns zu sagen weiß,
Mag es laut bekunden.

»Meinst du nicht, daß Politik
Alle Herzen bindet,
Daß vor ihr auf einen Blick
Jeder Streit verschwinde?«

Hört nur das Geldächter an,
Das dies Wort empfangen;
Was sie Deutschland angethan,
Nacht mir kein Verlangen.

Auf, nun sag' ich's euch sogleich,
Und wenn ihr es höret,
Spielt mir niemand hier den Streich,
Daß er's nicht beschwöret.

Freund', es ist der Jubilar,
Der die Lösung bringet,
Dem der Jüher frohe Schaar
Troph vereint jetzt singet.

Oh! doch solchen Jubelkreiß
Für die deutschen Lande,
Der in seinen Zauberkreiß,
In der Einheit Bande

All die Brüder jög' hinein,
Wie wir heut' es sehen:
Dann würd' uns bei Lieb' und Wein
Deutschland auferstehen.

Zur Jubelfeier
der funfzigjährigen Berufsthätigkeit,
ihrem verehrten Principal,
Herrn Friedrich Ferdinand Julius Unger,
Hef.-Buchdrucker St. Königl. Hofeist des Prinzen von Preußen,
dargebracht
von den Mitgliedern feiner Officin.
Berlin, am 22. Februar 1857.

Tischlied.

Auf, grüßet, ihr Brüder, im Piele den Mann,
Der heut ſich die Krone des Bürgers gewann,
Der taftlos ſich mühend mit redlichem Fleiß
Durch funfzig der Jahr', als ein Jüngling, als Greis
Sich erworben das Schönſte, was feiert der Sang:
Sein Nam' iſt geehrt und von trefflichem Klang.

Chor.

Stoßet an, ſtoßet an!

Feiert ihn, den Ehrenmann!

Ihr Gläſer, erklinget, erhebe dich, Sang,
Denn der Name der Unger hat trefflichen Klang.

Doch bewegt ist der Meister, sein Auge wird feucht:
Was ist's, das den Glanz von der Stirn' ihm verschleucht?
O des Bruders gedankt er, der theuer ihm war,
Der treu mit ihm wirkte so Jahr um Jahr,
Und ihm innig verbunden die Anstalt schuf,
Ihr die Ehre des Namens gesichert, den Ruf.

Chor.

Stoßet an, stoßet an!

Feiert ihn, den Ehrenmann!

Ihr Gläser, erklinget, erhebe dich, Sang,
Denn der Name der Unger hat trefflichen Klang.

Was leid' ihr begründet, das mehret noch der Sohn,
Und es wird ihm die Ehre des Vaters zum Lohn.
Troph' wick' er und schaffe nun funfzig Jahr,
Selbst werd' er mit Ehren ein Jubilar,
Und des Ohmes gedenk' er, des Vaters kann noch,
Wenn man feierend ihm bringet das Lebehoch.

Chor.

Stoßet an, stoßet an!

Feiert ihn, den Ehrenmann!

Ihr Gläser, erklinget, erhebe dich, Sang,
Denn der Name der Unger hat trefflichen Klang.

Schnell wechseln die Zeiten: nur wenige sind hier,
 Die den Meister gesehen in der Jugend Hier;
 Doch ein Stamm von Getreuen, der wurzelt im Sand;
 Ihn in Liebe vereint, harret freudig er an;
 Auch die Jüngeren rufen mit Jubelgeschrei:
 Hoch lebe die Unger'sche Buchdruckerei!

Chor.

Stoßet an, stoßet an!
 Feiert ihn, den Ehrenmann!
 Ihr Gläser, erklinget, erhebe dich, Sang,
 Denn der Name der Unger hat trefflichen Klang.

Herrn Dr. E. H. Späfer

zum

Geburtslage, am vierundzwanzigsten December 1850,

dargebracht

von den Lehrern und Brüdern seiner Official.

I.

„Ingenuity and perseverance.“

Ein wunderbares Jahr ist uns entschwunden,
Lad und der Wechselfälle viel gezeigt:
Wer hätte nicht am eignen Loos' empfunden,
Wie unsres Glückes Waage fällt und steigt;
Doch von uns Allen, die dir treu verbunden,
Ist keiner, der nicht heut sich zu dir wagt:
Gleichwie vor einem Jahr wir vor dir standen,
Sind wir dir eng verknüpft mit inn'gen Banden.

Denn lebenskläftig fühlen sich umschlungen
Die treuen Diener von dem treuen Herrn;
Von ihrer Liebe hat man oft gesungen,
Wie sie einander suchen nah' und fern;
Wem ist nicht eines Freundes Ruf erklingen,
Wer sah nicht steigen seiner Hoffnung Stern,
Wenn er den Meister lange Zeit entbehret
Und plötzlich hört: der Herr ist heimgekehret!

So sehnen sich die Glieder nach der Seele,
Der Marmor nach des Bildners Künstlerhand,
So wünscht die Braut, daß sie der Herzschlag fühle,
So fühlen Vater sich und Sohn verwandt,
Der irre Schiffer sucht des Tages Helle,
Wenn ihn der Sturm verschlagen von dem Land,
Wie dich wir mißten, als du fern verweiltest,
Bis du zu uns, zur Heimath wieder eiltest.

Was strebt die Zeit nicht alles zu vernichten!
Verkostet ist ihr der Diener Pöbel;
Auf Glauben und Hoffnung soll das Herz verzichten,
Nach Gut und Gold nur ihr Verlangen steht;
So will sie ein Verhältniß auch erdichten,
Das Herrn und Diener aus der Welt vermeht;
Doch laß uns offen hier vor dir es nennen,
Daß wir den Herrn im Geiste stets erkennen.

So sei dir Glück auch fernerhin beschieden,
Wie dir wir Alle trenn ergeben sind.
Wenn dich es hier, den andern dort gemieden,
Wie wechselnd unsre Segel schwellt der Wind,
So ruht auf festem Grunde ja dein Frieden,
Als den die Woge treibt und nimmet geschwind:
»Aufrichtig und beharrlich« auch im Drange,
Folgst deinem Wahlspruch du mit seinem Gange.

Am vierundzwanzigsten December 1851.

2.

Einen wunderbaren Traum
Will ich euch berichten,
So wie euch ein Dichter kaum
Einen Künft' erdichten.

Auf den Schemeln saßen wir
Alle an unsren Rößen,
Wie im Wald die Vöglein schier
Säßen auf den Aesten.

Manuscript war schon vertheilt,
War genug vorhanden,
Was auch heute noch nicht eilt,
Von entfernten Landen.

Nur der Staatskreich bedangte sehr:
Ludwig Bonaparte
Kam gar Manchem in die Quert
Mit der kühnen Karte.

Keiner hatt' ihm dringeguckt
Von den feinsten Spielern;
Er hat Alle sie beruckt,
Schulzen so wie Müllern.

Und nun laufen sie herum,
Sind wie aus dem Häuschen,
Daß der Louis' saß so stumm,
Wie im Loch' ein Räuschen.

Rein Herr Jesu! und darob
Regnet's Manuscripte,
Weil Prinz Ludwig gar so grob
Die Versammlung kippete.

Jeder bringt sein kluges Wort,
Dünkt sich den Propheten,
Meint, nur Das sei jetzt am Ort,
Was er hält von Röhren.

Kinder, denket ich, Bonapart'
Hat euch nicht gerufen,
Als er, nach Soldatenart,
Zu des Thrones Stufen

Seinen Weg sich angebahnt,
Wie er's ausgehoben;
Und wags ihr ihn ermahnt,
Iß, wie Spreu, zertronnen.

In des Schicksals Wege spricht
Al' ihr drein vergebend;
Was da gut ist und gerecht,
Weiß der Herr des Lebend.

Doch ich geh' an meinen Saß,
Hasse noch dem Salen,
Denk', es ist, was ich auch schwag',
Als wenn Lampen blazen.

Sieh, da kommt das große A
Plötzlich hergetroffen,
Und hat uns mit lautem Ha!
Also angesprochen:

»Seher, heut' ist keine Zeit
Für die Logdgeschichten;
Macht euch allzumal bereit,
Besser zu berichten.

Nehmt die Faden hint zur Hand,
Und da seht mir Alle,
Wenn ihr Herz habt und Verstand,
Daß es widerhalla:

Heute gilt es unserm Herrn,
Der uns ist ein Vater,
Der uns Gutes thut so gern,
Helfer und Berather!

Der dem treuen Winkelmann
Einen Brief geschrieben,
Wie nur Jemand schreiben kann,
Dem die Seinen lieben.

Schon der vierte Jubilar
Ist's in diesen Räumen;
Seger, Truster, es ist klar,
Daß ihr nicht dürft säumen,

Unserm Herrn ein Begehrt
Gut pfeif zu bringen;
Und zeigt ihr euch läßig noch,
Werden wir's ihm singen.

Selber sparen wir uns dann
Sonder euch zusammen,
Wie die treue Lieb' es kann,
Denn man nähert die Flammen.

Also sprach das große A.
Wir, in schnellster Schnelle,
Lassen alle's Ander da,
Rufen Deiner Schwelle,

Bringen unsern Glückwunsch Dir
Zu dem heutz'gen Feste:
Nichtst Du und sehn hier
Nur willkommen'ne Gäste!



Vermischte Gedichte.

Woh' im Leben sich zerstreut,
Ach! ich bin im Tode:
Gedenke, du mein gern vermisst,
Schmerz und meine Schicksal.

Der Jungfrau.

Der unentsalteten,
So jart gestaltet,
Noch uneralteten
Lichtglüh'nden Rose!

Duß mit ihr schalten,
Ueber ihr walten,
Rein sie entsalten
Der Genien Coose!

Geständniß.

Die sagen, was mich drängt?
Unmöglich!
Nach leeren Worten jagen?
Unmöglich!
Kannst in mein Herz du schauen
Und dich nicht neigen?
Wem darfst du läßt vertrauen?
Veredtem Schweigen.

Verlöbniß.

Ich flog hinab in den Garten
Dort fand ich sie allein,
Im Garten unter Blumen,
Im lichten Sonnenschein.

Die Vögel sangen im Laube,
Es sang die Nachtigall;
Der weite Garten tönte
Vom lauten Widerhall.

Sie saß im Kreise der Blumen
Wie Flora lieblich da,
Und ihre Wang' erglühte,
Als sie mich kommen sah.

Wie grüßte sie mich so freundlich,
Daß laut mein Herz mir schlug!
Sie glühte wie die Rose,
Die an der Brust sie trug.

O reich mir, sagt' ich, die Rose:
Dein Bild nur schau' ich in ihr.
Sie senkt' ihr Aug' auf das Nieder
Und reichte die Rose mir.

Mit einem Myrtenkranze.

In Myrtenhainen, wo die Selgen wohnen,
Ist Amor zu empfangen dich bereit;
Schon sandt' er dir der Bräute festlich Kleid,
Kranzt nun dich mit der reinsten aller Kronen.
Blutlosem Siege will die Myrte lohnen,
Wo jeder sich besiegt dem Sieger weicht:
Wo Kampf und Schmerz der Götter Lust verleiht,
In gleichem Glanz die Gegner neidlos thronen.

Zu einem Oblatenschächtelchen.

Ungeweihten sei verschlossen,
Freundin, deiner Liebe Wort:
Wir Oblaten sind ihr Ort,
Wenn sich frei dein Herz ergossen.

Öß und die geweihte Hand,
Weichen wir vom Briefesrand:
Durch das Thor, wie Sonnenlicht,
Strahlt Dein liebes Angesicht.

Zur Hochzeit.

Ebens schönen Garten,
Lieblich anzuschau,
Wollte, sein zu warten,
Gott dem Mann vertraun.

Blüth' und Ströme flossen,
Führten Perl' und Gold,
Und des Lichts Genossen,
Engel, naheten hold.

Seiner Schöpfung freute
Selber sich der Herr;
Doch den Mann sie reute,
Weil allein er war.

Wenn die Morgenröthe
Deckte Flur und Wald,
Er zum Schöpfer flehte:
Gott, erlöb mich bald!

Lobt doch Löwen, Bären
Der Gefährtin Bild,
Und der Mensch soll nützen
Einsam Gram und Glüd?

Da zuerst in Thränen
Sich sein Aug' ergoß;
Unter Schmerz und Sehnen
Tiefer Schlaf es schloß.

Und die Klage rührte
Gott den Herrn so mild:
Zu dem Manne führte
Er der Gattin Bild.

An W. G. B.

Nach dem Verhöre.

Wie lange werd' ich noch das Kleid
Des Bettlers tragen um deine Gnade?
Wie viele nah'n von Ost und West
Und flehn, o Herrin, um deine Gnade!
Niß deine Günst nicht nach Verdienst:
Wer könnt' erkaufen des Himmels Gnade?
Verleih der Herrschaft Ehrenkleid
Dem treuen Diener nach deiner Gnade.
Halb, und ließe dich dein Loos
Im Staub vergehn an der Thür der Gnade,
Woll' immer von der Schenke Thür
Zur Herrin, hart' auf den Blick der Gnade.

In ein Album.

Laß dieses Buch sich deiner Hand entfalten,
Sobald die Sehnsucht dich dem Tag' entrückt;
Mag über ihm der Liebe Genius walten,
Der wie des Jenseits Bild das Herz entzückt,
Und trifft es wehmuthsvoll auch auf Gestalten,
Die einst in andrer Zeit dich hoch beglückt,
Laß eine Thräne dem Gedächtniß rinnen:
Die Geister nah'n nur den gereinigten Sinnen.

Beim Abschiede.

Um den Abschied trauern? —
Herzen rückt er näher,
Ist ihr tieffter Seher;
Liebe läßt er dauern.

Meinem Bruder.

Zur Hochzeit.

Jetzt, wo die Welt nach Freiheit ringt,
Sagt sie der Lieb' Ade,
Und wenn ein Lieb die Freundschaft singt,
Schreit Alles ach und weh!

»Die Lieb' ist Jessel, Tyrannei,
Die Freundschaft leerer, Tand;
Fort mit der Herzen Slaverrei,
Fort mit der Geister Band!«

»Nur mein Belieben ist Gesetz,
Nichts gilt die Pietät!«
Und sing sich wer im Liebesnetz,
So ruft man: kommt und seht!

Und doch erblick' ich viele hier
Im innigsten Verein:
Es flimmert vor den Augen mir,
Wie kann das möglich sein?

Giebt's noch für Herzen ein Gefühl,
Für Geister eine Norm?
Serrann sie nicht im Tagdewühl,
Wie jede schöne Form?

Mich dünkt, ich höre manch ein Herz,
Das noch vor Sehnsucht wallt,
Und stiller Liebe tiefer Schmerz
Im Ohr mir wiederhallt.

Da, mein' ich, ist der Männer Geist
Auch noch der Freundschaft hold,
Und wenn auch jede Form zerreißt,
Die gilt uns mehr als Gold!

Noch schrecket die Liebe Treue sich,
Auch Brüder giebt es noch,
Die gern dem andern weihn ihr Ich:
Auf, Bruder, dir ein Hoch!

Mit einem Gedentbuche.

Auf flücht'ge Blätter schrieb einst die Sibylle,
Was von Apoll entflammt sie tief geschaut;
In Räthsel strömt sie ihres Busens Hülle,
Die ihr die dunklen Nächte sie vertraut,
Und nur des Sehers Blick durchdrang die Hülle,
Entschleiert und das Wort der Gottesbraut;
Doch sah man, wo der Menschen Rath geendet,
Daß selbst das hohe Rom zu ihr sich wendet.

So weihn wir auch die Sibyllinen-Blätter,
Vereine freudig sie zum Lebend-Baum;
Such' ihren Schut bei Sturm' und droh'ndem Wetter,
Und sammle dich in ihrem heil'gen Raum.
Bau auf den Himmel, glaub', es lebt ein Retter;
Die Lieb' und Freundschaft sind kein eitler Traum:
Will einst aus Jersal sich kein Ausweg zeigen,
Tritt, Freundin, hier in treuer Freunde Reigen.

Pieschen.

In österreichischer Mundart zu sprechen.

Herglieschen — — Nu? Ist keiner, der's kennt?
Der's hält' durch die seidenen Vorhäng' gesehn?
Hier ist mancher doch, der für's Pieschen brennt;
Nu, unter vier Augen da könnt' er mir's gestehn.
Gar traut ist das Pieschel, ist lieblich und reich. —
»Was soll's mit dem Raderl?« — Ich sag's alsogleich.

Ihr wißt's ja schon lang', es lebt hier in der Stadt,
Dort wegt's übern Plog, wo die Puppen all sind,
Ein Raderl, das 'nen sonderbar'n Eigensinn hat,
So sonderlich, daß ihn wohl keiner ausfind't.
Nu denkt mal, sie sagt, sie nahm nie einen Mann,
Der nicht anders, als die andern halt, läßt sie kann.

So ein Kuß, wie sich geben der Bräut'gam und die Braut,
Ist ihr abgeschmakt, ist so gewöhnlich von Art;
Und das Pieschel wird nimmer und nimmer getraut,
Bis der sich nicht find't, so ätherisch und zart,
Der vor ihr erscheint in der Dämmerlicht-Stund'
Und, ohn' sie zu berühren, ihr küßt auf den Mund.

Wie's die Eltern gemacht, als sie Brautleut' noch war'n,
Wie's Prinz und Prinzessin thut, Großmagd und Knecht,
Das ist für Herzlieschen grad' ein Ding für die Narr'n;
Sie möcht' gern unschaffen das Menschengeschlecht;
So ein Kuß, der keiner wär', ein Kuß wie ein Traum,
Den möcht' sie genießen, doch der find't sich halt kaum.

Schon manches Jahr hat sich das Viecel gebangt,
Kein Ritter hat noch das Geheimniß entdeckt;
Ich glaub', daß nachgrad' sie zu wellen anfängt,
Sonst hält's sich nicht so hintern Vorhang gesteckt;
Herzlieschen wird endlich bequemen sich müssen,
Grad so, wie die andern, den Bräutigam zu küssen.

Toast.

Einem Lehrer.

Euch, der Vorzeit Meistern,
Die mich treu geführt,
Könn' ich euern Geistern
Danken wie's gebührt!

Auf zu ihrer Feier,
Singt der Ahnen Preis!
Doch da tönt die Leier
Selbstbewegt mir leis:

Deines Herzens Blüten
Bring dem Leben dar;
Meistern, die sich mühten,
Kränze frisch das Haar.

Enkeln wird sie nennen
Einst des Ruhmes Rund;
Dag wir sie erkennen,
Ihn' ein Vort kund.

Der Vorsteherin einer Erziehungsanstalt.

Zum Geburtstage.

Ein Mädchen spricht.

Hör' ich Kluge Männer sprechen,
Hör' ich kühn Gedanken tauschen,
O wie eil' ich da zu lauschen,
Und es will das Herz mir brechen,
Reißt es heiß, kein Mädchen kann
Denken, reden, gleich dem Mann.
Rehe' ich still in mich zurück,
Klag' ich das verflachte Glück.

Doch in meines Busens Hülle
Hör' ich andre Laut' erklingen;
Sagen hör' ich dort und singen,
Was nicht faßt des Wortes Hülle:
Zwängt' ich in ein Wort es ein,
Wär' es wie des Lämpchens Schein,
Gegen all die lichte Pracht
Einer goldnen Sternennacht.

Was du sagen kannst, ist Stüdwerk,
Doch die Liebe sucht ein Ganzes;
Trennt sich nur des vollen Kranzes;
Was an Worten reich ist Hildwerk:
Was im Herzen tief dir lebt,
In Accorden sich erhebt,
Eint sich schön zur Melodie,
Zu der Jordan Harmonie.

Sieh, Verehrte, wie du waltest,
Ueber und durch Mond' und Jahre,
Wie so lang' ich nun erfahre,
Dass du deine Lieb' entfaltest,
Nicht den Kindern sagst, du liebst,
Sondern ganz dich uns ergiebst,
Wie auf reicher Frühlingsflur
Liebe spendet die Natur:

Also möchten wir erscheinen,
Nach dem Bilde das uns leitet,
Das in dir uns ward bereitet.
Nennt uns jeder doch die Deinen,
Weil dich unser Herz verband!
Sieh, den Kranz die Liebe wand!
Deiner harret vor Gottes Thron
Einst der Väterliebe Lohn.

Der Schüler.

Oft in stiller Sternennacht
Weil' ich in der Kufen Haine:
Reißer seh' ich, Gram erwacht,
Tief im Bergen angesacht,
Und ich schau' empor und weine.

An die Deutschen.

Deutsche, wollt ihr Nicht nur lesen,
Wie's vor Zeiten ist gewesen,
Fremde Freud' und fremdes Leid?
Seht doch, wer ihr selber seid.

Das Wort.

Des Ohrs Weisen
Trieb Streuenbild,
Ihm nach zu reisen,
Und hoch zu preisen
Der Welt Geschid.

Deh Offenbarung
Gab erst das Wort:
Der Seele Nahrung,
Der Sünde Wahrung,
Des Glaubens Hört.

Die deutsche Sprache an die deutschen Componisten.

Musiker, blieb euch fremd das Gesetz germanischer Sprache,
 Daß ihr nach Willkür ganz schaltet mit Silben und Wort?
 Länge vermengt ihr und Kürz', und der Stamm gilt gleich mit der Endung;
 Doch nach dem Rhythmus des Wortes habt ihr wohl nimmer
 Lernt mich erkennen, zerlegt mir nicht so barbarisch die Glieder;
 Künstler nur lad' ich zu mir, reiche nur ihnen den Kranz.
 Was ihr erschafft, sei deutsch; nicht such' es Italiens Weise,
 Galliens nicht; o pflegt wieder den deutschen Gesang!

Einem Künstler.

Dem Scherzlinge.

Freund, ist des Geistes Wollen
Wohl jedem offenbar?
Sein Schaffen und sein Schallern
Wird nur dem Geiste klar;

Dem Geist' im Reich des Schönen
Und in der Freiheit Licht,
Der mit den Götteröhnen
Stets Tag' in Tage spricht.

Sein Blick erschaut verküsst
Der Farben Harmonie,
Und Sanges Hüll' entbehret
Er durch die Muse nie.

So fühlt er sich getragen
Auf Geistesflügeln leicht,
Und in den schwersten Tagen
Er nicht dem Schicksal weicht.

Das macht ein Herz beß'ndig,
Hält es vom Wandel frei,
Wie wir auch wetternendig
Der Zeiten Drang auch sei.

Ob Dir die Jahre fliehen,
Du kennst was dauernd bleibt:
Dem Lichte nachzugehen,
Der Seele Drang und treibt.

Mit den Gedichten des Hafis.

Im Element' erlärnt erhebt du dich nie zu der Schönheit
Keiner Gestalt, auch den Geist schaust du nur im Element,
Persien, du Wunderland; er erschien dir im Licht' in des Jeners
Alles vergehender Kraft: dir ist das Wort nur Magie.
Und doch treibt und Sehnsucht stets zu dem ewigen Urquell
Den du und heutz; es versinkt selig in ihm das Gemüth,
Sich zu erfrischen mit dir im Brunn der unendlichen Liebe
Und in neuer Gestalt neu, wie die Rose, zu blühen.
Also verjünge dich stets die Krystallfluth persischer Dichtung;
Folg', o Freund, dem Hafis, folg' ihm zur Schenke, zum Wein,
Und wenn verklärt im Becher er lieft das Geheimniß der Schöpfung,
Wenn er dich leitet den Pfad, den ihn die Sterne gelehrt,
Dann bleibt tief auf der Erde zurück der Schmerz und der Tod dir;
Ihrer Bedrängniß entrückt lebst du, bist ewig im Geist.

Elementarkraft.

Im Fluß' und Meer die Fische schwimmen,
Die Vögel in der Luft,
Zum Felsen auf die Gelsen klettern,
Der Mai die Rose ruft:
Die Kraft wohnt nur im Element;
Das Wasser nährt, das Feuer brennt.

So sollen's auch die Künstler treiben:
Nicht meistern die Natur,
Nicht Dramen für die Leser schreiben,
Gesang färbt Auge nur;
Den Fischen bringt die Luft den Tod
Und auf dem Lande schwimmt kein Boot.

In das Stammbuch eines Philosophen.

Der Weisheit Tempel möchtest du erkunden?
Den Weg dahin laß dir die Liebe sagen.
Ruhst an der Liebsten Brust du Mund an Mund,
Dankt eurem Glück ihr auch der Weisheit Fund.

Den Pharisäern.

Was habt ihr schwarzen Gefellen
Euch vor den Himmel zu stellen?
Fort! und nehmt uns nicht das Licht,
Daß so rein die Nacht durchbricht.

Hans Friedlieb.

In sächsischer Mundart zu sprechen.

„O der Krieg, das ist doch ein grausames Ding,
Schon der Name macht ganz mir beklommen die Brust,
Und wie's mal gar mit dem Schießen anfing;
Dabei war ich nicht; es war dort auf dem Ring;
Da hab' ich rein nichts von mir selber gemußt.

Ach, nun dauert der Krieg schon so manch manches Jahr,
Und die Zeitung weiß nichts als von Rord und von Blut.
Gleich vorn die Depeschen von Sturm und Gefahr,
Zehntausend erschossen — mir sträubt sich das Haar:
Mir grieselt's und gruselt's, so ist mir zu Muth.

O hätten doch endlich sie Frieden gemacht,
Daß ich machen und schlafen, wie sonst, könnt' in Ruh!
Wem hat wohl das Schlachten Gewinn schon gebracht?
Beim Tag nichts zu essen und auf Posten bei Nacht;
Mir macht's schon ein Fieber und ich seh' nicht mal zu.“

So seufzt Hans Friedlieb beim Kaffee schon,
Und Mittags und Abends da seufzt er noch mehr;
Doch der Krieg, der dauert, als wär's ihm zum Hohn,
Wie der Hans auch jammert: »verschon' uns, verschon';
Vor dem Knallen da fürcht' ich mich gar zu sehr.«

Weil nichts nun wollt' helfen, nicht Bitt und Gebet,
Da hat Hans eine Friedenspipfel verfaßt,
So ein Delblatt, worin er die Großmächte ansetzt:
»Nehmt ein Beispiel an mir doch, vertrag' euch und seht,
Wie ich Frieden erhalt', und ich hab' auch 'ne Last.

Im Haus' hab' ich lang so ein Kriegselement,
Das plagt mich und zwangt mich bei Tag und bei Nacht;
Um's Geringste ist's gleich, als wenn das Haus brennt,
Doch, hält' ich mich drum von der Alten getrennt,
Wie hätten zur Jubelhochzeit wir's gebracht?«

Die Schmerzensdichter.

Sie gehen hausern
 Vor allen Thüren
 Mit ihrem Schmerzen
 Und Liebeschwüren,
 Zu rühren die Herzen:
 »Ist treffliche Waare,
 Komab' in die Gaare,
 Schaun's, Fräulein und Herrn,
 Mein Herz, wie'n Mandellern!
 Kaufn's ab, kaufn's ab,
 Eh' ich's leg' ins Grab.
 Mai, mai!« —
 O Narrengeschei.

Mein Schicksal.

Was ich habe, mag ich nicht,
Was ich möchte, kann ich nicht,
Was ich könnte, darf ich nicht:
So bin ich gar ein armer Wicht.
Ich rette mich in ein Gedicht;
Doch was ich sage, gefällt mir nicht,
Was mir gefällt, gelingt mir nicht,
Was mir gelingt, das weiß ich nicht.
Zum Glück, wie's auch geschehen mag,
Schafft neuen Drang uns jeder Tag.

Den Buchrern.

Helben vermüht ihr für Kirch' und Staat, ihr Rechner und Zähler?
Kauftet ihr jemals um Gold, was nur das Herz uns erschafft?

Der lede Knabe.

Es fand ein Knabe jüngst Befagen,
Sich einem Mädchen anzutragen,
Und lecke, als der stolze Pfau,
Schritt er daher zu ihrer Schau;
Ihn quälte Hoffarth und Verlangen,
An ihrer Seite schön zu prangen.
Da fiel ihm grade recht noch ein,
Ob's ihm erlaubt auch dürfte sein.
Er ging und ließ den Antrag bleiben.
O lern' er doch ein Handwerk treiben!
Die Lieb' ist eine schwere Kunst:
Ihr Marmor ist — der Frauen Gunst.

An Maria.

Du brachst ein Blatt von Laffos heil'ger Eiche,
Vom Boden hobst du einen Marmorstein;
Ihr, rieft du, sollt des Ortes Zeugen sein,
Wenn fern im Westen ich ihn nicht erreiche.

Du bangst, daß düst're Sorge dich beschleiche;
Raum bricht durch trübe Tag' ein falber Schein:
O blick dann auf das Blatt, auf dies Gestein,
Und weil' im Glanz von Roma's Weltenreiche.

So nimm dies Blatt aus deutschem Eichenhaine,
Und mahnt es dich an Lieb' und schöne Jugend,
Trägt's dich aufs neu' in unsrer Wälder Hauschen.

Reiht lichtren Namen freundlich sich der meine:
Dann denk, wie Treu' ich ehrete, Reiz' und Tugend,
Beglückt nur stets auf deinen Ruf zu lauschen.

Dent = Reime.

In der Werthe Halle
Sieb der Thoren Jüde.

War Rom an einem Tag gebaut,
Hätt' es nicht die Ewigkeit geschaut.
Oft konnt' es seinen Weg nicht finden,
Doch ließ es Selbstvertrauen nicht schwinden,
Und drang so zum erhabnen Ziel;
Drum schaff', und gräble du nicht viel.
Die Götter werden's endlich lösen:
Bau' auf die Guten, schlag die Bösen.

Geht ein Armer in großer Herren Haus,
Kommt er nicht ungerufen heraus;
Er steht da bescheidenlich,
Und jeder nupft ihn nur für sich.

Was die Schwachen am Starken als Fehler verschrein,
Wird oft als sein Bestes zu preisen sein.

Hat die Welt seit so viel tausend Jahren
Nicht bestürmt manch hoher Geist?
Doch das Höchste, was ihm widerfahren,
Ist, daß man ihm zu Ehren speist.

Ein jeder fühlt, dies muß geschehn,
Doch keiner weiß den Punct zu finden:
Der Gottbegabte wird ihn sehn,
Und dann erschauen alle Blinden.

Das Herz ist still,
Das Thaten will

Marcella.

Ein Idyll.

Personen:

Marcella.

Chrysothemus.

Ambrosius.

Der Capitän.

Pedro.

Von Calzote.

Sancho.

Schäfer und Schäferinnen.

Prolog.

Von Sancho gesprochen.

Ich heiße Sancho, allen wohlbekannt
Und auch beliebt bei allen, wie mein Thier;
Denn seit wir aus Cervantes' Haupt' entsprungen,
Durchzogen wir an unsrem Theil die Welt,
Weil unter günst'gen Sternen wir geboren.
Heut möchten wir, das heißt mein Herr und ich,
Euch wieder einmal von der Bühne grüßen,
Mit andern Leuten von gar hoher Sippschaft,
Und mit dem schönen Teufelkind Marcelle,
Das alle Männer, wie sie sind, verachtet.
Doch glaub' ich wohl, sie möcht' euch gern gefallen
Und nimmt's nicht übel, wenn ihr Beifall klatscht,
So sehr sie die Bewerbung von sich weist.
Das ist nun so der Frauen Consequenz.
Die Männer sagen's euch ganz frei heraus,
Und auch der Dichter, der uns heut betief,

Zumal er hier ganz unbekant euch grüßt:
Wir möchten Beifall! daß ihr den Versuch,
Euch anzuloden, nicht zu streng beurtheilt.
Es ist ein kleiner Raum die Bühnenwelt,
Doch kann das größte Werk sie nur erfüllen.
Zücht denn auch meinem Wort' und Späße nicht;
Ihr wißt, wir niedern Leute von dem Volk,
Wir müssen reden; laßt die Hohen handeln,
So kommt ein Ding am besten noch zum Ziel.
Der Dichter meint drum, wenn ihr ihn nicht gänzlich
Zu Boden schlägt, wohl gar uns lieb gewönnet,
So möcht' er den Versuch mit Lust erneuen,
Und sich in ernstern Dingen an euch wenden,
Wie's in so ernsten Zeiten sich geziemt.
Hört nur mitunter auch auf Sancho's Wort:
Es scheint euch platt und ist doch wohl gesund,
Oft mehr als Weisheit aus gelahrtem Mund.

Erste Scene.

Engel Hesselthal. Am Fuße des Hessels zwischen Korkbäumen eine Quelle.

(Chrysothomus kommt langsam, sinnend das Thal herauf, während er das folgende Sonett auf ein Blatt schreibt.)

Chrysothomus.

Wo weißt du, Freundin, daß ich dich nicht finde,
Daß nirgend dich mein banger Blick erspüht?
Dein Odem mich im Windeshauch' umweht,
Er küßt die heiße Stirn mir hold und lind.

Sieh, wie die Woge sich vermählt dem Winde
Und aus der Fluth das Abendroth ertheilt:
So wogt mein Busen; meine Sonne geht,
Und tief erglüh' ich, ob mein Urbild schwinde.

Dich seh' ich: o, wie bist du mir entschwunden?
Dich fühl' ich ewig: und du bist so fern?
Zwei Leben sind zu Einem wir verbunden;

Aus jeder Blüte sprichst du, gleich dem Herrn.

Du hält' ich, Theurer, doch dich selbst gefunden:
Lauch' aus der Nacht mir, du mein goldner Stern!

Was gelten Worte? Du geliebtes Mädchen,
Marcella, schweift dein Freund hier ganz umsonst?
Begegnet er dem Genus nicht des Thals?
Ist's doch als lebst' ich wieder aus der Fremde
Zur lieben Heimath, nun ich dich begrüße,
Du dunkler Hain, der die Geliebte birgt,
Und freudig schau' ich euch, ihr kühlen Grotten,
Die ihre Ruh' um Mittag ihr beschügt.
Doch wie begrüßt ihr mich? Es ist so still,
So schaurig in der Vergessensamkeit.
Wie grau der Himmel! Auch der Freunde keiner,
Der hier am Quell mir spräche von Marcella!
Zum andernmal verließ ich nun die Stadt
Und nahm als Freier hier das Schäferkleid,
Um hoffnungslos dem Herzen zu willfahren,
Mit meiner Herde nur Marcellas Spur
Zu folgen, nur das holde Bild zu schauen,
Dieselbe Luft, dasselbe Licht zu trinken.
Marcella dienen Hürden gern als Schäfer,
Und glücklicher sind wir auf grüner Au,
Als in der Stadt, wo Ruhm und Glanz uns winkt.
So lebe' ich heim, und noch der Reise Drang,
Die nirgend selbst zum Rahl mich rasten ließ,
Find' ich mich also? Hat vielleicht die Falsche

Heimtückisch hintergangen meine Liebe,
Und aus der reichen Schaar, die um sie buhlte,
Den Gatten sich erkoren, mir zum Trost?
Da, könntest einem andren du gehören,
Ich würd' ein Heid', ein Rühr, um ihn zu morden.

(Er heftet das Blatt an einen Baum.)

Da kommt Ambrosius ja das Thal herauf.

Zweite Scene.

Chrysothomus, Ambrosius.

Ambrosius.

Chrysothomus, du bist zurückgekehrt
Geraden Wegs von Salamanca? Sprich.

Chrysothomus.

Mit schnellerm Fuß', als ich es selbst gedacht.
Marcellas Foden halten mich umschlungen
Mit Banden fester als Demant und Stahl;
Und fern von ihr fühl' ich so schweren Trud,
Die Fesseln schnitten mir durch Berg und Markt,
Daß fast mich dünkt, ich sei dem Tod' entflohn,
Nun ich an dieser Stelle Athem schöpfe.
Du kennst die Grotte ja, die mir so werth,

Den Ort, wo ich zum erstenmal sie sah,
Bei jenen Eichen, an der Quelle Rand.
Irrthum, hat Marcella wohl noch mir gefragt?
Um mich gebangt nur einen Augenblick?
Sprach sie nur einmal aus: wo ist er hin?

Ambrosius.

Tu kennst das Mädchen; gib dir selbst die Antwort.

Eusebius.

Nicht einen Laut, Ambrosius? — Das ist hart!

Ambrosius.

Weißt du, ob sie deine Lieb' erfahren?

Eusebius.

Sie kennt mich. Als ich einst verzweiflungsvoll,
Hast sinnlos sie den ganzen Tag gesucht,
Tras ich sie hier an dieser Quelle Rand,
Und vor ihr niederstürzend auf die Knie
Bleib' ich Erhöhung.

Ambrosius.

Und —

Eusebius.

Sie stieß mich von sich.

Vielleicht, daß meine Thränen sie verläßt:
Ich weiß es nicht. Als ich mein Haupt erhoben,
War sie verschwunden.

Ambrosius.

Armer, armer Freund!

Doch ja, sie hat undings! noch die gefragt,
Ob du bethöltst deinen Dichterruhm?
Ob Spanien nicht ein Weib von dir bewundert?

Echrsoskomus.

Der Basill! Sie kennt mein ganzes Unglück,
Und solche Frag'! Ich hätte sie erhoben,
Zum Himmel lähn getragen ihr Panier
Und ihren Ruhm gesungen den Gestirnen
Für einen Kuß des engelgleichen Mundes,
Für einen Trud der Hand, die Venus neidet:
Doch —

Ambrosius.

Reicht das nicht ein wenig viel begehrt?
Du weißt, wie viele, viele das erstehn.

Echrsoskomus.

Und irgend wer muß sich geheimer Gunk
Von ihr erfreun: kein Weib ist unerbittlich.
Wer's nur der Eigensinn, sie würd' ihn enden,
Sich doch einmal vergessen.

Ambrosius.

Freund, halt ein!

Dier haben Reid und böser Reumund selbst

Das Gift verlor. Wenn die Schuld ihr nahte,
So bliebe schuldlos doch Marcellas Name.
Wenn Trebel ihres Heides Saum berührt,
So glänzt' er wieder fadenrein und lauter
Wie alle, die dem Heiland' einst genacht.

Echrypsomus.

Ja, schuldlos gleich blutdürstigen Tyrannen:
Sie überbietet Neros Grausamkeit.
In tausend Herzen schürte sie die Flammen,
Und lacht vom Hügel dort der hellen Gluth,
Singt wohl ein trällernd Lied zu unserm Leid.

Ambrosius.

Hör, die Entfernung gab dir bösen Rath
Und suchte gar des Argwohn's Junker an,
Der dir im Herzen tief verborgen glimmt.
Wie trübst du so Marcellas reines Bild?

Echrypsomus.

Zürne, ich konnt' es auch nicht länger tragen;
Die lichten Augen, ihrer Wangen Glanz
Vermag kein Wissenstrang mir zu ersezen.
In welches Weisen Welt ich mich vergrub,
Ich lad auf jeder Seite nur: Marcella.

Ambrosius.

Doch mehrst du hier nur der Bemerkter Zahl,

Die bald sich häufen wie der Sand am Meer,
Und freudlos bleiben wie die labile Düne.

Chrysothomus.

Wer denkt der Mitbewerber, wenn er liebt?
Wer träumt nicht, daß der Kran; ihm winkt? Rag's sein.
Hier weiß' ich gern, hier scheint die Zeit besüßelt,
Seh' ich Marcella durch die Fluren wandeln,
So leichten Schwungs, dem Schmetterlinge gleich,
Daß ihre Last kaum Gras und Blumen beugt.
In Salamanca fühl' ich mich gebannt;
Ein Studenttag — ist eine Ewigkeit!
Und nun im Frühling: hoch walle meine Brust,
Aus allen Heden glühn hervor die Rosen,
Und ich soll meiner Liebe Ros' erhaschen,
Sie nicht erfrischen an des Himmels Thau?
O lieblos im Venz, es giebt nichts Aerm'ers!

Androsius.

Wohl ist noch ärmer, wer Marcella liebt
Und Spott dafür nur erntet und Verachtung.
Doch laß und hier der Freundschaft Bund bewahren.
Wer von und beiden je sein Segel lenkt
Zum sichern Port, erquänt den andern nicht,
Und sollt' ein Leids erbulden gar der Eine,
Wird ihm der andre treu sein bis ins Grab.

Chrysostomus.

So sei's, schlag' ein.

Ambrosius.

Den Ausgang kennt der Himmel.

Chrysostomus.

Sieh da, wer naht? Hilf Gott, sie ist es selbst.

Die schwindet aller Stolz, nun ich sie sehe.

Ambrosius.

Still, daß wir ihre heilige Ruh nicht stören:

Dort beiet sie im Abendsonnenlicht.

Dritte Scene.

(Marcella erscheint auf der mittleren Höhe des Felsens und setzt sich dort auf einem Vorsprunge nieder.)

Marcella.

Ich wandle furchtlos auf den rauhsten Wegen
Den Pfad empor, der mich zum Lichte führt;
Denn in mir lebt der Gott, der mich beschützt,
Und Kraft mir leiht der ganzen Welt zu tragen.
So hat es mich mein würd'ger Ohm gelehrt,
Ein heil'ger Priester. Doch wenn er begann,
Ich müsse Nonne werden, Gott zu dienen,

Sprach ich zu ihm aus meines Herzens Drang:
 Sind nicht die Menschen alle Gott geweiht?
 Ist keine Priesterin nicht jede Seele?
 Was brauchst du der Weihen? Und dann fuhr er fort:
 Ist diesem Kind' ein Seherblick verliehn?
 Darob erschrak ich, und ich sag' ihm bittend:
 Geliebter Oheim, meint ein rechter Priester,
 Daß irgend wer den andern übertragt?
 Sieh, Gott ist jedem Herzen offenbart,
 Das nur sein Auge fein nach innen wendet.
 Da forschst' er weiter: Kind, wie siehst du das?
 Und ich erwiedre: Sieht das Auge wohl,
 Wenn nicht die innre Sehkraft es belebt?
 So ist das Auge ja das Werkzeug nur
 Des schau'nden Geistes, der auch andre sich
 Erwählen kann, die Gottheit zu erkennen
 In eigner Brust und in der Seele Klarheit;
 Denn wer sich selbst kennt, hat den Herrn erkannt.
 Die Worte kamen heut mir ins Gedächtniß;
 Ich prüfte mich, ob ich sie auch erfüllte,
 Ob sich die Hirtin nimmer stolz erhoben
 Vermeinen, daß der Herr sie ausgerufen
 Mit Gaben, die den andern er versagt.
 Doch hab' ich mich demüthig stets gebeugt

Und auf den Wink der Gottheit nur gelauscht,
Die aller Räthsel Lösung sich behalten.
Ich sehe nur, daß Gott die Kraft mir stähle,
Die sicher durch der Vögel Schwarm mich trägt.

Vierte Scene.

Marcella, Eusebius, Ambrosius, Pedro, der Capitän.

Der Capitän.

Hier klimm' empor zu mir die steile Wand,
Wohin noch keinen je sein Fuß getragen!

Eusebius.

Um Gottes Willen, wen erblick' ich dort?

Ambrosius.

Es ist der Capitän, der beste Klimmer,
Der wenn Marcella durch die Felsen irrt,
Stets über ihr auf schroffter Klippe hängt.

Marcella.

Dort oben dünkst du dich wohl recht erhaben!
Doch giebt es andre Höhen zu erstiegen:
Der Felsen Gipfel reicht zum Himmel nicht.

Der Capitän.

Ich fühle doch in mir des Adlers Fuß,
Wenn ich die Welt zu meinen Füßen sehe.

(Verschwindet.)

Marcella.

Er tropt und kniete doch so gern vor mir.

Ambrosius.

Marcella, Engel, steig zur Erd' hernieder:

In dir ist uns ein Götterkind gesandt!

Marcella.

So sprecht ihr, Thoren, von den Himmlischen.
Mich wundert nicht, daß Mädchen den Geliebten
Zum Gott' erhebn, in ihm ihr Alles schau'n,
Wenn Männer also sich vergessen können,
Die Menschen und die Engel zu vermischen.
Wenn ihr der Wesen Eines nur geahnt,
Die dort in ew'ger Jugendfülle thronen,
Ihr würdet niemals so den Himmel läßern
Und sie vergessen um die arme Welt.
Doch steig' ich wohl hernieder, wie sich's ziemt,
Da schon der Abend in den Thälern dunkelt.

Chrysostomus.

Ob sie mich wohl erkennt, mein Sehnen ahnt,
Daß mich noch schwerer Krankheit fähret zurück,
Von der ich kaum gehofft hier zu genesen?
Und doch, wie wenig schein' ich mir geheilt
Nun ich sie wieder sah!

Ambrosius.

Ich zweifle sehr,
Daß deine Krankheit mehr sie rührt als recht;
Sie wird dich grüßen, wie wohl Freunde thun,
Theilnehmend theilnahmlos: sie würde selbst
Dein pflegen und dich schauen unbewegt.
In ihren Augen lebt so reiner Glanz,
Der nie verlangend sich nach außen wendet,
Daß sie der Erdenstöchter keiner gleicht.

(Man hört in der Ferne ein Waldhorn.)

Chrysostomus.

Ein Jagdzug —

Ambrosius.

Wieder ist's der Capitän.

Seitdem du fortzogst, übt er noch das Horn,
Da man die nahen Ständchen ihm gewehrt,
Und sieht er nun die Ungebetete,
Läßt er den Jubel weit und breit ertönen.

(Pedro kommt mit einer großen Rolle.)

Was Teufel, Pedro, trägtst im Arm du da?

Pedro.

Ein Bild für sie.

Ambrosius.

Daß sehn, ein Bild! Wie? Schaafe?

Pedro.

Ei, ihre Heerd' in Kübler Mittagshut,
Die sie umlagert. Nun? —

Ambrosius.

Und du gedenkst,

Da nichts mehr frommt, mit Schaaßen sie zu rühren?

Pedro.

Es ist das ein'ge Gut, das sie erfreut.

Ambrosius.

Mit Schaaßen stürmen eines Mädchens Herz: —

Gieb Acht, sie stellt dich unter ihre Heerde.

Ich hab' es mit den Heil'gen lang versucht.

Wenn irgend ich im Walde sie belauscht,

Und an dem Felsen, wo der Quell entspringt,

Sie beten sah in ernster Selbstbetrachtung:

Da stelle' ich meine Heil'genbilder auf,

Und sie — ich weiß nicht, ob sie's nicht bemerkt —

Vertrieb die Orte, die ich so geweiht.

Traf ich sie dann und fragte: worauf richtest

Du deine Augen, wenn du brünstig befest?

Nicht auf die Heil'gen?

Pedro.

Und was sagte sie?

Ambrosius.

Die Heil'gen lieb' ich, die den Schein nicht kennen.
Drum hör die Warnung noch bei Zeiten, Freund.

Pedro.

Die Schaafe sind doch wahrlich schön gemalt!
Ich wag' es drauf.

(Das Walbhorn tönt wieder.)

Ambrosius.

Chrysostomus, wo bleibst du?

Der Capitän grüßt mit des Jägers Gruß;
Gleich naht Marcella.

Chrysostomus.

O verdammtes Spiel,

Daß jeder hier zu aller Schaden treibt!
Ich Armer!

Marcella.

Du, Chrysostomus, zurück?

Willkommen! Du bist krank gewesen, sagt man.

Chrysostomus.

Ich fühl' es erst, seit ich die Stimme hör,
Die mehr vermöcht' als alle Kunst des Arztes.

Marcella.

Die reine Bergluft thut dem Körper wohl,
Siehst deinen Studien bald dich ganz zurück.

• Pedro.

Marcella!

Chrysostomus.

O verzeihst!

Ambrosius (zu Chrysostomus).

Sagt' ich's nicht?

Gleichgültig lieber Ton — du hörtest ihn?

Verzichte.

Marcella (zu Pedro).

Run? Die Rolle da? Was ist es?

Pedro.

Ein Bild, das ich dir, holde Jungfrau, weihe.

Marcella.

Wer sitzt dort mitten unter seiner Heerde?

Pedro.

Du fragst und könntest zweifeln?

Marcella.

Pedro, hör:

Mit Schaafen scheint's dir besser zu gelingen.

Der Schaafinn ist vortrefflich ausgedrückt.

Pedro.

Ich wünsche, daß ich unter günst'gen Sternen

Dies Bild gemalt, und daß mein Stern, der Mond — —

Marcella.

Du schufst das Bild desmonds und seiner Heerde?

Pedro.

Nein —

Marcella.

Ober nennst du mich gar deinen Stern?

Ei, Pedro, Sterne, die begehrt man nicht.

Pedro.

Verwünscht! So hat mir Schande nur bereitet

Die Malerkunst!

Ambrosius.

Ob wohl.

Pedro.

Grüß deine Heil'gen!

(Ab.)

Ambrosius.

Der Capitän, beladen zum Erdrücken!

(Mehrere Schäfer und Schäferinnen kommen.)

Der Capitän.

Die Sonne sinkt, da pflegt den Sterblichen,

Wenn er die Last des Tags im Feld' ertrug,

Ein böser Feind zu treffen: Appetit;

So möcht' ich, Herrin, daß du mir gewährst,

Mit diesen Waffen hier ihn zu bekämpfen.

Marcella.

Du trägst herbei, was seine Gaumen reizt:
Doch sind das meines Ritters Waffen nicht.
Vermöhnten Kindern gieb's; mir ist genug,
Was meine Herde bietet, Milch und Brot,
Und aus dem Hain der Früchte Ueberfluß,
Die Beeren, die mit eigner Hand ich laß:
Das läßt gesund mich; was bedarf es mehr?

Der Capitän.

Nur diesen Apfel, der so hold dir lacht.

Marcella.

Soll ich ihn kosten wie Proserpina,
Und dann dem Gott der Unterwelt verfallen?

Der Capitän.

Er ist dir absichtslos und rein gewährt.

Marcella.

Sprach so die Schlange im Paradiese nicht?

Der Capitän.

Die lockend erst der Hoffnung Bild gezeigt.

Marcella.

Aufrichtig war sie; denn sie sprach es aus,
Was den erwartet, der den Apfel bricht.

Der Capitän.

Ich meine, hier sind alle hoffnungslos.

Marcella.

Ein Mann dem Mädchen nahen absichtslos?
In welchem Lande ward dir das gelehrt?
Mein Leben weiß' ich nicht an Speiß' und Trank;
Dafür währt auch Genuß daran mir länger,
Als bis der Speißen Reng' ich durchgeloßet.
Sieh sie den Armen, wo du Dank verdienst.

Der Capitän.

Dich, Mädchen, hat kein irdisch Weib geboren;
Du bist erschienen zu der Männer Qual,
In schöner Bildung ein Gorgonenhaupt,
Bei dessen Anblick mir das Herz versteinert.

(Tritt zu den andern, während Marcella mit ihnen spricht.)

Ambrosius.

Nichts kenn' ich über ihre Lieblichkeit!

Chrysostomus.

Doch, Freund! Die ungetrübte Heiterkeit
Des wolkenlosen Himmels ihrer Stirn,
Dies stete Lächeln ward mir unerträglich.
Sie gleicht dem Schnee, und ist so kalt wie er.

Ambrosius.

Kennst du den Amuth nicht auf ihrer Lippe,
Wenn jemand einen Antrag wagt und nur
In Scherz und Spiel — —

(Einer der Schöfer hat Marcella ein Gedicht überreicht und sie liest.)

Chrysothomus.

Was giebt's, was schilt Marcella?

Marcella.

Zürwahr, recht deutlich nenn' ich das gesprochen!
» Des Lebens höchste Kraft in sich verzehren,
Geist grausam seine Todeswunde nähren,
Und aller Wesen Band, der Lieb', entbehren.«
So wird mit Versen mir der Wald beschmigt,
Mein Name schier in jeden Baum geknigt!
Seid ihr gekommen, die Natur zu meistern?
Habt ihr der Stadt entsagt und eurem Stand,
Um mit dem Kram' und Dunst der Wissenschaft
Dies stille Thal in Nebel einzuhüllen?
Den Hain, die Flur, den Fluß, den weiten Himmel
Und all die goldenen Sterne zu verdüstern
Durch leeres Wort und eitles Bilderwerk?
Ihr nennt nicht mehr den Stier, den Stolz der Herde;
Man ruft: da führt Osiris sie ins Dorf!
Hier soll die Nymphe, hier der Flugsott hören,
Und lindern eure Qual und Liebespein.
Bald ruft Apollon, bald Selenen ihr,
Und wenn ich droben auf dem Felsen schaue
Der holden Boten Auf- und Niedergang,

Die uns die Nacht, die uns den Morgen künden,
Und mich entzückt in ihren Kreis versetze,
So schreit man plötzlich: Ares, schütze mich
In diesem Kampf! Du, Pallas, leih mir Kraft!
Ihr könntet mir den Himmel selbst vergällen,
Und macht mir Tag und Nacht zu gleicher Plage.
Wie anders spricht die Quelle mir, der Baum,
Als eitle Worte, die ihr an sie heftet.
Wenn einst ihr besser dichtet als Natur,
Dann schaff' ich einen Wald aus euren Büchern,
Und einen Feldweg bahn' ich von Papier,
Sinauf zu schreiten, wenn der Sonne Schein
Die Gipfel röthet und der Morgen froh
Aus tiefem Thal sein duftig Haupt erhebt.
Bis dahin laßt den Wald mir unbeschnitten:
Frisch überwächst er eure Eitelkeit.

(Ak.)

Fünfte Scene.

(Schäfer und Schäferinnen. Ländlicher Tanz, während ein Hirt zur Mandoline das folgende
Lied singt. Ambrosius. Der Capitän. Don Quixote. Sando. Chrysostomus.)

G e s a n g.

Was glängt so licht herüber aus der Ferne?
Was blüht mir aus den Bäumen dort hervor?

Warum verweilt mein Auge dort so gerne?
Wer weiß, warum dies Plätzchen ich erkore?
Daß weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Was schimmert hell herüber von der Balde?
Wer ruht in hoher Eichen Schatten dort?
Wer führt die muntern Lämmer auf die Weide?
Und wen umlagern sie am kühlen Ort?
Daß weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Was blick' ich unablässig dort hinüber?
Was steh' ich müßig hier wohl Tage lang?
Gedankenlos sinn' ich, wer weiß, worüber?
Wer weiß, warum das Herz mir schlägt so bang?
Daß weiß nur ich, und Eine weiß es noch.

Der Capitän.

Da klimmt ein wunderbares Paar heraus.

Ambrosius.

Dein Waffenbruder, scheint's.

Der Capitän.

Sein Widerspiel:

Unkörperlich bekörpert, waffenlos
Bewaffnet. Ist's ein Traum, ein Mensch?

Ambrosius.

Sein Knapp,

Ein feister Kerl, läßt wohl auf Körper schließen.
Der Ritter zeigt uns die Idee des Menschen,
Wie auf der Schul ihn unser Herr Professor
Uns vorgezeichnet, daß von aller Fülle
Des reichen Lebens ein Phantom nur blieb!
Das heißt des Menschen Wahrheit.

Der Capitän.

Laß uns hier

Ein wenig seitwärts treten, ihren Zwielsprach
Belauschen erst.

Ambrosius.

Nich sagt ein leiser Schauer,

Doch kann ich nur mit Vachn ihn betrachten.

(Den Luigote und Sancho kommen herein; die Schäfer bleiben im Hintergrunde.)

Wär's wohl ein frischer Freier um Marcella?

Der Capitän.

Vielleicht trägt sie der alte Oed davon,

Wie's immer noch geschehn ist mit den Spröden.

(Sie treten zur Seite.)

Don Luigote.

Erfahre, Sancho, jene sind die Schaaßhänd'ger,
Die zu beglücken wir den Feld empor zogen.

Sancho.

Wir?

Don Quixote.

Das ist Ich: ein Ritter spricht im Pluralis.

Sancho.

Derweil beglücken wir die Schloßherinnen.

Don Quixote.

Vergiß nicht, Sancho, daß du nur der Schildknappe,
Der darf von weitem seinem Herrn nur nachfolgen,
Sag' ich.

Sancho.

Da sollt' ich keine denn beglücken?

Don Quixote.

Glück heißet deren von dem Knappen gar keine;
Und wolltest so du sprechen, wär' es Annäherung.

Sancho.

Und ihr, Herr Ritter!

Don Quixote.

Wandle nicht auf Jerwegen.

Hast du vergessen gänzlich meine Weltsendung?

Daß ich erschien zu dämpfen alles Unrechte?

Sancho.

Und eurem Knappen bleiben nur die Schläge?

Don Quixote.

Auch die zu leiden kann Beruf wohl sein Soldaten.

Sancho.

Doch habt ihr, Herr, die Inseln mir versprochen,
Nicht Stöße.

Don Quixote.

Wie? Du hast mein Wort ja, Freund Sancho.

Sancho.

Ich weiß auch Ritter, die nicht Wort gehalten.

Don Quixote.

Kein ächter Ritter!

Sancho.

Siebt's auch hier wohl Pässe?

Don Quixote.

Beruhigt sei, gefahrlos sind die Liebhaber,
Verpuffen ihre ganze Kraft in Stoßseufzern.

Sancho.

Stoßseufzer?

Don Quixote.

Still! Du hörtest, diese Schaaffhirten
Sind keine Schäfer, sind nur lecke Studenten.

Sancho.

Studenten? Was sind das für hohe Ritter?

Don Quigote.

Studenten — Leute, die dem Wissen obliegen.

Sancho.

Doch welchem Wissen liegen sie hier ob?

Don Quigote.

Sie treiben hier der Studien höchstes: liebhaben;

Und darin eben soll ich sie beglückseligen,

Schnell hier erweichen aller Jungfrau Steinherzen.

Sancho.

Sind denn verkleidet auch die Schäserinnen?

Don Quigote.

Bei diesen ist des Wesens Schein zumeist Wahrheit:

Nur Eine, sagt man, sei nicht ganz vernunftwüchsig.

Sancho.

So wären hier die Schaafe nur vernünftig?

Die zeigen doch sogleich ihr wahres Wesen.

Don Quigote.

Laßt jezt zum Werk uns schreiten, zu der Herzweichung.

Sancho.

Wenn, der da kommt, nicht anders uns erweicht.

Don Quigote.

Er scheint nach Schritt und Wiene mit soldateskisch.

Der Capitän.

Wie kommt's, Herr Ritter, daß im tiefsten Frieden,

Wo nirgend eines Feindes Angriff droht,
Ihr so bewaffnet durch die stillen Bauen
Der Schäfer zieht und Hirtin des Gebirges?

Sancho.

Ich sag' es längst.

Don Quixote.

Dein Amt ist nur zu schweigen,
Dann Ritter fragend ihre Rede messen,
Bevor sie scheiden ihren Feind vom Freunde.
Beweist euch dieser Frage ebenbürtig,
Dann hört ihr meines Dienstes schwere Pflicht.

Der Capitän.

Herr, ich bin Capitän.

Sancho.

Wie sagt er, Rapphahn?

Was steht nicht alles sich ins Schäferkleid!

Don Quixote.

Ein Capitän.

Sancho.

Nun wohl, mir gilt es gleich;
Wenn einer nur brav kappen kann und kippen.

Don Quixote.

Verliehn bin ich der Welt zu großen Arbeiten;
Denn meines Standes ist sie gar benöthürftigt.

Ambrosius.

(Zum Capitän.)

Ein guter Spaß: nur weiter.

Der Capitän.

Welchen Standes?

Don Quigote.

Deß, dem ich diene, dem der ird'nden Freiritter,
Den gleich Tirant, Amadis, Don Belianis
Und König Artus ich ergriff, ich Unwürd'ger.

Ambrosius.

Ein tücht'ger Narr.

Der Capitän.

Und spricht, zu welchem Ende?

Don Quigote.

Wir eilen stets zu Hülfe den Genothdrängten,
Beglücken jeden, der uns scheint beunglückt;
Wir wehren überall gestörten Hausfrieden,
Erfüllen jeden stillen Wunsch der Sehnsücht'gen.

Der Capitän.

Ein hartes Amt.

Don Quigote.

Deß harret und auch der Welt Nachruhm.

Der Capitän.

Und welches Unglück zog euch in dies Thal?

Don Quixote.

Auf Runke von der wilden Jungfrau Marcella,
Der Unerhörten, die euch allen groß Leid thut.

Der Capitän.

Willst du sie dir gewinnen oder uns?

Don Quixote.

Nach ihrem Willen.

Der Capitän.

Doch, ihr liebt ja wohl?

Don Quixote.

Die süße Feindin Dulcinea von Toboso.

Der Capitän.

Und darf ein Ritter denn noch andre lieben?

Don Quixote.

Das ist der Ritterschaften schwerste Aufgabe,
Zu lieben in dem Dienst der eignen Erzherrin.

Der Capitän.

Verliebtheit, scheint's, ist euer Element.

Don Quixote.

So will's der Orden, und je mehr Erobrungen,
Je heißer der Empfang, wenn Ritter heimkehren.

Der Capitän.

So such dir nur Marcella dort im Walde.

Don Quigote.

Ein irrendes Mädchen? Laßt uns gleich sie auffuchen.

Sancho.

Run gar die Nacht durch ohne einen Bissen?

Verliebtsein stillt mir weder Durst noch Hunger.

(Don Quigote und Sancho ab.)

Der Capitän.

Da schien die Sonn' einmal in unser Dunkel.

Ambrosius.

Im Spiegel sahn wir unser eignes Bild.

Ist's nicht ein Narrenthum, wenn hier wir seufzen

Verzweiflungsvoll in unsrer Liebesqual?

Wenn wir am Fuß der Eichen nächtlich klagen

Und uns der Morgen noch in Thränen sieht?

Verlassen haben wir das Haus, den Hof,

Und alles geht zu Grund' um eine Grille.

Der Capitän.

Und doch geschieht's.

Ambrosius.

Nur fernor nicht von mir.

Der Capitän.

So lang du sie nicht siehst.

Ambrosius.

Nich hat der Narr

Gewipigt; zu Marcellas Zug gehört er.

Echrsostomus, erwach! Ein neuer Werber.

Sahst du ihn nicht?

Der Capitän.

Für den war er verloren.

Ambrosius.

Du konntest träumen bei dem schönen Späße?

Echrsostomus.

Ihr Freunde, mit Verlaß, mir ist es schwer,

Aus diesem Thal zu scheiden, wenn ich nicht

Im stillen Selbstgespräche mich gesammelt.

Laß mich ein wenig und ich folg' euch gleich.

(Alle ab, nur Echrsostomus bleibt zurück.)

Sechste Scene.

Echrsostomus.

(Allein.)

Marcella, dich nicht sehn und nicht besigen —

Ich trag' es nicht. Als eben du verschwandest,

Nicht wiedergekehrtest, stochte mir das Blut.

Ich kann nicht athmen; alles stirbt um mich.

Mein Kopf so schwer, mein Auge trüb gesenkt:
So steh' ich hier, und ach mit welcher Sehnsucht
Pflückt' ich den ganzen Tag den Strauß für sie.
Wo herg' ich meine Qualen? Fort, da kommt wer!

Siebente Scene.

Marcella, Chrysothomus.

Marcella.

Ach, endlich, Ruhe, einen Labetrunk
Aus deinem Kelche! Fort sind alle, fort!
Ich bin der holden Reden herzlich müde,
In die sich doch Verlangen nur verhüllt.
Gott, send' ein Herz mir, das die Lust nicht quält,
Das ohne Wunsch mich, ohne Gram betrachtet!
Hätt' ich nicht Blumen, blickten nicht die Sterne
So lieblich her, ich wäre längst dahin.
Was war das? Schritte? Ha, Chrysothomus!
Gönnt ihr mir keinen Augenblick der Rast?

Chrysothomus.

Ich habe dir, Marcella, diesen Strauß
Der schönsten Frühlingsblumen frisch gepflückt.
Die Morgensonne fand mich schon im Thal,
Der Ritttag auf des steilsten Berges Gipfel.

Ich habe Schlucht und Abgrund rings durchforscht,
Die farbenreichsten Blüten dir zu wählen:
Laß jede dir von meiner Liebe sprechen.

Marcella.

Von all den Blumen wähl' ich nur die Rose:
Sie ist der reinen Liebe schönstes Bild,
Und birgt in ihrem Schooß, so vielverschlungen,
Süß duftend das Geheimniß ihres Ursprungs.
Auf Erden ist sie und des Himmels Stern,
Der glühend und vom ew'gen Vater spricht.
So möcht' ich leben, so den Geist entfalten,
Daß, wer mich sieht, des Schöpfers nur gedenkt.
Du sehest mich herab zum Werth der Güter,
Die man erwerben und verlassen kann.

Chrysostomus.

Marcella, du so schön und willst nicht lieben?
Ein Rosenthron soll deine Reize tragen,
Als Königin dich Sang und Cith'ra feiern:
Reich' einmal nur die Lippen mir zum Kuß,
Sprich einmal nur, erröthend aus: ich liebe!
Und meines Lebens höchster Siegespreis
Soll nur ein Echo dieser Stunde sein.

Marcella.

Wohl wohnt die Liebe tief in diesem Herzen,
Doch kennt sie nicht die Sehnsucht des Verliebten,
Liebt nicht, wie ihr, verschmachtend ihren Dienst.

Chrysostomus.

Nicht sollen Seufzer mir dein Herz gewinnen,
Ich möchte' es mir verdienen durch die That,
Dich zu mir ziehn durch meiner Seele Gluth.
Als jüngst ich krank in Salamanca lag
Und dich zu grüßen keinen Voten fand
Als Wolk' und Vögel, die gen Mittag zogen,
Wie folgt' ich ihrem Fluge da mit Schmerz!
Was mich allein getrübet, war die Kunst;
Doch wenn ich ganz verloren schien im Schauen
Und eine Form gebildet: war's Marcella.

Marcella.

Gerathner war's, den Namen zu verschweigen.
Dem nicht genügt, das Schöne nur zu schaffen,
Es frei der Welt zu bieten, namenlos,
Wer seine Ehre sucht, nicht die der Sache,
Der sieht des wahren Dichters Ziel gar fern.
Geh, lern dem Gotte dienen im Verdorren.
Wer sich nur will, der zeige sich am Hofe.

Glaubst du, daß ich die Einsamkeit gewählt,
Um eitler nur als in der Stadt zu scheinen?

Chrysostomus.

Lebt in dir eine Ahnung nur der Kunst,
So öffnest auch dein Herz du frei der Liebe.
Denn was Natur auch Schönes uns bereite:
Die Liebe schafft das Schönste durch die Kunst.

Marcella.

Wer kennt sie, ohne ganz ihr zu gehören,
Sie, die das Herz dem eignen Selbst enthebt,
Verklärt in ihr es wieder zu gewinnen:
Die holde Dichtkunst! Doch ich liebe sie,
Weil sie des Himmels Pforten mir erschließt,
Und ihre Huld'gung deut' ich nicht auf mich.
Wenn je den Worten thöricht ich geglaubt,
Die, selbst getäuscht, du heiß für mich gedichtet,
Der Schöpfung Reichthum mir im Liebe weihend,
Und hätte dann zu bittrem Schmerz' erfahren,
Die Täuschung sei gewichen und geschwächt
Der Zauberspiegel, der mich dir gezeigt:
So träf' auch mich das Loos der andern Frauen,
Verkannt zu sein und Skavin eures Willens,
Vergessen, einsam an dem stillen Herde,
Dann nicht mehr Zeug' erneuter Liebesgluth.

Ephrosionus.

Die ganze Seele weiß ich dir, Geliebte:
Mehr heißt für Gegenliebe nicht ein Gott.

Marcella.

Ich will dich auch wie eine Göttin lieben,
Sollst mich besitzen, doch mich nimmer sehn.

Ephrosionus.

Grausame, solch ein Spiel mit meinem Schmerz!
Wenn mir Achilles zürnte, wenn im Sturm
Der Voread mein ledes Fahrzeug träge
Und seinen Rast der Bliß darniederschläge,
Ich würd' es leichter tragen als dies Nein.

Marcella.

Wozu die hohen Bilder all verschwenden
An eine Hirtin, an der Berge Kind?
Sieh, wie der Frühling spricht in Blatt und Blüte,
So einfach sei dein Wort: laß ab zu stürmen.
Und findest du ein Mädchen, das dich hört,
So glaub', uns rühren nicht gewalt'ge Worte;
Sprich treu und herzlich, das gewinnt die Herzen.

Ephrosionus.

Ah, mir ward alles, was die Welt erstrebt:
Haus, Hof und des Besiges Herrlichkeit;

Verfaßt du es zu krönen durch dein Wort?
Die Liebe spricht: der Mensch bedarf des andern.

Marcella.

Meht gibt ein Ding, je weniger es bedarf.
Gott gab der Tugend Kraft dem Mann' und Weibe:
In sich gesammelt, blühen sie schöner nur.

Echrysothomus.

Dir ist der Gottesfunk' ein fernes Feuer:
Erfülle' er dich, würd' auch dein Herz erglänzen.

Marcella.

Tritt ihm nicht näher, achte seine Gluth.
Zum Himmel lenkt die Sehnsucht uns empor:
Soll nur der Männer eitler Sinn uns fesseln?

Echrysothomus.

Wohin soll ich mich wenden? Weh mir Armen!
Du hast mein Herz gemordet durch Verachtung.

Marcella.

Sprich, was du willst, ich sag': ich bin zufrieden;
Mir giebt mein Stand das höchste Glück der Erde,
Und kannst du mich denn mehr als glücklich machen?

Echrysothomus.

Einst nannte Spanien dich der Liebe Rose;
Jetzt bist in eine Schlange du verwandelt.

Marcella.

Du meinst, ich zaudre, zu erhöhen den Preis?
Nicht sprach ich Nein, um plötzlich Ja zu sagen.
Ich kenne wohl der Ehe Last und Freude,
Doch liebten sich die Menschen wie die Engel,
Glaub mir, die Liebe bleibt hier niemals rein.
(Sie verschwindet hinter den Jelsen.)

Achte Scene.

Chrysoström.

Die Zeit ist da. Kommt all ihr grausen Schatten
Der Unterwelt, daß ich mich euch gefelle;
Doch einsam selbst im stillen Thränenreich
Will nur mit der verlassnen Lieb' ich klagen,
Und naht Marcella mir, auch dort sie stehn.
Ja lache, wenn die Botschaft du vernommen,
Ich biete nun mich freudig deinem Grimm.
Laß keine Thrän' um mich dein Auge träben,
Bewahr den hellen Himmel deines Blicks:
Der Todte will nicht, was du hier versagt;
Er ist verwaist nun für die Ewigkeit.

(Ab.)

Neunte Scene.

Don Quigote und Sancho kommen.

Sancho.

Zwei Stunden sind wir nun umhergezogen
Durch dichten Wald und rauhes Dorngebüsch,
Und wie mir jüngst ein Reisender erzählt,
Daß in der Sierra sich die Fichten krümmen,
Wie Seufzer der ersrierenden Natur,
So hab' ich mich gekrümmt, gewunden um die —

Don Quigote.

Du kennst nicht die erhab'ne Cypris Venns.

Sancho.

Und ihr, Herr Ritter, saßt sie auch noch nicht.

Don Quigote.

Doch bin ich ihrer Existenz durchs Wort kundig.

Sancho.

Und wenn wir sie gefunden, blieb es so.

Don Quigote.

Wie so?

Sancho.

Sie hält' euch wahrlich nicht ernötht,
Die reiche Erbin von zehntausend Schaaßen,
Guillermos eing'ges Kind, des reichen Pächters.

Don Quixote.

Du, Sancho, redest und bist nicht geschichtswissend.
Ein irrender Ritter hat oft eine Prinzessin
Gerührt, und ward durch Liebe plötzlich Erbkönig.
Ein Prinz hat eine Hirtenmaid beabsichtigt;
Und seufzen mit den Schäfern ist höchst preiswürdig.

Sancho.

Was hilft hier seufzen, wenn sie doch nicht will.
Die Hoffnung führt am Narrenseil' uns alle.

Don Quixote.

Nicht ohne Mühen kommt die Liebe zum Endziel,
Krümmt um ihr Zessenschloß sich wild wie ein Gießbach
Und hört dann oft, daß endlich doch sie uns Nein sagt.

Sancho.

Ich krümmte mich noch jüngst um Pepa Lopez
Wie'n Ohrwurm, und bin noch nicht wieder grade;
Was half's?

Don Quixote.

Da kommen Leut' — ein Abenteuer! —

Mit Jackeln.

Sancho.

Gut! Stockfinster ist es.

Don Quixote.

Halt!

Sancho.

Du, mir fängt an zu schauern: eine Leiche!

Zehnte Scene.

Schäfer mit Jackeln tragen die Leiche des Chrysostomus herein; Ambrosius, der Capitän,
Don Quigote, Sancho — dann Marcella.

Don Quigote.

Wen habt ihr da gemordet? Ich will Antwort.

Ambrosius.

Der Jugend schönste Blüte siehst du hier
Durch eines Mädchens Ungunst hingefunken.
Marcella liebt' er und ward hart verschmäht;
Sie hat er angebetet und sie höhnt' ihn,
Sein Leben mordet' ihre Grausamkeit.
Wir fanden ihn wie er vom Felsen stürzte,
Und tragen ihn zu dieser Ruhestatt,
Wo stehs, doch ach! umsonst er Frieden suchte.

(Marcella erscheint auf der Höhe des Felsens.)

Ha, kommst du Schreckliche, dein Werk zu sehn?
Kost' du das Blut von neuem aus den Wunden,
Die du ihm schlugst, willst jetzt du triumphiren?
Sprich, was ist dein Beginnen, wir geborchen.

Marcella.

Wenn Liebe Gegenliebe stets erzeugte,
Dann hätt' ich wohl den Todten lieben müssen.
Er liebte mich, weil Gott mich schön gebildet:
Doch, war ich häßlich, kurz' ich dann wohl klagen;

Daß er die Unerkannte nicht geliebt?
Drum fragt euch wohl, die ihr so laut mich scheltet,
Liebt je ein Mann um unfreß Glückes willen?

Ambrosius.

Wie strotzt dein Wort von Stolz und Eitelkeit!
Doch findet Selbstsucht auch in dir den Lohn:
Wer sich nicht hingiebt, wird sich nicht erhalten.

Marcella.

Sieh da, schon wieder ein Philosophem,
Um, armer Tropf, ein Mädchenherz zu fangen?
Ich könnte fast geringer denken von
Der Weisheit, da hier all die Hochgelahrten
An einer Hirtin Sinn zu Grunde gehn.
In Saß und Asch', in Dunst und Büchstaub
Thu Buß', eh du der Weisheit Tempel naheß,
Daß du zum Dienst der Liebe sie mißbraucht.
Schlecht paßt die Göttin zu der Niedrigkeit,
In der ihr um ein armes Mädchen freit.

Ambrosius.

Dein Haß, dein Ingrimm schlug den Freund uns nieder.

Marcella.

Ich haßt' ihn nicht; ihn schlug sein eig'ner Wahn.

Ambrosius.

Den du mit falscher Hoffnung hintergangen.

Marcella.

Ihr kennt mich ja: wen hab' ich je getäuscht?
Wenn er sich täuschte, war das mein Vergnügen?

Ambrosius.

Dir giebt dein Reichthum diesen wilden Troß.

Marcella.

Der eure könnt' euch wohl noch größern geben;
Mir ist er Tand, mir gilt nur der Besitz,
Der mich von fremder Gnade frei erhält,
Und mir gewährt, hülfreich die Noth zu trösten.
Wen zog ich her? Was hieß euch euren Stand
Verlassen, euch den Hirten zu gesellen?
Der Städt'rin dienet, wo euch Hoffnung lockt.
Der Himmel hat nicht über mich verhängt,
Daß ich gezwungen lieben müßt'; und glauben
Ich würd' es thun und wählen — welche Thorheit!

Ambrosius.

Schau' an den Todten, denk der ew'gen Rache,
Die einst mit allen auch der Spröden harret.
Du sturzest, Mädchen? schlägt das Auge nieder?
O glaub, der Mensch verletzt nicht ungestraft.
Der allgebietenden Natur Befehl.

Marcella.

Dir scheint Befehl, was deine Willkür fordert.

Natur gab jedem Ding' ein freies Recht:
 Wie wäre sie die Mutter denn von allen,
 Wenn jedes Eig'ne sie versenkt' ins All!
 Den Wesen allen ward ein Eigenthum:
 Des Schaffens Kraft und eingeborne Tugend;
 Die sollst du wahren bis zum letzten Ziel,
 Und sich dem All ergeben, ist Verrath
 Am eignen Geist, den Gott dich schäpen heist.
 So ehrt' ich stets die Grenzen der Natur,
 Und war, wozu sie mich erschuf, ein Weib;
 Doch mein Geſey ist einer Jungfrau Bild,
 Und dem entfremdet mich kein Männerherz!

Ambrrosius.

Ein Dämon bist du, Furie, Plagegeist!
 Und hier am Grab' hör ein prophetisch Wort:
 Einst wirst du jammern um dies treue Herz.

Marcella.

Wie ihr doch alle nach euch selber schägt!
 Es ist ein altes Wort, der Mensch verlange
 Versagtes nur, im Unglück bleib' er treu:
 Und wenn ich früh des Wortes Sinn erkannt,
 Nicht böser Raubgier mag als Beute fallen,
 Wenn ich bewahre, was mich auf der Höhe
 Des Lebens hält, die Welt mir dienstbar macht,

Den freien Sinn, der keinem sich ergeben:
Da wollt ihr schelten meine Tyrannei?
Wer ist ein Sklave, wenn er herrschen kann?
Soll ich der reinen Jungfrau Spiegel tauschen,
Der Erd' und Himmel klar mir strahlt zuruck,
Um einen Mann, den Leidenschaft zerreißt,
Den endlich Satttheit in die Grube stürzt?
Noch einmal, dieses Mädchen, das ihr fehlt,
Bleibt Jungfrau: tief empfand sie, wer sie ist,
Und unbeseigt empfängt sie einst der Himmel.

(ab.)

Ambrosius.

O Macht der Schönheit!

Der Capitän.

Laßt und all ihr folgen!

Don Quigote.

Halt ein, sonst fühlst die Wuth ihr meines Unwillens!
An diesem Unglück ist Marcelle ganz schuldlos.
Sie will von sich entfernt sehn die Liebhaber
Und hat der Mädchen Recht vertheidigt gar mannhaft:
Statt ihr zu folgen müßt ihr tief sie anbeten.
Denn auf der ganzen Erde lebt nicht solch Kleinod,
Wie dieses schöne Thal besitz in dir, Jungfrau.

(Der Vorhang fällt.)

Opron.

Aus den hebräischen Gesängen.

An den Mond.

Schlafloser Sonne, schwermuthvoller Stern,
 Dein feuchter Strahl glüht zitternd her von fern,
 Du zeigst das Dunkel, kannst es nicht zerstreun,
 Gleich der Erinnerung, deren wir uns freun.
 So glänzt Vergang'nes, andrer Tage Licht,
 Wohl scheint sein Strahl, doch kraftlos wärmt er nicht.
 Glanz, der der Sorge schwere Nacht' umwallt,
 Klar, doch so fern, hell aber o, wie kalt!

Spron.

Aus den vermischten Gedichten.

In ein Album.

So wie auf kaltem Leichensteine
Ein Nam' uns läßt verweilend stehn:
Magst, wenn ich einsam hier erscheine,
Nachdenkend du auf meinen sehn!

Und hat er sich dir dargeboten,
Wenn manches Jahr schon sank hinab,
Gedenke mein wie eines Todten,
Denn hier ist meines Herzens Grab.

Das Gedächtniß des Herzens.

Von

David Welster

Gewinnst du Schätze trock'ner Wissenschaft,
So wahrst du sie mit deines Hirnes Kraft;
Thatsachen, Namen — was uns Kenntniß heißt,
Dort trägt in sein Odenbuch sie der Geist;
Von Bildern, die der kalte Grund empfangen,
Dringt keines tief und sie sind bald vergangen.

Doch haben wir ein Blatt, das hell erglänzt,
Wo Lieb' und Freundschaft die Erinnerung kränzt;
Daß nichts aus unsrer Brust sie tilgen kann,
Vertraun wir sie der Kraft des Herzens an;
Es giebt kein Dunkeln — kein Verlöschen dort,
In jedem Pulsschlag lebt Erinnerung fort;
Warm goldne Schrift erfüllt die Tafel ganz,
Nur mit dem lezten Puls' erlischt ihr Glanz.

Berlin, gedruckt in der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Deder).

Gedichte

von

F. A. Maerker.

Dritter Band.



Erinnerungen

Gesammelte Gedichte

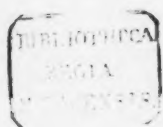
von

F. A. Maerker.

Berlin, 1862.

Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(H. Deter).

104



Inhalts-Verzeichniß.

Widmung. An Dorothea. I. — V.	Seite 1
---------------------------------------	------------

I. Feiertliche Gelegenheiten.

Zur Krönungsfeier des Königs Wilhelm I. von Preußen . . .	11
Festgruß. Am Tage des Einzuges des Königs Wilhelm I. . . .	14
Widmung der Tragödie Karl der Große an den König Wilhelm I.	17
Der Königin Augusta. Bei Gelegenheit des für das Göthe-Comité erbetenen Schutzes	18
Der Königin Augusta. Am Tage des Dankgebets für die glückliche Erettung des Königs	19
Zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria. I. — III.	20
Festgesang, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria	24
Dem Großherzoge von Baden:	
I. Widmung der Tragödie „Karl Martell“	26
II. Als derselbe mir sein Bildniß übersandt hatte	27
III. Bei Uebersendung der Tragödie „Karl der Große“ . .	28
Dem Prinzen Wilhelm von Baden	29
Philipp Melancthon	30
Zur hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers:	
I. — II. Festgesänge	34
III. Der Hühling	37
IV. Es tagt, es tagt! Die Sonne seh' ich steigen . . .	41
V. Was uns des Genius stolzer Flug bedeute	45

Prologe am Geburtstage Göthes:	Seite
I. Unsterblichkeit — du Nam' erhabnen Klanges . . .	47
II. Siegreiches Deutschland, deine Heldensöhne . . .	51
III. Wir haben Schillers hohen Tag bejungen . . .	53
Epilog. Nach Göthes Geschwistern . . .	55
Einer Unbekannten . . .	56
Abschied von der Göthe-Ausstellung . . .	57
An Jacob Grimm. I. — II. . .	58
Prolog zur Jubelfeier der Universität zu Berlin . . .	60
An die Universität zu Berlin . . .	65
An die deutsche Jugend . . .	66
Der neuen Burschenschaft . . .	69
An A. Voelf. I. — II. . .	71
An Alexander von Humboldt. I. — II. . .	73
Am Sterdebette Alexanders von Humboldt . . .	75
Den Namen Alexanders von Humboldt . . .	76
An einen Staatsmann . . .	77
Mythes und Geschichte . . .	78
Zur fünfundsiebenzigjährigen Hochzeitsfeier . . .	79
Herrn Wöhlert . . .	82
An Fräulein Heuffer . . .	85

II. Liebeslust und Liebesleid.

Die Genien des Lebens . . .	89
Morgenroth . . .	91
Wunsch . . .	92
Der Thäne Trost . . .	93
Schloß wohl . . .	95
An den Geliebten . . .	96
Die wiedererblühte Rose . . .	97

	Seite
Liebeschmerz	98
Einsamkeit	99
Notturno:	
I. Der Liebende	101
II. Die Geliebte	102
Was gilt mir Neu' und Schmerz	103
Im Frieden schlummere fort	105
Der Vogel im Käfig	107
Meiner Gattin	110
Einer Mutter	111
O süße Stunde	112
Meine Gedanken	113
Sehnsucht	114
Die Hochzeitsfeier Alexanders des Großen	117

III. Sonette. Erste Abtheilung.

An die Charis	137
Die Venus von Melos	138
Drei Maler. I. — II.	139
Einer jungen Malerin	141
Liebesräthsel	142
Im Sturm	143
Dir	144
Bräutigam und Braut	145
Gedächtniß	146
Shakespeares Wintermärchen	147
Einer Künstlerin	148
Karl der Große	149
Das Geld	150
I. — IV.	151

IV. Sonette. Zweite Abtheilung.

In ein Album	157
Bei Mendelssohns Frühlingsliedern	158
An Luise	159
An Dorothea. I.	160
Sie erwidert. II.	161
Der Kranken. III.	162
An Johanna	163
Einem Freunde:	
I. Der Glückwunsch	164
II. Zur Gesundheit	165
Der Treulosen	166
An einen Musiker	167
An einen Bildhauer	168
Einem Greise	169
Meinem Augenarzt	170

V. Vermischtes.

Die Kunst des Mimen	173
Der geknickte Zweig	176
Der zweite December 1851	178
Mit einem Bilde von Mozart	178
An Emanuel	179
Epigr. Eine Erzählung aus dem Türkischen	180

An Dorothea.

Sieh' allein, im Cyfertod,
Sähet des Vaterlandes Noth.



Zum 1. Januar 1862.

I.

Dir, theure Schwester, send' ich Gruß und Liebe
Zum Jahreswechsel, schließ' in mein Gebet,
Das Kraft zur frischen Fahrt von Gott erkiebt,
Was auf der Erd' ich Edles, Schönes liebe.

Dass dieses Jahr doch ungetrübt uns bliebe,
Das schwarz umwölkt vor aller Seelen steht:
Die Segel flattern wild, vom Sturm' umweht,
Fort schießt das Schiff, als wenn's ein Dämon triebe.

Europa gährt, wie dumpf im düstern Schlunde
Wühlt ein Vulcan, eh' er die Gluthen sprit:
Den Kühnsten schreckt der Donner grimmes Toben.

Was ringt empor sich aus dem nächst'gen Grunde?
Wer führt der Völker und der Kön'ge Streit?
Schaut, Themis hat der Rache Schwert erhoben.

II.

Trüb' ist das Bild, das ich vor dir entfalte,
 Du suchst in Sorgen unsrer Hoffnung Stern.
 Ach, jeder Rettung Hafen liegt so fern,
 Kein Geist ermisst noch, wie sie sich gestalten.

Wie ernst der Mahnruf Gottes auch erschalle,
 Taub sind die Priester, taub der Völker Herrn;
 Des Tranges Schaafe sehn sie, nicht den Kern,
 Sie beten nur, daß Gott sie selbst erhalte.

Den Himmel wollt ihr, Thoren, überlisten,
 Schließt mit der Hölle gar den Liebesbund?
 Begraben wähntet ihr die alte Schuld?

So meint ein feiges Leben ihr zu fristen?
 Da plötzlich öffnet sich der Tiefen Schlund:
 Erschöpft ist der Trümmen Geduld.

III.

Kein Spruch vermag der Freiheit Geist zu bannen;
 Ihn schuf das Schicksal zur Nothwendigkeit,
 Und wenn der Völker Ruf zum Himmel schreit,
 Zerfließt wie Syren die Macht der Bluttirannen.

Auf, Deutschland, auf, noch jezt dich zu ermannen,
 Die Stunde mahnt, die Rächer stehn bereit!
 Denk deines Ziels! Was gilt der Stämme Streit?
 Mach kühn zur That, was deine Weisen sann.

Von Gott berufen, allen vorzuleuchten,
 Erfaß dein Schwert und gründ' ein neues Recht,
 Des alten Unrechts Bücher sind vermodert.

Denk deiner Helden, die den Römer scheuchten!
 Auf, Männer: was nicht weichen will, zerbrecht!
 Schon seh' ich euch vom Siegesglanz umloberet.

IV.

Nach oben wendest zweifelnd du die Seele:

»Was sucht, o Herr, und heim dein Strafgericht?
Dein Mund in tausend Räthseln zu uns spricht!
Wer ahnet, ob den rechten Pfad er wähle?«

»Umsonst daß sich's der irre Geist verhehle:

Erloschen sank des alten Glaubens Licht,
Verzweiflung waltet, jedes Band zerbricht:
Wo weilt der Held, dem sich die Brust vermähle?»

Im Schein des Nichts sind alle jetzt verloren,

Erstickt im Herzen ist die Lieb' und Treue,
Vom Reich des Schönen hat es sich gewandt.

Doch wer des Lichtes Altar sich erkoren,

Der glaubt und weiß, daß sich sein Dienst erneue:
Die Liebe wird im Schmerze nur erkannt.

V.

Zum Menschen wird der Mensch sich wieder finden
Und offenbaren, was das Herz vermag;
Durch Nebelwolken bricht der neue Tag,
Der Zweifel banges Dunkel wird verschwinden.

Was jezt sich löst, wird fester sich verbinden,
Sich schöner heben, was am Boden lag;
Schwer ist die Prüfung, schwer des Schicksals Schlag,
Doch wer beharrt, den wird der Kranz umwinden.

Die Völker lösen sich aus falschen Banden,
Auf ihren Urgrund drängen sie zurück;
Natur und Freiheit fordern ihre Rechte.

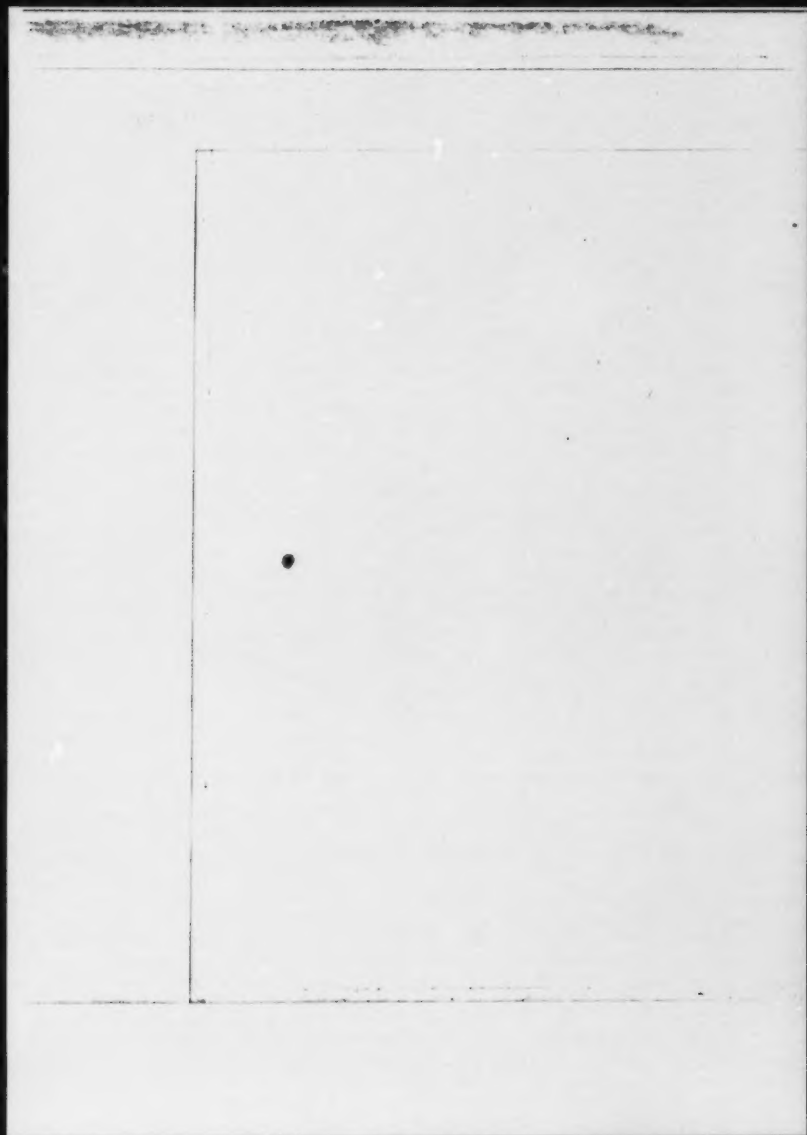
Wenn sie der Gruft verzüngt sich einst entwanden
Und fest gegründet steht der Menschheit Glück,
Dann geben Frieden ihr des Himmels Mächte.



I.

Friedliche Gelegenheiten.

Willst du Reich und Macht begründen,
Ruh' dich That an That anstünten.



Zur Krönungsfeier Seiner Majestät des Königs
Wilhelm I. von Preußen,

am 18. October 1861.

Was tönt am Jubeltage begeistert mir ins Ohr?
Horch, wessen Ruf vernehm' ich, wie hehrer Engel Chor?
Des Himmels lichte Pforten sind vor mir aufgethan
Und einen Voten Gottes seh' ich der Erde nah'n.

Ich schau', und hab' im Herzen die Huldgestalt erkannt.
Wie fühl' ich mich erhoben! Die Stürme sind gekannt,
Die meine Brust durchtobten, die Schmerzen sind verklärt:
Schwer haben wir geduldet, nun ist der Wunsch gewährt.

Troß sendet uns die Liebe der Einheit Friedens-Gruß,
Von goldner Wolk' umflossen schwebt leicht herab ihr Fuß,
Und jedem Ohr vernehmlich ruft Deutschlands Gaun sie zu:
Versöhnung pfleg' und Eintracht, dann übt die Liebe du.

Das ist ein Gruß zum Feste, wenn Herz und Herz sich eint
Und wenn im Feiertage ein edles Volk erscheint,
Den König froh zu grüßen, und heiß zu Gott zu flehn:
Mag uns in König Wilhelm ein Hort des Reichs erstehn.

Du Land der deutschen Eichen und jeder Heldenkraft,
Voll Muth zu kühnen Thaten dein Genius sich ertast.
So nenne mir die Wunder, die Tuiskes Stamm gethan,
Und stimmt zur schönsten Frier ein Lied, ihr Varben, an.

Einst lag in Meer und Sümpfen begraben Deutschlands Pracht
Und Ur und Vären hausten in seiner Wälder Nacht;
Doch auch der Götter Wohnung war nur der heil'ge Sain;
Kein Bildniß und kein Tempel schloß ihr Geheimniß ein.

Den Sehern und den Jährcrn ergeben war der Mann,
Und wen sein Schwert geabelt, der schritt dem Gau voran,
Der Tugend Preis gehörte der Tapferkeit, dem Muth,
Des Königs Sieg und Leben galt als das höchste Gut.

Auf diesem Felsengrunde ward Deutschlands Macht erbaut,
Treu haben Fürst und Völker einander stets vertraut,
Und unerschüttert dauert und unbeseigt das Land,
So lang im Thron' es wachet der Freiheit Unterspand.

Nur Eins erleht vom Himmel des Barben Hochgefang:
 O möcht' er von uns wenden der Zwietracht Noth und Drang,
 Daß nie zum Bruderkampfe der Schlachtruf wiederönt,
 Wie Hand in Hand geschlungen sich Süd und Nord versöhnt.

Als Dir des Volkes Jubel, erhabner Fürst, erscholl
 Und laut Dein Kommen grüßte, die Herzen übervoll,
 Da zog der Einheit Morgen dem Vaterland' heraus,
 Gott giebt Dir Sieg, ertönt es, Glück auf Dir, Heil, Glück auf!

Festgruß.

Am Tage des Einzuges Ihrer Majestäten
des Königs Wilhelm I. und der Königin Augusta,
den 22. October 1861.

Ein Gärtner.

Hochbeglückt Euch anzuschauen
In der Kron' erhabnem Schmuck,
Nun zur Heimat froh Ihr lehret
Aus der Poren Königsburg,
Grüßen ehrfurchtvoll sich neigend
Euch die Gärtner von Berlin.
Wie des Paradieses Garten,
Wie der selgen Inseln Flor
Jedem Wunsch' Erfüllung brachten,
Seelenfrieden, holdes Glück,
Möchten wir durch unsre Gaben
Jauchzisch Euren Geist umwehn.

Eine Gärtnerin.

Lies'n Werts und Sinns Geheimniß
Schließen Bäum' und Pflanzen ein.
Schaut des Himmelreichs Gleichniß
Hier im Senforn, spricht der Herr.
Lieblich malt der Blumen Schönheit
Uns des Lebens Wundermacht:
Aus der dunklen Erd' entsprossen
Zeigen sie des Höchsten Bild.

Der Gärtner.

Heil Dir, Land der Hohenzollern,
Dem sich Weimar schön vereint,
Weil Ihr Herz und Geister pfl eget
Mit des Gärtners Lieb' und Gunt,
Weil Ihr Friedrichs reiche Saaten
Allerquidend frisch genähret!
Wächst fort und fort sie wachsen,
Gottgesegnet Blüth' und Frucht
Noch dem spätesten Enkel zeugen,
Neubelebt durch Eure Hand,
Daß der Preußen Volk ein Vorbild
Für die deutschen Brüder sei.

Die Gärtnerin.

Lauscht das Herz der Blumen Räthseln,
Hört es was die Pflanze spricht,
Dann erhebt sich's, stark im Glauben,
Hört der Engel Stimm' und Sang.
Gottes Geist und ew'ge Weisheit
Zeigt ihm liebend die Natur.
Also pflegt der Lieb' und Wahrheit
Frei für Euch des Volkes Herz.

Beide.

Wenn der Frühling allverjüngend
Euch die schönsten Blumen weicht,
Denkt, Ihr gottgesegnten Pfleger,
Gold der Gärtnere von Berlin.

Widmung der Tragödie
Karl der Große
an Seine Majestät den König Wilhelm I.

Wen auf verschlungnen Pfaden der Geist des Herrn geführt
 Und wen in schweren Stunden sein mächt'ger Arm berührt,
 Daß bang die Seel' erbebt, den hat er auserwählt,
 Hat für erhabne Thaten ihm Herz und Muth gestählt.

Den Kön'gen wie dem Volke schrieb er ein gleiches Loos,
 Als er des Lebens Ziele barg in der Zukunft Schooß:
 Der Helden Kranz vertraut' er dem Trange, der Gefahr,
 Der Name, den sie krönten, strahlt hell für immerdar.

In neuem Glanz' erhob sich des Vaterlandes Stern,
 Es schaut auf König Wilhelm, der Preußen Hört und Herrn.
 Auf, heb der Väter Tugend im Volke frisch empor:
 Zum Träger seines Ruhmes der Himmel Dich erkor!

Ihrer Majestät der Königin Augusta.
Bei Gelegenheit des für das Göthe-Comité erbetenen
Schutzes.

Glanzreiches Weimar, das den Ruhm der Schlachten
Du stolz besiegest durch deiner Säng' Krone
Und übertrugst den Prunk der Kaiserthrone,
Weil deine Herrscher nur der Gabe dachten,

Die ihrem Aug' im Hain der Musen lachten:
Sie wollten, daß der Genius dich bewohne,
Der ihnen bracht' Unsterblichkeit zum Lohne
Und Schätze fand tief in des Herzens Schachten.

Frei lenkten sie zum Ideal die Geister,
Sie knüpften fest der Seelen heil'ges Band,
Und allverkündend lebt durch sie die Kunst.

»Das Ewig-Weibliche«, so singt der Meister,
»Zieht uns hinan, ist Gottes Unterpfand!«
Laß uns sein Standbild schaun durch Deine Gunst.

Ihrer Majestät der Königin Augusta.

Am Tage des Dankgebets für die glückliche Errettung
Seiner Majestät des Königs,
den 14. Juli 1861.

Wie Tag und Nacht im Morgenroth sich einen
Und wundergleich Aurora schwebt empor;
Sie öffnet froh der Sonne goldnes Thor,
Die Welt sieht jubelnd ihr Gestirn erscheinen:

So sahn wir Schmerz und Wonne sich vereinen,
Uns all' umhüllte schon des Grabes Fler;
Doch Gottes Vöte die Gefahr beschwer,
Er lebt und wacht im Sturme für die Seinen.

Erhabne Fürstin, neige Dich dem Sänge,
Der laut sich in des Landes Jubel mischt,
Im Dankgebete wagt er Dir zu nahen.

Der Sönger folgt dem höchsten Herzensdrange,
Er sah befürtzt der wilden Brandung Wisch
Und preist das Wunder, das der Herr gethan.

Zur Vermählungsfeier
Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm
mit
Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Victoria,
am 25. Januar 1858.

Jungfrauen sprechen.

I.

Der Genius, welcher Preußens Macht gegründet,
Der leuchtend sie geführt von Sieg zu Sieg,
Hat tief im Volk der Thaten Drang entzündet,
Durch den es zu des Ruhmes Tempel stieg;
Des Sieges Ruf hat allen laut verkündet,
Was Friedrichs Arm vermocht im Kampf und Krieg,
Und daß die Kraft unsterblich in uns bliebe,
Gab uns ein Gott der Hoffnung Geist, die Liebe.

Wie dunkle Weg' uns auch der Herr geleitet,
Hat Preußen seinem Genius stets vertraut;
Zur Senn' empor durch Sturm und Nacht es schreitet,
Ihm ward ein Herz, das auf sich selber baut,

Und Rettung war ihm wunderbar bereitet,
Wenn an des Abgrunds Tief' es sich geschaut:
Laut sagt es Blücher, laut die tapfern Britten,
Die kühn mit ihm bei Waterloo gestritten.

Zwei Brudervölker hat das Loos erkoren,
Vorán zu schreiten auf der Freiheit Bahn.
Ob all die finstren Mächte sich verschworen,
Ob sich verbündeten Tyrannie und Wahn,
Gehet Manneskraft und Tugend nicht verloren,
Nie wird Gewalt und Finsterniß uns nahen,
Nie sehn der Geister reinsten Trieb wir dämpfen,
Wenn mit den Preußen tren die Britten kämpfen.

Nicht ist der Zukunft Bild emporgestiegen,
Ihr sicherer Hüter ward ein heil'ger Bund,
In goldnen Träumen sich die Herzen wiegen,
Jedoch eilt ein Name jetzt von Mund zu Mund,
Und jubelnd ruft das Volk: wir werden siegen,
Der Preußen Genius that in Euch es kund:
Victoria! laßt vom Land zum Meer' ertönen,
Die Herrscher nahen, der Völker Bund zu krönen.

II.

Dem Prinzen Friedrich Wilhelm.

Der Deutschen Hoffnung, Preußens Stolz und Muth,
Ruhmreicher Stamm der Zollern, auf dein Wort
Erheb das Volk sich einst vom Süd zum Nord
Und flog zum Kampf mit einigem Gemüthe.

Man rief zu Gott, daß Zollern uns behüte,
Und sich, sein Schwert ward unsres Landes Hört,
Das führt' uns rettend zu des Friedens Port
Und schirmt uns fest, wie schwer der Sturm auch wüthe.

Auf immer ist der Preußen Ehr' und Namen
Vereint dem Ruhm, den Zollern ihm verliehn,
Treu fanden gute sie und ernste Stunden;

Und dieser Tag des Segens wird bekunden,
Daß unsrem Volk ein neuer Hört erschien:
Der Gatten Lieb' ist alles Heiles Saamen.

III.

Der Frau Prinzessin Victoria.

Heil, Fürstin, Heil! Dir ruft das Volk: Willkommen!
Die treuen Preußen, Englands Bruderstamm;
Pallast und Hütte jauchzen Dir: Willkommen!
Das fernste Thal des Jubels Ton vernahm;
Und tief im Herzen hallt es nach: Willkommen!
Heil Ihr, die an der Hand der Liebe kam!
Den Frieden seh' ich hold voran Dir schreiten
Und neuer Heimat Stätte Dir bereiten.

Wenn hangend Du nach Albions Küsten schauest,
Wenn unsrem Jubel sich die Thräne mischt,
Denk, was in unsren Herzen Du erbauest:
Du weckst ein Jener, welches nicht erlischt.
In Deinem Antlitz les' ich: Du vertrauest,
Du glaubst dem Wort, das keine Zeit verwißt:
So wahr in Dir und naht des Himmels Segen,
Bring' ich des Volkes Liebe Dir entgegen.

Festgesang,
bei Gelegenheit der Vermählung
Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm
mit
Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Victoria,
am 25. Januar 1858.

Aufgeführt in der Synagoge der jüdischen Gemeinde zu Potsdam, welche
zur Feier dieses Tages ein Brautpaar aufgestattet hatte.

Geist der Liebe, der die Herzen
Du mit ew'gen Banden einß,
Der beim Glanz der Hochzeitkerzen
Sehnsucht stillend du erscheinst,
Laß uns deinen Hauch umwehen!
Psalter, stimmt in unser Helden!

Chor.

Heil dem Tag, dem Gott gesendet!
Segen auf der Preußen Land!
Gleiche Lieb' es allen spendet,
Nichtet nur der Herzen Band.

Preiß der Gatten Feierstunde!
 Auserwählte, preiß den Herrn!
 In des Fürstenpaars Bunde
 Send' uns, Gott, der Hoffnung Stern.
 Magst du gnadenreich uns führen,
 Aller Völker Liebe schüten.

Chor.

Heil dem Tag, den Gott gesendet!
 Segen auf der Preußen Land!
 Gleiche Lieb' es allen spendet,
 Achtet nur der Herzen Band.

Naht der Freude Strahl dem Throne,
 Lacht den Treuen auch das Glück.
 Gatten, Eurer Tugend Arene
 Strahlt auf unser Volk zurück.
 Ewig ist der Bund begründet,
 Wenn der Herr das Herz entzündet.

Chor.

Heil dem Tag, den Gott gesendet!
 Segen auf der Preußen Land!
 Gleiche Lieb' es allen spendet,
 Achtet nur der Herzen Band.

Seiner Königlichcn Hoheit
dem Großherzoge von Baden.

I.

Widmung der Tragödie »Karl Martell«.

Frish grüßen Dich des Waldes Blüthenkronen,
Neu ist des Lebens Drang in ihm erwacht:
Schau wie der Frühling überall Dir lacht,
Im Thal und auf den Bergen will er thronen.

Ein Jüngling naht er von des Südens Zonen,
Die weite Schöpfung fühlt des Gottes Macht,
Und Sehnsucht ist im Herzen tief erwacht:
Wo Leben keimt muß auch die Liebe wohnen.

Mein Vaterland, der deutschen Männer Gauen,
Wie senkt zu Boden ihr den düstern Blick!
Kann euch des Frühlings Wonne nicht erheben?

O kommt, des Gottes Feiertag zu schauen!
Der Winter beugt euch durch ein hart Geschick;
Doch auf, vertraut, euch winkt ein neues Leben.

II.

Als derselbe mir sein Bildniß übersandt hatte.

Ein deutscher Fürst! O Nam' erhabnen Klanges;
Doch höher, reiner tönt: ein deutscher Mann!
Wer dieses Namens Glorie sich gewann,
Den feiern laut die Meißter des Gesanges.

Wer tritt daher so furchtlos, edlen Ganges?
Wem schreitet die Gerechtigkeit voran?
Wem ist die Kraft, die Tugend unterthan?
Wer ruft ins Feld den Schwung des Thatendranges?

Es ist der Fürst, mit dem der Mann sich einet,
Ein deutscher Herzog, den des Volkes Ruf
Als höchstes Beispiel für den Kampf erwählt.

So Lichtumstrahlt Dein Bildniß mir erscheint,
Das neu der Hoffnung Sterne mir erschuf
Und jeden Tag zu neuer That mich stählt.

III.

Bei Uebersendung der Tragödie »Karl der Große«.

Kein Griechen-Heros ist es, den ich heute
Voll ernster Sorgen Dir zu bieten wage,
Kein Bild der alten ahnungsvollen Sage,
Noch auch ein Weiser, der den Kosmos deute,

Der unverzagt der Räthsel Nacht nicht scheute,
Die trüb' umhüllt die sonnigheßten Tage;
Doch ist's ein Held, der kühn mit einem Schlage
Der Zeiten Dunkel wie ein Gott zerstreute.

Ich biete Karl Dir, den aus tiefstem Trange
Der Völker Ruf den Großen zubenannt:
Er weiht' als Feldherr sich dem Gottesohnen.

Ein wahrer Kaiser lebt er im Gefange:
Er hat der Herrschaft dunkles Wort erkannt
Und seiner Großthat dankt er Ruhm und Krone.

Seiner Hoheit
dem Prinzen Wilhelm von Baden.

Wen wählst du, Freiheit, dir zum Kampfgenosse,
Daß deine Wege dir der Sieg bereite?
Wer rüstet kühn die Arme dir zum Streite,
Beglückt, wenn er sein Blut für dich vergossen?

Ein Held, ein Jüngling, welcher unverdrossen,
Voll edler Thatkraft kämpft an deiner Seite:
Ihn führt der Sehnsucht Drang hinaus ins Weite,
Er bricht den Bann, der eng uns hält umschlossen.

O Jugend, die der Freiheit sich vermählte,
Wie feiert ihr der Liebe höchsten Bund:
Euch weiht die Gottheit für die schönsten Siege!

Glück auf, o Fürst, der solch ein Ziel sich wählte!
Den Brüdern thust Du gottbegeistert kund,
Daß freier Muth vor keinem Feind' erliege.

Philipp Melancthon.

Zur dreihundertjährigen Säkularfeier seines Todes,
den 19. April 1860.

Hört ihr der Glocken Tönen? Was sagt ihr dumpfer Schall?
Was klingt durch alle Gassen in lautem Wiederhall?
Wen suchst du deiner Treuen und findest ihn nicht mehr,
Verwaist'tes Land der Väter? Was schmerzt dich gar so schwer?

Geschieden von der Erde der Besten Einer ist,
Ein glaubensmuth'ger Streiter, ein Held für Jesus Christ,
Und doch voll Güte und Milde, von also zücht'gem Sinn,
Daß einer Jungfrau selber es wäre zum Gewinn.

O könnt' in aller Herzen sein Bild ich aufbauen,
Daß gleich der Rose es wäre, so lieblich anzuschauen,
Wie licht sie, doch bescheiden im Garten Gottes steht,
Daß wer die Blum' erblickte, vor Sehnsucht schier vergeht.

Ihr Väter und ihr Mütter, laßt meinem Wort' ein Ohr;
Und du, der Deutschen Lehrer, Melanchthon, tritt hervor!
In deiner Kinder Namen haßt alle du geliebt:
So naht, die sein Gedächtniß tief in das Herz ihr schriebl.

Im Jahre funfzehnhundert und dreiundvierzig war's,
Bis an den Tod gedachte Melanchthon dieses Jahres,
Und auch des bittren Tages voll Schmerzen und voll Gram,
An dem die liebste Tochter ein früher Tod ihm nahm.

Zu Königsberg in Preußen, von Wittenberg gar fern,
Da wohnte diese Tochter, sie seiner Augen Stern:
Sie war vermählt Sabinus, der stolz und aufgebläht,
Der erste Rector wurde der Universität.

Melanchthon liebte minder hoffärtig höflichen Geist,
Als den, der echt und tüchtig sich vor dem Herrn erweist.
Er schrieb dem Schwiegersohne: laß deine Kinder mir,
Laß stille sie erwachsen in Gottes Frieden hier.

Ihr Anblick wird mich trösten, wenn um mein theures Kind
Ich klag' und wenn die Augen mir voll von Thränen find.
Auch ist ja Katharina, mein liebes Weib, bereit,
Die Enkel treu zu führen und in Bescheidenheit.

Die Worte nahm Sabinus gar ernst zu Herzen sich,
 Obwohl um Weib und Kinder der Kummer ihn beschlich:
 Er führte seinem Schwieger alsbald sie in das Haus,
 Der brach vor Freud' und Schmerzen in lautes Schluchzen aus.

»O, tief er, theure Kinder, ihr meiner Tochter Glüd,
 Wie kehrt mit euch die Mutter ins Vaterhaus zurück!«
 Drauf hat er zu Sabinus sich liebevoll gewandt
 Und sprach: »Wohl hab' ich heute den Sohn in dir erkannt.«

»Wohl weiß ich, was der Vater in seinen Kindern giebt
 Und was er muß entbehren, wenn er sein Weib geliebt.
 Doch sag' ich dir zum Troste, was mir die Jugend ist:
 Könnt' ihrer ich vergessen, dann Christus mein vergißt.«

»Nie werd' ich sie entfremden dem Licht der Wissenschaft:
 Ich kenne Roms Verderben, weiß wo die Wunde klappt.
 Das Wissen und den Glauben hat Christus nicht entzweit;
 Das Schwert der Wahrheit leuchtet durch ihn für alle Zeit.«

»Nicht steht das Diffsels hüben vom Jenseits dort getrennt;
 Der Forschung Räthsel winken und unser Geist erkennt!
 Nicht lenkt ihn blinder Wille, noch ist er lebend todt,
 Nicht soll die Seel' erstickn des Priesters Nachtgebot!«

»Rein, leben soll sie, schauen, mit Gott auf ewig Eins.
Je mehr sie sich entladet des trüben Erdenscheins,
Je mehr sie ringt und streitet im gotterfüllten Drang:
Je reiner tönt ihr Jubel der Freiheit Lobgesang.«

So sprach zu seinem Sohne Philipp Melanchthon da,
Und was er ihm verheißt in Christus, das geschah.
Als ihn an diesem Tage getroffen sein Geschick,
Da weilt' auf seinen Enkeln sein letzter Liebesblick.

Und wen durch Luthers Feuer der Himmel sich gewann,
Den schafft Melanchthons Liebe zum rechten Christenmann,
Zeigt ihm des Schauens Tiefen im Wissen und im Geist
Und wie die Kunst im Schönen des Ew'gen Werke preist.

Seht da der Kirche Kämpfer! Kränzt als ihr Sinnbild ihn,
Dankt, daß ihn Gott gesendet, daß uns sein Stern erschien.
Einst wenn ein ein'ger Glaube die Herzen all' umschlingt,
Ein Chor der sel'gen Schaaren Melanchthons Hymnus singt.

Zur
hundertjährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers.

Den 10. November 1859.

Festgesänge.

I.

Auf auf, du deutscher Vardenchor!
Auf auf, du deutscher Sang!
Nach Warbach ziehet, pocht ans Thor
Mit Laut' und Hörnerklang!
Von Osten und von Westen her,
Von Süden und vom Nord,
Wie Wog' an Wog' im weiten Meer,
Erschallt des Jubels Wort:
Auf, Sänger, auf! Hoch schwillt die Brust,
Nach Warbach zieht uns Freud' und Lust!

Des deutschen Sängers Harf' erklingt,
Und alles horcht und lauscht;
Der Genius seine Fadel schwingt,
Der Freiheit Flügel rauscht.

Ein Sangedmeister uns erkand,
 Der kühn die Welt umfaßt;
 Sein Name fliegt von Land zu Land:
 Heil dir, du Himmelsgeist!
 Heil dir, du Land, das dich gebiet!
 Heil, Schiller, dir, du deutscher Aar!

Das Leid, der Andank sind verfühnt,
 Den man dir angethan.
 Horch, deines Liedes Schall ertönt,
 Die Engel jubelnd nahn;
 Und ein Jahrhundert sagt mit Dank
 Dem andern deinen Ruhm
 Und schlürft des Lebens Göttertrank
 In deinem Heiligthum.
 Auf, Sänger, auf! Hoch schwillt die Brust,
 Dem Genius singt in hehrer Lust.

II.

Ihr deutschen Männer, auf, heran!
 Der Freude Lied ertönt!
 Ihr deutschen Sänger, singt den Mann,
 Den das Jahrhundert krönt!
 Singt ihn im ganzen Vaterland,
 Ihn auf dem Erdenrund!
 Auf, schlingt der Freundschaft heil'ges Band,
 Froh ruft im Völkerbund:
 Heil, Sänger, dir! Den Selben preiß,
 Der uns entflammt zum Brudergeiß!

Auf, Preußenland, und du, Berlin,
 Hört, was der Sänger sprach!
 Zu seinem Altar laßt uns ziehn;
 Auf, deutsches Volk, mir nach!
 Die Bühne sei das Heiligthum
 Der größten Dichterthat;
 Der Schönheit Evangelium
 Streu' hier die reinste Saat.
 Heil, Schiller, Heil! und sei dein Bild
 Uns stets der Wahrheit Hort und Schild.

III.

Der Flüchtling.

Stumm saß am Weg' ein Flüchtling; seinen Mienen
 War eingeprägt der Seele Drang und Sturm.
 Soll er der Welt, soll er dem Himmel dienen?
 An seinem Leben nagt' ein böser Wurm:
 Die Stunde der Entscheidung war erschienen.
 Er schaut voll Sehnsucht nach dem letzten Thurm,
 Den auf der Heimat Boden er erkannte,
 Und tausend Seufzer er hinübersandte.

O Vater, Mutter, weh', ich hör' euch Klagen
 In Angst und Schmerz um den geliebten Sohn,
 Und, theure Schwester, o wie wirßt du's tragen?
 Du weinst und rufst: ist das der Treue Lohn,
 Daß ich verzweifeln in der Jugend Tagen
 Vergebens steh' um Trost an Gottes Thron?
 O liebes Antlitz, deine Wangen bleichen;
 Dein Sehnen kann den Bruder nicht erreichen.

So klagt der Jüngling; doch des Freundes Stimme,
Der mit ihm theilte seiner Flucht Gefahr,
Mahnt ihn zum Kampfe mit des Schicksals Grimme
Und schwört ihm Treu' auf heut' und immerdar.
Er fühlt, was in des Dichters Busen glimme
Und spricht: der Lüste König schau, den Nar,
Der dort zur Sonne kühn den Flug erhoben,
Das ist dein Bild; vertrauend blick nach oben!

Nun zeigt das Land er ihm, der Heimat Gauen,
Weist nach den Alpen, nach dem Nordmeer hin,
Den Stern der Zukunft läßt die Seel' er schauen,
Der deutschen Schöpfung Ehr' und Hochgewinn!
So läßt er Balsam auf ihn niederthauen,
Näht seine Hand, entflammt des Mannes Sinn,
Den Gott zum Helden seines Volks erkoren.
Auf horcht der Freund und lauscht wie neu geboren.

» Was in mir glüht, was Deutschlands Nacht bedeute «,
Spricht jetzt der Jüngling, » Freund, ich fühl' es schwer:
Ich seh' in Knechtschaft schmachten Land und Leute;
Arm sind die Seelen und das Herz ist leer.

Dem Aberglauben gab man uns zur Beute;
 Hin schwand die Herrschaft über Land und Meer,
 Es schwand die Herrschaft in dem Reich der Geister,
 Die Deutschlands Helden einst geübt als Meister.»

»Das muß ich dulden! Ach, ich möcht' es wenden!
 O gäbe Zeus mir seinen Donnerkeil,
 Zerschmetternd würd' ich ihn herniederfenden,
 Die Selbstsucht träß' ich mit des Vliges Pfeil,
 Das Scepter nähm' ich aus des Unrechts Händen,
 Den Hochmuth schlug' ich zu des Volkes Heil,
 Die Freiheit löst' ich aus des Ketters Banden,
 Und wer sie schändet, würde selbst zu Schanden.»

»O Deutschland, laß die Botschaft dir verkünden,
 Die dich errettet aus des Stumpfsinns Schmach.
 Ich will der Schönheit reinste Form begründen;
 Mein theures Land, hör meinen Ruf, erwach!
 Zum Schöpfungsdrange will ich dich entzünden!
 Seht ihr mein Banner wehen? Auf, mir nach!
 Wer zaudert noch, sich kühn empor zu raffen?
 Was Sklaven laßt den Menschen und erschaffen!«

Verklärten Blickes hört der Freund die Worte,
Gerettet ist der Dichter und der Mann.
Noch braust der Sturm, doch steht im sichern Pforte
Er schon das Fahrzeug, das den Sieg gewann;
Der Himmel öffnet ihm des Friedens Pforte,
Der Schmerz verstummt, der Wehmuth Laut zerrann.
Hart kämpfte Schiller, doch nun konnt' er landen,
Und Deutschland war ein Sangesheld erstanden.

IV.

Prolog.

Es tagt, es tagt! Die Sonne seh' ich steigen,
 Aus düstern Nebeln glüht des Morgens Licht.
 Auf, Deutschlands Jugend, auf, zu Tanz und Reigen!
 Hörst du den tausendstimm'gen Jubel nicht?
 Mit Rosen krängt das Haar und Myrtenzweigen:
 Seht, das Jahrhundert sieht heut zu Gericht;
 Um seinen Tempel schaaren sich die Geister
 Und forschen lauschend, wen es krön' als Meister.

Da drängen sich hervor die Eitelkeiten,
 Die mit dem Abend jeder Tag begräbt;
 Des Wortes Helden nah'n von allen Seiten,
 Die nie der Seele Schöpfungsdrang durchhebt;
 Der Formen Künstler sieht daher man schreiten,
 Die nur der Schaa'le leerer Schein erhebt:
 Wohl möchten sie den Vorkeer sich erwerben;
 Sie rangen nur sich selber zum Verderben.

Dem Genius gebührt des Dichters Krone,
 Der goldne Kranz, den das Jahrhundert reichet;
 Ihm winkt der Richter, er nur naht dem Throne,
 Vor dessen Glanz der Erdenstoff erbleicht.
 Willst du, daß ein Jahrhundert dich belohne,
 Daß scheu zurück der Haufe von dir weicht,
 Wohlan, so brich mit allen ird'schen Mächten
 Und laß die Sterne nur dein Haupt umflechten.

Was weht mich an? Wie fühl' ich mich erhoben?
 Wohin entführt mich meiner Seele Flug?
 Von Geisterschaaren seh' ich mich umwoben,
 Ich ahne nicht, wohin mein Schwung mich trug;
 Der Erde Dunstkreis ist wie Luft zerflohen,
 Des Aethers Licht in Flammen um mich schlug:
 Wohl mir, daß ich des Staubes Spur verloren,
 Empor, ich führ' euch zu des Himmels Thoren!

Dort wohnt die Dichtkunst, und mit heil'gen Schauern
 Erfüllt der Sang mich aus der Selgen Thal.
 Du, Jugend, laß der Städte finstre Mauern,
 Wirt ab die Bande jeder Erbenqual;

Die Werke schau, die Welten überbauern:
 Des Lebens Wahrheit ist das Ideal.
 Nur wen der Sphären Harmonien umwehen,
 Den weihet ein Gott zum Sänger, zum Propheten.

O Geist der Dichtung, zu des Daseins Quellen,
 Zum ew'gen Anschau lenk' uns durch die Kunst;
 Im Hochgefühle laß die Herzen schwellen:
 Du adelst Deutschland durch der Muse Gunst.
 Lohnt ihr Gesang, wird sich das Aug' erhehlen,
 Das traurig haftet an der Gräfte Dunst;
 Sie wird das Volk, die Menschheit kühn erheben,
 Sie weckt in jeder Brust den Muth, das Leben.

Ja, mit dem König soll der Dichter gehen,
 In ihrer Hand ruht alle Schöpfkraft;
 Sie tragen von der Gottheit sie zum Leben,
 Begeistert horcht, wer sich dem Staub' entrafft.
 Die Freiheit jauchzt im sel'gen Auferstehen:
 Heil euch, die ihr das Paradies uns schafft!
 Im Bruderbunde sieht das Volk euch wallen,
 Vereint begrüßen euch des Ruhmes Hallen.

Auf, rüflet euch den Sänger zu empfangen,
Dem das Jahrhundert jubelnd reicht den Kranz;
An ihm allein hent' aller Blicke hangen,
Um seinen Altar schwebt der Horen Tanz.
O bleib' uns nah, still Sehnsucht und Verlangen,
Auf deiner Stirne thront der Ew'gen Glanz;
Verklärter, blick von droben auf uns nieder:
Triumph, Triumph dem Geniaß deiner Pieder!

V.

Was uns des Genius stolzer Flug bedeute?
 Was für des Volkes ganzes Sein er ist?
 Das fragte sonst man und man fragt es heute;
 Die Krämer fragen's und der fromme Christ,
 Schulmeister, Richter, ehrenwerthe Leute:
 Man schätzt das Maß, wonach man selber mißt.
 Ihr fragt es nicht, denn ihr seid hergekommen;
 Ihr habt des Genius hohen Ruf vernommen.

Was schafft der Genius? Schafft er reiche Saaten?
 Schafft Gold und Silber blinkend er ins Haus?
 Ihr alle wißt es, kennt des Genius Thaten:
 Man trägt in Armuth ihn zum Thor' hinaus.
 Wie das geschieht? Ihr könnt es leicht errathen:
 Verlassen lebt er, nicht in Saub und Braus.
 Euch wundert's nicht, denn ihr seid hergekommen;
 Ihr habt des Genius stillen Ruf vernommen.

Die Schöpferkraft ist eines Landes Ehre,
Der Dichter leuchtet seinem Volk voran,
Trägt seinen Namen über Land und Meere,
Entflammt die Herzen, führt sie himmelan.
Sagt Deutschland, daß der Geister Muth es mehre,
Der uns allein erhalten, retten kann.
Euch sag' ich's nicht, ihr habt den Ruf vernommen,
Da Schillers Festtag seid ihr hergekommen.

Prolog:
am Geburtstage Göthes.

L

Unsterblichkeit — du Nam' erhabner Kluges,
Der ahnungsvoll die Seele tief durchschauert;
Unsterblichkeit — du Ziel des höchsten Dranges,
Der Herzen Balsam, die der Tod umlauert;
Unsterblichkeit — du Blüthe des Gesanges,
Du Kranz der Helden, welche wir betrauert:
Dich grüß' ich, die im ew'gen Licht du thronest,
Die reich an Wundern durch den Ruhm du lehnest.

O schau, wie alle sehrend dich erschauen:
Dir sind des Kriegers Blicke zugewandt;
Im Kampfe fühlt er deines Odems Wehen,
Erkennt in dir des Geisterreiches Band;
Ihm winkt durch dich ein sel'ges Aufstehen,
Dein Segel trägt ihn zu der Hoffnung Land.
Doch sagt, wer öffnet uns die dunklen Hergen?
Wer hebt empor uns zu den goldenen Sternen?

Der Dichter läßt den Zauberton erklingen,
 Der gottbegeistert jedes Herz erregt;
 Sein Blick vermag die Nebel zu durchdringen,
 Die uns des Jenseits lichten Raum umhegt,
 Und mit des Sanges urgewalt'gen Schwingen,
 Der Erb' und Himmel ordnet und bewegt,
 Entreißt er siegend uns dem Weltgetriebe,
 Führt uns zur Gottheit in das Reich der Liebe.

Dort schaut er, von der Schönheit Hand gestaltet,
 Die Bilder, denen ahnend dient der Geist;
 Der Welten Räthsel sieht er dort entfaltet,
 Der Engel Schaar, die Gottes Thron umkreist,
 Vernimmt des Schicksals Stimme, wie sie waltet
 Und wie die Stern' in ihre Bahn sie weist:
 Des Dichters Anschau hat sie tief ergründet
 Und was er sah, hat er der Welt verkündet.

Urbilder, die der Menschheit Loos ihr lenket,
 Du goldne Freiheit und der Wahrheit Licht,
 Ihr Rächte, die das durst'ge Herz ihr tränket
 Aus heil'gem Quell, der aus dem Felsen bricht,

Euch ruf' ich, daß auf uns ihr niedersinken
 Den Treß der Dichtkunst, der uns Heil verspricht:
 Begeistert schau' ich auf die Morgenröthe
 Des großen Tags, der dich gebat, o Göthe!

Du kamst uns von des ew'gen Thrones Stufen,
 Gleich allen Bildnern, die der Völker Sinn
 Für Recht und Licht zu streiten aufgerufen,
 Und was du wirktest, ward uns Hochgewinn.
 Die Formen, welche Göthes Hand' erschufen,
 Im Geist gegründet, schwinden nie dahin:
 Zum hohen Priester hat ihn Gott erlesen,
 Der uns enthüllt des Deutschen reinstes Wesen.

Des Wortes Rhythmen, die sein Mund gesungen,
 Der Seelen-Adel, welcher sie belebt,
 Sie waren nie dem deutschen Ohr' erklingen,
 Nie hat das Volk ein Geisterhauch durchbebt,
 Nie ward ein deutsches Wort in allen Zungen
 Gepriesen, das zum Ew'gen uns erhebt,
 Bis seine Leiter über uns gewaltet
 Und bis er Deutschland schaffend neu gestaltet.

Er ließ des Sanges Frühling uns erblühen,
 Lockt' in den Wald uns, auf die sonn'ge Flur,
 Er bot uns Labung in des Kampfes Rächen,
 Führt' uns zum Himmel auf der Forschung Spur,
 Für echte Kunst ließ er das Herz erglücken,
 Erschloß des Deutschen Blick für dich, Natur;
 Er zeigte, was der Dinge Kern bedeute
 Und gab dem leeren Schein' uns nicht zur Beute.

Früh eilt' er Hellad Meistern sich zu nahen,
 Im Glanz der Schönheit schaut' er Volk und Land,
 All unsten Schmerz verklärt in Haust wir sahen:
 Durch Göthe hat die Kunst ihr Ziel erkannt.
 Auf, laßt des Genius Weis' uns froh empfangen:
 Wer so gewirkt, der hat den Tod gebannt!
 Unsterblich mög' er fort und fort uns leiten:
 Auf, Jugend, auf, ihm ringend nach zu schreiten!

II.

Siegreiches Deutschland, deine Heldensöhne
 Erkämpften Ruhm in mancher blut'gen Schlacht;
 Doch mischten Thränen sich und Klagetöne
 Mit jedem Siege, den das Schwert gebracht.
 Willst du, daß freudig dich der Vorbeer kröne,
 Daß im Triumph' ein sonn'ger Tag dir lacht,
 Dann mußt du nur des Landes Feind bekriegen
 Und schmerzlich nicht im Bruderkampfe siegen.

O holder Sieg, den nicht die Lang' errungen,
 Den uns der Geister mächt'ger Kampf gewann;
 Glücksel'ger Ruhm, den jedes Herz besungen,
 Der in der Zwietracht Stürmen nicht zerrann;
 O Glanz des Helben, der die Welt durchdrungen,
 Wenn kühn das ganze Volk vertritt ein Mann!
 So, Deutschland, denk' in Einheit deiner Stärke,
 Schau Göthens Ruhm im Frieden seiner Werke.

Die Feier fass ich, ihm ein Lied zu singen;
 Sie klingt! doch wie? — Sein eignes Lied ertönt.
 Jas reichste Schatzhaus wollt' ich Gaben bringen?
 Ein Lied dem Meister, den die Welt gekrönt?
 Vergebens ist's, dem Säng' nachzuringen,
 Der uns zur höchsten Harmonie gewöhnt.
 So laßt als Götthes Botin mich erscheinen,
 Zum Jubelfeste lad' ich all die Seinen.

Im eignen Lichte will die Sonn' erglänzen,
 Im eignen Staube schleift sich der Demant,
 Für seine Götter will ein Volk sich mühen,
 Am eignen Werke wird der Held erkannt.
 So seh' ich Götthes Dichtergeist erblühen:
 Des Deutschen Kraft hat sich in ihm ermannt.
 Er sang, und alles schweiget, ihm zu lauschen:
 'Ström', heil'ger Quell, die Geister zu berauschen.

III.

1860.

Wir haben Schillers hohen Tag begangen,
 Noch hör' ich unsres Jubels Widerhall;
 Ich sehe noch des Volkes Banner prangen,
 Von Rhein zum Belt erkand es überall.
 Doch mit dem Jubel mischte sich Verlangen,
 Das wuchs und schwoll, gleich der Lavin' im Fall:
 Man sah am Himmel einen Stern sich heben,
 Der mahnt uns an das tiefste Seelen-Leben.

Wie? hatte Deutschland seines Faust vergessen,
 Vergessen Werthers und der Pieder Strom,
 Der mit der Griechen Weise sich gemessen,
 Der hold verzüngt uns gab das hohe Rom?
 Wem würd' ein Andant Thränen nicht erpressen,
 Wenn Göthes Ruhm schon wurde zum Phantom?
 Doch nein, ich athme; schau' im schönsten Kreise
 Ich euch vereint ja zu des Dichters Preise.

Ja, Deutschland lieh an seine Schuld sich mahnen,
Es sollt dem Sänger seines Danks Tribut.
Abrollt die Zeit, doch denkt das Volk der Ahnen,
Die ihm verliehn den höchsten Geistesmuth,
Empor es trugen zu des Lichtes Bahnen
Und ihm erlmpft das Himmels reinstes Gut.
So laht zu Schiller Göthes Bild uns stellen,
Dem Bruder so den Bruder zugesellen.

Wenn unsre Tage längst dahingeschwunden
Und längst verklungen was uns drückt und hebt,
Dann sollen diese Bilder noch bekunden,
Daß einst im Land' ein mcht'ger Stamm gelebt,
Den große Zeiten einig stets gefunden,
Der kühn zur Gottheit durch die Kunst gestrebt:
Solch ein Symbol soll uns im Bild' erstehen,
Wenn Gth' und Schiller schön vereint wir sehen.

Epilog.

Nach Göthes Geschwistern.

Marianne spricht.

Unmöglich schien's und doch, es ist geschehen:
Ihr habt am Einfach-Schönen euch erstreut.
Wir ließen Göthes hehren Geist erstehen
Und haben nicht des Labels Ruf gescheut.
Dem Menschen hat er tief ins Herz gesehen,
Er sammelt uns, wenn uns der Tag zerstreut.
Was Schillers Schlachtruf für das Volk geworden,
Ward Göthes Wort dem reinsten Bruderorden.

Der Seelen Einheit durch das Band des Schönen,
Der Liebe Glähen, das die Welt durchdringt,
Die Stimmen, die von Stern zu Stern ertönen,
Die Gotteskraft, die Geist und Geist umschlingt,
Sie will in Göthes Dichterhaupt' ich krönen.
Ihr Musen, naht, den schönsten Hymnus singt.
Als Bruderschaft soll Göthes Tag uns glänzen,
Des Volkes Ruhm laßt uns in ihm bekränzen.

Der Unbekannten,

welche ein schön geschnittes Kissen mit einem Vorbeerkranze „dem Begründer
der Göthe-Ausstellung“ übersendet hat.

Von zarter unbekannter Hand gewoben,
Nahmt mich ein Kranz an festlich schöne Stunden,
Der plötzlich seinen Weg zu mir gefunden,
Wie ein Komet uns leuchtend grüßt von oben.

Wir alle fühlten uns der Erd' enthoben,
Als uns ein Gott durch Göthe ließ gefunden,
Und dieser Vorbeer soll mir stets bekunden,
Dem schönen Werke wink' ein Kranz dort oben.

Wer auch du seist, die stark in Geistesfülle
Als Priesterin des Genius Nacht du dienst
Und die so unverdient du mich beglückst:

Dein Wesen bargst du in der Blätter Hülle,
In Daphnes Reiz' und Bildung du ersiehst,
Nur Schmerzen weidend während du entzückst.

Abschied von der Göthe-Ausstellung.

Den 8. Juli 1861.

So grüß' ich euch zum letzten Mal, ihr Hallen,
In denen mich der Geister Hauch umweht?
Im Glanz des Vorbeers strahlend Göthe steht,
Erhaben thront er, herrschend über allen.

Den Greis, die Jungfrau siehst zu ihm du wallen,
Verauscht der Jüngling seinen Ruhm erseht
Und weint, daß Aug' und Herz ihm übergeht:
Da schlägt die Stund', er sieht den Vorhang fallen.

Ihm war als sollt' er von der Liebsten scheiden,
Als reicht' im letzten Gruß' er ihr die Hand,
Als preßt' er sie noch einmal an das Herz.

Sie geht, ihn schreckt der ew'gen Trennung Leiden.
Bleibt von des Lebens Hüll' ihm nicht ein Pfand?
Sie grüßt noch einmal und verkündet den Schmerz.

An Jacob Grimm.

Bei seinem Ausscheiden aus dem Göthe-Comité,
am 24. Juli 1861.

I.

Kein größres Standbild wird Berlin errichten,
So lang' es Hauptstadt sich der Preußen nennt
Und für den Ruhm des deutschen Volks entbrennt,
Mag ein Jahrhundert um das andre dichten,

Als Göthes Bild! So laßt den Streit uns schlichten,
Der sein' und Schillers Freunde feindlich trennt,
Ihr alle, die des Geistes Hauch ihr kennt,
Erhebt zum Licht' euch aus des Nebels Schichten.

Laßt sich den Freund im Freundesauge spiegeln,
Vergeßt des win'gen Tags und seiner Sorgen,
Laßt uns der Einheit schönes Denkmal gründen!

So wollest du der Dichter Bund besiegeln:
Doch keiner hüt's. Uns ward versagt der Morgen,
Der einst uns sollt' ein Fest des Friedens künden.

II.

Und du verzichst, trittst aus unsrer Mitte,
 Nichts Halbes will dein männlich starker Geist,
 Nichts, dem der Genius Dauer nicht verheißt,
 Du magst nicht, daß man leime, flicke und kette.

O wär' in Deutschland heilig doch die Sitte,
 Die jeden Scheinbund augenblicks zerreißt,
 Dann hätt' ihr Haupt die Falschheit nicht so dreist,
 Und keinen Gäb's, der für die Lüge stritte.

Den schönsten Namen hast du dir erworben:
 Die That der Sieben leuchtet ruhmumkränzt,
 Du hast des Zwingherrn falschen Spruch zerissen.

Und wär' in uns der Mannesmuth erstorben,
 Mahnt uns dein Vorbild, das so rein erglänzt:
 Der höchste Richter bleib' uns das Gewissen.

P r o l o g
zur ersten fünfzigjährigen Jubelfeier der Königlichen
Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Vorgetragen bei Gelegenheit der Fest-Vorstellung im
Königlichen Schauspielhause,
am 14. October 1860.

(Die Scene stellt den Tempel der Wissenschaft dar, der mit Festgewinden und Kränzen geschmückt ist und dessen Zugänge angemessen ausgehattet sind. Am Fuße des Altars in der Mitte des Tempels ist auf einer Rolle der Name des ersten gewählten Rectors der Universität, J. W. Fichte, zu lesen, auf anderen Rollen stehen die Namen Böckh, Savigny, Schleiermacher, Hufeland und Bachmann. Der Schauspieler erscheint im antil priestertlichen Gewande.)

Heil euch und Gruß! So heiß' ich euch willkommen
Im Tempel, den die Muse sich geweiht,
Euch, die des Wissens tiefster Drang befeelt!
Zum Jubelfeste seid ihr hier erschienen,
Und jede höchste Feier krönt die Kunst.

Leih mir, o Jugend, deines Zaubers Ton,
Du leih den Reiz der Schönheit mir, Gesang!
Hat je die Gabe mir ein Gott beschieden,
Mit freiem Blick zur Sonn' emporzubringen
Sei heute mir des Sehers Kraft geschenkt!

Aus lichtigem Aether, nieder von den Sternen
 Drang held entzündend mir ein Ruf ins Ohr,
 Der mahnte mich die Augen zu erheben,
 Ein hehres Bild von droben anzuschau.
 Ich sah der Deutschen Genius mit der Palme
 Des Sieges und des Herrschers Diadem;
 Zwei schöne Jungfrau sah ich ihn umschweben,
 Die trugen goldne Kränze in zarter Hand
 Und grüßten froh der Musen Sig, Berlin,
 Der Künste Heimat und der Wissenschaft.
 Sie riefen, Heil dir, Preußen, Heil dem Lande,
 Wo sich der Kön'ge großer Schöpfergeist
 Stets einte mit der Thatenlust des Volks.
 Horch, seine Zukunft wollen wir ihm künden.

»Zwei Tempel«, spricht der Genius, »siehst du ragen,
 Ein Zwillingpaar, in Preußens Königsstadt,
 Die seines Reichs Palladium in sich bergen
 Und die der Fürsten tiefer Herrscherbild
 Zum eignen Anschau, wie zur ernstn Mahnung
 Vor ihrer Burg einander zugesellt:
 Des grimmen Ares Waffen wachet der eine,
 Im andern ist der Pallas Thron errichtet
 Und ihres Altars pflegt die Wissenschaft;
 Im Kreis' umstehn sie kühner Helden Bilder,

Stolz überragt sie Friedrichs mächt'ges Haupt.
 Was dir, Athen, der Göttersitz geboten
 Der hohen Burg, vom Parthenon gekrönt,
 Das schaut um ihrer Herrscher Sitz gelagert
 Der Preußen Stadt. Hoch schlägt der Väter Herz,
 Wenn sie die Hoffnung unsres Volks, die Jugend,
 Begeisterung für den höchsten Thatenbrang
 Dort schöpfen sehen an der Weisheit Quellen,
 Die Friedrich Wilhelm ihrem Durst' erschloß.
 O, wohl dem Volke, das der Tag des Glücks
 Und tiefsten Unglücks thränenschwere Stunde
 Des schönsten Wahlspruchs nie vergessen ließ,
 Der Reich' und Thron' allein bewahren kann:
 Daß Kraft und Freiheit im Gedanken wurzeln,
 Daß jede Wehr an dieser Macht zerschellt.
 Und Preußen dauert, schützt das Vaterland,
 So lang' es fortstrebt auf des Lichtes Bahnen,
 So lang' es Deutschlands geist'ges Banner führt
 Und jeder Pöge Götzendienst zerbricht.

So sprach der Genius. Und die Wissenschaft
 Reigt' ihren Kranz der Preußen Stadt zu segnen,
 Und hold erwidert ihrem Gruß die Kunst:
 »Du bist der Urgrund, Schwester, jedesbaus,
 Der dauern soll stat' wie der Welt Gesetz

Und zur Vollenbung führt ihn nur dein Hauch.
 Doch wo das Wissen sich der Kunst entfremdet,
 Zerstört ihr Zwiespalt jeden Keim der That:
 Das Herz verschmachtet, es verfliegt der Muth
 Und düst're Knechtschaft hüllt den Geist in Nacht.
 Drum laß uns einig schützen diese Stadt,
 Den Ort der Einheit für das deutsche Land.«
 Sie sprach, und staunend sah das Bild ich schwinden
 Am Tag des Jubels sandt' es uns der Himmel
 Und schürt in uns des reinsten Feuers Gluth.
 Der Wahrheit Fackel möge fort und fort
 Die deutsche Jugend Hand um Hand sich reichen
 Und schön vollenden all der Geister Werke,
 Die Preußens Hauptstadt Sternen gleich geziert.
 Seht, zehn der Lustren reichten Ruhm an Ruhm
 Und was sie wirkten, sagt die Weltgeschichte,
 Sagt unsres Volkes Freiheit, unser Glück.
 Wahr'treu den Schatz, wenn schwer die Wetter drohn,
 Laßt Mannesmuth in jedem Herzen lobern,
 Wie einst vom Hirsaal' in der Schlacht Gernhöl
 Fürs Vaterland der Deutschen Blüthe zog.
 Sie wußten, daß der Seele freier Flug
 Allein im todesmuth'gen Kämpfer wohnt:
 Der freien Forschung dient allein ein freies Volk.

Wenn funfzig andre Jahre sich vollendet,
 Leucht' aller Zukunft noch der erste Glanz:
 Der Dant der Menschheit ist der Meister Krone.

Und diese Hallen, die der König schuf,
 Den Geist zu adeln durch der Kunst Gebilde
 Und ihm der Erde Dunkel zu verklären,
 Sie sollen uns ein Göttertempel sein,
 Ein Heiligthum der Helden aller Zeit.
 Zum kühnsten Werke rief ihr Bild uns auf
 Und weckt' in uns des großen Sieges Ahnung,
 Der unser Land sich selber gab zurück.
 Das schuf ein König, der sein Volk verstand!
 Hoch Friedrich Wilhelm! Dieser Nam' umfaßt
 Die Namen alle, die sein Wort gerufen.
 Die Lehre ließ er ungefesselt walten
 Und unsrer Freiheit Quelle ward der Muth.
 Dreifaches Hoch ihm, der in tiefster Noth
 Des Volks Errettung auf den Geist gegründet!
 Laßt für die Fürsten laut es widerhallen,
 Die dem Gedanken frei das Wort gewahrt.
 Heil seinen Schützern! Segen auf ihr Haupt!

An die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier.

Am 15. October 1860.

Im Kampf der Wogen laßt ein Schiff mich sehen,
Nur da bewährt sich seines Rieles Kraft,
Wenn ohne Fed dem Sturm' es sich entrafft
Und ungebrochen Mast und Planken stehen.

Gefahren muß vom Himmel sich erstehen
Und bitter Drangsal in der Leiden Haft,
Wer schauen will, was Geist und Seele schafft:
Der schwache Muth nur fürchtet zu vergehen.

Hochschule Preußens, Musesip der Marken,
In manchen Stürmen ist dein Schiff erprobt
Und goldne Lorbeern hast du dir errungen.

Auf, waffne dich zum Kampf der Freien, Starke,
Und wenn die Brandung deinen Kiel umtobt,
Sei hoch dein Schwert für Recht und Recht geschwungen!

An die deutsche Jugend.

Bei dem Commers zur Jubelfeier der Berliner Universität.

Den 17. October 1860.

Dir, deutsche Jugend, gilt mein Sang,
Dir sei mein Herz geweiht!
Dich treibt der Wahrheit glüh'nder Drang,
Du bist zur That bereit.
In sel'ger Lust
Schwillt hoch die Brust,
Wenn dir vom Ruhm der Helden
Der Vorden Pieder melden.

O Jugend, pflög' der Väter Geist,
Nie buhl' um Menschengunst!
Das ew'ge Recht des Mannes heisst:
Des freien Denkens Kunst.

Nicht' Aug' und Ohr
Zu dem empor,
Den aller Völker Weisen,
Den Stern' und Sonnen preisen.

Der Sclav' allein dem Staube fröhnt,
Der Freie strebt empor.
Wer je der Knechtschaft sich verjöhnt,
Sein höchstes Gut verlor.
Nur edler Sinn
Ist Hochgewinn.
Wag frei dich aufzugeben,
Den Brüdern nur zu leben!

Lebfeindschaft jeder Tyrannei,
Die Ehr' und Treu' ersticht!
Du deutsche Heimat, bleibe frei,
Wie dich Armin erblickt.
Gedbt jedem Knecht
Sein Götterrecht!
Laßt Menschen uns erschaffen,
Im Sturm' empor uns raffen!

Der Einheit Tempel laßt uns bann,
Er birgt des Landes Hort:
Sich Herz um Herz ins Auge schaun,
Das ist des Glückes Port.
Die Welt erblüht,
Wo Liebe glüht.
Auf, füllt das Glas zum Rande
Dem freien deutschen Lande!

Der neuen Burschenschaft.

Den 19. October 1860.

Wer einmal deinen Hauch gekostet,
 Du goldne Freiheit, Götterbild,
 Sein Flammenschwert dann nimmer reißet,
 Kühn saßt die Lang' er, fest den Schild,
 Auf immerdar dich zu erringen
 Und deine Feind' ins Joch zu zwingen.

In d'inem Licht' erblüht die Ehre,
 Empor zur Sonne bringt ihr Flug;
 Sie ruft den Freien auf zur Wehre,
 Sie leitet seines Verzens Zug:
 Zu ihrer Fahne laßt und schwören,
 Uns soll kein Zwingherr je bethören.

Der Ehr' und Freiheit laßt uns dienen,
 Dann schenkt uns Gott ein Vaterland,
 Dann ist sein Weihetag erschienen,
 Wir reichen uns die Bruderhand.
 Wen je der Liebe Gluth entzündet,
 Der bleibt der Heimat treu verbündet.

Du sties Deutschland, Land der Ehren,
 Laß stolz der Einheit Banner wehn!
 Kein Fremdling soll dem Volke wehren,
 Daß Gott zur Herrschaft anersehn.
 Auf schwarz-roth-gelbnes Banner fliege:
 Die Ehre ruft zum Kampf, zum Siege!

An A. Voedch.

Bei dem Festmahle der Universität.

Den 16. October 1860.

I.

Ihr Böden des Himmels, Reich der Ideale,
Wie zieht ihr mächtig meinen Geist empor!
Ihr öffnet ihm des Paradieses Thor,
Entrückt befreit ihn aus des Todes Thale.

Vergessen sind der Leiden blut'ge Male,
Die Seel' empfängt der Musen heil'ger Chor;
Ein neues Weltall zaubern sie hervor,
Es leuchtet in des ew'gen Lichtes Strahle.

Und dieses Lichtes Quelle sind die Geister,
Die Gott nach seinem Ebenbilde schuf,
Nach seiner Wahrheit durch der Schönheit Hand.

In ihrem Werk erscheint der Welten Meister,
Sie hören nur auf des Gedankens Ruf.
So ward uns Voedch des Himmels Untersand.

II.

Zum 24. November 1860.

Als einst ihr Voss das Schicksal zugewogen
Der schönen Hellas, sang der Parze Mund:
„Heil euch, ihr Völker auf dem Erdenrund,
So spricht der Seher, welcher nie getrogen.“

„Der herrschend thront am weiten Himmelsbogen,
Mit Hellas schlich' ich einen ew'gen Bund,
Durch Hellas thu' ich meine Macht euch kund,
Wenn meine Pfeile je zum Ziele flogen.“

So gab er mit der Weisheit ihr die Tugend,
Gab mit der Thatkraft ihr des Geistes Licht,
Und mit der Schöpfung Sehnsucht ihr die Kunst.

Das lebt mit Hellas fort in ew'ger Jugend,
Und wer im Kampf für sie die Palme bricht,
Der glänzt als Greis noch durch Apollons Gunst.

An Alexander von Humboldt.

Jum 11. September 1858.

Gott Eros, wie der Sage Mund gedichtet,
Ward nicht, den andern Göttern gleich, geboren.
Doch welchen Ursprung hat er sich erkoren?
Wer hat des Mythos Dunkel uns gelichtet?

Durch Askras Sänge ist der Streit geschlichtet:
»Das Chaos hat den Gott heraufbeschworen,
Von ihm erzeugt trat Eros aus den Thoren
Des All, das ew'ge Weisheit eingerichtet.«

Wie sich die Lieb' im Kosmos selbst erschaffen,
Wie sie ihn trägt in ihrer Allgewalt,
Das hast du tief erschaut und offenbart.

Zu eigener Kraft kann sich der Stoff erheben,
Dem Drang' erregt in Eros Urgehalt:
Sie ist's, die aller Schöpfung Grund bewahrt.

Alexander von Humboldt
 unter den Urwählern des 170. Berliner Wahlbezirks,
 am 12. November 1858.

Mein Vaterland, du heilig süßer Name,
 Wie hebst du mir begeisternd neu die Brust!
 Aus düster Nacht erhebst du selbstbewußt,
 Es spricht der Freiheit, spricht des Rechtes Same.

In allen Herzen lodert hoch die Flamme
 Der Liebe, die den Bürger füllt mit Lust.
 Heil, Deutschland, dir, daß nicht du schauen mußt
 Den Fall der Kraft in Friedrichs Helbenflamme!

Zum Kampfsampf sammeln sich der Preußen Schaaren,
 Neu hat der Muth, die Ehre sie belebt,
 Sie hörten deinen Ruf, o Vaterland!

Da naht ein Greis, der Freiheit Recht zu wahren,
 Voll Ehrfurcht Jeder sich vom Eig' erhebt,
 Denn Humboldt war's, der an der Urne stand.

Am Sterbebette Alexanders von Humboldt.

Den 6. Mai 1839.

Ich sah ihn sterben! Thränen, strömt dem Jahre,
 Das Klagen nur und bittren Schmerz verheißt!
 Zum Quell des Lichtes kehrte Humboldts Geist,
 Und eine Welt in 'Trauer folgt der Vahre.

Wie steheten wir, daß Gott sein Leben wahrte,
 Den Freund, den Führer suchten wir verwaist!
 Vergebens war's: der Seele Band zerreißt,
 Sie flieht, daß sie der Sel'gen Chor sich schaare.

Am sechsten Mai, dem sonn'gen Frühlingstage,
 Hörte' ich ihn athmen, ach! zum letzten Mal;
 Der ew'ge Schlaf ließ sanft zu ihm sich nieder.

Rings war es still, da tauschte sein Gefieder,
 Er führte Humboldt zu des Todes Thal;
 Doch ihn verklärt der Menschheit Heldensage.

Den Manen Alexanders von Humboldt.
Am Tage der Leichenfeier im Dom zu Berlin.

»In alle Wahrheit wird der Geist euch führen,«
Sprach einst der Herr; »mein Werk ist unvollendet!«
So fleht zum Vater, daß den Geist er sendet;
Er wird des Forschers heil'ges Feuer schüren

Wann wird der Christenheit dies Wort gebühren:
Der Geist, der stets uns frisches Leben spendet,
Der fort und fort den Blick zum Himmel wendet,
Den Seel' und Herzen sich allein erklären?

Buchstabendienst erkoren sich die Pfaffen:
Dem bleibt des Forschers Werk nur eitles Spiel,
Blind seht den Tod er auf des Lebens Thron.

Des Geistes Kraft muß ew'ge Jugend schaffen;
Wer ihm sich weihete, dient der Gottheit Ziel:
Das war, o Humboldt, dir Religion.

An einen Staatsmann.

Neujahrsgruß, zum 1. Januar 1859.

Dem Genius Preußens weihst du dein Leben,
Er ließ des Volks erhabnes Ziel dich schaun:
Auf deutscher Urkraft willst den Thron du baun,
Den Gott der Hellen kühnem Stamm gegeben.

In stiller Nacht, wenn Geister uns umwehen,
Erstarkt dein Herz zu festem Gottvertraun:
Die Sorge trägt dich durch des Landes Gann,
Mit jedem Morgen weckst du frisch ihr Streben.

Kein Werk des Trugs ist dir der Völker Ringen,
Kein leeres Opfer bleibt der Helden Mut:
Des Staates Urbild will ihr Drang enthüllen.

Die Nebel weichen, die uns lang' umfingen,
Bei deinem Namen schwillt des Volkes Muth:
Glück auf, es tagt! Gott wird das Ziel erfüllen!

Mythos und Geschichte.
Sur Jahresfeier einer historischen Gesellschaft.
1860.

Vern nimmt des Mythos Schleier die Geschichte,
Wenn sie des Geistes Mächten sich vermählt,
Der Götter Wunderthaten uns erzählt,
Und der Propheten hehre Traumgesichte.

Des Mythos Schaun führt uns zum Weltgerichte,
Zeigt wer verstoßen und wer auserwählt;
Sein heil'ges Dunkel unsre Seelen fäßt,
Des Künstlers Aufschwung schafft ihn zum Gedichte.

Wenn so der Tag zum Mythos uns geworden,
Dann ahnen wir, daß uns ein Gott bewegt
Und daß nicht ziellos er die Völker leitet.

Still lauscht das Ohr den ew'gen Weltaccorden,
Das Aug' erschaut, was Zeit um Zeit erregt,
Und jeder fühlt, daß für das Licht er streitet.

Sur fünfundzwanzigjährigen Hochzeitsfeier.

Tag der Freude, sei willkommen!
 Tag der Wonne, sei begrüßt!
 Deinen Ruf hab' ich vernommen.
 Zu des Jubelfestes Feier,
 Wo die Braut einst trug den Schleier,
 Laßt Gesang und Spiel erklingen,
 Bräutigam und Braut uns singen,
 Die nach fünfundzwanzig Jahren,
 So des Himmels Guld erfahren,
 Daß der Sehnsucht Gluth sie wahren,
 Die im Herzen tief entglommen
 Unauflöslich fort und fort
 Flammt als ihres Bundes Hört
 Und noch heut beschwingt die Feiert.
 Tag der Freude, sei willkommen!
 Tag der Wonne, sei begrüßt!

Sei willkommen, Band der Herzen!
Sei begrüßt, du Lebensquell!
Du nur bannst das Leid, die Schmerzen,
Die uns Tag um Tag verzehren
Und des Daseins Laßen mehren.
Doch wenn gleich den Sternen hell
Uns der Hochzeit Kerzen glänzen,
Wenn die Braut wir frisch bekränzen
Und in Liedern jubelnd sagen,
Was im Busen treu wir tragen,
Dann vergessen wir der Klagen.
Troph umspielt von heitren Scherzen
Soll beim goldnen Festpokal,
Troph der Jahre Trud und Zahl,
Uns das Brautpaar lieben lehren.
Sei willkommen, Band der Herzen!
Sei begrüßt, du Lebensquell!
Wer der Liebe Ruf vernommen,
Dem ihr Gluthendrang entglommen,
Der allein wahr't Seel' und Herz
Reich und fest, wie Gold und Erz;
Auch das Leid wird ihm versüßt.
Tag der Freude, sei willkommen!
Tag der Wonne, sei begrüßt!

Wie zu Gott emporgetragen
 Sich erhebt des Volks Gebet,
 Wenn bei Freud' und schweren Tagen
 Heil der Sänger ihm erfleht,
 Laßt Gesang im Festesher
 Steigen heut zum Herrn empor.
 Segn' er in der Kinder Saat
 Treuer Eltern Herz und That.
 Tag der Freude, sei willkommen!
 Tag der Wonne, sei begrüßt!

Herrn Böhlert.

An seinem 62. Geburtstage, den 16. September 1859.

Von den Beamten und Arbeitern seiner Maschinenbau-Anstalt.

Sprecht, kennt ihr Deutschlands höchstes Gut?
 Kennt seine Bürger ihr?
 Den deutschen Fleiß, den Arbeitsmuth?
 Das ist des Mannes Zier!
 Wer kühn auf seine Kraft sich stellt,
 Der schafft sich selber seine Welt.
 So nennet mir den deutschen Mann,
 Dem diesen Kranz ich weihen kann.

Eber.

Sagt, wer auf seine Kraft gestellt
 Sich selbst erschaffen seine Welt!
 Auf, Freunde, nennt den deutschen Mann,
 Dem diesen Kranz ich weihen kann.

In Schöneberg, da steht ein Haus
 Von Eisen und von Glas;
 Wist, Meister Wöhlert führt' es aus,
 Ein stolzes Prachtgelaß.
 Viel seltne Pflanzen sind darin;
 Doch höher steht des Meisters Sinn:
 Ein Zaubergarten hier uns lacht,
 Den uns der Heimat Kunst erdacht.

Chor.

Es lebe, was im Vaterland
 Ich frei im freien Boden fand:
 Des deutschen Mannes frische Kraft;
 Voll Leben ist er und voll Saft!

O sagt mir doch, was in der Stadt
 Der Meister jüngst begann!
 Geschütze kehrt man, blank und glatt;
 Seht nur die Drehbank an!
 Kanonen, ja, zu Schuß und Truß;
 Doch, glaubt mir, sind nur dann sie nutz,
 Wenn uns in Deutschland bleibt der Geist,
 Der freie Männer kämpfen heißt.

Chor.

Auf, bringt den Kranz dem deutschen Mann,
Der selber sich sein Haus gewann.
Gott schütze Deutschlands höchstes Gut,
Den treuen Fleiß, den Arbeitsmuth!

Doch Eins noch blüht in Deutschlands Gann,
Schön wie der Rose Pracht,
Das sind die edlen deutschen Frauen:
Heil ihrer Liebeshmacht!
Hoch ist gepriesen weit und breit
Die deutsche Sitt' und Häuslichkeit:
Wer sich gewinnt ein deutsches Weib,
Der bleibt ein Mann mit Seel' und Eid!

Chor.

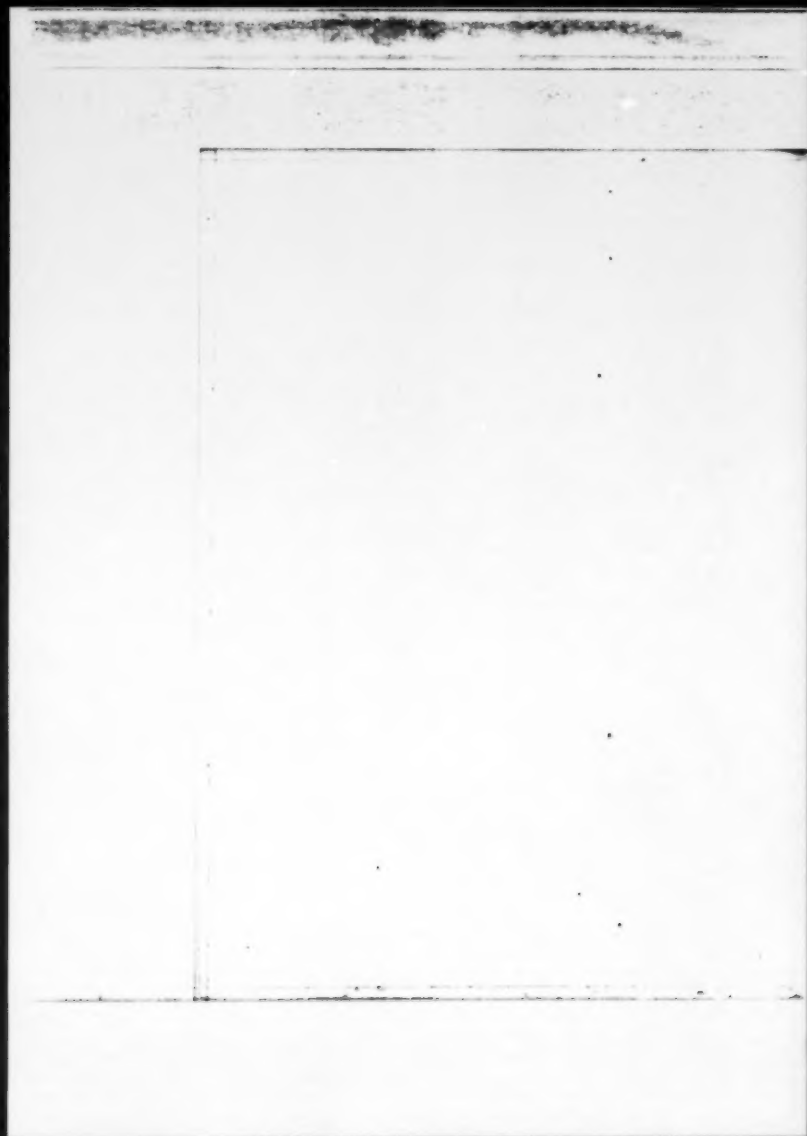
Der Meister und die Meisterin,
Das ist ein Paar nach meinem Sinn!
Hoch leb' Herr Böhler und sein Haus!
Was er ersann, Gott führt' es aus.

Der Königl. Hof-Schauspielerin Fräulein Heusser.

Zur Erinnerung an den 30. April 1857,

als sie die Rollen der Roxane und der Statira in der Tragödie
Alexander der Große „museuhalt“ gelesen hatte.

Was in der Tiefe des Wortes sich birgt, in den Tiefen des Herzens,
Was im Sturm des Gefühls ringend erleidet der Geist,
Kündet uns mächtig dein Mund: o, wie fesseltest jedes Gemüth du,
Als mit des Tones Gewalt zaubernd die Seele du triffst.
Geister vereinet die That. Sei stets du des Dichters Prophetin,
Trag' ihm die Fadel voran! Ja, du erkennst sein Herz.



II.

Liebeslust und Liebesleid.

Was der Liebe Genien wehen,
Schafft und Wothafft, schafft und Lehen.



Die Genien des Lebens.

Es ist so süß zu hoffen,
Süß wie der Rose Duft:
Steht nicht die Welt uns offen,
Wenn uns die Hoffnung ruft?
Die Hoffnung reicht der Jugend
Stets treu die Schwesterhand;
Dem Thatendrang, der Tugend
Beut sie das schönste Pfand.
So lang' uns labt der Hoffnung Ruh,
Trägt uns des Lebens voller Fluß.

Es ist so schön zu glauben:
Glaub' ist der Stern der Nacht;
Er läßt uns niemals tauben
Des Jenseits Wundermacht.

Glaub' ist der Hort der Herzen,
Der Lehrer der Geduld.
Wer trüge Qual und Schmerzen,
Wenn nicht des Himmels Huld
Uns durch des Glaubens Kraft gesählet
Und seinen Engeln uns vermählet?

Und köstlich ist zu lieben
Mit ganzer Seelengluth,
Mit allen Schöpfungstrieben,
Mit höchstem Glaubensmuth.
Die Lieb' entflammt die Sterne,
Die Lieb' entzückt die Welt,
Sie lebt in Näh' und Ferne,
Ist aller Thaten Heil:
Dem ihr Geheimniß sie vertraut,
Der hat die Seligkeit geschaunt.

Morgenroth.

Sag, Mädchen, wie ist uns geschehen?
 Wie sind wir verwandelt so ganz?
 Sonst hast du mich angesehen,
 Frei führt' ich zum Spiel dich, zum Tanz.

Wie sangst du so liebliche Lieder!
 Wie quollen die Löne hervor!
 Jetzt senkst du den Blick auf das Nieder,
 Kaum leihst du noch halb mir dein Ohr.

Und ich auch bin stumm geworden,
 Als wäre das Wort mir versagt.
 Tief regt sich in Himmelsaccorden,
 Was nicht an das Licht sich wagt.

W u n s c h.

Verschmachtend in des Lebens Wüste
Irrt' ich verloren und allein,
Bis flammend mich dein Auge grüßte,
Mich labend wie der Sonne Schein.

Du weckst in meiner Seele Liefen
Die Zauber sel'ger Harmonien:
O daß mich deine Wünsche riefen!
Laß hold dein Herz mich zu dir ziehn.

Der Thräne Trost.

Läß frei die Thräne rinnen,
 Thrän' ist der Liebe Zell,
 Wenn in des Schmerzens Sinnen
 Das Herz und überquell.

Für unser Rahn und Scheiden
 Kennt Gott allein die Zeit:
 Wir müssen dulden, leiden,
 Uns zwingt Nothwendigkeit.

Doch gab den Trost der Thränen
 Uns gütig das Geschick;
 All unsrer Liebe Sehnen
 Umschleicht ein feuchter Blick.

Und aus den Thränen steigt
 Der Hoffnung schönes Bild;
 Sieh, wie es dir sich neiget,
 Sie sagt ins Ohr dir mild:

Du wirst ihn wiedersehen,
 Den, ach, so heiß du liebst,
 Dich wird sein Hauch umwehen,
 Dem Herz um Herz du giebst.

Frei laß die Thräne rinnen,
 Thrän' ist der Liebe Zoll,
 Wenn in des Schmerzens Sinnen
 Das Herz uns überquell.

Schlaf wohl.

Schlaf wohl! Ich ruf es leise,
Es ist der Liebe Gruß;
Hör meines Liebes Weise,
Sie bringt dir meinen Ruß.
Ach, wär' ich nicht so fern,
Ich ruhete gern, so gern,
In ungetrübter Lust
An deiner, deiner Brust.

Schlaf wohl, Geliebter! Vagrend
Umschweh' ich deinen Traum;
Ich blide heiß verlangend
Empor zum Himmelraum.
Freund, nur bei dir, bei dir
Lacht heitere Sonne mir.
Schlaf wohl! Nimm Herz und Ruß;
Hör meiner Sehnsucht Gruß!

An den Geliebten.

Sprich, Freund, o sprich ein schönes Wort;
 Ach, Freundschaft tönt so kalt!
 Die Liebe blüht nach höhrem Port,
 Sucht selgen Aufenthalt.

Heiß, gleich der Mittagssonne Glühn,
 Entbrennt die Leidenschaft.
 Laß nicht sie ledern und verblühen:
 Die Lieb' ist Gotteskraft.

Sie glänzt so held, ein lichter Stern,
 So fadenlos, so rein,
 Und doch so menschlich, nah und fern.
 In meines Busens Schrein.

Und weran für Liebe, dieser gleich,
 Kein irdisch Wort du weißt,
 Die Engel frag' im Himmelreich,
 Sie wissen wie sie heißt.

Die wiedererblühte Rose.

Ich pflegt' eine Ros' im Garten,
Die war so schön erblüht;
Wie sorgt' ich sie zu warten,
Sie füllte mein Herz, mein Gemüth!

Da war der Sturm gekommen,
Er hat die Rose geknickt,
Die Blüthen hinweggenommen;
Stumm hat sie mich angeblickt.

Ich habe die Zweiglein gebunden,
Mit meinen Thränen genetzt;
Da heilten die Schmerzens-Wunden,
Da stand sie unverletzt.

O kante mein Herz doch erblühen,
So schön wie die Rose verjüngt;
Doch all mein Sorgen und Mühen
Nur tiefes Leid mir bringt.

Liebes Schmerz.

O Rausch der Jugend, sel'ges Träumen
 Von goldenen Tagen, Lust und Glüd,
 Kehrt wieder aus des Himmels Räumen,
 Gib meinen Frieden mir zurück.

Mein Sehnen ist erfüllt, mein Hoffen,
 Befeligt ruht' ich Herz an Herz,
 Von Eros Bluthenpfeil getroffen;
 Doch all mein Glüd barg nur den Schmerz.

Verzehrt im Flammenfuß der Liebe,
 Erlieg' ich ihrem Feuerstrahl.
 Ihr meiner Sehnsucht ew'ge Triebe,
 Ihr schüßt mir, ach! des Todes Qual.

O Rausch der Jugend, sel'ges Träumen
 Von goldenen Tagen, Lust und Glüd,
 Kehrt wieder aus des Himmels Räumen,
 Gib meinen Frieden mir zurück.

Einsamkeit.

Nicht weil mich bitter Noth bedrängt,
Die Thrän' an meiner Wimper hängt;
Nicht möcht' ich reich und mächtig sein:
Verlassen bin ich, ach! allein.

Im Thal, im Walde weil' ich gern,
Vom wilden Rausch der Städte fern:
Ich harre bis im See sich mild
Und magisch spiegelt Lunas Bild.

Wenn sich entladet jede Brust,
Nur ihrer Schmerzen sich bewußt,
Dann stimmt mein Lied mit Seufzen ein:
Verlassen bin ich, ach! allein.

Nun streift der Sturm die Blüthen ab
Und streut sie in der Huthen Grab.
Soll gleich der Ros' ich schnell vergehn?
Des Lebens Wonnen will ich sehn.

Doch Sturm und Wald, in dumpfem Klang,
Sie singen mir den Grabgesang.
Komm, komm, o Freund, der Lust und Schmerz
Mithüßt und tauschtet Herz um Herz.

Oft glänzt im Traume mir dein Bild,
Du liebst mich, bist mein Hort, mein Schild;
Ich fasse dich, da flieht der Schein:
Verlassen bin ich, ach! allein.

Rotturmo.

I.

Der Liebende.

Wie ist mir so wohl und so wehe,
Seitdem ich dich, Mädchen, erblickt!
Dich haben die Engel des Himmels
Zum Trost mir herabgeschickt.

Ich bin, ach! so glücklich und traurig:
Dich hab' ich und habe dich nicht!
Wer kennt das Geheimniß der Herzen
Und was für ein Band uns umflieht?

Wir haben zu spät uns gefunden;
Nun sind wir verzerrt und allein.
Nicht ersüßen die Seufzer, ich könnte
Nicht mit dir, nicht ohne dich sein.

II.

Die Geliebte.

Schlaf wohl, mein Geliebter, und träume
So lieblich, so süß und so hold,
Als schauten die Engel hernieder,
Als glänzten die Fluren wie Gold.

Schlaf wohl mit den schönsten Träumen
Von allem, doch nimmer von mir!
O laß uns vergessen und scheiden:
Bald scheid' ich auf ewig von hier.

O denke nicht, daß wir uns küßten
Und daß wir uns Herz uns gedrückt!
Schlaf wohl, mein Geliebter, und träume,
Träum süß durch die Liebe beglückt.

Was gilt mir Reu' und Schmerz.

Was gilt mir Reu' und Schmerz,
Was dein Erbarmen!
Du sahst ein reiches Herz
Trostlos verarmen.

Du konntest Tag um Tag
Mich glücklich wähnen?
Doch tief im Auge lag
Ein Meer von Thränen.

Wenn kaum in stiller Nacht
Mich Schlaf umfangen,
Im wilden Traume wacht
Rein heiß Verlangen.

- Und soll zur Gruft nun gehn,
Lieblos verderben?
Stets seh' ich vor mir stehn
Verlassnes Sterben.

Was gilt mir Reu' und Schmerz,
Was dein Erbarmen!
Du sahst das treuste Herz
Hülfslos verarmen.

In Frieden schlummere fort.

Wenn todt ich bin,
Legt fern mich hin,
Fern in die stille Gruft,
Wo Menschenstimme nicht
Der Ede Sauber bricht,
Nichts regt die heil'ge Luft.

Nur Ton und Hall
Der Nachtigall
Mag einsam rufen dort,
Im lauten Schmerzensfang,
Die Frühlingsnächte lang:
In Frieden schlummte fort!

Ah, wäre mein
Ein Seufzer dein,
Ein Mitleidswort von dir!
Wie Himmelslichtes Strahl
Für bangen Cinders Dual,
Geliebter, wär' es mir!

Ja, ruhelos

Im Erdenstoss

Pausch' ich nur jenem Wort.

Mein Schatten irrt allein,

Wiegt nicht dein Laut mich ein:

In Frieden schlummre fort.

Der Vogel im Käfig.

Wie grün sind die Auen,
Wie lockend der Mai!
O könnt' ich sie schauen
So fröhlich und frei!

Wie duften die Wälder!
Wie eilet der Fluß!
Wer zieht durch die Felder
Mit schwebendem Fuß?

Wer sucht an der Quelle
Ein Blümchen und spricht:
O der arme Gefelle,
Vergißt er mein nicht?

Und ich sitze gefangen!
Ach, könnt' ich hinaus!
Mich zieht mein Verlangen
Fort, fort aus dem Haus.

O du Liebchen, wie zieh' ich
Dir nach in den Wald!
Doch Geduld nur, dann flieh' ich
Und finde dich bald.

Ich kann nicht mehr sehen
Die Sträß' und die Stadt!
Ach die Sinne vergehen
Und mein Auge wird matt,

Wenn die Träume mir sagen,
Wo du ruhest und weilst.
Doch was helfen die Klagen,
Wenn den Schmerz du nicht theilst?

Ei, wen seh' ich da kommen,
Wie der rosige Mai?
O du hast mich vernommen,
Und da eilst du herbei.

Sieh, da bringst du dem Kranken
Den blühenden Strauß
Gort, trübe Gedanken!
O wie duftet das Haus!

Nun drückst auf die Lippen
Du Kuß mir auf Kuß!
Laß noch einmal mich nippen
Zum Frühlingsgruß!

Ja du bist mir der Frühlings!
Du bist mir der Mai!
Du kommst, o wie jubl' ich,
Gefangen und frei!

Meiner Gattin.

In dir, in dir mich wiederfinden,
Mein theures Weib, nach Angst und Schmerz,
Entflohn des Meers empörten Winden,
Das will mein sturmbewegtes Herz.

Verklärt in deiner Seele schauen
Laß mich die weite weite Welt;
Auf deinen Frieden laß mich bauen,
Wie auf die Stern' am Himmelszelt.

Dein Auge sei der Zauberspiegel,
Der mir die Gottheit strahlt zurüd,
Dein Kuß der Liebe reinstes Siegel,
Du meine Sehnsucht, du mein Glück!

Einer Mutter.
Mit einem Gemälde.

Sieh' eines Engels Bild herniedererschweben,
Der auf den Armen wiegt ein holdes Kind,
Der Künstler gab ihm Hoheit, Reiz und Leben,
Und malt' ihn leuchtend, wie die Engel sind.
Er will des Himmels schönste Gub' uns geben,
Um seine Locken spielt der Morgenwind,
Und horch! Gesang ertönt aus seinem Rande:
Glück künd' ich, Mutter, dir in dieser Stunde.

Ist einem Haus' ein Erb', ein Sohn geboren,
Dann werden Säul' und Pforten reich bekönt;
Im Rauch der Lust umtanzen sie die Thoren,
Laut tönt ihr Lied, und jedes Aug' erglänzt,
Die reinsten Eide werden da geschworen
Und Bacchus Jubel waltet unbegrenzt:
Solch hohen Tag hat uns der Herr beschieden;
Des Kindes Lächeln bringt uns Gottes Frieden.

O süße Stunde.

O süße Stunde, wenn der Tag sich neigt,
Der Sonne Strahl erlischt im stillen See;
Ein Bild vergangner Tag' ihm dann entsteigt:
Dein denk' ich und ein Seufzer löst mein Weh.

Die Seele folgt der Fluthen lichter Bahn,
Sie wogen von des Westens Gluth berührt.
O träge mich dahin ein goldner Kahn,
Der sanft mich zu des Friedens Hafen führt.

Meine Gedanken.

Mein eigen ist nichts von den Gütern der Welt,
Kein Reiz, der die Herzen gefangen wohl hält,
Woran sich die sehrenden Hoffnungen ranken:
Nur Eins ist mein, ihr, meine Gedanken!

Mein Loos läßt einsam verlassen mich stehn,
Viel Liebe die muß' ich begraben sehn,
All die Wünsche die goldnen in Nacht versanken:
Ihr nur seid mit mir, ihr, meine Gedanken!

Rühn schwing' ich mich auf zu der Geister Reihn,
Daß sie, die mein Gut, die mir treu allein,
Nicht trüb, wie die Nebelgebilde, schwanken:
Auf, traget zum Licht mich, ihr, meine Gedanken!

Was bietet die Welt mir? Was nennt sie das Glück?
Ach, alles ja laß' ich im Schreiben zurück!
Eins bleibt mir und trohet den irdischen Schranken:
Ihr bleibt mir auf ewig, ihr, meine Gedanken!

Sehnsucht.

(Aus Karl dem Großen.)

Wer weint in seiner Kammer
Verlassen und allein?
Daß muß in ihrem Jammer
Der Schmerz der Wittwe sein.
Weh mir, die holde Jungfrau spricht,
Der Wittwe Thränen sind es nicht.

Was klagt in stiller Kammer
Du, Jungfrau, heilb und traut?
Verließ in Noth und Jammer
Der Liebste dich als Braut?
O weh, das traute Mädchen spricht,
Der Liebsten Klagen sind es nicht.

Still weint in öder Kammer
Die Wittwe nicht, die Braut.
O sag, in deinem Jammer,
Warum die Thräne thaut.
O Fremdling, da die Jungfrau spricht,
Nimm warum das Herz mir bricht.

Du siehst mich bleich vor Jammer,
 Verlassen, ach, allein!
 Nie drang in diese Kammer
 Der Liebe Blick herein.
 Weh mir, das arme Rädchen spricht,
 Der Sehnsucht, ach, das Herz mir bricht.



Die
Hochzeitsfeier Alexanders des Großen.

Nach dem dritten Theile der Alexandrea (Alexander der Große, Art. IV.).

Personen.

Alexander der Große, König von Makedonien.

Hephästion, Heerführer und Freund Alexanders.

Spithodorus, Verschöbaker in Babylon.

Der Oberpriester der Aphekkite.

Statira, Tochter des Darius, Alexanders zweite Gemahlin.

Trospetis, deren Schwester, Gemahlin des Hephästion.

Der Oberführer.

Chor der Krieger.

Chor der Hochpriestergäste.

Chor der Priester und Priesterinnen.

Ort der Handlung:

Babylon, nach der Rückkehr Alexanders aus Indien.

Festhalle im Palaste zu Babylon mit einem Altare der Aphrodite
unter ihrer Bildsäule.

I. Introduction.

II. Chor der Krieger.

Auf, Söhne des Ruhms, ihr Genossen des Siegs,
Auf, feiert im Schwung des Triumphs und der Lust,
Mit der Hölten Gefang, der Posaunen Getöse
Ihn, den Adler der Schlacht, der mächtigen Flugs
Rühn trauend dem Muth und der Hittige Kraft,
Mit gewaltigem Schrei
Auf Afiens Hirt sich hinab schwang.

Aegypten vernahm und Aethene den Ton,
Den des Kaukasos Bergschlucht hallt er zurück,
Und des Tanais Stromgott hört ihn erschreckt,
Zum Okeanos trug ihn der Indus hinab,
Dah keiner des Schwerts und des Kampfes gedacht,
Und der Uxier Feig und der Saker entfloß:
Sie erlagen ihm all,
Wie die Saaten des Felds vor dem Sturmwind.

Jetzt kehret er heim in des Vorheers Schmach,
Den Nile selbst ihm stoßt um das Haupt,
Den Gefahren des Meers und der Wüsten entrückt,
Von dem Jubel der Freud' und der Wonne bewegt,
Denn es lenkt' ein Gott
In den Hafen zurück ihm die Flotte.

Declamation.

1. Die Erzählung des Nearchos.
(Act I. Scene 4.)
2. Alexander. Bephästion.
(Act II. Scene 5.)
3. Statira und Drypetis.
(Act III. Scene 1. 2. 3.)
4. Statira und Alexander.
(Act III. Scene 4.)
5. Alexander und Bephästion.
(Act III. Scene 5. 6.)

III. Festmarsch.

IV. Der Chorführer.

Dort naht an der Hand Alexanders im Schmach
Des Perantidiadems und der Perlen des Meers,
Stolz schreitend die Braut, sie der Könige Kind.

Sei froh und begrüßt, du des Herrschers Gemahl,
 Verzeihen des Heils und des Weltenerreins,
 Den heut' im Glanz
 Du des Hochzeitsfestes besiegelst.

Auch dich grüßt freudig erregt mein Mund,
 Alexander, o Herr, den leuchtend das Glück
 In des Brauttags Strahl zum Olympos erhebt,
 Und es folgt auch der Freund dir von Wonne besetzt,
 Den Genossen des Kampfs wallt glühend die Brust,
 Denn es lacht durch dich
 Helt allen das Auge der Liebe.

Stimmt an denn, ihr Chöre, der Weihe Gesang,
 Und spendet des Weins und des Weihrauchs Lust
 An des Gottes Altar, der huldreich dir,
 O König und Herr,
 In Statuas Bilde genast ist.

V. Chor.

Liebe, du Räthsel der Welten, du Kraft und Geheimniß der Götter,
 Liebe, du jeglichen Wesens Erzeugerin, ewiges Feuer,
 Löf, o löse den Bann der verwaissten Seelen;
 Alle, die einsam trauern in Sehnsucht,
 Völ mit des Sangs harmonischer Zaubergewalt,
 Du, der Verschmachtenden Labfal.

Sieh, wie der leuchtende Vlig in dem dunkelen Schooße der Wolke
 Segen verkündend erscheint nach den Gluthen des sengenden Tages,
 Wie befruchtender Regen die Erde neget,
 So in des Trübsals Wolken erscheinst du,
 Festlichen Brautmahls seelenvereinendes Licht,
 Liebe, dir jauchzen wir, Heil dir!

Appris, vernimm, o gewähre den Anruf!
 Nahe den Liebenden stets in der Jugend Hülle,
 Wie in der Wonn', in dem Zauber des ersten Kusses
 Und in den lösenden Gluthen gestillten Sehns;,
 Fliehe die Glücklichen nicht im Besitze schnell!
 Unsterbliche Kraft in dem Sterblichen du,
 Neu und neu du geboren im Rausch des Genusses,
 Unversiegbarer Lebensquell,
 Aus des Weltalls Tiefen strömend,
 Hör' uns, hör' uns, o Liebe!

VI. Alexander. — Chor.

Was der Muth, das Schwert gewonnen,
 Sicherheit dauernd nur die Liebe;
 Fruchtlos ist das Werk der Schlachten,
 Fruchtlos opfern Blut und Leben
 Feld und Krieger,

Wenn mit Feinden und Besiegten
Nicht die Liebe sie vereint.

Auf, so folgt der hohen Mahnung,
Die ein Gott ins Herz mir gab.

Seht das Meer: in weiten Bufen
Ballt es um der Erde Länder,
Eint sie fest zum schönen Ganzen,
Ruft zum Bunde Volk und Völker!

Ein', o Liebe,
Du der Wesen Licht und Quelle,
Aller Brüder Herzen so.

Steig' aus unsrer Seele Dunkel,
Gehre Göttin,
Wie du einst dem Meer' entstiegst!
Auf, begeistert laßt uns wallen
Zu Kytheres Heiligthum.

VII. Statira.

Heut', Alexander, feierst du den herrlichsten
Von allen Siegen, die du je gefeiert hast,
Und mit dem schönsten aller Vorbeern schmückst du dich.

Die Nacht des Unglücks, tiefsten Leidens Schmerzgefühl,
Gast du verwandelt in den sonnenhellsten Tag;
Denn in der Seele Dunkel, gleich dem Gott des Lichts,
Drang Heil verkündend, rettend deiner Liebe Wort
Und zwang das Herz im Busen wie durch Wunder mir.

VIII. Der Priester.

Liebe, die das All du einest,
Du der Sonnen Licht und Leben,
Das vom Himmel widerstrahlet,
Sei der Seelen und der Herzen
Ewiges Band in hehrer Nacht.

Liebe, laß das Herz nicht sterben
Rathlos in der Erde Dunkel,
Ründ' ihm Heil, zum Leben weck' es:
Lichtverklärt im Glanz der Geister
Bring' es sich zum Opfer dar.

Segen ström', o großer König,
Segen ström', erhabne Fürstin,
Aus der Seele reinsten Bluthen,
Aus der Liebe Sauber euch.

Weiß', o Göttin, dieses Bundes,
Weiß' der Bergen Feiertag.

(Der Priester reicht Alexander einen Kranz von Rosen und Myrthen, welchen dieser der Statira aufsetzt. Dasselbe thut der Priester mit den anderen Brautpaaren während des folgenden Chorgesanges. Alexander und Statira nehmen auf den Thronesseln Platz, Hephästion und Troperis auf den beiden Sesseln daneben, die anderen Brautpaare reihen sich zu beiden Seiten des Altars.)

IX. Chor der Priester und Priesterinnen.

(Während jeder Strophe bewegt sich der Chor einmal im Umzuge um den Altar.)

Wem hold lächelnd du nimmer genaht, o Liebe,
Wem du der Lust und der Freude Pokal nie reichtest,
Besser war es für ihn, wenn er nimmer verlassen der Gottheit
Dunkeln Schooß und wenn nie er das Licht sah.

Doch wem einen Moment nur erglänzt dein Huldbsid,
Wer in der Wonne des Kusses sich selbst vergessen,
Ihm ward reichster Genuß für die traurigen Mühen des Lebens,
Goldenen Regens Erquickung genoß er.

Göttin, o laß uns erblühen der Liebe Rosen,
Laß sie im Rausche des Glücks uns brechen im Saine,
Der dir geweiht ist.

X. Alexander.

Jetzt jubl' ich laut aus meines Herzens Tiefen auf
Und Eros preiß' ich, Aphrobites hohe Macht:
Durch ihre Guld, Statira, ward mir dein Besiß.
Der Liebe Bande fesseln mich so wunderbar,
So wonnereich durchfluthet mich des Lebens Strom,
Daß ich mich neugeboren fühl' aus deinem Geist.

XI. Statira.

Was wallend mir im Busen rogt und was mir sagt
Des Herzens Stimm' in dieser Stunde, halt' ich still
Verschlossen; was mir auferlegt, ist mir so neu,
So jäh und plötzlich überkam's mich, daß mein Sinn
Sich sammeln und zum klaren Schaun erheben muß.
Eins nur besetzt mich, Alexander, und das ward
All meines Denkens und Gefühles ein'ger Kern,
Wenn ich erwach', und vor dem Schlaf' ist's mein Gebet:
Dein Heil und dein Gelingen auf des Ruhmes Bahn!

XII. Alexander und Statira.

Ihr Götter, hört ihr unser Flehn!
O Hymnos, schwinde dich empor
Zum goldenen Throne des Zeus,
Und, Göttin der Liebe, du

Reich huldvoll des Gefanges Voten die Hand,
 Daß mit der süßesten Fessel er umschlinge
 Das Herz des gewaltigen Kerkers
 Der Völker und ihrer gekrönten Häupter.

Zeus, o send' uns
 Deine geliebtesten Töchter,
 Laß sie wohnen unter uns
 Und geleiten unsre Schritte,
 Sie, die alles Gedeihens
 Wurzel und Quell sind,
 O send' an der Hand der Liebe
 Uns des Glüdes Huldgestalt.

XIII. Sapphion.

Uns eint die Liebe, deren Glüd die Freuden sind,
 Die im geliebten Herzen sie nur wecken kann;
 Doch Lieb' ist ohne Freundestreue ein todes Gut.
 Die Hand der Freundschaft giebt allein ihr Wirklichkeit;
 Sonst steht verlassen trauernd sie und stirbt in sich.
 Drum sei die Liebe stets der Freundschaft eingedenk:
 Zerstore Mißtraun nimmer ihren ew'gen Grund.

XIV. Statira. Drypetis.

Statira.

Einen Gott noch will ich rufen,
Daß der Ehe Bund er schirme,
* Einen Genius, das Vertrauen.

Drypetis.

Daß des Mißtrauns Saat nicht keimen!
Eh du's ahnest, rankt die Wurzel
Tief sich in das Herz hinein.

Statira.

Du, Vertrauen, nur giebst den Frieden,
Dich umwohnt der Sel'gen Ruhe,
Dir, Vertrauen, nur folgt das Glück.

Drypetis.

Einer Schlange Brut im Busen
Wüthet ärger nicht und wilder,
Als des Mißtrauns böses Gift.

Vertraun ist eine Himmelsblüthe,
Die du nicht schaffst mit deiner Hand:
Verborg'n wächst sie im Gemüthe,
Bepflegt von Geistern, unbekant.

Als einst zum Eros Psyche sagte:
 O laß dein liebstes Kind mich schaun,
 Der Gott es kaum zu nennen wagte,
 Bis ernst er sprach: es heißt Vertraun.

XV. Der Priester.

O Liebe, segne zweier Herzen inn'ges Band:
 Den Völkern sei zu schönem Vorbild' es geweiht;
 Beglückend werd' es allen, Herr, durch deine Hand.

(Die Musik beginnt wieder mit dem Schlusssatz des letzten Chores; unter diesem halten der Oberpriester, die Priester und Priesterinnen noch einen Umzug um den Altar und ziehen dann hinaus.)

XVI. Alexander. Hephästion. Apollodoros. Chor.

Alexander.

Auf und reicht den Goldpokal mir!
 Spenden will der Lieb' ich nun!

Chor.

Dem Liebreiz der Freundin,
 Dem Huld Blick der Schönheit,
 O König, den Pokal weih'
 Und spend' ihn der Göttin und dem Eros!

Alexander.

Mein Gruß gilt dem Schutzgeist!
 Er wahr' uns die Freundschaft,
 Die Einheit des Herrschers und der Völker.

Chor.

Dir Heil, du Sohn Ammons!
 O jauchzt ihm und froh nezt
 Nun die Pipp' an dem gluthreichen Gott!

Hephästion.

Heil dir, dem Göttersohne, der zum Licht' uns führt!
 Ein neues Weltenalter tritt mit dir hervor:
 Die goldne Zeit der Liebe, die der Sänger preist,
 Die Zeit der Wahrheit und der Weltverbrüderung.
 Heil dir, dem Freunde! Heil, des neuen Tags Gestirn!

Chor.

Der Nebel fällt! Heil, Alexander, deiner That!

Alexander.

Ja, bringt dem Aeon unsrer Hoffnung diesen Gruß!
 Mit jedem Morgen opfert neu dem Glück des Reichs!

Apollodoros.

Auf, schäum', o Becher, leuchte dem Tanz voran!
 Wie prangst du reich an Wundern im goldnen Schein.
 Auf, laß im Feierzug' uns wallen
 Hin zum Altar' und zum Hain Kytheres.

Zum Jubelfest der Liebe beginn', o Sang!

Auf, preist die Göttin, öffnet der Fremden Thor!

Der Wollust Feuer glüht im Busen!

Führ' uns, o Balthes, du Kraft der Helden!

Chor.

Ein Gluthenmeer haßt, Gott, du mir angesacht:

Im Rhythmentanze freisen die Stern' um mich.

Du, Goldpokal! mir stürzt im Busen

Balches und hebt zum Olymp empor mich!

Alexander.

Ihr Traun, o möchten Aug' und Herz sich öffnen euch!

Ihr seid der Hoffnung Leuchte für der Völker Heil:

Nicht Sklaven, nein, des Reiches Hälfte wurdet ihr!

Laßt jezt der neuvermählten Paare Tanz uns schaun.

XVII. Tanz.

XVIII. Alexander. Statira. Hephästion. Drypetis.

Alexander.

Heil'ge Freundschaft, Weltenseele,

Nah' und eine dich der Liebe:

Reicht, ihr Genien, euch die Hand.

Statira.

Ein', o Freundschaft, dich der Liebe,

Dem Geliebten gieb auf ewig

Auch des treuen Freundes Herz.

Hephästion.

Lieb' und Freundschaft, führt die Treue

Her zur schönsten Hochzeitsfeier,

Heiligt so der Ehe Bund.

Dröppel.

Wahr der Sehnsucht Drang, o Liebe,
Und du, Freundschaft, sei des Bundes
Meiner Herzen Priesterin.

Alle.

Lieb' und Freundschaft, scheidet nimmer
Aus dem Heiligthum der Herzen;
Lasset nimmer sie verwaisen,
Segnet, heiligt unsren Bund.

XIX. Der Ehorführer.

Was der Himmlischen Huld, ach, wie selten vereint,
Machtfüß' und des Ruhms neidvolles Geschenk,
Mit des Reichthums Glanz' in dem hohen Palast,
Der Säulenumkränzt stolz grüßet den Tag,

Euch ward es vergönnt,
Hochwaltende Fürsten und Herrscher!

Jetzt höret noch Eins! Zeus Ammon, gewähr's!
Willfahre dem Wunsch, der stehend zu dir
Für den Herrn sich erhebt, für sein Haus und Geschlecht:
O send' ihm den Geist, der schafft und erhält

Und den Sturz abwehrt,
Send' ihm und dem Reiche den Frieden!

XX. Chor.

O Göttin, die mit gewaltiger Hand du lenkst
Der Männer Schlachtreihn und im Sturme das Meerschiff,
Die Kronen, Reichthum bald du verleihst und bald
Wieder hinwegnimmst, schüh' uns, o Macht des Glücks!

Laß dauern den Frieden dieses Bundes!

Thron' auf des Hauses Altar!

Thron' in den Herzen der Neuvermählten auf immer!



III.

Sonette.

Erste Abtheilung.

Führen sich aus, Kunst und Liebe
Denn gehören wir der Welt.



An die Charis.

Die Grazie, von des Frühlings Hand geleitet,
Weckt aus des Todes Schlummer die Natur;
Schon schmilzt der Schnee, neu grünen Wald und Flur,
Der Sonne Lichtglanz Wärm' und Leben spreitet.

Sieh, wie zum Rosenhain die Grazie schreitet,
Die Blumen all' erstehn auf ihrer Spur,
Das Berg erwacht, schwebet inn'ger Treue Schwur,
Der Liebe Ruf ihr schönstes Fest bereitet.

So sehn des Geistes Reiz wir reich erstehen,
Wenn uns der Charis laute Huld erscheint,
Zur Schöpfung treibt das Berg sie, zum Gesange.

Sie naht uns mit des Götterodem's Wehen,
Der ew'gen Schönheit ist ihr Reiz vereint,
Er tönt dem Ohr im hehren Sphärenklange.

Die Venus von Melos.

Ein Ideal erscheint vor dir, die Liebe;
Nur naht sie dir in irdischer Gestalt,
Nicht in der Gottheit hehrer Allgewalt,
Noch in der Schöpfung urlebend'gem Triebe.

Du siehstest, daß der Genius dir umschriebe
Den Reiz der Schönheit, der den Göttern galt:
Blick auf und schau der reinsten Form Gehalt!
Du rufst entzückt: o daß sie hold mir bliebe!

Ein Ideal, ein Gott, und Staubgeboren?
Ach unbegreiflich fern, und jetzt so nah?
Ein Licht des Himmels, das die Kunst gestaltet?

Ist das die Liebe, die im Weltall walzt?
Die Göttin, die der Wesen Ursprung sah?
Sie ist es, wenn ein Herz du dir erkoren.

Drei Maler.

I.

Drei Maler wollten um die Wette ringen,
 Wer durch sein Werk den schönsten Kranz gewinne
 Und hohen Ruhm, der nicht wie Schaum zerinne,
 Den alle Herzen feiern und besingen.

Dem Einen leihet die Schönheit ihre Schwingen,
 Und Jung und Alt erglänzt in süßer Minne;
 Der andre weicht sich ernstem tiefem Sinne:
 Durch Geist und Adel soll der Sieg gelingen.

Da naht mit seinem Bilde still der Dritte;
 Scheu tritt er ein, wagt kaum es zu enthüllen,
 Als er die Schönheit sieht, des Geistes Blüte.

Sein Herz entbrannte für die Scham, die Sitte,
 Und holde Schauer jede Seel' erfüllen:
 Er schuf der Jungfrau Engelsmild' und Güte.

II.

Sprich, Freund, wem wirfst des Siegers Preis du geben?
Dem Zauber, den allein die Schönheit spendet?
Dem Strahl des Lichtes, den der Geist entfendet?
Den Blicken, die zum Himmel uns erheben?

Zählst nicht in Wollust du des Vergens Neben,
Wenn sich der Schönheit Auge nach dir wendet?
Dann wieder bist dem Geiste du verpfändet,
Der immer neu dich ruft und weckt zum Leben.

Beseligt in Urmidens Zaubergarten,
Hab' ich der Schönheit Wunder hoch gefeiert;
Du weisst, wie für des Genius Reiz ich glühte.

Da stand ich plötzlich auf des Himmels Warten,
Sein höchstes Urbild hat sich mir entschleiern:
Der Engel zerde reich den Kranz, der Güte.

Einer jungen Malerin.

Vor ihrem ersten Bilde.

Siehst vor der Sonne du die Nebel weichen?
Schneeglöckchen lugt schon aus dem Gras hervor,
Froh dringt des Vaches Murmeln dir ins Ohr,
Der Kranich ruft, die ersten Schwalben streichen.

Das sind des Frühlings ahnungsvolle Zeichen!
Bald füllt nun Au' und Thal der Blumen Flor,
Des Waldes Säng'er jubeln laut im Chor,
Die Seel' erhebt sich zu des Himmels Höhen.

Laß freudig mich dein erstes Blatt begrüßen,
Die erste Blüthe, die den Lenz verkündet,
Den reichen Flor, den ahnend schon ich schaue.

Begeisterung wird dir jeden Schmerz versüßen,
Des Schicksals Mächten ist ihr Hauch verbündet:
Glaub' ihrem Ruf; wer schaffen will, vertraue!

Liebesrathsel.

Soll ich dich suchen, oder soll ich meiden
Zu schauen, was mein Loos mir doch versagt?
Durch Tag' und Nacht' ein Wunsch am Herzen nagt:
Ich muß dich sehn, um neu und neu zu leiden!

Ah, gleiche Sehnsucht fühl' ich in uns beiden,
Und doch, wenn ich dein Aug' um sie gefragt,
Verneint dein Blick, was still mein Seufzer klagt:
Du scheinst ein Dornor, lässest stumm mich scheiden.

Und wenn ich schied, wie glaub' ich da zu hören
Dein holdes Wort, das bang mich ruft zurück!
Wie mahnt dein Bild an Treue mich, an Liebe!

O laßt, ihr Geister, endlich euch beschwören,
Die ihr Gewährung spendet und das Glück:
Dreht nichtisch nicht der Seelen schönste Liebe!

Im Sturm.

Ihr meiner Qual und meiner Sehnsucht Quellen,
Du heil'ges Feuer, das die Lieb' entzündet,
Ihr Geister, die des Menschen Loos ihr gründet:
Wann wird sich meiner Schmerzen Nacht erhehlen?

Irr treibt mein Fahrzeug auf des Stromes Wellen;
Ich ahne nicht, in welches Meer er mündet.
O daß ihr Engel mir zur Seite stündet,
Die rettend sich dem Leiden zugesellen!

Wild stürmt die Leidenschaft in meinem Busen,
Sie drängt mein Herz nach unerkannten Fernen,
Nach einem Hafen, Ruhe dort zu finden.

Erschließt den Mund mir zum Gesang', ihr Mäusen,
Geliebte, schweb' hernieder von den Sternen,
Führt aus der Brandung mich mit güt'gen Winden.

D i r.

Ein Wunder wär' es, wenn du mein gedächtest,
 Ein größres, wenn ich deiner je vergessen:
 Ob mein Gedanke rings die Welt durchmessen,
 Sucht doch mein Herz was du, nur du vermöchtest.

Mein nenn' ich dich, wenn jänrend auch du rächtest,
 Daß mein mich dankt, was nimmer ich besessen:
 Wenn sich des Himmels Pforten mir erschlossen,
 Ich fragt', ob du die Seligkeit mir brächtest.

Gleich lichtem Sterne warst du mir erschienen:
 Er blickt herab und weiß nicht wem er lächelt,
 Er taucht ins Meer und sieht mein Herz verwaissen.

So läßt ein Gott das Leben uns gewinnen,
 Wir ahnen ihn, wenn uns sein Hauch umschwält,
 Säh triibt die Sehnsucht, seine Nacht zu preisen.

Bräutigam und Braut.

Laß von des Berges Höhen hinab uns schauen
Ins tiefe Thal, dort wo der Fluß sich windet;
Die Welle sich der Welle fest verbindet,
Ein Silberstreifen zieht er durch die Auen.

Da sich vom Himmel Regen niederthauen,
Der Quellen mächt'gen Drang der Fluß empfindet;
Doch über ihm der Jahre Lauf verschwindet
Und ohne Wandel strömt er, neht die Gauen.

Er ist derselbe Fluß und stets ein neuer,
Ein Himmelsgast, des Augenblickes Kind,
Und unverändert doch durch alle Zeiten.

So ström' im Herzen und der Liebe Feuer,
Wie Wog' und Quell, wie frischer Morgenwind,
Dann wird ihr Hauch durchs Leben uns geleiten.

Gedächtniß.

„Auf ewig dein! So tönt am Brautaltare
Des Gatten und der Gattin heiß'ger Schwur:
Sie kehren heim auf duft'ger Blumen Spur
Und stehn zum Herrn, daß Haus und Herd er wahre.

In Freud' und Sorgen fliehen Jahr' um Jahre,
Schon streicht der Herbstwind über Wald und Flur:
D' raubt' er doch den Schmuck des Waldes nur!
Doch ach, da sinkt die Gattin auf die Bahre.

Sie läßt allein den Gatten, dem sie Treue
Auf ewig schwur; bald ist zu Staub zerfallen
Das Herz, auf das für immer er gebaut.

„Lebst, Theure, du, sprich, eint uns Gott aufs Neue?“
Ruft weinend er; da hört er's widerhallen:
Lieb' ist unsterblich, ist in Gott getraut.

Shakespeares Wintermärchen.

Nach der Aufführung in Berlin, den 22. März 1861.

Ein Wintermärchen ist des Menschen Leben:

So sagt uns Shakespeare, und er läßt das Grauen
Des Sturms der wilden Leidenschaft uns schauen,
Der Eifersucht, daß bangend wir erbeben.

Des Todes düstre Schatten uns umschweben,
Vernichtend tobt der Winter durch die Auen;
Doch endlich sehn wir Trost herniedertauen,
Zum Himmel wir versöhnt die Händ' erheben.

Wir jagten, doch sein Wille hat gewaltet.
Wacht nicht ein Gott auch in des Winters Stürmen?
Ruft aus dem Tod' uns nicht zurück sein Wort?

Wenn blind in uns die Leidenschaft geschaltet,
Die Wetter rings am Horizont sich thürmen,
Bleibt treu die Lieb' und flueht kühn zum Port.

Einer Künstlerin.

Nach der Darstellung der Iphigenie in Tauris.

Mag heis der Himmel dir gewähren,
Den Schmerz zur Thräne zu verlieren.

Der Freund' und, ach! des Vaterlands entbehren,
Der theuren Seinen, die der Rasen deckt;
Von nächt'gen Traumgesichten aufgeschreckt,
In ew'ger Sehnsucht klagend sich verzehren;

Und nach der Heimath Fluren nur begehren,
Wo jeder Laut die tiefsten Schmerzen weckt,
Der blut'gen Opfer walten unbefleckt:
So sahn wir Iphigenien wiederkehren.

Du hast den eignen Sorgen uns entrückt,
Nur um den Bruder klagten wir mit dir
Und irrten heimathlos am fremden Strande.

In deiner Rettung sahn wir uns beglückt
Und reichten segnend dir des Kranzes Zier,
Als froh du schifftest nach der Väter Lande.

●
Karl der Große.

Des Glaubens Licht, das durch die Welt ergossen
Der bangen Seele Gluth und Leben spendet,
Die Nacht verscheucht und sie zur Tiefe sendet,
Ein Gottesheld, mit seines Siegs Geschossen,

Rief Deutschlands Kraft zur That, und glanzumflossen
Vacht Berg und Thal, wohin der Blick sich wendet:
Doch hat des großen Tages Lauf geendet,
Das Meer empfing ihn mit den stolzen Rössen.

Jetzt thront die Nacht rings auf der Länder Weiten,
Die nur des Mondes stiller Glanz umfängt:
Ein Schattenspiel des Lebens blieb zurück.

Ein Echo tauscht durch meiner Leier Saiten:
Ihr Heldenbilder, die ihr mich umdrängt,
Was mahnt ihr mich an Deutschlands Nacht und Glüd?



Das Gold.

Als Gott das Blei geschaffen und das Eisen,
Sammt allem, was der Tugend Kräfte mehrt,
Den Mann zur Arbeit und zum Kampf bewehrt,
Sein Aug' erhebt zu fernsten Himmelskreisen:

Da wollte Gott als Prüfer sich erweisen
Der Seelen, die das Böse nicht verfehlt,
Und schuf, was aller Thoren Sinn begehrt,
Das Gold, das Millionen Zungen preisen.

Des Goldes Macht hat schnell die Welt bezwungen,
Die Tugend hat's, die Liebe selbst bethört,
Sein Scepter lenkt das Volk und edle Geister.

Doch wer zu seinem Herrn sich aufgeschwungen,
Wer nur des Herzens laute Stimme hört,
Dem reicht den Kranz der ew'gen Mächte Reiter.

* * * *

I.

Wenn wir der liebsten Freunde Lob vernehmen,
Ihr jähes Unglück und zum Herzen bringt,
Wenn schweres Unheil unser Loos uns bringt
Und unsren Arm des Schicksals Schläge lähmen:

Wir tragen's leichter, wie wir auch uns grämen,
Als wenn ein Seufzer sich der Brust entringt,
Daß eines Freundes Schmach der Feind besingt,
Daß wir verzweiselt seiner That uns schämen:

O schön! und tief bejammerstwerthe Stunde,
Wo scheu vom Gatten sich die Gattin wendet,
Wo Sohn und Tochter vor dem Vater schweigen.

Und brach das Herz bei solcher bittern Kunde.
Hat so den Freund die Nacht der Furcht gekümbet?
Vergaß er schmählich sich als Mann zu zeigen?

II.

Dein Schwert zerbrachst du, das im heil'gen Kriege
 Für deutsches Recht getreu uns schützen sollte!
 Dein Banner, das die Farben stolz entrollte,
 Im Staube liegt's, geschändet vor dem Siege!

Wie schwer das Herz, der Sinn des Mannes wiege,
 Das offenbart er, wenn der Donner grollte:
 Dein Geist, der alles überfliegen wollte,
 Weicht Habsburgs Drohn, verläßt der Kämpfer Riege.

Vor ihren Nichtstuhl wird dich Klio laden
 Sieh, welch ein Urtheil trifft das Vaterland,
 Der Preußen Stamm, wenn so die Führer wanken!

Du trägst in dir des Geistes tiefsten Schaden.
 Was ist's, das Gaben adelt und Verstand?
 Des Helden That nur krönt des Rechts Gedanken!

III.

Der Themis Richtschwert wolltest hoch du halten,
Des Volkes Ruhm vertreten vor der Welt?
Zu seinem Wächter hat es dich bestellt;
Verjüngt will Deutschland kühn sich umgestalten,

Zu Boden werfen, was wir sahn veralten,
Und laut verkünden, was das Herz uns schwellt:
Doch unsre Hoffnung hat der Sturm zerschellt;
Umsonst, daß wir empört die Hände ballten.

Ist, theures Land der Väter, das dein Loos,
Daß deinen Besten stets der Muth entsinkt,
Wenn deiner Kraft sie kühn vertrauen sollten?

Was birgt, o Deutschland, deiner Zukunft Schooß?
Wer führt zur Schlacht dich, wenn der Sieg dir winkt?
Was wär uns schwierig, wenn wir mannhaft wollten?

IV.

Noch spricht die Hoffnung: wenn die Männer trugen,
Auf deren That wir sehnsuchtsvoll gebaut,
Zu deren Lichte wir emporgeschaut,
Wie zu den Sternen dort am Himmelsbogen;

So hat der innre Trang doch nie gelogen,
Der auf sich selbst in jeder Noth vertraut,
Der tröstend lächelt, wie der Morgen grant,
Wenn mit der Nacht des Dunkels Graus verfliegen.

Bau' auf dich selber, Volk der deutschen Mannen,
Gott war in schwerer Stunde stets dein Hort;
Denk deines Zieles für die Weltgeschichte.

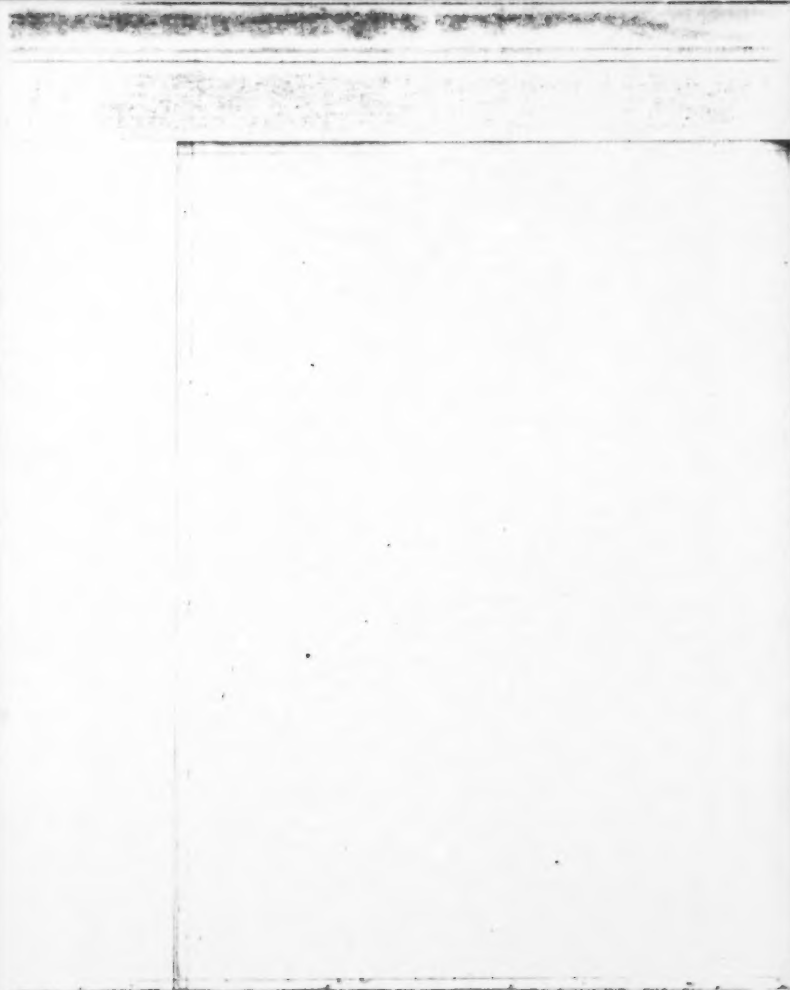
Die Parzen, die das schlaueste Loos dir spannen,
Vertrauten dir der Freiheit ew'ges Wort:
Nach jedem Feigling sie zum Weltgerichte.

IV.

S o n e t t e.

Zweite Abtheilung.

Wenn des Dichters Seel' im Schauen
Frei zum Himmel sich erhebt
Und er sucht auf goldenen Auen,
Was beglückend ihn umweht,
Horn und Alar die er weht,
Genuss oder Weiblichkeit.



In ein Album.
Unter ein Bild der Poesie.

Der holden Dichtkunst weihst du den Garten,
Den inn'ger Lieb' und Freundschaft du erschlossen;
Bald siehst des Frühlings Blüthen reich du sprossen,
Die Freunde nahn, die deines Rufes harren.

Mit zarter Sorgfalt wirfst des Reichs du warten,
Das deine Treusten zählt als Gaugenossen;
Vom Lebenshauch der Morgensonn' umflossen,
Sich all' um dich zum schönsten Kranze schaaren.

Du nimmst zum Leitstern dir die Poesie,
Die als der Wahrheit goldner Stern uns scheint
Und der allein des Lebens Kraft wir danken.

Ihr Auge lenkt der Welten Harmonie,
Durch ihre Macht sich Erd' und Himmel eint,
Sie fährt zum Licht' und aus des Daseins Schranken.

Bei Mendelssohns Frühlingsliedern.

Mein Schirm und Hort, Geliebte, du mein Leben!
Ein Hauch umfängt mich wie des Frühlings Wehen,
Wo duftend Floras Kinder all' erscheinen,
Wenn deines Sanges Töne mich umschweben.

Gleich süßen Träumen sie zum Himmel streben,
Den Engeln gleich sie seine Gnuß erschlehen,
Daß unsres Herzens Triebe nicht vergehen
Wie Blumenhauch, nein ewig uns umweben.

Wenn wir entzückt des Geistes Truß empfangen,
Der in des Frühlings Kindern wirkt und schafft,
Bebt unsre Brust im reinsten Widerhall.

So bebt mein Herz, wenn deine Töne erklingen,
Und frisch entzündet glüht der Liebe Kraft:
Zum Spiegel Gottes macht dein Sang das All.

An Luise.

Der Silber Pracht aus Erz und Gold getrieben,
Denk Säulen, Pyramiden, Mausoleen,
Die hochgethürmt gleich Bergesgipfeln stehen,
Und all die Namen, die darauf geschrieben:

Was ist der Welt davon zurückgeblieben?
Raum daß wir Trümmer noch am Boden sehen!
Und so wird Erz und Marmor auch verwehen,
Die feiernd wir geweiht für unsre Lieben.

Vieltheure Gattin, sag' in welchen Räumen
Bewahr' ich treu mein höchstes Heiligthum,
Dein Liebes Bild, wenn trennlos ist das Erz?

Der Zeiten Woge hör' im Sturm' ich schäumen,
Bin welkt der Lorbeer, es verhaßt der Ruhm,
Doch tren auf ewig wachet dein Bild mein Herz.

An Dorothea.

I.

War's Traum, o Schwester? Nein, es war ein Leben,
Das in der Jugend Träumen uns gelacht!
Der Herzen Sehnsucht hat es angefaßt:
Wir wollten kühn uns mit dem Volk erheben.

Den Himmel soll des Deutschen Kraft erstreben,
Nicht trostlos irren in der Erdennacht!
Wir rangen aufwärts aus der Tiefe Schacht;
Doch thatlos blieb das Volk, dem Trud' ergeben.

Jetzt ist der Herbst erschienen, an die Pforte
Klopft schon der Winter, und zum Hafen kehrt
Der Schiffer, hoch sieht er die Wogen schäumen.

Wann kehrtst du, Deutschland, heim zum sichern Pforte?
Erfüllung ist, o Schwester, uns verwehrt:
Wir sind beglückt nur in der Jugend Träumen.

Sie erwidert.

II.

Beklagst du, Bruder, ein verlor'nes Leben?

Sieh, deine Wangen feuchtet Jähr' um Jähr!

Wie heiß der Schmerz in deinem Busen gähre,

Wie düst're Schatten deine Seel' umweben,

Sagt Ahnung mir, der Schleier wird sich heben:

Dem Halm' entspricht zur rechten Zeit die Aehre!

Ob auch Vollendung uns kein Gott gewähre,

Glaub', unverloren bleibt der Drang, das Streben.

«Ist,» fragst du, »einer Thräne werth die Erde?»

Sprich, hast des Daseins Räthsel du ergründet?

Und kannst den Weltpfan Gottes du erfinnen?

Sein Schöpfergeist ruft auch im Tod' ein Werde!

Einst wird des Sieges Fadel uns entzündet:

Und doch — — ich seh' auch meine Thräne rinnen.

Der Kranken.

Mit einem Blumenkörbchen.

III.

Du sandtest mich, den Geist der Kraft zu finden,
Der Kraft des Lebens, welche dir entflohn,
Und stehend naht' ich mich der Gottheit Thron,
Ihr heil'ges Feuer neu dir zu entzünden.

Könnst' ich der Kraft Geheimniß doch ergründen,
Zu reichen dir der Lieb' und Tugend Lohn!
Du holder Schlaf, der Nacht ersehnter Sohn,
Umfchling die Theure mit des Traums Gewinden!

Vertrau dem Geist, er lenkt den Tanz der Soren!
Sieh, wie er sich den Blumen schön vermischt;
Veih' ihrem süßen Schmeichelwort dein Ohr.

Im Schooß des Winters wird die Kraft geboren,
Die für des Schossens schwere Ruhn uns stützt;
Er weicht, o schau, der Frühling tritt hervor.

An Johanna.
Mit meiner Büste.

Wie wir am Anblick' und der Liebsten sehen,
Wenn selbst sie kommen, nicht mit Brief und Gruß,
Rein, rasch und freudig nahn, mit eignem Fuß,
Daß wir am Aug' und, an der Stimm' ergehen,

Und reich der düstern Trennung Schmerz ersehen,
Wenn Herz um Herz wir tauschen, Red' und Kuß,
Daß gleich dem Strom' entleert der Stunden Fluß
Und Bonnetthränen und die Wangen nehen:

So möcht' in meinem Bild' ich dir erscheinen,
Lebendig frisch, in voller Gegenwart,
So möcht' ich süße Rede mit dir tauschen!

Gedank' und Sehnsucht wird die Geister einen,
Doch wenn sich Sorg' an Sorg' um dich geschaart,
Blick' auf zu mir, treu wird mein Ohr dir lauschen.

Einem Freunde.

I.

Der Glückwunsch.

Glück wünsch' ich dir! Ein vielverbrauchtes Wort,
 Mit dem ein jeder seinen Wunsch dir kündet;
 Doch hat noch niemand seine Tief' ergründet:
 Wer nennt den Pfad und zu des Glückes Port?

Nicht ist im Rhein der Nibelungen Dort
 So fest verschlossen, nicht so tief entzündet
 Des Aetna Schlund, der in die Wolken mündet,
 Wie unerkannt des Glückes Zeit und Ort.

Doch wünsch' ich Glück dir! Aber kann ich ahnen,
 Was in der Seele Tiefen dich beglückt?
 Der Weise nimmt, was ihm das Loos beschieden.

Gott schüßte dich auf wechselvollen Bahnen,
 Und wenn der Stunden Triger sich verrückt,
 Ob er zum Gleichmuth dir des Herzens Frieden.

II.

Zur Gesundheit.

Dem Freund' ein Hoch! Er lebe! Zur Gesundheit!
 So schließt nach langer Reib' ein jeder Toast:
 Ob Leid, ob Freude sich ein Herz erloost,
 Wir denken's nicht und rufen: Zur Gesundheit!

Wer achtet dein im Jugendrausch, Gesundheit,
 Wenn uns des Lebens frischer Hauch umkost?
 Doch wenn der Sturm des Winters uns umtoßt,
 Dann fühlen wir des Wortes Macht, Gesundheit!

So laßt der Einen Götter uns gedenken,
 Die aller Erdengüter Schatz behüten:
 Ein Opfer laßt Hygea dar uns bringen!

Wie auch das Schicksal unser Schiff mag lenken,
 Ob selbst der Kriegsgott wieder tobt und wüthet,
 Gesundheit läßt den Frieden uns erringen!

Der Treulosen.

Morgengruß.

„Mit Sängern ist kein Bund zu flechten?“

Und doch ist der Gesang ein ew'ger Bund?
Des Herzens reinstes Fühlen giebt er kund,
Die Seelen eint er mit des Himmels Rächten.

An hangen Tagen und in schweren Nächten
Vernehm' ich oft, was tröstend sang dein Mund,
Und neugeboren, fühl' ich mich gesund,
Als ob mir Engelsgruß die Löhne brächten.

„Mit Sängern ist kein Bund zu flechten?“

Heß hast mein Rath auf des Gesanges Kraft,
Er giebt dir selber, was er mir verspricht.

Nur Felsen stützt dein Sang, die wahren ehten,
Und wenn dein Wort mir heute Trübhorn schafft,
Sei doch dein Herz durch Zweifel nie entweiht.

An einen Musiker.
Zur Hochzeitsfeier.

Glück auf, o Freund! Und was ich jezt dir schwöre
Im Freudentausch der übersel'gen Stunden,
Die Lieb' und Lieb' in heil'ger Lust verbunden,
Das jubeln laut einst tausendstimm'ge Chöre.

Schon dünkt mich, daß den Wiberhall ich höre
Von allem, was du Herz an Herz empfunden:
Ein jeder Ton wird froh der Welt bekunden,
Daß Hymen schaffe, nicht die Kunst zerflöre!

So schwör' ich denn aus tiefstem Herzensdrange
Den heil'gen Eid auf eines Freundes Glück:
Eins ist die Lieb' ihm mit der Muse Kunst!

Bald lauscht nun Deutschland deinem Hochgesange:
Nach neuen Formen ringst du, nicht zurück!
Den Himmel öffnet dir Heliens Gunst.

An einen Bildhauer,
der einen andern Tag für meinen Geburtstag
gehalten hatte.

Süß ist die Täuschung! Was die Geister weben,
Die holbe Zauberwelt der Phantasie,
Was schmeichelnd Löne fügt zur Harmonie,
Die Bilder, die uns licht im Traum' umschweben,

Treund, alles was das Leben macht zum Leben,
Und echtes Dasein unsren Tagen lieh,
Die Stund', in der wir riefen: o verzieh!
Die Täuschung schuf sie und die Kraft der Neben.

Wenn du mir heut' ein Lebehoch gerufen
Und durch des Vergens Stimme mich beglückt,
Durch ein Sonett gleich Michel Angelo,

So waren's Träume, die den Tag erschufen,
Den einem andren Monat du entrückt:
Doch träumend war die Seele hell und froh.

Einem Greise.

Laßt uns des Freundes Wiegenfest begehen
 Und zum Gesang' uns füllen den Pokal.
 Er blühe! schall' es laut beim frohen Mahl,
 Nun in der Jugend Frische wir ihn sehen.

O Jugend, deren Zauber uns umwehen,
 Mit deinen Reizen füllst du Wald und Thal;
 Du öffnest uns der Götter goldenen Saal,
 An deinem Altar hörst du heiß uns stehen.

Und Hebe naht uns mit dem Kelch der Wonne,
 Sie lächelt, füllt ihn schäumend bis zum Rande
 Und reicht dem Freund' ihn, den sie sich erkoren.

So leckt dies Fest uns gleich der Frühlingssonne,
 Knüpft neu der Jugend, knüpft der Liebe Bande
 Und führt verklärt uns zu des Lichtes Thoren.

Meinem Augenarzt.

Es werde Licht! sprach einst der Herr der Welten;
Als er gesprochen, sieh, da ward es Licht:
Der Sonne Strahl die Finsterniß durchbricht
Und Mond und Sterne froh die Nacht erhellen.

Des Himmels Lichter hoch die Herzen schwellten;
Was auch nun drohe, sie verzagen nicht:
Im tiefsten Unglück laut die Hoffnung spricht,
Gott wird der Erde Mühsal uns vergelten.

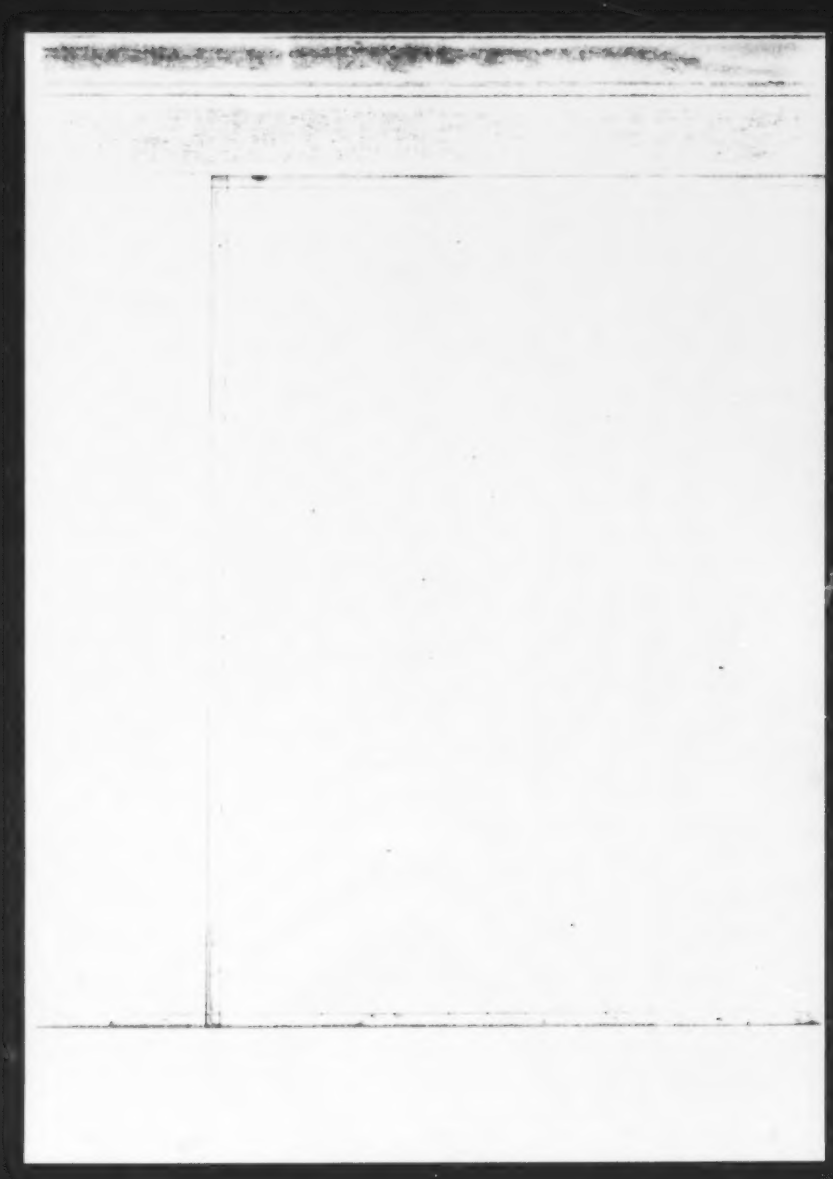
Dem Dienst des Lichts weicht sich der Helden Streben,
Das gottbegeistert auf zum Himmel ringt;
Erkenntniß schafft es und mit ihr das Leben.

Des Auges Klarheit durch die Nebel dringt,
Und jubelnd soll mein Lied den Mann erheben,
Der mit dem Aug' und Seel' und Herz beschwingt.

V.

Vermischtes.

Welt thut noch Wunder jeden Tag
Für jeden der sie schauen mag,
Der allem durch des Hergend Werth;
Sie sind die treue Himmelshofe.



Die Kunst des Mimen.

Wo wir der Helden That besingen
Und auf zum Himmel strebt ihr Ruhm,
Laßt, Sänger, euren Sang erklingen
Auch für der Bühne Helbenthum.
Wenn ihr das Urbild preißt,
Dem Abbild' Ehr' erweist:
Des Helden Ruhm verschwindet,
Wenn ihm den Rang nicht windet
Des Dichters wie des Mimen Geist.

Drei Voten sind der Welt gesendet
Als Evangelien des Lichts;
Sie hat des Himmels Huld gesendet,
Sonst stürb' im Dunkel sie des Nichts.
Drei hehrer Schwestern Bund
Macht allen Geistern kund,
Dah sie zur That zum Schaffen
Urkünftig sich erraffen,
Sie weihen der Propheten Mund

Die Freiheit, Schönheit mit der Liebe
Sandt' uns zum Trost der Gottheit Gunst,
Und daß ihr Bund unsterblich bliebe,
Verlieh ihr Genius uns die Kunst.
Zum Schauen wohl ein Spiel,
Doch ewig ist ihr Ziel.
Wer ihren Dienst verlassen,
Wen Gottes Voten hassen,
Der lenkt zum Abgrund seinen Kiel.

Und mit des Dichters Liebe schreitet
Die That des Rimen Hand in Hand;
Durch ihn gewappnet kühn er streitet
Für aller Seelen Heimatland.
Er hüllt das bangste Leid
Zart in der Schönheit Kleid;
Die Freiheit muß ihn führen,
Gluth ihm die Liebe schüren,
Dann trozt der Mißgunst er, dem Reid.

Mein Vaterland, laß die drei Sterne
Im Frevelmuth nie untergehn!
Und was dem Volk umhüllt die Ferne,
Laß durch des Rimen Kunst erkehn.

Zeig' er der Helden Glanz
Dem Auge voll und ganz.
Wenn er die Nacht entschleiert,
Die Lieb' und Freiheit feiert,
Reicht gern die Schönheit ihm den Kranz.

Der geknickte Zweig.

Der Fröhling hat mit frischem Grün
Den ganzen Wald geschmückt,
Nur an der Ulm' hängt dert ein Zweig,
Den jüngst der Sturm zerdrückt.

Rings alles alles Knospen treibt,
Er blüht so trüb' und lahl;
Kein neues Leben weckt in ihm
Des Lenzes milder Strahl.

Er sieht das jugendkräft'ge Laub
Vom Morgenthau geseht,
Stumm hört er, wie die Nachtigall
Des Wandrers Seel' ergeht.

Noch knüpft ihn an den Mutterstamm
Ein schwaches loses Band,
Ach, allzuleb! Des Lebens Strom
Hat sich von ihm gewandt.

Auch an der Menschheit stolzem Baum
Welkt manch gebrochenes Herz:
Trüb' ist das Aug', und thränenreich
Weint's tief verborgnen Schmerz.

Ans Erdenleben knüpft es noch
Der Körper locktes Band;
Erloschen düster mahnt es dich
Wie grausen Kraters Rand.

Es blickt dich an so schroff und kalt,
Ist aller Freuden bar,
Und dennoch brach noch nie ein Herz,
Das so voll Liebe war!

O zürnt dem blüthenleeren Zweig'
Am Raum des Lebens nicht:
Einst wiegt' er sich voll Wenn' und Lust
Im goldnen Frühlingslicht.

Der zweite December 1851.

»Pflege des Rechts,« so lautet ein Spruch, »und es achtet die
Welt dich!«

Wissen! dich achtet die Welt nur, wenn du brichst das Gesez.
Unrecht biet' ihr und Trost und mit Falschheit täusche die Falsche;
Nur wenn du herrisch sie höhnst, erntest von Menschen du Ruhm.
Wunderbar, daß im Spiegel der Welt sich alles verkehrt zeigt:
Was uns die Lehre gebeut, macht zum Verberb uns die That.
»Und doch soll uns nur richten das Werk und nimmer die Worte!«
Fort mit des Rechts Theorie! Thaten nur schaffen das Recht.

Mit einem Bilde von Mozart.

Deutschlands Herz, von den Grazien gepflegt im italischen Frühling,
Stieg durch Mozarts Gesang siegend zum Gipfel der Kunst.

An Emanuel.

Mit einer Uhr.

Gott hat der Zeiten Zahl und Maß geschrieben
Für alle Wesen durch die Weltenuhr;
Des Sehers Auge folgt der Sterne Spur,
Die nie gestört in fester Bahn geblieben.

Die Sterne ziehn, vom Geist des Herrn getrieben,
Ihn schaut das Herz, das Wissen ahnt ihn nur,
Und wer beim Heer des Himmels Treue schwur,
Der weicht sich unverbrüchlich seinen Lieben.

Sieh hier ein Bild des Himmels zu dem Feste,
An dem des Heilands Wiege naht der Christ,
Ein Bild der Zeiten, das ein Deutscher fand.

Ein hehrer Mahnruf für das Gut' und Beste
Sei dir der Zeiger, der die Stunden misst:
Erfenn' in ihm des ew'gen Vaters Hand.

C h i s r.

Eine Erzählung aus dem Tärkischen.

Im Serai der Welt lebte ein namhafter Pabischah. Dieser sehnte sich den Propheten Chisr zu sehen, und sagte immer: Wenn Einer mir den Chisr zeigen könnte, so würd' ich ihm Alles geben was er verlangte. Davon hörte ein Eufi; der sprach zu sich selbst: Ich will zum Pabischah gehen und sagen: Ernähre mich drei Jahre lang; wenn die drei Jahre um sind, will ich dir den Chisr zeigen. Bis dahin kann ich ja todt sein, oder es ist dem Pabischah vielleicht etwas zugestoßen, oder ich bitt' ihn um Verzeihung und er verzeiht mir möglicher Weise. So machte er sich auf, ging zum Pabischah und trug ihm dies vor. Der Schah sagte: Zeigst du mir ihn nicht, so laß ich dich tödten. Der Eufi war deß zufrieden. Darauf befahl der Schah, daß man ihm eine eigne Wohnung bereitete und Alles, was sein Herz wünschte, für ihn anschaffte. Die drei Jahre verstrichen und der unglückliche Eufi konnte nicht halten was er versprochen hatte. Da floh er vor Furcht auf eine Begräbnißstätte, wo er sich niederlegte. Bald kam ein schöner stattlicher Mann in weißem Gewande ebendahin und grüßte den Eufi, welcher den Gruß zurückgab. Der Unbe-

kannte fragte ihn, warum er schwermüthig sei? Der Sufi antwortete nicht. Der Unbekannte beschwor ihn: Sage mir doch ja, was dir fehlt, vielleicht kann ich helfen. Jetzt erzählte ihm der Sufi Alles vom Anfang bis zum Ende. Dann sprach jener Mann: Komm, laß uns mit einander zum Pabischah gehen; ich will ihm statt deiner antworten. Unterdeß hatte der Schah seine Verwaffneten ausgeschildt, daß sie den Sufi verhafteten; diese begegneten den Beiden, ergrißen sie und führten sie vor den Schah. Der Schah sagte: Hastest du mir nicht nach Ablauf dreier Jahre den Bistir zu zeigen versprochen? Der Sufi entgegnete: Immer kommt von den Kleinen die Schuld, von den Großen die Verzeihung! Der Schah sagte: Ich habe mit dir einen Vertrag gemacht und muß dich also tödten lassen. Der Schah wendete sein Antlig dem ersten Wesire zu und sprach: Wie soll ich mit ihm verfahren? Dieser sagte: O Schah, man soll ihn zerstückeln und die Stücke an Fleischerhaken aufhängen, zum abschreckenden Beispiel für jeden Anderen, der dem Schah eine Lüge vorsagen möchte. Als der Wesir so gesprochen, sagte der weißgekleidete Mann, der mit dem Sufi gekommen war, (auf arabisch): Hast Recht, o Wesir! jedes Ding kehrt zu seinem Ursprung zurück! Darauf sagte der Pabischah zum zweiten Wesir: Was schlägst du vor? Der Wesir sprach: O Schah! man soll diesen Menschen lebendig in einen Kessel werfen und kochen, dann aber ihn den Hundten zum Fraße vorwerfen. Wiederum sagte jener weißgekleidete Mann: Hast Recht, o Wesir!

jedes Ding kehrt zu seinem Ursprung zurück. Darauf frug der Schah den dritten Wesir: Was sagst du in Betreff dieses Menschen? Der Wesir entgegnete: O Schah! was du für ihn gethan, das ist Alles dem Propheten Hifir zu Liebe geschehen und ist für dich ein Schah im künftigen Leben — schenke dem Unglücklichen sein gegenwärtiges und laß ihn frei. Wiederum sagte der Unbekannte: Hast Recht, Wesir — jedes Ding kehrt zu seinem Ursprung zurück. Jetzt sprach der Dabischah zu dem Weißgeleiteten: Jeder von meinen Wesiren hat etwas Anderes gesagt als die anderen und du hast jedem Recht gegeben: was für eine Weisheit steckt darinnen? Der Unbekannte antwortete: O Schah! der Ursprung deines ersten Wesirs ist das Fleischergewerbe, darum hat er zu diesem Ursprung Beziehung behalten und mit dem Unglücklichen kein Erbarmen gefühlt. Dein zweiter Wesir ist der Sohn eines Koches; darum hat er Beziehung zur Kocherei behalten. Aber dieser dein dritter Wesir ist aus edler Familie; darum hat er dieses Unglücklichen sich erbarmt. Denn Alles, o Schah! behält Beziehung zu seinem Ursprung^{*)}. Darauf sagte er: O Schah! siehe, ich selbst bin Hifir — und verschwand.

^{*)} Naturam expellas furca, tamen usque recurret.
Hor.

Anmerkung.

Die vorstehende Erzählung ist einem Märchen-Cyclus in türkischer Sprache entlehnt, welcher den Titel: „die vierzig Wesire“ trägt. Der sonst unbekannte Verfasser oder vielmehr Bearbeiter lebte im funfzehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung unter Sultan Murad II. Sein Vorbild, die weit früher ans Licht getretenen „Vierzig Morgen und vierzig Abende“, waren in arabischer Sprache abgefaßt und einem der Sultane Aegyptens gewidmet, dessen Name nicht angegeben wird. Der türkische Bearbeiter verwandelte den schlichten und jeden Schmuckes entbehrenden Stil seines arabischen Vorgängers beim Uebersetzen in eine sehr blumen- und spruchreiche Sprache, und rühmt sich dessen in der Vorrede, wie türkische Uebersetzer aus dem Arabischen oder Persischen zu thun pflegen.

Der Schauplatz der genannten Erzählungen ist am Hofe eines persischen Monarchen, dessen leuscher Sohn durch die eigene Stiefmutter verläumdet wird, nachdem ihr Versuch, ihn zu verführen, gescheitert ist. Vierzig Tage lang erzählt die Gattin ihrem Gemahl an jedem Abend ein Märchen, das seinen Verdacht gegen den Sohn und die für ihn Partei nehmenden Wesire bestärken soll, und an den Morgen aller vierzig Tage bemüht sich je Einer der vierzig Wesire des Schahs durch ein Gegen-Märchen seine Gemahlin zu verächtigen, bis die Verläumderin endlich erkannt und dem Tode überantwortet wird.

Ehbir oder Ehsir, nach türkischer Aussprache Husr, Husur, heißt bei den Ruhamedanern bald der Prophet Elia, bald der Ritter Sanct Georg. Wie man zu der Wahl jenes Namens gekommen, ist nicht recht nachzuweisen, ebensowenig warum der Prophet Elia und der heilige Georg beide damit besetzt werden. Die Bedeutung des arabischen Wortes ist viriditas, also verdure, und da Ehbir den Quell des Lebens in der Natur behüten, die Fluren begrünen und die Bäume belauben soll, auch der 23. April ihm gewidmet ist, an welchem Tage die Pferde des Sultans feierlich auf die Weide getrieben werden, so scheint dieser Prophet nichts weiter

als eine alte Personification des Frühlings zu sein; daher es kein Wunder ist, daß er bis zum jüngsten Tage diese Welt nicht verlassen soll. Da nun von dem biblischen Elia gesagt wird, „Gott werde ihn vor dem schrecklichen Tage zu den Juden senden als Velehrer“ (Maleachi, 4, 5); so konnten die Juden bald zu der Annahme kommen, daß Elia in Erwartung seiner Sendung sich auf der Erde aufhielte und so die Veranlassung geben, daß er mit Chist identificirt wurde. Vermuthlich haben rabbinische Mährchen hier, wie anderwärts, vorgearbeitet.

Was die zweifelhafte Erwähnung des Chist im Koran betrifft, so sind darüber die Ausleger zur achtzehnten Sura nachzulesen, bei den Worten: „Und als sie zu dem Jelo kamen, sandten sie einen von unsren Knechten, dem wir Gnade verliehen und ihn Weisheit vor uns gelehrt hatten.“

Ein Fragment des Mährchen-Cyclus, Text mit französischer Uebersetzung eines Theils der Mährchen (Text und Uebersetzung brechen nämlich plötzlich ab) erschien 1812 in Paris unter dem Titel: „Les Quarante Vizirs“ par Belletête. Eine vollständige deutsche Uebersetzung lieferte Dr. Vehrenauer. Leipzig 1831. In der betreffenden Anmerkung hat er die Schriftsteller genannt, welche über Chist sprechen. S. auch Schwarz, Ursprung der Mythologie, S. 94, über Chetir-Eliaz.

Die Erzählung selbst ist eine Erzählung der Gemahlin des Schah. Daß ich sie meinen „Erinnerungen“ beigelegt habe, ist besonders dadurch veranlaßt worden, weil das weitgreifende Problem: „Alles führt zu seinem Ursprung zurück“ im Kreise der Freunde zu vielfältigen psychologischen Erörterungen Veranlassung gegeben hat.